

Dr. G. G. Burkhardts

Kleine Missions-Bibliothek.

Zweite Auflage,
gänzlich umgearbeitet und bis auf die Gegenwart fortgeführt

von

Dr. R. Grundemann,
Pastor zu Mörz bei Belgis.

Vierter Band: Ozeanien.

Erste Abteilung:

Der Indische Archipel.



Wiesfeld und Leipzig.
Verlag von Velhagen & Klasing.
1880.

Die evangelische Mission

im

Indischen Archipel

von

Dr. G. E. Burkhardt.

Zweite Auflage,

gänzlich umgearbeitet und bis auf die Gegenwart fortgeführt

von

Dr. H. Grundemann,

Pastor zu Wörrz bei Belgig.



Wiesfeld und Leipzig.

Verlag von Velhagen & Klasing.

1880.

Die technische Schulung

in der Maschinenbau

Dr. G. G. G. G.

Dr. G. G. G. G.

Dr. G. G. G. G.

Dr. G. G. G. G.

Dr. G. G. G. G.



Dr. G. G. G. G.

Dr. G. G. G. G.

1. Allgemeines

2. Java

3. Sumatra

4. Bornéo

5. Celebes

6. Die M...

Inhalt.

1. Allgemeines	1
2. Java und die kleinen Sundainseln	10
a. Land und Leute	10
b. Die evangelische Mission auf Java	47
3. Sumatra	82
a. Die Battaländer	82
b. Mias	122
4. Borneo	139
a. Allgemeines	139
b. Die evangelische Mission	161
5. Celebes und die benachbarten Inseln	192
a. Allgemeines	192
b. Die Minahassa	194
c. Die Sangi- und Talautinseln	226
6. Die Molukken nebst Timor	232
a. Übersicht	232
b. Amboina	236
c. Banda	241
d. Timor	242
e. Ternate	248
f. Die Mission auf den Molukken.	255

Index

1	1	1
2	2	2
3	3	3
4	4	4
5	5	5
6	6	6
7	7	7
8	8	8
9	9	9
10	10	10
11	11	11
12	12	12
13	13	13
14	14	14
15	15	15
16	16	16
17	17	17
18	18	18
19	19	19
20	20	20
21	21	21
22	22	22
23	23	23
24	24	24
25	25	25
26	26	26
27	27	27
28	28	28
29	29	29
30	30	30
31	31	31
32	32	32
33	33	33
34	34	34
35	35	35
36	36	36
37	37	37
38	38	38
39	39	39
40	40	40
41	41	41
42	42	42
43	43	43
44	44	44
45	45	45
46	46	46
47	47	47
48	48	48
49	49	49
50	50	50
51	51	51
52	52	52
53	53	53
54	54	54
55	55	55
56	56	56
57	57	57
58	58	58
59	59	59
60	60	60
61	61	61
62	62	62
63	63	63
64	64	64
65	65	65
66	66	66
67	67	67
68	68	68
69	69	69
70	70	70
71	71	71
72	72	72
73	73	73
74	74	74
75	75	75
76	76	76
77	77	77
78	78	78
79	79	79
80	80	80
81	81	81
82	82	82
83	83	83
84	84	84
85	85	85
86	86	86
87	87	87
88	88	88
89	89	89
90	90	90
91	91	91
92	92	92
93	93	93
94	94	94
95	95	95
96	96	96
97	97	97
98	98	98
99	99	99
100	100	100

Die
 quemen
 demselben
 Die Inse
 Amerika
 neben Asi
 mensaffen
 und ethn
 Übergangs
 Verschieden
 des Groß
 ersten Auf
 sen, die
 Mikronesie
 Ungleichm
 Bande nic
 genden Ge
 den Leser
 auf einen
 behandelte
 „Indien“
 mens bedi
 Betrachtun

1) Es
 scheinen, da
 Dasselbe sie
 hier die ih
 Burthard, 2

Der Indische Archipel.

1. Allgemeines.

Ozeanien — wir behalten hier diesen für die Einteilung so bequemen Begriff bei, wenn wir uns auch nicht verhehlen dürfen, daß demselben die Oberflächlichkeit seines französischen Ursprungs anhaftet. Die Inselgruppen, welche sich südöstlich und östlich von Asien gegen Amerika hin zerstreut finden, lassen sich nicht als ein einheitliches Ganze neben Afrika und den beiden andern eben genannten Erdteilen zusammenfassen. Sie umfassen Gebiete von ganz verschiedenem geographischen und ethnographischen Charakter, mögen sich zwischen denselben auch Übergangsglieder eingeschoben finden. Besonders stark sind diese Verschiedenheiten zwischen den Inseln des Indischen Archipels und denen des Großen Ozeans. Trotz aller Bereitwilligkeit, die Einteilung der ersten Auflage beizubehalten, konnte ich mich daher doch nicht entschließen, die Behandlung des Archipels mit der der Sandwicheisen und Mikronesiens in einem Hefte zu verbinden. Mag hierdurch auch eine Ungleichmäßigkeit entstehen — wie solche sich z. B. auch im ersten Bande nicht vermeiden ließ — ich beschränke den Inhalt des vorliegenden Hefes auf die Besprechung des Indischen Archipels und bitte den Leser von vornherein festzuhalten, daß wir damit noch einmal auf einen Teil des in den beiden ersten Hefen des dritten Bandes behandelten Gebietes zurückkehren. Auch hier haben wir ein Stück „Indien“, wie man denn z. B. sich in Holland schlechtweg dieses Namens bedient, um jene Inseln zu bezeichnen, denen wir nunmehr unsere Betrachtung zuwenden.¹⁾

¹⁾ Es könnte den eben aufgestellten Gesichtspunkten gegenüber inkonsequent erscheinen, daß ich das nördliche Missionsfeld auf Neu-Guinea mit hierher ziehe. Dasselbe steht jedoch so sehr unter holländisch-ostindischem Einflusse, daß es nur hier die ihm gebührende Stelle finden konnte.

Der Archipel umfaßt einen bedeutenden Flächenraum. Legen wir zur Vergleichung mit Europa die Karten über einander, so, daß die Nordspitze von Sumatra mit Kap Landsend zusammentrifft, so fällt der östliche Punkt des vorliegenden Missionsgebietes schon jenseits der Wolga, während die Linie vom nördlichsten Punkt der Philippinen bis zur Südgrenze der kleinen Sundainseln mit der Entfernung von der Donau bis zum Nordkap übereinstimmt.

Was die geologische Stellung und Bedeutung betrifft, so haben wir es mit einer Fortsetzung des asiatischen Kontinents zu thun, dessen Tiefländer von einem verhältnismäßig flachen Meere bedeckt sind, während die Hochländer und höheren Gebirge als Inseln über die Wasseroberfläche hervorragten.¹⁾ Genauer genommen aber trifft dies nur auf die westliche Hälfte des Archipels zu. Die östliche, von jener geschieden durch eine tiefe Wasserrinne, die sich in der Straße von Lombok, der von Makassar und der Sulusee zeigt, trägt namentlich durch ihre zoologischen Eigentümlichkeiten das Gepräge eines australischen Übergangsgebietes. Die Tierwelt der westlichen Inseln stimmt mit der des asiatischen Kontinents überein. Hier wie dort finden sich Elefanten, Affen u. s. w., die man auf den östlichen Inseln vergeblich sucht. Dort zeigen sich verschiedene zoologische Formen, die unverkennbar mit denen Australiens übereinstimmen.

Dennoch wird diese ganze Inselwelt wieder zusammengeschlossen durch die Vulkankette, die sie im mächtigen Bogen durchzieht und noch jetzt mehr als 100 thätige Vulkane aufweist. An der Peripherie dieses Bogens zeigen die Inseln größtenteils einen schroffen Abfall, während sie nach der Mitte zu sanfter absteigen oder in breiten Alluvialebenen auslaufen. Danach dürfen wir mannigfaltige klimatische Verhältnisse erwarten, die namentlich von den Einflüssen der wechselnden Monsune abhängen. Im ganzen und großen aber trifft folgende Schilderung dieses Gebietes zu.²⁾ „Außer den tropischen Küstengebieten Brasiliens kennen wir keine Gegend der Erde, wo sich eine gleich üppige Pracht der Vegetation entwickelte, oder wo die natürlichen Vorteile, welche

¹⁾ An manchen Stellen sind dieselben durch jüngere Alluvialflächen erweitert; auch finden sich Inseln der Korallenformation. Letztere sind den Küsten der größeren Inseln oft zahlreich in der Form flacher Scheiben mit dichter grüner Vegetation vorgelagert. Andere jener Inseln sind mächtige Trachyterhebungen mit schroffen, unzugänglichen Felsenriffen (iron bound coast, sagt der Engländer), an denen die Brandung schäumend sich bricht und über die wohl ein kristallheller Bach sich brausend ins Meer stürzt. Gelangt man an einer ausgewaschenen Bucht, die dem Boote einen sichern Landungsplatz bietet, auf eine solche Insel, so findet man auf dem Felsenrund einen äußerst fruchtbaren Boden, auf dem ein üppiger Wald von riesigen Palmen- und Laubbäumen sich ausdehnt, unterbrochen von schattigen, mit hohem Allanggras bewachsenen Plätzen. — Eine dritte Art von Inseln zeigt sich ebenfalls häufig: die vulkanischen Basaltkegel, die oft ganz unmittelbar und ohne einen flacheren Küstensaum sich aus den blauen Fluten erheben bis zur Höhe von einigen tausend Fuß. Manche derselben sind über und über bis zur Spitze mit Wald bedeckt, andre zeigen in ihrem oberen Teile den kalten Aschenkegel, dem ein Dampf- wölken entströmt, und heftige vulkanische Ausbrüche, begleitet von weithin wirkendem Erdbeben, gehören im Archipel keineswegs zu den Seltenheiten.

²⁾ v. Kloben, Handbuch der Erdkunde, III, S. 570.

der
Al
So
gib
her
wel

Ma
Ur
auf
belu
fom
unse
die
peri
war

bew
von
muf
hat
Mar
rühr
den
dieser
jener
eigen

den
einer
unzu
demj
genar
samer
weit
ethn
Bear
Mal
jenem
des
für
verm

1
ähnlic
hande
mehr

Alpha

Legen wir
daß die
so fällt
enseits der
spinnen bis
g von der

so haben
hun, dessen
bedeckt sind,
die Wasser-
ur auf die
gefloßen
n Kombol,
durch ihre
hen Über-
it mit der
Elefanten,
lich sucht
ennbar mit

angeschlossen
t und noch
herie dieses
l, während
wialebenen
Verhältnisse
n Monsune
Schilderung
Brasilien's
ige Pracht
le, welche

n erweitert;
der größeren
Vegetation
hroffen, un-
n denen die
sich draußend
dem Boote
dem Felsen-
von riesigen
mit hohem
ch ebenfalls
ohne einen
von einigen
t Walz be-
ein Dampf-
a wirkendem

der Boden bietet, mannigfaltiger wären. Die Schwere des tropischen Klimas wird hier durch Seewinde gemildert, Wälder aus unschätzbaren Holzmassen bedecken die Abhänge der Gebirge, reichliche Bewässerung gibt den Tieflandsstrecken Kraft, die kostbarsten tropischen Erzeugnisse hervorzubringen — kurz alles scheint hier eine Region zu verraten, welche für eine hohe Entwicklung des menschlichen Geschlechts geeignet ist.¹⁾

Der Mensch aber hat hier noch keineswegs die Natur in hohem Maße seiner Herrschaft unterworfen, wie der dichte, undurchdringliche Urwald zeigt, der auf weite Strecken das Land von der Küste an bis auf die hohen Bergesgipfel bedeckt. Auch die Bevölkerungsdichtigkeit bekundet keinen hohen Kulturstand; denn auf das Quadratkilometer kommen etwa 16 Seelen — $\frac{1}{4}$ bis $\frac{1}{8}$ von der Bevölkerungsdichtigkeit unseres Vaterlandes. Doch hat der Archipel seine eigenartige Kultur, die malaiische, der auf Sumatra und Java bereits ältere Kulturperioden brahmanischen und buddhistischen Gepräges voraus gegangen waren.¹⁾

Nur Ruinen der einstigen Heiligtümer und abergläubische, unbewußt im Volke forterbende Reste jener Religionen geben uns Kunde von dem Kulturleben der alten Zeit, das seit Jahrhunderten von der muhammedanisch-malaiischen Kultur verschlungen ist. Die letztere aber hat bei weitem noch nicht das ganze Terrain in Besitz genommen. Manche der Inseln sind nur an ihrem Küstensaume von derselben berührt, während im Innern noch immer Stämme leben, die wir zu den Naturvölkern rechnen müssen — wenn auch das Unzureichende dieser uns geläufigen Unterscheidung besonders an dem Beispiele eines jener Stämme (der Batta auf Sumatra), bei dem sich Züge einer eigenartigen Kultur finden, deutlich werden muß.

Ethnographisch gehören die Bewohner jener Inseln, abgesehen von den wenig bekannten und jedenfalls nur noch sehr unbedeutenden Resten einer älteren Bevölkerung (wie sie sich z. B. auf Borneo in dem noch unzugänglichen Innern vorfinden) jener Völkerfamilie an, die nach demjenigen Volke, das sich am meisten hervorgethan hat, die malaiische genannt wird. Bei den mannigfachen Sprachen läßt sich die gemeinsame Abstammung erkennen, wenn sie auch in ihrer Entwicklung sich weit von einander entfernt haben. In diesem Stücke liegt übrigens der ethnographischen und linguistischen Forschung noch ein weites Feld zur Bearbeitung vor. Neben den verschiedenen Sprachen aber ist das Malaiische jetzt über den ganzen Archipel verbreitet und bildet auf jenem Gebiete die lingua franca. Aufs engste mit der Ausbreitung des Islām verbunden, hat sie die arabische Schrift angenommen, die für einige neue Laute durch diakritische Zeichen um einige Buchstaben vermehrt worden ist.²⁾

¹⁾ Im Grunde freilich ist noch immer die Religionsform des Dämonendienstes, ähnlich wie wir sie bei den dravidischen Völkern des Dekhan kennen lernten, vorhanden, wie er ursprünglich ganz allgemein auf diesen Inseln herrschte, aber immer mehr von dem eindringenden Islām wenigstens äußerlich beschränkt wird.

²⁾ Früher hatte die Sprache ihr eigenes, jedenfalls vom Sanskrit entlehntes Alphabet. Von dem letzteren hat sie eine Menge Wörter aufgenommen, die sich

Sehen wir aber jenes merkwürdige Volk der Malaien etwas näher an. Ihr Stammland liegt auf Sumatra. Es ist das von den Vulkanen Singalang und Merapi überragte Hochland, auf dem schon in alter Zeit unter Anregung vom indischen Festlande das Reich von Menangkabau¹⁾ entstanden war. Bald nach der Mitte des 12. Jahrhunderts entstand dort eine Auswanderung, über deren mutmaßliche Veranlassung durch die Batta in einem der folgenden Abschnitte die Rede sein wird. Der Strom ergoß sich nach der gegenüberliegenden Halbinsel Malaka, wo namentlich die Kolonie Singapur gegründet ward. Hier wurden die damals noch nach ihrer Heimat Drang Menangkabau genannten Auswanderer mit dem Islam bekannt und waren bald fanatische Anhänger des Propheten. Auch dem Mutterlande teilte sich der neue Glaube mit und gewann dort im mittleren Sumatra den festen Halt und fruchtbaren Boden. Immer neue Scharen von Auswanderern trugen ihn an die Küsten der verschiedenen Inseln und erlangten durch den aus ihm quellenden Fanatismus aller Orten die Herrschaft über die vorgefundene heidnische Bevölkerung.

Aus dem ursprünglich Ackerbau treibenden Volke wurde hierdurch ein Seefahrendes, das zum großen Teil von der Seeräuberei seinen Unterhalt suchte. Obwohl dem einst durch den ganzen Archipel verbreiteten Unwesen durch die Bemühungen der holländischen Regierung bedeutend gesteuert ist, gibt es doch immer noch Schlupfwinkel, von wo aus Malaien in ihren schnellsegelnden „Prauen“ dieses einst für das ganze Volk so charakteristische böse Handwerk treiben. Gewöhnlich verbünden sich die Männer verschiedener Niederlassungen (wie solche unter ihren Nabsha je ein selbständiges Gemeinwesen bilden) zu einem Beutezuge. Unter der zu verteilenden Beute spielen Sklaven eine Hauptrolle; dieselben gehen aber nicht gerade einem drückenden Lose entgegen. Sie werden nebst den durch Schulden in Leibeigenschaft geratenen zum Ackerbau verwendet.

Ihrer äußern Erscheinung nach sind die Malaien nicht schön zu nennen. Die Hautfarbe ist ein gelbliches Olivenbraun, die Lippen dick und hervorspringend, die Nase platt, die Backenknochen stehen viereckig hervor. Ihre Gemütsart ist besonders heftig und aufbrausend. Ihre

zehn Prozent des ganzen Sprachmaterials ausmachen sollen, während die später aufgenommenen arabischen Wörter fünf Prozent betragen. Es ist dadurch ein bedeutender Wortreichtum entstanden. Das Malaisische ist wohlklingend, besonders wenn es von weicher, biegsamer Frauenstimme gesprochen wird.“ Es ist leicht zu erkennen, da die Grammatik sehr einfach ist und weber für Substantiva noch Verba eine Flexion besitzt. Dieselbe wird durch Präpositionen (Präfixen?) ersetzt. Es sei hier zugleich erwähnt, daß es eine ziemlich ausgedehnte malaisische Literatur gibt, die vorwiegend Kommentare zum Koran und andere religiöse Schriften umfaßt, daneben jedoch auch juristische, historische und poetische Werke, vieles Übersetzungen aus dem Arabischen. Die vorislamische Literatur scheint durch den religiösen Fanatismus vernichtet worden zu sein.

¹⁾ Eigentlich Menangkabau „Sieg des Bliffels“, ist der durch eine Sageedeutete Name der Hauptstadt. Die ziemlich starken indischen Einflüsse sind nicht bloß in der Sprache zu erkennen, man will sie sogar jetzt noch in den Physiognomien, die hier und da arische Züge tragen, bemerken.

besseren Anlagen scheinen unter dem Einflusse des Piratenhandwerks ausgeartet zu sein. „Der Malai ist stolz, aber dies hindert ihn nicht, niedrige und betrügerische Handlungen zu begehen; er ist verstockt, eifersüchtig, rachsüchtig, undankbar und hat fast kein Gefühl mehr für Ehre und Schande. Sein Mut ist nur die Wirkung einer augenblicklichen Aufregung, die ihn zu Handlungen der heftigsten Verzweiflung antreibt. Aber Kaltblütigkeit im Kampfe, Großmut und heroische Entschlüsse kennt er nicht. Er ist grausam und blutdürstig.“¹⁾ Am schrecklichsten kommt seine Leidenschaftlichkeit beim Amoklaufen zum Vorschein.

„Amok“ bedeutet soviel wie Wut, Raserei. „Durch einen plötzlichen Entschluß getrieben, bewaffnet sich ein Malai mit einem langen Kris (Dolch), nimmt denselben in die rechte Hand und stürzt in die belebtesten Straßen, um alle Menschen, die ihm entgegenkommen, niederzuknien. Es ist der Fall vorgekommen, daß in Singapur von einem einzigen Amokläufer 15 Menschen getödtet oder schwer verwundet wurden, bevor der Mörder erschlagen werden konnte. Sobald ein Amokläufer auf der Straße erscheint, hört man einen warnenden Schrei und alle unbewaffneten Menschen flüchten in die Häuser. Wer aber Waffen trägt, hat das Recht, den Rasenden wie ein wildes Tier niederzuschlagen. Alles baut und schießt auf ihn ein, besonders da ein Amokläufer sich nie gefangen gibt.“²⁾ — Wahrscheinlich steht diese schreckliche Gewohnheit in Verbindung mit der fatalistischen Lehre des Islām.

Mit diesen Malaien sind die Stämme, welche wir auf den verschiedenen Inseln als Hauptbevölkerung finden, verwandt. Es interessieren uns von denselben besonders die Javanen, die ebenfalls seit alter Zeit eine Kulturentwicklung gehabt und nun auch schon lange dem Islām anheimgefallen sind, sowie die zum größten Teil noch heidnischen Batta auf Sumatra, Dayaken auf Borneo und Misuren auf Celebes, die wir hier nur vorübergehend erwähnen, um bei der Besprechung jener Inseln ausführlich auf sie zurückzukommen. Einige andere Stämme dieser Art haben sich in ähnlicher Weise, Kolonien gründend und Schifffahrt und Handel treibend, wie die Malaien über den ganzen Archipel verbreitet, von denen hier nur die vom südlichen Celebes ausgegangenen Buginesen erwähnt sein mögen. Auch sie sind Muhammedaner. Daneben haben sich auch an manchen Orten Araber niedergelassen. Viel zahlreicher jedoch sind die über diese ganze Inselwelt verbreiteten Chinesen. Fast jeder Ort von einiger Bedeutung hat seinen chinesischen Kampong, der sich schon von ferne durch seine roten Ziegeldächer bemerklich macht. Das dort in großer Zahl gehaltene Viehlingstier der Chinesen, das den muhammedanischen Malaien verhaßte Schwein, bezeichnet ebenfalls den Unterschied. Diese chinesischen Kolonien stammen meist von der Provinz Fu-kien her. Als fleißige Handwerker und schlaue Handelsleute haben die Chinesen sich einen bedeutenden Einfluß erworben.

Die herrschende Bevölkerung aber sind die nur in geringer Minderzahl vorhandenen Europäer. Da wir hier von den der evangelischen Mission bis in die neueste Zeit unzugänglichen Philippinen absehen können, wo die Spanier wenigstens äußerlich den Katholizismus ein-

¹⁾ Berghaus, Die Völker des Erdballs, I, 413.

²⁾ Friedmann, Die ostasiatische Inselwelt, II, 57.

geführt haben, so beschränken wir uns hier auf die der holländischen Herrschaft unterstellten Inseln. Bald nach der Entdeckung des Seeweges nach Indien hatten zunächst die Portugiesen an verschiedenen Punkten des Archipels festen Fuß gefaßt und einen höchst gewinnreichen Handel angeknüpft. Die unterworfenen Eingebornen machten sie ohne weiteres zu Christen, wozu die von Goa aus geleitete Inquisition das Ihrige beitrug. Sie verfehlte aber auch nicht, vielfach unter der Bevölkerung den Haß gegen die Portugiesen zu entzünden und hat gewiß manche der damals noch heidnischen Stämme dem Islām in die Arme getrieben.

Als dann zu Anfang des 17. Jahrhunderts die Holländer in jenen Gewässern erschienen, wurden sie als Befreier der Eingebornen vom Joch der Portugiesen bewillkommenet.

Zuerst nämlich hatten Holländer in portugiesischen Diensten jene Gegenden kennen gelernt und beschrieben, wie Dirk Gerrits und Huigen van Linschoten. Angeregt durch ihre Werke unternahm Cornelius Houtman 1595 die erste Expedition nach Indien mit vier Schiffen im Auftrage einer holländischen Handelsgesellschaft. Glücklicheren Erfolg als diese Expedition hatte eine zweite 1598 unter Cornelius und Jakob van Neck, und schon 1601 segelten 40 holländische Schiffe nach den indischen Gewässern und brachten reiche Ladungen zurück. Sie gehörten verschiedenen Gesellschaften an, welche jedoch, um dem portugiesischen und englischen Handel erfolgreicher Konkurrenz machen zu können, durch Vermittlung der Generalstaaten in eine einzige verwandelt wurden. So entstand 1602 die berühmte Ostindische Handelsgesellschaft (Ostindische Handelsmaatschappij), durch welche der indische Handel „zu einer Nationalangelegenheit wurde, an welcher Volk und Regierung Anteil hatten.“ Die Gesellschaft erhielt nicht bloß ein Handelsmonopol, sondern auch die Befugnis, im Namen der Generalstaaten Beamte in Indien anzustellen, Krieg zu führen, Friedensverträge zu schließen, Städte und Festungen zu bauen, das Münzrecht u. s. w., war also vollständig eine politische Macht.

Gleich mit der ersten Expedition, die sie unter van der Hagen ausbandte, fand sie Gelegenheit, sich als solche zu bethätigen. Der Befehlshaber empfing nämlich eine Gesandtschaft der Eingebornen von Amboina, welche um Hilfe gegen die Tyrannei der Portugiesen bat. Nach hartnäckigem Kampfe wurde die dortige Festung erobert. Sie wurde unter dem Namen Vittoria der erste feste Punkt der Holländer in Indien. Bald darauf wurden die Portugiesen ganz von den Molukken verdrängt, auf denen acht Festungen den gesamten Handel mit Gewürznelken und Muskatnuß den Holländern sicherten. Seit 1610 kam die ganze Verwaltung, die bis dahin der Admiral der Flotte geübt, in die Hände eines Generalgouverneurs, der mit einem Staatsrat zur Seite im Namen der Generalstaaten die Kolonien regierte. Diese Würde wurde je auf fünf Jahre verliehen, und diese Einrichtung hat sich bis auf die neuesten Zeiten erhalten. Pieter Both war der erste Generalgouverneur. Er gründete nicht weit von dem jetzigen Batavia das Fort Nassau (1611), nachdem er mit dem Nadircha von Dschalatra, der im westlichen Teile Javas ein Gebiet von einigen hundert Qua-

bratmellen beherrschte, ein Schutzbündnis abgeschlossen und an der Mündung des Fließchens Tschiltwang ein kleines Terrain erworben hatte. Die politischen Streitigkeiten der verschiedenen Fürsten auf Java geschickt benutzend, wußte er schnell den holländischen Einfluß auszubreiten.

Mit mißgünstigen Blicken betrachteten andere europäische Mächte diese Fortschritte. Portugiesen, Spanier und Engländer vereinigten sich, um der jungen holländischen Herrschaft in Indien ein Ende zu machen. Nachdem sie auf schlaue Weise mehrere javanische Fürsten, besonders den Sultan (Sufuhunan) von Mataram und den Pangerang von Bantam sich verbündet, auch den Radscha von Dschafatra zum verrätherischen Abfall von den Holländern vermocht hatten, brachten sie die letzteren in eine sehr bebrängte Lage. Heldenmütig verteidigte sich die Besatzung von Fort Nassau unter ihrem Kommandanten Broeke und auch nachdem dieser durch Verrat in die Gefangenschaft geraten war, bis eine Flotte von den Molukken sie entsetzte. Dazu hatte Broeke selbst in der Gefangenschaft geschickt agitirt und den Pangerang gegen den Radscha herbeigelockt. So kam es schließlich mit der Zerstörung von Dschafatara zum vollständigen Siege der Holländer (1618). Auf den Trümmern begann sich die Stadt Batavia zu erheben, und später ging durch einen Vertrag mit dem Sufuhunan das ganze ehemalige Reich des Radscha in die Hände der Holländer über. So hatten die letzteren für die weitere Ausbreitung ihrer Macht eine breite, sichere Basis gewonnen.

Wir können die weiteren Kämpfe und historischen Ereignisse, durch welche sie sowohl auf Java als auch auf Sumatra, Borneo und Celebes ihre Herrschaft ausdehnten, nicht im einzelnen verfolgen. Es sei nur bemerkt, daß die Rivalität der andern europäischen Staaten in der Folgezeit nachließ. England bekam vollauf zu thun auf dem indischen Kontinente. Spanien war in Amerika so beschäftigt, daß es sich in Ostindien an den Philippinen genügen ließ, und Portugals Kolonialmacht geriet immer mehr in Verfall. Nur ein paar unbedeutende Punkte im Archipel, namentlich auf der östlichen Hälfte von Timor, hat sie sich gehalten — ohne den Holländern hinderlich zu sein. — Im Kampfe gegen Napoleon, als dieser mit unerhörtem Gewaltstreiche 1810 Holland annektirt hatte, mußten freilich die Engländer auch in Indien eingreifen. Sie nahmen die hauptsächlichsten holländischen Kolonien, welche einige Zeit zuvor unter Auflösung der Ostindischen Handelsgesellschaft ganz in die Hände des Staates übergegangen waren, in Besitz, aber nur, um sie nach einer kurzen Zwischenherrschaft 1815 wieder zurückzugeben. Seitdem ist denn die ausgedehnte indische Inselstrecke vom 95° bis 141° östlicher Länge von Greenwich und 7° 30' nördlicher bis 10° südlicher Breite (nur mit Ausnahme der Halbinsel Malaka, sowie des nördlichen Theiles von Sumatra und desgleichen von Borneo — welche Gebiete für unabhängig erklärt wurden¹⁾) durch den

¹⁾ Außer den eben erwähnten kleinen portugiesischen Besitzungen hat auch England seine Stationen im Archipel: Pulo Pinang, Malaka, Singapoore und Labuan.

Wiener Kongreß dem kleinen europäischen Ländchen, dem Königreich der Niederlande gesichert. Dieses hat auf seinen 598 Quadratmeilen noch nicht 4 Millionen Einwohner, während seine indischen Besitzungen auf beinahe 29 000 Quadratmeilen fast 25 Millionen zählen.

Man muß es anerkennen, wie das kleine Land in seiner kolonialen Thätigkeit Großes geleistet hat. Freilich im ganzen und großen hat es die Früchte seiner Anstrengungen sich selber zugewendet, und die Ausgaben für die geistige Hebung seiner Kolonialbevölkerung stehen bis heute keineswegs in angemessenem Verhältnisse zu den ungeheuren Erträgen, die der Schweiß der letzteren dem Mutterlande liefert. Dennoch aber ist die Behandlung der Eingebornen besonders seit der Einführung des von Generalgouverneur van den Bosch aufgestellten Kultursystems jedenfalls eine gedeßlichere, als diejenige, welche in den Kolonien anderer Staaten, namentlich in den englischen, zur Anwendung kommt. Die Engländer behandeln die Eingebornen im Grunde wie die Staatsbürger des Mutterlandes und gewähren ihnen möglichst dieselbe Freiheit und Selbständigkeit. Daß orientalische Völker, die Jahrhunderte lang unter despotischer Verfassung gestanden haben, von solcher liberalen Behandlung nicht viel Segen haben können, liegt auf der Hand. Den Völkern, die für politische Selbständigkeit noch nicht reif sind, muß die letztere ein eben solches Danaergeschenk werden, wie einem zwölfjährigen Quartaner, dem ein kurzschichtiger Vater die volle Unabhängigkeit des Studenten gewähren wollte, um so schlimmer, wenn er bisher unter strenger Zucht gehalten war. Die Holländer erkennen mit Recht ihre pädagogische Aufgabe an der Kolonialbevölkerung und üben mit Erfolg eine Erziehung zur Arbeit. Die letztere wird nicht dem freien Belieben und der Konkurrenz überlassen, sondern unterliegt gesetzlichem Zwange, der geschickterweise in die Hand der inländischen Häuptlinge ausgeübt wird, die man bei vollständigster Abhängigkeit von der Regierung doch in ihrer Stellung gelassen hat. Ohne diese Einrichtung würde es bei der Indolenz der Bevölkerung nicht möglich sein, den Kolonien so große Erträge abzugewinnen.

Dabei sollte nun freilich die andere Seite nicht fehlen, daß die geistigen Interessen gepflegt und gefördert würden. Was Holland für die Schulbildung in seinen indischen Besitzungen thut, ist verhältnismäßig doch nur sehr gering. Hinsichtlich der Hebung der Eingebornen in religiöser Beziehung läßt es sich die schwersten Versäumnisse zu schulden kommen.

Anfänglich freilich machten sie es anders. War doch selbst unter den Zwecken der Ostindischen Handelsgesellschaft der aufgeführt, daß in allen von ihr unterworfenen Ländern der reformirte Glaube gepflanzt werden sollte. Und man muß es den Alten lassen, daß sie neben ihren Kriegsthaten und ihrem Handelseifer auch durch ihre Domines das Evangelisationswerk betrieben haben. Obwohl jedoch unter den letzteren manche tüchtige und treue Männer waren, welche mit ganzem Herzen sich um das Seelenheil der Eingebornen bemühten, wurde die Sache im großen und ganzen doch so mechanisch betrieben, daß nur ein trauriges Namenschristentum das Ergebnis sein konnte. Wo bereits

2. Java und die kleinen Sundainseln.

a. Land und Leute.¹⁾

Nach langwieriger Seefahrt begrüßen wir mit Freuden die Westspitze Javas, ein waldbedecktes Gebirge, umsäumt von einem gelben Sandstreifen, über den die Brandung schäumt. Laue, duftige Rüste umwallen uns, wenn wir nahe an der Küste hinfahren, aus deren dunkeln Wäldern dann und wann die Stimme eines Affen und das Gefreisch eines Papageien sich vernehmen läßt. Immer neue Inseln und Inselchen „wie grüne Sträucher“ tauchen aus den Fluten, je weiter wir in die Sundastrafe vordringen. Noch aber zeigt sich nirgends eine Spur von Menschen.

Dort endlich erscheint das kleine Fort von Andöcher. Ein winziges Boot stößt vom Lande — fast möchte man es nur für einen Schwimmdogel ansehen. Doch es kommt näher, und man unterscheidet schon mit bloßem Auge den halbnackten Eingebornen, der es rudert. Es ist der „Birmah“, der Fruchtverkäufer, der uns als erster von den Eingebornen des Archipels begrüßen will. Nun hat er das ihm zugeworfene Seil gefaßt und klettert mit fagenartiger Fertigkeit an Bord. Der gelbbraune Mann ist nur mit einem Lendentuche bekleidet, das bis zu den Knien reicht. Sein schwarzes, schlichtes Haar ist mit einem bunten Kopftuche umwunden. Die schwarzen Augen funkeln lebhaft; auffallend sind die hervortretenden Backenknochen, die etwas plattgedrückte Nase und der zahnlose Mund²⁾ — rötlich gefeuchtet von dem beliebten Betelkauen.³⁾ Pisang⁴⁾, Mango, Ananas und Kokosnüsse bringt der Birmah in seinen Körben herauf — auch einen Affen oder einen Katadu, den die neugierigen Matrosen bewundern und um eine Kleinigkeit einhandeln.

Weiter in der Nähe der Küste hinsegelnd, bemerkten wir wohl hier und da unter schlanken Kokospalmen einige Hütten, während andere, verdeckt vom dichten Gebüsch, durch eine leichte Rauchsäule ihr Dasein ankünden. In wechselnden Gestalten und mannigfacher Beleuchtung zieht das Land an uns vorüber. Schon neigt sich die Sonne dem Ozean zu — obgleich unsre Uhr erst die sechste Stunde zeigt. In prächtigen Farben erglühn die Berge, während ihr Fuß schon von Schatten umspielt wird. Nun glimmen nur noch die Gipfel, unten wird's schnell dunkel; und wenn da oben der letzte Schimmer erlischt, so ruht alles in dichter Nacht, durch die prächtig die Himmelslichter niederfunkeln.

¹⁾ Die zunächst folgenden Schilderungen gebe ich meist nach Dr. Friedmann, Die ostasiatische Inselwelt.

²⁾ Es herrscht die Sitte, daß den erwachsenen Knaben und Mädchen die Schneide- und Augenähne abgefeilt werden; sie haben dem Javanen zuviel Ähnlichkeit mit denen des Hundes. Die bleibenden werden schwarz gefärbt.

³⁾ Diese ganz allgemeine Sitte wird im ganzen Archipel Sirta uen genannt. Die Arekapalme, deren Ruß mit dem Betelpfefferblatt und Kalk dazu benutzt wird, heißt hier Pina ng.

⁴⁾ So heißt hier die Banane und ihre Frucht.

Erquickend ist die Kühle des Morgens. Die waldbelkrönten Gebirge sind uns ferner gerückt durch ein breites Niederungsgebiet, das ihnen vorgelagert ist. Doch spüren wir den frischen Hauch des Landwindes, der von ihren mit Nebel umgebenen Häuptern zu uns herüberwallt. Im Osten schwebt schon die feurige Morgenröthe über der fast glatten Wasserfläche, und bald erglühn wieder Land, Meer und Inseln im heitern Sonnenstrahl. Zwischen zahlreichen kleinen Koralleninseln sucht nun unser Schiff seinen Weg. Die übrigen sind so still; aber von dem Eiland Onrust tönt geschäftiges Treiben und Hämmern zu uns herüber. Dort sind die großen Schiffswerfte, welche die Nähe der Hauptstadt des Inselreiches ankündigt. Noch ein Stündchen, und mitten unter vielen buntbesagten Schiffen der verschiedenen Nationen fällt unser Anker auf der Rêde von Batavia.

Wieder kommt der Birmah mit seinen Vorräten an Bord, aber auch der gelbe Chinese mit seinen schiefgeschlitzten Augen und dem Zopf unter dem breiten Strohhut ist hier eine unvermeidliche Figur. Mit schmeichelndem Lächeln redet er Offiziere und Mannschaften in gebrochenem Holländisch an, um Geschäfte zu machen.¹⁾

Wir aber eilen ans Land, um Java, die „schönste Perle in der niederländischen Krone“ (mit einem vielgebrauchten Vergleiche zu reden), aus eigenem Augenschein kennen zu lernen. Gemischte Eindrücke sind es, die uns die Hauptstadt dieser Perle macht. Zwischen den Hütten und Häusern der verschiedenen Kampongs der Eingebornen sieht man die verwitterten und mit Kakteen und Aloe bewachsenen Ruinen der großen öffentlichen Gebäude. Die früheren Kanäle und Stadtmauern sind jetzt durch breite Wege mit Alleen besetzt. Das in der ungünstigen, vom Fieberhauche erfüllten Niederung angelegte Batavia, in dem sich das ungeheure jährliche Sterblichkeitsverhältnis bis auf 1:3 steigerte, ist seit anfangs dieses Jahrhunderts von den Europäern ganz verlassen. Nur die Gewölbe (tokó) der Kaufleute befinden sich noch dort.

Die Wohnungen finden wir in dem höher und gesunder gelegenen Stadtteil Weltevreden (Wohlfrieden), der den kühlenden Land- und Seewinden zugänglicher ist, als die alte Stadt. Wir begeben uns dorthin — natürlich, um nicht bei den Europäern von vornherein alle Reputation zu verlieren, im leichten Fuhrwerk — den breiten Alleen der schattenreichen *Ficus religiosa*, dann von *Hibiscus*-Arten mit gold-

¹⁾ „Geschäftig läuft er von der Kasse des Kommandanten bis zu den Matrosen und Schiffsjungen im Zwischendeck, von einem jeden Bestellungen der verschiedensten Art entgegennehmend, die er in der Regel mit der größten Pünktlichkeit besorgt. Nicht nur Lebensmittel, Schreibmaterialien und Gegenstände des täglichen Bedürfnisses, sondern auch Kleider, Wäsche, Zeug, Gold- und Silberwaren, chinesische, indische und europäische Produkte bringt er auf Bestellung an Bord, wozu ihm nötigenfalls der Kredit, den er bei seinen Landsleuten genießt, behilflich ist.“
Übrigens figuriren die Chinesen nicht bloß als Handelsleute und Agenten, sondern auch als Handwerker, Schiffszimmerleute u. s. w. spielen sie auf der Rêde eine große Rolle, zu der dem Eingebornen Talent und Gelenkigkeit, sowie überhaupt die dem Chinesen eigene Schmiegsamkeit fehlen würde.

gelben und weißen Blüten folgend, die uns zu jenen reizenden Villen führen, umgeben von prachtvollen, mit holländischer Sauberkeit gepflegten Gärten. „Die Gebäude sind in der Regel nur ein- oder zweistöckig und besitzen zu ebener Erde einen Säulengang, der als Speiselokalität, sowie als Aufenthaltsort während des Tages und als Empfangszimmer dient. Dort befindet man sich beständig in freier Luft. Nur die Schlafgemächer sind wie unsere Zimmer geschlossen und nehmen die Räume des Hauses ein.“

Wir können uns nicht aufhalten bei der Betrachtung der verschiedenen öffentlichen Gebäude, die zum Teil prachtvollen Paläste sind umgeben von den herrlichsten Parkanlagen. — So wenig Weltevreden den Eindruck einer Stadt nach unsern Begriffen macht, so zweckmäßig ist die ganze Anlage mit Rücksicht auf die Gesundheit der Bewohner in jenem drückenden Tropenklima.

Machen wir Halt vor einem Gasthaus, um in dem lustigen Salon, der fast eine offene Halle bildet, ein Mahl einzunehmen. Kellner europäischen Art dürfen wir nicht erwarten. Gelbe oder braune „Jungen“, in sauberen weißen Kittunjacken und bunten Kopftüchern bedienen uns. Aus der Küche, die wie überall auf den Inseln des Archipels ein besonderes, leicht aus Bambus errichtetes Gebäude ist, das mit mehreren andern ähnlichen Häuschen für die Dienerschaft jenseits eines Hofes liegt, werden die Speisen herübergebracht — und man braucht nicht zu fürchten, daß sie zu kalt werden. Die Hauptschüssel bildet der Reis, der in wenig Wasser oder Dampf weichgekocht, fast ganz trocken zur Tafel gebracht wird. Man vermengt ihn nun mit einer gelben aus der Keriwurzel (?) bereiteten Sauce, welchem Gemenge man etwas geriebenen spanischen Pfeffer (Sambal), gesalzene Eier, Gemüse und manches andere beifügt.¹⁾ Hühnerbraten ist ebenfalls ein tägliches Gericht der ostindischen Tafel. Auch fehlen nicht Suppen, Schaf-, Kalbs- und Rindfleisch, verschiedene feine Arten von Fischen, sowie die dem Holländer unentbehrliche Kartoffel. Sie kommt aus den höheren, kühleren Gebirgsdistrikten, wo sie mit anderen europäischen Gemüsen gut gedeiht. Der Nachtisch besteht in den köstlichen Früchten, deren zahlreiche Arten (32) aufzuzählen unser Raum nicht gestattet.

Nach beendigter Mahlzeit beleben sich die Straßen Weltevredens. Es ist die Zeit des Abendspazierganges. Kreolinnen in weißen lustigen Gewändern, mit schwarzen Locken, bald mit hellerem, bald dunklerem Teint lassen nicht ohne Absicht ihre lebhaften Blicke umherwandern. Gehen wir dieser Gesellschaft aus dem Wege. Der helle Mondschein lockt uns in der angenehmen Abendkühle weiter hinaus nach Fort Meester Cornelis, wo wir die Jniänder bei ihren Abendunterhaltungen beobachten können. Doch darüber mehr an einer andern Stelle.

Es ist spät geworden. Suchen wir in unserm Gasthaus die Ruhestätte. Die Moskitovorhänge sind dabei die Hauptsache — sonst

¹⁾ Jedensfalls dem Curry des indischen Festlandes entsprechend.

muß namentlich der Neuling entseztlich unter diesen kleinen Blutsaugern leiden. Der Dede bedürfen wir nicht; die leichte baumwollene Nachkleidung gewährt genügenden Schutz.

Bald nach 5 Uhr morgens beginnt die Dämmerung. So sehr auch die Europäer in Batavia sonst das holländische Phlegma im höchsten Grade bekunden, keiner von ihnen versäumt das frühe Aufstehen, um nicht die schönen kühlen Morgenstunden zu verlieren. Man nimmt sofort ein kaltes Bad, womöglich in einem klaren Bache, bekleidet sich mit dem Sarong und der Kabaia¹⁾ und schlürft im Freien bei einer Manilazigarre eine Tasse Thee. Nach einigen Stunden, in denen man noch nicht an Arbeiten denkt, kleidet man sich in weiße Kleidungsstücke mehr nach europäischem Schnitte, mit Schuhen und breitem Strohhut und geht oder fährt zu den Berufsgeschäften, der Beamte in sein Bureau, der Kaufmann nach seinem Toko in der Altstadt. Dort bleibt man bis 2 Uhr, um dann die Tagesarbeit sogleich zu beschließen und die übrige Zeit dem Schlafe, der Tafel und den geselligen Freunden zu widmen. — „Durch dieses träge Leben mehr noch als durch die klimatischen Verhältnisse erschläft Körper und Geist des Europäers. Eine gewisse Indolenz bemächtigt sich der Seele, die Begeisterung für das Hohe und Edle schwindet.“ Noch stärker tritt dies bei den folgenden Geschlechtern hervor. Dazu müssen wir noch bemerken, daß — abgesehen von rühmlichen Ausnahmen — die Europäer in den holländischen Kolonien größtenteils der Unsitlichkeit ergeben sind,²⁾ wie ja schon in alten Zeiten die Rede ging, daß sie ihr Christentum am Kap zurückließen. Solche Namenschristen stellen der Ausbreitung des Christentums unter den Eingebornen die größte Schwierigkeit in den Weg.

Die Zahl der in der Residentschaft Batavia lebenden Europäer wurde 1859 auf 4504 angegeben. Von diesen waren 3435 in Indien geboren, also Kreolen — die übrigen eingewandert. Die Zahl der Javanen und Malaien ist zusammen auf 408 307 und die der Chinesen auf 44 000 angegeben. Die Stadt Batavia selber zählt nach neueren Angaben im ganzen 65 000 Seelen.

Wir wollen uns aber nicht zu lange in der Hauptstadt aufhalten. Auch die in nächster Beziehung zu derselben stehende und durch eine Eisenbahn verbundene Stadt Duitenzorg (spr. Deutenforch = Sanssouci), wo für gewöhnlich der Generalgouverneur wohnt und manche Europäer in dem gesunden Klima des Hochlandes einige Zeit zur Stärkung verbringen, erwähnen wir nur im Vorübergehen. Suchen wir zunächst ein Gesamtbild der ganzen Insel zu gewinnen.

¹⁾ Ersterer ein breites Stück leichten Baumwollenzuges, das um die Taille geschlungen bis auf die Knöchel herabreicht, letztere eine weite Jacke aus demselben Stoff — beide die hauptsächlichsten Kleidungsstücke der Eingebornen.

²⁾ Mit einer im Grunde von ihren Eltern getauften Inländerin in wilder Ehe zu leben, gilt bei vielen gar nicht als tadelnswert.

Seinem Flächeninhalt nach mehr als viermal so groß wie das Königreich der Niederlande, erstreckt sich Java 128 Meilen (was die Entfernung zwischen Berlin und London übertrifft) nahezu von Westen nach Osten bei einer zwischen 9 und 16 Meilen schwankenden Breite. Das Gebirgsland, welches die Insel durchzieht, hat seine höchste Erhebung im Süden und bildet dort meistens eine schroffe Kiste, mit wenigen Hafenplätzen. Im Norden dagegen säumt den Fuß des Gebirges ein flaches Alluvialland von verschiedener Breite, das in sumpfigen mit Mangrovenwäldern bedeckten Küsten verläuft, an denen sich gute Rheden und Ankerplätze finden. Dem Unterschiede zwischen Nord- und Südhälfte der Insel stellt sich aber der nicht minder wichtige zwischen West- und Östhälfte an die Seite. Im Westen haben wir ein Bergland vor uns, das weite Hochplateaux bildet von 4—700 Meter Höhe, über die sich die mächtigen Ketten mit ihren mehr als 3000 Meter hohen Gipfeln erheben. Im Osten dagegen sind die einzelnen Gebirgsgruppen durch Tiefland unterbrochen, über die sie mit gleich hohen oder noch höheren Gipfeln um so kolossaler hervorragen.

Alle diese Gebirge bestehen aus vulkanischen Massen und bieten dem Beschauer die mannigfaltigsten malerischen Formen dar. Eine ganze Reihe von Vulkanen durchzieht die Insel, etwa 45 an Zahl, von denen mehr als die Hälfte sich noch in Thätigkeit befindet. Einer von diesen, der Gunong¹⁾ Samongan, hat, seitdem die Holländer auf Java verkehren, 15 Ausbrüche gehabt; der Gunong Tenger mit seinem mächtigen Krater, der nächst dem des Kilamea der größte auf der Erde ist, zählt deren 11. Mehr als eine Meile hat der weite Kessel im Durchmesser. Auf seinem flachen Boden erheben sich drei Regel, von denen der eine fast fortwährend eine Rauchsäule ausstößt. Oft waren die Ausbrüche, verbunden mit schweren Erdbeben, von der verheerendsten Wirkung, wie der des Gunong Gelungung im Jahre 1822. Bei einem andern Ausbruche wurden 40 Dörfer zerstört. Der höchste der Vulkane ist der Gunong Sméru (13 174'). Zahlreiche heiße Quellen entspringen am Fuße dieser Feuerberge; hier und da bilden sich Schlammkrater. Mosetten kennt man an verschiedenen Stellen, und auch das berühmte Totenthal, ein alter Krater, auf dessen Grunde sich die Kohlen säure ansammelt, gehört dazu. — Die Kraterthäler gehören zu den schönsten Landschaften der Insel. Das Starre und Rache der Felsen, gehoben von den kolossalen Dimensionen, tritt dort in malerischen Kontrast zu dem umgebenden Grün. Die Luft auf den Höhen ist rein und kühl, und man genießt von da die herrlichste Aussicht über das weite, tiefe Land. In manchen der stillen, von keinem Winde berührten Kraterthälern liegt einsam, doch freundlich lächelnd ein glatter See.

Im Norden der Insel ergießen sich zahlreiche Flüsse ins Meer. Sie haben alle nur einen kurzen Lauf, doch sind sie von Wichtigkeit für die Bewässerung der Reisfelder. Der größte ist der von Solo, der, im

¹⁾ Gunong = Berg.

Süben entspringend, mit geschlängeltem Lauf seine Länge auf 90 Meilen bringt, und sich der Insel Madura gegenüber in die Straße ergießt, welche diese von Java scheidet und an ihrer verengten Stelle „der Trichter“ genannt wird. Die genannte Insel wird der politischen Einteilung nach zu Java gerechnet. Es bildet eine besondere Residency (Residentie), wie die Hauptinsel deren 22 zählt¹⁾, außer den beiden nominell selbständigen Fürstentümern Surakarta und Djohor-Surakarta, die noch ihre Sultane haben, neben denen jedoch holländische Residenten so gut wie in den andern Residentenchaften die Verwaltung ausüben. Fügen wir hier sogleich einige Bemerkungen bei über diejenigen der letzteren, welche insbesondere für die Mission in Betracht kommen.

Batavia und Buitenzorg bilden zugleich die Hauptplätze zweier Residentenchaften gleichen Namens. Südlich an die letztere schließt sich die größte von allen an, die Preangerregentschaften, welche einen Flächenraum umfaßt, der zwei Dritteln des Mutterlandes gleichkommt. Es ist „ein äußerst blühendes Land von herrlichem Klima, das eine Fülle von Kaffee, Reis, Indigo u. s. w. hervorbringt.“ Höchst malerisch wechseln auf diesem von klaren Flüssen durchströmten Hochlande, das bis an die Südküste der Insel reicht, hochkultivierte Strecken mit wilden Gebirgs- und Urwaldbandschaften. Die Bewohner zeigen am deutlichsten den ethnographischen Unterschied zwischen West- und Ostjavanen, auf den wir später nochmals zurückkommen müssen. Jene werden Sundaner, oder mit der holländischen Form Sundanesen genannt. Sie sind kräftiger und naturwüchsiger als die Ostjavanen. Es herrscht in der Gegend Wohlhabenheit, sowie die beste Ruhe und Ordnung. Der Hauptort Tjandjur besteht, wie die meisten Ortschaften der Eingebornen, aus geraden, sauberen Straßen, deren einfache Hütten fast alle mit geflochtenen Bambuseinzäunungen versehen sind. Gebirgsbäche durchströmen sie. Die kleineren Häuser liegen meist hinter Frucht-bäumen und Blumen versteckt. Hier und da unterbricht eine Garfküche die einförmige Einzäunung. In der Mitte liegt ein großer, besonders lebendiger Markt. Ein viereckiger Platz ist der allgemeine Spazierort; an demselben steht die Moschee, das Dalam oder die Regentenwohnung u. s. w. Rings um den Ort und an den Straßen sind überall Kokospalmen, Pisang und andere Frucht-bäume gepflanzt.

Ein ganz anderes Bild bietet in der nordöstlich angrenzenden Provinz Tscheribon²⁾ die ganz in der heißen Küstenebene gelegene Hauptstadt gleichen Namens, die sich durch eine besonders starke chinesische Bevölkerung auszeichnet. Noch ungünstiger ist die Lage von Indramajoe, 12—15 Stunden fast nördlich von der vorgenannten, am Flusse Manuk in einer sumpfigen Niederung. Die höheren Teile auch dieser Residentenchaft werden zur Kaffeekultur benutzt.

¹⁾ Die Unterabteilungen derselben heißen Regentschaften.

²⁾ Tcheribon ist die von den Engländern einst eingeführte Schreibart; richtiger würde der Name Tji-rebon lauten.

Jenseits des Kali¹⁾ Sofari beginnt mit der Residentenschaft Tagal (Tegäl) das östliche Java. In der gleichnamigen Hauptstadt gehört ein Teil der Bevölkerung noch zu den Sundanern, wohnt jedoch in einem besonderen Stadtviertel. Im Süden grenzt die Residentenschaft an Banjoemas. Wir erwähnen dort die Stadt Purbolinggo. An der Südküste der benachbarten Residentenschaft Bagelen ist einer der ausgiebigsten Fundorte der eßbaren Schwalben- (Salangan-) Nester. Diese teuer bezahlten²⁾ Vederbissen werden mit Lebensgefahr aus den Höhlen geholt, welche die Meereswogen in die steilen Kalkwände der Küste eingespült haben. Schwante Notangleitern führen zu den oft vom Wasser bedeckten Eingängen herab.

Bagelen grenzt mit der Nordseite an die große Residentenschaft Samarang, deren gleichnamige Hauptstadt von 50000 Einwohnern (darunter 1500 Europäer) und bedeutendem Handelsverkehr, $\frac{1}{2}$ Stunde vom Meere entfernt, in der drückend heißen Ebene liegt.

Wer hierher gefeßt ist von der Höhe Batavias, wo flaches, aufgeschwemmtes Land das trübe, von Paltschen strotzende Meer begrenzt, hinter welchem nur in weiter Ferne die Blauen Berge sichtbar sind, wird von den hier so nahe liegenden kegelförmigen Berggruppen, die nur ein schmaler, mit üppiger Palmenvegetation gesäumter Landstrich von uns trennt, in Erstaunen gesetzt. Der uns zunächst liegende Regelberg, welchen bis zur Spitze dichter Wald bedeckt, ist der Unarang. Hierauf folgt westwärts in größerer Entfernung der weit höhere, vielfach gefurchte Gunung Lamu, hinter diesem der Sindoro, während östlich der Merapi und Merbadu, Zwillingsskullane, welche durch ein Joch mit einander verbunden sind, in den Wolken sich verlieren. — — Wir gelangen zur Mündung des Kali Samarang, von dem die Stadt ihren Namen führt, und folgen durch anmutige Gebüsche, zwischen welchen hier und da eine Bambushölle hinter breiten Pfahngeländern sich verbirgt, den Windungen des Flusses, bis sich endlich das Gebüsch lichtet, und mehrere steinerne Häuser, sowie das geschäftige Treiben der Bewohner uns anzeigt, daß hier die Stadt beginnt.“ — Samarang mit seinen hier und da durch Gartenanlagen unterbrochenen Häuserreihen gleicht einigermaßen der Altstadt von Batavia. Sowie in allen Städten holländisch Indiens, gibt es auch hier getrennte Stadtteile für die verschiedenen Nationalitäten. Die Europäer besitzen hier nur steinerne Häuser, was keineswegs überall im Archipel der Fall ist. Das schöne Regierungsgebäude „liert eine breite, von Ost nach West laufende, mit Akazien- und Kanarienhäusern besäumte Straße, wo überhaupt in von Gärten umgebenen freundlichen Häusern die vornehme Welt Samarangs wohnt. Gegen Sonnenuntergang steht man hier die europäische Bevölkerung der Stadt vereinigt, teils zu Fuß, teils zu Pferde oder in zwei- und vierpännigen Wagen die Kühle des Abends genießen. Die Straße setzt sich von Osten als Landstraße nach Demak fort.“ Unter den bemerkenswerten Gebäuden des Europäerviertels werden auch einige Kirchen genannt. — Einen völligen Gegensatz zum letzteren bildet der Kampong malayu, das Viertel der Malaien und Javanen, das aus einfachen Bambushäusern besteht. Auch hier fehlt nicht der chinesische Kampong mit seinem geschäftigen Handel und Wandel.“)

¹⁾ Kali = Fluß.

²⁾ Der Zentner kostet 3—4000 Gulden. Die meisten werden nach China ausgeführt; aber auch europäische Feinschmecker lieben die aus den Nestern gekochte Suppe — zu der allerdings auch starke Fleischbrühe, Madeira und seine Gewürze genommen werden, was an sich schon eine gute Suppe geben würde ohne den thörichtesten teuern Zusatz. Der Wert der aus Java ausgeführten Nester mag eine Million Gulden betragen.

³⁾ Friedmann, a. a. D. S., 111 ff.

tschaft Tagal
hauptstadt gehört
ohnt jedoch in
sidentenschaft an
ngo. An der
einer der aus-
Nester. Diese
aus den Höhlen
der Küste ein-
ft vom Wasser

identenschaft Sa-
wohnern (dar-
r, 1/2 Stunde

aufgeschwemmtes
welchem nur in
nahe liegenden
Balmvegetation
er uns zunächst
n der Unarang.
vielfach gefürchte
erapi und Mer-
den sind, in den
Kali Samarang,
antige Gebirge,
Pisangblättern
lich lichtet, und
ter uns anzeigt,
a durch Garten-
bt von Batavia.
trennte Stadt-
er nur steinerne
ne Regierungs-
und Kanarien-
en freundlichen
untergang steht
Fuß, teils zu
ends genießen.
Unter den be-
ge Kirchen ge-
g malayu, das
äußern besteht.
a Handel und

China aus-
estern gefochte
eine Gewürze
de ohne den
ester mag eine

Südlich von Samarang liegt die bedeutende Festung Ambarawa mit einem Umfang von 1 1/2 Stunden, welche den Versuch irgend einer europäischen Macht, sich der Insel zu bemächtigen, erfolgreich würde verhindern können. Jetzt ist sie mit Samarang durch die sogleich zu erwähnende Eisenbahn verbunden. Einige Meilen östlich von der Festung liegt die Ortschaft Salatiga, ausgezeichnet durch ihre Lage in einer wahrhaft paradiesischen Landschaft und durch ihr kühleres Klima.

Der lebhafteste Verkehr Samarang's hat sich noch gehoben, seitdem die Eisenbahn eröffnet ist, die diesen Hafenplatz mit den beiden Residenzen der nominellen Sultane, Surakarta und Djodjakarta, verbindet, in denen sich trotz der Machtlosigkeit dieser Herrscher noch ein bedeutender Luxus entfaltet. Die beiden Reiche, welche im Grunde auch nichts anderes sind als Residentenschaften, nehmen das Gebiet südlich von Samarang bis zum Meere ein. Zwischen ihnen und der letzteren ist noch die kleine Residentenschaft Radu eingeschlossen, bemerkenswert wegen der bedeutenden Tempelruinen aus der Hinduzeit. Nicht weit von dem freundlichen Hauptort Magelang, am Fuße des Merapi, liegen sie zu Boro Budur.

Dieses prachtvolle und kolossale Gebäude erhebt sich aus einer sonst abschüssigen Ebene und ist von einem etwa 10 Fuß breiten Graben umgeben, über welchen mehrere mit steinernen Figuren gezierte Brücken führen. Der Tempel bildet kein einzelnes bedecktes Gebäude, sondern eine Menge von zahlreichen Reliefbildwerken, die auf neun konzentrisch in einander ausgeführten Mauern angebracht sind, wovon die innere immer etwa 10 bis 12 Fuß höher ist als die zunächst nach außen stehende. Nach Überschreitung des Grabens steht man vor dem ersten Mauervierd. Jede Seite ist 120 Fuß lang und mit Sautreliefs geschmückt, welche Szenen aus der buddhistischen (?) Götterlehre darstellen. Man bemerkt einen Kampf der Götter, dann wieder friedliche Szenen, Fischgestalten, Elefanten, Schlangen und Krokodile, Verwandlungen des Gottes Civa (Avataren des Vishnu?) vorstellend, finden sich neben den Heldenthaten, die er in jeder dieser Verwandlungen ausführte, dargestellt. Durch eine viereckige Thüre in der Mauer steigt man 12 bis 14 Stufen und gelangt zu einer zweiten, die ebenfalls mit Reliefs geschmückt ist, welche sich durch Schönheit der menschlichen Gestalten und Geschmack in der künstlerischen Anlage auszeichnen, im Gegensatz zu andern Bildwerken aus früheren Perioden, welche durch ihre monströsen Darstellungen einen widerlichen Eindruck machen. Altertumskenner versichern, daß der Tempel von Boro Budur selbst die besten Werke der Hindu auf dem Kontinent übertreffe. — Die achte Mauer endlich schließt in der Höhe von 100 Fuß einen bedeckten Tempel ein, in welchem zwei kolossale Figuren aus Trachyt sich befinden, Vishnu und Civa vorstellend.¹⁾ — Andere Denkmäler aus der Hinduzeit finden sich u. a. zu Unarang in der Residentenschaft Samarang, auf dem Ruinenfelde von Modjopahit (Surabaya) und an manchen andern Punkten Ostjawas.

Nordöstlich von der letzteren liegt Dschapara auf einer breiten Halbinsel, in deren Mitte sich der Sunong Murio erhebt. Der im Westen an der Küste gelegene Hauptort hat einen Hafen und bedeutenden Handel. — Nach Osten folgt dann die Residentenschaft Rembang und weiterhin Surabaya, deren Hauptstadt mit 90 000 Einwohnern²⁾ die größte Stadt auf der ganzen Insel ist und selbst Batavia beträchtlich

¹⁾ Friedmann, a. a. O. S. 125. Nach dem zuletzt Gesagten dürfte der Tempel nicht wohl ein buddhistischer sein, wie es der Berichterstatter oben andeutete. Wenn auch Boro Budur 100 Millionen Buddhas bedeutet, so mag nur diese Benennung von buddhistischer Seite übertragen worden sein.

²⁾ Behn und Wagner, Die Bevölkerung der Erde 1874, S. 89.

übertrifft — jedenfalls infolge ihres geschützteren Hafens, an dem bereits erwähnten Trichter der Madurastraße. Der Hafen selbst ist ein erweiterter Arm des Flusses Brantas, der nördlichste des vielarmigen Deltas, der den Namen Kali Mas trägt. Die Stadt zeigt ein äußerst geschäftiges Leben und Treiben. Gleich bei der Ankunft wird der Fremde begrüßt durch den Lärm einer großartigen Maschinenbauanstalt nebst Waffenfabrik, beide der Regierung gehörig.

Bahreiche europäische Kaufläden (Toko) in Surabaja bieten gleich denen in Batavia und Samarang verschiedene Gegenstände des täglichen Bedürfnisses und des Luxus, alle aber zu enorm hohen Preisen. Glücklicherweise machen die fleißigen Chinesen den habgierigen europäischen Kaufleuten in vielen Dingen erfolgreiche Konkurrenz. — Die ganze Physiognomie Surabajas ist anders als jene von Batavia. Surabaja ist weit gesünder als das letztere, aber kein großer Garten, sondern eine Fesselung, in welcher man Raum sparen wollte, und wo die Häuser dicht und festgeschlossen aneinandersehen. Da sind keine schattigen Baumgänge und grüne Rasenplätze, sondern enge Gassen; nur eine einzige Straße ist mit Bäumen bepflanzt. Aber das Gewühl ist ebenso bunt. Das javanische Element waltet vor; die Leute tragen mehr dunkle Farben als in Batavia, zumeist braun, blau, selbst schwarz. Chinesen fehlen natürlich nicht. Die nomadisch streifenden Händler bieten manche Gegenstände feil, welche in Batavia nicht vorkommen, z. B. prächtige Vögel von den Molukken und aus Celebes, und die wandernden Gartische rufen Lin, Lin, d. h. gesalzenes, in der Sonne getrocknetes und dann gelocktes Büffelfleisch.“ Am größten ist das Gedränge auf dem mit drei überbedekten Hallen, die von Bambuspfählen getragen werden, versehenen Markt. Alles liegt hier bunt durcheinander und bietet das Bild einer unbeschreiblichen Unordnung dar. — Der Kampang der Javanen hat nur wenige gemauerte Häuser; die meisten bestehen aus Bambus und den Blättern der Atappalme. Bemerkenswert ist der zugehörige Friedhof, auf dem die Rangklassen getrennt bestattet werden. Die fleißigen Javanen treiben ausgedehnte Kupferindustrie (besonders Betelböfen), auch Gold- und Waffenschmiede liefern hübsche Arbeit, und die Sarongs von Surabaja sind berühmt. Dasselbe gilt von den im Gebirgslande gezüchteten kleinen aber kräftigen, gewandten und feurigen Pferden (Guenhangs), die viel nach Kaltutta ausgeführt und dort teuer bezahlt werden. — In dem bunten Gewimmel, das die Straßen der Stadt belebt, die verschiedensten Kleidertrachten und Waffen bei den Vertretern ebensoviele Völkerstämme oder Nationen. Auch die verschiedensten Religionen geben sich auf den ersten Anblick kund: christliche Kirchen, Moscheen, Tempel der Hindu und solche der Chinesen. Viel von Religiosität aber ist überhaupt nicht zu bemerken: am meisten wird wohl dem Götzen Mammon gebient. — Vor der Stadt breitet sich ein herrlicher Park aus. Die prächtige Vegetation ist von Künstlerhand geordnet — die sauberen Pfade laden zum Lustwandeln ein. Auch fehlt der Schmuck der Statuen nicht. Es ist bezeichnend, daß der christliche Bildhauer sich herbeiliess, die javanischen Götter der Hindubzeit zu verherrlichen. Hinter dem Park liegt in etwas höherer Lage der Palast des Residenten, von wo man nach Süden zu einem schönen Blick auf den mächtigen Gunung Ardschuno genießt. Er gehört zu den höchsten Vulkanen Javas mit sechs erloschenen Kratern. In seinem Fuße finden sich nicht bloß manche Denkmäler aus der Hindubzeit¹⁾, sondern auch einige Christendörfer, auf die wir unten weiter einzugehen haben.²⁾

Drei Meilen nordwestlich von Surabaja liegt der Küstenplatz Grisse, berühmt durch seine Salzfabrikation (aus Seewasser) sowie durch seine Denkmäler aus der ältesten Zeit des Islām auf Java. Dort war es nämlich, wo der erste Verkündiger desselben auf der Insel landete, Ibrahim Medara, der daselbst 1412 gestorben ist.

¹⁾ Es lag hier die einstige, 1478 zerstörte Hauptstadt des mächtigen javanischen Reiches von Majapahit, von der ein weites Trümmersfeld übrig geblieben ist.

²⁾ Meist nach Friedmann.

der
Teng
denst
legen
durch
Resid
getre

welch
zeit
erster
westm
gleich
lang
der
sich m
aus i
braus
Wasse
Neger
zu ro
lässige
Glück
Woch

mäßig
Trop
das
Inner
spüren
von
zu sp
es re
bedeck
Wäld
mein
zu h
steigt
schwin
Decke
müde
Wass
sinkt

1)
Zusätz

sen, an dem bereits
sen selbst ist ein er-
ste des vielarmigen
abt zeigt ein äußerst
Ankunft wird der
Maschinenbauanstalt

bieten gleich denen in
tlichen Bedürfnisses und
eise machen die fleißigen
en Dingen erfolgreiche
ders als jene von Ba-
kein großer Garten,
e, und wo die Häuser
tätigen Baumgänge und
straße ist mit Bäumen
e Element waltet vor;
ist braun, blau, selbst
renden Gänbler bieten
n, z. B. prächtige Vögel
arische rufen Lin, Lin,
des Blüßfleisch.“ Am
ten, die von Bambus-
r bunt durch einander
— Der Kampong der
ehen aus Bambus und
brige Friedhof, auf dem
abanen treiben ausge-
Wasserschmiede liefern
at. Dasselbe gilt von
wandten und feurigen
nd dort teuer bezahlt
Stadt befehlt, die ver-
sovieler Wälderstämme
auf den ersten Anblick
solche der Chinesen.
am meisten wird wohl
ch ein herrlicher Park
onet — die sauberen
der Statuen nicht. Es
javanischen Götter der
höherer Lage der Palast
sied auf den mächtigen
anen Javas mit sechs
manche Denkmäler aus
wir unten weiter ein-
t der Küstenplatz
wasser) sowie durch
auf Java. Dort
n auf der Insel
n ist.

mächtigen javanischen
brig geblieben ist.

Südl. grenzt an Surabaja die Residentchaft Pasuruan, mit
der Hauptstadt Malang. Im Osten erheben sich die hohen Vulkane
Tenger und S'meru. Jenseits derselben folgen noch drei weitere Resi-
dentschaften, die wir übergehen, um nur noch die nach Westen zu ge-
legenen Rediri und Madiun zu erwähnen. Erstere ist vom Brantas
durchflossen, letztere von dem bedeutendsten Nebenfluß des Solo. Beide
Residentschaften werden durch den bedeutenden Vulkan Gunung Willis
getrennt.

Was das Klima Javas betrifft, so haben wir die Regenzeit,
welche vom Dezember bis zum März währt, von der trockenen Jahres-
zeit zu unterscheiden. Nach Jungkuhn¹⁾ haben wir uns von der
ersten etwa folgende Vorstellung zu machen. Der West- oder Nord-
westwind treibt dicke Regenwolken vor sich her. Der Himmel wird
gleichmäßig grau. Das Wasser der Wolken strömt oft 24 Stunden
lang ohne Unterbrechung, so daß sein plätscherndes Geräusch die Stimme
der Bewohner übertönt, die stille in den Häusern sitzen müssen, wohin
sie mit ihnen auch Eidechsen und Schlangen geflüchtet haben, die der Regen
aus ihren Löchern vertreibt. Alle Bäche sind voll oder überschwemmt und
brausen mit bräunlich-trübem Wasser daher. Die schwüle Luft ist mit
Wasserdunst erfüllt. Bis in alle Winkel des Hauses dringt der feine
Regenstaub, vor dem nichts sicher ist — alles fängt an zu schimmeln,
zu rosten und aus dem Leim zu gehen. Draußen erklingt das unab-
lässige Gequak der Frösche, drinnen summen die blutgierigen Moskito's.
Glücklicherweise wird diese Zeit durch einzelne Tage und selbst durch
Wochen heiteren Wetters unterbrochen.

Die trockne Jahreszeit ist besonders charakterisirt durch die regel-
mäßigen Land- und Seebriisen, die viel dazu beitragen, die Hitze des
Tropenklimas zu mildern. Während der Nacht kühlt sich nämlich
das Land mehr ab als das Meer, daher strömt die Luft aus dem hohen
Innern der Küste zu. Schon des Abends läßt sich dieser Luftstrom
spüren, der den Küstenbewohnern angenehme Kühlung, durchbrungen
von würzigem Blüthenduft, bringt. Im Innern ist meist wenig davon
zu spüren. Des Morgens ist alles mit reichem Tau bedeckt, oder wenn
es recht kühl geworden ist (selten kommt das Thermometer auf 16° R.),
bedeckt dichter Nebel das ganze Land, wie er sonst regelmäßig über den
Wäldern und Sümpfen zu finden ist. Derselbe dämpft den Schall unge-
mein, so daß etwa ein Schuß, der bei der reinen Luft des Tages auffallend weit
zu hören ist, nun nur in geringer Entfernung vernommen wird. Nun
steigt die Sonne aus den Fluten. Die Nebel heben sich und ver-
schwinden. Wie sich das Auge des Tages höher hebt, „wird die azurne
Decke in blendendem Glanze gebadet.“ Dann geht die Landbrise er-
müdet vom Spiele zur Ruhe. Hier und da scherzt sie noch über dem
Wasser, als könne sie nicht schlafen; aber endlich wird sie erschöpft und
sinkt in die Meeresstille. Anders ist es mit der Atmosphäre; sie blinkt

¹⁾ Jungkuhn, Java, Gestalt, Pflanzenbede u. s. w., I., 162 ff. Es sind andre
Zusätze hinzugefügt, z. B. nach Jansen citirt bei v. Kloben, S. 578 ff.

und glitzert und funkelt und wird klar unter der steigenden Hitze. — Alle Gegenstände werden bestimmt und klarer begrenzt, und die Luft ist so durchsichtig, daß man z. B. die Venus zuweilen mitten am Tage am Himmel erblickt, während auf der See kleine Fischerboote wie große Fahrzeuge erscheinen. Die Gipfel meilenweit entfernter Berge scheinen so nahe zu liegen, als könnte man sie in kurzem erreichen. Naht sich die Sonne dem Zenith, so ist's, als wenn sie einen Zauberschlaf über die Welt herabsendete. — Nach und nach aber erscheint und verschwindet weit draußen auf der See eine dunklere Färbung auf dem sonst überall gleich glänzenden Teppich. Endlich bleibt diese Färbung und nähert sich. Es ist die langersehnte Seebrise. Sie weht bald frisch ins Land und rauscht durch die einwärts gebeugten Palmenwipfel. Nun erscheinen leichte weiße Kumuluswölkchen — der Wasserdampf des Nebels hat sich in den oberen Regionen verdichtet. Im Laufe des Nachmittags häufen sich die Wolken. Ein Dufte umhüllt die entfernten Berge, die nun in wunderbarer Färbung glänzen. Schon vernimmt man zwischen ihnen den Donner, während man die Blitze durch den Dunst erblickt. Bald geht das Gewitter, das nach einigen heftigen Schlägen einen erquickenden Regen bringt, vorüber. Es wird wieder klar und still, und durch die schnell eintretende Dunkelheit leuchten die Sterne mit wunderbarem Glanze. Allmählich erhebt sich dann wieder die Brise von den Bergen, und der wechselnde Kreislauf beginnt von neuem.

Betrachten wir nun die Physiognomie des Landes etwas näher. Dieselbe wechselt mit verschiedenen Zonen der Vegetation. Jungfuhu hat uns in meisterhafter Schilderung deren dreie vorgeführt. Die erste reicht bis zu einer Höhe von 2000 Fuß. Hier finden wir weite Strecken Kulturlandes, vor allen die bewässerten Reisfelder (Sawa)¹⁾. Während mehrerer Monate bieten dieselben nur den Anblick weiter Sumpfflächen dar. Wo es das Terrain erlaubt, sind sie terrassenförmig über einander angelegt, und von Stufe zu Stufe rauschen kleine Wasserfälle herab. Von weiten Flächen blinkt uns der Wasserspiegel entgegen, durch den

¹⁾ Seit uralten Zeiten ist der Reisbau auf Java heimisch, und selbst die religiösen Vorstellungen der Bewohner sind mit derselben verwachsen. Die vielerlei oft beschwerlichen Arbeiten, die mit großer Geschicklichkeit ausgeführt werden, gelten als religiöse Pflicht. Auch hat diese Kultur auf die sozialen und politischen Verhältnisse ihren Einfluß geübt, insofern sie erfolgreich nicht durch den einzelnen, sondern nur durch Zusammenwirken der Gemeinden unter einheitlicher Leitung ihres Vorsehers (Kapala) betrieben werden kann. Dies ist besonders durch die erforderlichen Bewässerungsarten veranlaßt. Der nachdrücklich getriebenen Reiskultur ist es zu danken, daß Java an Bevölkerungsdichtigkeit alle übrigen Inseln des Archipels weit übertrifft. Es hat jetzt 18 Millionen Einwohner; das macht auf das qkm 138, während andre ausgedehnte Gebiete des Archipels auf dem gleichen Flächenraum nur 1—2 Einwohner haben. Schon im Jahre 1860 wurden auf der Insel 40 Millionen Zentner Reis gewonnen, wovon natürlich eine große Menge ausgeführt wurde, meist durch die Schiffe fremder Nationen (namentlich Amerika), da der Handel mit Reis vollständig frei ist. — Malaiisch heißt der Reis als Pflanze Padi; die eithüllsten Körner Bras, der Reis, wenn er gekocht ist, Nasi. Das javanische Wörterbuch aber hat nicht weniger als 45 verschiedene Namen für ebensovielen Reissorten, die auf nassen, und 150, die auf trocknen Feldern gebaut werden.

steigenden Hitze. —
grenzt, und die Lust
eilen mitten am Tage
den Fischerbarken wie
weit entfernter Berge
in kurzem erreichen.
Nun sie einen Zauber-
schiff aber erscheint und
die Färbung auf dem
bleibt diese Färbung.
Sie weht bald frisch
Palmenwipfel. Nun
er Wasserdampf des
et. Im Laufe des
umhüllt die entfernten
. Schon vernimmt
die Hitze durch den
nach einigen heftigen
e. Es wird wieder
unkelheit leuchten die
steht sich dann wieder
eisauf beginnt von

andes etwas näher.
etation. Junghuhn
orgeführt. Die erste
n wir weite Strecken
(Sawa)¹⁾. Während
weiter Sumpfflächen
förmig über einan-
Wasserfälle herab.
entgegen, durch den

sch, und selbst die reli-
gösen. Die vielerlei oft
hrt werden, gelten als
politischen Verhältnisse
einzelnen, sondern nur
tung ihres Vorstehers
die erforderlichen Be-
reisakultur ist es zu
seln des Archipels weit
ht auf das qkm 138,
gleichen Flächenraum
urden auf der Insel
roße Menge ausgeführt
amerika), da der Handel
Pflanze Paddy; die
das javanische Wörter-
ebensoviele Reisarten,
den.

hier und da ein Reiter herumspaziert. Später läßt man das Wasser ablaufen, und die ganze Gegend kleidet sich in freundliches Grün, das sich mit heranraufender Ernte in ein intensives Gelb verwandelt. Die Reiter sind verschwunden, dafür sieht man zahllose Schwärme von sogenannten Reisdieben, spazengroße niebliche Vögelchen, blaugrau mit schwarzem Kopf und rotem Schnabel, welche sich an den jungen Körnern gütlich thun. Zur Abwehr derselben ziehen die Javanen Stride, die sie netzförmig über die Felder ausspannen und an welchen klappernde Gegenstände angebracht sind. Inmitten der strahlenförmig nach allen Seiten auslaufenden Stride sitzt in einem auf hohen Bambuspfehlen errichteten lustigen Hüttchen der Feldwächter wie eine Spinne in der Mitte ihres Gewebes. Von Zeit zu Zeit zuckt er an den Strängen, und weithin klappern die Scheuchen, vor denen mancher Schwarm der kleinen Diebe aufsteht, um bald wieder zu der unterbrochenen Mahlzeit zurückzukehren.

Einen Monat später wimmelt alles von fröhlichen Schnittern. Die Männer schneiden mit langen Messern die Halme und legen sie in Bündeln auf Matten, auf denen alsbald Frauen und Kinder mit Stöcken die Drescharbeit beginnen.¹⁾

Aber wo kommen die Leute her? Nirgendes ist ein Dorf zu sehen. Nirgendes zeigt sich die Spitze eines Kirchturms oder auch nur eines Tempels. Nur hier und da erhebt sich etwa eine Arengpalme zwischen den Feldern. Dann aber bemerken wir da und dort ein geschlossenes Wäldchen, das wie eine grüne Dase aus der gelben Fläche hervorleuchtet. Dort werden wir die Wohnungen der Menschen antreffen. Laßt uns auf dem schmalen, erhöhten Fußpfade einem dieser Dorfwäldchen zuwandern.

Zunächst gelangen wir in eine Allee schattiger Bäume mit duftigen Blüten (Hibiscus, Brussaetia u. a.) die sich zum Teil noch zwischen den Feldern hinzieht. Dann folgen Gärten, eingehägt mit Pandanus, dessen Blätter zu Matten verwendet werden. Immer näher treten wir dem Wäldchen, dessen mannigfaltiger Farbenreichtum sich immer besser unterscheiden läßt. In den verschiedensten Abstufungen spielt das Grün, bald licht, bald dunkel, bald bläulich, bald bräunlich. Überall ragen über das Laubdach die glänzenden gelblichgrünen Wipfel der Palmen hervor. Nun stehen wir vor einem dichten Gehäge von Bambus, das 40—70 Fuß hoch gewachsen. Mancher der mächtigen Stengel hängt im Bogen zur Seite, leicht im Winde schwankend. Hier ist eine Lücke, die das Thor bildet. Wir treten ein und befinden uns im Kampong oder in der Dessa auf einem sauber gehaltenen Boden,

¹⁾ Die Körner müssen dann noch besonders entkült werden, was früher — wie noch jetzt auf den übrigen Inseln größtenteils — durch Stampfen in einem ausgehöhlten Holzblock geschah. In Java sind jedoch zu diesem Zwecke besondere Mühlen errichtet, welche die Arbeit schneller und vollkommener machen. — Neben dem Reis erwähnen wir als weitere Kulturgewächse dieser Zone: Anbigo, Zuckerrohr, Tabak, Zimmt, Pfeffer, sowie den Kaktus (Opuntia crassa), auf der das Cochenille-Insekt lebt, und die Vanille.

wo zwischen unzähligen schattigen Fruchtbäumen sich die niedrigen aus Bambusrohr errichteten Häuschen zeigen.

Sehen wir aus der reichen Mannigfaltigkeit der Vegetation dieser Dorfwäldchen nur ein paar charakteristische Züge hervor. Immer zeigt sich im Laubgewölbe die rundliche dunkle Krone des Mangabaums¹⁾, herrlich behangen mit hunderten von saftgroßen, gelblichen, eiförmigen Früchten. Dort eraght uns der Anblick der schönen, weiß und rosenrot gefärbten Schambufrüchte, die unsern Birnen ähnlich sind; hier fesseln die schlaffen Durionen, Früchte in der Größe einer stattlichen Melone²⁾, die an dünnen Stielen zwischen dem locker gewebten Laub mit silbergrauem Schimmer hängen. Da leuchten Duzende goldner Orangen aus dem dunkeln Blattwerk. Überall die reichste Fülle! Ananas, so groß wie ein Kinderkopf, Pfirsich-(Bananen)Büschel, zwischen den mächtigen, lebhaft grünen Blättern, oft so schwer, daß ein Mann an einem zu tragen hat. Am liebsten aber weist der Blick auf der Laubkrone der Garoinia Mangostana, mit ihren freilich weniger prangenden bläulich-braunen, apfelgroßen Früchten, die jedoch ihres erquickenden schmackhaften Fleisches wegen als die köstlichsten unter den köstlichen gelten. Noch über die anderen Bäume erhebt sich die bläulich düstere Gestalt der geschätzten Arengpalme³⁾, und die zierliche Pinangpalme⁴⁾ mit ihren oft 100 Fuß hohen gegliederten hellgrünen Stämmen, die sich langsam vor dem Winde neigen. Selten fehlt bei den Wohnungen der Eingebornen die edle Kokospalme, die im ganzen Archipel nach dem malaischen Klapa, als Klapperboom bezeichnet wird. — Oft findet man in der Nähe des Dorfes einen entlaubten Feigenbaum, an dessen kahlen Zweigen hunderte von großen schwarzen Früchten zu hängen scheinen. Nähere Betrachtung und der strenge Ammoniakgeruch zeigt uns, daß sich hier eine Kolonie Kalong, riesige Fiebertäufel, niedergelassen hat.

Mitten in dem Wäldchen steht die Wohnung des Häuptlings (Kapala). Ihr gegenüber ist ein freier Platz, Mun Mun genannt, in dessen Mitte ein Weringinbaum (*Ficus indica*) mit breiter, nach allen Seiten überhängender Blattkrone. Noch immer genießt er die aus dem Brahmanismus herstammende Verehrung, obgleich jenes Gebäude dort an der Westseite des Platzes steht, wie dessen Zeit längst vorübergegangen. Es ist die Dorfmoschee — allerdings keine hervorragende Architektur. Der Platz dient zu öffentlichen Versammlungen und zu den beliebten abendlichen Vergnügungen.⁵⁾ Sehen wir uns aber die Wohnhäuser, deren etwa zwanzig unregelmäßig durch das Wäldchen zerstreut liegen, etwas näher an.⁶⁾ Sie stehen auf Pfählen zwei Fuß oder höher über der Erde. Der Fußboden ist aus gespaltenem Bambus stärkster Art geflochten; leichteres, sauberes Flechtwerk mit bunten Mustern bildet die Wände. Das ziemlich spitze Dach ist mit Palmenwedeln gedeckt. Es ragt noch über die vordere Wand des Hauses in

¹⁾ Denselben, den wir schon als Liebling der Bewohner des indischen Festlandes kennen lernten. Dort sagt man Mango.

²⁾ Diese bei den Eingebornen sehr beliebte Frucht ist den Europäern wegen ihres scharfen, sinkenden Aromas höchst widerlich. Dr. W. . . . stellte sie einmal in Parallele mit „altem Käse“.

³⁾ *Arenga saccharifera*, gewährt sehr mannigfaltigen Nutzen. Der Saft gibt Zucker (wie der der *Balmira*), die schwarzen Fasern der Blattscheiden liefern Material zu Striden, die Blätter solches zum Decken der Häuser u. s. w.

⁴⁾ *Areca Catechu*, liefert die beim Siritauren gebrauchte Nuß.

⁵⁾ Für die Gemeindeversammlungen ist auch wohl ein offener Schuppen, Pandoppo errichtet.

⁶⁾ Jedes Haus gehört dem Bewohner; Miethäuser kennt man nicht.

ich die niedrigen aus

ation dieser Dorfwallchen
sich im Laubgewölbe die
ngen mit hundertten von
t uns der Anblick der
e unsern Birnen ähnlich
Größe einer stattlichen
debten Laub mit silber-
ner Drangen aus dem
so groß wie ein Kinder-
ebbaft grünen Blättern,
i liebsten aber weist der
en freilich weniger pran-
es erquidenden schmack-
hen gelten. Doch über
der geschägten Areng-
Fuß hohen geglieberten
en. Selten fehlt bei den
ganzen Archipel nach
— Oft findet man in
bessen kahlen Zweigen
Nähere Betrachtung
eine Kolonie Kalongs,

des Häuptlings (Ka-
Man genannt, in
t breiter, nach allen
steht er die aus dem
jenes Gebäude dort
it längst vorüber-
keine hervorragende
mlungen und zu den
ns aber die Wohn-
das Wälbchen zer-
Pfählen zwei Fuß
spaltenem Bambus
stwerk mit bunten
ch ist mit Palmen-
und des Hauses in

es indischen Festlandes

den Europäern wegen
... stellte sie einmal in

hen. Der Saft gibt
eiden liefern Material
w.

Muß.
gener Schuppen, Pan-

man nicht.

sanfterer Neigung bis zu einer Reihe von Bambuspfeilen und bildet so die 4—5 Fuß breite Veranda. Eine eigentliche Thür fehlt. Die leichte Wand kann nach innen zurückgeschlagen und in gewisser Höhe befestigt werden. Das Innere des Hauses enthält gewöhnlich zwei Abteilungen, die durch eine geflochtene Bambuswand oder ein tapetenartiges Pandanusgeflecht von einander geschieden sind, aber durch eine niedliche, spitzulaufende Thür mit buntem Vorhange wieder verbunden werden. Dort verwahrt die Familie fremden Augen unbemerkt ihre besten Sachen. Dort hat auch wohl der Hausherr sein einfaches Nachtlager, aus einer Matte und einem Kopfpolster bestehend — nur die Reichen haben Bettstellen. Das größere, von außen her stets völlig übersehbare Gemach hat in der Mitte einen von der Erde auf durch den Fußboden gebauten Herd aus Lehm, der jenen nur eben überragt. Über dem Feuer hängt ein aus stärkstem Bambusrohr einfach hergestelltes Gefäß, in dem der Reis kocht. Das durchdringende Wasser schützt dasselbe vor dem Verbrennen. Einige irdene Geschirre, ein kupferner Topf, einige Schalen aus grobem Steingut, einige Sitzmatten, sowie der wegen des Striklans so nötige Spucknapf: das ist der ganze Hausrat, der oft kaum einen Wert von zehn Gulden hat. Vor dem Hause unter dem Schutzbach steht noch eine breite Bank aus Bambus, eine Art hölzerner Divan, zuweilen auch ein Wehstuhl. Stühle scheinen die Javanen erst seit dem Verkehr mit den Europäern zu kennen. In der Regel setzen sie sich auf den Boden, mit gebogenen Unterschenkeln, so daß sich die Fußsohlen berühren. Bei reicheren Leuten führt wohl eine Gallerie aus dem Wohnhause nach einem noch luftigeren Lusthäuschen, wo auf besonders feinen Matten die Frauen manche Stunde des Tages sitzen und plaudern. Der Raum unter dem Hause ist in Fächer eingeteilt und wird als Stall für Enten und Ziegen gebraucht, sowie für die zahlreichen Hühner, wenn diese nicht vorziehen, ihren Schlafplatz in den Zweigen der Bäume zu suchen; für die Karibauen (Büffel) ist neben dem Hause ein eingezäunter Schlammstall hergerichtet, in dem sie bei der Hitze sich bis an die Augen und Nüstern einwühlen. In der Nähe ist auch das kleine Pferd an einen Baumstamm gebunden. Um unsre Umschau auf die Haustiere sogleich zu vervollständigen, beachten wir noch ein paar Käfige, die unter dem vorspringenden Dache hängen, worin eine kleine Art Turteltaube gehalten wird, deren sanftes Gegrurre den Javanen erfreut. Auf Westjava findet man daneben auch wagerecht aufgehängte Bambuscylinder, in dem kleine, stachellose Biengchen ihr Wachs absetzen, das in der einheimischen Industrie gebraucht wird. Noch haben wir die Hausthore zu nennen. Oft kommt auch der häßliche japanische Hund mit in die Wohnung. Sehr gewöhnlich ist in derselben eine kleine Eidechse, die an den Wänden herumfriecht und Mücken fängt. Sie ist deshalb von den Bewohnern wohl gelitten. Weniger gilt dies von der größeren, häßlichen, gelbbraunen Spezies, welche mit ihrem lauten Geschrei die Nachtruhe stört. Gef...oh...ef...oh...ef...oh ruft sie wohl 20 mal nach einander, immer langsamer, bis sich der Ton in ein tiefes, ekelhaftes Schnarchen verliert, um nach 5—10 Minuten von neuem in der an-

sänglichen Höhe wieder zu beginnen. Auch giftige Schlangen halten sich in der Nähe der Dörfer auf. Doch nur selten werden Menschen gebissen. Unschädlich sind die Sawahschlangen (Python-Arten) die in der Regenzeit öfter in die Häuser kommen. Die prächtig gefärbten Baumschlangen, die sich immer im Dorfswäldchen finden, aber selten aus den Baumkronen herabsteigen, zwischen denen sie mit großer Schnelligkeit hin und hergleiten, sind ebenfalls unschädlich. Sie werden sogar von den Kindern gefangen und gezähmt, so daß sie sich spielend ihnen um Hals und Arme winden, ohne ihnen je Schaden zu thun.

Gegen Abend ist's so still in der Dessa. Kein Blättchen regt sich. Das schnell zunehmende Dunkel wird durch das dichte Laub verstärkt. Jetzt belebt sich der alte Feigenbaum, und die großen Fledermäuse ziehen in verschiedenen Abteilungen im schnurgeraden Zuge dem Urwald zu. Die Reissdiebchen kehren von den Feldern zurück und suchen, nach Späßenart schwazend, ihre Schlafstätten auf den Zweigen, wo sie bald ermüdet zur Ruhe kommen. Dann erschallt nur noch das tausendstörige Konzert der Insekten. Summend, zirpend, pfeisend, zischend, schnarrend spielen hunderterlei Käfer, Zikaden und wie sie alle heißen durch einander und dazu schwirren die Leuchtfläfer mit intensivem Phosphorscheine wie kleine Sterne durch die Nacht. Wer sich nach Ruhe sehnt, dem mag das Konzert nicht behagen. Hat aber die Müdigkeit das gleichförmige Geräusch überwunden, so weckt uns noch einmal ein anderer Ton. Ein Nachtvogel (*Caprimulgus*) auf dem benachbarten Baume läßt sein schmalzendes Geklapp in regelmäßigen Pausen "—"—"—"— vernehmen. Die gefährlichen Termiten, die jetzt im geflügelten Zustande ihre Erdböcher verlassen, sind seine Beute. Dann und wann macht er einen Kreisflug, mit dem er ihrer hunderte erjagt. Die Nacht ist schon weit vorgeschritten, wenn auch diese Stimme verklingt. Dann ruht tiefe Stille über der Dessa — nur in den Palmenwipfeln kispelt der sanfte Landwind.

Ghe wir aber die Bewohner uns etwas näher ansehen, wollen wir noch die Natur Javas, da wo sie noch nicht von Menschenhand verändert ist, ins Auge fassen. Gleich am Meeresstrande zeigen sich solche Striche in ausgedehntester Weise. Auf flachem Alluvialboden sind hier die Rizophoren (Mangroven) mit ihrem Gewirre von Luftwurzeln charakteristisch. Dazwischen ist stinkender Schlamm Boden, wo in der Ebbe allerlei Seetiere zurückbleiben. Das Krokobil (*Kaiman*) lauert dort auf seinen Fang, in der Luft schwebt in weiten Kreisen der Falke, während schneeweiße Reiher in Scharen im Sumpfe fischen. Auch ein Bekannter zeigt sich dort: gravitatisch spazierend der Meister Storch. — Diese ungesunde Zone mit ihrer widrigen Luft sieht sich von ferne trotzdem schön an. Das lebhaftes Grün der rundlichen Kronen mit lang herabhängenden Schotenfrüchten und dann wieder dichtes Gebüsch, aus dem große Kelche hyazinthroter Blumen zwischen den glänzenden leberartigen Blättern hervorleuchten, ergötzen das Auge. Hinter diesem Rizophorengürtel, der das Land immer weiter ins Meer hinauschiebt, breiten sich da, wo die Flut nicht mehr hingelangt, halbsalzige Küstensämpfe (Brackwasser) aus, die in der Regenzeit von

ge Schlangen halten
en werden Menschen
hython-Arten) die in
e prächtig gefärbten
finden, aber selten
nen sie mit großer
häßlich. Sie werden
daß sie sich spielend
e Schaden zu thun.
Blättchen regt sich.
ichte Laub verstärkt.
großen Fledermäuse
n Zuge dem Urwald
lid und suchen, nach
zweigen, wo sie bald
h das tausendköpfige
id, zischend, schnar-
sie alle heißen durch
intensivem Phosphor-
der sich nach Ruhe
aber die Müdigkeit
uns noch einmal ein
auf dem benach-
regelmäßigen Pausen
ten, die jetzt im ge-
tine Beute. Dann
ihrer hunderte er-
auch diese Stimme
— nur in den Pal-

ansehen, wollen wir
Menschenhand ver-
be zeigen sich solche
vialboden sind hier
n Luftwurzeln ha-
n, wo in der Ebbe
ninan) lauert dort
kreisen der Fische,
pfe fischen. Auch
erend der Meister
gen Luft sieht sich
n der rundlichen
und dann wieder
Blumen zwischen
ergötzen das Auge.
c weiter ins Meer
mehr hingelangt,
der Regenzeit von

süßem Wasser überströmt werden. Hier wächst oft gesellig auf weite Strecken die zwergartige Ripapalme, gleichsam ein Kotoswipfel ohne Stamm.

Die vorstehende Schilderung trifft fast nur auf die Nordküste zu. Ganz anders im Süden, wo kein Alluvialboden vorhanden ist, sondern ein Sandgürtel das alsbald aufsteigende Land vom Meere scheidet. Da tritt an die Stelle der Rizophoren die tropische Dünenflora. Der Boden ist mit einem Rankengewirr verschiedener Windenarten überzogen, aus dem sich hunderte von Blütenstielen mit großen lilablauen Blumen emporrichten. Dazwischen blühen andre zwiebelartige Gewächse weiß und gelb. Am bezeichnendsten aber sind für diesen Strich die Pandaneen, sehr eigentümliche kleine Bäumchen von bizarrer Gestalt, die zwischen dem lebhaften Grün ihrer in struppigen Büscheln verteilten langen Blätter ihre Früchte zeigen, die als kopfgroße, zinnoberrote Kugeln herabhängen. — Zu jenen Dünen kommt die Riesenschildkröte, um im Sande ihre Eier abzulegen; unterwegs wird sie wohl von wilden Hunden angefallen, die sie herumwerfen und zerren, bis sie die Bänder der Panzerschilder zerrissen haben und ihre Beute verschlingen können. Zuweilen aber ist das fünf Fuß lange Tier härter als seine Feinde und schleppt ein halbes Duzend von ihnen ins Meer. Oft erscheint auch der Königstiger, um die Hunde zu vertreiben und sich ihr Mahl anzueignen. Entlegene Orte der Küste zeigen vielfach die Spuren solcher Kämpfe, die gebleichten Gerippe der Schildkröten. Wo Dörfer in der Nähe sind, suchen die Javanen die Eier, die selbst getrocknet und ins Innere verschickt als Lederbissen gelten. Im westlichen Teile der Insel folgt auf den südlichen Küstengürtel nach innen zu die Zone der Gebang, einer Fächerpalme, deren dunkle Häupter sich von dem fahlen Grunde des hohen, graugrünen Allanggrases abheben. Schatten ist dort so wenig zu finden als in den Palmyrawäldern (III, 1, S. 301). Ein Nashornvogel scheint das einzige Tier zu sein, das in dieser trostlosen Region sich des Daseins freut. Der Reisende hört vielfach sein knirschendes Fauchen, das das Rauschen der Palmenwipfel übertönt.

Wenden wir uns aber von der Küste zum Innern. Zunächst blicken wir auf die charakteristischen Rawas, sumpfige Stellen, auf denen das Wasser von den Überschwemmungen der Flüsse zurückgeblieben ist, und die in der trocknen Jahreszeit auf einen immer kleineren Raum sich beschränken. Hier finden sich unsere Teichrosen neben der prachtvollen rosenroten Lotosblume, auf deren großen Blättern kleine Vögelchen herumspazieren. Der ganze übrige Wasserspiegel ist bedeckt mit der Teichlinse, die uns als echter Kosmopolit an die heimatischen Sümpfe und Teiche erinnert. Verschiedene Fischarten, Leguane¹⁾, kleine Krokodile, Frösche und Reither, sowie kleine niedliche Enten beleben das Rawagebiet, das sich beim Zurücktreten des Wassers mit üppigen Gräsern bedeckt. Dort treiben dann feiste Girsche und Wild-

¹⁾ Das Fleisch dieser widerlichen großen Eidechse ist bei Javanen und Chinesen als schmackhaft sehr beliebt.

schweine ihr Wesen und ihnen folgt der Tiger. Für die benachbarten Dörfer aber ist dann eine ungesunde Zeit, in der böse Fieber endemisch sind.

Eine andere Region bilden die ausgedehnten Graswälder von 3—4 Fuß hohem Alang-Alang (*Saccharum Königii*), in denen einzelne Gruppen des herrschenden Slaga sich erheben, zwischen dessen rohrartigen, fingerdicken Stengeln mit langen Blättern und überhängender Blütenrispe sich ein Reiter auf dem Hofsse verbergen kann.

Gewähren die grünen, saftigen Wiesen Europas einen erquickenden Anblick, so bildet das Alanggras auf den indischen Inseln trockne, einfürmige Wälder, die sich trostlos ohne Abwechslung ausbreiten. Statt einer erquickenden grünen Matte schaut man auf ein silberweißes, im Winde wogendes Grasmeer, das den eintretenden Wandrer bis an die Schultern begräbt. Leicht schneidet der scharfe Rand und die Spigen der steilen, gerade emporgerichteten Grasblätter Wunden in die Haut; leicht wird man von Ameisen geplagt, wenn man ermüdet sich hinwirft, oder man läuft Gefahr, von einem verborgenen Tiger überfallen zu werden. Kein Weg ist weit und breit zu sehen; selbst über die tief ausgetretenen Pfade wölbt sich das Alanggras dicht empor und verdeckt sie vollständig. Das von der Grasfläche zurückstrahlende Licht blendet das Auge. Die drückende Hitze, die selbst im Schatten eines Schirmes bis über 30° R. steigt, erschläft alle Sehnen des Wanderers. Nur eine einzige schöne Kornblumenblaue Pflanze aus der Familie der Enzianen, erscheint hier und da in kleinen Gruppen inmitten des alle andern Pflanzen erscheinenden Alanggrases. Wenn in den Monaten Oktober und November das Alang in Blüte steht, dann sind die Millionen Halme von wolligen Ähren getrübt, und das ganze Grasfeld hat, soweit man sehen kann, eine weißliche Farbe. Leicht lösen sich von den Ähren die kleinen Samen, die mit weichem, wolligem Flaum bedeckt sind und durch ihre leichte Beweglichkeit den Wuch des Grases immer weiter verbreiten. Erhebt sich dann von der Geseite der Windeshauch, dann wandern diese Samen gefällig durch die Luft, die weit und breit wie mit Schneeflocken gefüllt erscheint. — Zerstreut in den Alangfeldern liegen inselartig kleine, von Sackpflanzungen durchwebte, schwer zu durchdringende Waldgruppen, die einen Gürtel rund um die eigentlichen Hügel bilden. Die zusammengebrängten Bäume werden selten höher als 30 Fuß. Zwei Supporienarten und dann die Bambusen sind hier charakteristisch. Viele Sträucher aber vermengen sich mit den Bäumen sowie Sackpflanzungen und Flecken, die sich durch diese heißen, an allen Seiten der Sonne bloßgestellten Gebüsche hindurchwinden. Hier lebt zahlreich in kleinen Rudeln der javanische Dirsch, dessen Fleisch in dünne Scheiben geschnitten, mit Salz eingelesen und an der Sonne getrocknet, das von den Javanen so gern zum Reis geessene Tin Tin liefert. Hier wühlt das wilde Schwein nach den süßen Alangwurzeln. Kein Javane, als guter Moslem, kommt diesen unreinen Thieren zu nahe; daher sie gar nicht sehen sind. Nur der Tiger jagt unter ihnen. Seitdem dieser Herrscher der Wälder durch die Vermählungen der Regierung seltener wird¹⁾, mehrt sich das Volk der Wildschweine und geht immer unverschämter in die Kulturen, besonders in die Zuckerfelder. — Noch erwähnen wir die in der Alangwildnis sich findenden Termitenhügel. Dort sucht das Schuppentier die Inzassen als Beute, und auch der stolze Pfau verschmäht nicht, sich bei einem angewählten Hügel zum Waple einzufinden, sein prächtiges Gefieder in der Sonne spiegeln. Bei Tage schweigt er; aber in der Dämmerung läßt er sein widerliches, posannenartiges Geschrei erschallen, das den Bewohnern der Wildnis andeutet, daß der Tiger seinen Schlupfwinkel verläßt.²⁾

In weiterer Höhe folgen auf die Alangwildnis trockne Flächen mit kurzem Grase bestanden, untermischt mit mancherlei Blumen, die

¹⁾ Schon zu Jungkühns Zeit war auf jeden eingeleiteten Tiger eine Prämie von acht Gulden gesetzt.

²⁾ Der Pfau hält sich gewöhnlich in der Nähe des Tigers auf, in dessen Mist er nach Nahrung sucht.

der die benachbarten
diese Fieber endemisch

Graswilde (Königii), in denen
zwischen dessen rohr-
und überhängender
kann.

erquickenden Anblick, so
förmige Wildnisse, die
stehenden grünen Matte
er, das den eintretenden
scharfe Rand und die
Wunden in die Haut;
ich hinwirft, oder man
verden. Kein Weg ist
Pfade wölbt sich das
in der Grasfläche jurä-
st im Schatten eines
Wanderers. Nur eine
Anzianen, erscheint hier
stehenden Manggras.
Blüte steht, dann sind
s ganze Grasfeld hat,
on den Ähren die kleinen
durch ihre leichte Be-
hebt sich dann von der
lig durch die Luft, die
erfreut in den Mang-
ebte, schwer zu durch-
eigentlichen Urwälder
er als 30 Fuß. Zwei
isch. Viele Sträucher
und Planen, die sich
en Gebüsch hindurch-
e Girch, dessen Fleisch
der Sonne getrocknet,
n liefert. Hier wohnt
wane, als guter Mos-
nicht sehen sind. Nur
Wälder durch die Be-
Voll der Wildschweine
die Zuckersüßholz. —
Termitenhügel. Dort
der hohe Bau ver-
inzu finden, sein prä-
er; aber in der Däm-
schallen, das den Be-
winkel verlißt.)
is trockn. Flächen
erlei Blumen, die

in Tiger eine Prämie
auf, in dessen Riß

eher an die nordischen Wiesen erinnern können. Beide Arten von
Grasflächen scheinen an die Stelle alter Kulturen getreten zu sein,
durch welche der Urwald ausgerottet worden war. Zwischen den letzt-
genannten liegt viel zerstückeltes ungleichförmiges Waldgebüsch, das be-
sonders auf kalkhaltigem Boden gedeiht, und sich oft über schroff zu
Tage tretenden Kalkbänken erhebt, in denen sich vielfach Tropfsteinhöhlen
finden. Hier sind besonders die Ficusarten zu nennen, deren glatte
graue Wurzeln sich eng an den Fels anschmiegen. In fruchtbareren
Gegenden dieser Region haben die Pisangarten ihre Stätte — beson-
ders der wilde Wachspisang, dessen breite Blätter auf der unteren
Seite mit einer mehlartigen Substanz überzogen sind, die abgeschabt
und ausgeschmolzen ein weißes Wachs liefert, das auf Java einen be-
deutenden Artikel des Binnenhandels bildet.

Das letzte Pisangengebiet der in Rede stehenden Zone machen die
Urwälder aus. Sie tragen jedoch nicht durchgängig gleichen Charakter.
Hier sind weitläufige Magienwälder verschiedener Arten zu be-
merken, mit glatten Stämmen ohne Schmaroherpflanzen, mit feinge-
gliedertem Laub und einer schirmartigen flachen Krone. Die eine Art
erinnert durch die weiße Rinde des Stammes an die nordische Birke.
In andern Gegenden besteht der Hochwald aus den uns schon bekann-
ten (vergl. III, 2, S. 95) Titibäumen, hier Raju Dschati genannt.
Diese Wälder haben in der trocknen Jahreszeit, wo sie die Blätter
verlieren, ein sonderbares Ansehen. Erst mit der Regenzeit begrünen
sie von neuem und bedecken sich mit Blütenrispen. Um das Gedeihen
dieser wichtigen Holzart zu fördern, wird das niedere Gebüsch zwischen
den Stämmen öfters weggebrannt.

Neben beiden eben genannten Waldbarten aber findet sich auf aus-
gedehnte Strecken der eigentliche tropische Urwald. Das schattige Laub-
dach ist etwa 70—80 Fuß über der Erde — aber einzelne Baumriesen
erheben sich noch weit höher. Hier finden wir auch vorzugsweise Feigen-
bäume mit Luftwurzeln, deren dichtes, saftgrünes Laub den schönsten
Schatten gibt, den der javanische Reisende besonders gern zur Ruhe-
stätte wählt. In einigen Gegenden findet sich *Ficus elastica*, die den
Kautschuk liefert. — Auf weite Strecken aber sind diese Wälder wegen
des üppig wuchernden niederen Gebüsches ganz undurchdringlich. Hier
sind vor allen übrigen Gattungen die prächtigen Scitamineen (*Canna
indica* u. a.) zu nennen, die bis zwölf Fuß hoch mit herrlichen orange-
und purpurfarbenen Blüten einen Wald im Walde bilden, durch den
man sich erst den Weg mit dem Hackmesser bahnen muß. Ebenso
sehr machen dies die Lianen nötig, die oft wie verwirrte Fäden zwi-
schen den Stämmen verschlungen sind. Auch hier heben wir nur eine,
die wichtigste aller dieser Schlingpflanzen hervor: den Rotang (spani-
sches Rohr). Diese kletternde Palmenart kriecht mit ihrem furchtbar
dornigen Stengel oft weite Strecken durch den Wald; bald ist sie oben
in den Zweigen, bald steigt sie zum Unterholze herab, dort klettert sie
einen der alten Stämme hinan, um ihre kleinen Wedel hoch über seiner
Krone zu entfalten. Ganz kurz nur können wir die vielen Baumschma-
roger erwähnen, besonders Farnkräuter und Orchideen.

Tiere kommen im Urwalde wenig vor, außer dem grauen Affen. Abends aber finden sich große Scharen kleiner grüner Papageien ein, sowie das fliegende Eichhörnchen und die schon erwähnten Züge der Kalongs, die den Früchten der Ficus nachgehen.

Steigen wir höher hinauf in die Zone von 2000 bis 5000 Fuß Meereshöhe, so werden die Dörfer seltener; ein Fruchtbaum nach dem andern verschwindet. Die schon genannte Arengpalme mit niedrigem, stumpfigem Stamm und blaugrünen Wedeln hat hier ihr Hauptgebiet. Es werden große Massen des javanischen Zuckers aus derselben gewonnen. Sonst wird noch ziemlich viel Mais und Zwiebeln gebaut, auch an manchen Orten Pfirsiche, Erdbeeren und europäische Gemüse, die in den großen Städten zum Markt gebracht werden. Vor allem aber ist der für Java so wichtige Kaffeebau hier im Betriebe, namentlich in den Breanger Regenttschaften.

Der Anblick der Kaffeepflanzungen auf den glücklichen Gefilden dieser gemäßigten Zone gewährt einen besonderen Reiz. Zur Abwehrung wilder Tiere, namentlich der Rhinocerosse, ist die ganze Plantage mit einem tiefen Graben umgeben. Sauber gehaltene Steige führen zwischen den mit Bäumchen regelmäßig besetzten Quartieren hin, die hoch überragt sind von den lustigen, lockeren Kronen der lebhaft rotblühenden Dadapbäume, welche zur Beschattung dazwischen pflanzt. Oft sieht man einen wilden Hahn durch die Sträucher schreiten oder einen grauen Warber, der zur Zeit der Reife manche Beeren nascht. — Weitere Schilderung des Kaffeebaus vergleiche III, 2, S. 7 ff. Die Kaffeeernte in Java belief sich 1860 auf eine Million Pikul (zu 61,75 kg), die von 220 Millionen Kaffeebäumchen gewonnen waren. Der gesamte Kaffee, welcher geerntet wird, ist an die Regierungsmagazine abzuliefern und wird zu einem bestimmten, ziemlich niedrigen Preise bezahlt.¹⁾ Die Regierung hat ihre besonderen Kontrolleure für diesen Kulturzweig, die zur Zeit der Ernte bei den Plantagen in einem leichten Gebäude (Pasangan) wohnen.

Ein anderer wichtiger Kulturzweig ist erst vor zwei bis drei Jahrzehnten mit großer Mühe auf Java eingeführt, aber bereits zu großer Ausdehnung gediehen, nämlich der des Chinabaumes. Mit großen Anstrengungen wurde derselbe von Südamerika herübergebracht. Nach einem Jahrzehnte war bereits eine Million von Stämmen in 11 Plantagen vorhanden. — Auch Thee wird in dieser Region gebaut; doch erreicht er nicht die Güte des chinesischen.

Kommen wir über die Kulturgebiete hinaus, so treten uns außer Mang-Alang-Flächen als charakteristisch besonders die Baumfarne entgegen. Die genarrbten, palmenartigen Stämmchen, 10—15 Fuß hoch, tragen feingefiederte Wedel. Es gibt verschiedene Arten, wie überhaupt die Farne auch in den andern Zonen reichlich vertreten sind. — Auch hier finden sich dichte Urwälder, in denen wir aber eine ganze Reihe Bäume anderer Gattung, als in den vorher erwähnten, finden. Der Fürst dieser Wälder ist der Rajalamabaum (Liquidambar), dessen schnurgerader Stamm sich erst 90 bis 100 Fuß über dem Boden

¹⁾ Im Jahre 1875 bezahlte die Regierung pro Pikul 14 Gulden. Bei der Versteigerung der Vorräte wurden aber 62 Gulden erzielt, so daß von jedem Pikul 48 Gulden Reinertrag übrig blieb.

in grauen Affen.
Papageien ein,
hühten Flüge der

bis 5000 Fuß
Baum nach dem
mit niedrigem,
ihr Hauptgebiet.
us derselben ge-
wiebeln gebaut,
opäische Gemüse,
nen. Vor allem
m Betriebe, na-

Gefilden dieser ge-
rung wilder Tiere,
tiefen Gräben um-
schen regelmäßig be-
en, lockeren Kronen
haltung dazwischen
schreiten ober einen
— Weitere Schildbe-
e in Java belief sich
onen Kaffeebäumchen
an die Regierungs-
niedrigen Preise be-
diesen Kulturzweig,
Gebäude (Pasang

ei bis drei Jahr-
bereits zu großer
S. Mit großen
gebracht. Nach
nen in 11 Plan-
on gebaut; doch

reten uns außer
Baumfarne ent-
—15 Fuß hoch,
ten, wie über-
vertreten sind.
aber eine ganze
hühten, finden.
(Liquidambar),
über dem Boden

in Äste spaltet und in die kuglige Laubkrone übergeht, deren oberste Wipfel noch 50, ja 80 Fuß höher liegen. Es wird aus der Rinde ein feines, wohlriechendes Harz gewonnen. — Nirgends auf der Insel ist der Wald mehr mit Schlingpflanzen durchwoben als hier. Die eine (*Cissus*) klettert mit ihrem die Dicke eines Mannesgürtels erreichenden Stengel bald hundert Fuß an den Stämmen empor. Auch verschiedene Rotangarten machen sich wieder bemerklich, die ihre hellgrünen Wibelkronen über allen den andern Bäumen im Winde schaukeln. Auch rankende Pandaneen umschlingen die Stämme. In dem dichten Unterholz finden sich hier die eigentümlichen Rotgewächse (*Mophitideen*), deren Laub oder Holz einen ausgesprochenen Rotgeruch hat.¹⁾ Außer Insekten und verschiedenen Vögeln, von denen wir den Nashornvogel erwähnen, wohnen nur einige Affenarten und Eichhörnchen in diesen Urwäldern.

In die beiden noch höher gelegenen Zonen, in denen das Rhinoceros und der wilde Büffel heimisch sind, brauchen wir dem Naturforscher nicht zu folgen. Die Ansiedlungen der Menschen finden sich meist nur bis zur Mitte der eben geschilderten Region.

Gehen wir nunmehr zur näheren Betrachtung der Menschen, die dies schöne Land bewohnen. Ihre Zahl, die noch vor wenig mehr als zwei Jahrzehnten 10 Millionen betrug, hat sich schnell auf 18½ Millionen gehoben. Davon kommt allerdings eine nicht geringe Zahl auf Malaien, Chinesen, Europäer, Araber und verschiedene von auswärts gekommene Ansiedler. Das Verhältnis dieser zu den Eingebornen mag sich jedoch kaum wie 1 : 30 stellen. Wie schon bemerkt, unterscheiden sich die letzteren in Sundanen und Javanen im engeren Sinne. Jene, die westlichen Hochplateaux bewohnend, scheinen sich reiner erhalten zu haben, während die Bevölkerung Ostjawas manche Spuren von Mischung zeigen soll. Die Hindueinwanderung und die lange Hinduherrschaft ist in dieser Beziehung nicht wirkungslos geblieben, und die genaue Beobachtung erkennt noch jetzt manche arischen Züge, die dem malaischen Typus der Javanen aufgepfropft erscheinen.

Wir wählen daher zum Gegenstand unsrer Schilderung den Sundanen.²⁾ Die malaische Physiognomie ist unverkennbar. Die hellbraune Hautfarbe ist merklich heller als die des Ostjavanen. Besonders Frauen und Mädchen der vornehmen Familien, die wenig den Sonnenstrahlen ausgesetzt sind, können sich eines Teints rühmen, der wenig hinter dem der Weißen zurückbleibt. Die niederen Stände dagegen, die immer in freier Luft zu arbeiten haben, sind viel dunkler. Die schwarzen, schlichten Haare sind etwas grob und nicht selten leicht

¹⁾ Der Javane erlaubt sich zuweilen den schlechten Spaß, einem andern ein Spänchen solchen Holzes in die Tasche zu schieben und ihn dadurch in schlimmen Verdacht zu bringen.

²⁾ Coolsmä, Twaalf Voorlezingen over Westjava, S. 48 ff.

Bulben. Bei der
von jedem Pitul

geloct. Ein Vöckchen an den Schläfen gilt als Zeichen der Schönheit. Bis auf den wohlgepflegten Knebelbart lassen die Männer keine Haare im Gesicht aufkommen, sie entfernen sie mit einer kleinen Zange. Der Gesichtsausdruck hat etwas Unbedeutendes und Charakterloses. Die braunen oder schwarzen Augen, unter den dünnen Brauen, blicken meist matt aus dem ein wenig schräg (doch bei weitem nicht so wie bei den Chinesen) gestellten Spalt. Die Nase ist klein, fast immer von oben her platt, mit abgerundeter Spitze, breiten Flügeln und weiten Nasenlöchern. Der große Mund ist von dicken Lippen umgeben, ohne jedoch vorzuspringen. Das Sirikauen trägt jedenfalls dazu bei, denselben zu entstellen. Die schon erwähnte Sitte, die Zähne abzufeilen und schwarz zu färben, gibt dem Javanen durchgehend ein altes Ansehen. Die Backenknochen sind wie bei den Malaien besonders stark entwickelt.¹⁾ Von Schönheit hat der Javane einen ganz andern Begriff als wir; er sieht vor allem auf die Gestalt. Ein zarter Körper, dünne Taille, feine Finger, kleine Hacken, biegsame Gelenke und dabei eine goldgelbe Farbe gehört zu seinem Schönheitsideal.

Die Männer tragen wie die Frauen die Haare lang und binden sie über dem Genick in einen Knoten zusammen; vorne stecken sie einen Kamm hinein. Darüber aber binden sie — in verschiedenen Formen — ein buntes Kopftuch, so daß die Haare vollständig bedeckt sind. Weiter besteht die einfache Kleidung der Männer aus einem Semd von gebütem Kattun (badschau), das über den einfach um den Unterleib geschlungenen und ohne Gürtel befestigten Sarong (oder Sampang) bis auf die Knie herabreicht. Letzterer besteht aus einem einfachen Stück Zeug von inländischem Gewebe, das geschickt in bunten Mustern gefärbt ist. Die Unterbeinkleider sind kurz. Nur bei feierlichen Gelegenheiten und bei den Vornehmen sieht man Hosen nach europäischem Schnitt, die jedoch bis zu den Knien vom Sarong bedeckt bleiben. Dann kommt auch der Gürtel dazu, an dem nach hinten zu der Kris oder Dolch in einer oft kostbaren Scheide getragen wird. An Stelle des letzteren haben die geringen Leute, welche oft nur mit einem um die Lenden geschlagenen Luche gehen, sobald sie einen weiteren Weg machen, das breite Hackemesser (bedog), das in den Wäldern so nötig ist. Schuhzeug trägt der geringe Mann nicht, mit Ausnahme von lederen Sohlen, die er nur auf der Reise anlegt. Die Ansehnlichen tragen stärkere Sandalen und hochgestellte europäische Schuhe. Der ziemlich flache, mitten in eine Spitze auslaufende inländische Hut wird allgemein gegen Sonnenhitze und Regen getragen. Wohlhabende aber gebrauchen auch den inländischen Regen- und Sonnenschirm von geöltem Papier.

Die Frau legt auf ihre Haartracht großen Wert. Der lange Haarmulst, durch den wohl ein kostbarer Haarpfeil gesteckt ist, wird immer wieder losgeknüpft, von neuem aufgemacht und glattgestrichen. Oft wird er auch mit duftenden Blumen geschmückt. Eine Kopfbedeckung tragen die Frauen nur auf Reisen oder bei der Feldarbeit, und zwar

¹⁾ Dieser Zug tritt bei den Ostjavanen vielfach zurück; diese nähern sich dem arischen Gesichtstypus.

ban
bene
läng
den
getra
legt
schm
hat
und
Son
gehä
liebe
Stein
ganz
sie a

Char
Man
für d
Wesch
Unpa
Coola
folgen

gerät
angst
und i
Die
Geist
die
geben
dürft
sanft
und
ihr
Euro
Ihre
nicht
lang
haben
gebül
aber
haben
gegen

banen

n der Schönheit.
 inner keine Haare
 nen lange. Der
 rakterloses. Die
 Frauen, blicken
 em nicht so wie
 fast immer von
 geln und weiten
 umgeben, ohne
 dazu bei, den-
 Zähne abzuseilen
 ein altes An-
 besonders stark
 ganz andern Be-
 n zarter Körper,
 selente und dabei

lang und binden
 stecken sie einen
 denen Formen —
 edt sind. Weiter
 Hemd von ge-
 ben Unterleib ge-
 (Samping) bis
 einfachen Stück
 Mustern gefärbt
 en Gelegenheiten
 äissem Schnitt,
 n. Dann kommt
 oder Dolch in
 s letzteren haben
 enden geschla-
 chen, das breite
 ist. Schuhzeug
 ebenen Sohlen,
 tragen stärkere
 ziemlich flache,
 allgemein gegen
 gebrauchen auch
 n Papier.

rt. Der lange
 steckt ist, wird
 glattgestrichen.
 e Kopfbedeckung
 beit, und zwar

dann den gewöhnlichen Männerhut. Die übrigen Kleidungsstücke sind denen der Männer sehr ähnlich. Das Oberkleid (Kabaai) ist etwas länger und reicht bei der Bevölkerung der Küstenlandschaften bis zu den Füßen — im Binnenlande wird es nur bis zu den Knien reichend getragen. Außerdem trägt die Frau nichts als den Sarong. Im Hause legt sie gewöhnlich die Kabaai ab. Außerdem hat sie noch ein langes schmales Tuch von geblütem Rattun, um das Kind darin zu tragen. Hat sie ein solches nicht, so schlägt sie das Tuch lose über die Schulter und zieht es schärpenartig unter den andern Arm durch. Gegen die Sonne zieht sie einen Zipfel desselben über den Kopf. Kleine Ohrgehänge und einige Fingerringe bilden den Schmuck. Auch die Männer lieben es, Ringe an den Fingern zu tragen, manchmal solche mit Steinen von der Größe eines Taubeneis. — Die kleinen Kinder gehen ganz nackt. Erst mit dem siebenten oder achten Jahre gewöhnt man sie allmählich an Kleidung.

Schwerer als die äußere Erscheinung des Javaners läßt sich sein Charakter beschreiben. Die Urtheile gehen darüber weit auseinander. Manche Berichterstatter rühmen sie als Engel, während andere sie fast für das Gegentheil halten. So finden wir sie namentlich in den älteren Beschreibungen als boshaft, mordlustig, treulos u. s. w. geschildert. Unparteiische Zeugen halten diese Darstellung für zu dunkelfarbig. Coolsmas¹⁾ entwirft uns nach Vergleichung verschiedener Schilderungen folgendes Charakterbild:

— — — er ist zurückhaltend, still, immer sich selbst gleich und gerät selten in eine wechselnde Stimmung. Er ist furchtsam und ängstlich, wenn wirkliche oder vermeintliche Gefahr vorliegt, aber dreist und übermüthig, wenn er sich überzeugt hat, daß nichts zu fürchten ist. Die Furcht ist bei ihm ein mächtiger Hebel. Alle fürchten die bösen Geister; die Geringen fürchten die Häuptlinge und diese wieder fürchten die Regierung, was sie freilich nicht hindert, ihrer Neigung, die Untergebenen zu plagen und auszusaugen, freien Lauf zu lassen. Wild, blutdürstig und grausam ist der Sundane auf keinen Fall; aber obwohl sanft geartet, kann er, in Leidenschaft gebracht, blutdürstig werden und seine Schlachtopfer mit Lust martern. — Für Tiere, selbst für ihr Vieh zeigen sie selten eine Freundlichkeit. Sie sind besonders vor Europäern zurückhaltend und verstehen die Kunst sich zu beherrschen. Ihre Gemütsbewegungen können wohl einmal herzlich sein, aber sind nichtsdestoweniger oberflächlich und von kurzer Dauer. Sie sprechen langsam und bedächtig, und wenn sie mit höher gestellten Personen zu reden haben, so kommen sie nur mit Umwegen auf ihre Sache. Sie sind geduldig, aber gegen die Geringeren oft hart, zufrieden mit wenigem, aber verschmähen den Überfluß nicht, wenn sie ihn ohne viel Mühe haben können, einfach in ihrer Lebensweise, aber haben keine Abneigung gegen Brunkfucht und Verschwendung.

Trunkfucht kann man dem Javanen nicht nachsagen. Wo sie vor-

¹⁾ Twaalf Vorlozingen, S. 60. Dieses Bild gilt zunächst von den Sundanen.

nähern sich dem

kommt, ist sie nur durch den Umgang mit Holländern veranlaßt. Opium hat leider schon einen weiten Eingang gefunden, besonders auf Oßjava, und die Regierung verschmäht es nicht, ihren Gewinn daraus zu ziehen.¹⁾ In andern Distrikten, namentlich in dem Preanger Gebiet, ist es noch verboten. — Dem Glücksspiel sind die Javanen sehr ergeben, und in den größeren Orten ist es entseßlich im Gange.

Erschreckend sind die Sünden der Unzucht.²⁾ Die Frauen sind besser als die Männer. In manchen Gegenden ist mit gutem Grund die Ehrlichkeit zu rühmen. In keinem Lande der Welt kann fremdes Gut sicherer sein als in den Preanger Regenttschaften. Wo aber Opium und Spielsucht erst überhand genommen, da bekommt die Ehrlichkeit einen „fühlbaren Knack“.

Streitigkeiten liebt der Javane nicht. Selbst bei den jungen Leuten sind Schlägereien eine große Seltenheit; und wo etwa Volksmassen zu tanzenden sich ansammeln, wird die Ordnung nicht gestört. Auch das Prozeßsiren ist nicht beliebt. Der Javane mahnt sogar nur ungern einen nachlässigen Schuldner. Jemanden auszulachen und zu verhöhnen ist ganz gegen seine Art. Er mag niemanden verletzen, sondern sagt jedem gerne etwas Angenehmes.

Die höheren Stände, und besonders deren Männer, sind ein tief verdorbenes Geschlecht — mit einzelnen Ausnahmen.³⁾ Dem Europäer gegenüber sind sie höflich und beweisen gute Lebensart. Vor dem, der Macht über sie hat, sind sie kriechend, gegen die Geringeren wahre

¹⁾ In der einen Residentenschaft Kediri zahlte der Opiumpächter, ein Chinese, schon 1859 eine monatliche Pachtsumme von 60 000 Gulden. Es war schon damals unverkennbar, wie diese Gegend dadurch zurückkam und verarmte. (Medebeelingen 1861, S. 150. Selbst Frauen machen sich dieses Lasters schuldig. Bei den Familienfesten wird Opium gereicht, und sogar Kinder von 6—7 Jahren werden an den Genuß gewöhnt. Medebeelingen 1862, S. 241. — (Jetzt hat die Regierung eine Jahreseinnahme von 10—11 Millionen aus der Opiumpacht.) Das Opium wird entweder in halbflüssigem Zustande genossen, nachdem es mit etwas Tabak oder Siri zusammen gelocht ist, oder aus kleinen Bambuspfeifen wie in China geraucht. Das durch dieses Gift angerichtete Verderben ist auch hier schlimm genug; man muß aber von den übertriebenen Schilderungen absehen, als ob alle, die damit zu thun haben, in kurzer Zeit blödsinnig würden. Unverantwortlich bleibt es trotzdem, daß die Regierung diese Quelle des Verderbens für ihre Einnahmen ausbeutet.

²⁾ Der Jüngling, der sich keusch hält, das junge Mädchen, das sich nicht preisgibt, möchte selten zu finden sein. Auch hört man von unnatürlichen Sünden, die nicht zu nennen sind. Medebeelingen 1857, S. 187.

³⁾ Java hat keinen Mittelstand, sondern nur die Großen und die Kleinen. Nur die ersteren sind Besitzer; die große Masse des Volks ist heillos. Hat der kleine Mann etwas erlangt, was das Wohlgefallen des Vorgesetzten auf sich zieht, so wird es ihm abgedrungen. Die nominelle Bezahlung ist ganz unzureichend, wenn sie überhaupt geleistet wird. Diese Zustände erklären das kriechende Wesen, das besonders auf Oßjava dem Fremden überall entgegentritt. (M. Medebeelingen, 1857, S. 188.) In diesem Punkte befindet sich eines der schlimmsten Versäumnisse der holländischen Kolonialpolitik, die es immer mit den Großen gehalten hat und durch diese die Kleinen ausnützt, ohne ernstlich für ihre Förderung zu sorgen. — Es ist leicht ersichtlich, wie schwierig die Mission unter diesen Verhältnissen sein muß. Vor zwei Jahrzehnten wurde bezeugt, daß noch nicht ein einziger vornehmer Javane sich zum Christentum bekehrt habe — und es ist fraglich, ob dies bis jetzt erfolgt ist.

Tyr
ihre
ihre
glier
reich

und
die
Gefü
eintö
treib
ohne
ohne
es ni
ist se
aber
sind
Leben

über
keine
wir k
lichen
kein f

N
für ihr
Braut
werden
Javan
weiber
Nur d
auch v
Laster
aber,
heißer
Dergle
rot.
weilig
Laune
Folgen
Läst g
Die A
Tod i
Gemb
keine

Soba
bei.

leben

Eur

veranlaßt. Opium
sonders auf Ostjava,
daraus zu ziehen.¹⁾
Gebiet, ist es noch
er ergeben, und in

Die Frauen sind
mit gutem Grund
Welt kann fremdes
n. Wo aber Opium
umt die Ehrlichkeit

ist bei den jungen
wo etwa Volks-
nung nicht gestört.
mahnt sogar nur
auszulachen und zu
jemanden verletzen,

anner, sind ein tief
Dem Europäer
art. Vor dem, der
Geringeren wahre

mpächter, ein Chinese,
Es war schon da-
verarmte. Wedebe-
ers schuldig. Bei den
6-7 Jahren werden
egt hat die Regierung
pacht.) Das Opium
es mit etwas Tabak
eischen wie in China
hier schlimm genug;
als ob alle, die da-
antwortlich bleibt es
ihre Einnahmen aus-

das sich nicht preis-
tlichen Sünden, die

ogen und die Kleinen.
besitzlos. Hat der
gestellten auf sich zieht,
ganz unzureichend,
as kriechende Wesen,
itt. (W. debeelingen,
müssen Verhältnisse
halten hat und durch
zu sorgen. — Es ist
hältnissen sein muß.
er vornehmer Javane
ob dies bis jetzt er-

Tyrannen. In Ungunst übertreffen sie jene bei weitem, was sich von ihrer Entwicklungsfähigkeit in der Regel nicht sagen läßt. Stolz auf ihre Abstammung, verachten sie alle Arbeit — ausgenommen ein Regierungsdienst, das ihnen Gelegenheit gibt zu befehlen und sich zu bereichern.

Verstandesfähigkeiten bilden nicht die starke Seite des Javanen, und die Sundanen stehen in diesem Stücke noch etwas tiefer. Obwohl die Neugierde nicht fehlt, ist ihnen Mißbegierde fremd; ebenso das Gefühl für Naturschönheit. Singen können sie nicht. Nur für die eintönige Musik des Gamelan haben sie ein Ohr. Ihren Ackerbau treiben sie ohne sonderliche Passion und ganz so wie ihre Vorfäter, ohne an Fortschritte zu denken.¹⁾ Fischerei treiben sie gerne — aber ohne durch Schonung für spätere Zeiten zu sorgen. Professionisten gibt es nicht. Jeder macht sich selber das, was er zum Leben bedarf und ist sein eigener Zimmermann, Tischler, Schneider u. s. w. Alle Arbeit aber thun sie eigentlich nur, wenn die Not sie drängt. Viel geneigter sind sie zu Vergnügungen und zum vollsten Müßiggange. Das ganze Leben aber ist hauptsächlich von der Sinnlichkeit beherrscht.²⁾

Auf ihre Art sind die Javanen in hohem Maße religiös — worüber wir unten noch ausführlicher sprechen — aber ihr Glaube hat keine Kraft, sie am Bösen zu hindern. Treue und Anhänglichkeit dürfen wir bei ihnen nicht erwarten. Die Liebe — abgesehen von der sinnlichen — ist sehr oberflächlich. Zwischen Ehegatten besteht in der Regel kein starkes Band.

Nicht die Liebe hat Mann und Frau zusammengeführt. Die Eltern halten es für ihre Pflicht, dem 10-12jährigen Sohne eine Lebensgefährtin zu schaffen. Die Braut wird nach Übereinkunft mit ihren Eltern gewählt, ohne selbst gefragt zu werden. Der Islam gestattet seinen Anhängern je vier Frauen, und die vornehmen Javanen machen davon Gebrauch, sowie von der Erlaubnis daneben noch Nebenweiber zu halten. Der gemeine Mann begnügt sich jedoch meistens mit einer Frau. Nur die Sinnlichkeit verknüpft ihn mit derselben. Das lockere Eheband kann denn auch willkürlich von ihm gelöst werden. Solche weggesandten Weiber fallen einem Lasterleben anheim. Die Frau hat nicht das Recht der Scheidung. Gelingt es ihr aber, ihrem Manne zu entlaufen und drei Tage lang als Krongeng zu leben — so heißen die unsittlichen öffentlichen Tänzerinnen, so ist dadurch die Ehe geschlehen. Vergleiches kommt fast täglich vor — und solche Person wird darüber nicht schamrot. So ist die Ehe nicht eine feste bleibende Lebensgemeinschaft, sondern ein zeitweiliges, von der Selbstsucht beherrschtes Zusammenwohnen, das durch Verhältnisse, Launen u. s. w. schnell abgeworfen werden kann.³⁾ Daraus ergeben sich schlimme Folgen im Verhältnis zu den Kindern. Oft wird die Geburt eines Kindes als eine Last gefürchtet — obwohl andererseits zahlreiche Nachkommen als große Ehre gelten. Die Mutterliebe gleicht oft nur der Liebe der Tiere zu ihren Jungen. Wenn der Tod das Kind entreißt, ist es bald vergessen. Es heißt nur: „Wer kann dagegen!“⁴⁾ Gewöhnlich werden auch die Kinder recht herzlos behandelt. Von Familienleben ist keine Rede.

¹⁾ So ist namentlich die Dlingung unbekannt.

²⁾ Dies ist ein großes Hindernis für die weitere Entwicklung und Bildung. Sobald die Kinder in die Zeit der Pubertät kommen, so ist's mit dem Lernen vorbei. Bei den Mädchen mag noch mehr geleistet werden als bei den Knaben.

³⁾ Natürlich bleiben auch viele Gatten (wahrscheinlich doch die Mehrzahl!) lebenslang zusammen und gehen ohne tiefere Gemeinschaft neben einander her.

⁴⁾ Vergleichs Wedebeelingen 1857, S. 187 ff.

In der ganzen vorstehenden Schilderung sind eher die guten Seiten etwas stärker betont. Auf die Europäer macht namentlich der Westjavane durch seine Zuverlässigkeit, Höflichkeit, Gastfreundschaft und überhaupt durch sein sanftes, friedliches und anspruchloses Wesen einen guten Eindruck, so daß die Schattenseiten vielfach übersehen werden.

Um die Lebensweise des Javanen näher kennen zu lernen, kehren wir zu dem bereits beschriebenen Dorfwaldchen zurück. Eben beginnt der Morgen zu grauen. Die Hähne, die mit ihrem Volk die Nacht in der Krone eines Baumes zugebracht, begrüßen den nahenden Tag mit lautem Krähen. Auch die Haustiere, die unmittelbar unter der Wohnung ihren Stall haben, werden unruhig. Da erhebt sich der Hausvater von seinem Lager. Ist ein Bach in der Nähe, so begibt er sich dahin, um ein kühles Bad zu nehmen; andernfalls schüttet er sich Wasser, so reichlich wie er es hat, über seinen Körper. Zum Frühstück holt man aus einem der zahlreichen Warong (Verkaufshäuschen) kleine viereckige Reiskuchen¹⁾ und Früchte, die um wenige Kupferbeute²⁾ zu haben sind. Dazu wird eine Tasse warmes Wasser getrunken. Mit der aufgehenden Sonne treibt der Mann schon seine Büffel vor sich hinaus ins Feld, um zu pflügen — oder die sonstigen Arbeiten zu verrichten, welche die Jahreszeit bringt. Er benutzt dazu die kühle Morgenluft. Wenn die Sonne höher steigt, wird die Hitze für ihn und sein Vieh unerträglich, und er sucht in seinem schattigen Haine Schutz vor derselben. Inzwischen hat die Frau das einfache Mittagsmahl bereitet. Jeden Tag gibt es Reis in Wasser gekocht mit etwas Salz und spanischem Pfeffer, dazu ein wenig grünes Gemüse, und wenn nicht Not ist, fehlt auch nicht das gedörrte Fleisch (Tin-tin).³⁾ Die sämtlichen Hausgenossen essen zusammen, auf Matten sitzend. Die Speisen werden auf irdene Schüsseln⁴⁾ gethan und auf einem hölzernen oder kupfernen Tablett auf den Boden gesetzt. Die Stelle der Teller (die sich nur bei vermögenden Leuten finden) vertreten gewöhnlich Stücke eines Pisangblattes — statt der Gabel gebraucht man die Finger der rechten Hand. Getrunken wird bei der Mahlzeit nur kaltes Wasser.⁵⁾ Nach derselben wird in der Veranda Siesta gehalten. Auch die ersten Nachmittagsstunden werden dort zugebracht, entweder mit leichteren Arbeiten, Aus-

¹⁾ Es gibt sehr viel verschiedene Sorten solchen Gebäcks, Kuweh genannt.

²⁾ In der Masse des Volkes kursiren hauptsächlich die kleinen Kupfermünzen. Goldstücke bekommt man selten dort zu sehen.

³⁾ So einfach auch die Mahlzeiten sind, versteht der Javane sich doch auf eine große Menge von Gerichten und zeigt bei festlichen Gelegenheiten bedeutende Leistungen seiner Kochkunst. Für gewöhnlich aber ist er so genügsam, daß der Wert einer Mahlzeit pro Person auf 9—18 Pfennige kommt.

⁴⁾ Nur bei den Vornehmen kommt trotz des islamischen Verbotes das Weintrinken vor — jedoch in sehr mäßiger Weise. — Ein tiefer Abgenuß ist gegen alle berauschenden Getränke vorhanden; obgleich man solche aus Reis oder dem Safte der Arengpalme zu bereiten versteht, werden sie nur in höchst geringem Maße gebraucht.

besser
thun,
hige
mals
wie
schäft
so bl
reiten
Gang
tritt.
der
macht

früh
in de
Kinde
wöhn
päsch
lester
sie da

der
ein ka
stehen
zu jed
als ei
zuweil
2 Uh
Suren
plapp
migter

Inläm
gnügu
unter
mit
denen

ström
nicht
unter

in
vermü
Man

her die guten Seiten
amentlich der West-
bafffreundschaft und
anspruchloses Wesen
vielfach übersehen

zu lernen, lehren
sich. Eben beginnt
Voll die Nacht in
nahenden Tag mit
mittelbar unter der
Da erhebt sich der
Nähe, so begibt er
sich schüttet er sich
er. Zum Frühstück
aufstehenden) kleine
e Kupperbeute¹⁾ zu
er getrunken. Mit
ne Büffel vor sich
den Arbeiten zu ver-
u die kühle Morgen-
e für ihn und sein
haine Schutz vor
mittagsmahl bereitet.
das Salz und spa-
nd wenn nicht Not
e). Die sämtlichen
Die Speisen werden
nen oder kupfernen
er (die sich nur bei
küde eines Bisang-
der rechten Hand.
4) Nach derselben
ersten Nachmittags-
ren Arbeiten, Aus-

Kuweh genannt.
kleinen Kupfermünzen.

ane sich doch auf eine
bedeutende Leistungen
daß der Wert einer

Verbotenes das Wein-
bischen ist gegen alle
Feis oder dem Gaste
geringem Maße ge-

besserung von Geräten und dergleichen, oder mit dem süßen Nichts-
thun, wobei reichlich Stri gekaut wird. Erst wenn die größte Tages-
hize vorüber ist, nachmittags um 3 Uhr etwa, geht der Javane noch-
mals an seine Feldarbeit. Auch die Frau muß draußen mithelfen,
wie wir bereits bei der Reisernte sahen, und im allgemeinen ist sie ge-
schäftiger und arbeitsamer als der Mann. Drängt die Feldarbeit nicht,
so bleibt sie daheim, um die Kinder zu warten, die Speisen zu be-
reiten, auch zu spinnen und zu weben. Wichtig ist ihr aber auch der
Gang auf den Bazar, den sie in Gesellschaft mit der Nachbarin an-
tritt. Sind die Einkäufe dort auch nicht bedeutend, so ist desto größer
der Lärm, der von Käufern und Verkäufern mit lautem Schwagen ge-
macht wird, denn der Bazar ist zugleich der Ort der Dorfklatzereien.

Die Kinder sind meistens unbefähigt und gewöhnen sich von
früh auf an Nichtsthueri. Zwar gibt es auch in den Dörfern Schulen,
in denen der muhammedanische Priester lesen und schreiben lehrt; die
Kinder werden in denselben aber nur kurze Zeit beschäftigt. Sie ge-
wöhnen sich so an Trägheit, daß sie auch viel weniger spielen als euro-
päische Kinder, obgleich es ihnen an Spielen nicht fehlt. Manche der
letzteren stimmen mit den bei uns bekannten überein. So z. B. haben
sie das Abzählen nach Verschen.¹⁾

Kommt der Mann gegen Sonnenuntergang aus dem Felde oder
der Kaffeeplantage wieder nach Hause, so nimmt er zunächst abermals
ein kaltes Bab. Es wird wieder eine Mahlzeit²⁾ eingenommen, be-
stehend etwa in Reiskuchen und Kaffee. (Letzterer wird übrigens öfters,
zu jedweder Tageszeit gebraucht). Hierauf (?) versäumt der Javane,
als ein guter Moslim, nicht sein Abendgebet zu verrichten, wie er auch
zumeilen in die Moschee geht, wo zur bestimmten Tagesstunde (meist
2 Uhr nachmittags) der Priester die vorgeschriebenen Gebete oder
Suren des Korans abliest, die er ohne eine Silbe zu verstehen nach-
plappert, wobei er ein sehr selbstgerechtes Gefühl von seiner Fröm-
digkeit hat.

Wenn die Sonne untergegangen ist, dann kommt auch für den
Inländer die angenehmste Zeit, in der er sich sorglos seinen Ver-
gnügungen überläßt. Es ist schon angedeutet, daß das Glücksspiel
unter diesen keine geringe Stelle einnimmt. Es gibt verschiedene Arten
mit Würfeln und Karten — häufig sind auch die Hahnenkämpfe, bei
denen auf eines oder das andere der kämpfenden Tiere gewettet wird.

Sehr beliebt sind ferner die Schauspiele. Wo sie gehalten werden,
strömt alt und jung zusammen, und man wird des Sehens und Hörens
nicht müde, mag es auch die ganze Nacht hindurch dauern. Obenan
unter den Vorstellungen steht der Wajang.

¹⁾ Auch lassen sie Drachen fliegen, was übrigens auch Erwachsene thun, wie
in China und Japan. Damit werden dann Wetten und geradezu Sagardspiel
verknüpft.

²⁾ Die Javanen haben übrigens keineswegs so regelmäßige Mahlzeiten wie wir.
Man ist sobald man das Bedürfnis verspürt.

Das Wort bedeutet Schatten. Zu diesem Spiele braucht man Figuren, die 18—20 Zoll hoch aus bledem Leder ausge schnitten sind, meist in grotesken Formen, die uns als vollständige Karikaturen erscheinen. Jede hat einen besonderen Charakter darzustellen; dazu werden sie sorgfältig ausgeführt. Sie werden dann auf einen dünnen, biegsamen Hornstab befestigt, und ebenso werden die gelenkigen Glieder mittelst dünner Hornspäne bewegt. Dies geschieht hinter einem mit weissem Zeug überspannten Rahmen derart, daß der Schatten auf das Zeug fällt, und diesen allein bekommen die Zuschauer zu sehen. Der „Dalang“, welcher die Figuren bewegt, rezitiert dabei den zugehörigen Text, dessen Inhalt aus der alten javanischen Geschichte und zwar aus der Hinduzeit entnommen ist. Aber überhaupt Volks sagen, Märchen u. dergl. finden auf diese Weise ihre Darstellung. Gewöhnlich fehlt es darin nicht an allerlei unsittlichen Anspielungen.¹⁾

Andere Vorstellungen, Topeng genannt, werden von maskirten Schauspielern gegeben. Sie entnehmen ihren Stoff aus dem alltäglichen Leben. Ein Possenreißer, der die Zuschauer zum Lachen bringt, muß immer dabei sein. Zu beiderlei Vorstellungen gehört Musik. Das ganze dabei angewendete Orchester heißt Gamelang. Es umfaßt verschiedene Instrumente, die in mehrfacher Zusammenstellung verschiedene Gamelangs bilden. Die meisten dieser Instrumente sind konstruirt wie die Glasharmonika unsrer Kinder, die mit kleinen Hämmern geschlagen wird. Das eine besteht aus 16 hölzernen Platten, das andre aus Metallbecken, ein drittes aus Metallscheiben, die an Saiten aufgehängt sind. Auch der Gong und die Trommel gehören dazu. Die Stäbchen, mit denen gespielt wird, sind an ihrem Ende mit Leder umbunden. Der Direktor spielt stets ein zweisaitiges Streichinstrument (Kebab), um für die übrigen Musiker den Ton anzugeben. Alles zusammen gibt ein äußerst geräuschvolles, doch dünnes Geklimper, das bei dem monotonen Metallklang dem musikalischen Ohre des Europäers unerträglich wird, umsomehr, als die immer in Woll sich bewegende Musik voller unaufgelöster Dissonanzen ist. Der Javane aber wird nicht müde zuzuhören.

Der Gamelang wird auch zum Tanz gebraucht. Freilich der Javane hat wie alle Orientalen nicht Tänze wie die europäischen. Er läßt vor sich tanzen, und das geschieht durch die Kjongengs, Tanzmädchen. Nur selten nehmen auch Männer daran teil. Die Kjongengs sind samt und sonders unsittliche Personen, die mit einer Gamelangbande umherziehen, und bald in diesem bald in jenem Dorfe ihre Produktionen geben. Bei dem tageshellen Mondschein oder bei Fackelbeleuchtung erscheinen sie mit den Klängen der Musik dort auf dem Dorfplatz unter dem alten Waringinbaum. Sie sind festlich gekleidet in grellfarbigen Kleibern. Besonders spielt die lange rote Schärpe dabei eine Rolle. Der Oberkörper bleibt fast ganz nackt. Das Haar ist mit duftenden Blumen geschmückt. Meist fehlt auch nicht die Schminke. So tragen sie unter allerlei gezierten Bewegungen nach dem Takte der Musik mit kreischender Stimme ihre improvisirten Gesänge vor — lauter zweideutiges, unsittliches Zeug. Dabei „trippeln“ sie so steif als möglich hin und her, drehen Arme, Beine, Hals und den ganzen Körper in Krüm-

¹⁾ Bei Familienfesten läßt man gewöhnlich ein Wajangspiel aufführen. — Nur gelegentlich sei auch eine Art Barben erwähnt, die umherziehen und unter Begleitung eines Streichinstruments epische Gedichte vortragen.

acht man Figuren, die in größten Formen, in besonderen Charakteren dann auf einen die geistigen Glieder mit weißem Zeug Zeug fällt, und diesen jeder die Figuren der alten javanischen überhaupt Volksfagen, Gewöhnlich fehlt es

den von maskirten aus dem alltäglichen Leben bringt, gehört Musik. Das Es umfasst verschiedene verschiedene sind konstruirt wie sämtern geschlagen, das andre aus Saiten aufgehängt zu. Die Stäbchen, sind umbunden. Der (Rebab), um für zusammen gibt ein bei dem monotonen unerträglich wird, Musik voller unaufhörlich zu hören. Freilich der Javane hässlich. Er läßt ges, Tanzmädchen. die Kongsengs sind der Gamelangbände ihre Produktionen selbstbeleuchtung in Dorfplatz unter in grellfarbigen dabei eine Rolle. ist mit duftenden Linke. So tragen te der Musik mit — lauter zweifels als möglich hin Körper in Krüm-

aufführen. — Nur hen und unter Be-

mungen und Figuren, ringen und reden sich, bis jedes Glied einen Knack gibt.“ Alles geht dabei auf Reizung der Sinnlichkeit aus.

Neben den Vergnügungen nimmt die Feier der Familienfeste eine hervorragende Stelle ein. Am glänzendsten werden Hochzeiten und Beschneidungsfeiern¹⁾ gefeiert. Es gehört dazu ein „glücklicher Tag“, den man zuvor berechnen läßt. Dann wird ein besonderes Zelt errichtet und eine große Masse von Speisen bereitet. Die eingeladenen Gäste senden dazu ihre Beiträge. Nach erfolgter Beschneidung wird der Knabe in einem Wagen oder Tragstuhl mit möglichst glänzender Prozession durch die Straßen geführt. Darnach beginnt die Schmauserei, die abwechselnd mit Wajang oder anderen Spielen mehrere Tage dauert — oder richtiger gesagt Nächte, während die zwischenliegende Tageszeit größtenteils verschlafen wird. Ähnlich geht es bei den Hochzeiten zu. Die eigentliche Vermählung wird in der Moschee durch den Priester vollzogen, wobei Braut und Bräutigam in besonderem Aufputz erscheinen. Es folgen dann auch noch weitere Zeremonien und dann die Mahlzeiten und Vergnügungen, deren Kosten oft über das Vermögen des Hochzeitsvaters hinausgehen und ihn in Schulden bringen.

Alle die mancherlei abergläubischen Gebräuche, die bei der Geburt eines Kindes oder vor und nach derselben beobachtet werden, würden uns hier zu weit führen. Nur noch ein Wörtchen über die wechselnden Personennamen. Man hat auf Java keine Familiennamen. Die Eltern geben dem Kinde einen Namen wie er ihnen gerade einfällt, oft einen arabischen. Dieser Kindername wird ngaran budak genannt. Personen vornehmen Standes nehmen schon bei ihrer Verheirathung einen andern und zwar einen zusammengesetzten Namen an. Der gemeine Mann behält seinen Kindernamen, bis ihm in der Ehe das erste Kind geboren ist. Dann nennt er sich mit dem diesem gegebenen Namen unter Vorsetzung von Pa = Vater. So macht es auch die Frau, die dem Namen ihres Erstlings Ma = Mutter vorsetzt. Der frühere Name wird ganz außer Gebrauch gesetzt.

Geboren werden, spielend die Kinderjahre hinbringen, frühzeitig heiraten, arbeiten so viel als nötig ist, dann und wann ein Fest feiern — so geht meist das unbedeutende Leben des Javanen hin. Mit Krankheiten hat er, namentlich in Westjava, weniger zu kämpfen als dies bei uns der Fall ist. Ja es finden sich dort nicht selten Beispiele eines mehr als hundertjährigen Lebensalters. In Krankheit und Altersschwäche aber hat der Eingeborne meist kein schönes Los wegen mangelnder Pflege. Kaum hat jemand den letzten Atem ausgehaucht, so strömen von allen Seiten Verwandte, Priester, Habschi und andere Müßiggänger in das Haus, um sich an der Mahlzeit gütlich zu thun. Das Begräbniß wird bald verrichtet. Der gewaschene Leichnam wird in ein Stück weißes Zeug gewickelt und auf einer Bahre zum Friedhof getragen, wobei arabische Lobgesänge angestimmt werden. Darauf wird er, das Gesicht nach Mekka gewandt, in die Gruft gelegt, nachdem der

¹⁾ Letztere wenn die betr. Knaben das siebente Lebensjahr überschritten haben — oft aber erst später, bis zum dreizehnten.

Priester ein Gebet gesprochen. Dann legt man noch eine Holzplanke im Grabe quer über ihn, und schüttet das Letztere zu. — Die Begräbnisplätze werden von den Javanen sehr sauber gehalten, was sich von den europäischen Kirchhöfen auf Java nicht gerade sagen läßt. Die letzteren sind oft ganz verwildert. Die Eingebornen aber betrachten die ihrigen als Wallfahrtsorte, an denen man besonders ehrbürlich beten könne. Nichts kann den Javanen mehr empören, als die Verletzung seiner Gräber. Eine solche war die Veranlassung zu dem blutigen Kriege 1825 — 1830, in dem die holländische Herrschaft sehr gefährdet war.

Schließlich noch ein Wort über die soziale Stellung der Eingebornen. Das Prinzip, wonach Java regiert wird, ist dies, daß die Inländer unter der unmittelbaren Verwaltung ihrer Häuptlinge geblieben sind, während europäische Beamte die Aufsicht und Leitung haben. Jede Regentenschaft zerfällt in Distrikte, deren jeder in Abteilungen und letztere wieder in Unterabteilungen geteilt sind. Eine solche umfaßt ein oder mehrere Dörfer. Darnach gliedern sich Häuptlinge verschiedenen Ranges¹⁾, denen die Ausübung der Verwaltung sowie den Distrikthäuptlingen auch die Polizei übertragen ist. Zur Ausübung derselben steht ihnen ein kleines Corps Polizeidiener zu gebote. Außerdem wird jedem Häuptling nach seinem Range eine Dienerschaft gehalten, auch sind die Gemeinden verpflichtet, ohne Bezahlung für sie gewisse Arbeiten zu verrichten. Außerdem hat die Bevölkerung den Dienst für die Sicherheit zu leisten. Überall sind Wachthäuser errichtet, in denen drei Mann die Nacht verbringen, um regelmäßig die Runde zu machen. Auf einem ausgehöhlten Holzblock werden dort auch die Stunden geschlagen oder nötigenfalls Feuerlärm gemacht. Für alle Regierungsbeamten sind die Gemeinden zu den weitesten Dienstleistungen verbunden. Auf Reisen bezeichnet ein solcher dem Dorfhäuptling nur die Anzahl Ruli, die er wünscht, und sie werden ohne Widerrede gestellt. Ein Missionar hat freilich oft größere Schwierigkeit, um Träger für seine Sachen zu bekommen.²⁾ Alle jene Beamten gehören dem in mehrere Klassen gespaltenen Adelsstande an. Die Benennung und Rangstufen dieser Klassen übergehen wir hier. Es wurde schon angedeutet, wie eine große Kluft die slavische und kriechende Volksmenge von diesen eingebildesten und herrschsüchtigen Großen scheidet, ohne daß ihre Schroftheit durch einen zwischenliegenden Mittelstand gemildert würde.

¹⁾ Auch die Regenten sind Inländer.

²⁾ Man reist gewöhnlich zu Pferde. Wagen und Gespann wird zu kostspielig. Der von vornehmen Eingebornen noch viel gebrauchte Tragstuhl ist bei den Europäern außer Gebrauch gekommen. Die Wege auf Java sind vortreflich angelegt und instandgehalten, wie es nur durch die von den Gemeinden zu leistenden Frohndienste möglich ist. Die Strecken werden nach Pählen (paalon — 1 paal = $\frac{1}{2}$ geogr. Meile) gemessen. Hier und da findet man an den Wegen Warongs im Schatten von Bäumen, Häuschen, in denen man verschiedene Speisen, besonders die Reistuchen (Ruwé-luwé) kaufen kann.

noch eine Holzplante
zu. — Die Be-
gehalten, was sich
sagen läßt. Die
aber betrachten die
ers hörlich beten
als die Verletzung
zu dem blutigen
Herrschaft sehr ge-

stellung der Eingee-
ist dies, daß die
erer Häuptlinge ge-
efficht und Leitung
ren jeder in Abtei-
geteilt sind. Eine
lieben sich Häupt-
g der Verwaltung
ertragen ist. Zur
s Polizeidiener zu
einem Range eine
pflichtet, ohne Be-
Außerdem hat die
ten. Überall sind
ht verbringen, um
gehölzten Holzblock
enfalls Feuerlärm
inden zu den wei-
zeichnet ein solcher
ht, und sie werden
illich oft größere
men.²⁾ Alle jene
n Adelsstande an.
hen wir hier. Es
sche und kriechende
en Großen scheidet,
en Mittelstand ge-

wird zu kostspielig.
ist bei den Euro-
trefflich angelegt und
stenden Grobdiener
1 paal = 1/4 geogr.
rangs im Schatten
besonders die Reis-

Was die Sprache betrifft, so ist zu unterscheiden zwischen der sundanischen und javanischen. Wenn auch beide aus einer und derselben, dem Malaischen verwandten Wurzel entsprossen sind, so haben sie sich doch weiter von einander entfernt, als daß man sie als bloße Dialekte betrachten könnte. Das Sundanische zeichnet sich durch größere Ursprünglichkeit aus, während das Javanische vielmehr fremde Elemente bereits in der Hinduzeit aufgenommen hat. Rein hat sich jedoch auch jenes nicht erhalten. Alle Bezeichnungen, die auf höhere Kulturverhältnisse bezug haben, drückt es mit malaischen Wörtern aus — ein Beweis dafür, daß die malaische Kulturwelle die erste war, die erfolgreich über die Sundalande hinging. Die Sprache ist übrigens im Zurückweichen vor der javanischen, die bereits das Flachland ziemlich überschwemmt hat. Nur die Gebirgsbewohner bewahren ihre Sprache unvermengt; je weiter nach Süden desto rauher und ungebildeter klingt sie. In der Umgegend von Batavia wird ein eigentümlicher Mischmaß von Malaisch, Javanisch, Holländisch, Portugiesisch u. s. w. gesprochen: man sagt das „Batavische Malaisch“.

Das Javanische, welches auf einem viel größeren Gebiete als das Sundanische herrscht, hat ein paar verwandte Dialekte an dem Madurischen und Balischen. Es trägt starke Spuren von dem Einflusse des Sanskrit oder vielleicht auch jüngerer indischer Sprachen. Selbstverständlich, auch hier haben sich später malaische Ausdrücke eingebürgert. Übrigens wird das Javanische nicht überall auf der Insel gleich gesprochen; es gibt zahlreiche Mundarten, deren viele nur auf ein kleines Gebiet beschränkt sind. Doch ist die Sprache längst zur Schriftsprache entwickelt. Sie besitzt eine Schrift, in der die Konsonanten, 20 an Zahl, die Hauptsache sind. Sie werden stets mit einem Vokal (a) ausgesprochen, wenn nicht ein besonderes Zeichen den letzteren aufhebt und einen andern dafür einschleibt. Diese Vokalbezeichnungen machen abermals 20 Zeichen nötig, die meist unter die Konsonanten gesetzt werden. Hieraus ersieht man, daß die javanische Schrift recht kompliziert ist. Auch kann ich sie mit ihren vielgebogenen und verschörkelten Zügen nicht schön finden. Sie wird von links nach rechts geschrieben. Man schreibt mit Tusche auf Papier, das aus dem Rasse des Papiermaulbeerbaums bereitet wird. Auf Bali ist noch das Schreiben mit eisernem Griffel auf Palmenblatt wie in Indien üblich.

Wie wir bereits auf Ceylon eine nach den Ständen modifizierte Sprache kennen lernten, so finden wir auch hier zwei beträchtlich abweichende Formen des Javanischen: Ngoko die gemeine Sprache und Basakrama, die gebildete oder Sprache der Elite. Die letztere enthält viel Sanskritelemente, sowie auch malaische, welche sämtlich durch besondere Orthographie unterschieden werden. Nur der vierte Teil des Wortschatzes stimmt mit dem der gemeinen Sprache überein. Ein gemeiner Mann darf eine Person höheren Standes nur in Basakrama anreden (ebenso Kinder ihre Eltern), während er zu seinesgleichen in Ngoko spricht. Jedermann ist beider Idiome mächtig. Außerdem aber ist noch eine heilige, klassische Büchersprache vorhanden, das gleichfalls mit dem Sanskrit verwandte Kawi, das durch die gründlichen Untersuchungen

Wilhelm von Humboldts bekannt geworden ist. Es wird nicht mehr gesprochen und hat die gleiche Stellung wie das Sanskrit zu den lebenden Sprachen Vorderindiens. Die Kavitlitteratur ist bedeutend. Sie enthält historische und poetische Werke, auch viele Inschriften in Stein und Kupfer. Der Islam hat sich bemüht, diese alte heilige Sprache auszurotten. Viele Werke sind daher nur in javanischer Übersetzung vorhanden. Auf Bali aber, wo die Hindureligion Widerstand leistete, ist ein großer Teil der alten Litteratur gerettet worden.

Wir kommen schließlich auf die Religion der Javanen zu sprechen.¹⁾ Die ältesten Bewohner der Insel waren jedenfalls einem Dienste der Dämonen oder der abgezogenen Geister, sowie der Naturkräfte ergeben, ganz wie überall im Archipel, wo eine höhere Kulturstufe nicht eingeführt wurde, ein solcher sich bis jetzt erhalten hat. Auch auf Java finden sich davon noch zahlreiche Spuren, trotzdem schon in alter Zeit sich der Brahmanismus über die Insel verbreitete, der später, wie scheint es vom Buddhismus durchdrungen wurde. Noch jetzt nennt der Javane seine Vorfahren, die vor der Zeit des Islam lebten: Drang Buda. Ebenso jedoch, wie jene indischen Religionen nicht vermocht hatten die vorgefundenen auszurotten, ist es auch dem Islam nicht gelungen in Wahrheit die Herrschaft über das Volk zu gewinnen, obwohl sie ihm nominell zu teil geworden ist. Vieles blieb aus der früheren Periode stehen und es entstand unter den loseren Formen des Islam eine arge Religionsmengerei. Wohl ist der Koran und andere arabische religiöse Schriften ins Javanische übersetzt und wird von manchen Theologen studiert. Diese Guru und Pandita aber, wie sie immer noch mit dem indischen Namen genannt werden, lassen, obwohl sie wissen, daß es anders sein sollte „um des dummen Volkes willen, das nichts vom Gesetze weiß,“ alles gehen wie es geht. Die Mudin (Dorfpriester) aber und selbst die Pangulu (Oberpriester), sowie die Santri, die Kandidaten für solch ein geistliches Amt, sind selbst meistens so unwissend, daß ihnen der Zwiespalt gar nicht zum Bewußtsein kommt. Aus jenen ganz verschiedenartigen Elementen hat sich nun im Laufe der Zeiten die eigentümliche Religion des Javanen entwickelt, die man keineswegs kurzweg als muhammedanische bezeichnen kann. Der letztere Name trifft nur in politischem Sinne zu. Dennoch muß auch wiederum gesagt werden, daß viele muhammedanische Ideen im javanischen Volksleben tiefe Wurzeln geschlagen haben, und daß der Islam auf Java eine Macht geworden ist.

Betrachten wir zunächst einige Spuren des Geisterdienstes. Das Göttliche erscheint dem Javanen keineswegs zunächst in dem einen, allmächtigen Gott, sondern ganz im Gegensatz zum Islam in unzähligen Geistern (Danhjang²⁾), mit denen die sichtbare Welt bevölkert ist. So sind

¹⁾ Ich folge hauptsächlich dem Artikel in den Nededeelingen 1880, S. 108 ff.

²⁾ Das Wort hjang oder hojang bedeutet nicht bloß Geist oder Gott, sondern ursprünglich „Großvater“. Dadurch wird klar, wie hier Naturdienst und Ahnendienst in einander greift. Auch Estan werden diese Geister genannt. Das arabische Wort wurde mit der Einführung des Islam zur Bezeichnung der falschen Götter eingeführt, aber ohne Verständnis vom Volke adoptiert.

es wird nicht mehr
Sanskrit zu den
natur ist bedeutend.
iele Inschriften in
diese alte heilige
nur in javanischer
ndureligion Wider-
ur gerettet worden.
der Javanen zu
n jedenfalls einem
, sowie der Natur-
ine höhere Kultur-
jekt erhalten hat.
Spuren, trotzdem
Insel verbreitete
ngen wurde. Noch
r Zeit des Islām
en Religionen nicht
s auch dem Islām
Volk zu gewinnen,
eles blieb aus der
n lockeren Formen
st der Korān und
überseht und wird
Bandita aber, wie
werden, lassen, ob-
dummen Volkes
ie es geht. Die
berpriester), sowie
Amt, sind selbst
gar nicht zum Be-
n Elementen hat
ion des Javanen
anische bezeichnen
nne zu. Dennoch
medanische Ideen
ben, und daß der

enstes. Das Göt-
nen, allmächtigen
hälligen Geistern
et ist. So sind

en 1880, S. 108 ff.
ober Gott, sondern
dienst und Ahnen-
er genannt. Das
chnung der falschen

Sonne, Mond und Sterne, Berge und Flüsse, Sturm und Regen u.
der Sitz oder die Sphäre verschiedener Geister. Jedes Dorf hat seinen
Schutzgeist, der in einem großen, schattigen Baume wohnt. Es werden
ihm Opfer gebracht: Reis, Eier, Blumen oder Weihrauch. Auch außer-
halb der Dörfer finden sich alte Bäume — oder andere irgendwie auf-
fallende Plätze z. B. steile Felswände, Ruinen aus der alten Zeit u. s. w.
wo man ebenfalls opfert. Niemand würde es wagen an solchem Orte
vorüberzugehen, ohne wenigstens eine Blume niederzulegen — wie man
oft bei den alten Waringinbäumen dicht an den Wegen beobachten
kann. — Diesen Geistern werden keinerlei sittliche Eigenschaften
zugeschrieben. Es sind mächtige Herrscher. Wohl dem der mit ihnen
gut daran ist, wehe dem der ihre Ungnade auf sich zieht — das ist
bei einem seit altersher despotisch regierten Volke nur zu erklärlich.
Wohl stellt man sich, nach dem Eindruck den ihr Aufenthaltsort
macht, einige Geister als erschreckend, andere als lieblich vor, aber auch
die letzteren plagen vorkommenden Falles die Menschen ebensowohl wie
jene. Die Hauptsache ist, daß sie einen zufrieden lassen. Neben den
Opfern wird dies auch durch Zauberei zu erreichen gesucht. Man hat
viele Beschwörungsformeln für die verschiedenen Danhjang. Solche
Dowa werden unzählig, selbst bei den alltäglichsten Verrichtungen wie
baden, sich ankleiden, essen u. s. w. ausgesprochen. Zum Teil sind sie
jedoch auch Bitt- und Dankgebete oder Gelübde, die bei bedeutungsvollen
Vorkommnissen Platz finden: Geburt, Todesfall, Heirat, Saatzeit, Ernte
u. dergl. Festgelage und Gamelangspiel mit Tanzvorstellungen pflegen
dann damit verbunden zu sein.

Hier ein paar Beispiele solcher Dowa. Beim Pflügen des Reisfeldes lautet sie:
„Schutzgeister meines Reisfeldes, wollt alle von hier weggehen; eure Kinder und
Entel, laßt sie alle weggehen: ich will diesen Fleck bearbeiten. Vater Adam und
Mutter Eva, ich bitte um Nahrung und Kleider.“ Darauf wird der Ader selbst
also sprechend eingeführt: „Schneide und furcht meinen Leib — streu' die Saat auf
ihn — da liegt er sich dir streckend zur Nahrung und Kleidung.“ — Adam und
Eva sind natürlich erst durch muhammedanische Einflüsse hineingekommen. Beim
Beginn der Ernte lautet der Spruch: „Unschätzbare Bertjan Silumman bereite das
Brot an meinem Reisfeld nicht, sonst werde ich dir den Kopf mitten durchhaden
u. s. w.“ — Es gibt auch solche Formeln, die erst aus dem Muhammedanismus
hergeleitet sind. So ist z. B. folgende in allerlei Fährlichkeiten sehr probat: Der
Lehrer aller Lehrer, der Königslehrer Sr. Majestät des Königs Salomo, Sohn von
Sr. Maj. dem Könige David — — — . Ihr alle möglichen Arten von Geistern,
Älten, Sötan, Bewe u. s. w. flehet und wecket. Wenn ihr nicht weggeht, dann
soll euch mein Fürst Sr. Maj. der König Salomo kriegen und euch zerquetschen und
zermalmen. Verschwinden und zunichte werden, das ist der Wille Allahs.“

Mit diesem Geisterdienst in nächster Verwandtschaft steht eine aus-
gebreitete Tagewählerei, das Achten auf Vorzeichen, z. B. Vogel-
flug, sowie die Vorstellung, daß Krankheiten in einem Besessensein
von Geistern bestehen.¹⁾ Allerlei Zaubermittel sind natürlich in

¹⁾ Das Geschäft der Heilung liegt in den Händen von Frauen, Kubun ge-
nannt, die zwar auch Medizin verabreichen, jedoch nie ohne Zaubersormel; oft aber
versuchen sie die Heilung mit letzterer allein, ohne Medizin. — Übrigens wird auch
ein wahrhaft satanischer Gebrauch jener Zauberei gemacht, um anderen Krankheiten
anzuthun u. s. w.

Gebrauch, die zum Teil als Talisman und Amulette getragen werden. Besonders kräftig sollen gewisse Konkretionen sein, die sich in Pflanzen oder Tierkörpern finden. Solchen Amuletten muß man aber auch regelmäßig Opfer bringen, sonst verlieren sie ihre Kraft.

Nicht alle Menschen aber stehen auf gleiche Weise in Beziehung zur Geisterwelt. Es gibt bevorzugte Personen, wie die Priester, Guru u. s. w., auch andere Leute, die es gelernt haben, welche auf die unsichtbare Welt noch besonderen Einfluß auszuüben verstehen. Sie bedürfen dazu nötigenfalls gewisser Vorbereitungen, unter denen das Fasten obenan steht. Manche von ihnen sollen im Stande sein sich unsichtbar zu machen. Solche Leute stehen beim Volk in hohem Ansehen oder vielmehr werden immer mit einer gewissen Furcht betrachtet.

Die Zauberei soll aber nicht bloß dazu dienen, sich für dieses Leben Schutz und allerlei Vorteile zu verschaffen, sondern auch um nach dem Tode sich ein erträgliches Los zu verschaffen, muß man sich mit den Geistern auf gutem Fuße halten. Die Vorstellungen der Javanen über den Zustand nach dem Tode sind verschiedener Art. Entweder nimmt man an, daß die abgewandten Geister, wenn sie im Leben die angedeuteten Mittel gebraucht haben, in das Reich einer Göttin hingezogen, wo sie Reisfelder und Büffel in Fülle erhalten. Nach der andern Auffassung aber bleiben sie in der Nähe des Grabes, daher die Friedhöfe mit Sorgfalt gepflegt werden. Dann aber ist auch die Lehre von der Seelenwanderung, die der Buddhismus auf Java einbürgerte, daselbst noch stark vertreten. Das Schönste, was sich der Javane wünscht, ist als Sohn eines Regenten wiedergeboren zu werden; am furchtbarsten ist ihm der Gedanke, etwa als Hund oder als schwarzer Affe zurückzukehren. Was aber kann er thun, um das letztere abzuwenden und das erstere zu erreichen? Dazu gehört *Ilmu*¹⁾. Dies ist bei weitem der wichtigste Begriff in der Religion der Javanen. Wenn aber unser Gewährsmann ihn mit unserm Begriff „Evangelium“ in Parallele stellt und sagt, ein Mann von *Ilmu* ist soviel als bei uns ein Frommer, ein Gottesfürchtiger, so kann dies nur für die äußerlichste Betrachtung gelten. Auch nicht die Spur von dem was bei uns Religiosität ist, ist mit dem *Ilmu* verbunden, das jener vielmehr als grobe Karikatur entgegensteht.

Ilmu ist des Javanen Ein und Alles — sein höchster Schatz. *Ilmu* befreit ihn von allem Unheil und bereitet ihm alles mögliche Glück. *Ilmu* regiert und bezwingt die Geister, treibt Geister aus und vermag Geister dahin zu senden wohin man will. *Ilmu* lenkt die Naturkräfte und verschafft die Gunst der Götter und den Segen des Himmels. *Ilmu* gibt Fruchtbarkeit, Reichtum und Ehre. *Ilmu* gibt den süßen Genuß der bitteren Rache und läßt den Gegenstand derselben sich krümmen wie ein Wurm im Staube und unter unsäglichem Schmerz sterben. *Ilmu* offenbart dem Menschen die bestimmte Stunde seines Todes, sodaß er bei Zeiten Gelegenheiten hat, von den Danhjang oder von Allah Verlängerung seines Lebens nachzusuchen. *Ilmu* versichert den Menschen den Günst der Götter, eine neue Geburt und eine hohe Geburt. Dreimal glücklich derjenige der *Ilmu* hat! Wehe dem, der keine hat!

¹⁾ *Ilmu*, auch *Ngelmo* geschrieben ist jedenfalls ein arabisches Wort, welches Wissenschaft, Lehre bezeichnet.

dem
Sp
oder
alles
das
nur
das
B.
spro
eine
Ilm

herv
Nicht
nisch
z. B.
zum
Denk
aber
gehen
gerit
über
Sie
größt
Sant
Stell
Bevö
Dörf
samm
Sie
bilde
sagt
wegs
viel
mit
Man
ein ?
Besch
stelt
Gele
grob
für

geklei
Form

ge tragen werden.
sie sich in Pflanzen
an aber auch regel-

weise in Beziehung
wie die Priester,
haben, welche auf
ben verstehen. Sie
unter denen das
stande sein sich un-
in hohem Ansehen
nicht betrachtet.

nicht für dieses Leben
auch um nach dem
man sich mit den
der Javanen über
Entweder nimmt
im Leben die ange-
Göttin hinziehen,
h der andern Auf-
aber die Friedhöfe
die Lehre von der
inbürgerte, daselbst
Javane wünscht, ist
am fürchtbarsten
erz Affe zurückzu-
zumenden und das
ist bei weitem der
Wenn aber unser
in Parallele stellt
uns ein Frommer,
lichste Betrachtung
Religiosität ist, ist
grobe Karikatur

Schag. Ilmu befreit
Ilmu regiert und
hin zu senden wohin
Wunsch der Götter und
und Ehre. Ilmu
instand derselben sich
Schmerzen sterben.
Lobes, so daß er bei
Verlängerung seines
ist der Götter, eine
tuge der Ilmu hat!

Was ist nun aber Ilmu? Im Grunde nichts als Zauberrei, dem erwähnten Dowa vielfach nachkommend. Formeln, doppelsinnige Sprüche, Wortspiele, mangelhafte Übersetzungen aus der Kawisprache oder von Sätzen arabischer Philosophen, Rätselsprüche u. dergl.¹⁾ — alles das kann Ilmu sein. Jeder Javane hat sein Ilmu, aber ob es das richtige, wirksame ist, das kann fraglich sein. Der Javane sieht nur auf den Erfolg. So z. B. brennt das Haus des A. ab und bleibt das seines Nachbarn B. von den Flammen verschont, so denkt man: B. hat ein besseres Ilmu als A., vermöge dessen hat er das Feuer besprochen. A. stiehlt oftmals und wird nie gefast. B. stiehlt einmal eine Kleinigkeit und wird sogleich dabei ertappt. Dann heißt es B.s Ilmu taugt nichts, A. hat die rechte.

Unter der unzähligen Menge von Ilmu aber treten doch einige hervor, die bezeichnend für — wenn man so sagen darf — theologische Richtungen und Sekten sind, in denen man unschwer Spuren brahmanischer oder buddhistischer Weltanschauung wiederfindet. Ilmu peling z. B. läßt einen Menschen durch das Erkennen der Weltseele im All zum Heile gelangen, ein anderes sucht dies in der Unterdrückung alles Denkens. Damit geben sich nun freilich nicht viele Javanen ab; immer aber finden sich solche, die als Einsiedler (tapa) in die Einsamkeit gehen, um solchen Philosophien zu leben, und die dann großen Einfluß gewinnen und Scharen von Anhängern sammeln. Diesen Sekten gegenüber stehen nun die gläubigen Anhänger des Propheten Muhammed. Sie haben wohl allerlei Lehren des Koran angenommen, aber in der größten Verwirrung und Entstellung. Hierher gehören vor allem die Santri. Diese sogenannten Gelehrten haben eine besondere soziale Stellung. Sie sind frei von den Frohndiensten, welche der übrigen Bevölkerung obliegen. Ferner gehen sie des Donnerstags auf den Dörfern umher und thun Fürbitte, wofür sie sofort ihre Kollekte einsammeln, die ihnen im ganzen doch ein hübsches Sümmeleinträgt. Sie haben Aussicht, einmal die Stelle eines Mudin zu erhalten, bilden also so zu sagen einen Stand theologischer Kandidaten. Wie gesagt aber ist bei der gesamten Klasse der javanischen Theologen keineswegs die unverfälschte Lehre des Koran zu finden. Auch bei ihnen ist viel Heidnisches eingedrungen. Sie haben aber das ganze Land wie mit einem Netze des Muhammedanismus überspannt, so daß der gemeine Mann, wie sehr er auch dem Geisterdienst ergeben sein mag, äußerlich ein Muhammedaner geworden ist. Vor allem veräußert er nicht die Beschreibung seiner Kinder, enthält sich aufs strengste von Schweinefleisch, gegen das er einen unüberwindlichen Abscheu hat. Bei jeder Gelegenheit spricht er jene islamische Bekenntnisformel aus, freilich in grober sprachlicher Entstellung: „la hila ha illoleh“²⁾ und hält sie für einen wirklichen Zauberspruch — er gibt seine Almosen und

¹⁾ Oft ist das Ilmu in die Form einer Antwort auf irgend eine paradoxe Frage gekleidet.

²⁾ Diese Formel hört man auch bei uns, wenn sie erwähnt wird in unrichtiger Form. Sie lautet: La illaha illa 'llahu, das heißt: Es ist kein Gott außer Gott.

ches Wort, welches

Zehnten und macht die Fastenzeit des Ramadan mit — obgleich gerade dann gegen das Gebot viel nächtliche Schmausereien veranstaltet werden. Mit den vorgeschriebenen täglichen Reinigungen und Gebeten nimmt er es nicht gerade sehr genau, ebensowenig mit dem Besuche der Moschee am Freitage, in der oft der Mudin allein seine unverstandenen arabischen Gebete herplappert. Dennoch aber fühlt er sich als ein Muhammedaner, indem er sich seiner Beschneidung rühmt und einen fanatischen Haß hegt gegen alle, die nicht beschnitten sind und Schweinefleisch essen¹⁾. Im übrigen aber stützt er sein Heil auf seine Immu, und wie wir hier noch nachträglich hinzufügen müssen, auf seine Pärtikel und Eringat. Ist jenes das Wissen, so ist dieses das Thun, wodurch man — so zu sagen selig werden will. Es sind eine Menge von Verrichtungen zu beobachten, um Unheil abzuwenden und sich dem Glück zugänglich zu machen. Die meisten dieser Gebräuche stammen aus der alten heidnischen Zeit. Ein Beispiel genüge. Wenn einer Frau beim Kochen der Kopf umfällt, so kann sie das dadurch angedeutete furchtbare Unglück, das ihrem Hause bevorsteht, nur dadurch abwenden, daß sie sofort dreimal nackend um das Haus geht. — Andere zahllose Vorschriften aber hat auch der Islām mit seiner Werkheiligkeit gebracht — dazu gehören vor allem die den Priestern zu gebenden Zehnten und Almosen. Man sieht, wie locker überall auf Java der Islām über das alte Heidentum gebreitet ist.

Dennoch hat er seine festen, staatlich anerkannten Einrichtungen.²⁾ Die höchste religiöse Würde und Macht, die in anderen muhammedanischen Ländern der Sultan hat, ist auf Java von der Regierung den einzelnen Regenten, den höchsten inländischen Beamten, übertragen. Nur die sogenannten Hauptpanghulu (Oberpriester) werden von der Regierung selbst ernannt. Diese sind die Leiter der höheren geistlichen Gerichtshöfe, unter denen verschiedene solche niederer Instanz stehen, alle aus angestellten Geistlichen zusammengesetzt. Sie sprechen nach dem Korān Recht in allen Sachen, die die Abstammung, Ehe oder Ehescheidung und Erbschaft betreffen.³⁾ Hiernach können wir schon erwarten, daß wir jene Personen nicht in unserm Sinne als Geistliche oder als Priester bezeichnen dürfen. — Sie bewohnen in Hauptorten der Regenttschaften einen ganzen Komplex von Gebäuden (kaum), der immer an der Westseite des Mun-Munplatzes liegt und in welchem die Moschee (masigit) den Mittelpunkt bildet. Sie ist aus Holz oder Stein errichtet, mit drei übereinanderstehenden Dächern versehen, deren eines immer kleiner als das vorhergehende ist. Von dort werden die Gebets-

¹⁾ Eine feste Wurzel hat der Muhammedanismus im javanischen Volksleben besonders dadurch, daß sein Eherecht mit Erlaubnis der Vielweiberei und den Bestimmungen über Ehescheidung eingeführt und zu voller Giltigkeit gelangt sind.

²⁾ Das Folgende nach Coolśma, a. a. D., S. 87 ff.

³⁾ Außer diesen geistlichen Gerichten gibt es weltliche in den Distriktsorten, bei den Regenten und den Residenten. Nur die letzteren haben den europäischen Beamten zum Vorstehenden, die andern bestehen nur aus inländischen Mitgliedern. In einigen dieser Gerichtshöfe haben auch die Panghulu ex officio ihren Sitz und bekommen dabei von der Regierung Diäten.

— obgleich gerade
 veranstaltet werden.
 Gebeten nimmt er
 uche der Moschee
 verstandenen ara-
 als ein Muham-
 einen fanatischen
 weinefleisch essen¹⁾.
 und wie wir hier
 itel und Eringat.
 ch man — so zu
 Verrichtungen zu
 ick zugänglich zu
 der alten heidni-
 beim Kochen der
 urchtbare Unglück,
 ak sie sofort drei-
 Vorschriften aber
 t — dazu gehören
 Almosen. Man
 s alte Heidentum

n Einrichtungen.²⁾
 deren muhammeda-
 der Regierung den
 übertragen. Nur
 von der Regierung
 lichen Gerichts-
 stehen, alle aus
 nach dem Koran
 ober Ehecheidung
 erwarten, daß
 eifiliche oder als
 orten der Regent-
), der immer an
 hem die Moschee
 oder Stein er-
 hen, deren eines
 werden die Gebets-

anischen Volksleben
 überel und den Be-
 it gelangt sind.

n Distriktsorten, bei
 ropäischen Beamten
 liebern. In einigen
 Sit und bekommen

stunden ausgerufen. Am Eingange ist ein Wasserbecken angebracht, da man sich vor dem Beten waschen muß. In der westlichen Wand des Gebäudes ist im Innern eine Nische angebracht, die den Ort zeigt, nach dem man beim Gebet das Gesicht wenden muß, um die Richtung nach Mekka einzunehmen. Rechts davon ist die Kanzel, von wo der Kätib des Freitags die arabische Predigt abliest. Vor der Moschee hängt eine große Trommel, mit der die Gebetsstunden angekündigt werden und auch das Zeichen für andere religiöse Verrichtungen gegeben wird.

Der Panghulu hat mehrere niedere Beamten unter sich: einen oder mehrere Kalipa, denen die Sorge für die Moschee und die Ehesachen obliegen, die eben erwähnten Kätib, die Mudin, welche die Gebetsstunden auszurufen haben — was jedoch meist durch Jünglinge mit einer kräftigen Stimme geschieht und einige Moscheediener. Schließlich darf noch ein Beamter nicht vergessen werden: der Lëbe oder Amil. Derselbe hat das Geschäft eines Standesbeamten und zugleich eines (kirchlichen) Steuererhebers. In manchen Dörfern, wo nicht einmal ein Mudin ist, fehlt doch der Lëbe nicht, der in Vertretung die gottesdienstlichen Verrichtungen versieht. Er ist eine bekannte Figur in der javanischen Gesellschaft. Bei den Familienfesten darf er nicht fehlen; er muß dort die Gebete verrichten und pflegt dann nicht nur recht tapfer bei Tische zuzulangen, sondern auch manchen guten Bissen bei Seite zu schaffen. Darauf besteht sich manches Scherzwort im Munde des Volkes. Der Lëbe hat auch die Schule zu halten, in der jeden Morgen und Nachmittag für Knaben und Mädchen Unterricht erteilt wird. Sie lernen den Koran in der Ursprache lesen. Jedes Kind lernt laut — das gibt einen betäubenden Lärm. Die Zahl der Schüler pflegt gering zu sein, da der Unterricht nicht obligatorisch ist. Die Regierung hat aber auch Volksschulen anderer Art — natürlich wohl nur in den größeren Ortschaften — eingerichtet, wo von muhammedanischen Lehrern, die auf einem Seminar ausgebildet sind, in den „neutralen Fächern“ unterrichtet wird. Welcher Geist aus jenem Seminar weht, läßt sich an dem Beispiel ermessen, indem ein Jögling dort seinen den Javanen so tief eingewurzelten Glauben an die Unsterblichkeit der Seele eingebüßt und dafür darwinistische Anschauungen eingetauscht hatte.

Die oben genannten Beamten werden auch zum Teil auf Seminarien ausgebildet, die jedoch einen privaten Charakter haben. Hier und da sammelt ein Wärä einen Kreis von Schülern um sich, die bei ihm wohnen, seinen Garten bestellen, andere Dienste für ihn verrichten zc. So wenig diese Schulen zur Bildung beitragen, so sehr befestigen sie den Islām auf der Insel.

Gehen wir noch kurz auf die Anforderungen ein, welche der javanische Islām an seine Befenner stellt. Es sind dies zunächst die sechs Glaubensartikel:

1. Ich glaube an Gott den Allerhöchsten.
2. Ich glaube an alle Engel Gottes des Allerhöchsten.
3. Ich glaube an alle Bücher Gottes des Allerhöchsten.
4. Ich glaube an alle Gesandten Gottes des Allerhöchsten.

5. Ich glaube an den Tag der Auferstehung.

6. Ich glaube, daß Glück und Unglück, das mir widerfährt, von Gott zuvor bestimmt ist.

Dazu kommen die fünf religiösen Pflichten:

1. Sahabat: Das Zeugnis, d. i. Aussprechen der bekannten muhammedanischen Formel.

2. Salat: Die vorgeschriebenen Gebete.

3. Djalat und Bitrah: Die religiösen Steuern.

4. Pusama: Fasten.

5. Die Gebetsreise nach Mekka.

Mit der Erfüllung dieser Pflichten wird es, wie schon angedeutet, vielfach nicht sehr streng genommen. Doch finden sich immer eine große Anzahl Javanen, welche sich zu der genannten Reise entschließen, selbst Frauen. Das große Ansehen und der Einfluß, den diese Hadschi nach ihrer Rückkehr beim Volke genießen, sowie die Aussicht, eine gute Einnahme von den gespendeten Almosen zu erlangen, mag viele zu dem Unternehmen bewegen. Es gehen aber auch viele wohlhabende Leute hinaus, bei denen der letzte Grund nicht zutrifft. Ein Verlangen sich die Seligkeit im Jenseits zu sichern, wie verkehrt auch die Vorstellungen von derselben sein mögen, ist doch oft der Hauptgrund. Alle bringen jedoch von Mekka den vollen muhammedanischen Fanatismus mit und verbreiten den Haß gegen alles, was sich nicht zum Islām bekennt, in der Bevölkerung. Sie unterscheiden sich äußerlich durch die arabische Kleidung, Turban resp. Schleier u. s. w. Irgend ein geistliches Amt haben sie nicht; wenn sie hier und da von Europäern als Priester bezeichnet werden, so ist dies wohl durch den Eindruck veranlaßt, daß sie eine weit stärkere Stütze des Islām sind als alle die genannten Beamten.

Die Zahl dieser Mekkasfahrer hat sich in neuester Zeit durch die erleichterte Reisegelegenheit bedeutend vermehrt. Im Jahre 1875 belief sie sich auf 3428. Welche Gefahr aus dieser Anhäufung von geistlichem Zündstoff der Regierung erwächst, liegt auf der Hand. Aber den alten Prinzipien folgend, scheint man nichts davon sehen zu wollen. Manche Ratgeber meinen sogar, man solle die Mekkasfahrt noch erleichtern, damit durch die vergrößerte Zahl der Hadschi der Heiligenschein schwinden möge. Andere meinen, man solle sich gar nicht darum kümmern und durch wohlwollende Verwaltung die Herzen der Bevölkerung zu gewinnen suchen. Doch die Klust ist schon zu groß. Das eine wirksame Mittel aber dem Islām Schranken zu setzen, das Evangelium, will man nicht. Ungehindert und ohne Erlaubnis nachzusuchen darf jeder Hadschi seine gefährlichen Lehren verbreiten, aber dem Missionar, der erst um ein besonderes Patent beim Generalgouverneur nachsuchen muß, ist seine Arbeit vielfach erschwert. Es ist zu befürchten, daß die Regierung zu spät einsehen wird, welche Rute sie sich durch das Liebeln mit dem Islām gebunden hat.

breit
der
gonn
Grob
und
thätig
mala
richti
boren
da, n
finden
verna
gehes
borne
fischen
Fruch
inlän
noch
nur
haben
pagni

hervor
Dep
der
von
Tode
beleh
nach
tragen
hin,
daß
Missi
Hilfs
Geme
nomm

lische
derse
Rott
Ran
Su

Ländl

b. Die evangelische Mission auf Java.

Man hört oft sagen, daß die Holländer auf Java nichts zur Ausbreitung des Christentums gethan hätten, und daß die ersten Versuche der Mission dort erst mit der vorübergehenden englischen Herrschaft begonnen hätten. Es ist das jedoch nicht zutreffend. Sogleich nach der Eroberung von Dschalatra (Batavia) wurden dort christliche Kirchen und Schulen gestiftet. Schon 1647 waren daselbst drei Präbilitanten thätig. Später finden wir sogar die vierfache Zahl und zwar drei in malaischer und drei in portugiesischer Sprache arbeitend. Doch ist es richtig, daß alles was die Kompagnie für die Bekehrung der Eingeborenen that, sich mehr auf die Außenbesitzungen richtete, namentlich da, wo die Portugiesen bereits Massenübertritte veranlaßt hatten. So finden sich denn schon frühzeitig Klagen, daß die Mission auf Java vernachlässigt sei, obwohl die Direktoren den von der Kompagnie angestellten Präbilitanten einschärften, daß sie sich der Sprache der Eingeborenen und zwar nicht bloß des Malaischen, sondern selbst des Chinesischen befleißigen sollten. Diese Bestrebungen sind nicht ganz ohne Frucht geblieben. An einigen Hauptorten finden sich noch jetzt kleine inländische Gemeinden, die in alter Zeit gegründet wurden und für die noch immer in malaischer Sprache gepredigt wird. Freilich stehen sie nur noch wie Trümmer da, welche die lange Periode überdauert haben, in der der Nationalismus im Verein mit dem Verfall der Kompagnie alle Missionsbestrebungen zerstörte.

Unter den eben erwähnten Gemeinden ist die eine noch besonders hervorzuheben, welche sich am lebenskräftigsten erhalten hat: die zu Depot. Hier, halbwegs zwischen Batavia und Buitenzorg, jetzt Station der Eisenbahn, besaß Hr. Cornelis Chastelein, Mitglied des Rates von Indien, ein Landgut, das der fromme alte Herr bei seinem Tode (1714) seinen Sklaven vermachte, falls sie sich zum Christentum bekehren würden. Es waren ihrer 150 Seelen, welche der Bedingung nachkamen. Einem Lehrer aus Batavia wurde der Unterricht übertragen, und einigemal im Jahre kam ein Präbilitant aus Batavia dahin, um die Sakramente zu verwalten. Erwähnen wir hier sogleich, daß seit 1825 die Pflege dieser Gemeinde in den Händen verschiedener Missionare war. Der letzte derselben ist von der Regierung als Hilfsprediger angestellt worden, und diese hat die Sorge für die Gemeinde, welche in neuester Zeit 600 Seelen zählt, auf sich genommen.

Die Mission nach neuerer Art hat allerdings erst mit der englischen Okkupation ihren Anfang genommen. Freilich standen kurz vor derselben schon drei Voten der Niederländischen Missionsgesellschaft in Rotterdam bereit nach Indien abzugehen. Es waren Ds.¹⁾ Joseph Kam, sowie die beiden von Jänide in Berlin ausgebildeten Missionare Supper und Brückner. Da aber Holland damals noch unter fran-

¹⁾ Dominus, im gewöhnlichen Leben Domine gesprochen, ist der Titel der holländischen Prediger.

holländischer Herrschaft stand, so schien es am zweckmäßigsten, dieselben von einer englischen Gesellschaft aussenden zu lassen. Die Londoner Missionsgesellschaft, welche eben damit umging, die Chinesen, denen man in ihrem Vaterlande nicht beikommen konnte, in ihren Kolonien im Indischen Archipel aufzusuchen, ging gern auf den Vorschlag ein. Die Aussendung verzögerte sich jedoch bis zum Herbst 1813, da sich die Missionare zuvor eine Zeit lang in dem Seminar der Gesellschaft zu Gosport aufhalten sollten, woselbst auch die beiden Deutschen ordinirt wurden. Vom Gouverneur Raffles freundlich aufgenommen, fand Brückner bald seinen Wirkungskreis in Samarang, während Supper in Batavia blieb, wo er zunächst für die Holländer predigte und unter denselben einen Verein für Bibel- und Traktatverbreitung zustande brachte. Als 1815 die Kolonie an Holland zurückgegeben wurde und wieder ein holländischer Prediger nach Batavia kam, wandte er seine Arbeit auf die Chinesen und Malaien, die jedoch bald durch seinen Tod abgebrochen wurde. Er erlag dem Bataviafieber 1816 — ohne daß die Missionsgesellschaft einen Nachfolger an seine Stelle senden konnte. Dieselbe hatte im Jahre zuvor durch ihren aus Kanton vertriebenen Missionar Milne sämtliche größeren chinesischen Niederlassungen auf Java besuchen und reichlich Bibeln und Traktate verteilen lassen.¹⁾ Er selbst erkannte freilich, daß solche Bücherverteilung nur nützen könne, wenn ihr die mündliche Predigt folge.

Da um jene Zeit Brückner zu den Baptisten übergegangen war, so hatte die Londoner Missionsgesellschaft mehrere Jahre lang keinen Missionar auf Java. Erst 1819 sandte sie wieder einen solchen, Rev. John Slater, der zuvor in Malaka und Kanton chinesisch gelernt hatte, nach Batavia, nachdem er zuvor Rhonw, Linga und West-Borneo besucht hatte, überall Bücher verteilend. Seine Niederlassung scheint keine Schwierigkeiten gemacht zu haben, doch bald zerstörte eine Feuersbrunst seine ganzen Büchervorräte — er hatte 15 000 Exemplare mit auf die Reise genommen. Christliche Freunde ersetzten den Schaden. Unterstützt durch mehrere von Malaka gesandte Hilfslehrer errichtete Slater mehrere chinesische Schulen, sowie eine Kapelle, in der er chinesisch, malatisch und englisch predigte. Nachdem 1822 ihm Missionar Nebhurs zum Gehilfen gesandt war, verließ er jedoch einige Zeit später den Missionsdienst, und dieser war bald wieder der einzige Londoner Missionar auf Java. Er entfaltete eine sehr rege, vielseitige Thätigkeit unter und für Chinesen und Malaien mit Predigen, Übersetzen u. s. w.²⁾ Er nahm sich der alten Christengemeinde zu Depok an (damals 200 Seelen) und faßte auch schon eine Mission unter der sundanischen Bevölkerung ins Auge, die damals noch weniger vom Jslam beherrscht war. Mehrfach besuchte er die östlichen Gebiete der Insel und selbst Bali, ohne daß dadurch bleibende Erfolge erzielt wurden. Die Regierung

¹⁾ Es geschah dies noch unter der englischen Regierung, die auch die Reisekosten gewährte.

²⁾ Unter andern lieferte er ein javanisches Wörterbuch, das erste von einem Europäer bearbeitete.

ließ ihn
im Ja
Sträße
Mitte
Hilfe
Reise
Gehilfe
Es wu
Jahre
nicht e
Durch
kehrte
zurück.
gangen
anstatt
Mädchen
finden.
zeigt h
zur Ar
geöffnet
hat er
in Ba
Arbeits
Java s
möglich
nach J
großem
schon r
nach B
schaft,
Jahren
hatte.
Überse
seinen
Bald a
Unabh
den ein
Gelegen
mentes
wo er
M
schien
angen
Die M
teilung
es in
defekte
Burtqa

en, dieselben von
Die Londoner
die Chinesen,
konnte, in ihren
rn auf den Vor-
im Herbst 1813,
Seminar der Ge-
die beiden Deut-
freundlich aufge-
närang, während
olländer predigte
ntverbreitung zu-
rückgegeben wurde
kam, wandte er
bald durch seinen
1816 — ohne
ne Stelle senden
us Ranton ver-
Niederlassungen
vertheilen lassen.¹⁾
ung nur nützen

ergegangen war,
hre lang keinen
en solchen, Rev.
hinesisch gelernt
und West-Dorneo
erlassung scheint
rte eine Feuers-
Exemplare mit
n den Schaden.
lehrer errichtete
ber er Chinesisch,
Missionar Med-
tze Zeit später
inzige Londoner
eitige Thätigkeit
rsetzen u. s. w.²⁾
t an (damals
er sundanischen
slam beherrscht
nsel und selbst
Die Regierung

uch die Reisefosten
erste von einem

ließ ihm gewähren. Seine Schulen wurden immer zahlreicher besucht, im Jahre 1829 von 100 Kindern. Selbst die Seelsorge bei malattischen Sträflingen wurde ihm anvertraut. Die Gesellschaft sandte ihm einen Mitarbeiter, Mr. Young, außerdem hatte er ein ganzes Jahr lang Hilfe durch den amerikanischen Missionar Abeel, der sich auf seiner Reise nach China so lange in Batavia aufhielt. Auch einige brauchbare Gehilfen aus den inländischen Christen hatte sich Medhurst herangebildet. Es wurde 1831 eine neue Missionskapelle errichtet und im folgenden Jahre eine kleine Gemeinde konstituiert — die Mitgliederzahl finde ich nicht erwähnt. Der Zuwachs scheint doch nur spärlich gewesen zu sein. Durch Morrisons Tod wurde Medhurst 1835 nach China gerufen und lehrte erst 1838 nach einem Aufenthalt in Europa wieder nach Java zurück. Die chinesischen Schulen fand er inzwischen ziemlich zurückgegangen. Er löste sie auf und errichtete dafür eine höhere Erziehungsanstalt mit 23 chinesischen Jünglingen, während seine Frau 12 chinesische Mädchen unterrichtete. Die Wirksamkeit aber sollte bald ein Ende finden. Die Regierung, welche sich mehrfach der Mission abgeneigt gezeigt hatte, versagte seit 1842 allen fremden Missionaren die Erlaubnis zur Arbeit in den Kolonten. Dazu kam, daß in jenem Jahre China geöffnet wurde. Dahin siedelte Medhurst über. Seine belehrten Chinesen hat er wahrscheinlich mitgenommen. Ich finde nichts darüber, ob er in Batavia eine christliche Gemeinde als Frucht seiner 23 jährigen Arbeiten zurückgelassen hat. Die Mission der Londoner Gesellschaft auf Java sollte ja nur vorbereitend sein für die in China. Als letztere möglich wurde, ward erstere abgebrochen.

Schon 1813 hatte die englische Baptistenmission Mr. Robinson nach Java geschickt, der sich zu Welterreden niederließ. Er wirkte mit großem Eifer bis 1821; mußte aber dann Java verlassen, nachdem er schon mehrfach mit den Behörden in Konflikt geraten war, und ging nach Bentulen auf Sumatra. Ein andrer Missionar derselben Gesellschaft, Mr. Trowt, war in Samarang angestellt, wo er nach einigen Jahren starb, nachdem er Brückner für seine Denomination gewonnen hatte. Letzterer setzte unter vielen Schwierigkeiten die Arbeit fort (auch Übersetzung des Neuen Testaments ins Javanische) und verlegte 1823 seinen Wohnsitz nach dem höher und gesunder gelegenen Salatiga. Bald aber wurde er von dort wieder vertrieben durch den ausgebrochenen Unabhängigkeitskrieg, indem die holländische Macht nahe daran war, von den eingebornen Fürsten überwältigt zu werden. Brückner fand wenig Gelegenheit zur Arbeit, auch wurde die Herausgabe des Neuen Testaments dadurch aufgeschoben. Er ging auf ein Jahr nach Srirampur, wo er den Druck auf der Missionspresse bewirkte.

Nach beendigtem Kriege lehrte er 1831 nach Java zurück. Es schien alles besser zu gehen. Gern wurden die vertheilten Testamente angenommen, und von weither zeigte sich Nachfrage nach denselben. Die Regierung knüpfte daran Befürchtungen und untersagte die Vertheilung. Den Missionar selbst aber ließ man weiterarbeiten. Er that es in aller Stille, so daß er 1842 nicht einmal von dem Ausweisungsdekrete betroffen war. Es scheint, daß er zuletzt gar nicht mehr mit

der Missionsgesellschaft in Verbindung stand. Nach 26jähriger Arbeit schrieb er: Der Herr hat mir in Gnaden geschenkt, in meiner Arbeit fortzufahren, die Leute um mich her zu besuchen, mit ihnen zu reden und Schriften unter sie zu verteilen; aber der Erfolg ist soviel ich sehe kein besserer als bisher. O wie schwer ist es, seinen Blick über das was zeitlich und sichtbar ist, zu erheben! u. s. w.“ Zuletzt lebte er in großer Zurückgezogenheit und soll zu Ende der vierziger Jahre, wie eine Notiz sagt, „halb im Elende“ gestorben sein.

Daß verschiedene Arbeiter des Amerikanischen Board sich wenn auch längere Zeit, doch immer nur vorübergehend auf Java aufgehalten haben, sei nur cursiv erwähnt. Auch die Mission der Female Education Society in London, welche im Anschluß an Medhursts Arbeiten in Batavia Schulen einrichtete, war nicht von langer Dauer (1834–42).

Die Niederländische Missionsgesellschaft war, sobald die indischen Kolonien von England zurückgegeben waren, sich ihrer Aufgabe, dort das Evangelium verkündigen zu lassen, wohl bewußt. Aber das Feld war groß, und es verging lange Zeit, ehe es auf Java von dieser Seite zu einer kräftigen Missionsthätigkeit kam. Abgesehen von den bereits erwähnten in englischen Diensten übergegangenen Missionaren, ist der erste dieser Gesellschaft, den ich erwähnt finde, Buttenaar, der einige Zeit in Surabaya wirkte, bis er 1820 nach Selébes versetzt wurde. In demselben Jahre kamen fünf in Basel ausgebildete Brüder in Batavia an, aber alle um auf weitere Plätze zu gehen, nachdem sie auf Java sich einige Zeit zur Vorbereitung aufgehalten hatten. Einer von ihnen kam allerdings nicht weiter: Bruder Knecht erlag dem Miasmafieber 1823. Erst mehrere Jahre später wurden die Missionare Starink und Akerflood von den Molukken nach Java versetzt, um zunächst in der Gemeinde von Depok zu wirken und von da aus weiter zu missioniren. Der letztere starb 1829 in Batavia. Auch Güzlaß war als Missionar der Niederländischen Gesellschaft eine Zeit lang auf Java, um unter Medhursts Anleitung chinesisches zu lernen. — In Depok finden wir in den dreißiger Jahren Missionar Wentink, der zuvor auf Rhjouw (Rhiau) gearbeitet hatte. Damit ist wohl alles angedeutet, was die Gesellschaft bis 1840 für Java gethan hat.

Ihre wichtigste Thätigkeit in der folgenden Zeit war aber bereits auf ganz eigenthümliche Weise vorbereitet. Als Ds. Kam (siehe oben S. 47) nach längerem Aufenthalte in Batavia nach seinem Bestimmungsorte Amboina reisen wollte, mußte er zu Surabaya geraume Zeit auf eine Schiffsgelegenheit warten. Dort lernte er ein paar Deutsche kennen, den Westphalen Lambregt und den Waldecker Emde.¹⁾ Dieser war wie jener als Matrose nach Indien gekommen und nach längerem Militärdienst auf der holländischen Flotte genossen sie dort ihre Pension und verdienten sich dazu noch etwas durch Repariren alter Uhren. Verheiratet waren sie mit zwei javanischen Schwwestern.

¹⁾ Vergleiche in Wallmann: Leiden und Freuden Rheinischer Missionare — der Uhrmacher von Surabaya.

26jähriger Arbeit in meiner Arbeit mit ihnen zu reben ist soviel ich sehe den Blick über das zuletzt lebte er in verziger Jahre, wie

den Board sich end auf Java auf die Mission der im Anschluß an e, war nicht von

it war, sobald die en, sich ihrer Auf- ohl bewußt. Aber es auf Java von n. Abgesehen von egangenen Missio- finde, Buttenaar, ch Gesebes verfest usgebildete Brüder gehen, nachdem sie ten hatten. Einer erlag dem Klima- missionare Starink st, um zunächst in weiter zu missio- Güglaff war als lang auf Java, n. — In Depok nt, der zuvor auf alles angedeutet,

war aber bereits Ram (siehe oben seinem Bestim- urabaya geraume te er ein paar albeder Embe.¹⁾ mmen und nach genossen sie dort Repariren alter hen Schwestern.

cher Missionare —

Besonders Embe war ein höchst origineller Mann. Er hatte jedenfalls noch ein gut Stück Christentum aus seiner Heimat mitbekommen, das auch der lange Aufenthalt im Heidenlande noch nicht verwischt hatte, wenngleich es mehr und mehr die Lebenskraft verloren. Durch den Umgang mit Ds. Ram nun wurde er richtig erweckt und belehrt. Sein Freund und Schwager Lambregt folgte ihm darin nach, ebenso ein paar andere Bekannte, und bald war das Haus der Uhrmacher zur Stätte eines Konventikels geworden. Solange Ram da war, leitete er die regelmäßigen Abendversammlungen. Nach seiner Abreise that es Embe, der ganz ein deutscher Stundenhalter wurde und mit der ihm eigenen Energie überall zur rechten Zeit oder zur Unzeit jedem, mit dem er zu thun hatte, zu erwecken und belehren suchte. Das Konventikel wuchs. Damit kam aber auch die Anfechtung. Der holländische Pfarrer machte auf den Schwärmer aufmerksam, und es kam dahin, daß Embe, als er sich sein offenes Zeugnis von dem Heilande nicht verbieten ließ, ins Gefängnis gebracht wurde. Da er aber tapfer unter den Mitgefangenen missionirte und man fürchtete, es würde auch unter diesen die Schwärmerei ausbrechen, so ließ man ihn wieder laufen, und die Behörden bekümmerten sich nicht mehr um ihn, wenn er auch von manchem rohen Buben verspottet und gelästert wurde. Aber die Versammlungen hatten ihren guten Fortgang, und immer mehr Mitglieder fanden sich aus den Europäern wie aus den Halbeuropäern, die Diplappen genannt werden.

Alle echten Konventikel aber sind geborne Missionsvereine; so auch das zu Surabaya. Anregung dazu wurde durch den Besuch mancher Missionare gegeben, die hier auf ihrer Weiterreise Aufenthalt fanden. Vater Embe, wie er später immer genannt wurde, beherbergte sie alle in seinem eigens für diese Gäste gebauten Prophetenstübchen. Die Frommen in Surabaya unterstützten hernach mit ihren Liebesgaben manche von solchen Missionaren angelegte Station. Aber auch in ihrer eigenen Umgebung begannen sie zu missioniren. Zuerst wurden Brüdners javanische Traktate verbreitet; da sie aber in der vornehmen Sprache abgefaßt waren, so machte sich Embe daran, gute holländische Traktate von seiner Frau in den Volksdialekt übersetzen zu lassen — denn er selbst verstand nur malaisisch, nicht aber javanisch. Diese Traktate ließ er und seine Freunde auf eigene Kosten drucken. Die wurden auf dem Markte oder sonstwo verteilt, auch hier und da ein mit großen Buchstaben geschriebener Kernspruch der Heiligen Schrift an einem in die Augen fallenden Plage angeklebt. Auch gelang es dann und wann, eine Versammlung von Javanen zusammenzubringen, denen einer der Freunde, welcher Javanisch verstand, eine Ansprache halten mußte. „So trieben sie es manches Jahr, scheinbar ohne allen Erfolg. Embes Schwiegervater und eine seiner Schwägerinnen bekehrten sich. Das war aber auch alles. Die übrigen blieben wie sie waren.“

Ganz unerwartet aber sollte der ausgestreute Same an einer andern Stelle aufgehen. Ein alter Mudin (?) zu Wetung (Wijung), einem eiltige Stunden südwestlich von Surabaya gelegenen Dörfchen, hatte einen Traktat in die Hände bekommen und war von dem Inhalt bes-

selben so erfasst, daß er in die Stadt kam, um weiteres darüber zu erfahren (1838). Ob er nun meinte, einem neuen kräftigen Annu auf die Spur gekommen zu sein, oder ob sich wirkliches Heilsverlangen in ihm regte, mag schwer zu sagen sein. Genug, er kam zu Embe. Der hat mit ihm viel geredet und gebetet. Der Alte kam wieder, und zuletzt bekannte er sich zu Christo. Dann wirkte er unter seinen Dorfleuten. Es entstand eine große Bewegung. Mit der Zeit verbrauchte die Bewegung, aber es blieb doch eine Anzahl von Leuten, welche die neue Lehre annehmen wollten. Ab und zu wurden sie auch aus der Stadt besucht — viel Unterweisung aber konnten sie von dort nicht empfangen, da nur einer der Missionsfreunde javanisch sprach und dieser gerade selten nach Weitung gehen konnte. Endlich wollten die Bekehrten getauft sein. Der Domine machte Schwierigkeiten. Da sie aber bei ihrem Bekenntnis blieben und mit ihrer Bitte wiederkamen, so stellte er eine öffentliche Prüfung mit ihnen an und da sie in den Hauptstücken der christlichen Lehre Bescheid wußten, so taufte er sie am 12. Dezember 1843: 18 Männer, 12 Frauen und 5 Kinder. Dies war die erste bedeutendere Frucht der neueren evangelischen Mission unter den Javanen.¹⁾

Von Weitung nun aber verbreitete sich die Bewegung weiter über die Gegend. Noch eine originelle Persönlichkeit müssen wir kennen lernen, die sie eine Zeit lang wenigstens beförderte. Es war Wynheer Coolen, ein auf Java aufgewachsener Landbesitzer, der mit großer Energie und rastlosem Fleiß unbedeutende Landstücke in blühende Plantagen verwandelt und sich aus geringen Verhältnissen zu großem Reichthum aufgeschwungen hatte. Dabei war in ihm auch etwas von altväterlicher Frömmigkeit übrig geblieben. Er wohnte auf seinem Landgut Ngoro etwa 9 Meilen südwestlich von Surabaya. Als nun schon in mehreren Dörfern der Gegend sich Christen fanden,²⁾ wollte er seine Dienstleute und sonstigen Untergebenen auch zu Christen haben. Es hielt das natürlich nicht schwer. Wenn Wynheer es wünschte, folgte der kriechende Javane von selbst. Aber der wunderliche alte Herr wandte noch besondere Mittel zur Bekehrung seiner Leute an. Er ließ die biblischen Geschichten im Puppentheater (Wajang, siehe oben S. 35) aufführen. Das war etwas Neues und doch ganz nach dem Geschmack des Volkes. Dazu strömten von allen Seiten Scharen herbei. Auch in andern Stücken suchte er die Volkssitte zu erhalten: so besonders das Gamelangspiel, in dem er selbst sehr geübt war, natürlich mit Ausschluß

¹⁾ Es kann fraglich sein, ob die Freunde in Surabaya diese Bekehrten Nar durchsahen und was für Beweggründe bei dem Übertritte mit im Spiele waren. Jedenfalls darf man sich nicht zu hohe Vorstellungen von jener jungen Gemeinde machen. Spätere Berichte zeigen uns bei entsprechenden Gemeinden eine ganz äußerliche Annahme des Christentums. Aber es war doch eine Christengemeinde geworden, und als sie Brückner besuchte (1842), fand er „einfältige Leuten die einander herzlich lieb hatten.“

²⁾ So scheint es mir nach den mir vorliegenden Nachrichten. Ich kann jedoch nicht behaupten, ob Coolen schon früher seine Leute zum Christentum führte, oder ob ihn erst die von Surabaya ausgegangene Bewegung dazu veranlaßte.

es darüber zu er-
stigten Jmu auf
Heilsverlangen in
zu Embe. Der
wieder, und zu-
unter seinen Dorf-
r Zeit verrauchte
euten, welche die
sie auch aus der
e von dort nicht
nisch sprach und
ollich wollten die
igkeiten. Da sie
tte wiederlamen,
nd da sie in den
a, so taufte er
und 5 Kinder.
ngelischen Mission

ung weiter über
issen wir kennen
war Wynheer
der mit großer
he in blühende
issen zu großem
auch etwas von
auf seinem Land-
Als nun schon
) wollte er seine
ten haben. Es
wünschte, folgte
liche alte Herr
ute an. Er ließ
ehe oben S. 35)
n Geschmack des
rbei. Auch in
besonders das
mit Ausschluß

te Bekehrten Nar
im Spiele waren.
jungen Gemeinde
einden eine ganz
Christengemeinde
tge Leuten die

Ich kann jedoch
um führte, oder
anlagte.

der Langditnen. Die Surabayer Freunde aber waren engherzige Pietisten, denen diese Musik an sich schon als lauter Teufelswerk erschien.¹⁾ Darüber entstand nach und nach ein Zerwürfnis zwischen ihnen und dem alten Herrn, der jedoch auf seine Art viel für die Ausbreitung des Christentums in jenen Gegenden gethan hat — obgleich er später selbst gestand, daß seine Christen sich wenig oder gar nicht von ihren muhamedanischen Landsleuten unterschieden.²⁾ Aber hier und da waren doch unter seiner Anregung kleine Gemeinden entstanden. Als er aber mit den Surabayern zerfallen war, verbot er seinen Leuten dorthin zu gehen, und erlaubte ihnen auch nicht, sich von dem Domine taufen zu lassen. Infolge davon zog eine Anzahl Christen nach Sibotari, wo ein anderer Gutsbesitzer namens Gung sich ebenfalls für die inländischen Christen interessirte, obgleich er selbst keineswegs vom Missionseifer befeelt war. Er baute den übergesiedelten Christen eine Kirche und gab ihnen Reisfelder in Pacht. Der alte Embe aber hatte soviel als möglich dafür gesorgt, daß unter den Bekehrten etliche Weitergeförderte das Amt eines Reisepredigers versahen. Auf diese Weise wurden die jungen Gemeinden in geistlicher Pflege erhalten. Auch Embes Tochter Wilhelmine war mit in der Missionsarbeit beschäftigt. Doch alles das war eigentlich nur Nothbehelf, und es war hohe Zeit, daß die Mission in dieser Gegend einen ihr gewachsenen Berufsarbeiter erhielt.

Dazu gab die Visitationsreise des Rotterdamer Missionsinspektors van Rhijn Veranlassung (1847). Zu Surabaya hatte er von der merkwürdigen Bewegung gehört. Er wollte selbst die inländischen Christen kennen lernen und besuchte eine der Gemeinden.

„Viele Männer und Frauen“, erzählt er darüber in seinem Reisewerke, „waren beisammen, von welchen die meisten uns mit einem Gruße willkommen hießen, in dem die fiesende Art, in der der Javane sich seinem holländischen Herrn naht, einigermaßen durch die Vertraulichkeit und Herzlichkeit eines christlichen Bruders gemildert war. — Eine einfache Erquickung in Früchten, inländischem Gebäck, Kaffee und Thee wurde uns dargereicht. Als wir etwas jugelangt und einige freundliche Worte mit unsern einsittigen christlichen Brüdern gewechselt hatten, versammelten sich dieselben in einem naheliegenden Lokal, das aus Bambus aufgeführt war. Ein alter Mann setzte sich an einen Tisch, auf welchem Bibel und Gesangbuch aufgeschlagen lagen, die übrigen ließen sich auf Bänken nieder, Männer, Frauen und einige Kinder; es mochten etwa 27 sein. In einem herzlichen freiwilligen Tone sprach der alte Stundenhalter ein kurzes Gebet. Darauf stimmte er ein Lied an, was alle Anwesende mitsangen, so viele es nämlich verstanden, denn es war ein christliches javanisches Lied in javanischer, für unsere Ohren allerdings einbängiger Weise. Dann begann er einen Abschnitt aus Gottes Wort zu lesen, erklärte denselben kurz aus dem Stegreif — ich denke es war Luc. 15 — wandte ihn an und schloß dann mit einem kurzen Gebet und Gesang. Herr van Rossem (der Domine von Surabaya, der van Rhijn begleitet hatte) legte darauf den Anwesenden eine Menge von Fragen vor, welche mit ihren Antworten von Schmittgall (einem der

¹⁾ Wenn man bedenkt, welche Versuchung diese Musik immer wieder auf den Japanen ausübte, wird man ihnen nicht ganz unrecht geben können. Mehr möchte man auf Coolens Seite treten, was die Tracht anbelangt. Vater Embe verlangte von den Bekehrten, daß sie ihr langes Haupthaar abschneiden sollten. Ebenso sollten sie anstatt des Sarong Hosen tragen. Das hergebrachte Kopftuch war verpönt etc.“

²⁾ Nebebesingen 1861, S. 279.

Surabayer Konventikelleute) verholmetzt wurden. Es war wahrhaftig eine Lust und Herzensergüdigung, zu sehen, wie freimüthig und mit welcher Gewertheit die durchgehends sehr richtigen Antworten gegeben wurden. Es war — ein Leben aus dem Tode. Wenn man die trügende, gebrüllte, kumpffinnige, geist¹ und gefühllose Art der Eingebornen mit dieser Gewertheit, dieser innigen Freude, diesem Leben des Geistes verglich, die aus ihren Blicken und Geberden redeten, dann mußte auch der oberflächlichste Beobachter in den Ausruf einstimmen: Das ist vom Herrn gesehen und ist ein Wunder vor unsern Augen!"

Nachdem der Visitator an die Missionsgesellschaft berichtet, was er gehört und gesehen hatte, konnte dieser nicht umhin, sich der wunderbaren Bewegung anzunehmen. Sie sandte einen Jüngling ihres Missionshauses, Jelle Geltjes Jellesma, einen Friesen, als Missionar nach Surabaya, wo er 1848 sein Werk begann. Die Erlaubnis, sich auf dem Lande niederzulassen, wurde ihm von den Behörden nicht gegeben. Er mußte die Pflege der christlichen Gemeinde von der Stadt aus treiben. Seine Hauptthätigkeit wandte er auf die Ausbildung tüchtiger inländischer Gehilfen, indem er übrigens mit den Surabayer Brüdern ganz Hand in Hand ging. Bald hatte er 20 bekehrte junge Leute um sich gesammelt, deren einige ihn jedesmal bei seinen Besuchen der Landgemeinden begleiteten. Nachdem Jellesma vier Jahre so gewirkt, wurde ihm die Erlaubnis gegeben, sich in einer der letzteren niederzulassen. Es waren damals bereits mehrere neue Christendörfer entstanden. Die Bekehrten fühlten unter ihren muhammedanischen Landsleuten manche Schwierigkeiten, denen sie durch eine Trennung zu entgehen suchten. Grund und Boden wurde ihnen von der Regierung bewilligt, bei der Einfachheit des javanischen Lebens und der Fruchtbarkeit des Klimas gediehen die neu angelegten Dessas sehr schnell. Es waren 1852 schon sechs solche Dörfer vorhanden, unter denen Mobscho Warno¹) das bedeutendste. Dort waren namentlich Leute von Ngoro hingezogen, auch viele von denen, die (wie erwähnt) zunächst nach Sibokari übergesiedelt waren. Die Kolonie zählte 300 Seelen. Dort legte Jellesma nun seine Station an und nahm auch sein Seminar mit hinüber.

Freilich im täglichen Verkehr lernte er die Gemeinden doch noch anders kennen, als bei den früheren Sonntagsbesuchen, oder als sie sich bei solcher Gelegenheit wie jene Visitation sich gezeigt hatten. Da gab es noch vielen heidnischen und muhammedanischen Sauerteig auszukehren. Aberglaube, Gebrauch der Zauberformeln, auch des muhammedanischen Bekenntnisses, selbst die Beschneidung, vor allem aber Unzuchtünden und Opiumgenuß — das alles war noch bald nach Jellesmas Zeit in jenen Gemeinden nichts Seltenes. Es mußte ernstlich mit Kirchenzucht dagegen eingeschritten werden — am schlimmsten aber war es, daß solche Schäden vielfach gar nicht an den Tag kamen. Viel-

¹) Es liegt nicht weit von der alten Ruinenstätte von Mobschopahit, an die ihr Name in einer bei den Javanen beliebten Erinnerung antnüpft. Die Stelle galt zuvor als von bösen Geistern bewohnt und war daher gemieden. Ein Bekehrter Namens Abisai begann zuerst den Busch auszuröden und die Gegend von wilden Tieren zu säubern. Zwei Jahre lang lebte er mit seinem Bruder in Hütten auf Bäumen. Dann begannen sie Häuser zu bauen, wobei auch manches Stild von den Ruinen verwendet wurde.

leicht
diesel
seiner
treffli
halter
regelt
Scho
Die
abgefe
ging
Missi
Gebie
leitun
daß d
Er er
setzen,
vaner
alte,
wader
auf d
missio
Jahre
und m
Es w
selber
einzug
Javan
ralism
Zende
der n
richtig
die li
bring
Hand
bedeu
verich
gerich
litten
eine
unver
mobe
brun
sie a
Eing
wort
wird
des

wahrscheinlich eine Lust
her Gewandtheit die
war — — — ein
phänomen, geist- und
nigen Freude, diesem
redeten, dann mußte
Das ist vom Herrn

ft berichtet, was
sich der wunder-
g ihres Missions-
s Missionar nach
laubnis, sich auf
en nicht gegeben.
Stadt aus treiben,
ächtiger inländi-
r Brüdern ganz
e Leute um sich
en der Landge-
gewirkt, wurde
niederzulassen.
entstanden. Die
sleuten manche
ntgehen suchten.
willigt, bei der
keit des Klimas
ren 1852 schon
arno¹⁾ das be-
ingezogen, auch
ri übergeleitet
Jellesma nun
näher.

nden doch noch
ber als sie sich
atten. Da gab
uerteilig auszu-
h des muham-
or allem aber
bald nach Jelle-
te ernstlich mit
nsten aber war
amen. Viel-

hopahit, an die
st. Die Stelle
eden. Ein Be-
die Gegend von
nem Bruder in
l auch manches

leicht fehlte es auch hier und da an dem Scharfblicke des Missionars, dieselben zu entdecken. Indessen hat er treulich mit vieler Geduld in seinem Berufe gearbeitet. Seine Jüglinge, von denen manche vorzüglich einschlugen, standen bald im Amte als Lehrer und Stundenhalter (Boorganger) bei den verschiedenen Außengemeinden. Durch regelmäßige Besuche blieb Jellesma immer mit ihnen in Verbindung. Schon 1855 bestanden in 17 Dörfern Gemeinden mit 2223 Getauften. Die Zahl wäre freilich viel größer gewesen, wenn nicht manche wieder abgefallen wären — andere waren schon heimgegangen. Die Arbeit ging über die Kräfte eines Mannes hinaus. Daher gewährte die Missionsgesellschaft die Bitte um zwei weitere Missionare. Das ganze Gebiet wurde in drei Distrikte geteilt, aber Jellesma behielt die Oberleitung. Aber nicht mehr lange währte seine Arbeitszeit. Es scheint, daß die angestrengte Thätigkeit seine Kräfte vor der Zeit verzehrt hatte. Er entschlief 1858. Die Missionsgesellschaft ließ ihm einen Denkstein setzen, der unter seinem Namen die Inschrift trägt: „Apostel der Javanen, eero eor van Christus.“ Im folgenden Jahre ging auch der alte, hochbetagte Vater Embe heim, der noch bis zuletzt sich als ein waderer Zeuge seines Heilandes gehalten hatte.

Damit sind wir an einem tief eingreifenden Abschnitte jener Mission auf Ostjava angelangt. Sie war bis dahin eine richtige Pietistenmission gewesen mit ihren Licht- und Schattenseiten. Letztere sollten einige Jahre nach Jellesmas Heimgang ziemlich stark, ja zum Teil einseitig und mit nicht gerade zarter Hand hervorgezogen, an den Tag treten. Es war bedeutsam, daß um jene Zeit sich in der Missionsgesellschaft selber eine Wandlung vollzog. Es ist hier nicht der Ort näher darauf einzugehen; doch müssen wir für das Verständnis der Entwicklung der Javanmission andeuten, daß der überhand nehmende theologische Liberalismus in die ursprünglich auch pietistisch gerichtete Nederlandsche Zendeling-Genootschap Eingang gefunden hatte. Es hält schwer, dem, der nur die kirchlichen Verhältnisse Deutschlands vor Augen hat, eine richtige Vorstellung von jenen Verhältnissen zu geben. Bei uns hat es die liberale Theologie noch nicht zu irgend einer Missionswirksamkeit bringen können, und wenn sie eine unserer Missionsgesellschaften in die Hand bekäme, so würde dies mit baldiger Zerfegung der letzteren gleichbedeutend sein. Jene holländische Gesellschaft hat freilich auch durch verschiedene neu entstehende Missionsgesellschaften, in denen die orthodox gerichteten Missionsfreunde sich sammelten, beträchtlichen Abbruch erlitten. Doch sie hat nach einer 20jährigen Prüfungszeit immer noch eine sehr ausgebreitete Thätigkeit und — was manchem Leser noch unverständlicher sein wird — trotz der vielen Vorwürfe, daß sie dem modernen Unglauben verfallen sei, sind ihre Kundgebungen durchdrungen von dem klaren Bekenntnis zu Christo, dem Gekreuzigten, den sie als einigen Heiland der Sünder mit herzlichem Missionseifer den Eingebornen in den Kolonien verkündigen läßt, voll von der Verantwortlichkeit, die auf dem christlichen Mutterlande lastet. Noch immer wird das alte Motto der Gesellschaft betont: „Friede durch das Blut des Kreuzes.“

Dogmatische Fragen bleiben freilich meist unberührt. Nur hier und da scheint die moderne Färbung hindurch, die den starken Gegensatz der Orthodoxen gegen diese Mission sehr erklärlich macht. Doch muß ein unbefangener Beobachter (nach den Berichten) zugeben, daß die Gesellschaft unter Selben und Muhammedanern im Segen an dem Bau des Reiches Gottes mitarbeitet und daß sie, namentlich auf Java, der Strömung einer religionslosen Bildung, die sich vom Mutterlande dorthin ergießt, als ein heilsamer Damm entgegensteht.

Freilich, in welchem Maße dies geschehen kann, hängt zu sehr von der Persönlichkeit der Missionare ab. Seit der ange deuteten Umwandlung lag die Gefahr nahe, daß auch negative Kräfte auf das Missionsfeld kamen, denen jene von der Gesellschaft betonten positiven Elemente ent schwanden und die dann schweren Schaden anrichteten. So ging es besonders in dem einen gleich zu erwähnenden Falle.

In den nächsten Jahren nach Jellesmas Tode finden wir Missionar Soezoo (Suhfoo) in Modjcho-Warno, Smeding in dem südwestlich gelegenen Kediri und Garthoorn in dem südöstlichen Malang.¹⁾ Die christliche Bewegung hatte sich schon unter Jellesma über die letzteren beiden Residentchaften verbreitet, und in jeder derselben gab es eine Anzahl kleiner Gemeinden. Die jungen Missionare, Leute der neuen Schule, konnten bei aller Hochachtung gegen ihren Vorgänger nicht umhin, die schwachen Seiten seiner Wirksamkeit zu durchschauen. Er war der Landessprache wohl nie so mächtig geworden, wie es wünschenswert sein mußte, da er das Javanische mit den damals vorhandenen, keineswegs genügenden Hilfsmitteln, erst im vorgerückten Mannesalter zu lernen begann. Es gelang ihm nicht, den Charakter und das Leben der Javanen mit allen seinen Eigentümlichkeiten kennen zu lernen — auch legte er, wie es scheint, darauf weniger Gewicht. So hatte er auch wohl nicht viel Achtung vor den nationalen Besonderheiten, obgleich er nicht ganz in die Einseitigkeit der Surabayer Missionsfreunde geriet, die „aus den Javaner halbe Holländer machen“ wollten. — Dem allen waren seine Nachfolger ganz entgegen. Sie legten sich mit großem Eifer auf linguistische, ethnographische und religionsgeschichtliche Studien und haben in diesem Sinne auch vieles von bleibendem Wert geliefert. Je mehr sie aber dadurch befähigt wurden, ihre Gemeinden zu durchschauen, schwand ihnen das Bild, das man sich in der Heimat mit so rosenfarbenen von den auf so wunderbare Weise bekehrten Javanen gemacht hatte, und wie es leicht in solchen Fällen geht, kamen sie in Gefahr, von den jungen Gemeinden geliefert, die nicht verfehlen Schilderungen der Missionsfreunde schmerzlich zu berühren. Es sollte ihr konnten, die Mission äußerlich, zum Teil unter materiellen Einflüssen angenommenes sein. Das sittliche Leben der javanischen Christen,

¹⁾ Soezoo war seit 1849 in Samarang thätig gewesen, Garthoorn war schon seit 1852 bei dem wadern Jellesma zur weiteren Übung eingetreten, zusammen mit Ten Jelsdam Ganswijl. Ich finde nicht, wo letzterer um jene Zeit angestellt war. Ein 1859 ausgesandter Br. Bissler starb schon 1861.

führt. Nur hier-
en starken Gegen-
lich macht. Doch
en) zugeben, daß
m Segen an dem
entlich auf Java,
wom Mutterlande
dt.

hängt zu sehr
angebeuteten Um-
Kräfte auf das
betonten positiven
anrichteten. So
n Falle.

en wir Missionar
g in dem süd-
südöstlichen Ma-
er Jellesma über
a jeder derselben
Missionare, Leute
ihren Vorgänger
zu durchschauen.
worden, wie es
den damals vor-
im vorgerückten
den Charakter
lichkeiten kennen
weniger Gewicht.
onalen Besonder-
bayer Missions-
hen" wollten. —
legten sich mit
konsgeschichtliche
bleibendem Wert
ihre Gemeinden
in der Heimat
Weise bekehrten
len geht, kamen
Es wurden
nicht verfehlen
Es sollte ihr
materiellen Ein-
ischen Christen,

orn war schon seit
men mit Ten Zel-
gestellt war. Ein

sagt ein Bericht, stehe im allgemeinen nicht höher als das der andern Javanen; die alten abergläubischen Sitten und Gebräuche würden auch von ihnen noch befolgt und hochgeachtet; mit der christlichen Erkenntnis sei es sehr schwach bestellt, und obgleich unter der großen Menge einzelne seien, denen es um etwas mehr als materielle Interessen zu thun wäre, so sei doch auch bei ihnen das Christentum eine Sache äußerer Formen. Es werden dann die Schäden des häuslichen und ehelichen Lebens näher erörtert; die unsittlichen Tänze, die von einem der Ortsvorsteher befördert wurden, Opiumgenuß, Diebstahl, die Opfermahlzeiten, der Gebrauch des Vaterunfers um Schlangen zu beschwören und böse Geister zu vertreiben — dabei doch wieder geistlicher Hochmut und Überhebung über die ungläubigen Landsleute — das waren lauter schlimme Züge, die von den jungen Gemeinden zu berichten waren.

Die Missionare waren ziemlich entmutigt, Harthoorn aber, ein sehr begabter Mann, begab sich immer tiefer in seine linguistischen und ethnologischen Studien — die ja wohl früher waren als die schwere Geduldarbeit an einem Haufen unmündiger Christen der niedersten Stufe. Er wurde darüber aber an der Missionsarbeit ganz irre. Seiner Ansicht nach sollte man an Stelle der Verkündigung des Evangeliums, die doch nutzlos sei, sich bemühen, die Javanen erst zu richtigen Menschen zu machen, sie zu veredeln — Bildung¹⁾ sei es, was ihnen not thue u. Er glaubte wohl die Gesellschaft bewegen zu können, solche Bildungsarbeit an die Stelle der Mission setzen zu können, denn zunächst ließ er sich von der ihm übertragenen Thätigkeit auf ein Jahr beurlauben, um seine Studien und Beobachtungen zu vervollständigen. Im Laufe des Jahres aber kehrte er ohne Erlaubnis seiner Vorgesetzten in die Heimat zurück, um mit diesen über das weitere zu verhandeln — und mußte entlassen werden. Er hat dann ein Buch voll der heftigsten Angriffe gegen die Missionsfrage überhaupt geschrieben und damit viel Staub aufgewirbelt.²⁾ Der ganze Vorgang war natürlich für die Missionsgesellschaft und besonders für die Javamission höchst nachtheilig. Es ließen sich viele Stimmen vernehmen, welche die Aufhebung der letzteren forderten. Die an anderer Stelle mißachteten Verpflichtungen des christlichen Mutterlandes gegen die wichtigste seiner Kolonien lagen aber den Vertretern der Gesellschaft doch so auf dem Herzen, daß sie sich zu solchem Schritte nicht entschließen konnten. Doch verkannte man nicht, daß in der Javamission eingreifende Änderungen vorgenommen werden mußten. Das Nachtheilige der zu schnellen Stiftung von Gemeinden,

¹⁾ Sehr bezeichnend für solche religionslose Bildung ist der holländische Ausdruck: *Beishaving* = *Beishabung*.

²⁾ Schon einige Jahre zuvor hatte der seit 1852 in Surabaya angestellte Missionar van der Walt seinen Austritt erklärt, da er der Gesellschaft nicht beipflichtete sein könne in der Ausbreitung einer Religion, die nicht die seinige sei. Auch Ten Jelsdam Ganswijk schrieb „seiner alten Liebe“ der Mission, den Abgabebrief, nicht ohne seiner bisherigen Direktion öffentlich „die Leviten zu lesen“. (Bergl. Maanbber. 1872, S. 145). — Ich weiß nicht, ob das Gerücht, das mir einst in Holland zu Ohren kam, auf einer Thatfache oder nur auf einem schlechten Scherz beruhte, daß nämlich einer von jenen Missionaren zum Islam übergetreten sei.

die man nicht ausreichend versorgen konnte, lag auf der Hand. Die Missionare sollten sich fortan mehr auf ihre Stationsgemeinden konzentrieren, sollten nicht mehr soviel Zeit und Geld mit dem Umherreisen verbringen, besondere Sorgfalt der Schule und der Ausbildung von Nationalgehilfen zuwenden u. s. w.

Der bisher zu Mobscho-Warno stationirte Missionar Goezos wurde nach Samarang zurückversetzt. Dort hatte er, wie wir hier sogleich bemerken wollen, 1849 eine Station errichtet¹⁾ und zwar in der Vorstadt Melaten. Die ersten zehn Javanen waren dort 1852 getauft worden, und an mehreren Außenplätzen bereits Halt gewonnen für eine weitere Missionsthätigkeit. Missionar Kruijt, der zuletzt daselbst wirksam gewesen, wurde 1864 an Goezos Stelle nach Mobscho-Warno berufen. Smeding war krank nach Europa zurückgekehrt, an seine Stelle trat der neu ausgesandte Missionar Poensen (Punjen) in Rediri.

Mobscho-Warno blieb immer der Hauptpunkt dieser Mission. Wir dürfen es uns aber nicht mehr wie früher ausschließlich als ein Christendorf vorstellen.²⁾ Es hatten sich mit der Zeit viele Muhammedaner dort niedergelassen; die Moschee und der Mudin fehlten nicht. Eine große Anzahl gemischter Ehen waren durch den letzteren eingeseget und die betreffenden Personen damit der christlichen Gemeinde verloren gegangen. Dennoch zählte dieselbe immer noch 712 Seelen. Manche darunter waren allerdings sehr matt und gleichgiltig geworden. Im ganzen aber waren die Verhältnisse doch nicht ganz so schlimm, wie man nach den Schilderungen hätte erwarten sollen. Dies that z. B. sofort der feierliche und freudige Empfang kund, den man dem neuen Missionar bereitetete. — Es begann nun die stille Gebuldarbeit, wie sie die Mission überall erfordert, die aber unter den anfänglich übertriebenen günstigen Berichten aus den Augen verloren war. Wurde auch die Arbeit auf den Außenplätzen möglichst konzentriert, so blieb der Wirkungskreis doch noch immer für eine Manneskraft viel zu groß. Hatte er doch noch die Gemeinden von Kerto-Redscho, Ngoro,³⁾ Taruan und Sobowiro (letzte sehr zerstreut wohnend) zu besuchen, sowie

¹⁾ Der ursprüngliche Plan war, die Mission an einem Punkte des Binnenlandes anzulegen, und zwar war Raju-Apu im Nordosten dazu gewählt worden. Die Behörden aber wollten die Erlaubnis zur Niederlassung daselbst dem Missionar nicht erteilen.

²⁾ Nachträglich muß doch bemerkt werden, daß bei der Stiftung der Desa die Muhammedaner nicht, wie es nach andern Berichten scheinen konnte, ausgeschlossen waren. Man ließ auch solche sich mit ansiedeln, nur Opiumverkauf und die Tänze der Talabdq (-Kongeng) waren verboten. Der Zuzug zu jener Kolonie hatte immer noch fortgedauert, und es waren verschiedene neue Dörfer in der Nähe entstanden, die, obwohl unter eigenen Häuptlingen, doch zu einer Gemeinschaft verschmolzen. Bei allen Mängeln der Christen zeigte sich doch immer mehr, wie hier das Christentum die tonangebende Macht war. Der Islam hat es hier nicht zur Entfaltung seines Fanatismus zu bringen vermocht. Sabschi kommen nicht in diese Gegend, es gibt dort auch keine Priesterschulen u. s. w. Vergl. Maandberigt 1875, S. 135.

³⁾ Über die Entstehung dieser Gemeinde und wie sie mit dem oben über Mynheer Coolens Verhalten zu den Bekehrten auf seinem Landgute Gesagten (S. 52) in Einklang zu bringen ist, habe ich in meinen Quellen keine Auskunft gefunden.

Sibo
(44
hatte
in S
sowie
Einig
100
Pflög
nicht
war
durch
Tossa
entla
unter
tigter
hob
80 t
hatte
verna

blieb
der M
finanz
Javan
abgele
dieser
statu
ging,
lassen
Direk
Missi
betref
junge
Selb
Besch

Stand
schlid
gesch
heißt
wie
unre
wirre

misch
so ge
jene

der Hand. Die Gemeinden konzentrierten sich in der Vorstadt getauft worden, für eine weitere Ausbildung von

Mar Soejoo wurde hier sogleich beauftragt, in der Vorstadt eine weitere Ausbildung von Kindern zu geben. Seine Stelle trat Rediri.

der Mission. Wir lieblich als ein viele Muhammedaner fehlten nicht. Die letzten eingelegten Gemeinde von 712 Seelen. Es giltig geworden. Ganz so schlimm, als dies that den man dem Gebulbarbeit, den anfänglich en war. Wurde irt, so blieb der viel zu groß. (S. 52) Taruan besuchen, sowie

des Binnenlandes worden. Die Missionar nicht

ng der Desa die te, ausgeschlossen f und die Tänze nie hatte immer Nähe entstanden, oft verschmolzen. Der das Christen zur Entfaltung in diese Gegend, t 1875, S. 135. oben über Mynbesagten (S. 52) aufgefunden.

Sibo-arbicho (früher Sibokart) die sehr zusammengeschmolzen war (44 Seelen). Die zu Weitung, wo die Bewegung ihren Anfang nahm, hatte sich mit ihren 53 Christen verhältnismäßig gut gehalten. Auch in Surabaya hatte der Missionar die javanische Gemeinde von 78 Seelen, sowie eine Anzahl von Bekehrten im dortigen Ausföhrungsstift zu pflegen. Einige der oben genannten Gemeinden zählten 50, andere etwas über 100 Seelen. Im ganzen hatte die Mission (1866) 2200 Seelen unter Pflege. Darin ist Rediri mit seinen Außenplätzen, zu denen auch das nicht wieder besetzte Malang gehörte, mit begriffen. Am drückendsten war der Mangel an guten Nationalgehilfen; obgleich deren etliche sich durch bewährte christliche Treue auszeichneten, wie namentlich Paulus Tossari, Bernharbus und Joram, mußten andere als ganz unbrauchbar entlassen werden.¹⁾ Die Ausbildung junger Leute zu solchem Amte unter möglichster Beschränkung des Lehrstoffes bildete eines der wichtigsten Stücke in Dr. Kruijts Wirksamkeit. Auch die Gemeindefschule hob sich. Sie zählte 169 eingeschriebene Jüglinge, von denen etwa 80 täglich den Unterricht besuchten.²⁾ Von den Christen im ganzen hatte der Missionar den Eindruck, daß sie Kinder seien, deren Erziehung vernachlässigt ist.

Solche nachzuholen ist eine schwierige und langwierige Arbeit. Es blieb daher noch weiter die Zeit der kleinen Dinge, welche die Geduld der Missionsfreunde auf die Probe stellte. Noch einmal war unter finanziellen Schwierigkeiten der Missionsgesellschaft die Aufhebung der Javamission in Vorschlag gebracht, wurde aber wiederum entschieden abgelehnt. Unter der wachsenden Bedeutung dieser besten der holländischen Kolonien, über deren politische Verhältnisse und ihre Neugestaltung damals³⁾ eine große Aufregung durch das ganze Mutterland ging, war es unmöglich, die dort bereits gesammelten Christen zu verlassen und überhaupt die Bevölkerung dem Islam preiszugeben. Die Direktion beschloß im Gegenteil, mit Anstrengung aller Kräfte diese Mission zu stärken. Drei mit besonderer Sorgfalt, im Hinblick auf die betreffenden Verhältnisse auch medizinisch und pädagogisch ausgebildete junge Leute sollten ausgesandt werden. Der Druck der mangelnden Geldmittel ließ es jedoch erst im Jahre 1869 zur Ausführung des Beschlusses kommen und dies auch nicht in vollem Maße. Nur zwei

¹⁾ Man wird sich kaum wundern dürfen, daß es in diesem Punkte schlecht stand, wenn man z. B. hört, wie einer jener früheren Missionare versuchte, so einen schlichten Mann, der, als er Christ wurde, als selbstverständlich seinen Glauben abgeschrieben hatte, von seinem „freundlosen Pietismus“ (wie es an einer andern Stelle heißt) zur evangelischen Freiheit zu führen (Medeb. V. 258). Man hatte übersehen, wie das Geseßliche im Pietismus seiner Zeit ein guter Zuchtmeister sein kann. An unrechter Stelle aber kann die leicht gemißbrauchte evangelische Freiheit viel Verwirrung anrichten.

²⁾ Schulvershältnisse scheinen überall im Indischen Archipel eine epidemische Krankheit zu sein. Wenn fast die Hälfte der Schüler immer anwesend ist, so gehört das schon zu den günstigeren Verhältnissen.

³⁾ In den letzten sechziger Jahren. Leider stehen mir genauere Angaben über jene Neugestaltung nicht zu Gebote.

neue Missionare konnten ausgesandt werden. Dr. Roskes ging nach Mobscho-Warno, Dr. Kremer nach Rediri, wo er sich bei Poensen ein Jahr aufhielt, um dann selbständig die Mission in Malang und den zugehörigen Gemeinden zu übernehmen. Kruijt mußte, als er die Arbeit in Dr. Roskes' Hände legen konnte, eine Erholungsreise nach Europa antreten. Als aber auch der letztere durch Krankheit gezwungen war zurückzukehren, mußte Kremer seine Stelle in Mobscho-Warno vertreten, wo er besonders viel zur Hebung der Schule that. Sie kam bis auf 355 Schüler bei Einteilung in sechs Klassen. Auch in den Nebendörfern waren noch drei Schulen entstanden. Viel Arbeit machte auch die Behandlung der Kranken, die in der ostjavanischen Mission immer mehr zu den regelmäßigen Berufsgeschäften des Missionars zählte. Die beiden Arbeiter aber, denen nun wiederum die ganze Mission oblag, waren überbürdet. Ohne viel Aufhebens, weder von den oft zahlreichen Bekehrungen, die man nicht überschätzte, noch von manchen Zeichen großer Schwachheit, für die man mehr Geduld gewonnen hatte als früher, treulich unterstützt von den braven Helfern, von denen, wenn sie auch bei allem guten Willen nicht der Oberleitung entbehren konnten, sich immer aufs neue trefflich bewährten, so wuchs diese Mission in der Stille. Als Kruijt gestärkt auf sein geliebtes Arbeitsfeld zurückkehrte (1873), konnte er mit Freuden ein entschiedenes Wachstum bezeugen. Die Gemeinde wie die Helfer von Mobscho-Warno fand er von neuem Leben beseelt.

Kremer durfte nun wieder dem überbürdeten Poensen durch Übernahme von Malang, das bisher von letzterem mitverwaltet war, die Arbeit erleichtern. Er mußte freilich an dem genannten Orte (Hauptplatz der Residenzstadt Sasuruan) seinen Wohnsitz nehmen, obgleich er lieber in Swaru (Samaru), einer bereits von Jellesma gestifteten Gemeinde, die in letzter Zeit sehr erfreulich gewachsen war,¹⁾ sich niedergelassen hätte. In Malang wohnten nämlich gar keine Christen; sie waren in den mehr oder weniger entfernten Desas verteilt. Kremers erster Empfang ist recht bezeichnend. Er wurde von Vertretern der Gemeinde zu Pferd eingeholt; 80 Schulkinder in zwei Reihen streuten ihm Blumen auf den Weg, während sie sein Lieblingslied sangen, das der in Mobscho-Warno ausgebildete Schulmeister seinem damaligen Lehrer abgelautet hatte. Die ganze Gemeinde bezeugte die herzlichste Freude.“ Leider war keine Wohnung vorhanden, in der Kremer schon hätte ohne Gefahr seiner Gesundheit einzuziehen können. Zum Bau eines Hauses, sowie einer angemessenen Kirche fehlten jedoch die nötigen Mittel (6000 Gulden). Er mußte noch mehrere Jahre in Malang wohnen bleiben, wo er das bereits in Mobscho-Warno von ihm geleitete Gehilfsseminar fortführte. Endlich aber 1876 konnte er ganz in die Nähe von Swaru nach Gondong-legi

¹⁾ Wie ernstlich es die Deutschen mit ihrem Christentum meinten, zeigt sich darin, daß die Taufkandidaten und Brautpaare den beschwerlichen Vergeweg nach Rediri immer wieder zurücklegten, um zu dem Missionar zu kommen.

über
lassen
gung
von
geba
Häu
licher

fluß
muß
Feier
Sitten
Kirchl
mit
blen
in de
mal
meint
suchte
schritt
vanis
waren
wie d
geben
Eltern
teilun
verdr
versch
völker
war,
licher
Leben
bei i
sonst
Fried
rühm
weiß
Sterb
Javan

auf
seine
her,
siehe
selbe
dem

meda

osles ging nach
bei Poensen ein
Malang und den
ste, als er die
holungsreise nach
ntheit gezwungen
Mobscho-Warno
e that. Sie kam
a. Auch in den
iel Arbeit machte
anischen Mission
des Missionars
erum die ganze
s, weder von den
noch von manchen
o gewonnen hatte
ern, von denen,
eitung entbehren
so wuchs diese
eliebtes Arbeits-
chiedenes Wachs-
Mobscho-Warno

Poensen durch
tverwaltet war,
genannten Orte
sitz nehmen, ob-
on Jellesma ge-
gewachsen war,¹⁾
r keine Christen;
verteilt. Kree-
von Vertretern
n zwei Reihen
sein Lieblings-
e Schulmeister
Gemeinde be-
ung vorhanden,
dheit einziehen
neffen Kirche
r mußte noch
das bereits in
ührte. Endlich
Gondong-legi

en, zeigt sich da-
Bergweg nach
en.

überstiehn, wo ihm ein Regierungsgebäude (Pasang-grahan) überlassen wurde. Ein neuereintretender Resident aber wollte solche Vergünstigung der Mission nicht gönnen. Der Missionar wurde ermittelt. Während von den vorhandenen Geldern zuerst eine zweckmäßige Kirche und Schule gebaut wurde, zog er selbstverleugnungsvoll in ein kleines inländisches Häuschen. Bis auf die neueste Zeit aber war die Gemeinde in lieblichem Wachstum begriffen.

Zu Mobscho-Warno zeigte sich auch immer deutlicher der Einfluß der christlichen Gemeinde auf die inzwischen sehr angewachsene muhammedanische Bevölkerung.¹⁾ Die mit Unstittlichkeiten verbundene Feier ihrer Feste gab die letztere daran und fügte sich den christlichen Sitten. Auch die Teilnahme der Gemeindevältesten an der Beratung kirchlicher Angelegenheiten zeigte einen Fortschritt. Katechisationen auch mit Erwachsenen förderten weitere christliche Erkenntnis. Die Gottesdienste waren verhältnismäßig gut besucht (von 300 Personen). Auch in der Woche wurde noch ein Abendgottesdienst gehalten, während einmal im Monat eine Art Missionsstunde bei reger Beteiligung der Gemeinde stattfand und Sonntags nachmittags die von 100 Kindern besuchte Sonntagschule. Auch im Äußeren war der Wohlstand fortgeschritten. In einem der Dössas befanden sich fünf massive Häuser javanischer Christen — wie sie sonst den Eingebornen nicht bekannt waren, und sicher nicht zustande gekommen wären, wenn jene Leute noch wie die andern dem Glücksspiel, dem Opium und andern Lasten ergeben gewesen wären. Die Schule, in die auch viele muhammedanische Eltern ihre Kinder schickten, wirkte sehr segensreich. Ebenso die Austeilung von Medizin, durch welche die früher herrschende Zaubererei ganz verdrängt wurde. Die oben erwähnten abergläubischen Gewohnheiten verschwanden mehr und mehr auch bei der muhammedanischen Bevölkerung. Zwei Bäume, denen noch lange Zeit göttliche Ehre erwiesen war, traten ganz in den Hintergrund; einer wurde wie ein gewöhnlicher Baum ohne Aufregung des Volkes umgehauen. Das eheliche Leben war bedeutend gehoben. Zwei Ehemänner hielten z. B. treulich bei ihren geisteskrank gewordenen Frauen aus, während der Javane sonst in solchem Falle zu der unbeschränkten Scheidung gegriffen hätte. Friede und Verträglichkeit war an manchem christlichen Ehepaar zu rühmen. Der Gebrauch des Opiums wurde mit Ernst bekämpft. Auch weiß der Missionar von erfreulichen Erfahrungen an Kranken- und Sterbebetten zu berichten — alles Zeichen, die beweisen, daß auch auf Java das Evangelium als eine Kraft wirkt.

Die vorstehenden Züge entnahmen wir einer Entgegnung, die Kruijt auf einen verleumderischen Zeitungsartikel 1877 veröffentlichte. — In seinem letzten Jahresbericht führt er den Vöser auf seiner Station umher, durch die Kleinkinderschule und die gewöhnliche Tagesschule in sieben Klassen, für die das Gebäude schon zu enge wird. Es ist für dieselbe gewiß eine gute Empfehlung, daß der vierte Teil der Zöglinge dem weiblichen Geschlechte argehort. Sonst läßt der Javane seine

¹⁾ M.-W., das damals eigentlich 16 Ortschaften umfaßte, enthielt 883 muhammedanische und 134 (Druckfehler? — 434?) christliche Familien.

Lüchter in Unwissenheit aufwachsen — auch würde anderswo auf Java der Schulbesuch der Mädchen nicht ohne sittliche Gefahren sein. In jener christlichen Gemeinde ist in diesen Beziehungen ein großer Umschwung eingetreten. — Jeden Morgen wird der Missionar von 50—60 Kranken (meist mit Augenleiden behaftet) in Anspruch genommen. Alle über seine medizinischen Erfahrungen hinausgehenden Fälle weist er an den jetzt in Mobscho-Kerto wohnenden Arzt Dr. Luther, der ihm gerne behilflich ist. Von den 2488 im letzten Jahre behandelten Kranken gaben 1291 Nachricht von ihrer Wiederherstellung. Einer der Gehilfen geht dem Missionar bei dieser Thätigkeit mit großem Geschick zur Hand. „Aus dem Jahresbericht ist weiter ersichtlich, wie der letztere und seine Nationalhelfer zu verschiedenen Zeiten durch Gebet, Bibellesen, Katechisationen, Hausbesuche u. s. w. ein gesundes christliches Leben in der Gemeinde erhalten und befördern.“ Auch ist es ein erfreuliches Zeichen, daß bei Mobscho-Warno kürzlich wieder eine neue christliche Pflanzung entstanden ist. Die letzten Berichte enthalten keine statistischen Angaben, aber schon vor fünf Jahren war die Zahl der dortigen Christen auf 2035 gestiegen. Immer noch bietet jene Station das Bild eines reisenden Erntefeldes dar — aber es sind der Arbeiter wenige. Es macht sich dies um so mehr spürbar, als die beiden tüchtigsten Nationalhelfer, Paulus und Bernharbus, viel durch Krankheit gehindert sind. Möchten die holländischen Christen nicht versäumen auf diesen so günstigen Punkt mehr Kräfte zu setzen!

In Kediri wirkt noch immer Dr. Poensen, der neben seiner Missionsarbeit an der zerstreut wohnenden Gemeinde¹⁾ immer noch Zeit zu litterarischen Arbeiten, nicht bloß über die Javanen, ihre Religion und ihre Lebensweise, worüber er in der Zeitschrift seiner Missionsgesellschaft manchen wichtigen Artikel geliefert hat, sondern auch für die Javanen. Sein kürzlich vollendetes biblisches Lesebuch ist jedenfalls eine bedeutende Arbeit. In seiner Gemeinde hatte er eine Zeit lang zu klagen über die Neigung von einer Stelle zur andern zu ziehen. Die große Zerstreuung, in der manche Christenhäuflein weit vom christlichen Verkehr getrennt sind, ist für das Wachstum ein großes Hindernis, und manche, die nur selten besucht werden können, stehen noch auf recht niedriger Stufe. An andern Orten steht es besser, und auch hier mehrt sich die Zahl der Christen von Jahr zu Jahr.

Schließlich haben wir noch von der schon erwähnten Station der niederländischen Missionsgesellschaft in Samarang zu reden. In der genannten Stadt sind die Mitglieder der Gemeinde meistens Bediente von Europäern. Auch manche Haushälterinnen gehören dazu. Sie wohnen zerstreut, daher ein eigentliches Gemeindeleben sich nur viel langsamer ausbilden konnte als auf den vorher besprochenen Stationen. Dennoch ist die Zahl der Bekehrten allmählich von 100 auf 150 gewachsen. Ursprünglich war es gar nicht die Absicht gewesen, die Station in der Hauptstadt zu belassen. Es sollte dazu eine passende Stelle im Binnenlande gewählt

¹⁾ Es sind 690 Christen in 19 Dörfern der Residentchaft Kediri und 80 in zwei Dörfern der Residentchaft Madiun.

derwo auf Java
fahren sein. In
ein großer Um-
mar von 50–60
genommen. Alle
Fälle weist er
Luther, der ihm
handelten Kranken
einer der Gehilfen
Geschid zur Hand.
letzte und seine
Bibellefen, Kate-
cheten Leben in der
freuliches Zeichen,
ristliche Dessa ent-
stischen Angaben,
gen Christen auf
das Bild eines
iter wenige. Es
tichtigsten National-
it gehindert sind.
auf diesen so gün-

neben seiner Mis-
immer noch Zeit
en, ihre Religion
seiner Missions-
vern auch für die
uch ist jedenfalls
eine Zeit lang
n zu ziehen. Die
it vom Christlichen
rohes Hindernis,
en noch auf recht
auch hier mehr

station der nieder-
In der genannten
e von Europäern.
n zerstreut, daher
ausbilden konnte
ist die Zahl der
rsprünglich war
auptstadt zu be-
enlande gewählt

werden — was aber bisher noch nicht gelungen ist. Zwar gab es schon anfangs der sechziger Jahre eine Außenstation mit einer kleinen Gemeinde in Banjumas, weit im Südwesten gelegen. Da sich aber günstigere Anknüpfungspunkte in größerer Zeitgen, wurde diese Gemeinde an den Missionar Vermeer im Dienste der Gesellschaft für Innere und Äußere Mission abgetreten. Ein Versuch, zu Remoh bei Salatiga ein neues Christendorf anzulegen und dort die Gemeinde zu sammeln, mißglückte. An einigen Punkten im Nordosten, namentlich zu Agalappan und Raju Apu¹⁾ wurden kleine Gemeinden gebildet, deren letztere, obgleich nur selten vom Missionar besucht, unter der Leitung eines Gehilfen sich erhalten hat. Sie zählt 92 Mitglieder. In Samarang hat Missionar Hoezoo eine Schule mit 70 Jünglingen, die sich in befriedigendem Zustande befindet. Im ganzen aber hat die Mission hier einen schwereren Stand als auf den anderen drei Stationen der Missionsgesellschaft. — Endlich ist in neuester Zeit wieder ein neuer Missionar ausgesendet worden, Bobbe, der in Samarang seine Vorbereitungszeit durchmacht. Die Pläne, von denen vor einigen Jahren in den Blättern der Gesellschaft viel die Rede war, nämlich neue Kulturanlagen auf Java mit der zu erweiternden Missionsarbeit zu verbinden, scheinen leider nicht zur Ausführung gekommen zu sein. Jedenfalls haben die nötigen Geldmittel dazu gefehlt — was lebhaft zu bedauern ist. Die Entstehung der Christenbörser bei Mobscho-Warno durch Kulturanlagen mitten im Urwalde, haben der Mission deutlich genug den Weg gewiesen, der jedenfalls auch erfolgreich sein würde.

Von den übrigen auf Java thätigen Missionen ist die der Mennoniten die älteste. Der betreffende Missionsverein (gestiftet 1848), mit dem auch die Angehörigen jener Denomination in Deutschland zusammen wirken, hat seinen Sitz in Amsterdam und trägt den Namen: De Doopsgezinde Vereeniging tot Bevordering der Evangelieverbreiding in de Nederlandsche overzeesche Bezittingen. Die einzige Station des Vereins ist zu Djapara im Jahre 1854 angelegt. Es gehören dazu mehrere Außenplätze in der Residentschaft gleichen Namens, welche an die von Samarang im Nordwesten grenzt. Noch immer steht dort der erste Missionar B. Jank in Arbeit bei seiner kleinen Gemeinde, die jedoch in neuester Zeit (seit 1875) von 39 auf 94 Mitglieder gewachsen ist. Drei treue inländische Helfer unterstützen ihn. Er hat über den von Jahr zu Jahr zunehmenden Verbrauch von Opium in jener Gegend zu klagen. Stumpfheit und Fatalismus der Bevölkerung zeigen sich gleichfalls als große Hindernisse für das Evangelium. Durch ärztliche Hilfe aber wird vielfach Vertrauen erweckt, und Jank bedient sich eifrig dieses Mittels. Der andere Missionar N. D. Schuurmans, der seit 1863 (?) zu Djapara arbeitet, hatte 1875 eine Schule mit 21 internen und 7 externen Schülern. Er hat je länger zu klagen über die Unarten der javanischen Jungen, die ihm das Leben schwer machen. In dem genannten Jahre

¹⁾ Letzteres 12–13 Stunden von Samarang.

mußte er ihrer fünf wegen völlig widerspenstigen Betragens fortschicken. Er bemerkt, daß die Javanen für die Bedeutung der Schule noch gar kein Verständnis haben. Sie sehen sie nur als ein Institut an, das zum Vorteil der Holländer wirken soll. Oft hält man sie auch geradezu für eine Verberanstalt zum Militär.

Eine andere Missionsthätigkeit begann die 1851 zu Batavia gebildete Gesellschaft für Innere und Äußere Mission (Het Genootschap voor in- en uitwendige Zending), die zunächst nur ein Zweig des „Bereins zur Verbreitung der Wahrheit“ zu Amsterdam war, später sich aber selbständig gestaltete und auch im Mutterlande einen neuen Seitenzweig, das Javakomitee, hervortrieb. Zunächst unterstützte diese Gesellschaft verschiedene durch Dr. Helbring¹⁾ in Vereinigung mit unserm „Vater Gofner“ ausgesandte Missionare.

¹⁾ Der bekannte Pastor in Hemmen, einer von denen, die in der Arbeit fürs Reich Gottes Großes gethan haben, trat anfangs der fünfziger Jahre mit einer neuen Missionsmethode hervor, von der er sich viel Erfolg versprach. Er hielt eine eingehende theologische Ausbildung der Missionare für überflüssig. Wenn nur aufrichtige belehrte Christen zu den Heiden kämen, meinte er, so würden sie diesen schon das Evangelium wirksam verkündigen können. Auch wollte er nicht den umständlichen und kostspieligen Apparat von Stationen und allerlei Anstalten. Christliche Leute, die ihr Brot selbst mit ihrer Hände Arbeit verdienten, sollten in der Weise neben ihrer irdischen Berufsarbeit fürs Reich Gottes thätig sein, wie dies mancher fromme Handwerker als Stundenhälter gethan hat. „Missionshandwerker“ (Zendingling Werklieden — sing. Z.-Workmann) wollte er den Heiden schicken. Für Java mochte vielleicht das Beispiel des alten Emde seinen Plan bekräftigt haben. Gofner, bei dem die Sache den freudigsten Anklang fand, warb für seinen holländischen Freund Leute, während dieser für die ersten Kosten der Ausendung sorgte. — Da von den Ausgesendeten nicht regelmäßige Berichte veröffentlicht wurden, so hält es schwer, aus den zerstreuten Notizen eine Darstellung ihrer Arbeiten zu geben. Ich lasse daher hier einfach abdrucken, was darüber in der ersten Auflage dieses Werkes gesagt ist:

Am 5. August 1851 waren auch drei durch Domine Helbring ausgesandte Gofnersche Missionare, August und Adolf Mühlwinkel und Reese (von dem die Berichte nichts weiter melden), auf Java angekommen, wo sie nach erhaltener Erlaubnis der holländischen Regierung bei Batavia eine Mission begannen, zu welcher der Oberstatthalter selbst 500 Gulden gab, während auch ein eigener Verein für Innere und Äußere Mission daselbst sich bildete. Zwar hatten die Brüder im Anfang des nächsten Jahres mit mancherlei Widerwärtigkeiten von Seiten der holländischen Regierung und selbst der holländischen Geistlichen zu kämpfen, doch wurde ihnen der ordinirte Kandibat Michaelis nebst Frau und 2 lebigen Schwwestern, die auf Java ein Krankenhaus gründen sollten, zu Hilfe gesandt, segelten am 26. Juni 1852 von Rotterdam ab, kamen aber erst am 19. Dezember d. J. in Batavia an, wo sie im Rampong Ramasser mit den Brüdern das Weihnachtsfest feierten. Im September 1853 war Adolf Mühlwinkel auf der kleinen Insel Billiton, eine Tagereise von Batavia, plagirt, um unter den eingeborenen Arbeitern der Zimmern zu wirken, hatte eine Schule begonnen und hielt Sonntags Gottesdienste für die Holländer; August Mühlwinkel hatte den Unterricht der malaiischen Kinder in Batavia übernommen und in dem weiten Umkreis der Stadt, in den Dörfern, ein großes Feld der Wirksamkeit; Michaelis hatte eine Katecheten- und Krankenbesucherstelle in einer verwahrlosten Malaiengemeinde in Batavia, aus Mischlingen von Europäern und inländischen Frauen bestehend, angenommen. Die Verhältnisse der Mission zur Regierung hatten sich wieder günstiger gestaltet, da der Oberstatthalter jene begünstigte. Bald darauf wurde Adolf Mühlwinkel von Billiton, wo er nicht bleiben konnte, nach Tschiloja (wahrscheinlich ist Tschialong gemeint), einem Landgut bei Batavia, versetzt und hatte hier mit seiner Frau viel Gelegenheit, unter den Eingeborenen das

kom
Gem
seine
chine
gebil
Zehr
ange
Bate
ruser
nach
dann
späte
Java
der d
Ausk
Auße
neli
gelis
große
ferne
Chr

Evang
von d
drei
Neue
nidel
Grund
Dorf
Präsu
wachse
der G
Missi

nach
angef
namen
Tag
Lenz,
als d
Jahre
wilde

zu bel
Unter
und r
als P
Micha
Butter
Kinder

angest
Burt

agens fortschicken.
der Schule noch
ein Institut an,
kült man sie auch

Batavia gebildete
et Genootschap
er ein Zweig des
bam war, später
ande einen neuen
unterstützte diese
Vereinigung mit

in der Arbeit fürs
er Jahre mit einer
sprach. Er hielt eine
fig. Wenn nur aus-
o würden sie diesen
ste er nicht den um-
Anhalten. Christliche
en in der Weise neben
dies mancher fromme
werter" (Zendingen)
en. Für Java mochte
aben. So kn er, bei
holländischen Freund
rgte. — Da von den
so hält es schwer,
zu geben. Ich lasse
je dieses Werkes ge-

eförderung ausgesandte
se (von dem die Be-
erhaltenen Erlaubnis
en, zu welcher der
r Verein für Innere
über im Anfang des
er holländischen Re-
h wurde ihnen ver-
hnen, die auf Java
28. Juni 1862 von
avia an, wo sie im
n. Im September
Zugereise von Ba-
en zu wirken, hatte
Holländer; August
tavia übernommen
dieses Feld der Wirk-
le in einer verwa-
pdiern und inländi-
ssion zur Regierung
begünstigte. Bald
eiben konnte, nach
bei Batavia, ver-
Eingeborenen das

Der erste, den sie selbst nach seiner Ausbildung durch das Java-
komité ausgesandte, war Deukhof (Bk—), der an der malatischen
Gemeinde zu Batavia und später zu Depot (vergleiche oben S. 47)
seine Arbeit fand.¹⁾ Außerdem wurden ein paar inländische und ein
chinesischer Jüngling gleichfalls in Amsterdam zu Missionsgehilfen aus-
gebildet. Der letztere, namens Johann Ges, wurde hernach als
Lehrer der muhammedanischen Schule in Depot von der Regierung
angestellt. Von den beiden andern erreichte nur Leonhard sein
Vaterland, da sein Gefährte vor der Rückkehr durch den Tod abge-
rufen wurde. Darnach kam einer von den Gognerschen Brüdern, Weiss
nach Holland, um dort zum Lehrer ausgebildet zu werden. Er fand
dann seinen Platz an einer Schule zu Batavia, ist aber einige Jahre
später samt seiner Frau heimgegangen. — Im Jahre 1868 sandte das
Java-komité einen weiteren Missionar, L. R. Harmsen hinaus,
der an der malatischen Gemeinde zu Batavia arbeiten und zugleich die
Ausbildung von inländischen Gehilfen in die Hand nehmen sollte.
Außerdem standen im Dienste der Gesellschaft zu Batavia Herr Cor-
nelis, ein Halbeuropäer, der zugleich Religionslehrer bei der evan-
gelischen Gemeinde in Batavia war, sich neben diesem Amte aber mit
großer Treue der Seelsorge in der malatischen Gemeinde annahm —
ferner ein belehrter Chinese Gang-twee und die Javanin Ma-
Christina. Letztere wirkte als eine rechte Diakonissin bei der malat-

Evangelium zu verkündigen. August Mählnidel aber konnte unterm 8. Sept. 1855
von der Taufe dreier Erstlinge aus den Muhammedanern, Michaelis später von
drei am Weihnachtsfest desselben Jahres getauften bekehrten Mädchen berichten.
Neue Mitarbeiter wurden den Brüdern auf Java zur Hilfe gesandt; August Mäh-
nidel konnte in der Nähe von Batavia mit Hilfe des dasigen Missionsvereins ein
Grundstück ankaufen, sich mit seinen Kindern dort anbauen, auch anfangen ein
Dorf für Erwaachsene anzulegen, und am 23. November 1856 nach bestandener
Prüfung vor dem holländischen Prediger Dr. Dierkamp 12 Muhammedaner, 6 Er-
waachsene und 6 Kinder taufen. Die verdorbenen Sitten und abscheulichen Beispiele
der Europäer aber waren auch in Batavia, wie überall, das größte Hindernis der
Mission.

Dennoch wirkten die Gognerschen Missionare, von denen August Mählnidel
nach längerer Krankheit am 28. Oktober 1859 entschlief, auch von den in Batavia
angesiedelten Engländern, die sie zum Teil in ihre Dienste nahmen, unterstützt,
namentlich als Lehrer in den Schulen der Eingeborenen in Segen fort bis auf diesen
Tag und haben noch mehrere Muhammedaner getauft. — Einer von ihnen, Br.
Leng, der erst in Birma auf der Insel Sumbawa war, wurde Ende Oktober 1854
als der erste evangelische Missionar auf die Insel Flores verlegt, wo er jedoch im
Jahre 1856 den Hungertod gestorben sein soll, und sein Haus und seine Leiche von
wilden Eingeborenen verbrannt ward.

Es ist hier nicht der Ort, die Methode der Mission durch Handwerker kritisch
zu beleuchten. Es ist nur zu sagen, daß der Erfolg die Undurchführbarkeit solcher
Unternehmungen dargethan hat. Die ausgesendeten Missionshandwerker sind nach
und nach alle in den Dienst anderer Gesellschaften getreten, oder von der Regierung
als Lehrer angestellt worden. Noch sei bemerkt, daß der oben genannte Bruder
Michaelis in den sechziger Jahren gestorben ist, während seine Witwe noch jetzt zu
Suintergorg im Dienste der Gesellschaft thätig ist; sie hat dort ein Pensionat für
Kinder von Europäern.

¹⁾ Später (1873?) wurde er von der Regierung als Hilfsprediger 1. Klasse
angestellt und übernahm auch die Seelsorge der europäischen Gemeinde zu Depot.

Durckhardt, Missions-Bibliothek. IV, 1. 2. Aufl.

schen Gemeinde in Segen. Als Früchte der Arbeit konnten nach etwa zwei Jahrzehnten eine malaiische Gemeinde von 100 Seelen zu Batavia, sowie ein Jünglingsverein daselbst erwähnt werden, der der Missions-sache viel Dienste leistete.¹⁾

Der neu hinausgesandte Missionar hatte bald die Freude, verschiedene Javanen und Chinesen taufen zu können; kam aber in der Folge immer mehr dahin, seine Kräfte auf seine Vorbildungsschule zu konzentriren. Man trat damals dem schon öfters angeregten Gedanken, ein tüchtiges ausgebreitetes Seminar für inländische Gehilfen zu gründen, näher. Es war bereits ein besonderer Verein gebildet (1873) behufs Ausführung dieses Planes. Dr. Harmsens Schule sollte das Saatbeet für diese größere Anstalt werden. Er verlegte sie nach Depok. Die Gemeinde zu Batavia²⁾ wurde der Leitung des Dr. Schnurman, eines der holländischen Prediger, übertragen, der zugleich der Vorsitzende im Vorstande der Gesellschaft war. Obgleich von den genannten Gehilfen unterstützt,³⁾ fühlte er sich doch durch die doppelte Arbeit überbürdet und verlangte nach einem besonderen Missionar für Batavia. Die Gemeinde zu Tschiatong, wo früher Goknerische Missionare gearbeitet hatten, und die bisher unter der Leitung der Gesellschaft gestanden hatte, war bereits so erstarkt, daß sie sich selbstständig gestalten konnte und einen Herrn namens F. L. Anthing, der bis dahin ein sehr thätiges Vorstandsmitglied der Gesellschaft gewesen war, zu ihrem Pastor erwählte.

Einen besonderen Missionar für die malaiische Gemeinde in Batavia hat nun die Gesellschaft freilich bis jetzt nicht anstellen können. Seit einigen Jahren aber hat Herr P. B. Haag, der zur Zeit des atschinischen Krieges ausgeschied wurde, um die Seelsorge bei den vermundeten Soldaten zu übernehmen, und der auch jetzt noch am Hospital in Batavia thätig ist, sich zugleich jener Gemeinde angenommen, in der auch Cornelis immer noch thätig ist. Dieselbe geht ihren ruhigen Gang vorwärts und mehrt sich immer wieder durch Bekehrung einiger Javanen oder Malaien, und dann und wann verlangt auch selbst ein Chineser die heilige Taufe. Die Zahl der Gemeindeglieder habe ich in neuerer Zeit nicht erwähnt gefunden. Gang-twee hat jetzt in Batavia auf eigene Hand eine Schule, die mit der Gesellschaft nicht in Verbindung steht. Die alte treue Ma-Christina, die in den letzten Jahren bereits körperlich sehr schwach war, ist vor kurzem selig heimgegangen. In ihrer 25jährigen Dienstzeit hatte sie 67 Frauen für die heilige Taufe vorbereitet. — Schließlich dürfen wir das von der Gesellschaft herausgegebene christliche Blatt in malaiischer Sprache (Bintang Dschohar) nicht unerwähnt lassen. In Depok ist Dr. Deuthof noch in der oben genannten Stellung. Harmsen hat ein anderes Arbeitsfeld auf Sumatra gefunden.

¹⁾ Goillustroerd Zendingblad, Orgaan van het Java-Comité, 1869, S. 2.

²⁾ Ihre Kirche hat sie zu Passar Bahru, jedenfalls einer Vorstadt.

³⁾ Leonhard finde ich später nicht mehr erwähnt; Gang-twee kehrte in sein Vaterland zurück, um dort das Evangelium zu verkünden.

konnten nach etwa
Seelen zu Batavia,
der der Missions-

die Freude, ver-
kam aber in der
rbildungsschule zu
geregten Gedanken,
hilfen zu gründen,
det (1873) behufs
ollte das Saatbeet
nach Depot. Die
Schnurman, eines
der Vorfigenden im
enannten Gehilfen
Arbeit überbürdet
Batavia. Die Ge-
missionare gearbeitet
ellschaft gestanden
g gestalten konnte
g dahin ein sehr
r, zu ihrem Pastor

Gemeinde in Ba-
anstellen können.
der zur Zeit des
orge bei den ver-
noch am Hospital
genommen, in der
ht ihren ruhigen
Bekehrung einiger
gt auch selbst ein
lieber habe ich in
t jetzt in Batavia
st nicht in Ver-
en letzten Jahren
ig heimgegangen.
n für die heilige
a der Gesellschaft
(Bintang Dscho-
thof noch in der
Arbeitsfeld auf

Das lange ersehnte Seminar für inländische Lehrer und Prediger ist nun endlich ins Leben getreten. Sein Wirkungsfeld soll keineswegs auf Java beschränkt sein. Es soll christliche Evangelisten aus den verschiedenen Völkern und Stämmen des Archipels heranzubilden. Am 21. August 1878 wurden die schönen Gebäude bei Depot eingeweiht. Sie stehen auf einem Grundstück, das ein frommer inländischer Christ dazu schenkte. Zum Direktor der Anstalt wurde der bisherige rheinische Missionar (auf Borneo) Hennemann gewählt, der mit vier batjakischen Jünglingen einzog. Später kamen Jöglinge von Amboina dazu. Der Unterricht wird in der malakischen Sprache gegeben.

Schließlich sei noch erwähnt, daß das Javakomitè mit der Missions-gemeinde von Ermelo wegen der Übernahme einer von der letztern zu Njemoh bei Salatiga gegründeten Station in Unterhandlung steht, so wie daß im verfloffenen Jahre von demselben ein Missionar für Ma-dura abgeordnet wurde.

Nächst dem Javakomitè entstand der Niederländische Missions-verein (Nederlandsche Zendings vereeniging) zunächst als Rotter-damscher Missionsverein 1858, welcher Titel 1861 in den obigen ver-ändert wurde. Der Verein faßte von vornherein die Sundaländer Djandas als Arbeitsfeld ins Auge. Die beiden ersten Missionare, Albers und van der Linden, wurden 1862 ausgesandt. Im Anfang des folgenden Jahres zu Batavia eingetroffen, erhielten sie zwar die Erlaubnis des Generalgouverneurs, sich in Wandong, in den Preanger Regenttschaften, niederzulassen; die Missionsarbeit wurde ihnen jedoch noch nicht gestattet. Noch in demselben Jahre folgten ihnen zwei weitere Sendlinge, Cusell und Dijkstra. Der erstere sollte mit Albers seinen Wohnsitz in Tschianischur nehmen¹⁾, während der andere dem nach Cheribon (Tschiribon) verzogenen v. d. Linden zum Gefährten bestimmt ward. Auch damals war die Erlaubnis zu missioniren noch keinem der Brüder erteilt. Die große Angstlichkeit welche die Regierung in dieser Hinsicht an den Tag legte²⁾, konnte selbst den inländischen Haupt-lingen nicht verborgen bleiben und hat der folgenden Missionsarbeit schwere Hindernisse in den Weg gelegt.

Zuerst erreichte v. d. Linden seine Zulassung, nachdem er von Cheribon aus in Indramaju einen Versuch gemacht, wo bereits eine Anzahl bekehrter Chinesen gesammelt war, deren Pflege nebst Fortsetzung der Mission zu übernehmen die dortigen Freunde des Reiches Gottes ihn ersucht hatten. Im Juni 1864 siedelte er dorthin über, während Dijkstra in Cheribon blieb, wo er im folgenden Jahre die Erlaubnis zur Missions-arbeit erhielt, Cusell aber, der sich vorwiegend auf eine ärztliche Thätig-keit gelegt hatte, mußte um jene Zeit krank in die Heimat zurückkehren.

¹⁾ Dort hatte sich zuvor bereits ein Missionar der Doopsgezinden aufgehalten, klinkert, aber wie es scheint ohne zu missioniren. Damals trat er behufs einer malakischen Bibelübersetzung in den Dienst der Niederländischen Bibelgesellschaft.

²⁾ Man sah im Geiste schon die Flammen aufsteigen, die Europäer ermordet, ganz Java verloren — wenn den Sundanen das Evangelium verkündet würde.“
Orgaan der N. Z. IV. Jahrg. S. 84.

Seine übrigen Kräfte verwendete er im Dienste der Innern Mission unter den Matrosen in Rotterdam, und 1869 erlag dieser sehr befähigte junge Mann seinen Leiden.

Noch vor seiner Rückreise waren zwei neue Missionare auf Java angekommen: Geerdink und Coolma. Die Brüder im Breanger Hochlande warteten noch immer vergeblich auf ihre Zulassung. Die Feinde der Mission triumphierten wegen der unerbittlichen Haltung der Regierung, und der damalige Prediger von Buitenzorg sagte bei einem Besuche in Tschianschur mit drohender Geberde, er werde allen seinen Einfluß anwenden, daß diese Missionare nie ihre Zulassung erhielten. Die letzteren waren inzwischen im Vertrauen auf den Herrn uneingeschüchtert fleißig gewesen, sich mit der Sprache und den Sitten der Sundanen bekannt zu machen. Endlich aber wurde der Bann gebrochen. Im Juli 1865 erhielt auch Albers die Erlaubnis sein Werk zu beginnen.

Außer den genannten Missionaren hatte der Verein schon 1863 einen Herrn Grashuis mit hinausgeschickt, der besonders das Sundanische studiren und möglichst bald das Neue Testament in diese Sprache übersetzen sollte. Er lehrte jedoch, nachdem er über zwei Jahre auf Kosten des Vereins auf Java gelebt und eine oberflächliche und unbrauchbare Übersetzung des Evangelium Lucae geliefert hatte, wieder in die Heimat zurück — wo er bald aus dem Missionsdienst austrat. Wieder verlor man eine Kraft, auf die viele Hoffnungen gesetzt worden waren.

Sehen wir zunächst nun nur die Umrisse der Entwicklung dieser Mission bis auf die neueste Zeit. Coolma zog 1869 von Tschianschur nach Buitenzorg um dort eine Station zu gründen, Geerdink ging zu demselben Zwecke im folgenden Jahre nach Bandong. Damals kamen drei neue Missionare hinaus: Schilstra, der nach einem vorbereitenden Aufenthalte zu Bandong, in dem einige Meilen östlich von dort gelegenen Sumbang einen neuen Missionsposten eröffnete; ferner Gijssman n, der (1872) ein paar Stunden westlich von Tschianschur in Sukabumi die Mission begann, und Jegers, welcher dem Bruder v. d. Linden zur Hilfe nach Indramaju ging. Letzterer mußte bald eine Erholungsreise nach Europa antreten. Als er 1873 zurückkehrte, übernahm er die Station Buitenzorg, da Coolma zeitweise zur Bearbeitung der sundanischen Bibelübersetzung in den Dienst der Niederländischen Bibelgesellschaft trat. Tschianschur war ein paar Jahre unbesetzt. Albers kehrte jedoch 1876 aus Holland mit hergestellter Gesundheit dahin wieder zurück. Ihm folgte bald ein neuer Missionar Verhoeven, der sich 1877 zu Madschalenta in der Residentenschaft Cheribon niederließ. So ist die Zahl der Arbeiter im Dienste des Vereins also auf acht gekommen.

Sehen wir uns nun die Arbeiten auf den einzelnen Stationen etwas genauer an. Buitenzorg erreicht man von Batavia in zwei Stunden mit der Eisenbahn. Es ist kein günstiger Ort für Missionsarbeit. Das Vorbild weltlich gesinnter und sittenloser Europäer hat

viel
doch
schul
wort
thue:
nur

inlän
Leute
Geld
langt
rück.
kerun
in T
es m
unter
Schu
grati
geme
Gege
fortfi
des d
Seitb
dem
Gotte
zusam
Kirch
des B
ober
sprod
Liebe

nicht
über
zwei
Kraft
demi
und
berse
1873
banis

die d
pfeile
jene
Disp

viel verdorben.¹⁾ Ein Mann hat den Missionar einst lächelnd: „Mache doch die Muhammedaner nicht zu Christen!“ Eine inländische Regierungsschule hatte bis 1872 dort nicht bestanden, und ein Landbesitzer antwortete auf die Frage, was er zur geistigen Bildung seiner Arbeiter thue: „Denken Sie, daß wir dazu hierher gekommen sind? Wir wollen nur reich werden.“

Coolsma wendete seine Arbeit seit 1869 den sehr verwahrlosten inländischen Christen zu. Bald sammelte sich um ihn eine Anzahl von Leuten, die allerlei Anliegen hatten — besonders Unterstützung mit Geld — aber von geistlichem Bedürfnis war wenig zu spüren. Er langten sie ihre irdischen Wünsche nicht, so zogen sie sich gewöhnlich zurück. Sehr unzugänglich aber stellte sich die muhammedanische Bevölkerung, umso mehr, da sich schon das Gerücht verbreitet, daß Coolsma in Tschianbschur ein paar ihrer Landsleute getauft hatte. Besser ging es mit der Schule. Ein Abessinier hatte dort einige Christenjungen unterrichtet, die nach seinem Weggange Coolsma übernahm. Die kleine Schule wuchs bald bis auf 30 Schüler, denn der Unterricht wurde gratis erteilt. Inländische Knaben aber kamen nur einzeln — im allgemeinen hielt sie die Furcht vor dem Christentum — zumal da eine Gegenschule von einem Kontrolleur errichtet war, wo diese Besorgnis forttiel. Dennoch hatte die Schule guten Fortgang. Die fromme Frau des damaligen Generalgouverneurs stiftete ein zweckmäßiges Gebäude. Seitdem ist die Schülerzahl durchschnittlich 80—90 gewesen. — Neben dem Schulunterricht suchte der Missionar den inländischen Christen Gottesdienst zu halten. Aber es war mühsam, dazu eine kleine Schar zusammenzubringen. Wenn ihrer 15 beisammen waren, so hieß es: die Kirche ist voll!²⁾ An Stelle der Predigt mußte eine der tiefsten Stufe des Verständnisses angemessene Auslegung eines geschichtlichen Abschnittes oder eines Gleichnisses treten. Dies geschah in der zu Buitenzorg gesprochenen sundanischen Sprache. Da in dieser noch keine christlichen Lieder vorhanden waren, so mußten malattische gesungen werden.

Bei den muhammedanischen Inländern war es dem Missionar nicht vergönnt, Früchte seiner Arbeit zu sehen, so oft er auch mit ihnen über geistliche Dinge reden konnte.³⁾ Dagegen hatte er die Freude, an zwei mit Europäern bis dahin in wilder Ehe lebenden Frauen die Kraft des Evangeliums zu sehen. Beide konnten getauft werden. An demselben Tage wurde zum ersten Mal das heilige Abendmahl gefeiert und somit die Missionsgemeinde begründet. Auch ein Chinese konnte derselben beigelegt werden. Die Station wurde, wie schon bemerkt, 1873 von v. d. Linden übernommen. Derselbe mußte, da er nicht sundanisch gelernt hatte, bei allen Arbeiten die malattische Sprache anwenden,

¹⁾ Viele Europäer heiraten wol schließlich ihre sundanischen Haushälterinnen, die dann die christliche Taufe empfangen — natürlich werden letztere keine sehr empfehlenden Vertreter der christlichen Kirche.

²⁾ Damals war kein Prediger in Buitenzorg, deshalb wurde die Kirche für jene Gottesdienste hergegeben. Später wurden sie in die Schule verlegt.

³⁾ Coolsma deutet sehr richtig an, wie unter solchen Verhältnissen dogmatisches Disputiren seinen Zweck verfehlt.

die in Buitenzorg übrigens allgemein verstanden wird. Das Werk ist seitdem in der Stille fortgegangen, und die anfänglich so spärlich besuchten Gottesdienste finden schon zahlreiche Betheiligung. — Auch ist der Missionar thätig durch die Presse, indem er ein von dem schottischen Geistlichen Rev. King¹⁾ übernommenes Blatt de Opwekker fortführt. Auch der erwähnte Bintang Daschohar ist jetzt in seiner Hand.

Von Buitenzorg führt eine vortreffliche Poststraße das Gebirge hinauf durch großartige Landschaften, nach dem 35 Pasen (12 Stunden) entfernten Tschilandschur, einer ausgedehnten, netten, wohlhabenden Stadt, die in einer von Berggipfeln umgebenen Hochebene liegt. Ein etwas weiterer aber bequemerer Weg dahin geht über Sulabumi. Beide Plätze sind Stationen des Niederländischen Missionsvereins. Beide boten dem Missionswerk ein hartes Feld dar. Der Schulunterricht, mit dem man begann, hatte so wenig Erfolg, daß die Schulen schließlich aufgegeben worden sind. Sie konnten mit den Regierungsschulen nicht konkurrieren. In Sulabumi kamen fast nur chinesische Schüler, und auch diese verloren sich zuletzt. Erfolgreicher ging es mit der ärztlichen Behandlung, durch welche die Missionare viel Frauen unter der Bevölkerung erwarben. — Dagegen war die direkte Missionsarbeit zuerst sehr entmutigend. Nur die Neugierde führte der an verschiedenen Orten versuchten Verkündigung des Evangeliums ein Häuflein zu — bald aber blieben die Zuhörer wieder aus. Dabei war keine Feindschaft oder Widerstand zu spüren: überall nur die größte, kälteste Gleichgültigkeit. Fast schlen die Arbeit auch den Missionaren ausichtslos. Doch ehe sie es vermuteten, ward ihnen ein Mann aus dem Volke mit Namen Ismail zugeführt, der durch einen Traum angeregt, sich in einem suchenden Zustand befand, und bei dem die Saat des Evangeliums auf guten Boden fiel. Nun erhob sich die Feindschaft. Trotz vieler Widrigkeiten und Drohungen blieb er sowie auch seine Frau fest. Am 26. Dezember 1868 wurden beide als die Erstlinge aus den Sundanen in der kleinen Kirche zu Tschilandschur getauft. Leider wurde Ismail, der ein außergewöhnlicher Mann war und schnell zu einem christlichen Leben, wie man es nicht hätte erwarten können, erstarrte, schon 1872 durch ein seliges Ende aus diesem Leben abgerufen. Seine Witwe verharret treu im Glauben. Obgleich durch diesen ersten Fall von Bekehrung die Feindschaft gegen die Mission erst geweckt war, und selbst der (europäische) Regent unverkennbar ihr entgegen zu wirken trachtete, kamen doch in den folgenden Jahren einige weitere Personen dazu, den christlichen Glauben zu bekennen; und selbst in der Zeit als Missionar Albers abwesend war, und Gijzma die kleine Herde versorgte, mehrte sie sich um vier Mitglieder. Nach seiner Rückkehr konnte jener wieder in die schwere Arbeit eintreten, mit der frohen Zuversicht, daß sie trotz aller Hindernisse nicht vergeblich ist. Stärkend war es für ihn, daß Ismails alter Vater, der sonst immer nur erbittert an den Übertritt seines Sohnes dachte, vor einem der inländi-

¹⁾ Derselbe trieb Jahre lang in Buitenzorg eine evangelische Wirksamkeit — besonders für die Europäer.

rd. Das Werk ist
so spärlich be-
gung. — Auch ist
on dem schottischen.
wekker fortführt.
einer Hand.

frage das Gebirge
alen (12 Stunden)
en, wohlhabenden
ebene liegt. Ein
ber Sufabumi.

Missionsvereins.

er Schulunterricht,

daß die Schulen

den Regierungs-

st nur chinesische

icher ging es mit

re viel Vertrauen

direkte Missions-

lehrte der an ver-

ums ein Häuflein

Dabei war keine

ie größte, kälteste

Missionaren aus-

Mann aus dem

Traum angeregt,

m die Saat des

die Feindschaft.

auch seine Frau

erflinge aus den

ist. Leider wurde

chnell zu einem

unnen, erkrankte,

gerufen. Seine

lesen ersten Fall

erweckt war, und

egen zu wirken

ge weitere Per-

nd selbst in der

die kleine Herde

seiner Rückkehr

mit der frohen

ist. Stärkend

immer nur er-

em der inländi-

de Wirksamkeit —

schen Christen auf seinem Sterbebette den Glauben an den Herrn Jesum bekannte.

Auch in Sufabumi ist nach vielen scheinbar vergeblichen Versuchen doch auch bereits der Anfang einer christlichen Gemeinde gemacht worden. Hier hatte sich Missionar Gijzma, da er gar keinen Eingang beim Volke finden konnte, aus Batavia ein paar geeignete inländische Christen als Gehilfen herbeigeht, durch die dann endlich eine Familie gewonnen wurde, der einige andere Personen folgten. Nach den letzten Nachrichten war das Häuflein auf 13 angewachsen.

Setzen wir von Tschandischur die Reise auf der großen Poststraße fort, so kommt man durch eine wüste Gegend, wo man über den breiten Tschitarum mit Föhre zu setzen hat, in die fruchtbare Ebene von Vandong (14 Stunden entfernt), der Hauptstadt der Preanger Regent-schaften. Es liegt 2300 Fuß über dem Meere, und in der Nacht wird es dort oft empfindlich kalt. Die Stadt ist sehr belebt und hat ein wohlhabendes Ansehen. Hier hatten sich die ersten Missionare des Vereins niedergelassen. Ehe sie missioniren durften, versuchten sie etwas für die geistliche Wohlfahrt der dort lebenden ambonschen Christen zu thun. Aber sie gewannen wenig Einfluß. Es ist schon gesagt, wie sie in der Folge andere Plätze wählten. Erst 1870 wurde durch Missionar Geerdink in Vandong eine Station eröffnet. Auch er hatte nicht viel Glück bei den stumpfen, irdisch gesinnten Ambonern, obgleich sie die Gottesdienste besuchten und auch eine Schule in Gang kam. Der Missionar wurde übrigens auch zum Religionslehrer für die Kinder der Europäer angestellt. Er trieb daneben Sprachstudien und lieferte ein großes sundanisches Wörterbuch. Dabei hatte er sich wohl überarbeitet. Eine gedrückte Stimmung bemächtigte sich seiner mit der Krankheit, für die er zu spät im Vaterlande Heilung suchte. Er ging bald nach seiner Rückkehr heim.

Weitere 29 Palen bringen den Reisenden von Vandong nach Sumbadong. Der Weg zieht sich oft an schroffen Abgründen hin. Das saubere Städtchen liegt in reizender Umgebung. Erst seit 1872 ist dasselbe als Missionsstation durch Dr. Schilstra besetzt und läßt sich bis jetzt von dort noch nicht viel sagen. Eine Schule hatte nur eine kurze Blütezeit und mußte zuletzt aus Mangel an Schülern eingehen. Neuerdings hat der Missionar einen inländischen Christen aus Batavia dorthin gezogen, von dem er gute Vorbereitung für sein Werk erwartete. In neuester Zeit konnten denn auch hier neben einem schon früher getauften chinesischen Ehepaar die ersten Sundanen in die christliche Kirche aufgenommen werden.

Nun folgen wir der Poststraße, die zuerst ansteigend an dem erloschenen Vulkan Tampomas vorüberführt und dann stark abfällt, nach Cheribon. Hier ist die Landschaft ganz verändert, wir befinden uns in dem unabsehbaren Flachlande, das ein großes Reisfeld zu sein scheint. Die Kleidung und die mit javanischen Worten vermengte Mundart zeigen, daß wir auch zu andern Leuten kommen. — Halbwegs führt ein Seitenweg nach Süden zu, nach dem wieder hoch gelegenen schönen Madschalengta, wo seit 1877 die jüngste der in

Neben stehenden Missionsstationen sich befindet. — Cheribon selbst liegt am Meeresstrande, bekannt wegen seiner ungesunden Lage. Die Europäer haben ihre Wohnungen in dem höher gelegenen Tangkl. Das Missionsgehöfte aber steht mitten in dem chinesischen Kampong. Cheribon ist die Burg des Islām im westlichen Java. Hier liegt das noch verehrte Grab des Scheich Ibu Maulana, der zu Ende des 15. Jahrhunderts hier denselben einführte. Es ist sehr erklärlich, wie hier unter den Muhammedanern der Boden für die Mission um so härter sein mußte. Sie fand denn auch zunächst bei den Chinesen Eingang. Eine angesehenere chinesische Familie bekehrte sich. Dann kamen auch etliche Javanen dazu, und 1874 bestand eine Gemeinde von 23 Mitgliedern, 12 Chinesen und 11 Javanen, denen ein gutes Zeugnis als treuen Christen gegeben werden konnte. Spätere Berichte melden von 30 Abendmahlsgegnossen. Auch hat der Missionar einen brauchbaren inländischen Gehilfen gefunden.

Die letzte Station des Vereins ist die zu Indramaju. Der Weg nach dieser bedeutenden Stadt führt längs der Küste, immer zwischen flachen Reisfeldern. Wir haben schon erwähnt, wie von der Linde dort bereits eine kleine Gemeinde bekehrter Chinesen vorfand.

Ang-bung-twei, ein Mann der dortigen chinesischen Kolonie, war unter mancherlei besonderen Lebensführungen zum Suchen nach dem Heile angeregt worden, das er weder bei seinen Hausgötzen noch in der Lehre des Kung-fu-tsz, und ebensowenig in dem Koran fand. Vom Christentum hatte er nie etwas gehört. Da sah er einst einen Europäer in der Bibel lesen. Er war sehr erkaunt zu vernehmen, daß die Europäer auch ihren Koran und überhaupt eine Religion hätten, denn er hatte noch nie einen Europäer beten gesehen. Jener Mann verschaffte ihm dann ein javanisches Neues Testament, durch dessen Studium der Chineser zum Glauben an den Heiland kam. Unter manchen Anfechtungen führte er auch einige Glieder der Familie dazu. Es war dies in der Mitte der fünfziger Jahre. Dr. Krol, der würdige Geistliche zu Cheribon, hörte von der Sache, wurde mit Ang-bung-twei und seinen Genossen bekannt und konnte schließlich 14 Personen taufen (1855).

Die geistliche Pflege dieser Gemeinde war schwierig. Einer aus ihrer Mitte mußte die Gottesdienste leiten. So ging es mehrere Jahre. Als aber von der Linde nach Cheribon kam, bewog ihn Dr. Krol, das in Indramaju begonnene Werk fortzusetzen. Er fing eine Schule an, die bald in guten Gang kam. Auch seine Verkündigung des Evangeliums ward gesegnet, so daß nach einem Jahre schon 13 Erwachsene getauft werden konnten. Schon 1867 zählte die Gemeinde 42 Mitglieder und konnte das Zeugnis erhalten, daß bei weitem die meisten von ihnen eifrig waren in guten Werken. Es waren zum Teil Chinesen, zum Teil Javanen. Auch der nur selten von einem Prediger besuchten Europäer¹⁾ nahm sich der Missionar an, wie er auch den eine Zeit lang fehlenden Arzt zu ersetzen suchte. 1871 übernahm Dr. Jegers diese Station, der in seines Vorgängers Fußstapfen trat. Unter seiner

¹⁾ Auf ganz Westjava sind nur zu Batavia (vier) und zu Buitenzorg und Cheribon je ein Prediger angestellt, welche in ihrem weiten Sprengel auf regelmäßigen Besuchsreisen die vielen europäischen Ansiedlungen geistlich zu bedienen haben.

eribon selbst liegt
Lage. Die Euro-
Tangal. Das
mpong. Cheribon
egt das noch ver-
e des 15. Jahr-
h, wie hier unter
n so härter sein
Eingang. Eine
men auch etliche
23 Mitgliedern,
gnis als treuen
en von 30 Abend-
aren inländischen

naju. Der Weg
immer zwischen
van der Linden
vorhand.

war unter mancherlei
egt worden, das er
h, und ebensovienig
ehört. Da sah er
zu vernehmen, daß
itten, denn er hatte
ihm dann ein Ja-
zum Glauben an
einige Glieder der
e. Dr. Krol, der
mit Ang-bung-swei
taufen (1855).

ig. Einer aus
mehrere Jahre.
Dr. Krol, das
eine Schule an,
ung des Evan-
13 Erwachsene
einbe 42 Mit-
tem die meisten
Teil Chinesen,
ebiger besuchten
den eine Zeit
m Dr. Jegers
. Unter seiner

Witensorg und
regel auf regel-
mäßig zu bedienen

Arbeit mehrte sich die Gemeinde bis auf 71 Mitglieder. Seiber raffte die Cholera 1876 ihrer 15 dahin. In jüngster Zeit lauten die Berichte von dieser Gemeinde allerdings nicht ganz so günstig wie früher. Es wird über geistliche Mattigkeit geklagt. Möge der Herr auch dort wieder neues Leben spritzen lassen.

Wir kommen nun zu der Mission des Niederländischen reformirten Missionsvereins (Nederlandsche Gereformeerde Zendingsvereniging)¹⁾, welche 1862 durch den Missionar Vermeer zu Tagal (Tagal) begonnen wurde. Schon 1864 finden wir ihn dort an der Spitze einer kleinen Gemeinde. Das Missionsgebieth war zu Maratuwa²⁾, eine halbe Stunde westlich von der Stadt, 300 Schritt vom Strande errichtet. Die Schwierigkeiten eines Europäers im Verkehr mit den Inländern hatten zu dem Gesichtspunkt geführt, die unmittelbare Missionsarbeit durch inländische Gehilfen thun zu lassen.³⁾ Die Ausbildung von solchen sah der Missionar zunächst als seine Hauptaufgabe an. Dazu hatte er eine Anzahl Knaben in sein Haus genommen, denen er unentgeltlich Kost und Unterricht gab.

Um jene Zeit nahm der Verein einen Missionar (des Niederländischen Zendelinggootschaps?) namens Silbering, der früher in Salatiga eine javanische Schule hatte, in seinen Dienst, der nun zu Unarang, 2 Stunden südlich von Samarang, eine neue Thätigkeit begann. Auch Missionar Burgers, an dem letztgenannten Orte mit einer kleinen Gemeinde (30 Seelen) von Malaten und Chinesen und einer Anzahl chinesischer Kopfschüler, stand mit dem Verein in Verbindung. Später wird er mit seinem chinesischen Waisenhaus, Philadelphia, nur selten erwähnt, und es scheint, daß er von dem Missionsverein nicht direkt unterstützt wurde. Der Amsterdamsche Frauen-Missionsverein erhielt jenes Waisenhaus.

Ein paar Gehilfen waren unter Vermeers Leitung thätig, auf einigen Außenplätzen in der Residentenschaft Tagal Gemeinden zu sammeln. So hatte besonders einer mit Namen Hebron, in dem östlich von der Hauptstadt gelegenen Ramelang (Tandjong Sari bei P.), etwa 24 Seelen zusammengebracht. Einem andern, Leonard, wurde die Arbeit in Banjumas übertragen, wo wie oben erwähnt schon die Rotterdamer Mission eine Gemeinde gegründet hatte, die sie an Vermeer abtrat. Silbering dirigirte ebenso ein paar Helfer, deren einer als Kolporteur arbeitet und über die Grenzen der Residentenschaft hinauskam. Er selbst arbeitete

¹⁾ Der Verein besteht seit 1860 in Amsterdam, die nachfolgenden Mittheilungen sind aus dem „Seidenbode“, dem Organ des Vereins geschöpft.

²⁾ Später wird die Station öfter Klein-Bethesda genannt.

³⁾ Es sei hierbei bemerkt, daß öffentliche Seidenpredigt, wie sie sonst gewöhnlich ist, dem Missionar auf Java gar nicht gestattet wird. Er kann nur in den Häusern der Seiden, die ihm jedoch meist verschlossen bleiben, versuchen, diesen das Evangelium nahezubringen.

besonders in seinen Schulen, einer javanischen und einer europäischen, für die Kinder dortiger Kolonisten.

Vermeer erhielt einen Gehilfen an Dr. Stoope 1865, und verheiratete sich in demselben Jahre mit der Witwe des Gohrnerschen Missionars Ottow, der auf Neu-Guinea im Dienste der Mission sein Leben geopfert hatte. Die Frau des Missionars machte sich bald weiter nützlich durch Unterrichten javanischer Mädchen. Die Missionsarbeit erweiterte sich bald, da Leonard in Banjumas und dem nicht fernen Purbolingo erfolgreich war und Vermeer oft die dortigen jungen Gemeinden besuchen mußte. Viel Gewicht wurde sowohl zu Tegal wie Unarang auf die Heranbildung junger Inländer gelegt, deren eine größere Zahl hier wie da in der Missionsfamilie Aufnahme gefunden hatte. In Tegal waren 1867 es nicht weniger als 20 solcher Jüglinge aus allerlei Volk von 4—18 Jahren. Die beiden Gemeinden zu Tegal und Tandjong Sari zählten damals 101 Seelen, während in der Residentenschaft Banjumas vier kleine Gemeinden (zusammen 103 Seelen) waren. Das dortige Werk entfaltete sich so erfreulich, daß Vermeer dorthin übersiedelte. Er nahm seinen Wohnsitz in Purbolingo. Stoope, der nunmehr die Schwierigkeiten der Sprache überwunden hatte, blieb zu Tegal, nachdem er von dem scheidenden Vermeer ordinirt war.

Zu Unarang hatte die javanische Schule mit der Zeit doch ähnliche Hindernisse erfahren, wie wir sie in der Geschichte der Sundanemission kennen lernten. Die Eltern wollten ihre Kinder nicht mehr schicken, wenn nicht dafür bezahlt würde. Zuletzt siedelte Hilbering nach Samarang über, um sich dort erfolgreicher dem Volksschulunterricht widmen zu können. Die Krankheit seiner Frau aber nötigte ihn bald darauf zur Rückkehr nach Europa.

Während das Werk zu Purbolingo, von wo aus mehrere eifrige inländische Helfer unter Dr. Vermeer im rechten Segen arbeiteten, erfreulich fortschritt, kam die andere Station durch den Austritt Stooopes etwas zurück, nach welchem nur der Gehilfe Laban ihre Verwaltung übernehmen mußte. Erst nach zwei Jahren erhielt Tegal wieder einen europäischen Missionar in Ph. Dieger (1871). Im Innern des Landes aber war inzwischen an einem andern Punkte ganz ohne berufsmäßige Missionsthätigkeit eine merkwürdige Bewegung für das Evangelium gewacht worden. Frau Philips, die Gattin eines pensionirten Aufsehers der Zimtkultur zu Purworebscho in der Residentenschaft Bagelen, hatte mit wunderbarem Eifer und Treue in einer kleinen Schule, sowie im Verkehr des täglichen Lebens auf die Inländer solchen Einfluß gewonnen, daß sie eine christliche Gemeinde sammelte, der sie selbst Gottesdienst hielt. Ihr Mann baute für dieselbe eine Kirche; der für Bagelen und Banjumas angestellte Prediger Ds. Troostenburg de Bruijn, der sich dieser Thätigkeit freundlich zeigte, verwaltete die Sakramente. Auch Dr. Vermeer, der mit dieser merkwürdigen Frau bekannt wurde, unterstützte sie mit Rat und That. Das Geheimnis ihrer Erfolge lag einerseits in ihrer Bekanntschaft mit der Sprache und den Sitten der Bevölkerung, wie sie dieselben durch langjährigen Verkehr erworben hatte, anderseits in ihrer Wohlthätigkeit, in der sie den oft

von
reich
Miss

nicht
zur
num
richt
versch
die i
Som
dara
verw
Schm
Jahr
inlän
wart
sie b
alle
Spra
ham
suchte
behal
wiede
Bei
Epib
der
Über
legen
Pam
ganz
noch
arbei
Nach
frühe
nähe
wiede

wach
alles
muß
da
schen
javan
war

buf

iner europäischen,
 e 1865, und ver-
 des Hofnerschen
 der Mission sein
 te sich bald weiter
 die Missionsarbeit
 dem nicht fernen
 rtigen jungen Ge-
 hl zu Tegal wie
 elegt, deren eine
 nnahme gefunden
 o solcher Jüglinge
 meinden zu Tegal
 während in der
 men 103 Seelen)
 ch, daß Vermeer
 Purbolingo.
 überwinden hatte,
 eer ordinirt war.
 Zeit doch ähnliche
 e der Sundanen-
 inder nicht mehr
 lte Hilfering nach
 lsschulunterrichte
 nötigte ihn bald

ß mehrere eifrige
 en arbeiteten, er-
 Austritt Stoovés
 ihre Verwaltung
 gal wieder einen
 im Innern des
 anz ohne berufs-
 für das Evan-
 nes pensionirten
 er Residenschaft
 in einer kleinen
 Inländer solchen
 ammelte, der sie
 lbe eine Kirche;
 s. Troostenburg
 verwaltete die
 würdigen Frau
 Das Geheimnis
 der Sprache und
 jährigen Verkehr
 der sie den oft

von ferne zum Gottesdienst Kommenden nicht bloß Thee und Gebäck reichen ließ, sondern auch manches andre Geschenk machte. Mit einer Missionsgesellschaft stand sie nicht in Verbindung.

Im Jahre 1870 befanden sich auf der Missionsstation Purbolingo nicht weniger als 41 Kinder resp. Jünglinge in christlicher Erziehung. Zur Führung des ausgedehnten Haushalts war vom Verein Fel. Delnum hinausgesandt, die mit der Frau des Missionars auch den Unterricht der Kleinen besorgte. — Sechs inländische Gehilfen waren in verschiedenen Filialgemeinden thätig. Vermeer war in jener Zeit durch die nötigen Reisen nach Tegal viel in Anspruch genommen. Erst im Sommer 1871 konnte er dort den neuen Missionar ordiniren. Bald darauf mußte der Nationalgehilfe Laban, der die Station lange Zeit verwaltet hatte, entlassen werden. Dieger aber, der noch mit den Schwierigkeiten der Sprache zu kämpfen hatte, wurde noch in demselben Jahre durch den Tod seiner Gattin niedergebeugt. Auch entsprach die inländische Gemeinde, je näher er sie kennen lernte, nicht seinen Erwartungen. Manche der Bekehrten machten den biblischen Namen, die sie bei der Taufe erhalten hatten, wenig Ehre. Doch ließ er sich durch alle Enttäuschungen nicht entmutigen. Mit großem Eifer trieb er seine Sprachstudien, die sich auch auf das Arabische erstreckten, um den muslimanischen Priestern entgegenzutreten zu können. Vor allem aber suchte er das Javanische gründlicher zu bewältigen. Manche Missionare behalfen sich wie es scheint mit dem Malaischen. — Dieger fand wieder eine Lebensgefährtin an einer von Ermelo ausgesandten Schwester. Bei der Bevölkerung gewann er durch ärztliche Hilfe zur Zeit einer Epidemie, sowie auch weiterhin einiges Vertrauen. Aber der Widerstand der Vertreter des Islām ließ es nicht zu ausgedehnten Erfolgen kommen. Überhaupt erwies sich die Station bei Tegal als recht ungünstig gelegen, auch in bezug auf den Gesundheitszustand. Die Gemeinde zu Pamelang ging mehr und mehr zurück. Auch Hebron rechtfertigte nicht ganz das früher auf ihn gesetzte Vertrauen. Zuletzt waren dort nur noch fünf christliche Familien und auch diese lau geworden. Dennoch arbeitete Bruder Dieger treulich weiter, namentlich in der Schule. Nach und nach zeigten sich doch Früchte seiner Arbeit. Manche der früheren Gemeindeglieder, die sich in Gleichgiltigkeit zurückgezogen hatten, näherten sich wieder dem Missionar, und das kleine Kirchlein begann sich wieder zu füllen.

In Purbolingo war inzwischen die Gemeinde fort und fort gewachsen. 1873 zählte sie 346 Seelen. Freilich ging auch hier nicht alles ganz glatt, und manche der Bekehrten wurden wieder lau oder mußten ausgeschlossen werden. Auch mit den Helfern gab es hier und da Not. Wie es scheint, bediente Vermeer sich vorzugsweise der malaischen Sprache und überließ es den Helfern, mit den Gemeinden in der javanischen zu verkehren — was, wenn diese nicht ganz zuverlässig waren, immer etwas Gewagtes blieb.

Ein neuer Missionar wurde 1876 hinausgesandt, Br. Uhlenbusch, der zunächst nach Purbolingo ging. Ein Jahr blieb er dort.

In der Folge ging diese Station dem Missionsverein verloren. Bremer hatte sich, um die wachsenden Kosten seiner christlichen Erziehungsanstalt für inländische Kinder und Jünglinge decken zu können, auf Handelsunternehmungen eingelassen, die der Vorstand nicht mit der Missionsthätigkeit für vereinbar hielt. Da er sie nicht aufgeben wollte, mußte dieser älteste Missionar aus dem Dienst der Gesellschaft entlassen werden. Man schickte jedoch keinen Nachfolger in seine Stelle nach Purbolingo, sondern ließ ihn ruhig seine Arbeit weitertreiben. Dagegen sollte bald eine andere Station aufgenommen werden. Frau Philips war im Sommer 1876 sehr plötzlich an der Cholera gestorben — auch ihr Mann folgte ihr bald nach. Da er kein Testament gemacht hatte, so wurde die Kirche und alles was dazu gehörte mit seinem Nachlaß verkauft. Ein Chinese erstand die Bibeln und die Gesangbücher um einen Spottpreis, in der Hoffnung, damit ein Geschäft zu machen. Dr. Troostenburg de Bruin ersuchte den Verein dringend, sich der verlassenen Christengemeinde anzunehmen. Dr. Bieger wurde infolge dessen nach Purmorebcho versetzt. Es verging freilich eine geraume Zeit, bis er in den neuen Wirkungskreis eintreten konnte. Da gab es denn auch mancherlei Arbeit. Ein beehrter Chinese, namens Cornelis, welcher dem Werke der Frau Philips schon nahe gestanden hatte und mit den Christen an den verschiedenen Orten wohlbelannt war, wurde als Helfer angenommen. Hernach aber stellte sich heraus, daß er in Polygamie lebte, und er mußte wieder entlassen werden. Auch hatte der Eifer der Christen vielfach nachgelassen. Die gute Frau Philips mochte wohl bei ihrer Wohlthätigkeit nicht immer mit der rechten Weisheit verfahren sein, denn die Christen beklagten sich, daß der Missionar kein Geld und keine Kleider gäbe und sie mit einem Täßchen Thee und Gebäck abpeisen wolle. Schon daraus ergibt sich, wie hier der Mission eine noch bedeutende Aufgabe auch in bezug auf die schon Getauften übrig geblieben ist. Statistisches aus der neuesten Zeit habe ich nicht gefunden, bis auf die Angabe, daß der Gottesdienst gewöhnlich von dreißig Personen besucht wurde.¹⁾ — Bei aller sonstigen Arbeit ist Bieger immer noch eifrig mit seinen Sprachstudien beschäftigt und geht damit um, die hauptsächlichsten Abschnitte der biblischen Geschichte in verständliches Javanisch und in das populäre Versmaß (Tembang) zu übersetzen — gewiß ein dankenswertes Unternehmen. Seine Bemühungen, Freunde in der Heimat zu neuen Landbauunternehmungen in den noch weiten unbefegten Teilen der Insel anzuregen, wobei ohne Mühe christliche Dörfer gegründet werden könnten, scheinen leider bis jetzt ebensovienig Erfolg gehabt zu haben, wie die seines Schwiegervaters Janß.

Die Station bei Legal scheint nicht weiterhin festgehalten zu werden. Nur vorläufig ist sie mit Dr. Uhlenbusch besetzt worden. Er hat sich mit einer javanischen Christin, Basih, verheiratet, um möglichst

¹⁾ Die in einem andern Blatt befindliche Angabe, daß Frau Philips 500 Bekehrte gesammelt habe, beruht jedenfalls auf einem Mißverständnis. — Diese Zahl konnte nur die sämtlichen Christen der Residentchaften Bagelen und Banjumas bedeuten.

dem
Spre
frisch
sie z
nach
bemi

Witt
von
der
Neste
noch
hört
nicht
sich
sie ge
Spre
halten
In
wegge
dienst
nach
ein
In je
seiner
Obgle
hielt,
an ei
Geme
angege
Die
diesen
ein b
von
wegs
Javan

die U
wird

¹⁾
Geran
sehen.
zum
wird
sprache
es au
beza
erhalte

verloren. Ver-
hen Erziehungs-
zu können, auf
nicht mit der
aufgeben wollte,
Mitschaft entlassen
Stelle nach Bur-
iben. Dagegen
Frau Philips
gestorben — auch
t gemacht hatte,
seinem Nachlaß
esangbücher um
u machen. Ds.
h der verlassenen
folge dessen nach
saume Zeit, bis
da gab es denn
mens Cornelis,
nden hatte und
unt war, wurde
aus, daß er in
Auch hatte der
Philips mochte
echten Weisheit
r Missionar kein
zu Thee und Ge-
ier der Mission
chon Getauften
habe ich nicht
gewöhnlich von
tigen Arbeit ist
häftigt und geht
n Geschichte in
(Tembang) zu
e Bemühungen,
en in den noch
ie Mühe Christ-
bis jetzt ebenso-
ervaters Jans.

Philips 500 Be-
s. — Diese Zahl
und Banjumas

dem Volke nahe zu kommen, womit er freilich der Arbeit, die schwere Sprache zu lernen, nicht überhoben ist. Doch atmen seine Briefe frischen und freudigen Mut. Auch er erzieht Knaben mit der Absicht, sie zu Helfern auszubilden.¹⁾ Wie gesagt, soll die Station demnächst nach einem günstigeren Orte, um dessen Auffindung der Missionar sich bemüht, verlegt werden.

Weiter haben wir die von der Missionsgemeinde in Ermelo (Ds. Witteveen) gegründete Station zu erwähnen. Im Herbst 1868 wurde von dort Dr. N. de Boer mit seiner Frau abgeordnet. Er sollte sich der von früherer Mission in Salatiga und Umgegend noch vorhandenen Reste einer christlichen Gemeinde annehmen. Zu Njemoh fanden sich noch 15 Christen vor. Dort ließ sich der Missionar nieder. „Es gehört viel Geduld dazu, unter den Javanen zu arbeiten, wenn man nichts von Faulheit hält, denn sie sind arg faul. Auch an denen, die sich Christen nennen, ist noch viel zu thun. In Sonntagsarbeit sehen sie gar nichts Unrechtes n. s. w.“²⁾ — Das Lernen der javanischen Sprache macht viel Mühe. Um eine tüchtige Anleitung dazu zu erhalten, ging de Boer auf einige Zeit nach Dschapara zu Dr. Jans. In Njemoh blieb inzwischen ein Gehilfe, der nach seiner Rückkehr dann wegzog, daß der Missionar in der kleinen Schule und bei den Gottesdiensten mit seinem Häuflein sich allein zu behelfen hatte. Nach und nach gelang es mit der Sprache immer besser, und 1871 bezeugt ein Besucher, daß ihm die kleine Gemeinde wie einem Vater anhing. In jenem Jahr traf ihn eine schwere Prüfung durch den Heimgang seiner Gattin. Seine treue Arbeit zu Njemoh blieb nicht ohne Frucht. Obgleich der Häuptlings des Rampong die Leute vom Gottesdienst zurückhielt, mehrte sich doch die kleine Schar langsam. 1873 gewann de Boer an einer Tochter von Jans wieder eine Gehilfin. Seitdem ist die Gemeinde in der Stille gewachsen. Ich finde die Mitgliederzahl nicht angegeben, doch läßt sich auf dieselbe schließen aus der Schülerzahl. Die Schule wurde von 30 Kindern christlicher Eltern besucht, und neben diesen auch von 20 muhammedanischen Kindern. Letzteres ist jedenfalls ein bedeutendes Zeichen für den Einfluß der Mission. Die Gemeinde von Njemoh hat ein gutes Gerücht, und selbst ein der Mission keineswegs freundlicher Beamter bezeugte in neuester Zeit, daß jene christlichen Javanen fleißiger und sittlicher seien als die muhammedanischen.

Wie schon oben angedeutet wurde, schweben Verhandlungen über die Übertragung dieser Station an das Javakomitée. Der Stifter aber wird nicht aufhören, sie auf betendem Herzen zu tragen.

¹⁾ Es wäre für die Missionsmethode interessant, die Erfahrungen bezüglich der Heranbildung von Helfern in der Missionsfamilie ausführlich zusammengestellt zu sehen. Da wo in der letzteren die malaiische Sprache gebraucht wurde, hatten sie zum Teil die Schattenseite, die jungen Leute dem Volke ziemlich zu entfremden. Es wird von solchen Jünglingen erzählt, daß sie malaiisch und gebrochen holländisch sprachen, aber gar nicht javanisch. — Das oben erwähnte Seminar zu Depot wird es auch nicht leicht haben, diese Klippe zu vermeiden. Auch das Kapitel von den bezahlten Gehilfen würde gerade von diesem Missionsgebiete manche Illustration erhalten können.

²⁾ Ermelosch Zendingblad 1869, S. 206.

Schließlich müssen wir noch der Missionsthätigkeit des mit der schottischen Freikirche verbundenen Rev. C. B. King gedenken. Er gründete 1862 zu Meester Cornelis bei Batavia die Nehobothkirche, um die sich eine zum Teil aus inländischen Christen bestehende Gemeinde sammelte. Seit 1865 wurde von ihm auch eine Schule für inländische und chinesische Kinder geleitet. Auch ein Waisenhaus kam im folgenden Jahre dazu, in dem 1874 gegen 30 Kinder verpflegt wurden. Die Mittel für diese Anstalten kamen — wie für die Georg Müllers — ohne Sammlung ein. Aus neuerer Zeit lagen keine Berichte darüber vor.

A n h a n g.

Von den kleinen Sundainseln kommt als Missionsfeld nur die eine in Betracht: Bali. Nur eine schmale Straße trennt diese fruchtbare, an 100 Quadratmeilen große Insel von Java, mit dem sie in ihrer physischen Beschaffenheit viel Ähnlichkeit zu haben scheint. Das vulkanische Innere ist noch wenig erforscht. Die dichte Bevölkerung wird auf 800 000 geschätzt.¹⁾ An der Küste wohnen etwa 4000 Muhammedaner und 8000 Chinesen. Das Land zerfällt in neun kleine Reiche, deren Radschas die Oberhoheit des von Klontong im Südosten anerkennen, dessen Macht sich auch über Lombok erstreckt, und der zugleich eine Art geistliches Oberhaupt ist und als Inkarnation Civas verehrt wird. Die Niederländische Regierung hatte sich früher begnügt, mit den Radschas Verträge abzuschließen, besonders behufs Unterdrückung der Seeräuberei. Da dieselben aber nicht gehalten wurden, so kam es 1846—49 zu mehreren Kriegszügen, durch welche die Fürsten gezwungen wurden, sich der Oberherrlichkeit des Königs der Niederlande zu unterwerfen und seine Protektion anzuerkennen. Seitdem gibt es einige Assistentenresidenten auf der Insel, und die Ruhe ist — bis auf einen kurzen Aufstand(?) im Herbst 1868²⁾ — nicht weiter gestört worden.

Die Balier haben wenig Körperkraft, sehr dünne Beine und sehr kleintnöchige Hände, aber große breite Füße; einige tragen sehr lange Nägel, die so spitz auslaufen wie eine Nadel und wohl fünf Zoll lang sind und darüber: das sind Vornehme, und solche Nägel werden für

¹⁾ Nach dem Regerings Almanak voor Nederlandsch Indië soll Bali und Lombok zusammen noch nicht 74000 Bewohner haben. Man möchte dabei einen Druckfehler vermuten.

²⁾ Von diesem „Krieg“, der im Missionsblatt ohne nähere Angabe erwähnt wird, finde ich in dem bis 1874 fortgeführten geschichtlichen Werke von Gerlach, Nederlandsch Oostindis, nichts.

eine
männ
Rän
den
aber
steht
Stück
nachd
Das
daß
zwei
Pierr
lange
gleich
an de
Elfen
Mens
sich
und
baut;
über
der
sehr
schlaf
ist.
Famil
mit de
n. Der
irdene
Eisen
Wasser
ist Ab
medan
so erg
häufig
nicht
Der
Schiff
gibt e
Bali
„Repr
gereich
Dem
ergebe
Atreng

¹⁾
langen

it des mit der
gedenken. Er
Rehobothkirche,
bestehende Ge-
eine Schule für
Waisenhaus kam
Kinder verpflegt
für die Georg
lagen keine Be-

nsfeld nur die
unt diese frucht-
mit dem sie in
scheint. Das
te Bevölkerung
twa 4000 Wu-
in neun kleine
ng im Südosten
st, und der zu-
arnation Civas
früher begnügt,
Unterdrückung
eden, so kam es
ie Fürsten ge-
der Niederlande
seitdem gibt es
ist — bis auf
weiter gestört

Beine und sehr
gen sehr lange
fünf Zoll lang
el werden für

is soll Bali und
chte dabei einen

Angabe erwähnt
te von Gerlach,

eine Herde gehalten. Das weibliche Geschlecht ist feist und rund, das männliche gewöhnlich mager und kleintöchtig, auch haben die meisten Männer keinen Bart. Weiber und Männer haben so große Löcher in den Ohrläppchen, daß man eine Fingerspitze durchstecken kann, tragen aber keine Ringe darin. Ihre Kleidung ist überaus einfach und besteht in einem bis an die Knie reichenden „Sarong“ und einem andern Stück Tuch, das um die Schultern geworfen wird. Kinder tragen erst nachdem sie einige Jahre alt geworden, einen Gürtel oder Schurz. Das Haar wird mit Gras in einen Knopf zusammengebunden, ohne daß sie ein Tuch dazu bedürfen. Jeder Mann trägt stets einen etwa zwei Finger breiten und $1\frac{1}{2}$ Fuß langen, mit Blumen und andern Zierraten versehenen Dolch in einer hölzernen Scheide, oder ein 1 Fuß langes und 3—4 Zoll breites, nicht spitz zulaufendes, sondern am Ende gleich breites Messer, das bei dem Tuch um die Hüften eingesteckt wird, an der Seite. In dem Dolche, dessen Handgriff bei Vornehmen von Elfenbein verfertigt ist, steckt der Adel des Mannes, je nachdem viele Menschen damit ermordet wurden oder die Waffe durch viele Geschlechter sich forterbt. Die Wohnungen der Balier, vier Pfähle aus Bambus und ringsum und oben mit Kokosblättern bekleidet, sind sehr leicht gebaut; die Feuerstellen, nur zwei platte Steine einige Zoll von einander, über deren Zwischenraum das Gefäß steht, sind gewöhnlich außen vor der Hütte, in deren aus einem einzigen Raum bestehenden Inneren es sehr unreinlich und unordentlich aussieht. Die Bewohner essen, sitzen und schlafen hier auf einer Art Tisch von Bambus, dessen Platte eine Matte ist. — Die Hauptbeschäftigung besteht in Ackerbau und Viehzucht. Jede Familie hat ihren sehr einfachen Webstuhl, auf welchem aus rohen, mit der Spindel gesponnenen Baumwollenfäden ihre Sarongs gewoben werden, womit indes nur die Frauensleute sich beschäftigen. Das irdene Geschirr, welches sie brauchen, verfertigen die Balinesen selbst; Eisen und Stahl kaufen sie von den Chinesen und wissen daraus gute Waffen¹⁾ und Beile zu bereiten. An sehr reinem und weißem Salz ist Überfluß und wird damit viel Fleisch gepökelt, welches die Muhammedaner ausführen. Auch Fischfang wird getrieben, ist jedoch nicht so ergiebig wie auf Java, auch wagen sie sich auf ihren schmalen, häufig nur aus einem ausgehöhlten Baumstamm bestehenden Booten nicht weit auf die See hinaus, sondern halten sich nahe am Ufer. Der Handel mit dem Ausland wird daher auch meist nur auf fremden Schiffen getrieben, welche die Insel von Zeit zu Zeit besuchen; doch gibt es auch Seeräuber unter den Balinesen. Das gangbare Geld auf Bali besteht in einer mitten durchlöchernten chinesischen Kupfermünze, „Keping“ oder „Kees“, deren 205 auf einen Strohhalbm oder Faden gereicht, ein „Koppi“ ausmachen und 800 auf einen Dollar gehen. — Dem Betellauen und Opiumrauchen sind die Balinesen leidenschaftlich ergeben, auch verfertigen sie aus Reis und Zucker, den sie aus der Arengpalme in Überfluß gewinnen, eine Art Branntwein, der viel ge-

¹⁾ Außer Dolch und Messer sind sie namentlich mit Lanzen, teilweise auch mit langen Flinten bewaffnet.

trunken wird; besonderes Vergnügen aber finden sie an Hahnenkämpfen. Im Baumklettern sind sie sehr geschickt; fast alle Lasten werden auf dem Kopfe getragen; Reiten werden zu Fuß und zu Pferde gemacht, von der königlichen Familie zu Wagen; Pferde mit großen Hörnen auf dem Rücken dienen auch zum Lasttragen. — Ihre Weiber kaufen die Balinesen häufig auf eine Zeit lang von ihrem Rajah und können deren so viele nehmen, als sie wollen. Darum ist der Zustand des weiblichen Geschlechts auf Bali auch sehr traurig, indem die Weiber von ihren Männern bloß als Sklavinnen betrachtet und behandelt werden. Das Weib muß für seinen Unterhalt arbeiten, das Haus und die Küche besorgen, alle Geschäfte und jeden kleinen Verkehr der Familie betreiben und beständig darauf bedacht sein, so viel Geld nach Hause zu bringen, daß die Familie versorgt ist und der Mann dem Müßiggange und seinem Vergnügen nachlaufen kann. Ist sie unglücklich genug, keinen Sohn zu haben, so wird sie, wenn sie Vermögen besitzt, nach dem Tode ihres Mannes mit ihm auf dem Scheiterhaufen verbrannt, oder ist sie arm, als Sklavin verkauft und der Schande preisgegeben. Sicher ein bitteres Los, das dem weiblichen Geschlechte in diesem Lande zufällt. Die Kinder der vom Rajah gekauften Weiber, wenn sie geboren sind, müssen diesem überliefert werden, der sie aufziehen läßt und nach Belieben mit ihnen verfahren kann. Wenn sie erwachsen sind, müssen sie für ihn arbeiten auf Lebenszeit, oder er verkauft sie als Sklaven. Von Eltern und Verwandten also wissen nichts; von Kindheit auf von ihnen abgerissen, wachsen sie in Noth auf. — Ihre Toten, wenn sie nicht verbrannt werden, bestatten sie auf folgende Weise: Zwei lange durch Querstöcke verbundene Bambusstangen dienen als Bahre, auf welche eine Matte gebreitet, darauf die nackte Leiche gelegt und mit einer anderen Matte zugebedt wird. Sechs Männer tragen sie auf den Begräbnisplatz, wo man die Bahre niederlegt und jetzt erst mit einer Art Spaten, dessen unterster Teil von Eisen ist, das Grab etwa fünf Fuß tief gräbt. In das fertige Grab wird unten eine Matte hingebreitet, die Leiche hineingelegt und eine Matte darüber. Einige zwanzig Leute, theils lachend, theils weinend, meist zwischenhinein heulende Töne von sich gebend, mitunter auch singend, bilden das Leichengefolge, nicht allein hinterher, sondern auf allen Seiten. Ist das Grab zugeschauelt, was von so vielen geschieht, als dabei ankommen können, so streuen sie Blumen auf das Grab und grüne Zweige, deren sie auch einige darauf pflanzen, und gehen dann heim. Darnach wird ein 3—4 Fuß hohes Gehege von Bambusstöcken um das Grab gemacht, an einem Ende aber eine lange Stange von Bambus darauf gesetzt mit etwas Rundem oben daran, was torbähnlich aussieht und mit Bambusstäbchen kreuzweise belegt ist. Bei vielen Gräbern sieht man auch auf einem Bänkchen einen Krug mit Wasser und ein Gefäß mit Reis, damit die Toten nicht Hunger und Durst leiden. — Die herrschende Religion ist Ciwakultus — auch finden wir Spuren von Buddhismus. Der Islam aber hat keinen Eingang finden können. Der Kastenunterschied hat sich so schroff erhalten wie auf dem vorderindischen Festlande. Die Brahmanen werden hier Jta (Hita) genannt und genießen die

größt
Bant
silber
zwei
finde
Bild
die S
älter
gehal
meist
Indi
gerig
Mess
enbli
schlag
der J
trach
ange
sehr
komm

das
Arbei
geeign
Er sa
ihn f
passen
Gaser
ein:
unter
Sura
Zuer
sand
schleu
Bali
suchen

Kasten
Balei
Botal
Er ist
gewirt
schuldi
fertige
an der
Durt

Sahnenkämpfen.
 werden auf
 Pferde gemacht,
 großen Körben
 Weiber laufen
 rajah und können
 der Zustand des
 indem die Weiber
 und behandelt
 das Haus und
 chehr der Familie
 Geld nach Hause
 nn dem Müßig-
 unglücklich genug,
 gen besitzt, nach
 aufen verbrannt,
 be preisgegeben.
 e in diesem Lande
 wenn sie geboren
 en läßt und nach
 sen sind, müssen
 sie als Sklaven.
 von Kindheit auf
 Ihre Toten,
 nde Weise: Zwei
 enen als Vahre,
 eiche gelegt und
 änner tragen sie
 t und jetzt erst
 t ist, das Grab
 wird unten eine
 Matte darüber.
 ist zwischenhinein
 end, bilden das
 Seiten. Ist das
 dabei ankommen
 e Zweige, deren
 Darnach wird
 s Grab gemacht,
 darauf gelegt mit
 und mit Bam-
 steht man auch
 Beschäft mit Reis,
 Die herrschende
 der Buddhismus.
 der Rassenunter-
 schen Zustände.
 b genieszen die

größte Verehrung. Nicht alle von ihnen sind Priester. Die letzteren, Pandanda, tragen als Zeichen ihrer Würde einen langen Stab mit silbernem oder gläsernem Knopfe. Neben ihnen bilden die Fürsten die zweite Kaste. Darauf folgen die „Gusti“ (über die ich nichts Näheres finde), ferner die Wesa und die Subra¹⁾, letztere sehr verachtet. Die Bildung des Volkes steht auf einer ungemein niedrigen Stufe. Was die Sprache betrifft, so ist sie der javanischen verwandt, trägt aber ein älteres Gepräge und hat sich von den Einflüssen des Arabischen freigehalten. Als heilige Sprache ist das Kawi, wenn freilich auch meist ohne Verständnis, noch im Gebrauch. Man schreibt, wie in Indien auf Palmenblättern, die hier aber nicht mit dem Griffel nur geritzt werden, sondern man schneidet die Buchstaben förmlich mit einem Messer ein, was sehr umständlich ist. — Der Charakter der Bali'er endlich, die im allgemeinen ein offener und unabhängiger Menschenschlag sind, ist nicht so unterthänig und biegsam, wie dies in Ländern der Fall ist, die unter europäischer Herrschaft stehen. Nach Reichtum trachten sie nicht, und die Fruchtbarkeit ihres Bodens überhebt sie aller angestrengten Arbeit; dagegen sind sie jeder Art von körperlicher Wollust sehr ergeben, wozu noch ein großer Hang zum Stehlen und Betrügen kommt, das sie allerdings meisterhaft verstehen.

Unter diesen Leuten beschloß die Utrechtsche Missionsgesellschaft²⁾ das Evangelium zu verkündigen und sandte 1863 zu vorbereitenden Arbeiten, namentlich Sprachstudien und Auffindung eines zur Station geeigneten Ortes, den begabten jungen Dr. juris van der Jagt aus. Er fand nicht viel Schwierigkeiten. Der Fürst von Buleling³⁾ nahm ihn freundlich auf und schenkte zur Anlegung der Missionsstation ein passendes Grundstück zu Singa Radja, etwa $\frac{1}{2}$ Stunde südlich von der Hafenstadt. Anfangs 1866 trafen drei weitere Sendboten auf Java ein: de Bode, de Broom und van Ed. Bis zur Vollendung des unter van der Jagts Leitung gebauten Hauses mußten sie sich in Surabaja aufhalten, wo sie sich auf mancherlei Weise nützlich machten. Zuerst siedelte de Bode⁴⁾, dann im Herbst de Broom über. Der letztere fand v. d. Jagt nicht mehr. Dieser hatte wegen schwerer Erkrankung schleunigst zurückkehren müssen. Auch van Ed mußte, ehe er noch nach Bali kam, wieder in die Heimat, um Heilung einer Leberkrankheit zu suchen. Nach Jahresfrist konnte er indessen mit hergestellter Gesundheit

¹⁾ Man vergleiche, was in II. 1. S. 28 ff. dieses Werkes über die indischen Rassen gesagt ist.

²⁾ Quelle: Berigten en Verslagen van de Utrechtsche Zendingvereeniging.

³⁾ Der Name dieser an der Nordküste gelegenen Stadt wird auch Buleleng, Buleling und Belling geschrieben. Die erste Silbe hat jedenfalls einen sehr kurzen Vokal, der vielleicht in der gewöhnlichen Aussprache verschluckt wird.

⁴⁾ Dieser Missionar ging bald aus Gesundheitsrücksichten nach Java zurück. Er ist nicht wieder nach Bali gekommen. Vorübergehend hat er später auf Rotti gewirkt. Nur andeutend können wir erwähnen, daß er sich eines schweren Falles schuldig machte. Er wurde zu einer Gefängnisstrafe verurteilt — die er mit bußfertigem Sinne ertrug. Einige Zeit darauf starb er an der Cholera — im Glauben an den Heiland der Sünder. (Verslag. o. h. j. 1873.)

Burthard, Missions-Bibliothek. IV, 1. 2. Aufl.

aufs neue hinausgehen und fand die Arbeiten auf der Station unter allerlei immer mehr hervortretenden Schwierigkeiten noch in den ersten Anfängen. Nur fünf Schüler hatte de Broom zusammenbekommen. Eine Unterbrechung brachte 1868 ein Krieg, dem die Brüder aus dem Wege gehen mußten. Nach ihrer Rückkehr mehrte sich die Zahl der Schüler allmählich auf 40, und es gelang alle Rücksichten auf den Rassenunterschied zu verbannen. Die Arbeit mit der schwierigen Balischen Sprache machte noch immer viel Mühe. Doch konnte van Ed schon 1870 eine Grammatik und ein Wörterbuch derselben liefern, während sein Gefährte Jahn biblische Geschichten übersezte. Daneben halfen die Missionare auch manchen Kranken mit ihren Arzeneien. Auch mit den Gesunden wurde es ihnen nicht schwer Verbindungen anzuknüpfen und über Religion zu sprechen. Sonntags brachten sie gewöhnlich solch eine Versammlung zusammen, und die Gespräche sollten vorläufig den Gottesdienst ersetzen. Aber es ging den Besuchern nicht ins Herz, obgleich sie oft scharfsinnige Bemerkungen machten.

Ihre Religion“, schreibt de Broom, „ist eine Religion der Furcht — — mit der sie gewisse äußere Gebräuche verrichten. Ihr Sündenbegriff umfaßt allein große Sündthaten und Vergehungen gegen die Regeln des Anstandes. Sie haben keine Vielgötterei, aber nur das äußere Bekenntnis: Wir glauben allein an Tuhan Allah. Kein Begriff von persönlicher Verantwortlichkeit, kein Gehorsam gegen die Eltern, keine andern Gespräche als die schamlosen Leichtsinnes, und dabei doch eine große Furcht davor, sich vor Menschen lächerlich zu machen. Ferner Eigennuß, Spielsucht, Diebstahl und die Verleumdung des Glaubens an Seelenwanderung.“ (Verslag o. h. j. 1870.)

Dennoch fanden sich mit der Zeit einige Seelen, auf welche die Wahrheit einen tiefen Eindruck machte, namentlich ein Ita mit seiner Frau, der jedoch vor den Folgen des entscheidenden Schrittes zurückbehielt; während ein Gusti Karang Asem am 1. Oftertage 1873 die heilige Taufe empfing — der Erstling von Bali. Leider folgte diesem erfreulichen Anfang nicht ein gleichmäßiger Fortgang. Überall zeigten sich Hindernisse und Schwierigkeiten. Auch die Schule ging zurück. Die neuesten Berichte können nur immer wiederholen: „Von Bali ist noch nichts Belangreiches zu melden. Die Missionsarbeit dort ist noch ein Pflügen auf Felsengrund.“

2. Sumätra.

a) Die Battaländer.

Sumätra¹⁾, nächst Borneo die größte der indischen Inseln, erstreckt sich 236 Meilen von Südosten nach Nordwesten. Ein mit dichten Wäldungen bedecktes Zentralgebirge, dessen weitere Fortsetzung in den Nikobaren aus dem Meer wieder auftaucht, bildet gleichsam das Knochengestüst, an welches sich die übrigen Teile des Landes angesetzt haben. Es sendet mehrere Seitenarme nach Ost und West, öfter 2 bis 3 Gebirgsseiten bildend, die durch Querjochs mit einander verbunden sind,

¹⁾ Der Name hat sich gebildet aus dem Sanskritwort „Samantara“, das zwischentliegende — nämlich Land zwischen zwei Meeren. Auf malaisisch wird die Insel Pulo Pertjaka genannt.

Station unter
och in den ersten
ommenbekommen.
Brüder aus dem
ich die Zahl der
sichten auf den
schwierigen Bali-
nte van Ed schon
liefern, während
Daneben halfen
neien. Auch mit
gen anzuknüpfen
gewöhnlich solch
n vorläufig den
ht ins Herz, ob-

zurück — — mit
umfaßt allein große
s. Sie haben keine
n an Tuhun Allah.
gegen die Eltern,
ei doch eine große
gennug, Spielucht,
derung.“ (Verslag

auf welche die
Sta mit seiner
ttes zurückbelebte;
1873 die heilige
folgte diesem er-
Überall zeigten
le ging zurück.
: „Von Bali ist
eit dort ist noch

Inseln, erstreckt
in mit dichten
rtsetzung in den
im das Knochen-
angefest haben.
er 2 bis 3 Ge-
verbunden sind,

Samantara“, das
isch wird die Insel

und in ihrer Mitte reizende Thäler, kühle Hochebenen und Gebirgsseen einschließen.¹⁾ Durch vulkanische Thätigkeit aber ist die Regelmäßigkeit dieser Struktur vielfach gestört worden. Hohe Gipfel erheben sich über die Ketten und Hochebenen; von 13 Vulkanen sind 5 bis jetzt noch nicht erloschen. Den höchsten Punkt (11 500 Fuß) bildet der Pil von Indrapura.

An dieses Gebirgssystem legt sich nun nach Osten zu ein breites Alluvialland an, das im Süden die Breite der Insel auf 60 Meilen bringt, während es nach Norden zu immer schmaler wird. Diese Gegenden sind mit Sumpfwald und zum Teil mit üben Prärien bedeckt. Ihre Bevölkerung ist eine sehr spärliche. Auf der entgegengesetzten Seite, wo die Insel nicht so geschützt ist wie im Osten, haben die anstürmenden Wogen des indischen Ozean die Bildung von Flachland verhindert. Hier ist alles bis an den Fuß der Berge ausgewaschen, und das durch Flüsse und Bäche herabgebrachte Erdreich ist von der stürmischen See wieder landeinwärts geschleubert, wodurch an mancher Stelle sich hünenartige Küstensäume bildeten. Eine in gleicher Richtung mit dem Zentralgebirge streichende Parallellinie ragt nur als eine Reihe von Inseln (Mentawai, Rias u.) über den Meeresspiegel hervor.

Die erwähnten Hochebenen Sumatras, welche eine Höhe von 3—4000 Fuß erreichen, und durch eine für den menschlichen Körper angenehme und zuträgliche Temperatur²⁾ ausgezeichnet sind, bilden die vorzugsweise bewohnten Gegenden. Der fette Boden und der reichliche Regen bieten hier die günstigsten Bedingungen für den Ackerbau. Daher sind diese Gegenden schon in alter Zeit der Schauplatz einer Kultur-entwicklung gewesen, zu der wahrscheinlich über Java her der Einfluß vom indischen Festlande kam. Auf Sumatra ist derselbe freilich nie so bedeutend gewesen wie auf der eben genannten Insel. Dennoch sind unverkennbare Spuren zurückgeblieben in manchen Sanskritwörtern, die sich in allen sumatranischen Sprachen finden, in verschiedenen Alphabeten, in den Religionen, wie z. B. die Verehrung des Waringinbaumes (*Ficus religiosa*), u. s. w. Aber bei dem gänzlichen Mangel aller in die vorislamische Zeit zurückreichenden historischen Aufzeichnungen ist dies ganze Gebiet für Sumatra ungleich dunkler als für Java. Am stärksten sind die angedeuteten Spuren bei Palembang im Südosten vorhanden, daher die Wahrscheinlichkeit, daß der Weg jener indischen Einflüsse über Java ging.

Die Stärke der Bevölkerung Sumatras wird noch sehr verschieden geschätzt. Die früheren Angaben von 7—8 Millionen sind durch Dr. Behms besonnene Berechnung auf 2 Millionen reduziert worden.³⁾ Da jedoch die von ihm benutzten statistischen Angaben über die niederländischen Besitzungen in neuester Zeit durch höhere ersetzt sind, so dürfte

¹⁾ Friedmann, Die ostasiatische Inselwelt, II. S. 4. Ich erinnere mich jedoch ziemlich genau, die Worte bei Jungbuhn gelesen zu haben.

²⁾ 15—18° R. In den Abend- und Morgenstunden wird die Kühle zuweilen so stark, daß ein Kaminfeuer willkommen ist. Dabei sei nicht übersehen, daß Sumatra unter dem Äquator liegt.

³⁾ Die Bevölkerung der Erde, 1874.

sich die Zahl noch wesentlich höher, vielleicht auf 3 Millionen stellen. — In ethnographischer Beziehung vermutete man nach Dr. Jungbuhn's Vorgange¹⁾ bis vor kurzem ganz verschiedene Elemente, nämlich ein älteres, das in den Dattaken, Lampongs und Reßchangs noch vorhanden ist, während die das mittlere Sumätra bewohnenden Malaien, das Volk von Atscheh (früher schrieb man Atschin) und überhaupt die jetzt muhammedanischen Völker der Insel einer später eingewanderten Bevölkerung ganz anderer Abkunft angehören sollten. Neuere Studien, namentlich linguistische, lassen diese Ansicht nicht mehr aufrecht erhalten. Alle Sumätraer gehören dem einen großen malattischen Stamm an, als dessen Vertreter wir schon die Bewohner Javas kennen lernten. Doch müssen wir immer im Auge behalten, daß die Malaien als eine besondere Species des malattischen Stammes mit diesem, dem Genus, nicht zu verwechseln sind. Sumätra ist das Stammland derselben, wie bereits oben erwähnt wurde. Schon in alter Zeit waren sie nicht nur ein Ackerbau, sondern Seefahrt und Handel treibendes Volk, wodurch die fremden Einflüsse bei ihnen stärker als bei den andern Völkern der Insel einzubringen vermochten. Daraus erklärt sich, wie sie im Laufe der Zeiten mehr und mehr von ihren Stammverwandten unterschieden wurden. In noch weiterem Maße mag dies von der Periode seit der Einführung des Islām im 12. Jahrhundert gelten. Die Malaien wurden fanatische Vertreter des letzteren, und dadurch erweiterte sich die Kluft zwischen ihnen und ihren im Heidentum verbleibenden Nachbarn.

Wir haben es hier nur mit ihren nördlichen Nachbarn zu thun, den Batta²⁾, welche bis jetzt das einzige Volk Sumättras sind, unter dem die Verkündigung des Evangeliums Fortgang gehabt hat und zwar einen bereits reich gesegneten. Indem wir daher die übrigen Gebiete der Insel übergehen, beschränken wir uns auf das Missionsfeld und suchen zunächst ein Bild des Battalandes zu gewinnen. Es gehört dasselbe zum Teil schon zu den holländischen Besitzungen³⁾, deren größte

¹⁾ Franz Jungbuhn, Die Battaländer auf Sumätra, Berlin 1847.

²⁾ Ich bleibe hier bei der Schreibweise stehen, wie sie bei der Rheinischen Mission Aufnahme gefunden hat. Richtiger dürfte es freilich sein (nach dem was mir Herr Neubronner van der Tuut sagte), zu schreiben Battal oder Battallen — entsprechend den Dajal oder Dajallen.

³⁾ Auch auf Sumätra waren Portugiesen die ersten Europäer, die Fuß faßten. Später kamen Engländer und Holländer. Die letzteren gewannen unter mancherlei Kämpfen die Herrschaft, die ihnen auch hier zu Anfang unseres Jahrhunderts noch einmal von den Engländern entrissen wurde. Aber 1816 wurde Palembang, drei Jahre später auch Padang und 1825 erst Bentulen und Natal herausgegeben. Der größte Teil der Insel war noch unabhängig; aber die holländische Macht breitete sich immer weiter aus. Nur das nördlichste Reich Atscheh sollte selbständig bleiben. Nachdem jedoch England 1871 durch einen Vertrag sich verbindlich gemacht hat, der Erweiterung des holländischen Gebietes nicht im Wege sein zu wollen, wird auch dieses letzte hinderliche Reich, mit dem ein langwieriger, jetzt aber zu Ende neigender Krieg geführt wird, ebenso beseitigt werden, wie schon 1868 das Sultanat Sial, aus dem 1873 eine neue Residenzstadt Sumättras Dostup gemacht worden ist, und 1868 das Passumaland. So wird schließlich die ganze Insel holländischer Besitz, der um der vor zehn Jahren im Padanger Oberlande entdeckten schier unerschöpflichen Kohlenlager willen besonders wertvoll sein muß.

onen stellen. —
Dr. Jungbunn
e, nämlich ein
noch vorhanden
Malaien, das
vorhaupt die jetzt
erwanderten Be-
teuere Studien,
hr aufrecht er-
attischen Stamm
kennen lernten.
Malaien als eine
n, dem Genus,
land derselben,
Zeit waren sie
reibendes Volk,
andern Völker-
erklärt sich, wie
amverwandten
g dies von der
hundert gelten.
n, und dadurch
heidentum ver-
harn zu thun,
ras sind, unter
ot hat und zwar
übrigen Gebiete
issionsfeld und
n. Es gehört
), deren größte

1847.
i der Rheinischen
n (nach dem was
der Battallen —

, die Fuß saßen.
unter mancherlei
jahrhundert noch
Palembang, drei
ausgegeben. Der
he Nacht breitete
elbständig bleiben.
gemacht hat, der
ollen, wird auch
u Ende neigender
Sultanat Staat,
worden ist, und
ländischer Besitz,
schier unerschöpf-

als Sumatras Westfluß bezeichnet, in drei Residentchaften Bentulen, Padang und Tapanuli zerfällt. Die letzte und nördlichste begreift den bekanntesten Teil des Battagebiets.¹⁾

Die malerische Tapanulibai mit ihrem Hintergrund hoher bewaldeter Gebirgskette ist der Ausgangspunkt zu einem Besuche dieses Gebietes. Bei Siboga, dessen wohlgeschützter Hafen, ein Teil der Bai, so groß ist, daß er die Flotten aller Nationen aufnehmen könnte, steigt man ans Land. An dem Küstenseum findet man noch eine sehr gemischte Bevölkerung, unter der die Malaien vorwalten. Um zu den Batta zu kommen muß man hinaufsteigen in das Gebirgsland, wo großartige wilde Felsenlandschaften mit idyllisch lieblichen Gegenden wechseln. Besonders wenn man die steilen Bergpfade erklimmen und das Dickicht des Urwaldes und die trügerischen Sümpfe hinter sich hat, wird man überwältigt von der Herrlichkeit des Panoramas, das sich auf einer freien Höhe dem Beschauer eröffnet. Ein Kranz mächtiger Berge, aus dem hier und da besonders kühn ein Gipfel hervorragt, umschließt ein freundliches Thal²⁾, dessen Boden mit Reisfeldern bedeckt ist, zwischen denen sich Bäche und Randle wie Silberfäden hinziehen. Überall erheben sich auf hohen Pfosten Wächthüttelein über die Felder, während hier und da ein dunkler grüner Kreis die Dörfer andeutet, deren düstere steile Dachgiebel zwischen dem hohen Gehäge des gesieberten Stachelbambus hindurchschauen. Dort zur Linken löst der dichte Urwald mit der Mannigfaltigkeit seiner Farbentöne die gleichmäßigen Reisfelder ab und zieht sich sanft zu der schrofferen Bergkette hinan, die er noch bis zum Ramm in sein schwellendes Gewand hüllt. Dort aber gerade vor uns steigt wie eine sichere Schutzmauer des friedlichen Thales, unmittelbar von seiner Sohle, eine schroffe Wand auf, deren Trachytsteinen im Lichte der sinkenden Sonne leuchten, mit wunderbarem Rosensimmer übergossen.³⁾

Im Süden des Landes hat die Landschaft vielfach ein ganz anderes Gepräge. An die Stelle des Waldes und der Felder treten weite Flächen, bedeckt mit dem fahlen grau-grünen Allang-allagrasse, aus dem hier und da noch Fruchtbäume hervorschauen, aber von menschlichen Wohnungen keine Spur. Nur da und dort zeigt ein grüner Bambusring, wo einst ein Dörflein gestanden hat, das den Verwüstungen des fanatischen Krieges nicht so zu widerstehen vermochte, wie seine immer von neuem aufwachsende Hede.⁴⁾ Anderwärts führt uns der Weg an einen Fluß, der durch eine schroffe Felsenpalte tief unten brausend seinen Weg sucht. Schwindelnd schreitet der Wanderer über die schwankende Brücke aus Kotangsträngen, den inländischen Trägern folgend, die gleichmütig dabei an keine Gefahr zu denken scheinen. Dann wieder zieht sich einmal der Pfad — wenn von solchem überhaupt zu reden ist — die steilen Felsen hinan, daß man kletternd die Hände

¹⁾ Das ganze Gebiet wird auf 800 Quadratmeilen geschätzt.

²⁾ Genauer Soehene.

³⁾ Es gilt der Soehene von Sipirok, nach Jungbunn's trefflicher Schilderung.

⁴⁾ Vergleiche unten über die Padritriege.

zu Hilfe nehmen muß. Wundere dich nicht, wenn's dabei Schrammen und Blutspuren gibt! Bluten muß man im Battalanbe überhaupt oft, namentlich, wo es durch den dichten Urwald mit seinem oft sumpfigen Boden geht. Anietief tritt man durch das feuchte Laub, das denselben bedeckt und zahllosen Blutegeln zum Versteck dient. Sie wissen uns an den Körper zu kommen, und immer wieder müssen wir einmal Halt machen, um die lästigen Blutsauger abzusuchen. „Doch wartet, ich werde euch aus dem Wege gehen!“ Der lange mächtige Stamm am Boden scheint einen guten Steg zu bieten. Aber wehe! — der Stamm ist vermodert, und der unbesonnene Wanderer versinkt darin fast bis an die Brust. Es mag dir auch unheimlich zu Mute werden in der tiefen Stille des Waldes mit seinem Halbdunkel — denn kein Sonnenstrahl fiele durch das dicke Laubdach. Dazu hat die feuchtkalte Luft etwas Beklemmendes, und wenn hier und da sich tief eingedrückte Fußspuren eines wilden Elefanten zeigen, oder ein Pfau in den Zweigen die Nähe des Tigers andeutet — dann erschrecken auch deine sonst so gleichmütigen braunen Begleiter.

Doch der Wald lichtet sich. Wieder zeigt sich ein anderes Bild.¹⁾ In der Ferne und doch so klar durch die reine Luft sichtbar zeigt sich ein mächtiger Regenberg. Sanft senkt sich das Terrain zur Ebene herab. Plötzlich aber stehen wir vor einer tiefen kanalartigen Furche, auf deren breitem Boden zu beiden Seiten eines Baches sich grüne Reisfelder entlang ziehen. Mühsam geht's hinab und auf der andern Seite wieder hinauf. Aber diese Mühe wiederholt sich; denn immer aufs neue sieht der Wanderer seinen Weg durch solche Furchen unterbrochen. Blicke nun einmal zurück auf den Wald, durch den wir kamen. Die mächtigen Stämme, die wir dann und wann bewunderten, zeigen sich nun erst in ihrer ganzen Größe. Weit über die anderen Bäume ragen jene Riesen mit ihren geraden Schäften empor, die erst bei 80—100 Fuß Höhe ihre breiten Kronen entfalten. Doch zum Schluß noch einen Blick auf die höher gelegenen Plateaux. Wie überrascht uns dort zwischen den grauen Allangflächen ein Kiefernwald. Hier säuselt der Wind so gar anders, als wenn er durch die Palmenwipfel rauscht, und ruft die Erinnerungen an die ferne Heimat wach.

Wir können indessen unsern Wanderstab noch nicht aus der Hand legen, ohne einen besonders charakteristischen Ort besucht zu haben, einen Ort, der nicht bloß den Naturforscher und den Reisenden fesselt, sondern auch für den Missionsfreund von Wichtigkeit ist, weil sich viel heidnischer Aberglaube an ihn knüpft: das berühmte Schwefelfeld, etwa eine kleine Tagereise nordwestlich von Sigompulan. Es ist ein durch und durch vulkanisches Terrain, das aus der Ferne einem riesigen, dampfenden Kalkofen gleicht. Kommt man näher hinzu, so zeigen sich neben rauchenden Hügeln tiefe Spalten, meist heißem Wasser als Rinnale dienend, siedende Quellen, die unheimlich wallen, brausen und zischen, größere Kessel, in denen Wasser Schlamm und Schwefel in furchtbarem Losen zusammen kochen, geräunige Höhlen, die die siedenden Wasser aufnehmen, um sie an einer anderen Seite wieder mit Geräusch hervorkitzeln zu lassen. Überall raucht und dampft es; oben und unten locht es unter den Füßen, und so weit man sieht, bedeckt eine schöne gelbe Dede

¹⁾ Man übersehe jedoch nicht, daß die gebrängte Schilderung zusammenfaßt, was in Wirklichkeit vielleicht durch Tagereisen getrennt ist.

das
100
Maff
mit
sch
dies
Feld
langt

ihre
so w
auße

allge
als
sind.
ihner
fällt;
Gesid

Das
Gege
Schm
durch
trägt

Nahr
heiten
schieb
unter
jedes

politi
bei d
wart
rinde
nur

selbst
hättr
grob
Mus
dann
Indi
etner
daß
ein l

Wris
unter

bei Schrammen
ande überhaupt
mit seinem oft
feuchte Laub,
stet dient. Sie
eder müssen wir
suchen. „Doch
lange mächtige
Aber wehe! —
er versinkt darin
Nute werden in
— denn kein
Dazu hat die
und da sich tief
oder ein Pfau
erschrecken auch

anderes Bild.¹⁾
stbar zeigt sich
ain zur Ebene
artigen Furchen,
hes sich grüne
auf der andern
; denn immer
Furchen unter-
den wir kamen.
underten, zeigen
anderen Bäume
r, die erst bei
zum Schluß
Wie überrascht
ernwald. Hier
Palmenwipfel
t wach.

Sand legen, ohne
Ort, der nicht
für den Missiona-
r ihn knüpft: das
von Sigompulan.
ne einem riesigen,
zeigen sich neben
dienend, lebende
in denen Wasser
geräumige Höhlen,
Seite wieder mit
oben und unten
höne gelbe Dede

g zusammenfaßt,

das Ganze. Ja selbst ein wirklicher Krater fehlt nicht. In einem runden Kessel, 100 Schritt im Durchmesser und etwa 80 Fuß tief, wirft sich eine graue flüssige Masse in tosender Brandung gegen eine unterirdische Felsenwand, und führt dann mit unheimlichen Gebrüll in ihre eigene Höhle zurück. In kompakten Massen findet sich der schönste goldgelbe Schwefel, ja die Wölbungen ganzer Höhlen sind aus diesem Golde des Sambaon, wie die Batta ihn nennen, gebildet. Das ganze Feld wird nämlich als der Sitz einer Gottheit, des großen Sambaon Namoralangit, mit ehrfurchtsvoller Scheu betrachtet.²⁾

Doch genug von dem Lande. Fassen wir nun die Bewohner, ihre Lebensweise, ihre Bildungsstufe und Religion ins Auge, und zwar so wie sie vor dem holländisch-malaischen Einfluß waren und jetzt noch außerhalb desselben sind.³⁾

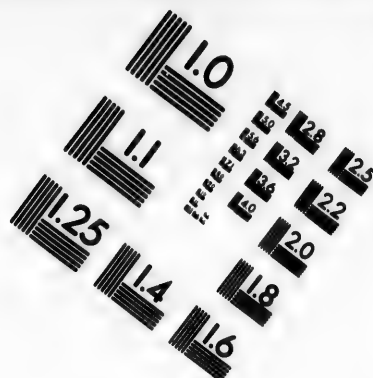
In ihrer äußern Erscheinung weichen die Batta nicht viel von dem allgemeinen malaischen Typus ab⁴⁾, nur daß sie vielleicht etwas größer als die Malaien und jedenfalls heller als die Mehrzahl der Javanen sind. Was ihre Gesichtsbildung anlangt, so findet man einzelne unter ihnen, deren hohe Stirn, gerade oder selbst gebogene Nase uns auffällt; im ganzen aber herrscht doch die breite kurze Nase vor, und die Gesichtszüge sind im Durchschnitt grob, gröber selbst als bei den Malaien. Das Abfeilen der Schneidezähne, häufige Bodennarben, in manchen Gegenden zahlreiche Kröpfe, bei den Männern vielfach eine fauldicke Schwiele im Nacken vom Lasttragen, bei den Frauen die unförmlich durch runde eingezwängte Hölzer vergrößerten Ohrklappchen — das alles trägt nicht dazu bei, uns ihre Erscheinung angenehm zu machen. Was Nahrung, Kleidung, Wohnung und Lebensweise, Sitten und Gewohnheiten anlangt, so herrscht in den einzelnen Landschaften große Verschiedenheit. Wir haben nämlich nach der Sprache drei Stämme zu unterscheiden: Mandheling, Toba und Dairi. Aber auch innerhalb jedes dieser Stämme findet sich viel Mannigfaltigkeit, wie es bei der politischen Zersplitterung, in der jedes Dorf fast selbständig ist, und bei dem höchst unbedeutenden Verkehr im Lande nicht anders zu erwarten ist. So gibt's in einigen Gemeinden selbst noch aus Baumrinde gefertigte Kleidung; in den meisten Landschaften aber werden nur gewebte Stoffe getragen und zwar bei den unabhängigen Stämmen selbstgewebte. In der Kunst des Webens haben es die Batta verhältnismäßig am weitesten gebracht. Ihre Zeug sind zwar von dicken groben Fäden, aber oft mit sehr künstlichen und dabei ganz ansprechenden Mustern gewebt. Die Frauen spinnen die Baumwolle selbst, färben dann das Garn in großen Töpfen mit dem überall wildwachsenden Indigo oder auch mit Rot- und Gelbholz, und verweben es dann auf einem äußerst primitiven Webstuhl. Die Tracht ist in Toba noch so, daß eigentliche Beinkleider ganz unbekannt sind. Die Männer tragen ein breites Stück Zeug um die Lenden geschlagen, und außerdem eine

¹⁾ Warned, Nacht und Morgen auf Sumatra, S. 13 ff.

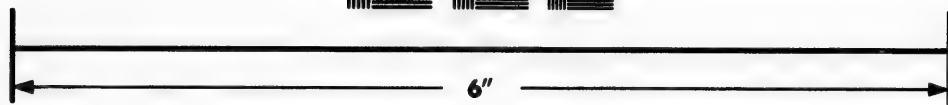
²⁾ Das folgende meist wörtlich nach Dr. Schreibers Artikel in der Allgemeinen Missionszeitung 1876, S. 263 ff. Der Verfasser war Jahre lang als Missionar unter den Batta thätig.

³⁾ Auch die Sprache beweist die Verwandtschaft.





Resolution test chart featuring patterns of vertical and horizontal lines. Numerical values include 1.0, 1.1, 1.25, 1.4, 1.6, 1.8, 2.0, 2.2, 2.5, 2.8, 3.2, 3.6, 4.0, 4.5, 5.0, 5.6, 6.3, 7.1, 8.0, 9.0, 10, 11.2, 12.5, 14, 16, 18, 20, 22.5, 25, 28, 32, 36, 40, 45, 50, 56, 63, 71, 80, 90, 100, 112, 125, 140, 160, 180, 200, 225, 250, 280, 320, 360, 400, 450, 500, 560, 630, 710, 800, 900, 1000, 1120, 1250, 1400, 1600, 1800, 2000, 2250, 2500, 2800, 3200, 3600, 4000, 4500, 5000, 5600, 6300, 7100, 8000, 9000, 10000.



Photographic Sciences Corporation

**23 WEST MAIN STREET
WEBSTER, N.Y. 14580
(716) 872-4503**

10
16
18
20
22
25
28
32
36
40
45
50
56
63
71
80
90
100

10
16
18
20
22
25
28
32
36
40
45
50
56
63
71
80
90
100

Art Plaid über die Schultern, die Frauen nur ein großes Stück Zeug, das den ganzen Leib von den Füßen an aufwärts bis unter die Arme umhüllt. In Mandheling und dem dazugehörigen Angkola tragen die Männer jetzt ganz allgemein kurze weite Hosen, auch vielfach kurze Jaden mit langen Ärmeln, die Frauen tragen nur ein Kleid in Gestalt eines unten und oben offenen Sackes. Bei allen battaschen Frauen wird übrigens nach der Geburt des ersten Kindes das Kleid bis unter die Brüste herabgelassen. Kopftücher oder Turbane sind bei den Frauen nirgends, bei den Männern nur in den südlichen Landschaften in Gebrauch. Als Schmud tragen die Männer in Toba am Oberarm Ringe aus Elfenbein oder Hima (eine Seemuschel) gefertigt, die Mädchen Öhringe oder Öhrhölzer nebst Messingringen um Hals, Hand und Fußgelenk. Bei der Verheirathung wird dieser Schmud abgelegt. Härte sieht man nur selten, da die meisten Männer sich die Bartbaare ausreißen. Dagegen trifft man auch bei Männern vielfach langes Haar.

Ihre Häuser sind ausnahmslos auf Pfählen erbaut, aber in verschiedener Höhe über dem Erbboden und auch in sehr verschiedener Größe. Während sie im Süden des Landes — mit Ausnahme der Fürstenhäuser — meist klein sind, findet man im Norden ganze Dörfer, die nur aus großen, 50 und mehr Fuß langen Häusern bestehen, in deren jedem dann aber auch vier, sechs und mehr Familien beisammen wohnen. Das Material besteht meist aus ganz soliden Balken und Brettern, die in einzelnen Landschaften an der Außenseite mit sorgfältig ausgeführter Schnitzerei bedeckt und bunt gefärbt sind. Der Eingang zum Hause ist in manchen Gegenden von vorn, in andern von unten mit einer Fallthür, welche nachts, nachdem die Treppe hinaufgezogen ist, sorgfältig geschlossen wird. Das Innere des Hauses bildet nur einen Raum; nachts stellt man durch aufgehängte Matten Scheidewände zwischen den Schlafplätzen der einzelnen Familien her.

Zu jedem Hause gehört ein Sopo, d. h. ein Gebäude, welches mit seinem Dachraum als Vorratskammer (Reisscheuer) dient, während der untere Raum entweder ganz unbenutzt bleibt, oder in halber Höhe mit einem Fußboden und niedriger Umwandung versehen ist, und dann als Sitzplatz für Ratversammlungen oder für plaudernde Gruppen, bei Tag auch den webenden Frauen und Mädchen, bei Nacht den ledigen jungen Männern zum Aufenthalt dient. In sehr vielen Dörfern ist die Anordnung so, daß auf der einen Seite der Dorfstraße die Wohnhäuser und jedem Hause gegenüber auf der andern Seite der Straße der dazugehörige Sopo steht. Doch ist diese Ordnung nicht überall innegehalten. Es gibt Dörfer mit nur 3—4 Häusern, z. B. in Silindang, und andererseits solche mit 300—400, z. B. in der Landschaft Palanten. Die Durchschnittszahl der Bewohner eines Dorfes wird wohl 200—300 sein.

Soweit nicht die holländische Kolonie reicht, ist jedes Dorf auch eine kleine Festung, mit einer sehr hohen, dicken, undurchdringlichen Fede von Stachelbambus umgeben, zuweilen auch mit Gräben und Pallisaden besetzt, und in der Regel nur mit einem sehr schmalen Eingange versehen, der zuweilen selbst unterirdisch angelegt, überall

abe
Jnn
in
Dä
Auf
im
groß
schä
aufg
Bau
auf.
Zuf
bese
sehe
umg

Sau
bew
schm
Wnn
über
Älter
Kart
Noth
in G
paja
flusse
Luw
bitter
wird.
passi
nehm
wein

häufig
Schul
gebro
sichern
Stute
freien
voller
und
wohn
welch
Der
Gewo
und l
doch

Stück Zeug,
ter die Arme
a tragen die
vielfach kurze
id in Gehalt
schen Frauen
id bis unter
den Frauen
lasten in Ge-
berarm Ringe
die Mädchen
Hand und
gelegt. Härte
rthhaare aus-
langes Haar.
aber in ver-
verschiedener
usnahme der
ganze Dörfer,
bestehen, in
n beisammen
Balken und
tte mit sorg-
finb. Der
n andern von
reppie hinauf-
Häufes bildet
atten Scheide-
her.

welches mit
während der
ber Höhe mit
t, und dann
de Gruppen,
t den ledigen
Dörfern ist
he die Wohn-
der Straße
nicht überall
B. in Sili-
er Landschaft
Dorfes wird

Dorf auch
abringlichen
Gräben und
hr schmalen
legt, überall

aber leicht zu verrammeln ist.¹⁾ Diese echten Battadörfer machen im Innern keinen angenehmen Eindruck. Die 20—60 Fuß hohen Häuser in ihrer wunderlichen ungeschickten Bauart, mit ihren steilen schwarzen Dächern²⁾ und ohne Fenster, blicken einen häßlich und unfreundlich an. Auf der Straße treiben sich Kinder und Hühner, Hunde und Schweine im bunten Durcheinander herum. Dazwischen stehen Frauen an den großen Reisblöcken, mit der monotonen Arbeit des Stampfens beschäftigt. Der Boden ist äußerst schmutzig, zu Zeiten schlammartig aufgeweicht, daß man bei jedem Tritt bis über die Knöchel einsinkt. Bäume fehlen³⁾ — dagegen spricht hier und da üppig allerlei Unkraut auf. Wo aber unter dem Einflusse der holländischen Regierung die Zustände friedlich umgeordnet worden sind und also die Bambusheden beseitigt werden konnten, da haben auch die Dörfer ein besseres Aussehen bekommen, sind hell und reinlich, oft von blühenden Kaffeegärten umgeben und von Kokospalmen beschattet.

Der Batta ist Ackerbauer, treibt daneben auch Viehzucht. Die Hauptkultur gilt dem Reis, der auf trockenen (Ladang) wie auf bewässerten (Sawah) Feldern gebaut wird. Die ersteren liefern das schwachere Korn, die letzteren ungleich reichlichere Erträge. Jene können nur 4—5 Jahre lang bestellt werden — dann kann man das überhandnehmende Unkraut nicht mehr bewältigen — diese werden je älter desto besser. Namentlich in Toba wird neben dem Reis die süße Kartoffel, Mais, Calladium und Sago gebaut, doch alles nur zum Nothbehelf, um den fehlenden Reis zu ersetzen. Außerdem findet man in Gärten auch Kürbis- und Gurkenarten, Zuckerrohr, Bananen, Papaja, Ananas und Tabak, sowie im Süden unter holländischem Einflusse viel Kaffee. Als eigentümliches Landesgetränk verdient nur der Tumat d. i. Palmensaft erwähnt zu werden, der durch Zuthaten von bittern Rinden und Blättern gewürzt und in stärkere Gährung versetzt wird. Dies Getränk ist allgemein beliebt, aber nur einzelne sind passionirte Trinker, die vorzüglich große Quantitäten davon zu sich nehmen, ohne indessen eigentlich betrunken zu werden. Den Branntwein verachten sie auch gerade nicht, doch ist er ihnen glücklicherweise

¹⁾ Diese Einrichtungen deuten schon darauf hin, daß die verschiedenen Kampongs häufig in Krieg verwickelt sind. Die geringfügigste Ursache, z. B. Beleidigungen, Schuldborderungen, kann Anlaß zum Kriege geben. Sobald die Feindschaft ausgebrochen ist, getraut sich kein Dorfbewohner ohne gewappnete Begleitung aus den sichern Pfählen heraus. In der Regel suchen die Gegner ihren Feind aus dem Hinterhalte zu überfallen und zu töten. Selten kommt es zum Handgemenge im freien Felde, und selbst in diesem Falle halten sich die streitenden Parteien in respektvoller Ferne. Die feindliche Haltung zweier Dörfer kann oft Jahre lang dauern, und mit über gänzlicher Verarmung beider Parteien, sowie Aufreibung der Einwohnerzahl endigen. — Aus diesem Verhältnis ist die politische Zersplitterung, in welcher sich das Land befindet. Jedes Dorf bildet einen kleinen Staat für sich. Der Kabesha ist die höchste Person im Dorfe, doch hat er nur eine sehr beschränkte Gewalt. Seine Vorrechte bestehen hauptsächlich darin, im Kriege Anführer zu sein und den Gemeindeversammlungen zu präsidiren. Bestimmte Einkünfte hat er nicht, doch baut man ihm ein größeres Haus. (Friedmann, a. a. D., II. S. 39.)

²⁾ Gebedt mit Djul, der Faser der Arekpalme.

³⁾ Der Batta pflanzt seine Bäume nur draußen auf den Feldern.

zu teuer und spielt darum noch gar keine Rolle. Zum Opiumrauchen haben die Batta keine Neigung.

Eine Charakterbeschreibung der Batta ist schwierig wegen der großen Verschiedenartigkeit, je nach Landschaft und Individuum. Während z. B. in manchen Gegenden Diebstähle sehr selten sind, finden sich in andern selbst passionirte Diebe in bedeutender Zahl; während manche den Eindruck eines geraden und treuherzigen Charakters machen, sind andere äußerst berechnende geriebene und verschlagene Menschen. Im allgemeinen wird man sie aber doch wohl als ein ziemlich offenerziges ehrliches Volk bezeichnen dürfen, obwohl es natürlich an Lüge nicht fehlt — als anhänglich an Familie und Freund, freiheitsliebend, höflich, aber nicht kriechend, auch nicht gegen ihre Fürsten, ziemlich arbeitsam und sparsam, aber auch als rechthaberisch und rachsüchtig, mißtrauisch und wetterwendisch. Ihre Hauptleidenschaft ist das Spiel, besonders Karten- und Würfelspiel, in den südlichen Landschaften das Hahnenfechten. Fast ohne Ausnahme sind sie so leidenschaftliche Spieler, daß sie, einmal hingerissen, nicht nur alles Geld bis auf den letzten Heller verpielen, sondern, wo solches möglich ist, auch Weib und Kind, ja die eigene Freiheit.

Die durch Kauf geschlossene Ehe¹⁾ ist in einigen Gegenden nur ein lockeres Band und kann, wenn noch kein halb erwachsener Sohn da ist, jeden Augenblick durch Zurücksendung der Frau, für die auch der Kaufpreis zurückbezahlt werden muß, aufgelöst werden. Anderwärts ist sie, wenn förmlich geschlossen, sogar wie unauflöslich. Überall aber wird Ehebruch schwer, oft sogar mit dem Tode bestraft, was jedoch mehr aus der Rechtsanschauung als aus dem Sittlichkeitsgefühl des Batta zu erklären ist. Nach jener wird die Frau nicht als Persönlichkeit, sondern lediglich als Eigentum angesehen. Vor der Verheirathung findet unter den jungen Leuten vielfach ein freier Verkehr statt, doch meist nur unter solchen, die sich verlobt haben. Uneheliche Kinder sind in den meisten Landschaften sehr selten, und öffentliche Dirnen gibt es gar nicht. Die Stellung der Frau ist im ganzen besser, als man nach dem angebeuteten Rechtsbegriff erwarten sollte. Als Kinder werden Knaben und Mädchen wesentlich mit gleicher Liebe von den Eltern behandelt — vielfach freilich mit Affenliebe, wobei die Eltern eher den Kindern gehorchen als umgekehrt. Bei der Verheirathung kommt doch auch die Neigung des Mädchens bedeutend mit in Betracht, wenngleich hier und da Fälle vorkommen, daß eine widerwillige Braut gebunden zum Bräutigam gebracht wird. In der Ehe ist die Frau wesentlich Dienerin ihres Mannes und muß tüchtig arbeiten, doch ist die Arbeit nach fester Sitte so zwischen Mann und Frau geteilt, daß dem Manne, zumal beim Felbbau der schwierigste Teil zufällt. Auch wissen die battaschen Frauen sich gar nicht selten einen bedeutenden Grad der Selbstständigkeit, ja zuweilen selbst die Herrschaft ihrem Manne

¹⁾ Polygamie kommt zwar überall vor, doch vereinzelt und aus besonderen Gründen.

gege
über

groß
Berf
wert
Boll
mehr
Ade
sofer
weite
So
Glie
Reid
Biel
Art
trägt
Zeich
Berf
Land
unter
zu d
aber
durch
dami
Berf
Erbf
die 2

fest
nann
Land
Ausg
Leber
Inju
sond
anzu
tage
wie
ist.
her
kom
Wab
eben
wob

zu n
(Ma

Opiumrauchen

en der großen
n. Während
finden sich in
ihrend manche
machen, sind
enschen. Im
offenherziges
n Rüge nicht
lebend, höflich,
sch arbeitsam
s, mißtrauisch
tel, besonders
das Hahnen-
Spieler, das
lehten Heller
Kind, ja die

Begenden nur
schener Sohn
für die auch
Anderwärts
überall aber
t, was jedoch
eitsgefühl des
nicht als Ver-
bor der Ver-
reier Verkehr
n. Uneheliche
nd öffentliche
ganzen besser,
sollte. Als
her Liebe von
e, wobei die
der Verheir-
eutend mit in
s eine wider-
In der Ehe
htig arbeiten,
Frau geteilt,
Teil zufällt.
n bedeutenden
hrem Manne

aus besonderen

gegenüber anzueignen, und alle Frauen üben oft einen großen Einfluß über die ganze Familie aus.

Bei einer Betrachtung der sozialen Verhältnisse muß zunächst die große Gleichförmigkeit in der ganzen äußeren Lebensgestaltung auffallen. Verschiedenheit der Berufsarten gibt es fast gar nicht. Alle Handwerke und Künste, soweit sie vorhanden, sind Gemeingut des ganzen Volkes. Nur Schmiede trifft man hier und da und Lösser, oder vielmehr Lösserinnen, aber fast immer sind diese Leute daneben auch noch Aderbauer. Verschiedene Stände gibt es zwar; aber der Unterschied, sofern er sich in Nahrungs- und Lebensweise zeigt, ist nur gering. Je weiter nach Süden, desto bedeutender ist Macht und Ansehen der Fürsten. So namentlich in Mandheling. Im Tobalande aber nennen sich alle Glieder des Stammes, dem das Dorf gehört: Radscha, und nur größerer Reichtum und Klugheit gibt dem einzelnen eine hervorragende Stellung. — Vielfach bilden die dem Fürsten am nächsten verwandten Familien eine Art Adelsstand, der als Abzeichen einen Perlenrand an seiner Kleidung trägt. Auch andere reiche Familien können durch Verleihung dieses Zeichens vom Fürsten geadelt werden, womit ihnen dann auch gewisse Verpflichtungen auferlegt werden. — Sklaven gibt es in den meisten Landschaften, am zahlreichsten in Mandheling, wo die Nachkommen der unterjochten malaischen Urvölkerung jetzt in einem Sklavenverhältnis zu dem Häuptlinge stehen. Der Sklave ist seinem Herrn gegenüber aber durchaus nicht rechtlos, sondern seine Leistungen sind fest bestimmt durch das Herkommen; er hat auch das Recht eigenen Besitzes und damit die Möglichkeit sich selbst sein Lösegeld zusammenzubringen. Verkauf von Sklaven kommt nicht oft vor; meist wechseln sie nur durch Erbschaft ihre Herren, oder wenn sie als ein Teil des Kaufpreises für die Braut abgegeben werden.

Nach allen Seiten und in allen Beziehungen ist das ganze Leben fest geregelt durch das Herkommen, die Sitte, Abat oder Uhum genannt, das zugleich den Inbegriff alles Rechts bildet. In verschiedenen Landschaften weicht es von einander ab, hat aber überall eine feste Ausprägung bis ins einzelinste erhalten. Es umfaßt alle Gebiete des Lebens und bestimmt z. B. nicht nur, wie der Dieb zu bestrafen, eine Injurie zu sühnen, Krieg zu erklären und Frieden zu schließen ist, sondern auch, auf welche Weise der Jüngling um die Hand des Mädchens anzuhalten hat, wie sie ihm zu antworten, welche Tracht sie am Hochzeits-tage anzulegen hat, je nach ihrem Stande, ebenso wie bei Begräbnissen, wie der Sarg angefertigt wird, und was bei der Feier zu schlachten ist. Vermunderlich erscheint es, daß die Batta, die doch von Alters her im Besitz einer eigenen Schrift sind, nie auf den Gedanken gekommen zu sein scheinen, diese für ihr ganzes Leben doch so wichtige Abat in Schrift zu fassen. Sie beruht nur auf mündlicher Überlieferung, ebenso wie auch in Rechtsfachen das Urteil nie aufgeschrieben wird, wodurch eine bedauerliche Unsicherheit entsteht.

Zwei Punkte dieses Gebiets verdienen noch besonders hervorgehoben zu werden. Die Ehe darf nie von Gliedern eines und desselben Stammes (Marga) geschlossen werden. Zuwiderhandlung würde als Blutschande

gelten. Dagegen ist die Verheirathung mit der Tochter des Mutterbruders nicht nur erlaubt, sondern wird so naturgemäß angesehen, daß horu ni datulang sogar die allgemeine Bezeichnung der Braut geworden ist.

Der zweite Punkt ist der durch die Abat bestimmte Kannibalismus, der eine Art des Strafverfahrens bildet und nur bei Kriegsgefangenen und Verbrechern in Anwendung kommt. Soweit die Herrschaft der Holländer reicht, ist er jetzt natürlich verschwunden; aber unmittelbar jenseits der Grenzen, in den unabhängigen Battaländern ist diese Abat noch bis auf den heutigen Tag in Geltung, wenngleich die Fälle ihrer Anwendung nicht sehr häufig sind. Aber auch bei den Batta der Kolonie ist die Sache noch keineswegs aus dem Volksbewußtsein entschwunden, und falls sich die holländische Regierung zurückzöge, würde man auch dort zu der scheußlichen Sitte zurückkehren.

Die Abat schreibt vor, daß die außerhalb des Kampfs mit den Waffen in der Hand gefangenen Feinde lebendig verzehrt werden müssen, d. i. ohne vorausgegangene Abtödtung.¹⁾ Der Unglückliche wird außerhalb des Dorfes an einen Pfahl gebunden.²⁾ Im Halbkreise sitzen, ihre Pfeife rauchend, mit gleichgültiger Miene die Rabschas, hinter ihnen das Volk, Weiber und Kinder nicht ausgeschlossen. Da erhebt sich einer der ersteren zu einer langen, mit Erregung und viel Gesticulation vorgetragenen Rede. Andere folgen. Alle erweisen die Schuld des Gefangenen. Ausbrüche der glühendsten Rache aus dem Kreise der Zuhörer unterbrechen die Reden, und selbst ein altes Weib mahnt mit nieselnder Stimme immer wieder dazu, bald die scharfen Messer anzulegen. Inzwischen ist ein Feuer in der Mitte angezündet worden. Nun endlich schreitet der erste Rabscha auf das Schlachtopfer zu und schneidet ihm das beste Stük, das Fleisch der inneren Handflüche, heraus, das er auf ein Rohrstäbchen gesteckt am Feuer einige Minuten braten läßt, und dann gierig verschlingt vor den Augen des Festgebundenen, ungerührt von dessen wimmernden Klagelauten. Dann fallen die übrigen mit scheußlicher Lust über das Schlachtopfer her und vollführen in gleicher Weise die gräßliche Mahlzeit, wohl gar den guten Geschmack des Fleisches rühmend. Das Klagegeschrei wird immer schwächer und schwächer, bis endlich, bald nachdem eine Hauptader durchschnitten ist, der Gemarterte rasselnd den Geist aufgibt. — Nirgends auf der Erde möchten schlimmere Ausbrüche so teuflischer Unmenschlichkeit vorkommen können. — Wertvollrdig ist es, wie bei den Batta die Stimme des Gewissens in Bezug auf diese Gräueltat so ganz erstarbt ist. Sie machen aus der Sache gar kein Geheimnis und denken gar nicht, daß sie sich durch dieselbe die Verachtung anderer Völker zuziehen könnten. Friedmann fragte einen Rabscha aus dem Innern, ob er schon Menschenfleisch gegessen habe worauf dieser sehr naiv erwiderte: „In diesem Jahre sind in unsrer Gegend nur 16 gegessen.“³⁾

Es sind verschiedene Ansichten über den Ursprung des Kannibalismus aufgestellt worden. Man hat ihm eine Idee zu Grunde zu legen gesucht. Die Batta selbst wissen davon nichts, als daß es eben immer so die Abat bestimmt habe. Eine Überlieferung aber sagt, daß man zur Zeit eines allgemeinen heftigen Bürgerkrieges insolge außerordentlicher gegenseitiger Erbitterung angefangen habe, die gefangenen Feinde aufzufressen. Nicht aus einer Idee, sondern aus dem höchsten Grabe

¹⁾ Die Strafe für gewisse Verbrechen, z. B. Ehebruch mit der Frau des Hauptlings, ist so geordnet, daß der Schuldige zuerst durch einen Lanzenstich getödtet wird, ehe das Kannibalenmahl beginnt.

²⁾ Nach Jungbuhn und Friedmann. In Bezug auf den letzten Punkt werden wir unten eine abweichende Ansicht anzuführen haben.

roher
sprun
Matt
fleis
ergib
mähr

Zeich
Sch
kenne
bekan
a ge
Wola
links
weich
die i
und
hölzer
mit
Die
Jene
deuter

Batta
Werte
Batta
Leben
Bräu
abkau
bleibt
an de
unver
Schw
dem
die I
eines
statter
am
Dorf
Vater
deutli
eigen
Kenn
der A

1)
auf ei
2)

des Mutter-
angehören, daß
er Braut ge-

Rannibalis-
r bei Kriegs-
weit die Herr-
den; aber un-
talländern ist
wenngleich die
auch bei den
dem Volksbe-
erung zurück-
rückkehren.

den Waffen in
ohne voraus-
ries an einen
giltiger Miene
geschloffen. Da
el Geflügel
es Gefangenen.
unterbrechen die
er wieder dazu,
der Mitte ange-
Schlachtopfer zu
he, heraus, daß
läßt, und dann
on dessen wim-
Lust über das
heit, wohl gar
immer schwächer
halten ist, der
sten schlimmere
rtwürdig ist es,
Gräuelt so ganz
enten gar nicht,
unten. Fried-
fleisch gegessen
unfrer Gegend

annibalisierung
zu legen ge-
eben immer
t, daß man
außerordent-
genen Feinde
chsten Grade

au des Haupt-
getötet wird,

Punkt werden

roher Sinnlichkeit und zügelloser Leidenschaft scheint jene Unsitte ent-
sprungen zu sein. „Die unbändige Eglust des Batta, die sich auch auf
Katten und franke Hunde selbst erstreckt“, hat sie bald an Menschen-
fleisch Wohlgeschmack finden lassen.¹⁾ Nach einem arabischen Reisewerke
ergibt sich, daß im neunten Jahrhundert der Kannibalisierung auf Su-
matra bereits in Übung war.

In eigentümlichem Kontraste zu dieser tiefsten Rohheit steht ein
Zeichen nicht geringer Kultur bei den Batta, nämlich ihre eigene
Schrift, die eine Verwandtschaft mit der indischen Devanagari (?) er-
kennen läßt. Die Schreib- und Lesekunst ist im Volke fast allgemein
bekannt. Sie schreiben die Buchstaben (Konsonanten, deren jeder mit
a gesprochen wird, wenn nicht ein besonderes Zeichen einen andern
Vokal substituirt) von unten nach oben, und die Reihen laufen von
links nach rechts. Als Papier gebrauchen sie für kleinere Schriftstücke
weichen jungen Bambus, während größere litterarische Erzeugnisse auf
die innere Rinde des Damarbaumes, in Stücken von 4—6 Fuß lang²⁾
und $\frac{1}{2}$ —1 Fuß breit, geschrieben werden. Die Rinde wird mit einem
hölzernen Hammer glatt geschlagen und mit Reisswasser bestrichen. Der
mit Zuder vermengte dunkle Saft des Damarbaumes dient zur Tinte.
Die Litteratur hat allerdings keine bedeutenden Schätze aufzuweisen.
Jene Manuskripte (Pustaha) enthalten fast nur Zauberformeln, Traum-
deuterei, Tagewählerei u. dergl.

Zur Vervollständigung der Mitteilungen über die Lebensweise der
Batta mag hier sogleich noch Folgendes aus der ersten Auflage dieses
Werkes eingeschoben werden. — Getraten gibt es zweierlei unter den
Battas, deren Jünglinge meist im 18., die Jungfrauen vom 14.—16.
Lebensjahre sich verheirathen. Die erste heißt „Mangoli“, da der
Bräutigam seine Braut für den Wert von 4—8 Büffeln ihren Eltern
abkauft; die so erworbene Frau darf sich nie von ihrem Manne trennen,
bleibt seinen Befehlen unterworfen und geht nach dem Tode des Mannes
an dessen Erben über. Bei der zweiten Art, „Sumondo“, erhält der
unvermögende Bräutigam die Braut unentgeltlich, wird aber dafür den
Schwiegereltern zinsbar, die ihn als Sklaven gebrauchen können. Nach
dem Tode des Mannes erben nur die männlichen Nachkommen, und
die Witwe lebt unter den Befehlen ihrer Söhne. Nach der Geburt
eines Kindes, die in den bei weitem meisten Fällen sehr leicht von
statten geht, erhält die Frau ein kleines Geschenk von ihrem Mann,
am vierten Tag danach wird das Kind in Begleitung der meisten
Dorfbewohner zum nächsten Bach getragen, dort gewaschen, und der
Vater spricht den Namen des Kindes, den es fortan trägt, laut und
deutlich aus. Die Erziehung der Kinder angehend, so lernen diese
eigentlich nur durch den täglichen Umgang mit den Dorfbewohnern die
Kenntnis der Gesetze (Adat), sowie sie die Feldarbeiten und den Gebrauch
der Waffen durch allmähliche Übung erlernen, ohne daß man auf den

¹⁾ Auch in anderer Hinsicht zeigt sich die tiefe sittliche Entartung des Batta
auf eine entwürdigende Weise, namentlich in geschlechtlicher Beziehung.

²⁾ Nach anderen Angaben 20—40 Fuß.

Unterricht der Jugend in diesen Dingen besonders bedacht ist. Anders verhält es sich mit der Schreibekunst. Die Rajas und die reicheren Bewohner schiden zu einer Zeit, wo der Sohn oder die Tochter ins reifere Alter gelangt, zu einem Mann, der im Rufe steht die Schreibekunst besonders zu verstehen, damit er den nötigen Unterricht erteile. Gewöhnlich dauert dieser zwei bis drei Monate, worauf die litterarischen Studien des Wattara beendigt sind. Ein Leichenbegängnis ist stets eine höchst erwünschte Festlichkeit um des damit verbundenen Schmausens willen. Ist der Verstorbene von keiner angesehenen Familie, so wird er schon am vierten Tage nach dem Tode begraben, und es wird ein Schwein oder einige Hühner zum Leichenschmaus geschlachtet. Ist der Verstorbene der Rajas eines kleinen Dorfes und war er nicht reich, so bleibt er einen Monat über der Erde. Die Weiber heulen täglich ein paar Stunden in und vor dem Hause, es werden am Begräbnistage ein oder einige Karibauen (Büffel) geschlachtet, welche die Leidtragenden verzehren, und nicht leicht findet sich ein Beispiel, daß der Schmerz der Hinterbliebenen über den erlittenen Verlust ihren Appetit vermindert hat. Ein angesehener, über ein großes Dorf gebietender und mit vielen Kollegen in Verbindung stehender Rajas bleibt so lange nach seinem Tode unbegraben, bis der an seinem Sterbetage ausgesäete Reis zur Reife gelangt ist. Die Begräbnis findet mit vielen Ceremonien statt, es wird eine große Zahl Karibauen geschlachtet, deren Hörner und Kinnbäden das Grab zieren. Bevor der Sarg ins Grab gesenkt wird, tritt der älteste Sohn oder Bruder des Verstorbenen herzu, öffnet den Deckel und spricht: „Jetzt, Vater, siehst du noch einmal die Sonne, die du nun nie mehr sehen wirst.“¹⁾

Gehen wir nun zu der Religion der Watta über²⁾, so ist vorab zu bemerken, daß in ihren religiösen Vorstellungen und Anschauungen große Unsicherheit und Verworrenheit herrscht. Von dem Dasein Gottes, des Weltchöpfers, haben sie ein bestimmtes Bewußtsein, ja sie preisen ihn wohl mal in ihren Anrufungen wegen seiner Weisheit, mit der er dem Menschen das Ohr gehohrt, und das Auge geöffnet und die Finger getrennt erschaffen habe. Andererseits aber ist das Wort, mit dem sie ihn nennen, Debata, ganz und gar unbestimmt und vieldeutig. Nicht allein, daß es an sich, wie alle Substantiva, die Zahl, also ob Gott oder Götter, unbestimmt läßt, sondern auch die Menschen werden Debata genannt. Die Watta stellen sich nämlich die Welt als aus drei Etagen bestehend vor. Auf der obersten, also im Himmel, wohnen die eigentlichen oder oberen Götter; auf der mittleren, d. i. der Erde, wohnen die Mittelgötter oder Menschen und in der Unterwelt allerlei Geister. Unter den oberen Göttern werden drei, Wataraguru, Soripada und Mangalabulan, als die größten und vornehmsten bezeichnet, doch nimmt der erstere bei weitem die Hauptstelle ein und erscheint auch häufig allein

¹⁾ Es verdient bemerkt zu werden, daß die Gräber außer mit den Schädeln der geschlachteten Büffel, auch mit Pfählen geziert sind, auf denen sich in roher Skulptur Darstellungen gemeiner Sinnlichkeit befinden.

²⁾ Dr. Schreiber, a. a. O., S. 343 ff.

als
habe
Gott
tritt
mit

gerab
einen
brun
und
louft
Dara
die
enbli
Kader
oben
durch
die
kann,
mir,
euch,
Berge
euch

Peroo
zu An
und d
dann
nomm
neben
Ander
Geleg
paare
Denn
Mensch
der
verträ
der
nachde
um de
man
lassen.
sehr in
angern
er steh

storber
sfort
Einem
Lond
erst in
beim
sie au
Suma
wohl

t ist. Anders
die reicheren
e Tochter ins
die Schreibe-
erricht erteile.
e litterarischen
s ist stets eine
en Schmauses
mille, so wird
b es wird ein
htet. Ist der
nicht reich, so
len täglich ein
Begräbnistage
Leidtragenden
er Schmerz der
tit vermindert
und mit vielen
e nach seinem
säte Reis zur
remonien statt,
n Hörner und
b gesenkt wird,
zu, öffnet den
die Sonne, die

), so ist vorab
Anschauungen
Dasein Gottes,
a sie preisen ihn
mit der er dem
die Finger ge-
t, mit dem sie
beutig. Nicht
also ob Gott
werden Debata
us drei Etagen
nen die eigent-
Erde, wohnen
allerlei Geister.
Soripada und
et, doch nimmt
h häufig allein

it den Schädeln
nen sich in roher

als der einzige. Von ihm erzählen sie auch wie er die Welt erschaffen habe. Doch in dieser Erzählung zeigt sich die völlige Vermenschlichung Gottes, die auch sonst bei allen Beschreibungen der Oberwelt hervortritt. Sie stellen sich den Himmel ganz genau so wie unsere Erde vor, mit Wald und Feld, Haus und Hof &c.

Natürlich hat der Bataraguru auch Weib und Kind, Sklaven und Vieh, und gerade ein besonderes Gellüste seiner Frau wird die Veranlassung, daß sein Kabe einen großen Abgrund entdeckt, in den Bataraguru dann selbst hinabsteigt, und brunten in der Finsternis auf den Hörnern eines Bodas, den er mitgenommen hat und den er ins Wasser tauchen läßt, zuerst aus mitgebrachten Föhmern ein Floß konstruiert und darauf dann die Erde, die er gleichfalls mitgebracht hat, anbringt. Darauf läßt er auf dieser Erde für den Kaben und die Schwalbe, welche zunächst die Bewohner dieser Erde sein sollen, verschiedene Bäume wachsen und erschafft endlich, nachdem inzwischen auch Sonne und Mond gemacht sind, auf Bitten des Kaben, dem es da unten zu einsam ist, den Menschen, und zwar aus Erde, die er von oben her hat holen lassen. Mann und Frau werden geschaffen, und es wird ihnen durch Hersagen von Zauberformeln (!) Leben eingehaucht. Darauf wendet Bataraguru die Frageformel, durch welche man auch sonst jemand zum Antworten zwingen kann, auf sie an, um ihnen dadurch die Sprache zu verleihen. „Was willst du von mir, Großvater, daß du mir so ins Ohr schreist?“ sagt der Mensch. „Ich habe euch, o Enkel, so hart angeschrien, weil ich euch geschaffen habe, damit ihr sprecht. Vergeßt niemals, daß ich euer Großvater bin, gehorcht meinen Befehlen, was ich euch auch befehlen mag, sagt niemals, daß ihr es nicht thun wollt.“

Sehr eigentümlich und geheimnisvoll in der weiteren Geschichte ist das plötzliche Hervortreten eines dritten Menschen, der aus einem Stüd Bambu, das der Kabe zu Anfang in den Abgrund geworfen hatte, um seine Tiefe zu messen, hervorkommt und dann fabelhaft Weise aufs neue von der Frau geboren wird. Er erhielt dann von Bataraguru den Namen Setan (die von den Muhammedanern angenommene Bezeichnung des Teufels), und so könnte man versucht sein, in ihm den neben eingeführten Ursprung des Bösen zu suchen, wozu auch sein Thun gut stimmt. Andererseits aber bietet sein Erscheinen offenbar dem battaschen Erzähler erwünschte Gelegenheit, der bösen Konsequenz zu entgehen, daß die Söhne des ersten Menschenpaares niemand anders, als ihre eigenen Schwestern zu Frauen nehmen konnten. Denn dieser Setan kann nun, als Fremder, recht wohl mit der Tochter des ersten Menschenpaares sich verheiraten, und dann können seine Töchter wieder die Frauen der Söhne des ersten Menschenpaares werden, das alles, sowie es da erzählt wird, verträgt sich wohl mit der battaschen Anschauung über erlaubte und verbotene Grade der Verwandtschaft bei Geschlechtsungen. Beachtenswert ist auch, daß Bataraguru, nachdem er einigemal durch die heilige Mandischwalbe herabgerufen worden ist, um den Kindern der Menschen Namen zu geben, erklärt, es werde ihm doch zu viel, man solle in Zukunft nur das Fest feiern und den Namen geben, ihn aber in Ruhe lassen. Damit soll wohl erklärt werden, weshalb er selbst jetzt für die Batta so sehr in den Hintergrund tritt. Zwar wird sein Name wohl auch ein einzelmal angerufen, sonderlich bei Schwüren, oder es werden ihm auch Opfer gebracht, aber er steht doch sehr zurück gegen die Geister, Begu genannt.

Diese Begu sind wohl unzweifelhaft ursprünglich Geister verstorbener Menschen. Aber nicht jeder Geist eines Verstorbenen wird sofort ein Begu. Auf diesem Gebiet herrscht ganz besondere Unklarheit. Einem jeden lebenden Menschen schreiben die Batta sieben Geister, Tonbi, zu, von denen sein Leben, Glück und Wohlfsein abhängt und die erst im Tode den Körper verlassen. Nun scheint es aber fast, als ob beim Tode diese sieben in eins zusammen fließen, und zwar bekommen sie auch einen neuen Namen, Sumangot. Der Batta spricht von dem Sumangot seines Vaters und Großvaters, und zwar scheint er sich diesen wohl immer als guten wohlwollenen Geist vorzustellen, der an dem

Wohlergehen seiner Nachkommen lebhaften Anteil nimmt, ihn auch wohl aus Not und Gefahr befreit. Ob und wie nun aber aus diesem Sumangot ein Begu wird, bleibt unklar. Hier und da sollen sie auch die Vorstellung haben, daß die Geister der Verstorbenen wieder sterben, und so stufenweise von niederen Ständen zum höheren und höchsten aufsteigen, bis daß sie endlich in dem höchsten Himmel ankommen, wo sie mit den eigentlichen Göttern vollkommene Unsterblichkeit genießen.

Wie bei so vielen heidnischen Völkern, so ist auch bei den Batta Gottesdienst und Zaubererei aufs innigste verwoben und hat beides nur den Zweck, für dieses Leben Gesundheit, Wohlergehen und Reichthum zu erlangen. Eigentliche Götzentempel trifft man nicht, wohl aber hier und da am Ende des Dorfes oder draußen eigene Häuser, ähnlich eingerichtet wie ihre Wohnhäuser, die zur Wohnung für den Begu bestimmt sind, aber kein Bildnis desselben enthalten. Die Götzenbilder, wo sich solche finden, haben fast ausschließlich den Zweck, als Schutzmittel die bösen Geister und andern bösen Einfluß abzuwehren. Derartige Bilder, meist ein Stod oder Pfahl, oben mit einem Menschenkopf und Armen, manchmal auch mit echtem oder nachgemachtem Menschenhaar, trifft man am häufigsten über den Thüren der Häuser, oder vor dem Eingang der Dörfer. Eigentliche Priester gibt es nicht, aber doch zweierlei Leute, die in Bezug auf den Gottesdienst eine besondere Stellung einnehmen, nämlich den Datu und Sibaso. Ein Datu ist ein Zauberdoctor, Wahrsager, Zeichendeuter und Schwarzkünstler, der seine Weisheit von andern alten bewährten Lehrern, manchmal für schweres Geld, und aus den Zauberbüchern, Pustaka, erlernt hat. Schon vor der Geburt des Kindes muß er durch ein besonderes Zaubermittel, Bagar, demselben Leben und Gesundheit bewahren, bei der Geburt muß er Ausspruch thun, ob der Tag derselben ein glücklicher oder unglücklicher ist, wozu er seinen Kalender befragt, resp. angeben, was geschehen muß, um drohendes Unglück abzuwenden. Ebenso spielt er bei der Namensgebung eine große Rolle, überhaupt bei allen wichtigen Angelegenheiten, wo es darauf ankommt, für ein Unternehmen den glücklichen Tag auszuwählen. Ganz besonders aber wird seine Hilfe in Anspruch genommen in Krankheitsfällen. Da wird ein berühmter Datu oft von weither geholt, wenn die anderen näher wohnenden mit ihrer Kunst zu schanden geworden sind. Einige dieser Datu haben einige Kenntniss von heilkräftigen Wurzeln und Kräutern, wie ihnen die Natur solche ja in großer Mannigfaltigkeit darbietet, aber weitaus die meisten thun nichts durch wirkliche Arzneimittel, sondern gebrauchen nur Zaubermittel. Die Voraussetzung dabei ist die, daß alle Krankheiten durch Begu verursacht sind. Aber wie die Begu selbst sehr zahlreich und sehr verschiedener Art, so muß natürlich auch das Heilverfahren ein sehr mannigfaltiges sein. Bei allen Heilmitteln kommt es aber weniger auf das Mittel selbst, die Ingredienzien, an, als vielmehr auf die dabei gesprochenen Zauberformeln und Gebete. Entweder sendet der Datu nur ein Mittel, mit welchem der Kranke gewaschen werden soll, oder er ordnet an, man solle ein Parsili machen, d. h. ein Abbild des Kranken, meist aus einem Bananensamman geschnitzt und mit einigen Lappen Zeug

bell
dam
den
brin
Wun
Mit
Dor
brin
Wei
sche
in
nich
Sch
imm
Pat
auch

auch
durch
durch
ihn
Datu
für
Dor
der
besti
zwei
ein
men
besti
Kala

große
Aben
besteh
nur
und
dieser
nun
und
seiner
Gewi
ganz
Gänd
ganz
ganz
Lanz
ersch
sein
des
gewe
Male
Suri

ihn auch wohl
er aus diesem
sollen sie auch
wieder sterben,
und höchsten
ankommen, wo
heit genießen.
bei den Datta
hat beides nur
und Reichthum
wohl aber hier
er, ähnlich ein-
Begu bestimmt
abilder, wo sich
Schutzmittel die
erartige Bilder,
pf und Armen,
henhaar, trifft
or dem Eingang
noch zweierlei
e Stellung ein-
ist ein Zauber-
r seine Weisheit
veres Geld, und
vor der Geburt
Pagar, dem-
t muß er Aus-
unglücklicher ist,
geschehen muß,
bei der Namen-
Angelegenheiten,
lichen Tag aus-
Anspruch ge-
Datu oft von
ihrer Kunst zu
nigige Kenntnis
e Natur solche
e meisten thun
nur Zauber-
ankheiten durch
reich und sehr
ahren ein sehr
aber weniger
auf die dabei
der Datu nur
soll, oder er
b des Kranken,
n Lappen Zeug

bekleibet, das man draußen vor das Dorf bringt und dort niederlegt, damit dahinein der quälende Geist entweiche, oder er rät, man solle den Kranken heimlich in der Stille der Nacht in ein anderes Haus bringen, ob er so etwa dem Einfluß des bösen Geistes entziehen könnte. Hilft das alles noch nicht, so schreitet der Datu zu energischeren Mitteln. Entweder er läßt draußen vorm Dorf oder auch auf der Dorfstraße ein Opfergerüst errichten und auf demselben allerlei Opfer bringen, oder aber er sucht durch scharfe reizende Mittel den Geist zum Weichen zu bringen. Also er läßt etwa eine tüchtige Portion spanischen Pfeffer kochen und den Saft davon dem unglücklichen Kranken in Mund, Nase, Augen und Ohren spritzen, ein Mittel, das natürlich nicht selten den sofortigen Tod zur Folge hat, freilich zum eigenen Schaden des Datu. Denn das ist selbsttödend, daß er seinen Lohn, der immer schon vorab ausgemacht und zuweilen nach dem Wert des Patienten bemessen wird, nur in dem Falle erhält, wenn er den Kranken auch wirklich wieder gesund macht.

Fast immer aber wird neben und außer dem Datu schon bald auch die Hilfe des Sibaso angerufen. Sibaso wird jemand nicht etwa durch besonderes Studium oder Unterricht, wie der Datu, sondern dadurch, daß ein Begu Besitz von dem betreffenden Menschen ergreift und ihn sich so zu seinem Medium oder Orakel erwählt. Das Amt eines Datu ist nicht selten ein sehr einträgliches, der Sibaso dagegen bekommt für seine Mühe fast nichts, nimmt dieselbe aber auch nur für sein Dorf, ja nur für seine Stammesgenossen auf sich. Während die Zahl der Datus zufällig ist, und manches Dorf vielleicht gar keinen Datu besitzt, hat jeder Stamm in jedem Dorf mindestens einen, gewöhnlich zwei oder noch mehr Sibaso und zwar Männer und Frauen. Stirbt ein Sibaso, so wird sein Nachfolger nicht durch Wahl oder sonstige menschliche Vermittelung, sondern durch Einfahren des Geistes selbst bestimmt. Nicht nur in Krankheitsfällen, sondern auch bei andern Kalamitäten oder Festlichkeiten muß der Sibaso sein Amt ausrichten.

Die betreffende Familie oder Dorfgemeinde versammelt sich, sei es in einem großen Hause oder auf der Dorfstraße, manchmal bei Tage, häufiger jedoch am Abend. Ein Orchester, dessen Instrumente nur aus Trommeln, Pauken und Becken bestehen, und dessen Musik also nicht durch Verschiedenheit der Melodien, sondern nur der Taktarten variiert, sitzt auf der einen Seite, auf der andern die Zuhauer und in der Mitte der oder die Sibaso. Der Sibaso hat einen besonderen, nur bei diesen festlichen Gelegenheiten gebrauchten Anzug angelegt, und während die Musik nun ihre lärmenden Töne hören läßt, sitzt der Sibaso unter einem Tuche still da und atmet den betäubenden Rauch des Weihrauch ein, bis er endlich durch Jucken seines Körpers zu erkennen gibt, daß der Geist von ihm Besitz ergreifen will. Gewöhnlich erhebt er sich dann und beginnt, streng nach dem Takte der Musik einen ganz eigentümlichen Tanz. Zuerst beugt er nur die Fingerspitzen seiner ausgestreckten Hände, und zwar immer ganz gleichmäßig, zugleich mit langsamer Wendung des ganzen Körpers, allmählich aber dehnt sich die Bewegung Glied für Glied über den ganzen Körper aus und wird je länger desto lebhafter, bis daß er zuletzt in wildem Tanz u. s. w. gewaltigen Sprüngen, aber stets streng im Takt, sich bewegt und endlich erschöpft zusammenbricht. Nun ist es Zeit, ihn d. h. den Geist, der in ihn gefahren sein soll und der auch unter dem und dem Namen sich einführt, zu befragen wegen des Kranken oder wegen dessen, was sonst die Veranlassung der ganzen Feierlichkeit gewesen ist. Manchmal tanzt der Sibaso gar nicht, gewöhnlich aber selbst mehrere Male hinter einander, ja die Feier kann selbst halbe Nächte hindurch währen. Der

Sibaso gilt nun, indem er im Namen des Geistes redet, an, was für Opfer gebracht werden müssen, oder was sonst zu geschehen hat. Zuweilen erklärt er aber auch, daß für den Kranken keine Gifte mehr sei, und in solchem Falle überläßt man denselben denn auch ruhig seinem Schicksal.¹⁾

Von den übrigen religiösen Gebräuchen der Battia muß ich doch auf das Manumbusi noch etwas näher eingehen, denn es spielt eine große Rolle und ist zugleich sehr charakteristisch. Es ist dies eine Ehrenbezeugung oder ein Opferfest, das man einem bestimmten verstorbenen Vorfahren, Vater, Großvater u. und zwar an dessen Grabe selbst, darbringt. Zuweilen ist die Veranlassung ein Krankheitsfall oder eine andere Kalamität, die nach dem Rat des Datu, als aus der Mißgunst des Vorfahren entspringend, auf diese Weise abgewendet werden soll, häufig findet es aber auch statt ohne besondere Veranlassung, nur nach gemeinsamem Übereinkommen der Familienglieder, immer aber ist es zugleich ein Familienfest, durch welches auch die weitere Familie sich ihrer Zusammengehörigkeit recht bewußt wird und derselben auch einen öffentlichen Ausdruck verleiht. Das Grab, das für gewöhnlich ganz ohne Pflege und Schutz bleibt, wird zu diesem Ende sorgfältig von allem Unkraut gereinigt, mit Luchern bedeckt und mit Fähnlein geschmückt. Mit vielen Schüssen und lärmender Musik wird dann das Fest etwa am Abend eingeleitet und die ganze Nacht hindurch fortgesetzt. Am andern Morgen wird dann am Grabe selbst das Opfer, sei es ein Büffel eine Kuh, Ziege oder was sonst, geschlachtet und die besten Stücke davon auf das Grab gelegt, freilich nur für kurze Zeit, denn

¹⁾ Die Beantwortung der Frage, ob bei diesem ganzen Vorgange alles nur auf Betrug und Täuschung beruhe, oder ob auch andere, übermenschliche Mächte mit im Spiele seien, sagt Dr. Schreiber, ist gewiß äußerst schwierig. Meine eigene Erfahrung muß ich als ungenügend zur Lösung dieser Frage bezeichnen, denn obwohl ich vielfach Augenzeuge dieser Handlung gewesen bin, so war doch in der ganzen Landschaft, in welcher ich lebte, das Heidentum im Zustande des Absterbens; es hatte vor dem doppelten Angriff des Islams und des Christentums alle Macht und Halt im Volke verloren, so daß selbst in solchen Dörfern, wo noch kein Mensch sei es Christ, sei es Muhammedaner geworden war, doch schon die heidnische Weise in Verfall geriet. Z. B. wenn ein Sibaso gestorben war, so wollte sich trotz aller angewandten, sonst stets probaten Mittel, kein neuer Sibaso finden, trotz aller Paukens und Trommelns wollte doch kein Geist in einen der Leute hineinsahren. Daß ich in einzelnen Fällen deutlich den Betrug habe erkennen können, daß nämlich der Sibaso, auch da wo er im Namen des Geistes sprach, doch ganz offenbar seines eigenen Herzens Gedanken vertündigte, daß der Geist bei einem Sibaso, der heimlich schon dem Islām zuneigte, zu Gunsten des Islams, bei einem andern, der dem Christentum zugeneigt war, zu Gunsten des Christentums sprach, das beweist doch noch nichts für alle Fälle. Aber ebensowenig erscheint die allerdings merkwürdige Erfahrung, daß mehr als einmal frühere Sibaso, die im Taufunterricht sich befanden, beim Hören der altgewohnten Klänge unaufhaltsam dahin eilten, den alt gewohnten Tanz ausführten und dann doch sofort sich darüber anlagten — ohne weiteres als ein hinlänglicher Beweis für das wirkliche Vorhandensein einer anderen als der Gewohnheitsmacht. Man sollte meinen, der einfachste Weg sei der, die Sibaso, die Christen geworden sind, selbst zu fragen. Verhältnismäßig haben sich nämlich viel Sibaso dem Christentum zugewandt, und natürlich haben wir Missionare sie öfter über diesen Punkt befragt. Soviel ist nach ihren Antworten unzweifelhaft, daß es sich in den weitaus meisten Fällen nicht um bewußten Betrug handeln kann, und daß der Sibaso, wenigstens in der Regel, sich in einem Zustand halber Betäubung und Verdunkelung seines Selbstbewußtseins befindet. Weitere Schlüsse möchte ich aber weder nach der einen, noch nach der anderen Seite hin ziehen.“

as für Opfer ge-
n erklärt er aber
m Falle überläßt

muß ich doch
es spielt eine
ist dies eine
stimmten ver-
dessen Grabe
Krankheitsfall
, als aus der
se abgewendet
Veranlassung,
r, immer aber
weitere Familie
derselben auch
ür gewöhnlich
nde sorgfältig
mit Fähnlein
wird dann das
urch fortgesetzt.
Opfer, sei es ein
nd die besten
ze Zeit, denn

ange alles nur
nischliche Mächte
g. Meine eigene
en, denn obwohl
in der ganzen
Wälder; es
alle Nacht und
kein Mensch sei
bnische Weise in
sich trotz aller
den, trotz aller
te hineinfahren.
en, daß nämlich
offenbar seines
so, der heimlich
abern, der dem
as beweist doch
gs merkwürdige
terrichtet sich be-
eilen, den alt
sagen — ohne
n einer anderen
eg sei der, die
äßig haben sich
wir Missionare
n ungewissheit,
Betrug handeln
Zustand halber
weitere Schlüsse
hin ziehen."

hernach werden auch sie, samt allen übrigen unter die Teilnehmer ver-
teilt. Gewöhnlich wird auch dabei ein eigentümlicher Tanz aufgeführt
und zwar nicht nur von dem Sibaso, sondern auch von den übrigen,
und zum Schluß wird ein Gebet gesprochen, in welchem der Geist des
im Grabe Ruhenden unter Hinweisung auf das schöne Fest und das
reichliche Opfer um Glück und Segen angefleht wird.

Außer diesen großen gemeinsamen Opfern bringen häufig auch
die einzelnen, z. B. Mütter auf den Gräbern ihrer Kinder Speisopfer
dar. Ferner wird auch den Begu geopfert z. B. beim Beginn der
Bearbeitung eines neuen Feldes, in manchen Gegenden alljährlich, wenn
man anfängt die Felder zu bestellen. Auch die Tiere, welche bei Be-
gräbnissen, namentlich bei denen von angesehenen Leuten und großen
Häuptlingen, oft in ungeheurer Menge geschlachtet werden, sind eine
Art Opfer für den Verstorbenen, die ihm zu gute kommen im Jenseits.
Doch es würde zu weit führen, auf alle Einzelheiten bei den Opfern
und ebenso auf alle Formen der Zauberei und des Aberglaubens ein-
zugehen, durch welche man Regen herbeiführt oder allerlei Ungeziefer
und böse Geister fern hält, durch welche man Liebe erwecken, sich schuf-
fest machen oder Vangulubalangs anfertigen und kräftig machen kann
(d. h. Geister, die als Vorkämpfer dem Feinde Schaden zufügen) u.
Großes Gewicht wird auch auf Träume gelegt. Bei mancherlei wichtigen
Angelegenheiten, z. B. bei Verlobungen, beim Kampferholen, richtet
man sich nach dem, was man träumt. Böse Träume können dadurch
kraftlos gemacht werden, daß man zum Schein eine Erfüllung dessen,
was man geträumt hat, eintreten läßt und auf diese Weise die wirkliche
Erfüllung vermeidet. In großem Ansehen stehen auch allerlei von den
Vätern überkommene Erbsünde (Pusato) als Lanzen, Kleidungsstücke u.,
die den Nachkommen, wie man meint, Glück und Reichtum verbürgen.
Die Eidesleistung geschieht in sehr mannigfacher Weise, aber fast immer
in Verbindung mit einer symbolischen Handlung, z. B. indem man
einen Frosch zerschneidet oder Wasser ausgießt, um zu sagen, daß also
der Schwörende selbst solle zerteilt oder sein Blut vergossen werden im
Falle des Meineides. Man trifft freilich Leute, die sich nichts daraus
machen, fälschlich zu schwören, aber im ganzen herrscht doch eine große
Scheu vor dem Meineid, und die Furcht, daß den Meineidigen das
angewünschte Gericht wirklich treffen werde.

Viele Züge dieses eigentümlichen Volkes weisen darauf hin, daß
es schon in alten Zeiten sich auf einer hohen Kulturstufe befand, jetzt
aber sich im Zustande der Entartung befindet. An Stelle der politischen Zer-
stückelung war jedenfalls einst eine bedeutende nationale Macht vorhanden.¹⁾

¹⁾ Auch die Bevölkerung muß früher viel stärker gewesen sein. Die weiten
nur mit Allang Allang bedeckten Strecken in Hoch-Loba bezeugen, daß dort eine
ausgedehnte Kultur den Urwald ausgerodet hat.

Wir erwähnten bereits der zwischen den Batta und ihren südlichen Nachbarn, den Malaien, herrschenden Feindschaft. Man nimmt an, daß diese eine Zeit lang siegreiche Kriegszüge der ersteren nach Süden zur Folge hatte, und sucht darin den Grund für die große in der Mitte des 12. Jahrhunderts beginnende Auswanderung der Malaien, die also dem feindlichen Drucke gewichen wären. Unter den jetzigen Verhältnissen wäre eine solche nationale Aktion vollständig undenkbar. — Je mehr aber die Batta politisch verfallen, machte sich die entgegengesetzte Bewegung bemerklich. Die Malaien drängten von Süden herauf, und ihre einstigen Besieger vermochten ihnen nicht zu widerstehen. Am heftigsten entbrannten diese Kämpfe im zweiten und dritten Jahrzehnte unsres Jahrhunderts. Der Islām war die Triebkraft in demselben. Unter den Malaien hatte sich eine fanatische Sekte gebildet, die Padri, welche mit wohlorganisirten Truppen unter ihrem Führer Luanlu Imām zur Bekehrung oder Vernichtung jener Heiden auszog. Das südlichste der Battaländer, das prächtige breite Hochthal von Mandhelung, war damals schon dem Halbmonde unterworfen. In Angkola aber, dem nächstfolgenden Gebiet, wenigstens in Oberangkola, hatten die Missionsbestrebungen des Islām noch immer hartnäckigen Widerstand gefunden. Hier begannen die Padri ihren Vernichtungskrieg.

Auch dort gibt es weite Strecken, die menschlicher Fleiß einst dem Urwalde abgerungen, jetzt aber sind sie bedeckt mit blasser Allanggras. Dort steht noch eine Gruppe verwilderter Frucht bäume. Da erkennen wir auch noch die Reste von der freistehenden Bambushede, die einst ein Battador umschloß. Wenn hier die Felsen und jene alten Kampferräume reden könnten, sie würden uns von den ruchlosesten Grausamkeiten erzählen, die hier im Namen Allahs verübt sind. An diesem Stamme stand vielleicht der unglückliche Radscha, den die Padri, nachdem sie zuerst mit Wollust seine Schweine massakrirten, dann seine Verwandten vor seinen Augen geschändet und getödtet hatten, auf lange Zeit als Zielscheibe ihrer ungeschickten Schießübungen benutzten, bis endlich ein Schuß ins Herz ihn von den Dualen erlöste — begleitet von dem Hohngelächter dieser vorgeblich Gläubigen.¹⁾

Endlich mischten sich die Holländer ein. Aber sie hatten keinen leichten Stand. Eine Reihe von Jahren hatten sie schwere blutige Kämpfe zu führen, die öfters für sie eine recht bedenkliche Wendung nahmen. Erst nachdem die Padri Sekte ausgerottet war, konnte es zum Frieden kommen. Die Holländer hatten ein schönes fruchtbares Gebiet ihren Besitzungen einzuverleiben. Sie beschränkten sich aber auf die beiden südlichsten Landschaften Mandhelung und Angkola. Die nördlicheren blieben vor der Hand noch unabhängig. Erst später ging man jenseits des hohen Dubuktradscha weiter und nahm die schöne Hochebene von Sipitrol in Besitz. Die folgenden vom Batangtoru durchströmten Landschaften Pangaloan, Sigompulan und Silindung sind erst 1878 in die Kolonie hineingezogen. Aber auch dort hatte sich ihr Einfluß, z. B. in der Unterdrückung des Kannibalismus, seit einigen Jahrzehnten geltend gemacht. Unabhängig sind jetzt nur noch die Landschaften Tola im Norden — die wichtigste und am dichtesten bevölkerte — die noch

¹⁾ Aus einem ungedruckten Vortrage des Verfassers.

gren süblischen
n nimmt an,
n nach Süden
große in der
der Malaien,
r den jetzigen
undenbar. —
die entgegen-
n Süden her-
u widerstehen.
ritten Jahr-
kraft in dem-
Sekte gebildet,
ihrem Führer
beiden auszog.
Hochthal von
erworfen. In
Oberangola,
r hartnäckigen
nichtungskrieg.

ft dem Urwalde
Dort steht noch
noch die Reste
h. Wenn hier
n uns von den
erlbt sind. An
drt, nachdem sie
den vor seinen
rer ungeschickten
den Qualen er-
n.)

hatten keinen
hwere blutige
che Wendung
onnte es zum
thares Gebiet
aber auf die
Die nörd-
ter ging man
hochebene von
römten Land-
erst 1878 in
Einfluß, z. B.
Jahrzehnten
schaften Tola
— die noch

vollständig im alten Selbstum verharret, sowie die westlichen Land-
schaften, namentlich Bila und Padang Bolol, welches letztere bereits
ganz muhammedanisirt sein soll.

Man sollte nun erwarten, daß seit jenem Kriege die Batta von
dem Einfluß des Islām befreit geblieben wären. Doch nein. Gerade
die holländischen kolonialen Einrichtungen haben nur dazu gebient, dem
falschen Propheten unter diesem Volke die Thüren aufzukun. Abgesehen
von der mit dem Islām liebäugelnden Kolonialpolitik, sind es die
vielen eingebornen Beamten¹⁾, die auf die Bevölkerung einen fast ab-
soluten Einfluß gewinnen — hauptsächlich aber die malaiische
Sprache, welche als Geschäftssprache dient und die so sehr auf jenen
Inseln Trägerin des Islām ist, daß man malaiisch lernen als identisch
ansieht mit muhammedanisch werden. Das Christentum der wenigen
holländischen oder halbeuropäischen Beamten fällt dabei ganz und gar
nicht ins Gewicht.²⁾ Die Eingebornen ahnen oft kaum, daß die
Holländer keine Muhammedaner sind. Dazu kommen die vielen Sabisi,
die ungestört ihr Belehrungswert treiben dürfen. Kurz, der Islām
hat unter den Batta der holländischen Besitzungen bereits ganz außer-
ordentliche Fortschritte gemacht. Leider hat man der Mahnung Dr.
Jungheurns, der halb nach Beendigung der Padrikriege die Battaländer
bereiste, keine Folge gegeben. Derselbe, obgleich bekanntlich nicht im
geringsten ein warmer Missionsfreund, hatte in diesem Falle die Be-
lehrung der Batta zur christlichen Religion für eine dringend nötige
Maßregel erklärt. Das Prinzip der Neutralität hat es nicht zur Aus-
führung derselben kommen lassen, und so sehen wir unter den Stämmen,
die noch vor wenigen Jahrzehnten die abgesagtesten Feinde der Muham-
medaner waren, deren Religion unwiderstehlich vordringen.

Der Islām verdankt seine dortigen Siege keineswegs der eigenen
inneren Lebenskraft oder dem Eifer und Fanatismus seiner Anhänger,
im Gegenteil, je näher man die Muhammedaner kennen lernt, desto
mehr muß man sich verwundern über ihre Unwissenheit und die Hohlheit
des ganzen dortigen Islām. Man kann ohne Übertreibung sagen,
daß die große Menge der sogenannten Muhammedaner auch nicht ein-
mal eine Ahnung von den Lehren des Korans hat, ja dies geht so
weit, daß selbst Leute, die vielleicht schon sechs, sieben Jahre lang die
muhammedanischen Zeremonien mitgemacht haben, nicht einmal zu sagen
wissen, ob sie an einen oder mehrere Götter glauben, und daß der
Name Muhammed ihnen völlig unbekannt ist. Und auch bei denen, die
auf einer höheren Stufe des Islām stehen, sei es als sogenannte Sabisi
b. h. Leute, welche die Wallfahrt nach Mekka gemacht haben, oder als

¹⁾ Auf Sumätra, besonders die Kapala Kuria, die etwa die Macht eines
Beamten mit der eines Richters vereinigen. Es verdient hierbei jedoch erwähnt zu
werden, daß gerade im Battaland manche der europäischen Beamten sich zur Mission
viel freundlicher gestellt haben, als man dies sonst in den holländischen Kolonien
gewohnt ist.

²⁾ In der ganzen Kolonie Sumättras Westküst gibt es nur eine evangelische
Kirche und einen Domine.

Malim d. h. Priester, oder wenigstens als der arabischen Schrift kundige und also im Koran belehene Leute, ist es nicht viel besser bestellt. Denn da der Koran nur in arabischer Sprache gelesen wird, und solche Personen, die des Arabischen und Malaiischen zugleich mächtig wären, äußerst selten und dann auch keineswegs geneigt sind andere zu lehren, so ist und bleibt eben alles Koranlesen und Beten eine völlig nutzlose Sache, da alles Gelesene und Gebetete durchaus nicht verstanden wird. Kann man sich etwas Widersinnigeres denken, als einen solchen muhammedanischen Lehrer, der etwa von hoher Kanzel herab der versammelten andächtigen Menge aus dem Koran vorliest, von dem er ebenso wenig als seine Zuhörer mehr versteht als das bekannte bismer Allah!¹⁾

Trotz dieser inneren Hohlheit gelingt es dem Islām, die Batta mit allen ihren Antipathien zu unterwerfen. Sie entsagen dem beliebten Genuße des Schweines, Hunde- und Kattenfleisches, sie beerdigen ihre Toten nach der ihnen widerstrebenden muhammedanischen Weise, und vergeßen die an ihren Vätern verübte Grausamkeit. Außer dem angebauten Einfluß der neuen politischen Verhältnisse wirkt dazu mit die überwältigende Majorität, in welcher die Muhammedaner gegenübertreten, dann aber das Fehlen aller sittlichen Anforderungen von Seiten des dortigen Islām an seine Bekenner. Nicht allein daß man gar keine Schwierigkeiten zu befürchten hat in bezug auf eheliche Verhältnisse, im Gegenteil, sowohl beim Nehmen einer zweiten und dritten Frau, als auch bei einer gewünschten Ehescheidung, hat man nach der neuen muhammedanischen Sitte viel weniger Schwierigkeiten als nach der alten battaschen Abat — sondern was noch mehr ins Gewicht fällt, man kann auch vom heidnischen Wesen, von Götzendienst, Zauberei, Spiel u. mit sich hinüber nehmen so viel man will. In Krankheitsfällen, d. h. also da, wo für den Batta die Religion überhaupt erst recht in Betracht kommt, nehmen diese so genannten Muhammedaner fast ohne Ausnahme ihre Zuflucht zu den alten heidnischen Mitteln und Zauberkünsten, und es kommt niemandem in den Sinn, daß das etwas für einen Muhammedaner Unerlaubtes wäre, man hört auch niemals davon, daß etwa um solchen heidnischen Wesens willen jemand aus der muhammedanischen Gemeinde ausgeschlossen worden wäre.

Es ist gar keine Frage, daß unter solchen Umständen die Annahme des Islāms keinen Fortschritt, sondern vielmehr einen entschiedenen Rückschritt bedeutet. Dieser Islām, wie er dort besteht, hat offenbar viel weniger sittlichen Wert als das battasche Heidentum, welches er verdrängt. Beim Heidentum war wenigstens noch teilweise ein Verständnis der Gebote und der vermeintlichen Aussprüche der Geister, hier aber ist nur ein völlig unverständenes Wesen, unverständene Waschungen, Reinigungen, Fasten, Tänze u., ein bloßes Herplappern völlig unverständener und meist sehr entstellter arabischer Gebetsformeln. Die Wirkung dieses Religionswechsels kann darum auch keine andere

¹⁾ Dr. Schreiber a. a. D. S. 359.

als
zufest
niedr
wenig
der S
mach

Über
man
auf
stetig
an d
gegen
mit
Batt
oben
zu n
Islā
der
von

Batt
zu d
Kolo
Ram
West
mit
hin,
scheit
Batt
wider
ange
sie i
mögl
lassen
der
des
Die
schön
Sitt
Si
digi

Geg
den
disch

als eine nachtheilige sein. Die sittlichen Verhältnisse verschlechtern sich zusehends, die vermalisirten Batta stehen entschieden auf einer sittlich niedrigeren Stufe als ihre noch heidnischen Vollsgeossen in Toba, wenn auch die groben Ausbrüche der heidnischen Roheit, besonders der Kannibalismus, natürlich nicht mehr vorkommen können; das letztere macht ja schon die holländische Regierung unmöglich.

Die Lage des battaschen Heidentums scheint gezählt zu sein. Überall, wo die Batta unter den Einfluß der Holländer kommen, muß man ihre heidnische Religion auf das Sterberegister setzen. Im Blick auf den Gang der Ereignisse in den letzten fünfziger Jahren, auf die stetige Ausdehnung der holländischen Kolonie in Nord-Sumatra, beides an der West- und Ostküste, zumal aber in Anbetracht des jetzigen Krieges gegen Atschi (-in, -eh) und seiner notwendigen Konsequenzen, wird man mit Bestimmtheit vorherzusagen können, daß binnen kurzem das ganze Battavolk unter holländischen Einfluß kommen, damit aber auch, wie oben gezeigt, in die größte Gefahr geraten wird, dem Islām zur Beute zu werden. Je armseliger und jämmerlicher aber dieser sumatranische Islām ist, desto dringlicher erscheint die Pflicht, mit allen Kräften an der Christianisirung der Batta zu arbeiten, um dadurch wenigstens von einem Teil des Volkes jenes Verhängnis abzuwenden.

Die ersten Anfänge einer evangelischen Mission¹⁾ unter den Batta sind von den Engländern ausgegangen im Jahre 1820, also zu der Zeit, da sie die den Franzosen wieder abgenommenen holländischen Kolonien noch in ihrem Besitz hielten. Ein englischer Baptistenmissionar, Namens Burton, ließ sich in Siboga, der Haupt-Hafenstadt an der Westküste des Battalandes, nieder, lernte die Sprache und drang auch mit der Predigt des Evangeliums ins Innere, bis nach Silindung hin, vor. Aber zu irgend welchen Erfolgen kam es nicht, trotz des scheinbar gewaltigen Eindruckes, den seine Verkündigungen auf die Batta machten. Infolge der schon oben erwähnten kriegerischen Verwickelungen zwischen den Batta und den Malaien, mußte die kaum angefangene Arbeit wieder unterbrochen werden, und bald darauf wurde sie infolge der Abtretung der Insel an die Holländer (1825) ganz unmöglich. Denn die Holländer wollten keine englischen Missionare zulassen. Noch schneller und noch unglücklicher endete ein zweiter Versuch, der etwa zehn Jahre später (1834) von zwei amerikanischen Missionaren des Boston Board, Namens Munson und Lyman, unternommen wurde. Diese glaubensmutigen und eifrigen Männer hatten wohl etwas vor-schnell, ehe sie Sprache und Sitte des Volkes kannten, den Weg nach Silindung angetreten. Sie wurden unterwegs bei dem kleinen Dörfchen Si Sasat überfallen, ermordet und aufgefressen. Wie spätere Erkundigungen ergeben haben, muß diese Ermordung nicht einfach dem Kan-

¹⁾ Da eine Arbeit von so berufener Hand wie Dr. Schreibers über diesen Gegenstand vorlag, glaubte ich dieselbe einer selbstgefertigten Zusammenstellung aus den Missionsberichten vorziehen zu müssen. Ich habe nur in bezug auf die holländischen Missionsstationen einige Ergänzungen hinzugefügt.

nibalismus der Batta zugeschrieben werden, sondern soll vielmehr aus einem gemeinsamen Beschluß der Bewohner Silindungs hervorgegangen sein. Die Leute hatten die frühere Predigt Burtons dahin mißverstanden, als ob durch das Evangelium das Volk als solches klein und schwach werden sollte, und wollten darum die Bringer solcher Botschaft von vornherein unschädlich machen. Diese Greuelthat brachte die Batta so in Verruf, daß lange Zeit keine Missionsgesellschaft sich bewogen fühlte, weitere Versuche zu machen.¹⁾ Erst auf weiten Umwegen kam es wieder zu einer Missionsarbeit unter den Batta.

Zunächst hatte, wie schon oben erwähnt, die holländische Regierung in den vierziger Jahren den deutschen Arzt Dr. Jungbuhn zur Erforschung des Landes dorthin gesandt, und nachdem durch ihn Land und Volk etwas näher bekannt geworden waren, sah sich die Niederländische Bibelgesellschaft veranlaßt, den Herrn Neubronner von der Zuut hinzusenden, damit er die Battasprache gründlich studire und auch die Bibel in dieselbe überseze. Die Arbeit dieses ausgezeichneten Sprachforschers, der sein eminentes Talent in der lexikalischen und grammatikalischen Bearbeitung des Battaschen glänzend bewiesen hat, ist für die Mission in mehr als einer Beziehung von der größten Bedeutung geworden. Nicht nur daß alle nachkommenden Missionare ihm bei der Erlernung der Sprache ungemein viel zu danken gehabt haben, seine Übersetzungen sind es auch gewesen, die den Leiter der Rheinischen Mission zu einer Zeit, wo man statt des verschlossenen Borneo ein neues Missionsgebiet in holländisch Indien suchte, gerade auf die Batta hingewiesen haben. Freilich waren schon vor den rheinischen Missionaren, die seit 1861 die Mission unter den Batta neu begannen, ein paar holländische vom Pastor Witteveen zu Ermelo gesandte Arbeiter dort thätig gewesen, aber weil diese nicht ausreichend von der Heimat her unterstützt wurden, war es doch gut, daß man jetzt von Deutschland aus ihnen zur Hilfe kam. Zwei dieser Holländer, van Afsel, der schon seit 1856 in der Landschaft Sipirok als holländischer Beamter gelebt, und Bek, traten in den Dienst der Rheinischen Gesellschaft, so daß diese, die zwei Missionare: Klammer von Borneo und Heine aus Deutschland, gesandt hatte, sogleich mit vier Arbeitern auf vier Stationen ihr Werk beginnen konnte. Zwei dieser Stationen, Sipirok und Bungabondar, liegen innerhalb, die anderen beiden, Pangaloan und Sigompulan, außerhalb der Grenzen der Kolonie. Einen wichtigen Zuwachs erhielt das Werk an Kommissen, der nach einem kurzen Versuch, von der Hafenstadt Baros aus ins Tobaland einzubringen, welcher an dem Verbot des holländischen Beamten scheiterte, und nach einem längeren Aufenthalte in Prausorot in der Landschaft Sipirok am Ende des Jahres 1863 es wagte, sich in Silindung niederzulassen. Freilich kostete es viele Mühe und erforderte die äußerste Geduld und Bähigkeit des

¹⁾ Der amerikanische Missionar Ennis brang 1837 von Natal aus nach Mandeling vor, kam auch nach Angtola. Aber seine Erkrankung zwang ihn bald zur Rückkehr.

Mi
dun
das
Ger
kom
Pai
noch
Saf
zur
holl
Mis
meh
enbl
seit
gele
Gar

Pad
abie
Tha
diese
schaf
wah
sehr
barn
Da
übr
war
Dir
fager
imm
auch
Anst
Zel
diese

über
schrei
daß
und
oder
Bele
aus
hera
ihnen
Miss

völl
erlo

vielmehr aus
hervorgegangen
missverstanden,
und schwach
Bottschaft von
die die Batta
sich bewogen
Umwegen kam

sche Regierung
huhn zur Er-
urch ihn Land
die die Nieber-
nner van der
dire und auch
neten Sprach-
und gramma-
n hat, ist für
ten Bedeutung
e ihm bei der
haben, seine
er Rheinischen
n Borneo ein
auf die Batta
ischen Missio-
begannen, ein
ante Arbeiter
n der Heimat
von Deutsch-
an Asselt, der
cher Beamter
Gesellschaft, so
nd seine aus
ler Stationen
und Bunga-
und Sigom-
gen Zuwachs
Verluch, von
welcher an
nem längeren
m Ende des
freilich kostete
Bähigkeit des

us nach Man-
ihn bald zur

Missionars, um nur einmal die Erlaubnis zur Niederlassung in Silindung zu erlangen, und auch beim weiteren Fortgang des Werkes war das Leben des Missionars sehr oft in der äußersten Gefahr, aber der Herr bewahrte ihn, und nachdem einmal die Bahn gebrochen war, konnten noch zwei weitere Stationen in Silindung gegründet werden, Pantjur na pitu und Sipoholon. Auch in der Landschaft Sipirok ist noch eine dritte Station, Prausorat, hinzugekommen und ebenso in der Hafenstadt Siboga, so daß es im ganzen jetzt neun Stationen sind, die zur Rheinischen Mission gehören. Außerdem haben die oben erwähnten holländischen Missionare, welche nicht in den Dienst der Rheinischen Mission, sondern des Javakomite traten, zwei Stationen in der mehr südlich gelegenen Landschaft Angkola gegründet (seit 1864), und endlich haben die holländischen Mennoniten (Doopsgezinde Vereeniging) seit 1870 einen Missionar in der ganz im Süden des Battalandes gelegenen Landschaft Palanten. Gehen wir nun etwas näher auf den Gang und Stand der Mission in den einzelnen Landschaften ein.

Palanten, um mit der südlichsten (gleich an der Grenze der Padangschen Oberlande gelegen) Landschaft zu beginnen, ist ein etwas abseits gelegenes stark bevölkertes und ziemlich schwer zugängliches Thal. Aus dieser seiner Natur läßt sich's einigermaßen erklären, daß diese Landschaft, obwohl so nahe bei den echt muhammedanischen Ortschaften Kau und Bonjol gelegen, sich doch ihr Heidentum zu bewahren gewußt hat. Die Bewohner Palantens, wie man sagt aus sehr verschiedenartigen Quellen zusammengefloßen, stehen bei ihren Nachbarn nicht im besten Rufe, besonders sind sie als Giftmischer berüchtigt. Da die Mission dort erst seit fünf Jahren begonnen ist und von den übrigen Landschaften aus vorher gar kein Einfluß dahin gebrungen war, so darf man natürlich von der Arbeit des einzelnen Missionars Dirks (ein deutscher Südrusse) nicht zu viel erwarten, und man muß sagen, daß die durch ihn erzielten Erfolge in Anbetracht der Umstände immerhin ermutigend genannt werden können. Leider scheinen sie aber auch dazu zu dienen, die umwohnenden Muhammedaner zu verdoppelten Anstrengungen zu veranlassen, auch die Bewohner Palantens für den Islam zu gewinnen. So wird ohne Zweifel auch dort das Heidentum diesen vereinten Angriffen erliegen.

Aus einer etwas späteren Quelle (Heidenbode 1876 X und XI) folge ich Folgendes über die Station hinzu, die übrigens den Namen Guta Bargout trägt. Dr. Dirks schreibt von den Eingebornen: „Durch Freundlichkeit und Sanftmut und dadurch, daß ich sie nicht niedriger stelle als einen Europäer, habe ich Vertrauen gewonnen und haben sie mich lieb bekommen. Manch' freundlich Wort, manch' Päckchen Reis, oder ein Stückchen Fleisch oder ein Huhn ist der Beweis davon. Daß doch ihre Bekehrung zum Evangelium auch daraus folgen möchte!“ Die Gemeinde bestand aus 36 Mitgliedern. Dr. D. hat auch eine Schule, in der er sich zukünftige Helfer heranzuziehen bemüht. — Schwierigkeit machte es, den Bekehrten Ersatz für die ihnen von den heidnischen Besitzern versagten Reiskelder zu beschaffen, wozu der Missionar ein besonderes Geld ankaufte.

In Angkola, dem schönen in seiner nördlichen Hälfte dicht bevölkerten Thale, das sich am Fuße des mächtigen Lubut radscha, eines erloschenen Vulkans, ausstreckt, haben die beiden holländischen Missio-

nare, die dort seit etwa vierzehn Jahren thätig sind, verhältnismäßig nur wenig ausrichten können. Der oben beschriebene Prozeß der Muhammedanisirung hat sich trotz aller Verkündigung des Evangeliums unaufhaltsam fortgesetzt, und jetzt sind auch in jener Landschaft nur noch wenig zu finden, die nicht nominell dem Islām zugehörten. Der Ursachen, weshalb hier das Christentum so sehr den kürzeren gezogen hat, sind mancherlei. Einmal waren die missionarischen Kräfte nicht ausreichend, sodann aber, und dies ist gewiß der Hauptgrund, steht diese Landschaft schon seit einer langen Reihe von Jahren unter dem alles beherrschenden Einfluß eines sehr hervorragenden und dabei eifrig muhammedanischen Kapala Kuria, dem Sutan Mangamar in Batu nandua. Auch die Anwesenheit einer etwas größeren Zahl von Europäern gerade in dieser Landschaft hat für die Ausbreitung des Christentums nichts weniger als günstig gewirkt. Denn wie sollen die Leute Lust bekommen zum Christentum, wenn der höchste Distriktsbeamte ihnen gelegentlich auseinanderlegt, es sei eigentlich ganz einerlei, ob einer Heide, Muhammedaner oder Christ sei. Dazu kommt noch, daß die wenigen Christen, die sich den beiden Missionaren angeschlossen hatten — es mögen jetzt im ganzen mit den aus Sipirok zugezogenen etwa 150 sein — mancherlei Unrecht und Unbill von seiten ihrer muhammedanischen Oberhäuptlinge haben erleiden müssen, ohne daß es möglich gewesen wäre sie davor zu beschützen, trotz der Nähe des holländischen Regierungsbeamten.

Raum und Zeit gestatten mir nicht, dieser Darstellung Dr. Schreibers eine ausführlichere Schilderung dieser Mission nach den Geilustroord Zondingsblad beizufügen. Ich beschränke mich auf einige Mitteilungen aus den beiden letzten Jahresberichten des Javakomités. Der Missionar Dammerboer hat in Guta Kimbaru und der filiale Si-Matoris eine Gemeinde von 64 Seelen gesammelt. Während seiner Erholungsreise nach Europa war etwas Gleichgiltigkeit eingerissen. Auf der andern Station Si-Napil-Apil hatte Dr. van Dalen 129 Seelen in Pflege. Im ganzen sind etwa 30 Kommunitanten vorhanden. Vier Nationalgehilfen sind zum Teil in Schulen beschäftigt. Die Schülerzahl hatte sich infolge der Befreiung der Sklaven bedeutend gehoben. Der Missionar überfeste mehrere Bücher der Heiligen Schrift in den Angtola Dialekt. — An dem Seminar der Regierung zur Ausbildung inländischer Lehrer in dem benachbarten Padang Sibempuan ist jetzt der oben erwähnte frühere Missionar des Javakomités, Harmsen, als Direktor angestellt.

Bedeutend günstiger steht es in der nächstgelegenen Landschaft auf dem lieblichen Plateau von Sipirok, wo die holländische Kolonie nach dieser Seite hin ihr Ende erreicht. Unter den 6—7000 Einwohnern dieser Landschaft finden sich doch jetzt schon 700 Christen. Die Gründe, weshalb in Sipirok die Missionsarbeit so viel besser steht, als in Angtola, sind leicht ersichtlich. Gerade dort hatte sich der erste, der jetzt noch thätige Missionar, van Asselt, niedergelassen, und wenn er auch um seines Lebensunterhaltes willen gezwungen gewesen war, als Aufseher in den Dienst der Regierung zu treten, so hinderte ihn solches doch keineswegs, dabei auch noch seinem Missionsberuf mit allem Eifer obzuliegen, ja seine amtliche Stellung bot ihm dafür mancherlei Vorteil, sie gab ihm ein größeres Ansehen und seinen Worten mehr Gewicht. Ohne Zweifel ist seiner Arbeit ein Teil des späteren Erfolges zuzu-

schreit
zur D
1861
gründ
gerege
es in
selbst
Islām
mit e
halb d
sei, u
wähle
Missio
von d
gewich
linge,
Einflu
Umsta
des C
gewär
der ob
sein K
sehr f
wandte
zehn J
gelom
und ei
jetzt w
scheide
des J
Sipiro
zwang
daß si
heirat
möht
notwe
ihre A
Schul
so kon
war i
zwei
worde
warte
schaft
worde

verhältnismäßig
e Prozeß der
Evangeliums
Landschaft nur
gehörten. Der
gereren gezogen
Kräfte nicht
Grund, steht
en unter dem
dabei eifrig
mar in Batu
hl von Euro-
des Christen-
len die Leute
beamteten ihnen
klei, ob einer
noch, daß die
hlossen hatten
zogenen etwa
hrer muham-
aß es möglich
holländischen

elbers eine aus-
ingsblad beizu-
lesten Jahres-
Guta Rimbaru
nelt. Während
tischen. Auf der
in Pflege. Im
hilfen sind zum
Befreiung der
er der Heiligen
nung zur Aus-
in ist jetzt der
Direktor an-

andschaft auf
Kolonie nach
Einwohnern
Die Gründe,
als in Ang-
ste, der jetzt
enn er auch
ar, als Auf-
ihn solches
t allem Eifer
erlei Vorteil.
ehr Gewicht.
folges zugu-

schreiben, auch gelang es ihm schon damals, einige wenige Jünglinge zur Annahme des Christentums willig zu machen.

In ein neues Stadium trat hier die Missionsarbeit, als im Jahr 1861 in Sipirok und in Bungabondar eigentliche Missionsstationen gegründet wurden, und die beiden Missionare, Klammer und Bex, ihre geregelte Arbeit mit Predigt und Schulehalten begannen. Damals gab es in der Landschaft Sipirok erst ganz vereinzelte Muhammedaner, ja selbst von den drei dortigen Kapala Kuria war nur erst einer zum Islām übergetreten. Das Volk kam der Verkündigung des Evangeliums mit einer gewissen Bereitwilligkeit entgegen, namentlich war das Gefühl bald allgemein verbreitet, daß es mit dem alten Heidentum jetzt vorbei sei, und daß man darum eines von beiden, Christentum oder Islām, wählen müsse. Von der größten Bedeutung wäre es nun für die Missionsarbeit in Sipirok gewesen, wenn diese Landschaft administrativ von Angtola hätte getrennt werden können, wofür auch sonstige sehr gewichtige Gründe sprechen. Weil nämlich in Angtola schon alle Häuptlinge, bis auf einen, Muhammedaner waren, und noch dazu unter dem Einflusse des oben genannten Sutan Mangamar standen, so hielt dieser Umstand auch in Sipirok die Leute ganz gewaltig von der Annahme des Christentums zurück. Mußte doch ein jeder, wenn er Christ wurde, gewärtigen, daß ihm bei vorkommenden Prozessen — und diese sind bei der oben berührten unsichern Rechtslage sehr zahlreich — eben deswegen sein Recht nicht werden würde. Aber obwohl die Missionare sich schon sehr früh mit einem dahin zielenden Gesuch an den Generalgouverneur wandten und bei jeder Gelegenheit darauf zurückkamen, so hat es doch zehn Jahre gedauert, bis endlich 1876 diese Trennung zur Ausführung gekommen ist, und Sipirok nun seinen eigenen holländischen Beamten und einen eigenen Gerichtshof bekommen hat. Freilich viel nutzt es jetzt wohl kaum noch, denn inzwischen hat sich die Scheidung und Entscheidung schon fast vollständig vollzogen.

Ein anderer nicht minder bedeutsamer und für das Überhandnehmen des Islām günstiger Umstand war die sehr häufige Verschwägerung der Sipiroker mit denen von Angtola. Die muhammedanischen Verwandten zwangen gar manchen nolens volens ihnen zu folgen durch die Drohung, daß sie sonst allen Verkehr abbrechen und namentlich alle weiteren Verheirathungen, wie sie nach battascher Sitte unter Verwandten so gewöhnlich sind, nicht mehr zugeben würden.

So galt es auch hier gewissermaßen gegen den Strom der naturnotwendigen Entwicklung anzuschwimmen. Die Missionare begannen ihre Arbeit mit fleißigem Predigen in den einzelnen Dörfern und mit Schulehalten. Waren die Erfolge der ersten Jahre auch nicht bedeutend, so konnte man doch zufrieden sein, daß wenigstens ein Anfang gemacht war und einige frühere Schüler und auf jeder der beiden Stationen zwei oder drei Familien als erster Keim einer kleinen Gemeinde getauft worden waren. Die große Masse des Volkes verhielt sich noch zuwartend. Seit dem Jahr 1867, nachdem inzwischen in derselben Landschaft noch eine dritte Station, wieder in Prau sorat, angelegt worden war, kam die Missionsarbeit mehr in Fluß. Es waren zum

großen Teil Sklaven, die sich dem Christentum zuneigten, obwohl es auch nicht an Freien, ja auch ganz angesehenen Leuten fehlte unter den Taufbewerbern. Selbst einer der drei Kapala Kuria, der von Waringin, wurde Christ. Bei den Sklaven hatte sich ohne Zuthun der Missionare die Meinung verbreitet, als ob sie durch die Annahme des Christentums auch aus der Sklaverei befreit werden würden. Diese Meinung war ohne Zweifel daraus entstanden, daß den Leuten unbestimmte und unklare Kunde gekommen war davon, daß die holländische Regierung damit umgehe, die Sklaverei abzuschaffen, und daß sie nun damit die jetzt ihnen gebotene Predigt des Evangeliums und das Freiwerden vom Götzendienste in Verbindung brachten. Die holländische Regierung hatte nämlich wirklich die Sklaverei in allen ihren Kolonien abgeschafft, aber die Durchführung dieser Maßregel dem Gutbefinden der einzelnen Residenten u. überlassen. Gerade auf Sumatra ist die Sache bis heute noch nicht zu Ende geführt. Nun thaten ja freilich die Missionare ihr bestes, um diese irrtümliche Meinung zu bekämpfen, und die Leute selbst mußten ja bald aus der Erfahrung lernen, daß sie auch als Christen von den früheren Verpflichtungen gegen ihre Herren nicht los kamen, aber dennoch war diese einmal gefasste Meinung nicht so leicht wieder tot zu machen, und hat jedenfalls nicht unwesentlich die Zahl der Taufbewerber vermehrt. Die Sklavenbesitzer dagegen, als sie sahen, wie ihre Sklaven sich zum Christentum drängten, und Wind belamen von den Hoffnungen, die sich daran knüpften, wurden dadurch in die Opposition gegen das Christentum gebrängt und suchten den Christensklaven ihre Macht nun doppelt fühlbar zu machen. So wurde die Lage der armen Christensklaven bald unerträglich, und viele von ihnen suchten sich derselben durch die Flucht zu entziehen. Die holländischen Beamten, im Bewußtsein, daß eigentlich vor dem Gesetz gar keine Sklaverei mehr bestehen sollte, hatten nicht den Mut, den Sklavenbesitzern die Erlaubnis zu gewähren, die entlaufenen Sklaven mit Gewalt wieder zurückzuholen, und so fand bald das gegebene Beispiel ganz allgemeine Nachahmung unter Christensklaven nicht nur, sondern auch unter den heidnischen oder muhammedanischen Sklaven.

Inzwischen wurden nun aber auch je länger desto mehr freie Leute Christen. Manche, die ein tieferes religiöses Bedürfnis hatten, und die im Islām doch gar zu wenig Befriedigung für dasselbe fanden, wandten sich dem Evangelium zu, andere wurden unmittelbar aus dem Heidentum gewonnen, sei es durch die überzeugende Macht des Evangeliums, sei es durch die Freundlichkeit und uneigennütige Liebe der Missionare; manche kamen auch wohl zunächst mit andern Absichten, und gewannen erst hintennach allmählich das rechte Verständnis.

So bildeten sich in verhältnismäßig kurzer Zeit auf jeder der drei Stationen Gemeinden von 200 und mehr Gliedern. Aber auch die Feinde, die Muhammedaner, blieben dem gegenüber nicht unthätig. Die beiden noch heidnischen Kapala Kuria wurden durch ihre muhammedanischen Verwandten in Angtola, welche befürchteten, sie könnten sonst auch vielleicht noch Christen werden, gezwungen den Islām anzunehmen, und diese Häuptlinge boten dann wieder ihren ganzen Einfluß auf,

um r
beweg
Glaub
begre
religi
noch
Muha
eine
Geld,
Häup
bald
denen
Quäle
Bedür
darüb
zu tie
der M
E
bald
ja hie
Übert
wohne
gar zu
Religi
sind a
sich be
alten
viele
ohne d
solut r
sonder
sachste
hat de
seiten
seiten
allen
Faktis
medan
I
neue
Krank
wieder
Jahre
der La
tum n
gemach
alle ih
vermei

n, obwohl es
hste unter den
von Baringin,
der Missionare
Christentums
Meinung war
ante und un-
che Regierung
nun damit die
reitwerden vom
Regierung hatte
geschafft, aber
der einzelnen
ache bis heute
Missionare ihr
e Leute selbst
als Christen
ht los kamen,
leicht wieder
ahl der Tauf-
sie sahen, wie
bekamen von
in die Oppo-
Christenflaven
die Lage der
ihnen suchten
hen Beamten,
llaverei mehr
die Erlaubnis
zurückzuholen,
ahmung unter
bnischen oder

hr freie Leute
hatten, und
selbe fanden,
bar aus dem
ht des Evan-
ge Liebe der
rn Absichten,
ändnis.

eder der drei
ber auch die
nthätig. Die
e muhamme-
könnnten sonst
anzunehmen,
Einfluß auf,

um möglichst viele von ihren Untertanen zu dem gleichen Schritte zu bewegen. Das thaten sie aber nicht etwa aus Eifer für ihren neuen Glauben, den sie ja selbst nicht einmal kannten, sondern aus dem sehr begreiflichen Wunsche, auch fernerhin mit ihren Untertanen dieselben religiösen Ceremonien und Feste zu haben, außerdem aber kam dabei noch ein wesentlicher materieller Vorteil für sie in Betracht. Die Muhammedaner bringen nämlich alle Jahr zur Zeit des Fastenmonats eine Abgabe, bestehend in einem Huhn, einigen Pfund Reis und etwas Geld, dar, und diese Abgabe wird dann zwischen dem Priester und dem Häuptling geteilt. So wuchs denn auch die Zahl der Muhammedaner bald sehr bedeutend und überflügelte die der Christen weit. Alle, bei denen die Furcht vor den Häuptlingen und deren Schikanen und Quälereien stärker war als die Liebe zur Wahrheit und das religiöse Bedürfnis, die wurden eben Muhammedaner. Und wer wollte sich darüber wundern, daß dies bei weitem die Mehrzahl war, denn gar zu tief steckt es den Heiden im Blut, bei allem, auch bei der Frage der Religion, nur irdische Zwecke und Vorteile im Auge zu haben.

So ging es denn mit dem Zuwachs der kleinen Christengemeinden bald nicht mehr in gleicher Weise, wie in den Jahren 1867—69 voran, ja hie und da kamen selbst einzelne Rückfälle ins Heidentum oder Übertritte zum Islām vor, wie man denn überhaupt gerade den Bewohnern der Landschaft Sipirok den Vorwurf machen muß, daß sie gar zu leicht und schnell ihre Religion wechseln. Fünf-, sechsmaliger Religionswechsel ist dort gar keine Seltenheit. Die ganzen Verhältnisse sind auch keineswegs dazu angethan, das religiöse Gefühl, das ja an sich bei den Batta schon nicht stark ist, zu vertiefen. Der Damm des alten Heidentums ist gebrochen, seit man gesehen hat, daß schon so viele den von den Vätern überkommenen Geisterdienst verlassen haben, ohne doch an Leib und Leben Schaden zu leiden; der Islām bietet absolut nichts zur Befriedigung oder zur Weckung des religiösen Gefühls, sondern gibt eben nur leere Formeln. Aber am bequemsten und einfachsten ist es nun doch, mit dem großen Strome zu schwimmen, man hat dabei am wenigsten Unannehmlichkeiten, keine Feindschaft von seiten der Häuptlinge, keine Vorwürfe oder gar kirchliche Strafen von seiten des Missionars zu befürchten, und weiß doch, was man bei allen wichtigen Anlässen, bei Eheschließung, Begräbnis zc. zu thun hat. Faktisch werden viele Leute, wie sie selbst sagen, nur deshalb Muhammedaner, um doch eines ordentlichen Begräbnisses gewiß sein zu können.

Wie wenig Vertrauen die Anhänger des Islām selbst in ihre neue Religion setzen, das sieht man deutlich fast bei jedem ernstlichen Krankheitsfalle. Denn da nimmt doch ein jeder Muhammedaner sofort wieder seine Zuflucht zu den alten heidnischen Zaubereien. Als im Jahre 1874 die Cholera herannahte, da thaten alle Muhammedaner in der Landschaft Sipirok genau so, als ob sie noch in ihrem alten Heidentum wären. In allen Dörfern wurden zu den alten noch neue Sibaso gemacht, und diese samt den ehemaligen Datu machten Tag und Nacht alle ihre armseligen Künste und den Heidenlärm, mit welchen man das vermeintliche Heer der bösen Geister, das die Seuche bringt, abhalten

und abschrecken zu können meint. Sobald dann aber die Gefahr vorüber ist, ist man auch wieder Muhammedaner, gerade als ob nichts vorgefallen wäre und als ob man nichts den Lehren des Koran Widerstehendes gethan hätte.

Man sollte erwarten, daß dergleichen Inkonsequenzen, namentlich wenn sie in so großartigem Maßstab wie im Jahre 1874 vorkommen, doch den Leuten die Augen öffnen, und also dem Christentum wesentlich zu gute kommen müßten; aber leider ist davon bis jetzt noch nichts zu spüren gewesen, im Gegenteil, gerade nach jener großen Blamage hat sich der Islām zu neuen kräftigeren Anstrengungen aufgerafft, um alles an sich zu reißen und seine Glieder noch fester an sich zu ketten. Freilich muß auch anerkannt werden, daß es die Christen vielfach an dem rechten Ernst und Eifer haben fehlen lassen, daß sie häufig durch ihren Wandel den Heiden nicht solch ein Vorbild gegeben haben, wie man es erwarten und wünschen sollte, sonst würde ohne Zweifel auch eine größere Wirkung auf die sie umgebenden Heiden und Muhammedaner nicht ausgeblieben sein. Auch sie leiden mit an der oben berührten allgemeinen religiösen Oberflächlichkeit, und eben darum ist es jetzt die Hauptaufgabe der dortigen Missionare, die kleinen Christengemeinden zu vertiefen, zu verinnerlichen und lebenskräftiger zu machen, dann wird es auch an einem weiteren Wachstum derselben nicht fehlen, das übrigens nie ganz aufgehört hat und gerade in der letzten Zeit wieder bedeutender geworden ist.

Außer den drei Hauptstationen befinden sich auch auf fünf Nebenstationen kleine Kirchen oder Kapellen, in welchen Sonntags und auch in der Woche durch die Missionare oder ihre eingeborenen Gehilfen Gottes Wort verkündigt, zum Teil auch Schule gehalten wird. Seit einer Reihe von Jahren hat man nämlich angefangen, in einer Katechetenschule zu Prau Sorat aus den christlichen Jünglingen Nationalgehilfen heranzubilden, und man kann mit den Leistungen derjenigen, die schon als Schulmeister und Evangelisten im Dienst der Mission stehen, im ganzen zufrieden sein. Neben den Regierungsschulen, in welchen keine Religion gelehrt werden darf, und deren Schüler fast ohne Ausnahme alle Muhammedaner sind oder werden, hat man nun christliche Schulen errichtet, hauptsächlich für die Christenkinder, doch werden sie auch von andern Kindern besucht. Es wird nun zunächst darauf ankommen, die kleinen Gemeinden so weit zu bringen, daß sie wenigstens diese aus ihrer eigenen Mitte hervorgegangenen Lehrer selbst unterhalten. Das wäre ein erster wesentlicher Schritt, sie selbständig zu machen. Kleine Anfänge dazu sind vorhanden. Ebenso sind die allernützlichsten Bücher — biblische Geschichten Alten und Neuen Testaments, Gesangbuch und Katechismus nebst einzelnen Teilen des neuen Testaments — in die Sprache des Volkes übersetzt und gedruckt.

In ihrer äußerlichen Erscheinung, in Kleidung und Wohnung unterscheiden sich diese christlichen Batta in der Landschaft Sipitrol wenig oder gar nicht von ihren heidnischen oder muhammedanischen Volksgenossen. Gerade unter den dortigen Verhältnissen, wo doch die holländische Regierung nach der äußersten Seite des Lebens hin einen

star
in d
und
zu v
Umge
Selde
erlan
der
Miss
mit
klein
zu b
mon
laubr
ein
solle
dane
ents
durch
gieru

Gren
loan,
ein g
schied
Berei
und
gespro
tobasch
bedeut
gleich
und
Unter
Landsch
zurück
namen
züge d
und a
haben
Angtol
führun
lofer,
und fin
minder
daraus
liegen.

e Gefahr vor-
als ob nichts
Koran Wider-

en, namentlich
4 vorkommen,
tum wesentlich
noch nichts zu
Blamage hat
kraft, um alles
sich zu setzen.
en vielfach an
ie häufig durch
en haben, wie
ie Zweifel auch
und Muhamme-
n der oben be-
n darum ist es
keinen Christen-
tiger zu machen,
en nicht fehlen,
der letzten Zeit

auf fünf Neben-
tags und auch
hren Gehilfen
en wird. Seit
iner Katechet-
Nationalgehilfen
igen, die schon
sion stehen, im
n welchen keine
ohne Ausnahme
ristliche Schulen
en sie auch von
ankommen, die
iens diese aus-
erhalten. Das
nachen. Kleine
tzigsten Bücher
Besangbuch und
ntes — in die

und Wohnung
schaft Sipitrot
hammebanischen
n, wo doch die
dens hin einen

starken kultivirenden Einfluß ausübt, hat der Missionar weniger Veruß in dieser Beziehung zu wirken. Dagegen würde es sehr wünschenswert und ersprießlich sein, wenn es gelänge, die Christen in besonderen Dörfern zu vereinigen, sie so dem gefährlichen Einfluß ihrer muhamebanischen Umgebung zu entziehen und zugleich ihr Gemeingefühl zu beleben. Leider hat bis jetzt die Erlaubnis dazu noch nicht von der Regierung erlangt werden können, wie denn überhaupt durch die Abhängigkeit von der holländischen Regierung die freie Bewegung und Entwicklung der Mission ungemein gehemmt wird; ein Umstand, der bei der Vergleichung mit der Mission außerhalb der Kolonie, wo die Missionare und ihre kleinen Gemeinden sich viel freier bewegen können, gar sehr in Anschlag zu bringen ist. So hat es mir (Dr. Schreiber) seiner Zeit eine fünfmonatliche Verhandlung mit der Regierung gekostet, ehe ich die Erlaubnis bekam, um in Baringin, wo beinahe 100 Christen sich befanden, ein kleines Gebäude zu errichten, das als Schule und Kapelle dienen sollte, nur weil der damalige Häuptling des Dorfes, ein Muhammedaner, dem entgegen war, und der holländische Beamte sich scheute, ein entscheidendes Wort zu sprechen. Auch dies, daß die Zeit der Leute durch Frohndienste für ihre eigenen Fürsten und mehr noch für die Regierung sehr in Anspruch genommen ist, hindert die Missionsarbeit vielfach.

Gehen wir nun über zu den Missionsstationen, die außerhalb der Grenzen der holländischen Kolonie liegen,¹⁾ in den Landschaften Pangaloan, Sigompulan, Silindung und Sipoholon, so betreten wir damit ein ganz neues und wesentlich anders gestaltetes Gebiet. Der Unterschied hat eine doppelte Grundlage. Erstlich befinden wir uns hier im Bereich eines andern Stammes des Batavolkes. Während Angtola und Sipitrot die nördlichsten Landschaften sind, in welchen Mandhelingsch gesprochen wird, sind dies die südlichsten Landschaften, in welchen der tobasche Dialekt herrscht. Diesem sprachlichen Unterschiede, der ziemlich bedeutend ist und sich auch auf die Schrift erstreckt, entspricht auch ein gleich bedeutender Unterschied in der äußeren Erscheinung, in Sitten und Gebräuchen und im Charakter. Man könnte versucht sein, diesen Unterschied lediglich auf eine Vermischung der nach jenen südlicheren Landschaften ausgewanderten Batta mit dortigen malaiischen Elementen zurück zu führen, doch läßt sich daraus wohl kaum alle Verschiedenheit namentlich in der Sitte und Rechtsanschauung erklären. Die Gesichtszüge der Lobaer sind im Durchschnitte gröber, aber auch oft markirter und ausdrucksvoller, ihre Gestalten vielfach größer und kräftiger, doch haben sie, wenn es zum Kampfe kommt, ziemlichen Respekt vor den Angtolaern — wohl wegen der mangelhaften und naiven Weise der Kriegsführung. Die Lobaer sind mehr zum Stehlen geneigt, auch rücksichtsloser, wilder und grausamer, haben aber daneben mehr religiösen Sinn und sind, freilich mit Ausnahmen, gerader und schlichter. Ein nicht minder wesentlicher Unterschied für die Missionsarbeit aber ergibt sich daraus, daß diese Landschaften außerhalb der holländischen Kolonie liegen. Freilich stehen auch diese Gegenden noch immerhin unter einem

¹⁾ Erst kürzlich sind sie der letzteren einverleibt worden.

gewissen holländischen Einfluß, ja sie werden sogar auf den Karten als zur Kolonie gehörend verzeichnet, aber es hat mit diesem Einfluß doch nicht gar viel auf sich, jedenfalls ist er nicht ausreichend, die Kriege der einzelnen Dörfer und Häuptlinge unter einander zu verhindern oder die dort wohnenden Missionare wesentlich zu schützen. Bezeichnet also in dieser Beziehung das Überschreiten der Grenze der Kolonie einen entschiedenen Nachtheil für die Missionare, weil sie häufig ihres Lebens nicht sicher sind, und weil durch die fast nie endenden Kriege ihre Arbeit sehr oft gehemmt, ja zuweilen unmöglich gemacht wird, so sieht diesem Nachtheil auf der andern Seite ein ungleich größerer und wichtigerer Vorteil gegenüber, nämlich der, daß es dort keine Muhammedaner gibt. Also den schlimmsten und weitaus gefährlichsten Feind der Mission in den südlichen Landschaften kennt man hier noch gar nicht. Freilich ist dagegen die Macht des Heidentums desto stärker und ungebrochen.

Jene oben genannten Landschaften liegen alle in einem Flußthale, aber auf zwei verschiedenen Stufen desselben: Pangaloan und Sigompulan liegen im untern Thal des Batangtoru, das von hohen bewaldeten Bergen eingeschlossen ist, eine großartig schöne, aber nicht sehr dicht bevölkerte Landschaft. Silindung und Sipoholon dagegen liegen in dem oberen Abschnitte da, wo die Quellflüsse des Batangtoru zusammenfließen. An landschaftlicher Schönheit steht Silindung weit zurück, aber als Missionsgebiet ist es ungleich wichtiger, denn auf seiner etwa drei Stunden langen, völlig flachen und von kahlen Bergen eingeschlossenen Thalsohle wohnen in anderthalbhundert Dörfern gegen 25 000 Menschen.

Sehen wir uns nun den Gang der Mission in beiden Landschaften etwas näher an. Wie schon oben bemerkt, wurden in den Jahren 1862 und 1863 die Stationen Sigompulan durch Missionar Heine und Pangaloan durch Missionar van Asselt gegründet. Anfänglich hatten die Leute große Angst, daß den Missionaren das holländische Gouvernement mit der Zeit folgen würde, und auf das ausdrücklichste mußte es ihnen versichert werden, daß man nicht gekommen sei, sie zum Kaffeepflanzen und Anlegen von Wegen zu zwingen. Damals nämlich waren die Leute noch nicht so weit, daß sie die großen Vorteile und Segnungen, die das holländische Regiment ihnen unzweifelhaft bringt, recht erkannt hätten; nur die Schattenseiten, namentlich die Frohndienste, lagen ihnen im Sinne. Jetzt freilich sind sie anderer Meinung geworden und petitioniren schon seit Jahren um das Kommen des holländischen Regiments, weil sie sehen, wie in der Nachbarlandschaft Sipitrol der Wohlstand zugenommen hat, und die Leute in guter Ruhe und Frieden unter holländischem Scepter leben.

Es dauerte natürlich einige Zeit, ehe die Predigt des Evangeliums anfangend irgend welche Wirkung zu zeigen. Sie war eben für die Leute noch gar zu fremd, und der heidnische Aberglaube stand noch zu fest und unerschütterter da, als die ganz allgemeine noch von niemand verlassene Volksreligion. Gerade das ungemein starke Gemeingefühl, daß der einzelne sich stets nur als Glied seiner ganzen Familie weiß, nur als solcher in Gemeinschaft mit seinen Stammesgenossen seine Arbeiten

verr
als
anfi
neue
nisch
von
eine
der
Resp
die
Tode
lange
lame
jenige
Beis
teilne
unsre
einfac
jeder,
verlaß
Umst
die u
auch
wie h
einem
viel z
Verwo
erblick
finden
in ber
ständer
komme
um sei
flüchtig
thun
zu fin
ist sel
Mission
fänglic
Leute
Christe
Besseru
kleine
ließ die
Übertr
Häuser
müßlich
ganz be

Burthar

verrichtet, nur als Glied des ganzen Haus und Feld besitzt, erwies sich als ein starkes Bollwerk des Heidentums. Denn als das Evangelium anfang auf einzelne Eindruck zu machen, und sie willens wurden, die neue Lehre anzunehmen, deren Vortrefflichkeit ihrem armseligen heidnischen Aberglauben gegenüber leicht einleuchten mußte, da wurde dies von den übrigen als ein Verrat am eignen Stamme angesehen, als eine Neuerung der heiligen, unabänderlichen Sitten. Nun reichte zwar der von den Missionaren ihren Schülern gewährte Schutz und der Respekt, in welchem die Missionare als Europäer standen, so weit, daß die Drohungen, als ob die Neubekehrten dies ihr Verbrechen mit dem Tode bezahlen müßten, daß sie den erzürnten Begus auf deren Verlangen als Opfer müßten dargebracht werden, nicht zur Ausführung kamen. Dagegen konnten es die Missionare nicht verhindern, daß diejenigen, welche Christen wurden, eben damit ihrer Rechte und ihres Besitzes als Stammesglieder verlustig gingen. „Wollt ihr nicht mehr teilnehmen an unseren Opfern und Festen, so dürft ihr auch nicht mehr unsere Felder bebauen und in unsern Dörfern wohnen,“ so lautete die einfache Beweisführung. Die Sache stellte sich demnach so, daß ein jeder, der Christ werden wollte, auch gezwungen war, sein Dorf zu verlassen und zum Missionar auf dessen Hof zu ziehen. Unter diesen Umständen hielten es die Missionare für ihre Pflicht, diesen Leuten, die um des Christentums willen ihre bisherige Existenz verloren hatten, auch den Lebensunterhalt darzureichen. Allein es liegt auf der Hand, wie höchst bedenklich ein solches Verhältnis ist. Es finden sich unter einem solchen Volke natürlich überall Leute, die entweder dabei nicht viel zu verlieren haben, oder die Arbeit scheuen, oder sich mit ihren Verwandten entzweit haben, und die einen willkommenen Ausweg darin erblicken, wenn sie zum Missionar ziehen und dort ihren Lebensunterhalt finden können. Die neue Religion nehmen sie dabei unbedenklich mit in den Kauf. Für den Missionar selber aber ist es unter solchen Umständen äußerst schwierig, sofort in jedem einzelnen Falle dahinter zu kommen, wie er mit jedem einzelnen daran ist, ob er es mit einem um seines Glaubens willen Verfolgten, oder aber mit einem Arbeitsflüchtigen oder aus sonstigen Gründen der Heimat Überdrüssigen zu thun hat. Und ebenso schwierig war es, für diese Leute sofort Arbeit zu finden, denn solches Land, wo man nasse Reisfelder anlegen kann, ist selten und meist schon in Besitz genommen. Da haben denn die Missionare natürlich erst Lehrgeld zahlen müssen, und ein Teil der anfänglichen Erfolge hat sich hernach nur als scheinbar erwiesen. Manche Leute sind wieder ins Heidentum zurückgefallen, oder sie sind doch träge Christen geblieben. Erst nach und nach konnte eine Änderung und Besserung herbeigeführt werden, indem man für die Christen eigene kleine Dörfer anlegte und Reisfelder für sie erwarb. Nach und nach ließ die Animosität soweit nach, daß es für die später zum Christentum Übertretenden möglich wurde, doch in ihren Dörfern und im Besitz ihrer Häuser und Felder zu bleiben. Jetzt ist auf beiden Stationen jenes mißliche Verhältnis, daß die Christen das Brod des Missionars essen, ganz beseitigt. Sie leben entweder in ihren alten Dörfern oder in den

neu begründeten kleinen Christendörfern und nähren sich durch eigene Arbeit. Im ganzen ist bis jetzt in dieser Landschaft zumal im Vergleich zu Silindung der Eingang, den das Christentum gefunden hat, nicht groß gewesen; die beiden Gemeinden zählen zusammen nur etwa 150 Seelen.

Ohne Zweifel darf man einen Hauptgrund hierfür in der Stellung der einflussreichsten Häuptlinge der Gegend finden. Namentlich war es einer, der alte angesehenen und weitberühmte Kali Bonar in Sigompulan, der durch seinen Einfluß die Missionsarbeit wesentlich aufhalten hat. Er selbst war viel zu tief in den Striden des Geizes und Ehrgeizes gebunden, und, obwohl äußerlich stets freundlich gegen seinen Missionar, arbeitete er ihm doch unter der Hand möglichst entgegen. Neuerdings hat nun aber sein Ansehen durch unglückliche Kriege große Einbuße erlitten, und unter den Häuptlingen, die statt seiner mehr und mehr Bedeutung gewinnen, ist namentlich einer, Ama ni Holing, der schon seit Jahren dem Christentum geneigt war und nun kürzlich Christ geworden ist und ein entschiedenes Bekenntnis für dasselbe abgelegt hat. So darf man hoffen, daß zumal nach dem doch bald zu erwartenden Tode des alten Kali Bonar die Zahl der Christen bedeutend zunehmen wird. Auch hier arbeiten schon neben den Missionaren einige tüchtige Nationalgehilfen und leisten wesentliche Dienste in der Schule und als Evangelisten in den entfernteren Dörfern.

Wir kommen nun nach Silindung, dem letzten und zugleich interessantesten Gebiet der Battamission. Es ist merkwürdig, daß gerade diese Landschaft von Anfang an das Ziel der Missionare gewesen ist; schon Burton zog dorthin, und Munson und Syman waren auf dem Wege nach Silindung, als sie ermordet wurden. Ebenso war es von Anfang an Missionar Rommensens Ziel gewesen, dem er von allen Seiten beizukommen suchte, bis er es endlich auf einen bis dahin fast unbekannten Weg erreichte. Und in der That, es hat sich als ein Ziel erwiesen, das wohl der Mühen wert war. Schon der Anblick eines so dicht bevölkerten Thales erfüllt das Herz des Missionars mit Freude, in einem Lande, wo die Bevölkerung sonst meist nur dünn gesät ist. Aber noch wichtiger ist es, daß wir es hier mit einer von allem europäischen oder malaischen Einfluß noch ganz unberührten battaschen Bevölkerung zu thun haben. Häufig bieten gerade die Völker, die sich ihren Volkscharakter am reinsten bewahrt haben, das beste Arbeitsfeld für die Mission. Das hat sich auch in Silindung bewahrheitet. Es muß doch wohl in dem Geist und in der Denkweise des Volkes etwas liegen, das sie vor andern dem Evangelium zugänglich macht. Es scheint mir, in dieser Beziehung muß man auf zwei Punkte aufmerksam machen. Das eine ist der innere Widerspruch, in welchem sich die Batta befinden, da sie vom Dasein eines höchsten Gottes, der die Welt erschaffen hat, ein deutliches Bewußtsein haben, aber doch nicht ihm, sondern den Geistern dienen. Das zweite und wichtigste aber ist der bedeutende Rest sittlichen Bewußtseins, der ihnen geblieben ist, wie er sich in ihrer ganzen Abat, namentlich in der strengen Bestrafung mancher sittlichen Vergehen, ausdrückt. Bei manchen Wirkungen ihrer Abat, so namentlich bei dem

Kan
leben
urte

wega
einer
wind
unbe
Regie
weita
nicht
Ruhe
wüter
und
fach
den
wahr
Gütter
schah
er au
zürnte
Mang
abma
Und
liche
anfän
Feld
Gütter

Y
halb
troß
gehöre
gab es
des
wohnte
die D
die M
legt ge
sehr ge
Einflu
entschie
Christe
Punkte
werden
allein,
Mission
hatte n

durch eigene
mal im Ver-
gefunden hat,
nen nur etwa

der Stellung
entlich war es
ar in Sigom-
fentlich aufge-
es Geizes und
h gegen seinen
licht entgegen.
e Kriege große
iner mehr und
ni Holing, der
kürzlich Christ
e abgelegt hat.
u erwartenden
tend zunehmen
einige tüchtige
Schule und als

o zugleich inter-
ig, daß gerade
re gewesen ist;
waren auf dem
o war es von
er von allen
bis dahin fast
ch als ein Ziel
Anblick eines so
es mit Freude,
gesät ist. Aber
m europäischen
m Bevölkerung
ch ihren Volks-
itsfeld für die
Es muß doch
das liegen, das
nt mir, in dieser
Das eine ist der
n, da sie vom
ein deutliches
heistern dienen.
sittlichen Be-
ganzen Abat,
Vergehen, aus-
ntlich bei dem

Kannibalismus, ist das Bewußtsein des darin liegenden Unrechtes ganz lebendig, so daß sie selbst das, was sie nach der Abat thun müssen, verurteilen und beklagen.

Aber natürlich auch in Silindung hat man das Christentum keineswegs sofort mit offenen Armen aufgenommen, auch hier galt es erst einen heftigen und erbitterten Widerstand des Heidentums zu überwinden. Die Feindschaft gegen den ersten Missionar, Kommenzen, als ungerufenen Eindringling und vermeintlichen Vorläufer der holländischen Regierung war hier im Anfang ungleich größer und für den Missionar weitaus gefährlicher als in Bangaloan und Sigompulan. Es gehörte nicht nur die besondere Gabe dieses Mannes, durch unerschütterliche Ruhe und feste Schlagfertigkeit allen unverschämten Zumutungen und wütenden Drohungen der Leute zu begegnen, dazu, um ihm sein Bleiben und Leben möglich zu machen, sondern auch die ganz besondere mehrfach wunderbare Bewahrung von seiten seines Gottes, um ihn vor den öffentlichen und heimlichen Anschlägen gegen sein Leben zu bewahren. Man wollte ihn unter den Trümmern seiner einstürzenden Hütte begraben, man wollte ihn heimtückisch vergiften, aber doch geschah ihm kein Leid, wengleich die Hütte zusammenbrach und wenn er auch das ihm gereichte Gift arglos genoh. Man wollte ihn den erzürnten Geistern zum Opfer bringen, der große Oberpriester, Singa Mangaradja, ließ ihn den Tag wissen, an welchem er kommen und ihn abmachen würde, aber Gott der Herr machte alle Anschläge zu nichts. Und inzwischen hatte der Missionar durch seine volkstümliche einbringliche Predigt je länger desto mehr Herzen gewonnen. Auch hier waren anfänglich die zum Christentum Übertretenden gezwungen, Haus und Feld zu verlassen und zum Missionar zu ziehen, wo sie in elenden Hütten wohnen und das kärgliche Brod des Missionars teilen mußten.

Aber dieser mißliche Zustand währte hier nur kurze Zeit, da gar bald unter den Befehrten sich auch angesehenere Häuptlinge befanden, die trotz des Widerspruches der Heiden auf dem ihnen erb- und eigentümlich gehörenden Grund und Boden sich nun eigene Dörfer gründeten. So gab es bald verschiedene Dörfer mit christlichen Häuptlingen, das Dorf des Musa, Mikodemus und Obadja, in denen vornehmlich Christen wohnten, deren Einfluß sich denn meist auch die andern Bewohner auf die Dauer nicht entziehen konnten.

Der Übertritt solcher angesehenen Häuptlinge war natürlich für die Missionsache von der größten Bedeutung. Namentlich ist der zuletzt genannte, Obadja, oder wie er früher hieß, Radja Pontas, ein sehr geschickter Mann, gewandter Redner und Unterhändler, durch seinen Einfluß und eifrige Thätigkeit und nicht minder durch sein offenes entschiedenes Bekenntnis für die Befestigung und Ausbreitung des Christentums viel wert gewesen. Und damit komme ich zu einem andern Punkte, dem ein großer Teil der Erfolge in Silindung zugeschrieben werden muß. Schon längst war es nicht mehr Missionar Kommenzen allein, der die Arbeit that, es waren ihm ein Paar andere jüngere Missionare, Johannsen und Mohri, zur Seite getreten. Der erstere hatte nach mehrjähriger gemeinsamer Arbeit auf Kommenzens Station

sich unter vielen Mühen und Schwierigkeiten am Süden des Thales, in Pantjur na pitu, seine eigene Station gegründet, und ebenso war es hauptsächlich durch Obadjas Einfluß gelungen, für Mohri am Nordende des Thales, in Sipoholon, einen Stationsplatz zu erwerben. Aber wichtiger und bedeutsamer noch als diese Vermehrung der Arbeitskräfte durch neu zuziehende Missionare war der stetige Zuwachs an Arbeitskraft durch die Neugetauften selbst. Nach dieser Seite hin besteht nämlich ein wesentlicher Unterschied zwischen den Battachristen in Sipirok und denen in Silindung, der jedenfalls in dem tiefern religiösen Gefühl der Silindunger überhaupt seinen Grund hat. Während dort, mit wenig Ausnahmen, die Christen nur sehr geringen Eifer bezeugen, aus sich selbst heraus auch ihren Familien- und Volksangehörigen das Evangelium zu verkündigen und anzupreisen, sind die Christen in Silindung nach dieser Seite hin meist sehr eifrig. Natürlich haben auch die Missionare es nicht unterlassen, diese gute Eigenschaft nach Kräften nicht nur zu benutzen, sondern auch zu wecken und zu mehren. Namentlich hat Kommenjen, dem freilich auch das reichste und beste Material zur Verfügung stand, es verstanden seine Gemeinde so zu organisiren, daß sie in ihren erwachsenen Gliedern fast ausnahmslos irgend wie mit theilnimmt an der Missionsarbeit. Er hat nicht nur ein Paar eingeborne Schulmeister und in jedem christlichen Dorfe Älteste, sondern er sucht auch möglichst viele Leute zum Stundenhalten heranzuziehen, die dann das ihnen zuerst ausgelegte Wort hinaustragen in alle Dörfer vor Christen und Heiden, die auch namentlich bei dem Unterrichte derer, welche die Taufe begehren, ganz unschätzbare Dienste leisten. Auf diese Weise hat er sich Organe geschaffen, durch welche seine Kraft längst verdoppelt, ja verzehnfacht ist. So ist denn seine Gemeinde auf mehr als 600 Seelen angewachsen, fast in jedem Jahre kann wieder eine größere Zahl als im vorhergehenden getauft werden, im Jahre 1874/75 allein 145.

Aber auch auf den beiden andern Stationen ist es inzwischen vorwärts gegangen, namentlich hat die Gemeinde des Missionar Johannsen neuerdings einen so bedeutenden Zuwachs erhalten, daß sie sich binnen Jahresfrist verdoppelt hat und jetzt über 200 Seelen zählt. Unter diesen Neugetauften befindet sich auch einer namens Ompu Mabe (jetzt Siskias), dessen Übertritt zum Christentum von besonderer Bedeutung ist. Derselbe ist nämlich einer der angesehensten Häuptlinge des Thales, so daß er ein bedeutendes Gewicht zu gunsten des Christentums in die Waagschale wirft. Außerdem aber scheint durch seinen Übertritt eine Gefahr beseitigt, welche dem Christentum in Silindung drohte, nämlich, daß es infolge der Stellung des Obadja zur Parteisache werden und die politischen Gegner dieses Häuptlings von selbst in die Opposition gegen das Christentum geraten möchten. Diese schiefe Stellung wird durch den Zutritt solcher bedeutenden und völlig unabhängigen Häuptlinge wie Ompu Mabe beseitigt.¹⁾

¹⁾ Seither ist auf dem Gebiet dieses Häuptlings eine neue Station, Si-Morangtir, angelegt, und die Anlage noch einer weitem, nördlich von Silindung, ist im Werke.

bret
Ber
der
jeder
wied
schon
woll
nicht
zurück
gleich
über
zum
daß
fassen
die
zogen
Missi
desse
gefahr
die
In f
Wun
hau
und
pfl
Wege

lande
in G
der M
berich

wurde
drei
und
glie
name
der
Krank
unter
mehr
erteilt
die
gezogen
1875
ihn d

de des Thaales,
und ebenso war
mohri am Nord-
erwerben. Aber
er Arbeitskräfte
s an Arbeits-
besteht nämlich
n Spirol und
igidißen Gefühl
end dort, mit
bezeugen, aus
sen das Evan-
n in Silindung
haben auch die
Kräften nicht
n. Namentlich
e Material zur
rganisiren, daß
irgend wie mit
in Paar einge-
setzte, sondern er
ranguziehen, die
in alle Dörfer
unterrichte derer,
isten. Auf diese
ie Kraft längst
einde auf mehr
nn wieder eine
Jahre 1874/75

es inzwischen
Missionar Jo-
ten, daß sie sich
Seelen zählt.
s Ompu Mabe
besonderer Be-
ten Häuptlinge
n des Christen-
durch seinen
in Silindung
zur Kartesache
n selbst in die
Diese schiefe
d völlig unab-

station, Si-Mo-
on Silindung, ist

Natürlich hatte die ganze eben beschriebene Entwicklung und Ausbreitung des Christentums nicht stattfinden können ohne mancherlei Verwicklungen und Reaktionen von Seiten des Heidentums. Die Lage der Missionare wurde hauptsächlich dadurch so prekär, daß der Übertritt jeder einzelnen Familie zum Christentum sofort in einen Krieg verwickeln konnte. Hatte der Übergetretene z. B. nach baltischer Sitte schon im voraus für eine seiner Töchter den Kaufpreis empfangen und wollte nun als Christ etwa dem heidnischen Bräutigam seine Tochter nicht mehr geben, so war das, wenn das empfangene Geld nicht sofort zurückgezahlt wurde, gleich ein casus belli, der Missionar wurde so gleich mit Krieg bedroht und mehr als einmal auch wirklich mit Krieg überzogen. Und nicht nur das, sondern je bedeutender die Bewegung zum Christentum hin wurde, desto mehr erkannten auch die Gegner, daß sie nicht mehr so ruhig zusehen dürften, desto energischer und umfassender wurden darum auch ihre Anstrengungen, mit vereinten Kräften die Missionare samt den christlichen Häuptlingen zu bekämpfen. So zogen sich denn mehr als einmal drohende Kriegswolken über dem Missionswerk zusammen, und mehr als einmal schien der ganze Bestand desselben in Frage gestellt. Aber die Missionare haben trotz der Lebensgefahr, in der sie sich oft befanden, ausgehalten auf ihren Posten, und die Mission hat durch Gottes Gnade alle Stürme glücklich überstanden. In solchen bangeren Zeiten mußte natürlich in den Missionaren der Wunsch laut werden, daß doch die holländische Regierung ihre behauptete und nominell bestehende Oberhoheit über Silindung betheiligen und die schon vor dem Kommen der Missionare eingegangene Verpflichtung, alle Streitigkeiten der dortigen Häuptlinge auf friedlichem Wege zu schlichten, auch wirklich erfüllen möchte.

Seitdem Vorstehendes geschrieben wurde (1876), sind im Battalande wichtige Veränderungen eingetreten, und auch jener Wunsch ist in Erfüllung gegangen. Betrachten wir jedoch die Weiterentwicklung der Rheinischen Mission während der letzten vier Jahre nach den Jahresberichten.

Infolge der erwähnten Belehrung des Häuptlings Ompu Mabe wurde die vierte Station in Silindong angelegt, Simorangkir, etwa drei Meilen östlich von Sipoholon, wozu jener unentgeltlich den Grund und Boden hergab. Damals zählte die dortige Gemeinde schon 62 Mitglieder. Ein bedeutender Zubrang von Taufbewerbern zeigte sich 1875, namentlich auf Kommeniens Station, infolge der Choleraepidemie, in der er außs hingebendste mit seinen eingebornen Schullehrern den Kranken Hilfe gebracht hatte. Scharenweis kamen die Leute zum Taufunterricht. In sechs Wochen hatten sich ihrer 300 angemeldet. In mehr als zwanzig Dörfern mußte jeden Abend christlicher Unterricht erteilt werden, wobei nicht bloß die angestellten Helfer, sondern auch die Stundenhalter, die sich der Missionar in seinen Gemeinden herangezogen hatte, diesem vortrefflich zu statten kamen. Am 12. September 1875 empfingen 192 Batta die heilige Taufe. Das war ein Tag wie ihn diese Mission noch nicht erlebt hatte.

Auf der Station Pangaloan verminderte sich dagegen die Gemeinde,

obwohl auch Tausen erfolgten. Ein großer Teil der von Sipirof früher dahingezogenen Sklaven kehrte nämlich wieder in ihre Heimat zurück. Es ist eigentümlich, daß die Batta, die einmal an das holländische Regiment und seine Vorteile und Segnungen gewöhnt sind, es fast nirgends auf die Dauer außerhalb der Kolonie aushalten.“

In Sipirof selbst erfolgte in jenem Jahre die lang ersehnte Einrichtung einer selbständigen Verwaltung durch Anstellung eines besonderen Controllours, womit die Landschaft von der muhammedanischen Nachbarschaft losgelöst ist. Ferner wurde die wichtige Neuierung eingeführt, daß nicht mehr nach der mündlichen Abat der Batta, sondern nach einem aufgeschriebenen Gesetz Recht gesprochen werden soll, wodurch viele sonst den Christen angethanene Willkürlichkeiten wegfallen. Auch unterließ es die Regierung, den sonst den Controllouren beigegebenen muhammedanischen Gesekausleger (Dschafja) in Sipirof anzustellen, sowie sie auch ein paar Christen (bisherige Katecheten) in ihren Dienst nahm. Hiermit wurde das Vorurteil durchbrochen, als könnten nur Muhammedaner in Regierungsämter eintreten.

Eine neue Station wurde um jene Zeit auch zu Siboga angelegt. Obgleich dort unter der Mischlingsbevölkerung nicht gerade ein günstiger Boden für die Mission ist, war es doch für die Stationen im Innern von der größten Wichtigkeit, an der Küste einen Vertreter zu haben.

Im Jahre 1876 machten Rommensen und Johannsen eine auch geographisch wichtige Untersuchungsreise nach der Landschaft Hochtoba, wo sie den vor ihnen von ein paar ihrer Kollegen nur flüchtig gesehenen Tobasee mit seinen dichtbevölkerten Ufern (über den bis dahin große Unsicherheit herrschte), zum ersten Mal erforschten. Die weiteren Fortschritte der Mission deuten nach dieser Richtung. 300 000 Menschen wohnen dort auf verhältnismäßig engem Raume bei einander — „echte wilde und sittlich verkommene Heiden.“ Doch wurden die allerersten Anknüpfungspunkte für die spätere Anlage von Stationen gewonnen, zu halbwegs zwischen Silindung und dem See konnte eine solche zu Bahal Batu bereits errichtet werden, obgleich eine starke Partei der dortigen rohen Bevölkerung der Niederlassung der Missionare im Wege war.

Der im Jahre zuvor entstandene Zubrang zur christlichen Gemeinde hatte in Silindung nachgelassen — ja es war eine Art Erschlaffung eingetreten, wie dies nach solchen Bewegungen nicht anders zu erwarten ist. Doch war Rommensens Station (Huta dame) auf 800 Gemeindeglieder gekommen. In Pansur na pitu aber wurde ein großer Teil der Neubelehrten infolge kriegerischer Verwicklungen und der Feindschaft heidnischer Häuptlinge wieder abfällig. Auch auf den beiden südlicheren, am Batang toru gelegenen Stationen gab es nicht viel Fortschritte.

Aus Sipirof aber ist als wichtiges Ereignis die Loskaufung der Sklaven zu erwähnen, die, lange beschlössen, endlich im Juni 1876 zur Ausführung kam. Freilich war ein direkter Einfluß zum Besseren bei den schon christlichen Sklaven nicht eben zu verspüren. Auch den bisherigen Sklavenbesitzern gereichte das viele so mühelos erlangte Geld

nicht
mei
So
aus
war
Sta
Unt

noch
fort
der
noch
wur
gem
Chr
war
zu
in d
Jah
und
man
völl
tum
Jah

tum
Sitt
muß
Lan
Auf
für
tum
fahr
Ein
wur
Pra
abg
ball

troff
Sag
lasse
der
so g
Män
näm

Anf

Sipirok früher
Seimat zurück.
das holländische
t sind, es fast
ten."

g ersehnte Ein-
lung eines be-
hammedantischen
Neuerung ein-
Datta, sondern
en soll, wodurch
gefallen. Auch
en beigegebenen
rot anzustellen,
in ihren Dienst
s könnten nur

iboga angelegt.
de ein günstiger
nen im Innern
reter zu haben.
nsen eine auch
schaft Hochtoba,
ur flüchtig ge-
den bis dahin
Die weiteren
9 000 Menschen
anber — „echte
die allerersten
nen gewonnen,
eine solche zu
rkte Partei der
Missionare im

Christlichen Ge-
eine Art Er-
ta nicht anders
ta dame) auf
ber wurde ein
bildungen und
Auch auf den
gab es nicht

oskaufung der
uni 1876 zur
n Besseren bei
Auch den bis-
erlangte Geld

nicht zum Segen, vielmehr war eine Steigerung der Spielwut zu bemerken, vor deren Verführungen auch die Christen nicht sicher waren. So kam es denn, daß eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Christen ausgeschlossen werden mußte — die meistens Muhammedaner geworden waren. Noch ist zu erwähnen, daß in jenem Jahre auf den drei Stationen in Sipirok Kaffeegärten angelegt wurden, deren Ertrag zum Unterhalt der inländischen Lehrer angewendet werden sollte.

Die Zeit der Sichtung und Prüfung dauerte auch im Jahre 1877 noch fort, und manche taube Blüte der Dattamission wurde vom Sturme fortgeführt. Das Gebiet der drei südlichen Stationen überschwemmte der Islam mit einer wahren Hochflut. Alles was in jener Gegend noch von Heiden zu finden war, fiel ihm ohne weiteres zu. Dörferweis wurden die Leute zu Muhammedanern gemacht, natürlich nur ganz äußerlich und ohne Verständnis der Sache. Aber auch aus den Christengemeinden ließen sich eine Anzahl unlauterer, nicht fest gegründeter Christen mit fortreißen, und einige Taufbewerber traten zurück. Doch war auch wieder die Treue und Festigkeit bewährter Gemeindeglieder zu erkennen, und von manchen konnte der Missionar bezeugen, daß sie in der Sichtsungszeit innerlich gewachsen seien. Auf jene Triumphe des Islam folgte denn auch bald wieder ein Rückschlag. Gerade die Eile und Flüchtigkeit jenes Belehrungswerkes gibt dazu Veranlassung, daß manche der Übergetretenen, die nun zur Befinnung kommen, und die völlige Leerheit ihrer neuen Religionsform erkennen, sich dem Christentume zuwenden. So mehrte sich denn noch gegen Ende des Jahres die Zahl der Taufbewerber bis auf 110.

Auf dem nördlichen Arbeitsfelde hatte inzwischen sich das Heidentum wieder einmal aufgerafft. Es wurden Familienfeste nach alter Sitte veranstaltet, bei denen sich alle Stammesangehörigen beteiligen mußten, und die Heiden versuchten alles, um auch ihre christlichen Landsleute zur Beteiligung zu bewegen. Die Weigerung mußte die Auflösung der verwandtschaftlichen Bande nach sich ziehen. Da gab es für viele einen schweren Streit zwischen Stammesgefühl und Christentum. Aber gerade in dieser kritischen Zeit durfte der Missionar Erfahrungen machen, wie mancher Schwache durch Gottes unmittelbares Eingreifen bewahrt wurde. — Auf der Station Pansur na pitu (Joar) wurde eine neue Katechetenschule eingerichtet, nachdem die früher in Prausorot geführte vorläufig geschlossen worden. Die von jener Station abgezweigte Filiale Simorangkir machte gute Fortschritte und schien bald die Muttergemeinde überflügeln zu wollen.

Eine originelle, aber sehr praktische Einrichtung hatte der Missionar dort getroffen, nämlich einen freiwilligen Bund, eine Art Enthaltensamteitsverein, gegen das Hazardspiel. Wer ihm beigetreten ist, muß, falls er dennoch spielt, es sich gefallen lassen, daß er auf einige Tage in den Block gelegt wird. Bis jetzt hat noch keines der Vereinsmitglieder diese Strafe verdient. Die Sache schien auch draußen Stehenden so gut, daß die Weiber dem Missionar mit der Bitte nachliefen, er möchte doch ihre Männer bewegen, Christen zu werden und in jenen Bund einzutreten, damit sie nämlich von dem Fluche der battaschen Ehen, der Spielwut, frei würden.

Auf der jungen nördlichsten Station hatten die Brüder manche Anfechtung zu erdulden. Der Häuptling, der ihnen die Niederlassung

erlaubt, erwies sich als ein unaufrichtiger Mensch, und das Heidentum entflammte seine Feindschaft gegen die Boten des Evangeliums. Man zauberte gegen sie mit einem Guhn, und als das nichts wirkte, griff man zum Gift. Glücklicherweise wurde der vergiftete Dr. Rüse durch rechtzeitig angewendete Gegenmittel gerettet. Der mutmaßliche Giftmörder aber wurde vor seinem Hause sitzend vom Blitz erschlagen. Eine Brandstiftung wurde im Keime erstickt.

Diese Gegend aber sollte anfangs 1878 der Schauplatz eines Krieges werden, der für die Weiterentwicklung der Mission von höchster Wichtigkeit sein muß. Die Folgen desselben sind bereits hervorgetreten, und das genannte Jahr bezeichnet für jene geradezu einen Wendepunkt. Jedenfalls ist der Krieg mit veranlaßt durch die Reaktion des Heidentums, resp. des heidnischen Priesterkönigs Singa Mangarabitsa gegen das anrückende Christentum. Aber nach der andern Seite ist er unzweifelhaft verwandt mit dem Atschikriege, der den Holländern nun schon Jahre lang schwer zu schaffen gemacht hat, jetzt aber sich seinem Ausgange zuneigt. Von Atschik aus hatte man den Holländern an dieser Stelle Schwierigkeiten zu bereiten gesucht. Dadurch aber wurde ein schnelles und energisches Eingreifen der Regierung veranlaßt. Der ganze Feldzug nahm übrigens einen sehr schnellen und glücklichen Verlauf, denn Anfang Februar begonnen, war er schon Ende März beendet. Dies außerordentlich günstige Resultat war nur dadurch möglich, daß man an Silindung eine ausreichende sichere Basis der Operationen, und an den Missionaren des Landes und Volks kundige Führer und Berater hatte. Die Mithilfe und Thätigkeit der Missionare, die den Feldzug bis an den Tobasee mitmachten, hatte aber dabei auch noch einen ganz andern Zweck, nämlich den, überall die Leute davon zu überzeugen, daß ihr Widerstand gegen die holländischen Truppen doch vergeblich sei, und sie also zur freiwilligen Unterwerfung zu überreden. Dadurch, daß ihnen dies in den meisten Fällen gelang, haben die Missionare hunderte von Battabörfern vor der Vernichtung und Einäscherung bewahrt, freilich nicht ohne sich selbst dabei manchen Gefahren auszusetzen, und haben eben dadurch wesentlich mit dazu beigetragen, daß durch diesen Krieg der Fortgang des Missionswerkes nicht erschwert, sondern im Gegenteil demselben wesentlich vorgearbeitet worden ist. Daß die Missionare es gut mit ihnen meinen, und daß man wohl thut ihrem Rat zu folgen, das ist den Leuten klar und handgreiflich bewiesen, und dieser Eindruck wird so bald nicht vergehen.

Die wichtigsten Folgen hat der Krieg zunächst aber für Silindung selbst und die südlich davon gelegenen Landschaften Sigompulan und Pangaloan gehabt. In diesen Landschaften, die zusammen etwa 35 000 Bewohner zählen, waren bis jetzt sieben Stationen mit etwa 1400 Christen. Nominell gehörten sie schon lange zu dem unter holländischer Oberhoheit stehenden Gebiet, aber erst infolge des Krieges sind sie förmlich annektirt, eine holländische Verwaltung ist eingeführt, eine kleine Besatzung nach Silindung gelegt, Wege werden gebaut, die Kaffeekultur wird eingeführt u. s. w. Damit tritt die ganze bortige Missionsarbeit in ein neues Stadium. Feindliche Überfälle und ber-

glet
hab
Ab
nen
den
abe
gro
and
ein
wir
läßt
galt
wef
ber
den
scha
das

nich
eing
Sip
Bete

mäß
ling
hatt
zu
gibt
zu r

freu
jene
nun
die
Ber
Zeit
die
nah
aug
geh
Ber
200
unt
der

mit
wie
wed

das Heidentum
geliums. Man
wirkte, griff
Dr. Puse durch
maßliche Gift-
schlagen. Eine

Haupplatz eines
von von höchster
hervorgetreten,
n Wendepunkt.
von des Heiden-
arabische gegen
seite ist er un-
dern nun schon
seinem Aus-
dern an dieser
er wurde ein
ranlaßt. Der
rücklichen Ver-
ende März be-
durch möglich,
Operationen,
e Führer und
nate, die den
bei auch noch
ute davon zu
Truppen doch
zu überreden.
die Missionare
sichererung be-
fahren auszu-
getragen, daß
cht erschwert,
worden ist.
man wohl
handgreiflich

für Silin-
Sigompulan
ommen etwa
en mit etwa
n unter hol-
des Krieges
eingeführt,
gebaut, die
anze dortige
le und der-

gleichen werden unsere Missionare in Zukunft nicht mehr zu befürchten haben, sie werden in Ruhe und Sicherheit ihrem Beruf obliegen können. Aber, und das ist die wichtigste Frage, wird das holländische Gouvernement ihnen nicht einen Feind, der schlimmer ist als alles andere, den Islam bringen? Ohne Grund ist diese Befürchtung keineswegs, aber dennoch dürfen wir wohl hoffen, daß das Christentum bei dem großen Vorsprung, den es vor dem Islam hat, und bei der völlig anders gearteten Stellung, die es jetzt von vorn herein in Silindung einnimmt, diesen Kampf mit viel besserem Erfolg gegen den Islam wird führen können, als solches z. B. in Sipirok der Fall war; ja es läßt sich ganz so an, als ob hier in Silindung und Sigompulan-Pangaloan das Kommen des holländischen Gouvernements sogleich eine wesentliche Beschleunigung des Wachstums der kleinen Christengemeinden bewirkte, so daß sich die Missionare — und wohl nicht ohne Grund — den weitgehendsten Hoffnungen hingeben. Daß es in diesen Landschaften mit dem Heidentum jetzt ziemlich schnell zu Ende gehen wird, das darf man mit Sicherheit erwarten.

Auch auf den südlichen Stationen, in Sipirok, scheint jener Krieg nicht ohne Einfluß auf die schon erwähnte Reaktion gegen den mächtig eingedrungenen Islam gewesen zu sein, denn zu Bungabonbar wie zu Sipirok selbst sind hunderte von den erst jüngst zum Muhammedanismus Bekehrten in den christlichen Taufunterricht eingetreten.

Auch die Küstenstation Siboga, von der man anfänglich nur mäßige Hoffnungen hegte, die aber durch die Belehrung des Häuptlings Noach in Bobu Singtam bald eine blühende Filiale gewonnen hatte, scheint in neuester Zeit immer mehr ein ergiebiges Arbeitsfeld zu finden. In vielen Dörfern nördlich, östlich und südlich von Siboga gibt es nicht wenige Leute, die den Wunsch ausgesprochen haben Christen zu werden.

Diese Nachrichten waren wohl dazu angethan, in den Missionsfreunden fröhliche Hoffnungen für den Bau des Reiches Gottes unter jenem eigentümlichen Kannibalenvolke Sumatras zu erwecken. Alle Hoffnungen aber sind weit überboten durch unerwartet reichliche Ernte, welche die Missionare dort nach den neuesten bis zum August 1879 reichenden Berichten thun dürfen. Im Laufe des einen Jahres, welches um diese Zeit seinen Abschluß fand, waren nicht weniger als 1326 Seelen in die Christengemeinden aufgenommen worden, so daß dieselben nun nahezu 3500 Seelen umfassen. Es handelt sich dabei nicht um eine augenblickliche Regung im Volke, von der man ein schnelles Vorübergehen erwarten mußte, sondern es zeigt sich unverkennbar eine tiefere Bewegung zum Christentume hin. Das beweisen einmal die weiteren 2000 Seelen, die sich auf den verschiedenen Stationen noch im Taufunterricht befinden, und mehr noch der unverkennbare innere Fortschritt, der sich auf fast allen Stationen kundgibt.

Wohl fehlt es nicht unter dem großen Haufen an solchen die nur mitlaufen oder die ihre Nebenabsichten haben. Aber es ist wunderbar, wie der Herr durch seine Heimsuchungen und Gerichte die Trägen aufweckt, die Unlauteren innerlich erfasst, strast oder auch fernhält. So

läßt sich hoffen, daß das quantitative Wachstum nicht von einem qualitativen Rückgange werde begleitet sein. Vielmehr werden auch nach dieser Seite hin erfreuliche Zeichen berichtet. Die Gemeinden sind fast aller Orten williger und freudiger geworden zu den Bedürfnissen von Schule und Kirche beizusteuern — und durch diese Steuer werden auch unlaute Elemente zurückgehalten — auch sonst zeigt sich mehr Selbstthätigkeit und Leben, z. B. in den aus eigenem Antriebe eingerichteten Bibel- und Erbauungstunden der Leute unter sich. Es ist sehr erfreulich, daß das ganze Neue Testament bereits in battascher Übersetzung vorliegt, und zwar eine doppelte, im Toba- wie im Sipiroldialekt. Kurz zuvor war die neue Auflage auf Sumatra angekommen und fand viele willige Käufer. Auch die Zahl der eingebornen Lehrer konnte von 15 auf 27 vermehrt werden. Freilich auch diese Zahl reicht unter den oben ange deuteten Verhältnissen nicht mehr aus. Aber das Seminar zu Pansur-na-pitu wird aus seinen 30—40 Schülern ja mit der Zeit weitere Hilfe liefern. Auch ist eine Anzahl junger Leute nach Depot auf Java abgegangen, um dort im Seminar weitere theologische Ausbildung zu erlangen.

Die Wirkungen des holländischen Regiments treten schon jetzt hervor. In dem der Kolonie einverleibten Gebiete ist überall Ruhe und Ordnung eingekehrt. Wege werden angelegt, und in Sigompulan hat der holländische Beamte die Leute zu einer vernünftigen und einheitlichen Bestellung der Felder angehalten und ihnen dadurch zum ersten Mal seit langer Zeit zu einer erträglichen Ernte geholfen. Was aber die gefürchtete Rehrutte der neuen Ordnung der Dinge betrifft, so hat es freilich nicht ganz an meist geheimen Versuchen, den Islam einzuführen, gefehlt, aber bis jetzt haben dieselben wenig oder gar keinen Erfolg gehabt, und man darf auch wohl nach dieser Seite hin mit gutem Mut in die Zukunft blicken.

Leider müssen wir mit diesen allgemeinen Bemerkungen von dem sumatranischen Missionsfelde Abschied nehmen. Soviel ist gewiß, daß gerade dieses Feld uns deutschen Missionsfreunden in ganz besonderer Weise am Herzen liegen sollte. Auch hier gilt es namentlich unter den jetzigen Verhältnissen: „Die Ernte ist groß, aber wenige sind der Arbeiter — bittet den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter in seine Erntefende.“

b. Nias.

Nias ist die größte und wichtigste unter den Inseln, welche sich in einer langen Reihe parallel der Westküste Sumatras hinziehen. Sie liegt als eine der nördlichsten in dieser Reihe dem Battalande gegenüber, etwa sechzehn Meilen von Siboga entfernt. Sie ist siebzehn Meilen lang, vier bis sechs Meilen breit, und hat also etwa die Größe eines unsrer preussischen Regierungsbezirke. Sie ist ganz mit Bergen und Hügelu bedeckt, die aber sämtlich keine große Höhe erreichen und sich nirgends zu größeren Ketten vereinigen. Unter den zahlreichen Flüssen haben einzelne wie der Mobscheia auf der Nord-, oder der Rojo

auf der Westseite, eine ganz ansehnliche Größe. Der Sobu ist zwölf Stunden aufwärts mit Frauen befahrbar.¹⁾ Der gegenwärtige Vegetationscharakter der Insel kennzeichnet sich durch Armut an Hochwald. Ausgedehnte Glagaz²⁾ und Allangfelder nehmen die Stelle der durch die Kultur beseitigten oder zum Häuserbau verbrauchten Wälder ein, auch sind solche Stellen mit Gestrüpp und baumartigen Sträuchern überwuchert, woraus sich hier und da ein einsamer Waldbries als Zeuge verschwundener Herrlichkeit erhebt. Die wenigen noch vorhandenen Wäldungen gehen bei dem starken Bauholzbedarf ihrer baldigen Erschöpfung entgegen.³⁾

Die Küste ist stellenweis mit Kasuarinen besanden, deren gerade Stämme mit ihrer pyramidalen Verzweigung und bleichgrünen Nadeln (?) angenehm von dem Dunkelgrün der hinter ihnen wachsenden Rizophoren u. abstecken. An der Süd und Südostseite erhält das Land durch die am Strande massenhaft wachsenden Kolospalmen sein besonderes Gepräge.

Der Boden ist meist gut und zum Ackerbau geeignet. Letzterer steht jedoch hier auf einer tiefen Stufe und beschränkt sich mit wenigen Ausnahmen auf trockene Reisfelder, eine Art Jams⁴⁾ und Mais. Ein Netz von Wegen und Fußpfaden überdeckt den größten Teil des Landes. In allen Richtungen laufen sie über Thal und Hügel, längs und in den Flußbetten und Bächen, durch Graswäldchen und Buschholz, von Dorf zu Dorf.

Da der Niaser ein unvergleichlich guter Fußgänger ist und gerade auf sein Ziel loszugehen pflegt, so sieht man öfters Fußpfade an steilen Böschungen in die Höhe laufen und sich nur dann an den Abhängen hinziehen, wenn dieselben allzu jäh abfallen. Im allgemeinen sind die Wege nichts weiter als schwer zu entwirrende Fußspuren. Oft sind sie vom Regenwasser ausgewaschen, wodurch sie noch schwerer passierbar werden. An der Küste wird der flache Strand als Weg benutzt. Wo es über Sümpfe geht, ist von gespaltenen Baumstämmen, Bambus, Palmenblättern und Rohrbündeln eine Art Knüppelbamm hergestellt, doch nur $\frac{1}{2}$ Fuß breit.

Obwohl thätige Vulkane auf der Insel nicht vorhanden und bis jetzt auch keine Spuren von ausgebrannten aufgefunden sind, kommen doch öfter starke Erdbeben vor, die zuweilen von vernichtenden Springfluten begleitet sind. Die Temperaturverhältnisse stimmen mit denen von Sumatras Westküste überein. Der meiste Regen fällt von Oktober bis Dezember. Die trockene Zeit währt von Mai bis August. Dann ist der Himmel völlig heiter und die Luft so klar, daß man die Berge von Sumatra deutlich sehen kann.

Doch wenden wir uns zu den Bewohnern der Insel, die sich Oho Nias, d. i. Menschenkinder, nennen; woher auch jene ihren Namen er-

¹⁾ Rheinischer Missionsatlas Nr. 7.

²⁾ Saccharum spontaneum.

³⁾ S. v. Rosenberg, Der malaische Archipel, Seite 141. Dem ich auch im Folgenden meist wörtlich folge.

⁴⁾ Gowi (Uwi) in den Berichten gewöhnlich irrtümlich als süße Kartoffel bezeichnet.

halten hat. Sie sind so zahlreich, daß ihr Land zu den dichtbevölkertsten des Archipels gehört. Die Schätzungen gehen freilich bis jetzt noch weit aus einander und schwanken zwischen 1 000 000 und 230 000. Ersteres ist wohl zu hoch gegriffen, jedenfalls aber dürfte die Seelenzahl eine halbe Million übersteigen. Dabei ist es wichtig, daß auf Sumatra wenigstens einige hunderttausend leben, die als Sklaven ausgeführt oder in der Sklaverei geboren worden sind, und die sich in ihrer Eigentümlichkeit unter den übrigen Völkern dort unvermischt erhalten.

Daß die Niaser der malattischen Völkerfamilie angehören, ist un- zweifelhaft. Über ihre Abkunft wissen sie selber nichts zu sagen. Jungbuhns Hypothese, daß sie eine Battakolonie seien, hat zwar manches für sich, erweist sich aber bei näherer Prüfung als unhaltbar. Die Frage bleibt noch offen. Ebenso schwierig aber ist ein anderes Problem: nämlich die Bevölkerung der nördlichen Hälfte weicht von der des Südens sehr bedeutend in Sprache, Sitten und Gebräuchen ab.

Die Hautfarbe des Niasers variiert von hellbraun in braungelb und weißlichgelb. Das nicht besonders feine Haar ist dunkelbraun, auch schwarz, ebenso wie der Bart, der auf verschiedene Weise getragen wird. Der Kopf ist länglich rund, die braunen Augen sind ziemlich groß und stehen häufig etwas schief. Die Backenknochen ragen etwas hervor; die Nase ist nicht so breit wie bei den Malaien und nähert sich der kaukasischen Form. Der Mund ist groß, die Lippen dick und oftmals etwas nach oben gebogen. Das Kinn ist rund und mehr oder weniger zurückweichend. Der Südniaser ist im allgemeinen mehr entwickelt, größer und stärker gebaut und tritt weit stolzer auf. Häufig sieht man Albinos mit rotem Haar, weißer Hautfarbe und roten Augen. Man nennt sie Teufelskinder; sie sind der Spielball von jung und alt.

Von Gemüthsart ist der Niaser habgierig, eigennützig und mißtrauisch. Ohne gerade faul zu sein, verbringt er doch einen großen Teil seiner Zeit in Müßiggang. Er ist nicht grausam, aber rachsüchtig im höchsten Grade, so daß der Haß der Eltern auf Kinder und Kindes- kinder forterbt, und öfters eine ganze Familie, Säuglinge mit inbegriffen, ermordet wird, um Wiederaufnahme der Blutrache in späterer Zeit zu vereiteln. Weiter ist er ein geborner Dieb, eifersüchtig, betrifft sich gern, wenn sich die Gelegenheit dazu bietet, und wird dann freit- süchtig. Abergläubisch über alles Maß, glaubt er an böse Geister, Gespenster und an Zauberei. Da er keine Schrift besitzt, so ist ihm Lesen und Schreiben etwas Unheimliches. Im nördlichen Nias kommt endlich zu allen diesen Untugenden noch Unreinlichkeit des Körpers, der Kleidung und der Wohnung.

Bei allen diesen Mängeln besitzt der Niaser aber auch gute Eigen- schaften. Er ist zur Fröhlichkeit geneigt, dankbar für empfangene Wohl- thaten, gutherzig und mitfühlend; auf Süd-Nias sogar, wenn es dar- auf ankommt, tapfer bis zur Selbstaufopferung. Ob Keuschheit und eheliche Treue diesen guten Eigenschaften beizuzählen sind, ist zu be- zweifeln, da die strengen Gesetze gegen deren Übertretung, ja selbst die geringste Verletzung des Anstandes, einen jeden zurückhält, und gerade

die
Eig
Fra
und
wei

hab
wol
and
unb
mit
verl
bur
dur
hän
die

tief
dur
zuf
run
wer
von
aus
spit
gez
aus
wir
öfte
Ru
(K
Kol
wie
red
Go
zur
na
Au
ist

ein
das
10
B
D
zu
Fu
ge

die entgegengesetzte Neigung vermuten läßt. Selbstmord aus gekränkter Eigenliebe kommt nicht selten vor, namentlich unter Sklaven und Frauen. — Das Familienband im allgemeinen ist ein ziemlich lockeres, und namentlich ist die Kinder- und Elternliebe, wenigstens was das weibliche Geschlecht betrifft, nicht weit her.

Die Kleidung der Männer besteht auf Nord-Nias für die Wohlhabenderen aus einem um den Kopf geschlungenen Tuche von Baumwollenzug, für die Ärmeren aus ihrem eigenen, auf die eine oder andere barocke Weise geordneten Haar. Der Oberkörper bleibt meist unbedeckt, wird aber auch, namentlich wenn es regnet, mit einer offenen, mit Schulterlappen versehenen Weste von Baumbast oder dicken Haaren verhüllt. Um die Hüfte wird ein zwei bis drei Zoll breites Band von buntfarbigem Rattun einige Mal geschlungen und zwischen den Beinen durchgezogen, so daß die ausgefaserten Enden über den Bauch herunter hängen. Fernbündel schlingen noch ein paar Gürtelbänder mehr um die Hüften und stecken dazwischen Messer und Schwert.

Die Frauen tragen als einzige Bedeckung ein grobes Stück Tuch tief über den Unterleib und um die Hüften geschlagen. Die Haare, durch ein mit Silberknöpfen oder Glasperlen verziertes Band am Kopfe zusammengehalten, hängen glatt nach hinten, eine Tracht, welche dem runden Gesichtchen vieler Frauen recht hübsch steht. Um den Hals werden herabhängende Schnüre von Glasperlen getragen, am liebsten von hellblauer Farbe. Um den untern Arm befestigt man Ringe, die aus der Schale der Riesenmuschel geschliffen oder aus Kupferdraht spiralförmig gebogen sind. Auch die Ohren werden mit allerlei Ringen geziert, die so schwer sind, daß das Ohrfläppchen dadurch unförmlich ausgebeugt wird. — Auf Süd-Nias herrscht größere Wohlhabenheit, es wird daher auch mehr auf die Kleidung verwandt. Das Kopftuch ist öfter mit roten Streifen eingefast. Der Hals ist mit Ringen von Kupferdraht, und bei denen, welche nach der dort herrschenden Sitte (Kopsnellen) einem den Kopf abgeschlagen haben, mit Stücken von Kokusschale behängt. Die Frauen tragen Röckchen in ähnlicher Weise wie oben beschrieben, jedoch das Haar am Hintertopf in einem aufrechtstehenden Büschel zusammengebunden, der an der Basis mit einem Gold- oder Perlenbande umwunden ist, von welchem Perlenchnüre bis zum Nacken herunterhängen. Auf der ganzen Insel laufen die Kinder nackt; Knaben bis zum fünften, Mädchen bis zum dritten Jahre. — Auch hier herrscht übrigens die Sitte, die Schneidezähne wegzufleilen, ist jedoch nur auf die oberen beschränkt.

Auf Nord-Nias stehen die 3—20 Häuser zählenden Dörfer auf einem Hügel, am liebsten nicht fern von fließendem Wasser. Rund um das Dorf wird die Erde senkrecht abgestochen, und die abgestochene 10—15 Fuß hohe Wand mit Steinen bekleidet. Eine Leiter oder ein Balken mit eingehauenen Stufen vermittelt das Ein- und Ausgehen. Der von den Häusern eingeschlossene freie Raum dient den Bewohnern zum Versammlungsplatz. In seiner Mitte steht ein nicht viel über drei Fuß hohes Häuschen, mit hohem spitzem Dach, worunter der zuletzt gestorbene Häuptling beerdigt liegt. Am Ende des Dorfes befindet sich

die nirgends fehlende Schmiebe, und am Haupteingang der Schutgott mit seiner Frau, aus Holz oder Stein, 6—8 Fuß hoch. Einzelne stehende Häuser trifft man hin und wieder, zuweilen weit vom Dorfe entfernt.

In Süd-Nias sind die Dörfer meist größer (bis 500 Häuser), oft mit verschiedenen Straßen, auf denen ein Weg mit platten Steinen gepflastert ist, und einige von ihnen sind mit Gräben und doppelten Mauern zu förmlichen Festungen eingerichtet. Einzelne stehende Häuser sieht man dort nirgends.

Was die Häuser selbst betrifft, so könnte man sie mit einem auf hohe Stützen gesetzten länglichen Korbe vergleichen, über den ein hoher, spitz zulaufender Deckel gestülpt ist. Die Pfähle, 16—32 an Zahl, in vier Reihen, sind mit diagonal angebrachten Balken befestigt, und oben mit Querbalken verbunden, auf denen 8—10 Fuß über der Erde der Fußboden des Hauses ruht. Die eigentliche Wand ist nur zwei Fuß hoch und mit einem als Sitzbank dienenden Brette gedeckt. An dieselbe schließt sich eine schief nach außen gerichtete Fortsetzung von Latten von gleicher Höhe; von jener Bank kann man also an allen Seiten die Umgebung des Hauses beobachten. Der aus Balken gut zusammengestellte Dachstuhl ist durchschnittlich 30 Fuß hoch; das Dach mit den Blättern der Sagopalme gedeckt, am untern Theile rund, nach oben zu von allen vier Seiten sich vorjüngend, bis zu dem kurzen scharfzantigen First. In demselben sind einige schließbare Luken angebracht. — Der innere Raum des Hauses wird durch 2—8 Fuß hohe Wände in ein großes allgemeines Gemach und mehrere kleine Kammern zur Rechten und Linken für die Familienglieder geteilt. An der Frontseite des für jeden zugänglichen allgemeinen Raumes, in welchen auch die Leiter oder Treppöffnung mündet, ist der Boden in einer Länge von 3—4 Fuß und $\frac{1}{2}$ Fuß Breite erhöht: das ist der Sitzplatz des Hausherrn und seiner Familie, sowie ansehnlicher und willkommener Gäste. Gegenüber, also an der Hinterseite des Hauses, ist der allgemeine Herd, und daneben, nur durch Latten geschieden, das geheime Gemach.¹⁾ An einem der zuweilen mit Knäusen verzierten mittelften Pfähle, der Hauptstütze des Daches, ist der Hausgott befestigt. An den Wänden hängen die Ahnenbilder, rohe aus Holz geschnitzte Menschenfiguren, umhängt mit Grasschnecken und Kotosblättern, die als Heil- und Zaubermittel dienen. Über den Mittelpfählen hängen an Rottang gereiht in zwei bis vier und mehr Reihen die Untertier aller Schweine, die im Hause geschlachtet wurden, als Zeichen der Wohlhabenheit des Eigentümers. Der Rauch, welcher nur durch die Dachluken entweichen kann, schwärzt alles, so daß im oberen Theile des Daches selbst am hellen Tage nichts zu erkennen ist. Außen an der Vorderseite des Hauses ragt zuweilen ein hölzerner Arm mit geballter Faust hervor. Vor den Häusern sind oft große flache Steine zum Sitzen und dabei andere als Rückenlehne angebracht. — Die Bauart in Süd-Nias weicht in manchen Einzelheiten

¹⁾ Darunter befindet sich der mit Latten verschlagene Aufenthaltsort der Schweine, welchen die Exkremente zum Futter dienen.

von
fanz

eini
Sch
Wa
Sta
mat
Stül

doch
Kot
Mar
man
Schl
Blä
Spe
pap
—

Sch
Düf
Einl
das
fläch
nach
zu t

gebu
Ehe
wer
kom
verb
Jere
in C
Sch
fest

ling
halb
Sar
aus

Sack
Holz
Reis
schra

der Schutzgott
einzeln stehende
Dorfe entfernt.

Häuser), oft mit
Steinen ge-
doppelten
stehende Häuser

mit einem auf
den ein höher,
an Zahl, in
igt, und oben
der Erde der
nur zwei Fuß

An dieselbe
von Latten von
seiten die Um-
mengen stellte
den Blättern

oben zu von
scharfsantigen
racht. — Der
Wände in ein
zur Rechten
seite des für
die Leiter ober
n 3—4 Fuß

Ausherrn und
ste. Gegen-
e Herd, und

¹⁾ An einem
Hauptstüke
hängen die
abhängt mit
mittel dienen.
wei bis vier
Hause ge-
Eigentümers.

nn, Schwärzt
Tage nichts
agt zuweilen
Häusern sich
ücklehne an-
Einzelnheiten

thaltort der

von obiger Beschreibung ab, was hier jedoch nur kurz angedeutet werden kann.

Das Hausgerät ist sehr einfach. Ein paar irdene Kochtöpfe, einige Löffel von Kokoschale, grobe chinesische Teller und hölzerne Schüsseln, mehrere Bambusgefäße zum Holen und Aufbewahren des Wassers, verschiedene Gefäße von Baumrinde, ein Reisbrot mit Stampfer, eine Wanne, ein paar Tröge, Körbe und Säcke, Schlafmatten, und (im südlichen Nias) hin und wieder ein paar hölzerne Stühle und Bänke — das ist alles.

Gleich einfach ist auch der Speisezettel. Hauptnahrung ist Reis¹⁾; doch ist man auch häufig Erdfrüchte, Sago, und bei Miskernten Mais, alte Kokosnüsse, Kladi (*Colocasia esculenta*), Wurzeln und auch Blätter. Man schlachtet Schweine, Ziegen und Hühner, verzehrt aber auch, was man erlangen kann: Wildschweine, Fische, alle Vögel, Krokodile, Schlangen, Fische und Schalthiere. Als Zuspense zum Reis dienen die Blätter des Melonenbaums (*Carica papaja*). Salz wird nie mit den Speisen gelocht, sondern immer aus der Hand dazu gegeben. Pisang, papaja und die kopfgroßen stinkenden Früchte des *Durio zibethinas* — letztere leidenschaftlich gegessen — bilden das Obst.

Festliche Gelegenheiten werden mit einem Schmaus gefeiert. Das Schweineschlachten ist dabei die Hauptsache. Der Schwanz und ein Büschel der Borsten wird jedesmal dem Hausgötzen als Zeichen der Einladung zum Feste dargebracht. Das Fleisch wird, gleich nachdem das Tier durch einen Stich ins Herz getödtet ist und die Borsten oberflächlich abgesenzt sind, an die Gäste verteilt, die damit schleunigst nach Hause eilen, um es (womöglich noch zuckend) in den Kochtopf zu thun.

Drei Tage nach der Geburt eines Kindes wird das Fest der Namensgebung gefeiert. Der Name wird jedoch später wieder gewechselt. Die Ehe kann auch hier nie zwischen Gliedern desselben Stammes geschlossen werden. Die Frau wird gekauft für 100—2000 Gulden. Davon bekommen auch der Häuptling und der Priester (?) ihre Procente. Letzterer verbindet das Paar bei der feierlichen Hochzeit, indem er nach einigen Zeremonien ihre Köpfe zusammengedrückt. Der Kaufpreis muß immer in Gold bezahlt werden. Hat der junge Mann nichts, so macht er Schulden, wodurch aber seine und seiner Frau Freiheit aufs Spiel gesetzt wird. Der Kaufpreis für Witwen beträgt nur die Hälfte.

Die Leichen werden in Nord-Nias begraben, und zwar die Häuptlinge im Dorfe, geringe Leute an irgend einem beliebigen Orte außerhalb. Bis zum Abend des Sterbetages bleibt die Leiche in einem Sarge im Hauptgemache unter dem Wehklagen der Hinterbliebenen ausgestellt. Der Sarg wird nicht mit beerdigt. Sowie das Grab zu-

¹⁾ Der Ackerbau ist noch auf sehr tiefer Stufe. Man kennt weder Pflug noch Hacke. Man haut nur das Gebüsch weg, verbrennt es und macht mit einem spitzen Holz Hammer in den Erdboden, in welche die Reiskörner gelegt werden. Verodesserte Reisfelder findet man sehr selten. Die Viehzucht ist fast ganz auf Schweine beschränkt.

gesättigt ist, hört das Wehklagen auf und das Fest beginnt, wobei tapfer gegessen und getrunken wird. In Süd-Mias werden die Toten nicht begraben, sondern in dem mit einem Vogelkopf verzierten Sarge auf einem sechs Fuß hohen überdachten Gestell auf einem allgemeinen Beisetzungsorte aufgestellt. Dort bleiben sie un gepflegt, bis alles vermodert zusammenbricht. Einige Tage nach der Beisetzung wird das Reichenfest gefeiert, wobei immer eine Anzahl Menschenköpfe geopfert werden müssen; daher die Sitte des Kopfschlagens. Von den Verstorbene werden rohe Bilder aus Holz geschnitzt und im Hause aufgestellt.

In einem Hause wohnen meist mehrere Familien beisammen, jede in ihrem eigenen Kämmerchen mit besonderer Feuerstätte. Das große Gemach, worin auch alle unverheirateten Männer schlafen, dient zum allgemeinen Gebrauch, der darin befindliche Herd zum Kochen von Schweinefutter. Alle Glieder einer Familie nehmen gleichzeitig das Mahl ein. Auch abends bleibt man gewöhnlich lange beisammen, wobei viel geschwaßt und auch gesungen wird. Die sich ihres hohen materiellen Wertes wohl bewußten Frauen verrichten wohl schwere Arbeit, doch sind sie deshalb keineswegs Sklavinnen der Männer. Der Umgang zwischen jungen Leuten beiderlei Geschlechts ist gänzlich frei. Grüße und ähnliche Höflichkeitsbezeugungen kennt man nicht. Das Rauchen von Tabak aus kurzen Pfeifen von Kupfer und Holz ist allgemein, weniger verbreitet dagegen das Rauen von Stri. Zur Erholung üben sich die Männer allabendlich im Gebrauch der Waffen oder auch im Weit- und Hochspringen, woran sich selbst Knaben von sechs Jahren beteiligen. Auch sind die Miaser große Verehrer von Tanz und Gesang. Becken, Trommel und Tambourin sind die Musikinstrumente, die ohne allen Rhythmus ad libitum bearbeitet werden. Etwas höher steht der aus Solo und Chören bestehende Gesang.

Was das öffentliche Leben angeht, so ist zu bemerken, daß die Bevölkerung in eine große Anzahl von völlig unabhängig neben einander stehenden Stämmen zerfällt. Als Stände lassen sich Häuptlinge, Angesehene, Gemeine, Priester, Zauberer, Verpfändete (Pandelingen) und Sklaven unterscheiden. Die Häuptlinge sind Stammes- oder Dorfoberhäupter. Die Würden sind erblich, doch muß der zum Nachfolger erkorne Sohn, gewöhnlich der älteste, den letzten Atemzug des sterbenden Vaters aufgesogen haben. Gelingt dies einem andern, so wird derselbe Mitregent. Die Insignien der Häuptlingswürde sind eine goldene, vorn in eine anderthalb Fuß lange Spitze auslaufende Krone, ein großer goldener Kragen, ein großer Ohrring in Form einer 8, ferner ein bis zu den Fersen reichender roter mit weißem Zeug garnirter Tuchrock, ein Dolch mit goldenem Griff, und vor dem Hause ein großes steinernes Götzenbild. In Süd-Mias ist die Ausstattung etwas anders. Anstatt der Krone ist dort die goldene Feder üblich, sowie ein großer goldener Schnurrbart. — Die mit der Würde verbundenen Einkünfte und Prerogative sind nicht nennenswert; die Macht ist sehr beschränkt. Der Titel ist Salawa, der in Belugu erhöht werden kann, wobei ein großes Fest gegeben werden muß.

Zu der vornehmen Klasse gehören die Verwandten der Fürsten und solche, die Vermögen besitzen. Sie haben Sitz und Stimme bei den Beratungen. Die Priester, welche Eré genannt werden, bilden eine besondere Klasse, obwohl sie leben und arbeiten wie ein jeder andere Dorfbewohner und auch nicht in höherem Ansehen stehen. Da sie jedoch Verkehr mit der Geisterwelt haben, so sind ihre Dienste bei manchen Gelegenheiten, besonders in Krankheitsfällen, sehr wichtig. Sie erhalten für dieselben Bezahlung nebst Kost für die Zeit, in der sie beschäftigt sind; andere Einkünfte haben sie nicht. Es gibt auch weibliche Eré, deren Hilfe von Frauen beansprucht wird.

Gemeine sind diejenigen, welche außer einer kleinen Wohnung und einem Stückchen Land nichts weiter besitzen. Meist noch nach Jahren für den Brautsegen verschuldet, führen sie ein elendes Leben und mögen sich glücklich preisen, wenn sie dem Los der Sklaverei entgehen.¹⁾ Wenn nämlich die Schulden durch das gebräuchliche System der jährlichen Verdoppelung so hoch werden, daß sie dem Preise eines Sklaven gleichkommen (20–40 Gulden), so wird der Schuldner ein Sklave seines Gläubigers. Durch ein weiteres Anwachsen der Schuldsomme kann auch seine Kinder das gleiche Los treffen. Waisen werden durch die nächsten Verwandten gekauft. Außerdem entsteht Sklaverei auch durch Menschenraub und Kriegsgefangenschaft. Endigen kann sie überhaupt nur, wenn der Leibeigene von seinem Herrn an Kindesstatt angenommen, oder wenn der Kaufpreis zurückgezahlt wird. Doch das kommt nur sehr selten vor.

Die Arbeit der Sklaven besteht im Felbbau und im Hüten der Schweine. Für Speise und Kleidung müssen sie selber sorgen und erhalten zu diesem Zwecke ein Stückchen Land angewiesen, das sie bebauen. Sklaven können nur Sklavinnen zu Frauen nehmen. Eltern und Kinder dürfen getrennt verkauft werden. — Für die Schulden ihres Mannes kann die Frau niemals Sklavin werden.

Die Regierungsform ist ursprünglich eine patriarchalische, wobei jedoch im Verlauf der Zeit die absolute Gewaltübung einem mehr konstitutionellen System gewichen ist. Die bürgerliche, militärische, gerichtliche und zuweilen auch priesterliche Macht konzentriert sich in der Hand des Häuptlings, welcher jedoch keinen Beschluß von Wichtigkeit fassen kann, ohne mit den Ältesten des Dorfes sich zuvor darüber beraten zu haben. Sitz und Stimme in diesem Rat haben alle Familienglieder des Häuptlings und der Angeesehenen. Die Versammlungen, in denen die Häuptlinge in Staatskleidung erscheinen, finden öffentlich statt; in Nord-Mias auf dem freien Platz vor dem Hause des Salawa, im südlichen in einem besonderen Gemeindehaus (Dsali). Jeder Stimmberechtigte kann seine Meinung frei äußern, wobei es nicht selten zu

¹⁾ Von der Klasse der Sklaven ist die der Verpfändeten (Pandelingen) zu unterscheiden, unsichere Schuldner, die mit ihrem Leib und Leben für die Schuldsomme haften, oder solche, die, zu einer Geldbuße verurteilt, diese nicht zahlen konnten. Solche Personen dürfen nicht verkauft werden.

heftigem Wortwechsel, ja, da man stets das Schwert bei sich trägt, selbst zum Blutvergießen kommt. Deshalb wird auch, wenn eine Sitzung bei Gelegenheit eines Festes nötig ist, dieselbe stets vor dessen Anfang gehalten, weil dann die Gemüther durch den Genuß von Palmenwein noch nicht erhitzt sind. Der Häuptling führt stets den Vorsitz und sammelt die Stimmen, deren Mehrzahl den Ausschlag gibt.

Kriege zwischen verschiedenen Stämmen und Dörfern sind sehr häufig. Sie werden in der Ratsversammlung beschlossen. Jeder Waffenfähige, ja selbst die männlichen Sklaven müssen daran teilnehmen, und jeder trachtet, sich soviel wie möglich ein Furcht erweckendes Ansehen zu geben. Angriffswaffen sind Lanze und Schwert, ein kurzer Totschläger aus sehr festem Holz, nebst einzelnen Feuersteingewehren; Verteidigungswaffen: Helm, Schild und Streitrock. In Kriegszeiten werden die Dörfer befestigt, auf die Wege werden Fußangeln gelegt und nachts wird gut Wache gehalten. Die ganze Kriegsführung besteht in verräterischen Überfällen, Ermordung einzelner Personen und Gefangennahme von Frauen und Kindern. Ist die Gelegenheit günstig, so wird auch ein Haus oder Dorf überfallen, geplündert und verbrannt. Dabei werden an den Bewohnern die schrecklichsten Greuelthaten verübt. Zu einem geregelten Gesechte kommt es sehr selten. Dazu ist das Volk zu feige. Nach errungenem Siege findet stets ein großes Fest statt.

Die Rechtspflege ist minutiöser, als man bei einem noch so wenig entwickelten Volke erwarten sollte. Sie beruht, da man keine Schrift kennt, einzig auf Überlieferungen. Strafbar sind Diebstähle, Menschenraub, Beleidigung von Personen durch Worte und Thaten, Unzucht, Ehebruch und Mord. Diebstähle werden mit Gelbbuße bestraft, und muß außerdem der Wert des gestohlenen Gegenstandes doppelt vergütet werden. Ist der Dieb zahlungsunfähig, so wird er ein Verpfändeter, falls der Diebstahl im Freien geschah; wenn aber in der Wohnung, so wird er Sklave des Bestohlenen. Auf frischer That erfaßt, kann der Dieb sofort getötet werden. Auf Menschenraub steht als Buße der doppelte Wert des Sklaven; der Räuber aber wird mit dem Tode bestraft, wenn der Geraubte dabei zu Schaden gekommen ist. — Die Strafe für Beleidigungen richtet sich nach dem Range des Beleidigten. Auch die Vergehen der Unzucht haben verschiedene Stufen. Wer ein Mädchen verführt, hat den doppelten Brautpreis für sie zu zahlen, ist er aber unvermögend, so wird er samt der Verführten getötet.¹⁾ Auch Ehebruch wird zum Teil mit Gelbbuße, zum Teil mit dem Tode bestraft.

Alle Gerichtsverhandlungen finden vor dem Dorfrat statt, der durch Abstimmung, und zwar nach der Majorität entscheidet. Durch Manifestationseid bei seinem Hausgötzen kann sich in gewissen Fällen

¹⁾ Um das Leben zu retten, geben solche Mädchen, falls keine offensibaren Beweise ihrer Schuld vorliegen, im Einklang mit dem herrschenden Aberglauben an, daß sie von einem bösen Geist verführt wurden. Die von solchen gebornen Kinder werden wie die Albinos, Onom Bela, Teufelskinder genannt.

ein
Gotte

Rnal
schnit
deutu

zeichn
und
als
wissen
fertig
macht
Sitot

Zeit
wobei
Zeit
Bauch
Eisen
Die
ist du

Haupt
von m
durch
heißt
Winde
benben
sie in
wurde
Dieser
dabei
hat e
auch
tum
allwiss
Beweis
sind,

Wenn
Dyne
Kinder
dem
Warum
Wege

schon

ein Beschuldigter von dem Verdacht eines Verbrechens reinigen. Auch Gottesurteile mit Wasser- und Feuerprobe sind in Gebrauch.

Von den sonstigen Gebräuchen ist noch zu erwähnen, daß die Knaben im fünften bis achten Jahre meist von dem Vater selbst beschnitten werden, ohne daß dieser Handlung irgend welche religiöse Bedeutung beigelegt würde.

Als Handwerker liefern die Niaser in mancher Hinsicht ausgezeichnete Arbeit. Daß sie gute Zimmerleute sind, beweisen ihre Häuser und die trefflich gearbeiteten Waffen. Nicht weniger geschickt sind sie als Kupfergießer. Die Frauen verstehen die Kunst des Webens und wissen den Faden gelb, rot, braun und schwarz zu färben; auch verfertigen sie nette Flechtarbeiten. An einigen Orten werden Töpfe gemacht, und an vielen Stellen der Küste gewinnt man Salz. Zu Gunong Sitoli, und jetzt wohl noch an mehr Orten, wird Kofosöl bereitet.

Der Handel, welcher auf der Insel getrieben wird, war — zur Zeit unseres Berichterstatters (1855) — hauptsächlich Tauschhandel, wobei das Gold als Währung zur Berechnung des Wertes diente. Jetzt ist holländisches Geld eingeführt worden. Ausgeführt wird Reis, Bauholz, Öl, Gummi elastikum und Gettah (?), eingeführt wird Gold, Eisen, Messingdraht, Tuch, Baumwollenzug, grobe chinesische Teller etc. Die Ausfuhr von Sklaven nach Mitschi, welche früher bedeutend war, ist durch die holländische Regierung unterdrückt worden.

Kommen wir schließlich auf die Religion der Niaser.¹⁾ Die Hauptrolle in derselben spielen die Dämonen (Begu). Wohl reden sie von mehreren über diesen stehenden höheren Wesen, deren vier sie auch durch Opfer ehren; doch haben sie nur einen eigentlichen Gott, der heißt Lowalangi (Hosenberg: Lubu langi). Er hat seinen Sitz im Winde. Sie stellen sich denselben vor als einen im Luftraum schwebenden Baum. Früchte, welche sich davon losrennen, werden, wenn sie in das Leere fallen, zu Geistern. Andere, die zur Erde niederfielen, wurden Menschen und die Stammeltern der gegenwärtigen Bevölkerung. Diesem Lowalangi schreiben sie nun freilich selbst einen Ursprung zu, dabei aber sagen sie doch, daß er alle Dinge gemacht habe, und zwar hat er dann die Welt nicht sich selbst überlassen, sondern er regiert auch alles; in seiner Hand ist Leben und Tod, Segen und Fluch, Reichtum und Armut, er setzt Könige ein und setzt Könige ab, ja er ist allwissend und allmächtig und dabei ein Rächer alles Bösen. Zum Beweise, daß dieser Art die Anschauungen der Niaser von Lowalangi sind, mögen hier einige ihrer Redeweisen folgen:

Es steht in Lowalangis Hand, ob er — der Kranke — wieder gesund wird. Wenn ihr einen Lowalangi habt, so wird keine Mutter wieder gesund werden. — Ohne Lowalangi bin ich auf dieser Erde; fortwährend bin ich krank und alle meine Kinder sind tot — Lowalangi tötet, Lowalangi macht lebendig. — Das Gold gehört dem Lowalangi; weber der Reiche noch der Schuldner müssen immer so bleiben. — Warum ist doch Lowalangis Herz nicht gut gegen ihn? Nichts will ihm glücken. — Wehe mir, mein Lowalangi, warum machst du mich arm? — Du allein hast einen

¹⁾ Thomas, Niasische Götter- und Geisterlehre, in den Berichten der Rheinischen Missionsgesellschaft 1879. S. 210 ff.

großen Lomalangi, du hast viele Schweine. — Ich stehe zu dir, Lomalangi, ich habe keine Sünde vor dir, ich habe auch meinen Mitmenschen nicht beschädigt. — Lomalangi wird Rache an ihm nehmen, räche dich nicht selbst. — Nur eine Sandbreite über uns ist Lomalangi, er steht, wenn man uns betrügt. — Lomalangi hört meine Rede, ob sie wahr sei. — Lomalangi hat alles gemacht, darum beschäme deinen Nächsten nicht, wenn seine Gestalt häßlich ist.

Wenn man aber meint, die Nasser würden diesem Lomalangi nun auch die schuldige Ehre erweisen oder doch wenigstens mit ihren Opferungen sich vor allen an ihn wenden, so irrt man sehr. Sie sagen wohl: Es steht bei Lomalangi, ob der Kranke wieder gesund wird, aber zu gleicher Zeit sind sie gerade wieder mit solchen Opfern beschäftigt, die mit Lomalangi nichts zu thun haben; sie sagen: An Gottes Segen ist alles gelegen — glauben dabei aber doch fest, daß aller Segen von ihnen weicht, wenn sie die Ahnenbilder nicht aufbewahren;¹⁾ sie sagen: Rache dich nicht, Lomalangi wird's rächen — und dabei dürfte doch nicht leicht ein Volk zu finden sein, welches so rachsüchtig ist und eine Beleidigung so lange nachträgt, wie die Nasser, die lieber Hab und Gut verlieren, als daß sie sich für Unterlegene erklären lassen. Wenn sie sich nun aber um Lomalangi weiter nicht viel kümmern, als daß sie seinen Namen und zwar am meisten bei Verfluchungen im Munde führen, so erscheint es um so auffälliger, daß sie ihm gerade dann opfern, wenn sie glauben, eine Krankheit oder anderes Unheil sei durch Sünde verursacht.

Ein zweites höheres und dem Lomalangi sehr nahestehendes Wesen ist nach der Meinung der Nasser Lature. Gleich dem Lomalangi hat er seinen Ursprung in einer Frucht an der Spitze des Loraabaumes. Er beanspruchte die unteren Früchte des Baumes für sich, verlor sie aber an Lomalangi. Dieser machte aus den Früchten die Menschen und schenkte dieselben dann dem Lature, gleichsam als seine Schweine (Vieh). Lature füttert nun die Menschen jeden Morgen und jeden Abend, d. h. nach der Zeit Lomalangis und Latures gerechnet, bei denen ein Tag die Länge unseres Jahres hat; daher kommt es, daß die Menschen nur alljährlich in der Ernte von ihm Futter erhalten. Wie aber der Mensch seine Schweine schlachtet, wenn er dazu Lust hat, so auch Lature, jedoch ist er von ihnen nur den Schatten, und zwar den Schatten, den sie an den Himmel werfen, während der auf die Erde fallende Schatten von den Begus gegessen wird; in jedem Fall muß aber der Mensch, dessen Schatten gegessen ist, sterben. Das Opfer, das dem Lature dargebracht wird, hat darum auch die Bedeutung eines Lösegeldes, um dadurch die Seele des Kranken loszukaufen. Nur bei

¹⁾ Rosenberg: Die Stammeltern bleiben mit L. in steter Gemeinschaft und können sich mit ihm unterhalten, weshalb man sich auch an den Stammvater wendet um Gutes zu erlangen und Böses abzuwenden. Auch die übrigen Geister werden in manchen Fällen angerufen. Alle diese, worunter sich auch solche weiblichen Geschlechts befinden, werden durch Bilder vorgestellt, die eigene Namen führen und einen besonderen Platz in oder vor dem Hause haben. Ihr allgemeiner Name ist Abschu. Für jedes besondere Ereignis wird der eine oder der andere Abschu angerufen.

Langi, ich habe
bigt. — Loma-
eine Sandbreite
ngi hört meine
eschäme deinen

n Lomalangi
s mit ihren
r. Sie sagen
gesund wird,
Opfern be-
: An Gottes
aller Segen
wahren;!) sie
dabei dürfte
ichtig ist und
e lieber Hab
klären lassen.
ummern, als
uchungen im
e ihm gerade
es Unheil sei

des Wesen ist
Langi hat er
Baumes. Er
erlor sie aber
Menschen und
ne Schweine
und jeden
et, bei denen
es, daß die
alten. Wie
Lust hat, so
d zwar den
uf die Erde
Fall muß
Opfer, das
utung eines
. Nur bei

einschaft und
vater wendet
er werden in
en Geschlecht
nd einen be-
e ist Abschu.
ngerufen.

solchen Opfern und auch wohl bei der Ernte und bei Sterbefällen wird des Lature gedacht.

Außerdem werden noch zwei unter die Götter versetzte Ahnen, Balugu Luomewona und Baumadano, verehrt, von denen der erstere in der Oberwelt seinen Sitz hat, während der zweite die Erde trägt, damit sie nicht herunter fällt. Es ist für die Niaser sehr charakteristisch, wie verschieden sie sich zu diesen beiden vergötterten Ahnen stellen; das Geringere fürchten sie mehr als das Größere, wenn ihnen das erste das Nähere ist. Balugu Luomewona wird wohl viel besungen, aber gefürchtet wird er nicht, wohl weniger, weil er gutherzig gegen die Menschen zu sein scheint, als vielmehr deshalb, weil er so weit weg, so hoch oben ist, und aufwärts gehen die Gedanken der Niaser selten höher, als bis an die Krone ihrer Kokospalmen. Baumadano dagegen ist ihnen näher und hat dazu die Erde in seiner Gewalt, auch einen starken Abscheu gegen das Böse. Ist auf Erden eine große Sünde, etwa ein Mord, geschehen, so erschüttert er, zum Zeichen seines Unmutes darüber, die Erde, wird Sünde und Frevel allgemein, z. B. allgemeiner Betrug oder Wucher, so schickt er einen Begu mit Krankheit und Seuche. Von irgend welcher wichtigen Unternehmung, z. B. einer Heirat, Hausaufrichtung, Reise zur See, nimmt der Niaser sofort Abstand, wenn dabei ein Erdbeben eintrifft, denn durch dasselbe gibt Baumadano zu verstehen, daß man in der betreffenden Unternehmung kein Glück haben würde. Bei manchen Opfern werden zwar beide, Luomewona und Baumadano genannt, doch ist der letztere die Hauptperson, wie auch beim Schwören nur er neben Lomalangi genannt wird. Auch beim Brautpreis bekommt er etwas mehr als Luomewona; übrigens nimmt der Vater der Braut beider Anteil in Empfang.

Außer diesen gibt's noch zwei Wesen, Balui und Burasi tuluo genannt, die man fast als Engel Lomalangis bezeichnen könnte. Namentlich ist dieser Balui bei der Erschaffung jedes einzelnen Menschen mit thätig. Das Herz des Menschen soll nämlich, nach der Meinung der Niaser, schon leben, bevor der Mensch seinen Atem erhält. Der Balui befragt ihn nun zuerst nicht nur, wie lange er leben will, sondern auch, ob er arm oder reich, klug oder dumm, gerecht oder ungerecht sein, ob er Söhne oder Töchter haben und welches Todes er sterben will, und je nachdem er alle diese Fragen beantwortet, erhält sein Herz die entsprechenden Linien. Außerdem gibt der Balui auch die Seele (Noso), und zu ihm kehrt sie darum auch im Tode wieder zurück.

Nach Meinung der Niaser gibt es nun aber auch noch eine ungeheure Menge Begu (Bechu), und sie erzählen sich von ihnen allerlei Geschichten, die aber alle von den Priestern herrühren, denn nur diese allein können die Begu sehen. Die Priester teilen die Begu, welche sämtlich den Menschen Krankheit zu verursachen trachten, in zwei Klassen ein, nämlich in solche, die den Schatten des Menschen fressen, um ihn so krank zu machen, und in solche, die zu gleichem Zwecke ihn schlagen, stechen oder mit irgend etwas bewerfen. Man kann aber auch, wenn man auf ihren Ursprung achtet, sieben verschiedene Klassen Begus

unterscheiden. Viel genannt und sehr gefürchtet sind die beiden Brüder Afoga und Nabaaja, die ihren Ursprung auch in einer Frucht des Loraabaumes und ihren jetzigen Wohnsitz im Norden der Insel haben sollen. Von dort aus machen sie ihre Streif- und Jagdzüge, denn die Menschen sind ihre Wildschweine, die sie zu erlegen suchen, indem sie ihre Schatten fressen, nämlich denjenigen Schatten, den die Menschen auf die Erde werfen. Dann wird der betreffende Mensch krank und stirbt, wenn nicht geopfert wird. Nämlich wenn Nature sieht, daß der irdische Schatten eines Menschen von dem Begu gefressen und er infolge dessen krank ist, so ist Nature auch den an den Himmel geworfenen Schatten — gerade so wie der Kasser ein Schwein schnell schlachtet, wenn er sieht, daß es krank ist — und das hat denn unausbleiblich den Tod des Menschen zur Folge. Der Nabaaja ist so groß, daß die Bäume abbrechen, wenn er nur mit dem Fuß daran stößt, und selbst seine Hunde sind so groß, daß, während ihre Füße auf der Erde stehen, ihr Kopf oben am Himmel ist, von wo die Kasser zuweilen zu ihrem großen Schrecken nachts ihr Bellen zu hören vermeinen (vergl. die wilde Jagd bei uns). Auch hat er ein Jagdnetz, das er über die Erde spannt und dessen Schatten der Regenbogen sein soll. Darum sind die Kasser sehr bange, wenn ein Regenbogen am Himmel steht und führen schnell ihre Kinder ins Haus.

Die zweite Klasse, die auch dem Schatten der Menschen nachstellt, sollen ihren Ursprung von demselben Baum, nur weiter unten, haben. Zu ihnen gehört z. B. der Sarimo, d. h. Tiger. Sie sagen: der Sarimo selbst ist im Lande der Fremdlinge und fällt dort die Menschen an, sein Schatten aber kommt mit den Schiffen nach Nias und verursacht dann Epidemien. Ähnlich meinten die Leute vor zwei Jahren, die damalige Epidemie könne durch einen Pferdebegu, der mit meinem Pferde gekommen sei, entstanden sein.

Von den übrigen Arten verdienen noch zwei besondere Erwähnung. Das erste sind die Begu der verstorbenen Menschen. Diese stellen besonders den ihnen befreundeten noch lebenden Menschen nach, und suchen sie zu sich ins Totenreich zu ziehen. Ihren Charakter verleugnen die Menschen auch als Schatten, als Begu, nicht, dieselben Fehler haften ihnen noch an, und ebenso suchen sie auch noch ausstehende Schulden einzutreiben. Die andern heißen die Bela und sind eigentlich auch eine Art Menschen, nur von anderem Ursprung als wir. Als sie an einer Kette vom Himmel auf die Erde heruntergelassen wurden, wehte der Wind so heftig, daß die Kette zerriß, und so fielen sie auf einen hohen Baum. Deshalb sind auch die hohen Bäume ihr Wohnsitz geblieben. Sie sind neidisch auf die Menschen und bewerfen sie deshalb von oben her und verursachen so Krankheiten. Jetzt sind sie freilich nur den Priestern sichtbar. Früher waren sie das aber für alle Menschen, ja die Bela und die Menschen besuchten sich damals gegenseitig. Die Veranlassung, daß es damit anders geworden, wird folgendermaßen erzählt. Die Bela verstanden es Feuer zu machen, die Menschen aber damals noch nicht, und die Bela wollten ihnen diese Kunst auch nicht verraten, wohl aber gaben sie den Menschen Feuer, wenn diese sie

bar
Fe
geg
Me
ih
Ko
die
unt
erre
nun
nun
Ein
frat
ein
Kno
frag
Häu
ling

sche
thun
schen
der
auf
und
ihn
win
Suh
unte
ein
allen
mit
die
Pri
bew
sich
kann
freu
Beg

bäse
bäse
schla
mehr
die
Kra
der
vor

beiden Brüder
Frucht des
Insel haben
tuge, denn die
en, indem sie
die Menschen
sch krank und
sieht, daß der
n und er in-
del geworfenen
nell schlachtet,
unausbleiblich
groß, daß die
gt, und selbst
r Erde stehen,
tlen zu ihrem
en (vergl. die
über die Erde
arum sind die
ht und führen

hen nachstellt,
untun, haben.
ie sagen: der
die Menschen
ias und ver-
zwei Jahren,
mit meinem

Erwähnung.
ese stellen be-
n nach, und
er verleugnen
Fehler haften
de Schulden
ich auch eine
sie an einer
wekte der
einen hohen
h geblieben.
b von oben
ich nur den
Menschen, ja
seitig. Die
endermaßen
enschen aber
t auch nicht
n diese sie

darum baten. Nun kam eines Tages ein Mensch zu einer Bela-
frau zu holen, die hatte aber selbst gerade keins, es war ihr aus-
gegangen, und so mußte sie erst wieder Feuer machen. Damit der
Mensch nun aber ihr dabei nicht zusähe, wollte sie ein Gewebe über
ihn werfen, der aber sagte: Da kann ich ja durchgucken, wirf einen
Korb über mich. Aber auch da konnte er durchsehen und bat deshalb
die Frau, sie solle ein Netz über ihn werfen. Das that die Bela-
frau und machte dann Feuer. Der Mensch aber hatte nun seinen Zweck
erreicht, denn er hatte natürlich gesehen, wie sie es machte, und lachte
nun die dumme Frau aus. Deshalb sagten die entrüsteten Bela: Von
nun an sollt ihr uns nicht mehr sehen, auch nicht mehr zu uns kommen.
Einige der Bela-frauen, oder vielmehr Geister von verstorbenen Bela-
frauen sind ganz besonders schlimm. Sie rauben Menschen, namentlich
einsame Wanderer, ziehen sie durch einen Fingerring, sobald ihnen alle
Knochen zerbrechen, machen den Menschen dann wieder gesund und
fragen ihn, ob er ein Spitzbube werden wolle, dann müsse er ein
Hauptling werden (auch ein schönes Zeugnis für die hiesigen Haupt-
linge!), und wenn er darauf nicht eingehen will, so töten sie ihn.

Es gibt jedoch auch gute Bela — gerade wie es auch gute Men-
schen gibt, — und das sind die Geister, mit denen es die Priester zu
thun haben, ihre spiritus familiares. Wenn die Bela einen Men-
schen zum Priester machen wollen, so fahren sie in ihn, dann wird
der Mensch wahnsinnig und läßt sich von ihnen nach ihrem Wohn-
ort, auf einen hohen Baum, entführen. Natürlich wird er daheim vermisst,
und das ganze Dorf macht sich auf, ihn zu suchen. Ein Priester findet
ihn zuletzt da oben, und nun gilt es, ihn dem Bela wieder abzuge-
winnen. Die Bela müssen zunächst durch das Opfer eines weißen
Huhnes versöhnt werden. Der Mensch kommt dann vom Baum her-
unter, und nachdem man ihn wieder ins Dorf gebracht, beschäftigt sich
ein Priester etwa vierzehn Tage lang mit ihm, unterrichtet ihn in
allem, was zum Priesterstande gehört, und bringt Opfer für ihn, da-
mit er wieder gesund wird, und auch, damit er die Fähigkeit erlangt,
die Begu sehen zu können. Hieraus erwachsen für den angehenden
Priester große Kosten resp. Schulden, zumal auch oft die andern Dorf-
bewohner mit auf seine Kosten leben, und es dauert oft lange, ehe er
sich hernach als Priester aus diesen Schulden wieder herausarbeiten
kann. In Krankheitsfällen wendet sich der Priester an die ihm be-
freundeten Begu, und ersucht sie durch seine Opferungen, daß sie den
Begu, der die Krankheit veranlaßt hat, umstimmen.¹⁾ Der Priester citirt

¹⁾ Der Eró wird gerufen, untersucht den Patienten und fragt den Bela, welcher böse Geist seine Hand im Spiel habe. Hat er dies vernommen, so fertigt er ein hölzernes Bild und bindet einige Palmblätter daran fest, worauf ein Huhn geschlachtet wird, dessen Herz und Blut man dem Teufel bietet, damit er es als Opfer nehme und den Kranken loslasse. Thut er dies, so entsendet er eine Feuerfliege, die nur dem Eró sichtbar ist und von diesem mit einem Lusche gefangen und dem Kranken auf die Stirn gesetzt wird. Wird der letztere danach nicht gesund, so hat der Bela den Eró mißleitet, und es wird ein mächtigerer Geist angerufen. Mitten vor dem Hause wird eine mit Palmblättern verzierte Stange aufgerichtet, von deren

auch die Begu her und empfängt dann von ihnen die Medizin, die er dem Kranken meist an die Stirn und die Schultern appliziert. Zuweilen besteht die Medizin aus einem ganz kleinen Insekt, das der Begu dem Bräster auf ein hingehaltenes Kopftuch legt, und das auch andere Menschen sehen können.

Die Kasser kennen auch den Gebrauch von Amuletten¹⁾, welche am Körper oder auch am Schwerte getragen werden. Das wirksamste von diesen ist ein sogenannter Donnerstein, den einzelne Menschen bei heftigem Ungewitter zu Boden fallen sehen können. Auch gibt es glückliche und unglückliche Tage, gute und böse Träume, und es wird, wenn man etwas Wichtiges unternehmen will, sehr auf günstige oder ungünstige Vorzeichen geachtet.

Die Begriffe über ein Leben nach dem Tode sind sehr verwirrt. Der Körper ist aus dem Nichts entstanden und kehrt zum Nichts zurück, während die Seele zu ihrem Ursprung, dem Winde, zurückkehrt. Um eine Belohnung oder Bestrafung jenseits bekümmert man sich blutwenig. — Über Naturerscheinungen haben sie mancherlei abergläubische Vorstellungen. Ein Komet soll ein Stern sein, an den sich ein Teufel festgeklammert hat, um Unglück über die Erde zu bringen. Die Zeitrechnung ist sehr unbestimmt und richtet sich nach der Reisernte. Dabei werden die Monate nach der Umlaufzeit des Mondes gezählt.

Die Mission auf Nias ist ebenso wie die unter den Batta entsprossen aus der zeitweiligen Niederlage der Rheinischen Missionsarbeiten auf Borneo. Einer der von dort vertriebenen Missionare, Denninger, der wegen seiner kranken Frau die beschwerliche Reise nach dem Battalande nicht unternehmen konnte, blieb zunächst in Padang, dem Hauptorte der Westküste Sumatras und suchte sich dort nützlich zu machen. Hier lernte er die in einem besondern Kampong wohnende, 6000 Seelen starke Kolonie der Kasser kennen, fing an ihre Sprache zu lernen, suchte das interessante Volk auch in seinem Mutterlande auf, und dies führte dazu, auf der Insel selbst eine Station anzulegen. Am 27. September 1865 ließ sich Denninger mit seiner Familie in Gunong

Spitze eine Kette mit gleichem Schmuck nach einem vom Gró auf der Spitze des Dachs befestigten Trog läuft. Jener nimmt nun ein Schwein, bringt dasselbe aufs Dach, bietet es dem Geiste zum Sühnopfer an, wiet es und läßt es vom Dache herunterfallen. Der nach dem Schwein begierige Teufel läßt sich an der Kette herunter, und der betreffende gute Geist sorgt nun dafür, daß derselbe nicht wieder herauf kommt. Willt auch diese Beschöpfung nichts, so wird angenommen, daß mehrere Teufel die Krankheit verursachen, und jetzt wird eine allgemeine Jagd auf dieselben angestellt. Alle Dachluden bis auf eine werden geschlossen, nachdem alle weiblichen Wesen aus dem Hause entfernt sind. Die zurückgebliebenen Männer hauen nun mit ihren Schwertern nach allen Richtungen um sich und machen auf Bauten und Bäden einen solchen Lärm, daß die erschrockenen Teufel sich schleunigst davon machen (Rosenberg).

¹⁾ Rosenberg, S. 175 ff.

Medizin, die
obligiert. Zu-
seht, das der
und das auch

ten¹⁾, welche
s wirksamste
Menschen bei
gibt es glück-
und es wird,
günstige oder

hr verwirrt.
Nichts zu-
zurückkehrt.
an sich blut-
bergläubische
h ein Teufel
Die Zeit-
bernte. Da-
gezählt.

Batta ent-
sionsarbeiten
Denninger,
dem Batta-
dem Haupt-
zu machen.
6000 Seelen
zu lernen,
f, und dies
m 27. Sep-
Gunong

er Firke des
daselbe aufs
im Dache her-
ette herunter,
nieder herauf
daß mehrere
auf dieselben
le weiblichen
Fauen nun
Pauten und
von machen

Sitoli an der Norstostküste nieder, wo auch der holländische Militärkommandant, sowie der Civilgezaghebbor seinen Sitz hat. Es liegt an einer flachen Bucht, über die sich ein 95 Fuß hoher Hügel mit der Redoute erhebt. Außer den Beamtenwohnungen und Magazinen sind hier die Häuser malaischer und chinesischer Kaufleute; die Dörfer der Eingebornen liegen weiter im Innern.

Im folgenden Jahre wurde ein zweiter Missionar, Köbbing, für Nias ausgesandt, der nach verschiedenem Aufenthalt in einem der südl. Distrikte, Gunong Lembu, die Station Fagulö anlegte, nach dem ihm 1867 Missionar Mohri nachgesandt war. Diese neue Station jedoch, die ziemlich kühn mitten unter einer Bevölkerung von Kopsnellen angelegt war, erwies sich als nicht haltbar.

Sie lag viel zu entfernt von dem Regierungssitz Gunong Sitoli und nicht unmittelbar am Meer. Die Missionare waren dort völlig isolirt unter einem Völkstamm, der entschlossen war, zwar allen möglichen äußeren Nutzen von den weißen Männern zu ziehen, ihre Freigebigkeit und Schutzbedürftigkeit und ihre Unkenntnis der Landesverhältnisse bis aufs äußerste auszubenten, aber sich gegen alle Predigt vollständig abzuschließen. Ein Gottesdienst war nicht herzustellen. Zur Schule ließ sich kein Junge herbei, auch nicht gegen Geschenke und Versprechungen. Die Missionare besuchten die Dörfer der Umgegend; aber selten wollte man ihnen auch nur die gewöhnlichste Gastfreundschaft erweisen. Man ließ sie hungrig und durstig, wohl gar im Regen auf der Straße und entschuldigte sich nachher, daß der Häuptling nicht zu Hause gewesen sei und verglichen. Der heidnische Oberpriester (Borobösi), schien seinen sämtlichen Leuten befohlen zu haben, daß sie sich so fern von den Missionaren halten sollten wie nur möglich, und er hätte es vielleicht gerne gesehen, wenn sie durch Mangel und Not umgekommen wären. — Da in der Nähe sich kein geeigneter Boden finden wollte, so versuchten es die Missionare in entlegenen Ortschaften. Sie hatten einen großen Teil der Insel bereits durchstreift, ohne irgend wo eine Möglichkeit der Niederlassung zu finden. Die Beamten in Gunong Sitoli waren so freundlich, ihnen ein Regierungsboot zu leihen, mit welchem sie an verschiedenen Punkten der Küste landen konnten; aber überall fanden sie dasselbe hoffnungslose Resultat.

Unter diesen Verhältnissen hielt es die Missionsdirektion für angezeigt, die beiden Arbeiter auf das so unvergleichlich hoffnungsvollere Feld auf Sumatra zu versetzen, wo es sehr an Arbeitskräften mangelte (1869). Denninger blieb also allein auf Nias. Viel sichtbare Erfolge unter dem Volke hatte auch er noch nicht aufzuweisen. Seine Hauptarbeit war die litterarische. Er bearbeitete die Niaspsprache grammatisch, stellte Lesefstücke zusammen, übersetzte Bibelabschnitte — dazu war er mit ethnographischen und geschichtlichen Forschungen beschäftigt. Daneben unterrichtete er etliche Jungen; aber obwohl der Unterricht bei ihnen nicht vergeblich blieb, war doch nichts von einem tieferen Eindruck der christlichen Wahrheit bei ihnen zu verspüren.

Im folgenden Jahre konnte der Missionar berichten, daß sich ziemlich regelmäßig 100 bis 150 Eingeborne zum Anhören der Predigt einfanden. Freilich behandelte er die von den Bergen kommenden Familien als seine Gäste und ließ ihnen nach dem Gottesdienste Kaffee vorsetzen. Es schien aber schon ein Fortschritt, wenn die wilden Heiden sich daran gewöhnten, Sonntags regelmäßig einen Gang zum Gottesdienste zu machen. Bei etlichen zeigte sich auch bald, daß es ihnen nicht bloß

um die Bewirtung zu thun sei. Einige Häuptlinge suchten freilich das Volk zurückzuhalten.

Als 1871 dem einsamen Denninger endlich ein Gehilfe in Missionar Thomas gesandt wurde, fand dieser die Versammlungen eher noch in Zunahme. Auch konnte mit vierzehn Knaben Schule gehalten werden. Im folgenden Jahre aber war der Besuch der Gottesdienste wieder schwach geworden. Der neue Missionar errichtete eine Meile südlich von Gunong Sitoli unter mancherlei Schwierigkeiten eine Station zu Dmbolata. Für die alte Station war ein weiterer Gehilfe, Bruder Kramer, eingetroffen. Da endlich traten der langen Arbeit Früchte zu Tage. Am ersten Oftertage 1874 wurden in Gegenwart der holländischen Beamten feierlichst die Erstlinge der Maiser getauft, und zwar fünfundzwanzig an der Zahl, und unter ihnen ein Häuptling. Das war über menschliches Berechnen und Erwarten. Weitere zwanzig waren noch im Taufunterricht. Alle diese wohnten im Dorfe Hilinaa, $\frac{1}{2}$ Stunde westlich von Gunong Sitoli. Kramer besuchte die Leute dort fleißig, während der alternde Denninger mit seinen Arbeiten mehr auf die Station beschränkt blieb. „Schon beginnt der Ort Hilinaa auch äußerlich ein freundliches Ansehen zu bekommen, da Br. Kramer darauf hält, daß die Leute hübsche Gärten um ihre Häuser anlegen.“ Während die Maiser bis dahin gar keine Neigung zum Lernen zeigten, bewiesen sich die jungen Christen groß und klein sehr eifrig, lesen zc. zu lernen, wobei die inzwischen von der britischen Bibelgesellschaft gedruckte Übersetzung des Lukas-evangeliums sehr zu statten kam. Es fehlte natürlich nicht an Versuchungen, die Bekehrten wieder ins Heidentum zurückzuführen. Aber die letzteren blieben standhaft und wuchsen in ihrem Christentum, sodaß sie z. B. die Ahnenbilder, von denen sie sich erst, als von teuern Erinnerungszeichen, nicht trennen wollten, später freiwillig dem Missionar auslieferten. Als dann 1874 die Cholera auf Mas wütete und überall die Dörfer sich durch Zauberei vor der Epidemie zu schützen suchten, geschah zu Hilinaa nichts von dem allen. Die unerfrockene Hilfeleistung der Missionare bei den Kranken, gleichviel ob Christen oder Heiden, sowie die gnädige Ver schonung, daß keiner der letzteren starb, wirkte natürlich sehr günstig für die Mission.

In Dmbolata war damals noch die Zeit des Säens. 1875 aber konnte auch dort Missionar Thomas die sechs Erstlinge taufen, wodurch zwar die Feindschaft des dortigen Häuptlings erregt wurde. Er konnte aber nicht hindern, daß die kleine Gemeinde schon nach Jahresfrist auf 22 Seelen anwuchs. Auch die Gemeinde der andern Stationen, die sich nicht mehr auf das fast ganz christliche Hilinaa beschränkte, sondern auch in Ono Sitoli Mitglieder hatte, machte erfreuliche Fortschritte. — Der alte Missionar Denninger war schon, weil er der Erholung bedurfte, 1875 nach Java gegangen, wo im folgenden Jahre zu Buitenzorg sein Heimgang erfolgte. Als Ersatz für ihn war bereits Bruder Sundermann ausgesandt, dem bald auf die freundliche Bitte des Gouverneurs von Mas (eine in holländisch Indien ganz fremde Erscheinung!), ein zweiter folgte, Br. Israel. Die Bitte wurde zugleich durch den

Wun
sonde
Orte,
daran
Umst
Missi
1877
Jslä
beson
und
diesn
weite
Mitg
Zeit
nicht
weili
jekt
abge
noch
als
sekte
es tö
halte
suchu
beric
sucht

über
Sta
der
Vor
mat
auf
stim
eine
ist,
die
tren
All
der
Wa

uchten freilich

in Missionar
eher noch in
halten werden.
dienste wieder
Meile südlich
ne Station zu
hilfe, Bruder
rbeit Früchte
wart der hol-
getauft, und
n Häuptling.
eitere zwanzig
orfe Silinaa,
te die Deute
arbeiten mehr
Ort Silinaa
Dr. Kramer
fer anlegen.“
rnen zeigten,
eig, lesen zc.
esellschaft ge-
n kam. Es
ins Seiden-
und wuchsen
on denen sie
nen wollten,
1874 die
sch Rauberei
nichts von
are bei den
nädige Ver-
ehr günstig

1875 aber
en, wodurch
Er konnte
Presfrist auf
tionen, die
kte, sondern
Fortschritte.
Erholung
zu Buiten-
its Bruder
e des Gou-
cheinung!),
durch den

Wunsch verschiedener Häuptlinge nach Missionaren unterstützt. Da besonders von einem nicht weit von der Westküste der Insel gelegenen Orte, Tugalla, dieser Wunsch sich vernehmen ließ, so war es nahe daran, daß dort eine neue Station angelegt wurde. Durch allerlei Umstände aber wurde dies verhindert. Glücklicherweise konnten die Missionare ihre Kräfte der Umgegend von Gunong Sitoli widmen, wo 1877 von Malaien energische Anstrengungen gemacht wurden, den Islam einzuführen, woran bis dahin noch niemand gedacht hatte. Ein besonders gefährdeter Punkt, das Dorf Da hana, wurde sofort besetzt und somit die dritte Station gegründet. Die Gefahr ist denn auch diesmal vorüber gegangen. Zu Gunong Sitoli hat das Werk noch weitere Fortschritte gemacht, indem die Gemeinde auch in andern Dörfern Mitglieder gewonnen hat und nun deren hundert umfaßt. In neuester Zeit hat es zwar mit zwei von den Getauften, die sich vom Missionar nicht wollten leiten lassen, etwas Not gegeben — andere, die sich zeitweilig verirrt, sind wieder zurückgebracht. Auch zu Dmbolata sind jetzt hundert Christen, von denen überhaupt noch kein einziger wieder abgefallen. Die Kirche wird gut besucht, aber mit der Schule will's noch nicht recht vorwärts. Hier ist einer der Bekehrten, Jonata, schon als Katechist thätig. Für den Krankheits halber nach Sumatra versetzten Dr. Israel ist ein neuer Missionar, Dornsaft, eingetreten. Aber es könnten noch vielmehr Arbeiter auf dem immer günstiger sich gestaltenden Felde gebraucht werden. Als Missionar Kramer eine Untersuchungsreise nach Süden machte, fand er derart offene Thüren, daß er berichten konnte, für acht weitere Missionare würde in den von ihm besuchten Gegenden allein sofort Arbeit zu finden sein.

4. Borneo.

a. Allgemeines.

Borneo ist die zweitgrößte Insel der ganzen Erde. Ihr Flächenraum übertrifft den des deutschen Reiches etwa um die Hälfte des preussischen Staates. Ihren Namen trägt sie bei den Europäern nach dem auf der Nordwestseite gelegenen Reiche Brunai, der von den Portugiesen in Borneo¹⁾ verwandelt wurde. Die Malaien nennen sie Lanna Kalamatan (K'lematan). So verschieden sie nach einem flüchtigen Blicke auf die Karte von ihrer östlichen Nachbarinsel Celebes zu sein scheint, stimmt sie in ihrem Bau doch wesentlich mit derselben überein. Von einem Hochlande in der Mitte, das übrigens noch sehr wenig erforscht ist, erstrecken sich in verschiedenen Richtungen Gebirgszüge. Während die letzteren auf Celebes durch tief einschneidende Meeresbuchten getrennt sind, finden wir die entsprechenden Teile Borneos durch sumpfige Alluvialebenen ausgefüllt, durchströmt von mächtigen Flüssen, die in der Regenzeit übertretend die ganze Gegend noch immer wieder unter Wasser setzen. Auch an der Nordwestseite, wo eine höhere Gebirgskette

¹⁾ Die Aussprache wechselt zwischen Bórneo und Bórnoo.

parallel mit der Küste streicht, hat sich eine breite Ebene von gleicher Beschaffenheit derselben vorgelagert.

Diese Gebiete sind äußerst schwach bevölkert. Nur an den Flüssen, welche die einzigen Kommunikationswege bilden, finden sich die Rampongs mit ihren Häusern auf hohen Pfählen, zwischen denen oft genug noch das blanke Wasser plätschert. Weit und breit sieht man nichts als dichten düstern Urwald, der nur an einzelnen geeigneten Stellen, oft weit genug von den Dörfern, unbedeutenden Reisfeldern Platz gemacht hat.

Dadurch wird die geringe Bewohnerzahl der Insel erklärlich. Der bei weitem überwiegende Teil ist holländisches Gebiet, das in die beiden Residentschaften: westliche sowie südliche und östliche Abtheilung zerfällt. Die erstere, durchströmt von dem großen Kapuas, der nach der an seinem untern Lauf gelegenen Hauptstadt Fluss von Pontianak genannt wird, hat auf 2800 Quadratmeilen wenig mehr als 360 000 Einwohner. Die andere umfaßt einerseits das Stromgebiet des Barito, Kapuas-Murung¹⁾ und Kahajan, sowie anderseits die Beden des Rutei- (Mahakam) und Bulongantromes nebst ein paar kleineren. Die letztgenannten Distrikte sind von tributpflichtigen Staaten eingenommen, von denen sich besonders der von Rutei einer ziemlich bedeutenden Macht zu erfreuen scheint. Diese ganze Abtheilung umfaßt nach den neuesten Angaben 889 000 Einwohner.²⁾ Davon kommen auf den von Barito und Kahajan durchströmten Distrikt, der uns hier als das Feld der Rheinischen Mission besonders interessirt, schwerlich mehr als 400 000 Seelen.

Trotz seiner Ausdehnung, welche die von Nias etwa um das Zwanzigfache übertreffen mag, erreicht dieses Missionsfeld bei weitem nicht die Wichtigkeit der genannten kleinen Insel (deren Bewohner ja auf das Doppelte jener Zahl geschätzt werden), um so weniger, als es der Mission auf Borneo, wie aus den angedeuteten Verhältnissen erklärlich wird, nur mit einem kleinen Bruchtheil der Bevölkerung in Berührung zu kommen gelingt.

Die nordwestlichen und nördlichen Landschaften sind noch unabhängig von der holländischen Regierung. Auf jener Seite liegt das nicht unbedeutende Sultanat von Brunai, ein verkommener muhammedanischer Malaienstaat. Seit 1843 ist die südlichste Landschaft desselben, Sarawak, durch den Radscha Brooke, einen englischen Abenteurer, in Besitz genommen, in der durch eine umsichtige Regierung und europäische Einflüsse bereits bessere Zustände herbeigeführt worden sind. Die Bewohnerzahl dieses eigenthümlichen Reiches, das bei einem Küstenstrich von sechzehn Meilen Länge etwa 150 Quadratmeilen umfaßt,

¹⁾ Der Murung ist ein Mündungsarm des Barito, welcher den Kapuas aufnimmt, welcher zur Unterscheidung von dem Pontianakflusse mit obigem Namen genannt wird. Das Gebiet des Murung bis zur Mündung des Kapuas (Kwala-Kapuas) heißt Pulopetap.

²⁾ Während auf Java 138 Seelen auf das Quadratkilometer kommen, hat Borneo nur etwas über zwei auf gleichem Flächenraum.

wurde schon vor längerer Zeit auf 240 000 geschätzt, während das jetzige Brunai auf einem mindestens 15fachen Flächenraum nicht viel mehr Einwohner zählt. Sarawak haben wir weiter unten als das zweite Missionsgebiet Borneos näher ins Auge zu fassen.

Nach dem Innern zu wird Brunai begrenzt durch eine Gebirgskette, die sich nahe dem äußersten Nordpunkt der Insel zu dem mächtigen Kinabalu (13 000 Fuß) erhebt. Das noch ziemlich unbekannte Gebiet jenseits dieses Gebirges gehört dem Sultan der Suluinseln. Von diesem hat eine englische Privatgesellschaft erst kürzlich (1877) ganz im Norden, also nahe dem genannten Berge, ein Terrain gekauft und dort eine englische Kolonie begründet.

Von den zu Borneo gehörigen kleinen Inseln erwähnen wir nur die eine, Labuan, dicht vor der Bai von Brunai gelegen, etwa zwei Quadratmeilen groß, welche um ihrer Steinkohlenlager willen schon 1846 von der englischen Regierung angekauft und kolonisiert wurde. Bei ihrem ungesunden Klima hat sie nur als Steinkohlendepot eine wichtige Bedeutung. Sie zählt etwa 2000 Bewohner. — Im ganzen leben noch nicht 2 000 000 Menschen auf Borneo.

Über die Natur der Insel können wir nur kurz noch folgende Bemerkungen hier anschließen. Die Gebirge sind reich an Steinkohlen¹⁾ und Metallen, besonders Eisen. Sarawak ist durch seine bedeutenden Antimonlager ausgezeichnet. Manche Flüsse führen Goldsand, der von Chinesen gegen eine hohe Abgabe ausgewaschen wird, besonders in der Gegend von Pontianak. Die Ausbeute betrug jährlich 350 000 Unzen (zu 81,00 Mark). Auch Diamanten werden gefunden. — Obwohl der Boden für Getreidebau meist ungünstig ist, so ist die Vegetation doch üppig und prachtvoll und liefert für den Handel wertvolle Produkte. Wir nennen nur Guttapertscha, Kampher, Honig, Wachs und Rotang. Von letzterem Artikel wurde schon vor zwei Jahrzehnten für mehr als zwei Millionen Mark ausgeführt. Die Wälder haben noch vorzügliches Nutzholz. — Aus der Tierwelt verdient einer der größten Affen Erwähnung. Die Malaien nennen diese Tiere Orang Utan, Waldbvolf²⁾, und wie der Name besagt, hält man sie für eine niedere Art Menschen, von denen auch allerlei fabelhafte Geschichten erzählt werden. Der Elefant ist nicht einheimisch auf Borneo, doch gibt es in den Wäldern von Brunai solche, die von eingeführten gezähmten Exemplaren verwildert sind. Sehr häufig sind Wildschweine, verschiedene Arten Hirsche, der Tapir u. s. w. Die Vögel sind mannigfaltig und zahlreich, ausgezeichnet durch ein prächtiges Gefieder. Auch dürfen wir die Schlangen nicht übergehen, unter denen die riesige Boa constrictor die erste Stelle einnimmt.

¹⁾ Außer dem schon erwähnten Kohlenbau zu Labuan findet solcher auch im Sabohon, im Distrikte von Bandschermassin, statt. Doch ist er dort durch ungenügende Kommunikationsmittel noch erschwert.

²⁾ Gewöhnlich wird bei uns der Name noch verkehrt in Orang Utang, d. h. Reute, die eine Schuldsforderung haben (Kreditoren).

Doch gehen wir über zu der Bevölkerung. Die Hauptmasse derselben gehört in viele Stämme zerplittert den Dajaken an. Eine andere Nation, obgleich nur in verhältnismäßig geringerer Zahl vertreten, ist in allen zugänglichen Teilen der Insel seit Jahrhunderten die herrschende, nämlich die Malaien, die auch unter dem holländischen Regiment in nicht geringem Grade diese Stellung beibehalten haben. Dies ist um so mehr der Fall, als den Holländern Borneo überhaupt nur ein „Lastposten“ ist, ein Posten den sie halten, um nicht anderen Mächten Gelegenheit zu geben sich dort festzusetzen. Hierin haben sie freilich in der Zeit der Sorglosigkeit schon manches versäumt, und das Brooke'sche Reich, sowie die neueste englische Kolonie dürften ihnen doch einmal recht unbequem werden. Auf Borneo aber ist von den Holländern bis jetzt sehr wenig für koloniale Entwicklung geschehen. Obgleich sie seiner Zeit auch im blutigen Kampfe mit vielen Opfern ihre Herrschaft verteidigt haben, sehen wir fast nirgends dort namhafte Bestrebungen, den Eingebornen die Segnungen einer höheren Kultur zukommen zu lassen; vielmehr stehen die letzteren überwiegend unter dem Danne jener trüben und zweifelhaften malaiisch-muhammedanischen Kultur. Die Zahl der auf Borneo lebenden Europäer ist auch eine ganz verschwindende. Sehen wir uns daher zunächst die einflussreichen Malaien an.¹⁾

Teils²⁾ von Malakka, teils von Java aus in früherer Zeit hier eingewandert, bildeten sie 30 bis 40 kleinere und größere Staaten unter eigenen Fürsten, und haben ungefähr $\frac{2}{3}$ der ackerbautreibenden Dajakstämme unterworfen, während sie mit dem noch freien Teil derselben im Innern der Insel in Handelsverbindungen stehen. Das Malaiische bildet auch die allgemeine Konversationsprache auf Borneo, und in welcher Gegend man auch kommen mag, sicher wird man stets eine oder mehrere Personen finden, die außer ihrer Muttersprache auch Malaiisch reden. Wenn von malaiischen Staaten auf Borneo die Rede ist, so befindet sich doch in keinem Teile der Insel eine beisammenwohnende zahlreiche malaiische Bevölkerung, vielmehr sind die Malaien über die ganze Insel verteilt, und die Hauptbevölkerung in diesen malaiischen Staaten bilden stets die dajakischen Stämme, die sich durchschnittlich zu den Malaien verhalten wie 4 zu 1. Die malaiischen Ortschaften, oder wenn man will Städte, liegen meist nur an den Küsten und an den Ufern der großen Flüsse; namentlich an den Mündungen aller schiffbaren Nebenflüsse der größeren Ströme haben sie ihre Ansiedelungen gegründet, während die Dajaken nur die kleineren Fluß-

¹⁾ Da mir wenig neueres ethnographisches Material vorliegt, so gebe ich das Folgende meist nach der ersten Auflage dieses Werkes, mit einigen Änderungen und Zusätzen.

²⁾ cf. Ausland 1848, p. 449; 1854, p. 123; 1858, p. 1162 f.

³⁾ Es gibt auch etwa 50 000 ganz wilde Dajaken, die sich nur im Mittelpunkt der Insel aufhalten, wo sie in den Wäldern umherschwärmen und weder von Häusern, noch von Ackerbau oder Viehzucht etwas wissen. Die Annahme, daß dort noch Reste einer schwarzen (Papua-) Bevölkerung vorhanden seien, beruht wahrscheinlich auf einem Irrtum.

gebie
Waff
die
Daja
ihre
führe
Dant
und

20,
bewo
mit
als
oder
Alle
das
man
blich.
Born
sagen
Händ
Bedar
einer
lassen
werden
ihnen
von
ihre
gnüge
nichts
sich
bei
meiste
malai
Anzah
nur
armen
letzere
Bism
strafen
— be
Kinde
Preis
silfzi
Gulde

1)

gebiete bewohnen. Da nun alle Kommunikation in Borneo nur zu Wasser vor sich geht, so bilden die malaiischen Niederlassungen gleichsam die Pforten zu den dajakischen Distrikten, von wo aus sie einestheils die Dajak im Zaume halten, indem diese ohne Bewilligung der Malaien ihre Flußgebiete nicht verlassen dürfen, andernteils ihnen Waren zuführen. Die bedeutendsten malaiischen Städte, wie Pontianak, Sambas, Bandjermassin, Kutai, Brunai u. a. liegen nicht weit von der Küste und zählen 300—600 Häuser.

Die Dörfer der Malaien im Innern der Insel bestehen nur aus 20, 40 bis 60, selten aus mehr Häusern, deren jede Familie eines bewohnt, und von denen man in der Regel fünf bis sechs der größeren mit einem hohen Bretterzaun von Eisenholz umgeben sieht, der zugleich als Verschanzung dient. Dieser umzäunte Teil des Dorfes heißt „Kotta“ oder Stadt, und hier wohnen die Fürsten und angesehenen Personen. Alle übrigen Häuser liegen stets in einer Reihe längs des Flußufers; das von finstern Urwald eingeschlossene Dorf aber, in dessen Nähe man Felder und Gärten nicht gewahrt, bietet eben keinen schönen Anblick. Ackerbau, Handel, Schifffahrt und Seeräuberei sind auch auf Borneo die Beschäftigungen der Malaien. Jeder Malaie, kann man sagen, vom Fürsten bis zum geringsten und ärmsten Mann, ist hier Händler, und da die Dajaken durchaus keine Gelegenheit haben, ihren Bedarf an Salz, Tabak, Eisen, grobem chinesischen Geschirr u. aus einer andern Quelle zu beziehen, indem sie ihre Flußgebiete nicht verlassen dürfen und ebenso wenig fremde Kaufleute zu ihnen zugelassen werden, so sind sie genötigt die Preise zu bezahlen, welche die Malaien ihnen stellen, von denen sie daher nach Belieben und ohne Anwendung von Gewaltmitteln ausgeplündert werden. Im übrigen werden sie durch ihre Herren nicht eben sehr hart behandelt, indem diese sich damit begnügen, von ihren Ernten zu zehren, während sie selbst wenig oder nichts anbauen, außerdem aber nur geringe Frohndienste fordern, die sich meist auf Lieferung von Holz zum Häuserbau und Hilfsleistung bei letzterem beschränken. Eigentümlich ist, daß die Dajaken in den meisten Staaten nicht Unterthanen der Fürsten, sondern der ganzen malaiischen Bevölkerung sind, so daß einzelne Malaienfamilien eine Anzahl Dajakfamilien als erbliches Eigentum besitzen, mit denen sie nur allein Handel treiben. In Fällen der Not leiht der Malaie dem armen Dajak gern, aber nur gegen 1000 oder 2000 Prozent, sodaß letzterer die Schuld nicht bezahlen kann und infolge dessen Sklave ist. Bisweilen werden die Dajaken auch wegen kleiner Vergehen mit Geldstrafen belegt, die natürlich in Reis — denn dies ist die kursirende Münze¹⁾ — bezahlt werden müssen. Erfolgt die Zahlung nicht, so werden die Kinder oder die ganze Familie als Sklaven verkauft, wobei man den Preis für ein Kind von sieben bis zehn Jahren gewöhnlich auf fünfzig Gulden, von zwölf Jahren und darüber auf achtzig bis hundert Gulden berechnet, schöne Mädchen aber wohl das Doppelte gelten.

¹⁾ In neuerer Zeit ist auch hier wahrscheinlich holländisches Geld eingeführt.

Diese Kinder sind alsdann für immer von ihren Eltern getrennt; sie werden Muhammedaner, bleiben aber nichtsdestoweniger zeitlebens Sklaven. Doch ist diese Sklaverei keine harte und verdient kaum diesen Namen, da sie mehr wie Glieder der Familie, als wie Dienstboten behandelt werden. — Obgleich nun aber die Malaien die Herrscherute über die Dajaken schwingen, haben sie doch auch ihrerseits längst aufgehört, das gefürchtete Volk des Indischen Archipels zu sein, indem ihre alte Tapferkeit nachgelassen und ihre Sitten depravirt sind. Sämtliche Malaien sind Muhammedaner, aber geistlich stumpf und von den Gabschi, die auf Borneo als Geistliche gelten, durchaus beherrscht; alle sind und werden überdies durch höchst unzuchtige Lebensweise, wozu das Klima reizt, geistig und leiblich entnerot. Mit der moslemischen Gottesdienstlichkeit der Malaien ist es allerdings nicht weit her; die meisten kümmern sich wenig um den Ramadan oder die Fastenzeit; die Moschee besuchen sie selten; nur einmal im Jahre, am Neujahrstage gehen sie zum Gabschi und bringen ihm ein Opfer oder Geschenk an Kokosnüssen, Geld, Reis u. Die Gabschi selbst aber sind streitsüchtige, heftige und ganz unzugängliche Leute.¹⁾

Die Dajaken (Orang Dayak), so von den Malaien genannt, bezeichnen sich selber nicht mit diesem Namen. Sie haben keine allgemeine Bezeichnung, sondern nennen sich Olo Ngabju, Olo Maanjan, Olo Ot u. s. w. nach den einzelnen Stämmen, deren es etwa 20—30, durch verschiedene Mundarten, Sitten und Gebräuche getrennt, auf der Insel gibt. Sie gehören ohne Zweifel der großen malaiischen Völkerfamilie an. Von Gestalt sind sie stark, mittlerer Größe, durchschnittlich fünf Fuß zwei Zoll hoch und von gesundem Gliederbau. Ihre Gesichtsfarbe ist hell- aber schmutzig-braun, der Kopf dick und breit, die Nase platt, der Mund groß und durch das Betelfaulen verzerrt, die Lippen dick, der Hals kurz und gedrungen, die Schultern breit, die Schädelbildung den allgemeinen Charakter der malaiischen Rasse tragend, ohne daß jedoch die Glabella so eingedrückt ist, als bei den Malaien, und die Backenknochen so weit hervorragen, wie bei diesen. Das Auffallendste von allem sind ihre Ohren, indem sie von Jugend auf Löcher in die weichen Ohrfläppchen bohren und immer größere Pföcke in dieselben stecken, bis die Löcher durch das beständige Zerren und Ziehen endlich so groß sind, daß die Lappen bis auf die Schultern herabhängen. Gewöhnlich stecken sie Ringe von Stein oder Metall in diese Löcher, aber dergestalt, daß der dünne Streifen des Ohrfläppchens den Ring umgibt, wie ein eiserner Reifen das hölzerne Rad eines Wagens. Die Zehen an den Füßen stehen, wie bei allen indischen Völkern, die beständig barfuß gehen, weit aus einander, wodurch ihre Füße unförmig breit werden. Die dajakischen Frauen sind kleiner als die Männer, wohlgebaut, haben keine so dicken Köpfe, und übertreffen an Schönheit der Farbe sowohl als der Züge bei weitem die Männer, obschon sie, wiewohl nicht alle, die Ohren auf gleiche Weise verzerren. Das schwarze

¹⁾ Außer den Malaien haben sich auch muhammedanische Buggi (Bugginesen) aus dem südlichen Celebes an einigen Küstenpunkten auf Borneo niedergelassen.

Saar
lassen
groß
das
dem
Span
(Sch
eines
Leib
Knot
vorn
lange
den
Noch
Schr
der g
der l
große
mit
Holz
schurz
übera
Verül
durch
schon
so un
was e
bis je
Neisfe
zu sit
Feuer
Schwa
und e
vergif
der G
tragen
auf e
von J
bildet
vogels
bereits
mit d
noch e
Aufzei
Sprach
verlor
Burt

getrennt; sie
er zeitlebens
erbtent kaum
wie Dienst-
die Herrscher-
ererseits längst
sein, indem
pravit sind.
umpf und von
us beherrscht;
nsweise, wozu
moslemischen
weit her; die
Fastenzeit; die
Neujahrstage
Geschenk an
streitsüchtige,

genannt, be-
keine allge-
Maanjan,
etwa 20—30,
kennt, auf der
tischen Völker-
durchschnittlich
Ihre Gesichts-
reit, die Nase
t, die Lippen
die Schädel-
tragend, ohne
Malaien, und
Das Auffal-
d auf Löcher
e Pföde in
en und Ziehen
ultern herab-
Metall in diese
läppchens den
ines Wagens.
Völkern, die
üße unförmig
die Männer,
an Schönheit
ob schon sie,
Das schwarze

gi (Bugginesen)
bergelassen.

Saar tragen die Männer nur bis etwas über die Schultern, die Frauen lassen es so lang wachsen, als es nur immer will, und drehen es ohne große Ordnung auf dem Scheitel in ein Nest zusammen, oder lassen daselbe, wenn es sie in ihrer Arbeit nicht zu sehr hindert, lose längs dem Rücken hinabhängen. Ein etwa drei Ellen langer und zwei Spannen breiter Lappen von Rattun oder geklopftem Baumbast, Swah (Schurz, Gürtel) genannt, macht ursprünglich die ganze Bekleidung eines echten Dajak aus. Die eine Hälfte davon bindet er um den Leib als Gürtel und zieht dann, nachdem er an dem Rückgrat einen Knoten gelegt hat, das andere Ende zwischen die Beine hindurch bis vorn an den Gürtel. Die Frauen tragen ein drei bis vier Spannen langes Kleidchen aus denselben Stoffen, von den Hüften bis halb zu den Knien, auch wohl einen bunt gemachten Gürtel von geflügeltem Rohr, der gewöhnlich sehr eng ist und deshalb bei den Frauen kurze Schritte und einen eigentümlichen trippelnden Gang bewirkt. Sonst ist der ganze Leib unbedeckt; nur auf dem Kopfe und über dem Kopfe der langen Haare trägt der Dajak ein Tuch, bei Regenwetter auch einen großen runden Hut von Palmenblättern, um den Hals eine Schnur, mit Tierzähnen oder Glasperlen, um die Arme und Beine Ringe von Holz oder Metall, vor dem Gesäß zuweilen noch eine Art Bergmannsschurz, gewöhnlich von Tierfell, um eine bequeme Unterlage zum Sitzen überall in Bereitschaft zu haben. Einige, die viel mit Europäern in Verührung kommen, tragen eine rote oder doch bunte Jade von den durch die Holländer eingeführten billigen Juwelen, da ihre eigene, ob schon in einigen Gegenden, z. B. Patet, stark betriebene Rattunweberei so unvollkommen ist, daß sie kaum in vierzehn Tagen zu stande bringen, was ein deutscher Weber in einer Stunde abthut. Weinkleider haben bis jetzt nur die Reichsten angenommen, die nicht im Schlamm der Reisfelder zu waten oder auf den harten Brettern der Frau rudern zu sitzen haben.

Die Waffen der Dajak sind einfach, aber von vorzüglicher Güte. Feuerwaffen haben sie nicht, dagegen ein längeres und ein kürzeres Schwert, „Klewang“ und „Parang“, einen hölzernen Schild, Lanzen und ein 5 bis 5½ Fuß langes Blaserohr (Sumpit), aus welchem sie vergiftete Rohrpfähle schießen und auf 25 bis 30 Schritte ein Ziel von der Größe eines Guldens selten oder nie verfehlen. Einige Krieger tragen Panzer von Leoparden- oder Bärenhaut, auch wohl von künstlich auf einander genähten großen Fischschuppen, nebst Helmen und Mützen von Flechtwerk oder Tierhaut. Einen besondern Schmuck der Männer bildet die an der Kopfbedeckung getragene Schwanzfeder des Rhinocerosvogels, mit welcher nur diejenigen Krieger sich schmücken dürfen, die bereits feindliche Köpfe sich erbeutet haben.

Auch hinsichtlich der Sprache ist die Verwandtschaft des Dajak mit dem Malaien zu erkennen. Außer den gesprochenen Dialecten ist noch eine Priesterprache vorhanden, obgleich irgend welche schriftliche Aufzeichnung allen Dajakstämmen mangelt. Diese heilige, altertümliche Sprache, welche manche Wörter enthält, deren Sinn den Priestern selbst verloren gegangen ist, wird meist bei dem Götzendienste, Zauberei und

bergleichen angewendet. Sie hat einen poetischen Charakter, voller Sinnbilder; die Form erinnert hinsichtlich des Rhythmus und der kurzen parallelen Glieder an die hebräische Dichtersprache. Es gibt auch Göttergeschichten sowie Tierfabeln in dieser Sprache. Andere Erzählungen im gewöhnlichen Dialekt heißen Sanjoman. Der Witz der Dajaken findet ein sehr fruchtbares Feld in den Lebät (Rätseln), Tanding (Gleichnissen) u. a. Bei den Dinbang (Gebichten), meist kurzen Epigrammen, wird nur die malaiische Sprache angewandt.

Als Probe geben wir einige Volksrätsel, Tingles genannt: *Helo manak, harian botihl*, zuvor gebietet es, dann wird es schwanger (das Samentorn). *Hamalem guragurak, handau suni*, Abends voller Lärm, am Tage still (das Haus, indem die Dajaks den Tag über in den Reisfeldern sich zerstreuen, abends aber zu dem Kampong am Flusse kommen). *Habulu ngambo ngiwa hasupa sama mangat*, des Haares oben und unten Begegnung ist süß (die zum Schlaf sich schließenden Augenwimpern). *Aton olo idja abas, inawa diau tau dino*, es ist ein starker Mann, ihn zu fangen ist unmöglich (d. i. riwat, der Wind). *Olo monjual pilos hapus lewu*, es verläuft oder trägt zum Verlauf Nähnadeln durch den ganzen Kampong (d. i. habui, das Schwein, das überall frei umherläuft). *Kupoh mangupoh, djato kangambo*, zwischen den Händen gerieben fällt es in die Höhe (die Zigarre, die beim Aufwickeln gerieben wird und deren Rauch in die Höhe steigt). *Olo hakatone huang knain indue*, es hat schwarze Zähne¹⁾ im Mutterleibe (die schwarzen Kerne der Wassermelone, samangkag, eines wahren Labials in der heißen Jahreszeit).

Die Wohnungen der Dajaken stehen auf Pfählen von 15–20 Fuß über der Erde, vielfach mit einer aus einem eingelebten Baume stamm bestehenden Treppe. In dem Raume zwischen dem Erdboden und dem aus Ratten bestehenden, mit Matten bedeckten Fußboden haust das Vieh, Hunde, Schweine und Hühner, auch wird hier aller im Hause sich sammelnde Urat hinabgeworfen. Alle Einwohner eines Kampong leben in einem einzigen Gebäude zusammen, oder es sind deren höchstens zwei bis drei. Oft sind solche Häuser 100 bis 150 Fuß lang, ja man findet selbst solche von 500 bis 600 Fuß. Die niedrigen Wände bestehen aus (Bambus-?) Flechtwerk, die hohen Dächer sind mit Allang-Allanggras gedeckt. Im Innern sind durch Querwände so viele Zimmer abgeteilt, wie Familien zu der Gemeinde gehören. Längs dieser kleinen Gemächer läuft ein allgemeiner breiter Gang, der den unverheirateten jungen Männern zum Schlafplatz dient; ihrer zweie aber müssen immer umschichtig die Wache halten. Die verheirateten Kinder bleiben gewöhnlich noch lange bei ihren Eltern wohnen, bis der kleine Raum für die wachsende Familie nicht mehr ausreicht. Die Zimmer haben weder eine Decke noch Fenster. Die letzteren werden durch eine Luke im Dache ersetzt, die am Tage geöffnet, bei Nacht geschlossen ist. Das Innere derselben ist meist reinlich, wie denn die Dajaks an sich viel auf Waschen und Baden halten. Ein roher, selbstgefertigter Tisch, dessen unbehobelter, aus einem Stamme gehauenes Blatt nur auf vier ebenso rohen Pfählen mit hölzernen (Bambus-) Nägeln befestigt ist, eine Bank von Bambusrohr, ein oder zwei Winsenmatten und einige mit Moos gestopfte walzenförmige Kissen, ein irdener oder eiserner

¹⁾ Sirikauen, Fellen und Schwärzen der Zähne ist unter den Dajaken ebenso allgemein und verunzierend als bei den Malaien.

Top
den
den
Fein
gesch
vom
offen
einer
eine
Reich
frucht
sächli
zeiten
legen
liegen
und
Eibed
gute
ihren
wöhn
striche
gezoge
Ost i
roh n
wird
selben
und e
„Kati
roh z
gerade
macht
sich m
Gefäß
nur n
den S
Ein b
Gewi
Die v
bringe
zu, m
am S
brannt
selbst
liegen
aufger
der Na
den ein
in der

kratter, voller
und der kurzen
es gibt auch
andere Erzäh-
Der Witz der
täteln), Tan-
meist kurzen
ot.

olo manak, ha-
mentorn). Ha-
still (das Haus,
abends aber zu
apa sama man-
sich schließenden
ist ein starker
menjual pilos
den ganzen Kam-
poh mangupoh,
he (die Zigarre,
steigt). Olo
he (die schwarzen
ihren Jahreszeit).

von 15—20
erbten Baume
dem Erdboden
fußboden haupi
aller im Hause
ines Kampong
deren höchstens
lang, ja man
u Wände be-
d mit Mang-
viele Zimmer
dieser kleinen
unverheirateten
müssen immer
r bleiben ge-
kleine Raum
Zimmer haben
rch eine Luke
ffen ist. Das
an sich viel
rtigter Tisch,
nur auf vier
befestigt ist,
n und einige
ober eiserner

Dajaten ebenso

Topf zum Reiskochen, einige Steine, die den Herd bilden, nebst den an den Wänden hängenden Waffen — das ist der ganze Hausrat, außer den an den Querbalken hängenden weißen Hirnschädeln erschlagener Feinde, welche als Zierat, hie und da auch wohl als Teller und Trinkgeschirr dienen. Die Kampongs sind gewöhnlich etliche hundert Schritte vom Fluß erbaut; auf der Hälfte des Weges steht gemeiniglich ein mehr offenes Vorhaus, „Pondop“ genannt. Tritt man aber in das Innere einer Dajakwohnung ein, so wird bei den etwas Begüterten sogleich eine Bank mit einer Matte hingesezt, und man genießt dann als Zeichen der Freundschaft etwas Reis oder Reiswasser, eine Pflaumenfrucht oder Ananas mit ihnen. Die Nahrung der Dajaks besteht hauptsächlich aus Reis, und sie halten regelmäßig des Tages drei Mahlzeiten. Außer den freiwilligen Erzeugnissen des Waldes und dem gelegentlichen Ertrag der Fischerei, sowie Schweinen, die sie nur bei festlichen Gelegenheiten schlachten, leben sie von allen möglichen großen und kleinen Tieren, deren sie habhaft werden können: Frösche, Kröten, Eidechsen, Ratten, Mäuse, Schlangen, Affen, Krotobile sind ihnen ebenso gute Fleischspeisen als Hirsche und wilde Schweine, die zahlreich in ihren Wäldern sich finden. Diese Fleischspeisen werden nie gekocht, gewöhnlich nur mit etwas Salz (wenn sie gerade welches haben) bestrichen, die kleinern selbst nicht einmal immer ausgenommen oder abgezogen, sondern wie sie sind auf glühende Kohlen geworfen und geröstet. Oft ist ihnen selbst dies Rösten zu beschwerlich, und das Fleisch wird roh mit etwas Salz und spanischem Pfeffer gegessen. Bloß der Reis wird gekocht, und zuweilen dienen Kräuter als geringe Zuzat zu demselben, die ohne alles Fett in viel Wasser mit Salz, spanischem Pfeffer und einigen sehr sauren Früchten abgekocht werden. Grüne Bohnen, „Katjan“, womit man alle Hülsenfrüchte bezeichnet, werden jedoch meist roh zum Reis gegessen und bloß in etwas Salz getaucht, wenn es gerade da ist. Denn im ganzen Lande wird kein Salz gefunden, und macht deshalb einen Haupteinfuhrartikel aus. Beim Essen legt man sich meist auf den Boden um eine Rindenmatte, darauf das geflochtene Gefäß mit dem Reis steht, aus dem sie aber auch nicht immer, sondern nur wenn die Familie etwas zu stark wird, auf ein Baumblatt mit den Händen so viel vor sich nehmen, als ein jeder zu brauchen gedenkt. Ein berauschendes Getränk, „Lual“, wird aus Reis und verschiedenen Gewürzen gebraut (?), und schmeckt und wirkt wie junges starkes Bier. — Die vornehmste Beschäftigung der Dajaks ist der Reiskbau, und alljährlich bringen sie mehrere Monate auf ihren Reisfeldern mitten im Walde zu, wo sie sich kleine Hütten erbaut haben. „Im dichten Waldgebüsch am Stromesufer ist an einzelnen Stellen das Holz gefällt und verbrannt, damit seine Asche den Boden düngt, aus welchem es bisher selbst Nahrung und Wachstum zog; schwere Bäume sind unverbrannt liegen geblieben, hohe Stämme stehen unangetastet, ein Häuschen ist aufgerichtet, Reis ist gepflanzt: in Mitte großartiger, stiller Werkstätte der Natur ein einsamer Herd menschlichen Lebens, dem einsamen Reisenden ein Anblick, der ihm zu Herzen lächelt, aber doch nimmt es sich in der erhabenen Umgebung so kleinlich aus.“ Auf dem Gebiet der

Industrie zeichnen die Dajaken durch ihre Eisenmanufaktur, in welcher sie mit den einfachsten Mitteln Bedeutendes leisten, sich aus, und die Schärfe und Dauerhaftigkeit ihrer den Damascenerklingen nicht nachstehenden Waffen ist weit berühmt. Und doch sind ihre Schmelzöfen und ihre Schmiede ziemlich roh und einfach; die letztere z. B. besteht aus zwei hohlen Stämmen, jeder ungefähr 7 Fuß hoch, die neben einander in den Boden gesteckt werden. Von ihren unteren Enden führen zwei Bambusröhren durch eine drei Zoll dicke Thonwand in ein Holzohlenfeuer; ein Mann sitzt auf der Spitze der Bäume und pumpt mit zwei Stempeln, die abwechselnd erhoben und niedergebrückt werden, einen regelmäßigen Luftstrom in das Feuer. Häufig sieht man auch das oberste Ende des Stempels mit langen Bambusstäben in Verbindung gesetzt, die, sobald sie durch Menschenhände niedergezogen sind, wie Springfedern immer wieder in die Höhe schnellen und den Stempel wieder emporheben. Die Dajakfrauen sind sehr geschickte Weberinnen. Die Rähne (Brauen, Brahu) der Dajaken sind oft bis 50 Fuß lang, ihr Kiel besteht aus einem einzigen Baumstamm, an dessen Seiten Vorden aufgerichtet werden. Von Kunst ist bei ihnen, außer Poesie, von der wir schon geredet, Musik und Tanz, nichts zu finden. Ihre musikalischen Instrumente sind der Lamtam oder die Trommel, und der malaiische Gong, die entweder langsam oder schnell gerührt werden, nach dem jedesmaligen Takte des Tanzes. Ihre Tänze, namentlich der Schwert- und Speertanz, sind denen der Südseeinsulaner sehr ähnlich.

Beim Schwerttanz z. B. werden zwei Schwerter auf eine Matte gelegt, und zwei Männer beginnen langsam von entgegengesetzten Enden, winden ihre Körper, strecken ihre Arme aus, heben die Beine auf in grotesken aber nicht ungraziösen Stellungen. Langsam bewegen sie sich, ergreifen endlich die Schwerter, die Musik wird schneller, die Tänzer gehen an einander vorüber, schlagen die Schwerter zusammen oder kreuzen sie, ziehen sich zurück oder schreiten vor, oder der eine kniet, um sich vor den Angriffen des Gegners zu schützen, wartet auf einen Vorteil und ergreift ihn mit Schnelligkeit. Sie halten wunderbaren Takt, und das ganze hat eine große Wirkung (!). Das Zimmer ist mit Fackeln aus Dammarholz erleuchtet; der Klang der Instrumente, die Menge wilder Zuschauer, ihr Beifallrufen, das wallende Haar, die reißend schnellen Bewegungen der Tänzer bilden eine Scene für den Pinsel eines Rembrandt oder eines Caravaggio.“ —

In frühern Zeiten war vermutlich, wie auf andern Sundainseln, so auch auf Borneo die buddhistische Religion verbreitet, wenigstens findet man in einigen Gegenden der Insel noch Ruinen von Buddhatempeln, auch Inschriften, die bisher nicht entziffert werden konnten. Die jetzigen Dajaken haben nur einige wenige sehr oberflächliche religiöse Begriffe, und die Ausübung eines eigentlichen Kultus findet gar nicht statt. Ihre Religion ist ein bloßer Dämonendienst. „Götzen, welche die sichtbare Darstellung eines Gottes sind, haben die Dajaken nicht, und die Reisenden, welche die Hampatong (geschnitzte Menschenfiguren, die an den Wegen der Dörfer stehen) dafür ansehen, haben sich durch den Schein trügen lassen.“ Durch die Dämonenfurcht aber schimmert etwas von reinerer Gotteserkenntnis hindurch. „Die Dajaken wissen von einem höchsten Gott, dem Mahatara, den sie jetzt Satalla nennen, der die Welt gemacht habe. Derselbe wird aber nicht mehr

ver-
thu-
ihre
wer-
zeid-
zwe-
sold-
und
der
stra-
Spe-
böse
Sar-
müt-

wäh-
sonst
dem
welch-
führ-
geste-
Star-
frag-
vorh-
Reise-
Flug-
gegel-
Glaub-
erken-
einen-
Fam-
mit
Küch-
zu se-
aus
oder
Born-
komm-
nach
was
Reise-
Auch
meda-
gestir-
entha-
des

tur, in welcher
aus, und die
gen nicht nach-
re Schmelzöfen
z. B. besteht
die neben ein-
Enden führen
d in ein Holz-
und pumpt mit
drückt werden,
leht man auch
haben in Ver-
bergezogen sind,
d den Stempel
e Weberinnen.
50 Fuß lang,
dessen Seiten
außer Poesie,
finden. Ihre
Trommel, und
berührt werden,
ze, namentlich
einjulaner sehr

ine Matte gelegt,
den, winden ihre
aber nicht un-
sch die Schwerter,
gen die Schwerter
er der eine kniet,
inen Vorteil und
b das ganze hat
arbarz erleuchtet;
Beisallrufen, das
n eine Scene für

Sundainseln,
tet, wenigstens
von Buddha-
werden konnten.
flächliche reli-
tus findet gar
nst. „Götzen,
n die Dajaken
kte Menschen-
gen, haben sich
enfurcht aber
„Die Dajaken
jetzt Patalla
er nicht mehr

verehrt.“ Man hat es nur mit einer großen Zahl von Geistern zu thun, die mit einem gemeinsamen Namen Dewa genannt und nach ihrem Wohnsitz in überirdische, irdische und unterirdische eingetheilt werden. Die letztgenannten sind bestimmter als Wassergeister zu bezeichnen. Nach ihrem Verhalten gegen die Menschen werden wieder zweierlei Arten unterschieden: solche die dem Menschen Hilfe leisten und solche die ihm Schaden zufügen. Zu den ersteren gehören die Djata und die Sangiang, welche unter andern die Fruchtbarkeit der Erde und der Menschen in ihrer Gewalt haben. Nur dajatische Verfündigungen strafen sie, wie z. B. das Töten eines Krokodils, das Essen einer Speise die päl (verboten) war u. s. w. Zu dem zweiten gehören die bösen Santuen, welche die Menschen krank machen, und der gefürchtete Sangtalla. Wenn letzterer in einen Menschen fährt, dann wird er wütend und niemand ist vor seinem Pissau (Hackmesser) sicher.¹⁾

Unter den Geistern der Oberwelt wollen wir noch den einen erwähnen, der in der Gestalt eines großen roten Raubvogels, Antang, sonst Kolong genannt, erscheint. Er wird als guter Geist geachtet, indem nach der unter ihnen geltenden Sage derjenige ihrer Fürsten, welcher das Kopfabtschneiden (s. unten) als Sitte unter ihnen einführte, nachdem er einen Kopf abgeschnitten hatte, bei der deshalb angestellten Festlichkeit in einen Antang verwandelt wurde, der nun der Stammvater des ganzen Antanggeschlechtes geworden ist. Den Antang fragen die Dajaken bei jeder wichtigen Angelegenheit um Rat; ohne vorher seine Genehmigung eingeholt zu haben, gehen sie nicht auf Reisen. Diese Genehmigung gibt er durch seinen vielbezeichnenden Flug zu erkennen, und zum Dank dafür wird dann eine Schmauserei gegeben. Darnach reisen die Leute ganz unbesorgt ab, in dem festen Glauben, daß der Antang ihnen schützend zur Seite stehen werde. Jeder erkennt in ihm einen alten Freund und Landsmann, der, wiewohl zu einem höheren Range erhoben, dennoch stets an dem Schicksal seiner Familie die größte Theilnahme hegt und gern freundlich und vertraulich mit ihnen verkehrt. Als Raubvogel liebt der Antang freilich, auf die Rücklein der Dajaken herabzustossen, doch wagen die letzteren nicht, ihn zu schießen, sondern treten nur unter die Thür des Hauses und schreien aus allen Kräften, um ihn zu verschrecken. Die Geister der Unterwelt oder „Djata“ sind an Zahl der Menge der Flüsse und Flüschen auf Borneo gleich, und da es von ihrer Macht abhängt, ob die Menschen Nachkommenschaft erhalten, so stehen sie in großem Ansehen. Ihrem Namen nach sind diese Geister den Dajaken erst durch die Malaien zugetommen, was um so wahrscheinlicher wird, als nach den Aussagen verschiedener Reisender die Leute im Binnenlande nichts von den Djata wissen. Auch darf man ihnen kein Schwein opfern, denn sie sind „muhammedanisch“ geworden!“ Unter den bösen Geistern der Oberwelt ist der gefürchtetste der „Radscha Sial“ d. h. Unglückskönig, der seinen Aufenthalt dem Radscha Ontong gerade gegenüber hat, am linken Arme des Flusses, dessen rechten jener besetzt hält. Neben ihm gelten der

¹⁾ Berichte der Rheinischen Missionsgesellschaft. 1878. S. 173 ff.

„Kannat“, der als Vogel umherfliegt und es besonders mit dem Zuzügen von Unglück auf schwangere Frauen abgesehen hat, und der „Kabscha Santuen“ d. h. Zauberkönig. Er sendet seine Knechte, die die Seelen der Menschen aus ihren Leibern vertreiben und sich selbst darin niederlassen. So entstehen die Krankheiten. Von den Duschgeistern, „Gana“ (Baum- und Pflanzenseelen) gibt es eine große Anzahl, und fast kein großer Baum ist ohne solchen. Ein dergleichen Baum heißt „Sanjalatong“; kein Dajak wagt ihn zu fällen, und wird er etwa von Sturm oder Blitz umgeworfen, so richtet man den Stamm mit großer Mühe wieder auf, opfert vor demselben und bittet demütig die Geister, das unverschuldete Unglück nicht an den Bewohnern der Gegend zu rächen. Die Plätze, auf welchen solche Geisterbäume stehen, nennt man „Bahewan“ d. h. Unzugängliche, und kein Dajak wird da Holz hauen, wäre es auch noch so schön. Die Erdgeister heißen zusammen „Kloa“; sie sind über die ganze Erde zerstreut und sitzen hie und da auch etwas tief in der Erde; ihr Trachten ist darauf gerichtet, die Fortpflanzung des menschlichen Geschlechtes zu hindern, namentlich ist es ihr Werk, die neugeborenen Kinder zu Mißgeburten umzugestalten.¹⁾ Der letzte böse Geist ist der „Kulang“, der sich erst nach dem Absterben um die Menschen kümmert, deren abgeschiedene Seelen der Fährmann „Tempo Telson“ in eisernem Rahne nach dem Ort ihrer Bestimmung führt. Da lauert denn der Kulang an einer Stelle, wo es kein Ausweichen gibt; ist die herankommende Seele die eines bösen Menschen, so wird ihrem Dasein durch ihn ein Ende gemacht; ist sie die eines guten, so wird sie zwar von ihm angehalten, bleibt aber siegreich und erreicht mit Tempo Telsons Hilfe den Wohnsitz der Seligen. Vor allerlei Gespenstern, „Kambü, Talos“, und den Seelen der Verstorbenen „Iliau“ haben die Dajaken gleichfalls große Furcht, und wenn es ihnen an einer Stelle nicht recht geheuer scheint, ziehen sie gleich davon, wäre es auch der prächtigste Platz, an dem sie wohnen.

Der Verkehr mit der Geisterwelt wird vermittelt durch die Priester, deren Kunst hauptsächlich in dem Singen jener alten Lieder und im Verrichten verschiedener Ceremonien besteht. Ihre Amtsthätigkeit findet jedoch nicht zu regelten, bestimmten Zeiten statt, sondern hängt von Umständen, besonders von Festen ab, welche ein jeder nach seinem Glauben gibt. Auch haben die Dajaken keine Tempel und Altäre. Die Ceremonien werden im Hause vollzogen, wofür der Priester seinen bestimmten Lohn erhält. Er wird gerufen z. B. beim „Mopas Baki“ d. h. Wegbringen von Verunreinigungen, die durch das Vorhandensein einer Leiche, durch das Erscheinen einer Schlange u. entstanden sein können; beim „Blagu Ontong“ oder Bitten um Glück; beim „Blagu Tahafeng“ oder Bitten um langes Leben; beim „Girel“ oder Opfer zur Wiederherstellung eines Kranken u. Der Lohn des Priesters bei dieser Gelegenheit beträgt für jede Nacht einen Gulden, manchmal auch nur einen halben; am meisten bringt die Feier eines „Tawa“ oder Toten-

¹⁾ Auch bei den Dajaken kommen ziemlich häufig Albinos vor.

mit dem Zuhat, und der Knechte, die und sich selbst von den Busch eine große Anzahl verglichen, und wird an den Stamm bittet demütig bewohnern der räume stehen, Dajal wird da ter heißen zu- und sitzen die drauf gerichtet, namentlich rten umzuge- sich erst nach hiebene Seelen dem Ort ihrer er Stelle, wo ie eines bösen macht; ist sie, bleibt aber Wollustig der nd den Seelen große Furcht, scheint, ziehen an dem sie

h die Priester, ieder und im tätigkeit findet rn hängt von h seinem Gut- Altäre. Die ter seinen be- Mopas Pali“ Vorhandensein tstanden sein beim „Blagu der Opfer zur ers bei dieser al auch nur oder Toten-

festes ein, bisweilen 30—40 Gulden. — Neben diesen Leitern der Seelen sind die Pliang¹⁾ oder Kjonging in religiöser Hinsicht die wichtigsten Personen, Frauenzimmer, die als Ärzte und Priesterinnen im höchsten Ansehen stehen und weder an Krankenlagern noch bei Opfern mahzeiten fehlen dürfen, um bei jenen die bösen Geister zu bannen, wobei sie zu einer Art von Handtrommel einen grellen, gelenden Gesang anstimmen. Ihre Verechtigung kommt mit derjenigen der Priester ziemlich überein; nur das Tiwa hat der Priester für sich allein, obgleich auch bei diesen Festen gewöhnlich eine Anzahl Pliang zugegen sind. Die übrigen Geschäfte können die Pliang ebenso gut verrichten, als die Priester, und daneben haben sie noch die schwangern Frauen zu beschützen und deshalb dem Djata das gewöhnliche Opfer zu bringen. Auch haben sie den Beruf, die Kinder im Flusse unterzutauchen, was zum Teil deshalb geschieht, damit die Kleinen sich frühzeitig an das Wasser gewöhnen, auf welchem sie später einen großen Teil des Lebens zubringen müssen, zum Teil aber auch wohl aus einem Aberglauben; zuletzt noch haben die Pliang mit Zurückhaltung des Unglücks, Wegnahme der Verdrießlichkeiten u. zu thun. Da die Pliang durchgehends schöner singen als die Priester, und wohl auch noch weil andere Gründe vorliegen, werden sie mehr als die Priester befragt. Ihr Lohn ist der Betrag von $\frac{1}{2}$ bis 1 Gulden jede Nacht für die Person. Fast in jedem Hause werden Pliang gehalten, wozu man junge Sklavinnen macht, da kein Vater seine Tochter dazu hergeben würde; denn so geachtet sie auf der einen Seite sind, so verachtet sind sie auf der andern, indem sie zugleich die Stelle öffentlicher Mädchen vertreten. Die unverheirateten Männer dürfen mit den Pliang, ohne daß es ihnen irgendwie zur Last gelegt würde, den schamlosesten Umgang halten, während Entehrung einer Frau oder Jungfrau den Tod nach sich zieht; nach der Verehelichung hört man dagegen nichts mehr davon. Viele Männer bleiben daher bis in ihr vorgerücktes Alter unverheiratet und im Umgange mit der Pliang, und es gibt sehr viele kinderlose Ehen. — Feste feiern die Dajaten gern und thun deshalb dem Sangiang öfters ein Gelübde, um Gelegenheit zur Begehung eines Festes zu bekommen, wobei jenem Gühner, Reis und andere Sachen geopfert werden. Auch wenn ein Kind vier bis fünf Jahre alt ist, wird ein großes Fest mit vielen Opfern gehalten, und dabei das Kind, indem dasselbe auf des Vaters Schoß sitzt, von den Anwesenden siebenmal mit Wasser bespritzt, dann an Stirn, Brust und Gelenken mit dem Blute eines frischgeschlachteten Kuhns besprenkt; nachdem mit Water und Mutter ein Gleiches gethan und noch einige andere Gebräuche ausgeübt sind, wird gegessen und getrunken. Gewöhnlich dauern die Festlichkeiten drei Tage: am ersten erscheinen die Männer, am zweiten die Frauen, und am dritten die Männer wieder und verzehren was übrig ist; dabei sind sie Tag und Nacht höchst geschwätzig und ausgelassen fröhlich. Länger noch, mindestens sieben Tage und sieben Nächte, währt das „Tiwa“ oder Totenfest, bei welchem die während eines längern Zeit-

¹⁾ Der Name wird auch Baling oder Beliang geschrieben.

raums aufgesammelten Leichen samt ihren Särgen in die Geisterwelt geschafft, d. h. auf mächtigen Scheiterhaufen verbrannt werden. Wenn man die lustige Menge bei solchen Totenfesten ansieht, so merkt man an den Leuten nichts davon, als ob es ihnen Ernst sei, ihren Toten durch Verbrennung die Reinigung von Sünden und eine Verklärung zu Geist und Leben verschaffen zu wollen, wie sie vorgeben. Noch weniger ist das der Fall bei der vorübergehenden blutigen Opferhandlung, wobei die dafür gekauften Büffel als Sühne für die verstorbenen Sünder („wenn sie etwa Sünde gethan hätten!“) dargebracht werden. Die ganze Versammlung ist über die Tierquälerei in der lustigsten Aufgewundenheit, und alles jauchzt vor Freude, wenn die (mit Rottanseilen angebundenen) Büffel unter unzähligen Langenstichen (der brüllenden und kreischenden Menge) den Todestanz um den Pfahl machen und endlich niederstürzen. Es gibt aber auch nachher eine allgemeine Fecherei und einen fetten Schmaus, da die Tiere nicht mit verbrannt, sondern gekocht und verspeist werden; doch sollen die Seelen der Büffel mit den Toten zugleich jenseits ankommen.“ Hahnengefechte und nächtliche Tänze sind gleichfalls mit diesen Tiwafesten verbunden; Genower (Wachholderbranntwein) und Tuak wird reichlich getrunken, und Tag und Nacht wird das Gewühl unter den dunkeln Bäumen fortgesetzt, an welchem beide Geschlechter teilnehmen. — Für den Aberglauben der Dajaken haben außer dem Vogel Antang auch noch geschnitzte Silber und irdene Töpfe eine Bedeutung. Die Bilder werden nicht eigentlich angeboten, aber doch überall, auch auf den Feldern, mit abergläubischer Beziehung aufgestellt; sie sind meistens aus Baumstämmen gemacht und stehen noch auf der Stelle, wo der Baum gewachsen ist; man haut den Baum oben oder in der Mitte durch und schnitzt dann oben ein Bild aus. Oft stehen derselben ein Duzend, wie Schildwachen, vor einem Hause; etwas zierlicher gearbeitete stehen in den Häusern, und über diese ist ein Sonnenschirm ausgespannt. In jedem Hause aber findet man als den bedeutungsvollsten Besiz eine Anzahl großer, alter, plumper irdener oder porzellanener Töpfe, die vom Vater auf den Sohn vererben; einige derselben werden auf 6000 Thaler Wert geschätzt. Sie sollen sehr alt und von einem Fürsten auf Java, namens Madschapait,¹⁾ der die Erde dazu vom Himmel nahm, gefertigt sein, und werden in Männer und Frauen geteilt, obwohl kein Unterschied an ihnen in die Augen fällt. Bei jedem Feste werden sie der Reihe nach aufgestellt, und es ist ein großes Unglück, wenn einer zerbricht; die Scherben aber werden von den Dajaken an ihre Kleidungsstücke befestigt, um auf diese Weise Segen zu erlangen. Auch sonst sind die Dajaken über alle Maßen abergläubisch. Bei Sonnen- und Mondfinsternissen suchen sie den bösen Geist durch unbändigen Lärm zu vertreiben, und auch die Irmische sehen sie für Gespenster an. Tagewähler aber und die auf Vogelflug und andere Zeichen achten, sind sie, wie man es nur irgend sein kann. Will z. B. jemand aus dem Hause gehen, sei es baden, spazieren, oder

¹⁾ Es weist dies hin auf Handelsverbindungen mit Java zur Zeit des Reiches von Madschapait.

was
dem
Aug
unre
friso
lich
träu
ein
eine
pena
Trä
so fa
sang
nicht
gehe
noch
Mäu
ja, e
bleib
gleich
Stär
Uff
Steit
haben
wöhr
Gürt
Wun
soll.
Brie
ja n
Zeug
den
(Dec
ande
wird
arm
des

gibt
welc
„So
den
heite
Diel
stra
und

was er sonst thun will, und hört jemand niesen, sei es in oder vor dem Hause, so geht er wieder zurück ins Haus, beschäftigt sich einen Augenblick und geht dann seinen Gang. Der erste Gang war kalt, unrein. In einigen Gegenden untersucht man auch die Eingeweide frisch geschlachteter Tiere und verkündet aus ihnen die Zukunft. Namentlich aber spielen die Träume bei den Dajaken, welche viel und lebendig träumen, eine wichtige Rolle, ja es gibt unter ihnen selbst Leute, welche ein Geschäft daraus machen und für Geld träumen, dadurch denn auch eine Art priesterliches Ansehen erlangen und als „Takit“ (Arzt), „Dloh penamur“ (Zauberer), „Dloh bedewa“ (Geisterbanner) u. fungiren. Träumt z. B. ein Dajak des Nachts, er habe etwas Saures gegessen, so fürchtet er den Tag ein Unglück; träumt er, es werde jemand gefangen genommen, mag es sein, wer es will, so rubert er den Tag nicht aus, sonst wird er vom Krotobil gefressen; will einer auf Reisen gehen und träumt, er werde von einem Tier gestochen, so bleibt er noch einen Monat zu Hause, denn wenn er geht, wird er von einem Räuber angefallen oder vom „Dlo lajau“ (Kopfabtschneider) ermordet; ja, ein bereits für einen bestimmten Tag festgesetzter Kriegszug unterbleibt, wenn die Mehrzahl der Dorfbewohner schlecht träumt. Eine gleich wichtige Rolle spielen bei allen Dajaken, mit Ausnahme der Stämme von Ost-Borneo, die Talismane oder Amulette, „Agit“ und „Mfat“, aus allerlei Zähnen wilder Tiere, kleinen Stücken Holz, Steinchen, welche die Zauberer des Stammes von den Geistern empfangen haben wollen, bestehend. Jeder Krieger besitzt einen solchen, der gewöhnlich am Griff des Schwertes befestigt ist, oder auch an einem Gürtel um den Leib getragen wird und seinen Träger nicht bloß vor Wunden schützt, sondern in manchen Fällen selbst unsichtbar machen soll. Für Geld schreiben auch die Muhammedaner den Dajaken kleine Briefchen (es kann drin stehen, was will, denn die Dajaken können ja nicht lesen), welche diese ganz klein zusammenfalten, in ein Lätzchen Zeug einnähen, und mit einem Faden um den Hals hängen oder an den Arm binden. Das sind dann ihre Glücksbündel, die „Tutup“ (Deckel), mit welchen sie alles Unglück und Ungemach, das all mit einander ihrer Idee nach durch die „Talos (Gespenster) hervorgebracht wird, zudecken und also niederhalten zu können wähnen. So sind die armen Dajaken überall gebunden und gefangen in den Zauberkreisen des Aberglaubens und der Finsternis.

Die bürgerliche Verfassung ist mehr oder minder freistaatlich: es gibt unter ihnen sogenannte Raden oder Pangherang oder Kapala, welche ein oberhäuptliches Ansehen genießen, und jedes Dorf hat seinen „Sawa“ oder „Tomonggong“, doch ist zwischen dem Häuptling und den anderen kein großer Unterschied, und in Gemeinwesenangelegenheiten haben alle freien Männer Stimme. Mord wird mit Enthauptung, Diebstahl durch Geldstrafe, Ehebruch durch Schläge und schwere Geldstrafe, auch wohl mit dem Tode bestraft. Sklaverei herrscht bei ihnen, und ein großer Teil der Dajaken sind Buddhas¹⁾, Leib eigene, oder hol-

¹⁾ cf. Calwer Missionbl. 1856, p. 64 f.; Monatsblätter 1857, p. 84 f.

ländisch genannt Pandelinge, Verpfändete, die von ihren Gläubigern verkauft werden können, wo dann entweder ganze Familien, groß und klein, in die Knechtschaft wandern müssen, oder nur die Kinder, je nachdem die Schuld groß oder klein ist. Befindet sich nämlich jemand in Geldverlegenheit und leihet er z. B. drei Thaler, so muß er übers halbe Jahr sechs Thaler wiedererstaten; ist er dann dazu nicht im Stande, so bekommt er ein halbes Jahr Aufschub, hat aber nach Ablauf desselben zwölf Thaler zu entrichten. Ist nun auf solche Weise, wie es leicht geschieht, die Schuld auf achtzehn bis vierundzwanzig Thaler gestiegen, so wird der Schuldner seinem Gläubiger leibeigen, bis ein anderer ihn auslöst. Doch geht es mit solcher Auslösung nicht so leicht, denn obwohl solche Leibeigene fast keine Kleidung und nur die geringste Kost erhalten und dabei unentgeltlich schwere Arbeit thun müssen, rechnen ihnen ihre Herren doch für das Wenige, was sie empfangen, so viel an, daß ihre Schuld hoch aufläuft und sie mit ihren Kindern leibeigen sind und bleiben. Sie müssen die schwerste Arbeit verrichten und werth'n dabei sehr verachtet. Sind sie aber alt und arbeitsunfähig geworden, so werden sie meist umgebracht, und nicht selten kommt es vor, daß ein solcher im Reisfeld plötzlich niedergestoßen oder zu Boden geworfen und ihm der Kopf abgeschlagen wird, der bei den Totenfesten¹⁾ noch einen guten Preis einträgt, während man den Rumpf auf der Stelle in die Erde scharrt. Ein Menschenleben wird überhaupt nicht groß geachtet bei den südllosen Dajaken; ihre Rache aber und besonders die Blutrache ist fürchterlich. Wird jemand ermordet, so ruhen seine Verwandten nicht eher, bis sie sich an dem Mörder oder seiner Familie gerächt haben, und darum können die Kriege oder Fehden der Dajaken unter einander auch nie enden. Denn einer oder der andere bleibt immer in ihren Gesechten, und nicht allein die nächsten Angehörigen des Toten, sondern sein ganzer Stamm rechnet es sich zu einer heiligen Pflicht, einen Geliebten durch den Tod des Siegers zu rächen; da sie diese aber nur äußerst selten kennen können, so ist es schon genug, den ersten besten von dem feindlichen Stamme zu töten und seinen Schädel als Sühnopfer mitzunehmen. Es gilt aber bei den Dajaken für eine Ehrensache, einem Feinde oder gar noch mehreren den Kopf abgeschnitten zu haben²⁾, ihn vorweisen und als Zierat und Ehrenschmuck des Hauses aufbewahren zu können; wer eine solche That noch nicht verübt, ist noch nicht mannbar und kann noch nicht heiraten. Je mehr einer erworben hat, für desto tapferer gilt er, und nur aus den Tapfersten erwählt das Volk seine Oberhäupter. Doch werden diese Schädel nur höchst selten im Kriege gesammelt, selbst nicht einmal bei besonderen Gesechten, sondern der Dajak versteckt sich meist im Hinterhalt, um seinem Gegner oder irgend einem Vorübergehenden von hinten den Speer durch den Leib zu jagen, mit

¹⁾ Bei dem nächtlichen Tanz um die Leichen herum, während des Verbrennens derselben, muß auch ein Menschenkopf mit herumtanzen, der aber nicht von einem Gestorbenen, sondern nur von einem Ermordeten sein darf.

²⁾ Kopfnellen, wie die Holländer sagen.

eine
heir
Sie
reife
Hal
das
auf
gend
aus
sie
beut
seine
und
selbst
gesä
zu
nom
zu
Daj
und
Geg
sich
Weil
niede
Ange
Freu
deren
Gest
barf
des
Rei
Sitt
verf
soll
gleic

Lebe
jung
weil
Jün
60
oder
Män
zum
noch
gesch
das
Woh
in d

einem Hieb seines Kewang ihm den Kopf abzuschlagen und dann heimzueilen, wo er nach solcher That festlich empfangen wird. Sie nehmen da ein Guhn, ziehen ihm den Schnabel aus einander und reißen den Unterkiefer bis auf die Brust herunter auf, so daß der Hals wie in zwei Hälften gespalten ist. Darauf lassen sie dem Mörder das Blut auf Brust und Stirn fließen und werfen dann das Guhn auf den Boden, so daß es oft noch Stunden lang mit dem herabhängenden Unterkiefer umherläuft, bis es stirbt. Dazu streuen sie sich noch ausgehülften Reis auf den Kopf; alles zum Zeichen des Sieges, daß sie ohne Gefahr die grauenhafte That vollbracht haben. Zu dem erbeuteten Kopf wird Betel, Pinang und Tabak gelegt, auch wohl in seinen Mund gesteckt, den folgenden Tag wird das Haar abgeschnitten und aufbewahrt, um die Waffen damit zu zieren. Von dem Kopfe selbst wird die obere Stirnschale abgelöst, möglichst von allem Fleische gesäubert und darauf in Kalk gelegt, um die noch übrigen Fleischfasern zu zerstören. Nach einigen Tagen wird er aus dem Kalk herausgenommen und noch mehrere Wochen der Witterung ausgesetzt, um ihn zu bleichen. Häufig thun sich auch ihrer 40 bis 80, oder noch mehr Dajaken zusammen; ein jeder nimmt sein Schwert, seinen langen Spieß und seine Reisetasche, und so ziehen sie fort. Kommen sie nun in die Gegend, wo ihre Feinde sich aufhalten, so verteilen und verstecken sie sich im Gebüsch nahe am Wege und lauern auf. Es mag nun Mann, Weib oder Kind vorüberkommen, sie werden unversehens überfallen, niedergestoßen und enthauptet. Haben sie mit einander die bestimmte Anzahl erlangt, so ziehen sie wieder nach Hause, feiern da ein großes Freudenfest und hängen die Köpfe an ihren Häusern auf, wo man deren oft mehr als ein Duzend findet, die dann zusammen in Gestalt eines Ringes auf einen Drath gezogen werden und den kostbarsten Teil des Nachlasses eines Dajaken ausmachen; er würde desselben sich nicht entäußern, wenn man ihm auch das für ihn Reizendste dafür anbieten würde. In neuerer Zeit ist diese fürchterliche Sitte, wenigstens so weit die holländische Botmäßigkeit reicht, teils ganz verschwunden, teils im Abnehmen begriffen; der Name „Dajat“ aber soll ebenso viel als „Kopfabschläger“ bedeuten, obschon er nach anderen gleichbedeutend mit „Oberländer“ ist.

Werfen wir nach dem allen noch einen Blick in das häusliche Leben der Dajaken. Vielweiberei findet bei ihnen nicht statt. Die jungen Männer heiraten bereits mit dem 17. oder 18. Jahre, bisweilen noch früher, die Mädchen frühestens mit dem 14. Ein dajakischer Jüngling darf nicht eher heiraten, bis er seiner Braut wenigstens 60 Thaler geben kann; die Eltern werden um ihre Einwilligung selten oder nie gefragt. Bei einigen Stämmen muß der junge Mann dem Mädchen seiner Wahl drei Menschenschädel, die er selbst abgeschlagen, zum Geschenk anbieten; nimmt sie dasselbe an, so folgt sie dem Geber noch denselben oder höchstens den folgenden Tag, und die Heirat ist geschlossen bis auf einige Zeremonien. Sobald nämlich die Jungfrau das Brautgeschenk angenommen hat, geht der junge Mann in seine Wohnung, wo ihn seine Eltern und Freunde erwarten, die ihn dann in das Haus der Braut zurückführen. An der Thür bestreichen sie

ihn mit dem Blut eines Hahns und das Mädchen mit dem eines
 Kuhns; die Verlobten reichen sich die blutigen Hände und die Trauung
 ist zu Ende. Die eheliche Treue ist so allgemein, daß es keiner Frau
 einfallen würde, ihrem Manne untreu zu werden. Das Weib aber
 hat nicht bloß die kleinen häuslichen Geschäfte, sondern muß auch das
 Reisfeld bebauen, Nahrung im Walde suchen, selbst das größere Wild,
 das der Mann erlegt hat, holen, das Fleisch in große, dünne Stücke
 schneiden, mit Salz einreiben und in der Sonne trocknen, um es als
 Ding-Ding zu verkaufen, Fische fangen, kurz alles thun, während der
 Mann auf der Matte liegt und Betel traut, oder sich höchstens mit
 feinen Waffen beschäftigt. Dennoch führt das Dajakenweib eigentlich
 das Regiment im Hause, und das ist von einer Seite betrachtet noch
 ein Glück für den Dajaken. Wäre die Frau nicht die Hauptperson
 in der Wirtschaft und im Reisfelde, müßte in Feld und Wirtschaft
 nicht alles gehen, wie sie es haben wollte, so wäre wohl fast keine freie
 Familie vorhanden, denn die Trägheit und Schländerei des Mannes ist
 zu groß. Andererseits ist es aber freilich schlimm, daß die Frau auch
 beim Teufels- und Gögendienst und wo es wider den lebendigen Gott
 geht, die Herrschaft führt. Sie hält die Pliangs, sie vermiethet die-
 selben zum Fleischesdienst, sie ordnet allen Gögendienst an, sie hegt
 und pflegt das Sündenwesen auf alle nur mögliche Weise; und bei alle-
 dem lebt sie in glühendster Eifersucht gegen ihren Mann. Das Dajaken-
 weib ist, wenn wirklich an einen Mann verheiratet, demselben treu und
 unterthan, und gebietet ihm nicht, obgleich sie ihm, wie bemerkt, nicht
 in seiner Trägheit folgt, und er in der Arbeit sie gern Rat und
 Meister sein läßt. Sie erkennt es an, daß der Mann höher steht, als
 sie, daß er ihr Haupt ist, und daß ihr Name und ihre Person erst
 durch ordentliche Verheirathung einen Wert bekommen hat. Sie wird
 nie mit dem Mann, aber auch nicht eher als der Mann essen. Nach-
 dem sie ihm das Essen bereitet hat, trägt sie es ihm auf, hält sich
 dienend in seiner Nähe, und wenn er sich satt gegessen, verzehrt sie
 mit den Kindern das Übriggebliebene." Die Wartung und Pflege der
 Kinder, mit denen sie sich ehrlich herumschleppen muß, ist gleichfalls ihr
 Geschäft. Viele Kinder aber werden, ehe sie das Licht der Welt er-
 blicken, ermordet, und wenn sie wider Willen der Mutter dennoch
 lebendig geboren werden, werden sie, wenn sich nicht jemand findet der
 sie aufnimmt, langsam hingemartert, um dadurch den Schein eines
 Mordes von sich fern zu halten. Auf die Frage aber, wo alle die un-
 ehelichen Kinder bleiben, erhält man nur die Antwort: „tot!“ kurzweg
 mit lachendem Munde. Viele Kinder werden auch verkauft. Die
 kleinen Kinder werden im Tujan, einer an einem Querpfeiler festge-
 machten Schaufel mit einem Sad unten, worin das Kind schläft, ge-
 wiegt. Nach der Geburt des ersten Kindes aber verliert der Vater
 seinen Namen gänzlich und wird nach dem erstgeborenen Kinde mit Vor-
 setzung von Ba oder Pa (erste oder letzte Silbe von Bapa, d. h.
 Vater) genannt, z. B. Ba August, Pa Mina. Die Neugeborenen em-
 pfangen eine Art Taufe.

dur
wer
ma
lär
Sch
unt
Sal
sind
Flu
tern
dem
Ber
und
Bat
Bau
Bat
Gel
Lebe
schlo

sind
ihre
schin
bese
der
Kin
hin
soge
welc
Wer
kom
zeffi
stra
Gul
Kra
Din
stein
sänf
selb
und
mac
ober
(W
gege
nun
Gel
Bel
wer
Ang
war
Suf

Zu solcher Laufe werden schon acht Tage vorher Vorbereitungen getroffen durch Opfer von Pinangblumen, Reis, Hühner, Schweinen etc. Bis zum Laufstage werden die Dewa ohne Unterlaß angerufen und alle möglichen Versprechungen gemacht. Dies geschieht unter fortwährendem Sarantong-(Trommel-)schlagen, Hängelrärmen, Säufen, Fressen etc. Am eigentlichen Laufstage werden Hühner und Schweine geopfert und das Kind mit dem Opferblut bestrichen unter dem Lärm und Schreien der Häng. Dabei werden dem Kinde die Amulette angehängt an Hals und Hände, gemeine Glasperlschnüre, die von den Häng geweiht worden sind. Dann trägt eine Haupthäng das Kind in bunte Lächer gewiezt nach dem Fluß, wo die geschmückten Frauen und Djutongs (kleinere Rähne) mit ihren flatternden Wimpeln bereit stehen. Jetzt werden die Kanonen gelöst, die Häng mit dem Kinde steigt in eine Frau, und nun setzt sich alles unter wildem Geschrei in Bewegung, als wenn die Hölle los wäre. Eine besondere Wustfrau geht voraus, und so geht es etliche Male hinüber und herüber. Endlich machen sie Halt. Der Vater des Kindes springt ins Wasser, die Häng taucht das Kind dreimal unter Zauberzprüchen unter und übergibt es dem Schutz des Dewa. Hierauf muß der Vater oder ein anderer statt seiner über den Fluß hin- und wieder zurückschwimmen. Gelingt das Schwimmen glücklich, so ist das ein gutes Zeichen für ein langes Leben des Kindes. Darnach wird das Fest mit Säufen und licherlichem Leben beschlossen.

Von Kinderzucht ist bei den Dajaken auch nicht die Spur zu finden; die Kinder laufen ganz ungezügelt umher und fragen nichts nach ihren Eltern, denen sie vielmehr aufs nachdrücklichste befehlen, sie schimpfen, verwünschen und verfluchen. „Matei munoh!“ — „Matei besempong!“ — „Matei bedjai!“ d. h. man steche dich tot! stirb vor der Zeit! stirb durch das Krokobil! — Das rufen die Eltern den Kindern zu, aber ebenso oft müssen es auch die Eltern von den Kindern hinnehmen. Ja es geht das noch weiter. Unter den Dajaken existiren sogenannte Egerichte, aus der Verwandtschaft der Frau bestehend, in welchen allerhand Händel zwischen Mann und Frau geschlichtet werden. Wenn nun ein Vater sein Kind schlägt, was übrigens nur selten vorkommt, so kann die Mutter desselben mit ihrem eigenen Mann prozeßiren, und die Verwandtschaft der Frau verhängt dann über den strafbaren Vater sofort eine Geldbuße von 5, 10, 20 und noch mehr Gulden, die er bezahlen muß, und sollte er das Geld dazu borgen. — Krankheiten sind bei den Dajaken nichts anderes als Plagerien böser Dinge, und ihre Ärzte (Dufun) bestreichen die Patienten mit Zaubersteinen und singen Beschwörungsformeln, um die bösen Geister zu besänftigen. Ofters auch träumt einer aus der Familie, oder der Kranke selbst, oder der Hauptträger des Ortes von dem Jorne des Dewa und wodurch er beleidigt worden ist, entweder durch eine früher gemachte, aber nicht erfüllte Djanji (Gelöbniß), oder durch eine besondere oder eine allgemeine Untreue in der Verfolgung der hergebrachten Ghabat (Weise) von ihren Talo häng (Urvätern), oder wie sonst das Vergehen gegen den Dewa heißen mag. Das ist der Grund, weshalb der Dewa nun Talo (Plagegeister) in die Familie geschickt hat, um an das früher Gelobte gleichsam zu mahnen, oder sonst eine Genußthuung für etwaige Beleidigungen oder eine anderweite Sühne zu opfern. Auch die Opfer werden nach der im Traume bestimmt angegebenen Weise gebracht, im Angesicht des Kranken getötet, er wie auch alle Anwesenden mit dem warmen Blute des schreienden Schweines oder des so herumzappelnden Hühnes bestrichen, und nicht selten geschieht's, daß die Krankheit da-

durch gehoben wird und die vermeinten Plagegeister nach und nach den Abschied nehmen. Auch diese Sawi (Bewerkstelligung der Ceremonien) geht unter einem gräßlichen Lärm von Trommeln, Singen und Schießen vor sich, und die Opfermahlzeit wird in einer angrenzenden Kammer unter brausem Geräusch verzehrt, bis die ganze Gesellschaft betrunken ist. Die Krankheiten, an denen die Dajaken zu leiden haben, sind besonders Fieber, Hautkrankheiten und ekelhafte Geschwüre an verschiedenen Theilen des Körpers, namentlich an den Gelenken, auch Elephantiasis. Eine andere unter ihnen allgemein verbreitete Hautkrankheit ist der „Kurrap“. Die Haut ist hierbei wie mit kleinen Schuppen bedeckt, bei einigen nur an einzelnen Körperteilen, bei andern am ganzen Körper und auch im Gesicht. Diese Krankheit ist in gewissen Familien erblich, und man kennt kein Mittel der Heilung; übrigens sind die mit dem Kurrap Befallenen gesund und stark, und haben in keiner andern Weise zu leiden, als daß sie nur ein ekelhaftes Ansehen haben. — Eine besondere Sorgfalt verwenden die Dajaken auf die Verstorbene. Vor 50 bis 100 Jahre verbrannten noch sämtliche dajakische Stämme, mit Ausnahme derer von Ost-Borneo, ihre Toten und sammelten die Asche in kleinen irdenen Gefäßen, die beerdigt wurden. Durch den Einfluß der Malaien hat diese Sitte sehr abgenommen, und der größte Teil der unterworfenen Dajaken beerdigt jetzt die Toten auf malaiische Weise in hölzernen Särgen. Die Stämme von Ost-Borneo dagegen beerdigen ihre Toten nicht, sondern stellen wie die Malier den Sarg im Walde auf einem Gerüste für alle Zeiten auf. Die Leiche wird demnächst in einer Kiste vor das Haus hinaus auf die Erde gesetzt, dann wird ein ordentlicher Sarg aus Eisenbaumholz für dieselbe angefertigt, allerhand Gestalten, besonders auch Schlangen, darauf ausgeschnitten und das ganze bunt bemalt. In einem solchen Sarge arbeiten sie oft Jahre lang. Ist er fertig, so schlachten sie vier bis zwölf und noch mehr Karabauen, geben ein großes Fest, thun dann die Gebeine aus der bisherigen vorläufigen Bewahrungskiste in die neu gefertigte, welche „Sabong“ heißt, und stellen diese auf ein hohes Gerüste am Rande eines Flusses hin. Um den Sarg werden Menschen-, Ochsen- und Schweinsköpfe gestellt. Früher herrschte allgemein die Sitte, zu Ehren der Verstorbenen — und zu ihrem Dienst in der jenseitigen Welt — Menschenopfer zu bringen, was jedoch, soweit der Arm der holländischen Regierung reicht, aufs strengste bei Strafe des Galgens verboten ist. Weiter landeinwärts jedoch finden diese Menschenopfer (Djaum) noch statt. Ein dajakisches Begräbniß möge durch folgendes Beispiel näher veranschaulicht werden.

Ein junger Mann in Palingkau, erzählt ein Missionar, war plötzlich gestorben, und seine Leiche ward in einer Frau aus dem Reisfeld unter großem Geschrei in das Haus gebracht und auf zwei Sarantongs¹⁾ gelegt. Die Mutter schloß des Toten Kiste auf und gab alle Kleider, getragene und ungetragene, heraus, dazu sein Geld, seinen Keller, seine Tasse, sein Fläschchen mit Öl, kurz alles, was sein war, wurde ihm gegeben, d. h. es wurde auf die Leiche gelegt mit den Worten: „tenga

¹⁾ Kupferne Kessel, die auch zu Trommeln gebraucht werden.

akt
Sa
hun
seim
strei
bei
Wei
aber
And
son
Bed
steh
wech
(Ma
Wein
und
brad
gebt
grab
auch
schla
wird
Tob
eben
Tob
Rest
wie
in ei
Kam
zuben
feiert
zu la
bunte
ihm
und i
stimm
seinen
indes
und

gewi
schla
seig
gutes
aber
in g
stetst
name
und g
nicht
keine
Spiel
schmu
rachst
und

und nach den
(Jeremonien)
und Schießen
den Kammer
haft betrunken
aben, sind be-
verschiedenen
Elephantiasis.
nthheit ist der
en bedeckt, bei
anzen Körper
milien erblich,
die mit dem
andern Weise
— Eine be-
rbenen. Vor
Stämme, mit
elsten die Asche
h den Einfluß
r größte Teil
alatische Weise
egen beerdigen
arg im Walde
o demnächst in
dann wird ein
ttigt, allerhand
und das ganze
st Jahre lang.
hr Karabauen,
bisherigen vor-
abong" heißt,
s Flusses hin.
sköpfe gestellt.
erstorbenen —
nschenopfer zu
gierung reicht,
eiter landein-
att. Ein da-
beranschaulicht

Wiglich gestorben,
dem Geschrei in
utter schloß des
eraus, dazu sein
was sein war,
Worten: „tonga

akä, ramon ajue", d. h. gib es ihm, es sind seine Güter. Darnach wurden die Sachen geordnet. Zwei Silberstücke wurden ihm auf die Augen und in seinen bunten Teller sein langes Haar gelegt; alle Kleidungsstücke werden auf ihn gedeckt; sein Sackbrell und Sackmesser nebst Lanze wurden an der Seite angebracht, dann streuten sie ungelochten Reis auf den Leib und schossen drei Kanonenschüsse ab, wobei die Garantong geschlagen wurde. Während dem füllte sich das Haus mit Weibern, die es an Lobeserhebungen nicht fehlen ließen. Bei all den Jeremonien aber, welche bei der Leiche gemacht wurden, war auch nicht eine Spur von Ehrfurcht, Anbetung, Anrufung, Weihung oder dergleichen. Es kam weder ein Woge, noch sonst etwas in Betracht, es ist nur eine alte Überlieferung, und niemand weiß die Bedeutung. In der darauf folgenden Nacht wurde die Trauermusik gemacht, bestehend aus fünf Garantong, wovon jede eine Terz höher ist. Diese werden abwechselnd geschlagen, auf jede ein Schlag. Am folgenden Tage wurde der Sarg (Kauung) gemacht. Derselbe ist ein ausgehauener Baumstamm in Form einer Frau. Beim Einlegen der Leiche und Güter (Kleider etc.) wird die Garantong geschlagen und drei Kanonen abgefeuert. Die Frau, mit welcher er zur Begräbnisstätte gebracht wird, ist mit vielen Flaggen versehen und mit Tüchern behangen, und so geht es unter dumpfen Garantongschlägen hinauf- oder abwärts nach dem Familiengrab. Ist der Verstorbene reich gewesen, so werden ihm viele Schätze mitgegeben; auch wird sogleich nach seinem Tode ein Büffelochs unter fürchterlichen Qualen geschlachtet, damit dessen Seele dem Verstorbenen in jener Welt diene. Der Büffel wird an einen Pfahl mit einem langen Strick befestigt und dann allmählich zu Tode gemartert. Sobald er fällt, wird die Garantong geschlagen und geschossen, ebenso wie bei einem Menschen, kurz, es folgen hier alle Jeremonien, wie bei dem Tode dessen, der die Ochsenseele bekommen soll. Man sieht, daß dies nur noch ein Rest ist aus alter Zeit, wo man keinen Ochsen, sondern einen Sklaven so tötete, wie es jetzt noch im Oberaschajan geschieht. Nur freie Männer kommen übrigens in einer Sandong; gestorbene Pandellinge werden im Schlamm begraben. Einige Familien haben auch die Gewohnheit, die Gebeine zu verbrennen und die Asche aufzubewahren. Das Totenfest oder Tima aber wird auch für einen einzelnen gefeiert, um die Seele des bereits längere Zeit Verstorbenen in den Himmel geleiten zu lassen, was eben das Geschäft des „Olomaga Biau" ist, der neben dem in einem bunten Sarge liegenden Gerippe des Verstorbenen sitzt, mit maskirtem Gesicht, neben ihm ein Topf mit heiligem Reis, in den er ohne Aufhören mit der rechten greift und in sieben Würfen den Reis umherstreut, um den Tempo Tesson gnädig zu stimmen, während er Tage und Nächte lang, von den Vliangs unterstützt, mit seinen Gesängen die Seele gen Himmel geleitet, dabei freilich sich selbst berauschend, indes rings um ihn her von den Teilnehmern des Festes geschmaust und gezecht und allerlei Böherei getrieben wird.

Suchen wir schließlich ein Bild vom Charakter der Dajaken zu gewinnen. Sie sind im ganzen ein verständiger, gewandter Menschenschlag, der sich aber leicht vor jeder Überlegenheit beugt und weit eher feig als mutig genannt werden muß. Sie haben von Natur ein sehr gutes Gedächtnis, lernen auch in den (Missions-) Schulen leicht lesen, aber mit ihrem Nachdenken ist es nicht weit her, und ihre Stumpfheit in geistlichen Dingen ist meist über alle Vorstellung groß. Obschon fleißiger als die Malaien, sind sie doch im ganzen sehr träge und können, namentlich die Männer, ganze Tage mit Nichtsthun hinbringen. Ehrlich und gastfrei in hohem Grade, scheinen sie doch Wahrheit und Lüge gar nicht unterscheiden zu können, und von Dankbarkeit findet sich bei ihnen keine Spur. Dabei sind sie abergläubisch über alle Maßen und dem Spiel und der Trunksucht in hohem Grade ergeben, auch fast alle von schmutzigem Geize besessen. Von Hause aus streitsüchtig und ungemein rachsüchtig, leben sie in fortwährender Fehde; Schlägereien, Mordthaten und Kriege hören fast gar nicht auf. Denn sie sind von Natur grau-

same, selbstsüchtige Menschen, und wo es sein niedriger tierischer Egoismus fordert, da ist der Dajake sogar grausam gegen sein eigenes Fleisch und Blut. „Jeder lebt für sich selbst und sucht nur sich selbst und seinen Gelüsten zu dienen. Neid, Habsucht und Fleischesleben der niedrigsten Art verleiten ihn zu Betrug, Lug, Mord, Raub und Gefühlosigkeiten, dergleichen man unter christlichen Völkern kaum kennt. Mit kaltem Blute und teuflischer Freude übt er seine Mordhemorbe, um sich zu rächen oder sich zu bereichern. Mit kaltem Blute und Gleichgültigkeit verkauft der Großvater seinen Enkel, Eltern ihre Kinder, der Bruder seine Schwester, wenn nur irgendwo ein Vorteil zu hoffen ist. Mit gleich teuflischer Grausamkeit ermordet die Mutter, wenn sie schon einige Kinder geboren hat, die noch am Leben sind, das neugeborne Kindlein, oder läßt es in Schmutz und Krätze jämmerlich umkommen.“

Als ein wichtiges Element der Bevölkerung von Borneo haben wir noch die eingewanderten Chinesen zu erwähnen, deren Zahl auf 90 000 Seelen geschätzt wird. Besonders stark sind sie im Westen vertreten, wo sie seit mehr als hundert Jahren im Gebiete des Sultans von Sambas, nördlich von Pontianak die Goldwäscherei betreiben. Dort haben sie unter eignen Häuptlingen förmliche kleine Reiche gebildet, die nach mancherlei Schwierigkeiten sich 1819 der holländischen Regierung unterwarfen. Später hatte die letztere mehrmals Aufstände zu unterdrücken — aber bei alle dem haben sich jene kleinen Chinesenstaaten (Kong-si) in ziemlicher Selbständigkeit erhalten. Den Malaien wie den Dajaken bedeutend überlegen, scheinen sie immer weiteren Einfluß zu gewinnen. Sie sind industriöse, aber dabei depravirte Menschen.

Fügen wir noch schließlich einen Überblick über die Geschichte des europäischen Verkehrs auf Borneo hinzu. Die erste Kunde von der den Arabern¹⁾ vermutlich schon Jahrhunderte früher bekannten und auch von handeltreibenden Chinesen bereits besuchten Insel Pulo Kalamantan oder Borneo erhielten die Europäer durch Pigafetta, den Gefährten Magellans, nach dessen in einem Gefecht auf der philippinischen Insel Zebu erfolgtem Tode die Schiffe dieser Expedition im Jahre 1521 auf Borneo anlegten. Damals zerfiel die Insel, oder wohl richtiger das Küstenland, in drei große muhammedanische Reiche mit blühenden Handelsstädten. Die Holländer betraten schon 1600 und 1603 die Insel, aber erst im Jahre 1609 festen Fuß darauf, indem der Holländer Blommaert von dem Sultan von Sambas das Recht des freien und ausschließlichen Handels für die Niederländisch-Ostindische Kompagnie und die Erlaubnis zur Erbauung eines Forts erhielt. Später (1625 und 1645) versuchten Portugiesen und Spanier, wiewohl vergeblich, sich einiger Küstenpunkte zu bemächtigen, doch ließ

¹⁾ Wahrscheinlich lieferte sie die Originalien zu mehreren der seltsamsten Schilderungen in Tausend und Einer Nacht. Die Großartigkeit der Landschaften, die Alpenhöhe der Gebirge, die Größe und Zahl der Ströme, der üppige Pflanzenwuchs, der Reichtum an Gold und Diamanten, an Gewürzen und Wohlgerüchen, die seltsamsten Tiere in ihren Wäldern, vor allem die wilden heidnischen Stämme mit ihren eigentümlichen Gebräuchen und ihrer Neigung zum Seeraub, scheinen den arabischen Erzählern Stoff in Menge geliefert zu haben.

im
unter
Süd
schei
häng
auch
viel
flüsse
sie de
geleit
inseln
Verb
zieml
von
Hand
Niede
Insel
die S
Provin
trächtl
gefallen
daß f
Obhut
1824
Westkü
unter f
aber f
und S
handels
dieser
rung u
weise o
Titel
haben
Fürsten
sich nich
gegen n
erfrechte
holländi
tiefste in
reben h

Die
Jahren

*) g
*) W
Surfharb

ischer Egois-
sein eigenes
ur sich selbst
gesleben der
ub und Ge-
kaum kennt.
Reuchelmorde,
und Gleich-
Kinder, der
zu hoffen ist.
enn sie schon
neugeborne
umkommen.“
Borneo haben
en Zahl auf
n Westen ver-
des Sultans
rei betreiben.
ne Reiche ge-
holländischen
als Aufstände
nen Chinesen-
Den Malaien
weiteren Ein-
irte Menschen.
Geschichte des
unde von der
bekannten und
Insel Pulo
Bisasetta, den
auf der phi-
er Expedition
ie Insel, oder
anische Reiche
on 1600 und
Fuß daselbst,
Sambas das
niederländisch-
eines Forts
und Spanier,
gen, doch ließ

tsamsten Schil-
andschaften, die
ppige Pflanzen-
Wohlgelüchten,
ischen Stämme
ub, scheinen den

im Jahre 1687 Vater Antonio Ventimiglia, ein geborner Sicilianer, unter portugiesischem Schutze als Missionar¹⁾ bei Bandjermassin im Süden sich nieder, dessen kluges Benehmen, Sittenstrenge und augenscheinliche Uneigennützigkeit ihm unter den Eingebornen so viel Anhänger erwarb, daß sie ihn ins Innere des Landes einluden, wo er auch das Christentum mit Erfolg gepredigt zu haben scheint, aber, so viel man weiß, schon im Jahre 1691 an den Folgen klimatischer Einflüsse starb. Auch die Engländer nahmen manchmal einen Anlauf, wie sie denn die Insel Balambangan besetzt hatten, aber durch einen kräftig geleiteten Überfall eines der mächtigen Stämme der benachbarten Suluinseln im Jahre 1775 wieder vertrieben wurden. Indes blieben die Verbindungen der Holländer mit Borneo, wiewohl ununterbrochen, ziemlich beschränkt, und erst im Jahre 1778 wurde durch den Sultan von Bantam das Gebiet von Landat und Succabana, wo sie eine Handelsfaktorei zu Pontianak errichtet hatten, für ewige Zeiten an die Niederländisch-Ostindische Kompagnie abgetreten. Auch im Süden der Insel — die andern Besitzungen liegen alle an der Westküste — erhielten die Holländer allmählich Einfluß und bauten das Fort Latus in der Provinz Bandjermassin, wo ihr Gebiet seit dem Jahre 1812 sich beträchtlich erweiterte. Auch nachdem seine Kolonien in englische Hände gefallen, bewahrte Holland nämlich auf Borneo noch so viel Ansehen, daß sich schon im Jahre 1818 wieder mehrere Fürsten unter seine Obhut stellten. Endgiltig wurde der Kolonialbesitz Hollands auf Borneo 1824 durch Verträge mit England geordnet. Die ganze Süd- und Westküste von Bandjermassin bis zur Nordgrenze von Sambas kam unter holländische Herrschaft; die vornehmsten von ihr besetzten Punkte aber sind, außer Koti, auf der Ostküste, Bandjermassin, Pontianak und Sambas, alle an den Mündungen der großen Flüsse, der Haupthandelsstraßen des Landes, gelegen. „Die meisten von den Fürsten dieser Küstenplätze beziehen ein Gehalt von der niederländischen Regierung und haben zugleich ihre Souveränität teilweise und bedingungsweise abgetreten. Die niederländischen Beamten, welche unter dem Titel Assistenresident, Controleur, Gezaghhebbor hier fungiren²⁾, haben die polizeiliche Ordnung in Gemeinschaft mit den eingebornen Fürsten, während sie in die anderweiten Angelegenheiten des Landes sich nicht zu mengen haben.“ Auf Sambas und Bandjermassin dagegen war die Gewalt der niederländischen Regierung begründeter und erstreckte sich auch mehr ins Innere. Von der neuern Gestaltung der holländischen Verhältnisse, von deren Entwicklung die Mission aufs tiefste in Mitleidenenschaft gezogen wurde, werden wir weiter unten zu reden haben.

b. Die evangelische Mission.

Die evangelische Mission auf Borneo wurde in den dreißiger Jahren sowohl von der Rheinischen Missionsgesellschaft im Süden, als

¹⁾ cf. Basler Missionsmagazin 1840, IV, p. 130.

²⁾ Über alle diese Beamte war der Resident in Bandjermassin gesetzt.

auch vom Amerikanischen Board im Westen begonnen, nachdem längere Zeit zuvor ein paar Londoner und ein amerikanischer Missionar die Insel auf ihren Reisen berührt hatten. Im Jahre 1848 kam dann die englische Mission (Propagation Society) im Norden hinzu. Nur diese und die deutsche Mission hat sich bis auf die Gegenwart halten können. Wir gehen daher über die amerikanische mit einigen kürzeren Bemerkungen hinweg.

Seit 1836 ließ der Amerikanische Board im westlichen Borneo ein paar Untersuchungsreisen ausführen, die nicht nur ein bereitwilliges Entgegenkommen seitens der holländischen Beamten, sondern auch Empfänglichkeit für das Evangelium bei den Chinesen wie bei den Eingebornen konstatierten. Infolge davon wurde 1839 eine Station zu Pontianak — gegründet. Im folgenden Jahre entstand eine zweite zu Sintang am Kapuas, 20 Meilen aufwärts gelegen, und 1842 kam die Dajakstation Karangan hinzu, zwei Stunden südlich von Landak, an einem Arme des gleichnamigen Flusses. Die Erfolge aber entsprachen nicht den Erwartungen. Zwei Missionare siedelten nach China über und Sintang wurde aufgegeben. Auch zu Pontianak ging's schwach, trotz der Freundlichkeit der holländischen Beamten. In Karangan mühten sich die beiden Sendboten vergeblich an der schwierigen Dajakensprache, während das Volk stumpf und kaltsinnig blieb. So schleppte sich diese Mission kümmerlich hin, bis sie 1850 wegen Erfolglosigkeit aufgehoben wurde.

Bessere Erfolge hatte die Rheinische Missionsgesellschaft. Ihre zwei Voten Deyer und Varnstein kamen 1834 auf Java an, von wo ersterer nach einigen Monaten krank ins Vaterland zurückkehrte, während der andere unter Medhurst das Studium der chinesischen Sprache begann. Im Mai 1835 reiste Varnstein in Begleitung eines von Selsbes stammenden Nationalgehilfen, Lukas Monton, der schon bei Medhurst gearbeitet hatte, nach Südborneo und gewann zu Bandjermassin die ersten Anknüpfungspunkte für eine Mission in jener Gegend. Die Stadt wurde folgendermaßen beschrieben.

Bandjermassin ist wohl eine große Stadt mit 30 000 Einwohnern, aber sie hat nur eine einzige Straße, und diese ist der Fluß, ein Arm des großen Duffon¹⁾, der sie der Länge nach durchschneidet. Etwa ein halb Duzend in den Fluß mündende Nebenflüsse bilden dann die Nebengassen der Hauptstraße, die Häuser aber stehen alle auf sumpfigem Boden. Auf einer langen hölzernen Brücke muß man von der Hausthür bis auf das Floß gehen, welches vor jedem Hause im Wasser liegt, und von da kann man dann mit großen oder kleinen Rähnen weiterfahren. Der älteste Teil der Stadt gehört dem Sultan von Bandjermassin und ist ganz von Malaien bewohnt, deren Häuser und Hütten fast eine Stunde lang an beiden Ufern des Flusses sich hinziehen. An die malaische Stadt schließt nun etwas flußabwärts die europäische Stadt sich an, nämlich die Häuser der holländischen Beamten und Soldaten, das kleine Fort, die Regierungsgebäude und Magazine, alles auch in einer langen Reihe am sumpfigen Flußufer. Festen Boden hat man auch hier

¹⁾ Sollte heißen: ein Nebenfluß des Duffon oder Barito, nämlich der von Osten kommende Bandjarfluß, etwa fünf Stunden von der Meeresküste entfernt. An demselben Fluß, etwa sechs Meilen aufwärts, liegt Martapura. Die damalige Hauptstadt des Sultans von Bandjermassin.

hem längere
Missionar die
kam dann
hingu. Nur
inwart halten
nigen kürzeren

lichen Borneo
bereitwilliges
sondern auch
bei den Ein-
ne Station zu
eine zweite zu
und 1842 kam
ch von Bantat,
olge aber ent-
ten nach China
ntianat ging's
ten. In Ka-
der schwierigen
ig blieb. So
wegen Erfolg:

llschaft. Ihre
Java an, von
nd zurückkehrte,
der chinesischen
begleitung eines
ton, der schon
dann zu Bant-
Mission in jener

Einwohnern, aber
großen Luffon¹⁾,
in den Fluß mün-
straße, die Häuser
Brücke muß man
Gasse im Wasser
onen weiterfahren.
assin und ist ganz
de lang an beiden
e nun etwas fluß-
ländischen Beamten
gazine, alles auch
hat man auch hier

nämlich der von
ceerelüste entfernt.
ra. Die damalige

nirgend unter den Hölzen, außer in den Häusern, die auf eingerammten Pfählen ruhen, oder auf dem Bretternen Wege, der diesen Stadtteil durchschneidet, oder auf der zusammengefahrenen oder aufgehäuhten Erde, aus der man etwa einen Garten oder doch ein paar Beete sich anlegt. Diesem holländischen Stadtteil gegenüber liegt der chinesische Kampong. Die Chinesen bilden eine abgeschlossene Gemeinde unter einem chinesischen Kapitän, der natürlich von der holländischen Regierung eingesetzt oder wenigstens bestätigt wird.

Bei einem dieser Chinesen, mit dem Monton bekannt geworden war, konnte zuerst das Evangelium verkündet werden. Der Erfolg aber ist in den ersten Berichten wohl etwas zu sanguinisch geschildert. Barmstein setzte dann seine Untersuchungsreise zu den Dajalen im Innern fort. Die zunächst wohnenden Stämme unterscheidet man in „große und kleine Dajalen“. Die betreffenden malatischen Ausdrücke würden sich besser durch eigentliche (ganz wilde) und uneigentliche (halb wilde) Dajalen wiedergeben lassen. Sie selbst nennen sich Doh Ngabju. Die Reisenden fanden auch hier freundliche Aufnahme. Mit dem Oberhäuptling zu Gohong und einem andern Häuptlinge durften sie sogar den Blutbund machen.¹⁾ Nach dieser Untersuchungsreise lehrte Barmstein nach Java zurück, von wo er dann noch eine zweite nach dem Westen Borneos, namentlich in die Umgegend von Pontianat unternahm.

Als im Jahre 1836 drei neue Missionare eintrafen, Becker, Supperts und Krüsmann, konnte das Werk auf Borneo begonnen werden. Am 3. Dezember jenes Jahres landeten die vier Brüder in Bantjermassin. Der Empfang war wieder sehr ermutigend. Bald konnte eine Schule für Chinesenknaben errichtet werden. Auch von den 60 Holländern, deren einige seit 20 Jahren keinen Geistlichen mehr gesehen hatten, waren manche erfreut, daß auch ein regelmäßiger holländischer Gottesdienst eingerichtet wurde, wozu der Resident freundlichst die Hand bot. Krüsmann entschloß bereits nach einem halben Jahre. Becker war schon vorher auf eine Untersuchungsreise nach der Westküste gegangen, die ihn dort über ein Jahr beschäftigte, kehrte aber, ohne eine günstige Gelegenheit zur Anlegung einer Station gefunden zu haben, nach Bantjermassin zurück. Bald darauf (1838) traf in Bantjermassin ein von der alten Hallischen Missionsgesellschaft ausgesandter Missionar ein, Berger. Die Gesellschaft suchte hier für ihr immer mehr in Verfall gerathenes Arbeitsfeld auf dem indischen Festlande einen Ersatz. Berger blieb mit den rheinischen Missionaren in nächstem Zusammenhang und innigstem Einvernehmen. Für alle diese Arbeiter reichte das Feld in Bantjermassin nicht aus. Ihrer mehrere zogen weiter zu den Dajalen. Barmstein nur mit seiner Frau blieb zurück, in den nächsten Jahren abwechselnd von einem oder dem andern unverheirateten Bruder unterstützt. Später aber glaubte er eines Gehilfen nicht mehr zu bedürfen. Trotz der anfänglich so erfreulichen Zeichen bewies sich die Stadt als ein äußerst hartes Missions-

¹⁾ Zur Bekräftigung unumsößlicher Freundschaft trinken die Beteiligten von einem Trank, in den jeder von ihnen aus einer am Oberarm gemachten Wunde etwas Blut fließen ließ.

feld, und Barnstein wäre vielleicht auch fortgezogen, wenn er nicht als Agent für die Brüder im Inlande dort nötig gewesen wäre.

Zwar die Tausen und sonstigen heiligen Handlungen bei der kleinen europäischen Gemeinde nahmen ihren Fortgang; der Resident, welcher schon im September 1837 das Lokal für den Gottesdienst hatte erweitern lassen, fasste 1840 sogar den Plan, eine eigene Kirche für Bandjermassin zu bauen, wozu er eine nicht unbedeutende Summe kollektirte; zum Gottesdienst wurden nicht nur sämtliche Europäer und Halbeuropäer durch eine Liste eingeladen, auf welcher sie ihren Namen verzeichneten und dann die im Gottesdienst zu singenden, bei dem gänzlichen Mangel an Gesangbüchern jedesmal auf dem Komptoir des Residenten kopirten Lieder erhielten; auch sämtliches Militär, sowie die Häupter der in Bandjermassin wohnenden Chinesen und Malaien und die zufällig etwa anwesenden Dajaken aus dem Innern, sowie sämtliche Schulkinder aus der Missionschule, welche den Sängerkhor bildeten, mußten dem Gottesdienst beiwohnen.

Absonderlich nahmen sich bei solchen Versammlungen die wilden und trockigen Gesichter der dajakischen Gäste aus, die in Felle und Schuppenpanzer gehüllt, mit dem breiten Schlachtschwert an der Seite, vielleicht gestern erst im wilden Kriegtanz an der Wohnung des Missionars vorüberzogen, heute aber ernsthaft und schweigend saßen, und nicht wußten, was sie von all diesen feierlichen Dingen denken sollten. Wenn dann aber zum Schluß diese Schulkinder noch etliche malaiische Lieder, die auch die Fremden verstanden, nach deutschen Choralmelodien anstimmten, verkärten sich alle Gesichter, und sie konnten nicht müde werden, zuzuhören, und ließen sich's nicht nehmen, auch noch zum Hause des Missionars mitzugehen, um noch mehr von den heiligen Gesängen zu vernehmen."

Die Dajaken aus dem Innern aber, so gern sie meist bei ihren Besuchen zu Bandjermassin in Barnsteins Haus verkehrten, zogen nach kurzem Aufenthalt wieder hinweg, und das in ihre Herzen geworfene Samenkorn ging bald zu Grunde, und nicht minder traurig stand es um die kleine Christengemeinde in der Stadt selbst, sowohl die holländische, für welche monatlich, als die malaiisch redende, für welche sonntäglich gepredigt wurde. Etliche Seelen zwar wurden angeregt und dem Herrn zugeführt, einige wenige sind auch im getrockneten Glauben an ihren Heiland entschlafen; allein das waren Ausnahmen, und im ganzen und großen herrschte nichts, als der starre Tod. Die malaiischen Christen, bei denen das Wort namentlich im Jahre 1840 seine Kraft zu beweisen schien, wurden bald wieder lau und kalt; die muhammedanischen Malaien zeigten sich ungemein stumpf und von ihren Habschis beherrscht, die Chinesen durch Opium verborben, die Europäer in stolzes Genußleben versunken und durch Unzucht, wozu das Klima dort besonders stark reizt, geistig und körperlich entnerot. Nur mit Mühe konnten die Missionare den Einwirkungen der sittlich vergifteten Atmosphäre, in der sie zu leben gezwungen waren, sich entziehen, und mancherlei Konflikte blieben natürlich nicht aus. Seit 1847 war deshalb auch die Einrichtung getroffen, daß sämtliche auf Borneo stationirten Sendboten abwechselnd den holländischen Gottesdienst in Bandjermassin hielten. Der Plan zum Kirchenbau war unter solchen Ver-

bä
Sa
wa
10
An
spä
es
auc
Be
gle
we
hö
Bo
fol
son
jern

die
ben
gro
gew
Kap
des
kann
Kap
fäh
Veri
Nam
durch
jedoc
zum
durch
pong
mit
in d
Feden
wärts

war
Stati
Gebie
Einst
als
heiml

1)
Java
18. S

hältnissen auch wieder ins Stoden geraten, und Barnstein, in dessen Hause bisher wenigstens die malaiischen Gottesdienste gehalten worden waren, hatte selbst 1842 ein eben leer gewordenes Privathaus um 1000 Gulden gekauft und zur Kirche und Schule umwandeln lassen. Am 4. September 1842 ward der erste Gottesdienst darin gehalten¹⁾, später aber kaufte die Regierung es dem Missionar wieder ab und ließ es ausbauen, damit auch der holländische Gottesdienst, wie bisher, und auch fernerhin der malaiische, darin gehalten werden könnte, wozu der Besuch des Generalgouverneurs van Roshusen auf Borneo (1849), der gleich bei seiner Ankunft Barnstein aufforderte vor ihm zu predigen, wesentlich beigetragen zu haben scheint. Überhaupt erwiesen sich die höhern Regierungsbeamten, namentlich auch der von 1846—1850 auf Borneo stationirte Gouverneur Webbia, dem später wieder Residenten folgten, den Missionaren sehr freundlich und behülflich und nahmen besonders an den Schulen ein lebhaftes Interesse, die freilich in Bandjermassin noch nicht recht gedeihen wollten.

Sehen wir jedoch nunmehr wie es den andern Brüdern erging, die 1838 zu den Dajaken ins Innere gezogen waren. Wie schon oben bemerkt, ist das weite Sumpfland des südöstlichen Borneo von drei großen Strömen durchflossen: dem Barito, der in den früheren Berichten gewöhnlich Duffon genannt wird, dem Kapuas und dem Rahajan. Der Kapuas gelangt nicht bis ins Meer, sondern wird von einem Arm des Barito, dem Murong, bei Kwala Kapuas aufgenommen. Man kann also zu Schiff von Bandjermassin auf diesem Umwege in den Kapuas kommen, indem man den Barito etwa zwölf Meilen stromauf fährt und dann etwa neun Meilen den Murong, der in den älteren Berichten immer der Pulopetakfluß heißt, hinabschiffet. Der letztere Name aber bezieht sich nicht auf den Strom, sondern auf das von ihm durchflossene Gebiet. Von Kapuas zweigt sich abermals ein Flußarm, jedoch kleiner ab, der Trusan, und führt in zahlreichen Windungen zum Rahajan. Alles von diesen Flußarmen durchströmte Land ist unburchbringlicher, meist dicht bewaldeter Sumpf, über welchem die Rampongs (Dörfer), Lewus (Städte) und Rottas (Festungen) der Dajaken mit ihren Pfahlhütten gleichsam in der Luft schweben. Nur Reis kann in diesem Sumpfboden gebaut werden, und außer Schweinen und Federvieh kann man kaum ein paar Ziegen durchbringen. Weiter aufwärts, besonders am Rahajan, wird das Land jedoch höher und fester.

Der erste Missionar, der sich in jener Gegend dauernd niederließ, war der hollische, Berger, der 1838 in Pulopetak zu Palangka eine Station anlegte unter dem Namen Bethabara. Es ist dies im Gebiete der sogenannten kleinen Dajaken, die damals bereits durch die Einflüsse des holländischen Regiments etwas gefügbarer geworden waren als die andern Stämme. Das Kopfschnellen wagten sie nur noch heimlich zu betreiben, anstatt der früher bei gewissen Gelegenheiten ge-

¹⁾ Eine Glocke für 225 Gulden schenkte ein Kinderverein zu Surabaya auf Java dazu; vor der Kirche oben in einer hohen Pforte angebracht, klangte sie am 18. September 1842 zum ersten Male den Gottesdienst ein.

opferten Sklaven, brachten sie nur noch geschnitzte Figuren (Gampatong) als Opfer dar. Unter ihnen begann Berger mit Schule und Gottesdienst. Er bekam dreißig Schüler zusammen und fand auch Zuhörer für die Predigt. Aber als die Neugierde befriedigt war, blieben die Besucher fort. Bald nach ihm ließ sich Supperts drei Meilen weiter stromaufwärts in Apai nieder. Die Station wurde jedoch 1840 wieder aufgegeben, da jener ein anderes Feld am Rahajan aufsuchte. Längeren Bestand hatte die in demselben Jahre von Beder zu Balingkau an der rechten Seite des Stromes zwei Meilen oberhalb Bethabara angelegte Station. Beide Missionare gingen bei ihrem Werke brüderlich Hand in Hand. Leicht war dasselbe nicht. Um wenigstens auf etliche der Leute einen tieferen Einfluß zu gewinnen, fing Berger an, Verschuldete (Dudak, Bandalingen) loszukaufen unter der Bedingung, daß sie sich in seiner Nähe anbauen, sich der unsittlichen heidnischen Gebräuche enthalten, Sonntags den Gottesdienst besuchen und ihre Kinder in die Schule schicken sollten. Hätte er mehr Mittel gehabt, so hätte er bald auf diese Weise eine stattliche Gemeinde zusammen bringen können. Aber er konnte nur einen kleinen Teil derer, die sich anboten, um auf diese Weise ihre Freiheit zu gewinnen, aufnehmen. Auf einige seiner Schützlinge schien die Predigt wirklich Eindruck zu machen, und am 30. Oktober 1842 taufte Berger die Erstlinge der Dajaken: drei Erwachsene und drei Kinder. Dadurch wurde aber die Feindschaft der Heiden und Muhammedaner bedeutend erregt. Man zog sich von dem Missionar zurück. Dieser erhielt in Missionar Hupe einen Mitarbeiter, der 1843, nachdem er sein Probejahr auf Java abgemacht hatte¹⁾, auf Borneo eintraf. Er blieb jedoch nicht lange bei Berger, mit dem er sich angeblich nicht stellen konnte²⁾, durchzog in ziemlich abenteuerlicher Weise Land und Meer, und kehrte endlich nach Deutschland zurück, wo er über der Mission in manchen Kreisen übeln Leumund gemacht hat. Natürlich war Bethabara damals nicht angethan, ein richtiges Generalbild der gesamten Mission zu geben. Der brave Berger, der trotz seiner treuen Arbeit nicht viel Früchte sehen durfte, starb auf seinem Posten 1845. Seine Station wurde an die Rheinische Mission abge-

¹⁾ Die holländische Regierung hatte zwar im Jahre 1837 verordnet, daß von da ab nur holländischen Missionaren in Niederländisch Ostindien der Zutritt gestattet sein sollte, doch ist Borneo von dieser Maßregel ausgenommen, allein nur unter der Bedingung allen Missionaren zugänglich, daß sie bei der holländischen Regierung Erlaubnis nachgesucht und vor dem Residenten geschworen, nichts lehren zu wollen, wodurch ein Aufstand gegen die Regierung angeregt werden könnte, sowie daß sie darüber geprüft würden, ob sie mit den Sitten und Gebräuchen bekannt und der Sprache des Volkes mächtig sind, zu welchem sie zu gehen gedenken; daß deshalb ein jeder nach Borneo bestimmter Missionar zuvor ein Jahr lang zu Batavia seinen Aufenthalt nehme, damit die Regierung ihn gehörig unter Aufsicht haben kann, wenn er etwa wühlerische Gesinnung hege. Hinsichtlich des einjährigen Aufenthaltes in Batavia aber übte die holländische Regierung auf Erluchen doch öfter Nachsicht und dispensirte die nach Borneo gehenden rheinischen Missionare davon.

²⁾ Oder wie der damalige Inspektor an den Franziskaner Anstalten sagte: dem er das Leben verbitterte.

(Sampatong)
 und Gottes-
 auch Zuhörer
 , blieben die
 Meilen weiter
 1840 wieder
 te. Längeren
 alingtau an
 Bethabara an-
 rte brüderlich
 ns auf eilliche
 ger an, Ver-
 bindung, daß
 heidnischen Ge-
 ab ihre Kinder
 abt, so hätte
 nmen bringen
 sich anboten,
 en. Auf einige
 machen, und
 Dajaken: drei
 haft der Heiden
 dem Missionar
 ter, der 1843,
 auf Borneo
 m er sich an-
 erlicher Weise
 jurist, wo er
 gemacht hat.
 tiges General-
 ger, der trotz
 b auf seinem
 Mission abge-

ordnet, daß von
 der Zutritt ge-
 men, allein nur
 der holländischen
 en, nichts lehren
 den könnte, so-
 bräuchen bekannt
 e gedenken; daß
 er lang zu Ba-
 unter Aufsicht
 des einjährigen
 f Eruchen doch
 en Missionare

ten sagte: dem

geben. Auf deren Station Palingtau hatte es freilich in den ersten Jahren auch gar nicht sehr erfreulich ausgesehen. Die Schule hatte nur drei Schüler, und zur Predigt waren höchstens vierzig Zuhörer zusammen zu bringen. Auch durch seine ärztliche Hilfe gelang es dem Missionar Becker nicht, die Dajaken an sich zu ziehen. Vielleicht war es eine bedenkliche Maßregel, daß dieser dem Residenten, der 1842 das Pulopetal besuchte, seine Not klagte. Auch gut gemeintes Eingreifen des weltlichen Regiments in das Missionswerk dient demselben nicht immer zur Förderung. Zunächst aber schienen die energischen Verordnungen des Residenten guten Erfolg zu haben. Die Dajaken mußten aus ihren unzugänglichen Wohnsitzen hervorkommen und sich in unmittelbarer Nähe der weißen Lehrer niederlassen. Der feindselige Oberhäuptling wurde abgesetzt, und an seine Stelle trat ein anderer Häuptling, Ambo, der Beckers Schüler war. Auch waren Bestimmungen erlassen, die die ärgsten Ausbrüche des heidnischen Unwesens verhinderten. Jetzt füllte sich das Kirchlein zu Palingtau, zwanzig Schüler kamen zum Lernen, und der sonst ziemlich einsame Platz wurde belebt durch neue Ankömmlinge, die dort ihre Lattenhäuschen aufrichteten.

Inzwischen aber hatte sich, wie schon angedeutet, die Rheinische Mission weiter nach dem Rahajan ausgebeugt. Supperts ließ sich 1841 bei Barnsteins altem Blutbruder nieder, der damals etwa zehn Meilen von der Mündung des Truan stromaufwärts zu Gohong, nicht mehr als Oberhäuptling (Tomongong), sondern nur noch als Häuptling (Naden) lebte. Jene Würde war ihm durch die Ränke eines andern Häuptlings, des Singa Radscha (Löwenkönigs), entwunden worden. Letzterer hatte vier Meilen abwärts in Buntai (Bundai) seinen Sitz. Er war entrüstet darüber, daß bei einem der geringeren Häuptlinge ein Europäer wohnen wollte, während er diese Ehre für sich allein in Anspruch nahm. Infolge davon suchte er dem Missionar Supperts auf alle Weise entgegen zu arbeiten und that ihm allerlei Herzeleid an. Ohnehin hatte derselbe samt seiner Frau keinen leichten Stand unter den „großen“ d. h. ganz wilden Dajaken, bis zu denen der Einfluß der Regierung damals fast noch nicht reichte, und bei denen das Kopfschnellen noch an der Tagesordnung war. Im Jahre 1842 erkrankte Frau Supperts bis zum Tode. Ihr Gatte begleitete sie nach Wandjermassin, wo sie bald starb und er hernach zur Unterstützung Barnsteins zurückblieb. Der inzwischen eingetroffene Missionar Gardeland, der eine Zeit lang schon in Wandjer (so kürzt man den Namen ab) gearbeitet hatte, ging an seiner statt nach Gohong. Er suchte vor allen Dingen sich mit Singa Radscha freundlich zu stellen, und versprach ihm, sich in Buntai niederzulassen, sobald Supperts wiederkäme. Er mußte aber bald erfahren, daß die Freundlichkeit des Löwenkönigs nur Verstellung war. Denn während einer kurzen Abwesenheit des Missionars richtete jener ihm eine solche Greuelwirtschaft auf der Station an, daß es zum offenen Bruche und zu einer Klage bei dem Residenten kam, wodurch Gardeland für Rahajan „unmöglich“ wurde (November 1842). Supperts, nach dem Tode seiner Frau zum zweiten Mal verheiratet, ließ im Februar 1843 sich wieder zu Gohong nieder, wohin er Missionar

Juffernbruch mitbrachte, der nun alles Ernstes daran dachte, sich in unmittelbarer Nähe des Söwentönigs niederzulassen. Dieser aber, durch den von der holländischen Regierung erhaltenen Verweis gegen alle Missionare aufs heftigste erbittert, gab die Gründung einer Station bei Muntai durchaus nicht zu, und als Juffernbruch etwa ein Stündchen davon, in Tumbangbungin (März 1844) sich niederzulassen versuchte, bingte er selbst Mörder gegen die Missionare. Unter solchen Umständen an einer Wirksamkeit am Rahajan verzweifelnd, zogen beide Missionare im Juli 1844 zum Jubel der Heiden davon.

Damit war der Resident in Bandjer nicht zufrieden. Es wurde gegen Ende des Jahres noch einmal ein Versuch gemacht — aber es wollte nicht gehen. Nach einigen Monaten zogen Supperts und Juffernbruch wieder ab, jener um bald wegen der Kränklichkeit seiner Frau nach Europa zurückzulehren, dieser um im Pulopetal weiter zu arbeiten.

Sehen wir wie sich dort inzwischen die Dinge gestaltet hatten. Bald nach Eintritt der erfreulichen Wendung infolge der Maßregeln des Residenten mußte Becker auf längere Zeit seine Station verlassen, um den Druck von Teilen der Heiligen Schrift, die er ins Dajakische übersezt hatte, in Batavia zu besorgen. Gleich nach seiner Abreise schien die ganze Mission bedroht durch wilde Horden eines anderen Dajakstammes, die zum kriegerischen Überfall mit ihren Fahrzeugen den Rapuas herabkamen. Die feigen Dajaken in Pulopetal wollten flüchten. Hier galt es entschlossen zu handeln. Garbeland, der nach seinem Abgange von Rahajan nach Balinglau gekommen¹⁾, machte den General. Mit einigen seiner Leute von Rampong zu Rampong rudern, drohte er jeden sofort niederschließen zu lassen, der es wagen würde auszureißen oder ihm mit seinen Waffen nicht folgen würde. Bald stand er an der Spitze einer stattlichen Flotte und ließ dem Feinde entgegenrudern. Der aber, durch solchen Empfang erschreckt, kehrte schleunigst wieder um, ohne daß ein Tropfen Blut vergossen worden wäre. Durch diesen Zwischenfall hatten sich die Missionare solche Hochachtung bei den Heiden erworben, daß sich ihrer dreißig zur Taufe bereit erklärten. Ehe es aber so weit kam, wurde es der Hälfte wieder leid. Immerhin aber wurden fünfzehn Erwachsene und eilliche Kinder zu Bethabara getauft. Auch der Tomongong Ambo war unter ihnen. Er erhielt den Namen Mikodemus. Jetzt aber vereinigten sich die Heiden auf Pulopetal und auf Bandjermassin zu offener Feindseligkeit gegen die Missionare und ihre Getauften, welche letztere bald eingeschüchtert wurden und wieder abfielen; nur Mikodemus hielt Stand, wofür er samt den Missionaren in Bandjermassin verklagt wurde. Der eben von einer Reise zurückkehrende Resident wies die Klage zwar ab, konnte jedoch nicht energisch gegen die Feinde des Evangeliums einschreiten, die es nun immer ärger trieben, sodaß bald niemand mehr wagen durfte, zum Gottesdienst oder zur Schule zu kommen. So stand

¹⁾ Nach den mir vorliegenden Quellen scheint es zwar, als sei jenes Abenteuer, das ich von Garbeland selbst beschreiben hörte, vor seiner Übersiedelung eingetreten. Vielleicht war er schon zuvor auf das Gerücht von der Gefahr herbeigeeilt.

es
Bei
An
ling
tel
Mi
and
Far
wol
und
stun
gebe
seht
und
Dor
Pal
Jnn
gelt
brei
quic
sam
Ant
Mit
elen
Sau
zu b
und
lang
kenne
seine

spät
hält
zum
alle
gegn
Das
doch
Rin
besu
Jah
dam
schri
ein

Wör
schä

achte, sich in
er aber, durch
eis gegen alle
einer Station
ein Stündchen
ssen versuchte,
den Umständen
die Missionare

Es wurde
— aber es
und Juffern-
et seiner Frau
er zu arbeiten.
staltet hatten.
der Maßregeln
tion verlassen,
ins Dajakische
seiner Abreise
eines anderen
en Fahrzeugen
opetal wollten
and, der nach
1), machte den
pong rudernd,
wagen würde
würde. Bald
dem Feinde
schreckt, lehrte
hossen worden
te solche Hoch-
ig zur Laufe
Hälfte wieder
etliche Kinder
unter ihnen.
igten sich die
Feindseligkeit
bald einge-
hielt Stand,
wurde. Der
age zwar ab,
gellums ein-
emand mehr
en. So stand

es in Palinglau, als Veder im April 1843 zurückkam, und von der Zeit an kränkelte er viel. Außerlich wuchs wohl die Mission durch Anlegung von zwei Stationen. Bintang, eine Stunde oberhalb Palinglau, wurde durch Harbeland im Juni 1843 gegründet, und Pulotelo in Mentangel, am Kapuas, etwa drei Meilen oberhalb seiner Mündung in den Murong, durch van Hoesen im April 1844. Aber auch hier ging es nicht viel besser, da die Feindschaft der heidnischen Fanatiker gegen alle Missionare sich gewandt hatte; ihre Schulen wollten sich nicht füllen, die Predigt ward vor leeren Bänken gehalten, und auch in ihren Häusern zeigten die Dajaken sich unzugänglich und stumpf. Pulotelo ward darum schon im April 1845 wieder aufgegeben und blieb bis 1851 nur mit einem eingebornen Schullehrer besetzt, da van Hoesen nach Harbelands Wegzug, der um seiner Gesundheit und der besonders gegen seine Person gerichteten Feindschaft willen Borneo verlassen mußte¹⁾, dessen Station Bintang übernahm. Von Palinglau machte Veder mittlerweile weite Untersuchungsreisen ins Innere des Landes, predigte den fern wohnenden Heiden das Evangelium und fand seine Bücher schon in weit entlegenen Gegenden verbreitet. In seiner Kümmeris aber war es ihm eine liebliche Erquickung, daß sein Plan, dajakische Pandelinge loszulaufen, um sie zu sammeln und absonderlich zu unterrichten und zu versorgen, in Europa Anklang fand, und er von Ende 1843 an mit seinen Brüdern und Mitarbeitern beginnen konnte, bald hier bald da eine Familie dieser elenden Geschöpfe von ihren harten Schuldherrn loszulaufen, als seine Hausgenossen und Pfleglinge um sich zu sammeln, unter christliche Zucht zu bringen und zum täglichen Anhören und Anschauen christlicher Predigt und christlichen Wandels zu nötigen. War der Erfolg auch nur sehr langsam und vielfach gestört, so war er doch vor der Hand unverkennbar, und bei diesen seinen Schülern fand der Missionar neben seinen Übersetzungsarbeiten die wohlthueendste Beschäftigung.

So standen die Sachen, als 1845 der Regierungskommissar und spätere Gouverneur Webbil nach Pulopetal kam, von allen Verhältnissen Einsicht nahm und auch der Mission seine volle Beachtung zuwendete. Durch ihn wurde darauf die Verordnung erlassen, daß alle schulfähigen Kinder im ganzen Pulopetal von den Häuptlingen gezwungen werden sollten, die Schulen der Missionare zu besuchen. Das gab zwar nicht geringe Aufregung unter den Heiden, aber wirkte doch so, daß auf jeder der drei rheinischen Stationen gegen hundert Kinder zur Schule kamen, und auch die Gottesdienste wurden fleißiger besucht. Zu jenen Stationen kam, wie oben erwähnt, im genannten Jahre auch Bethabara hinzu, wo Supperts angestellt wurde. Es war damals eine Zeit der fröhlichsten Hoffnungen. Im Sommer 1846 schrieb Veder: „Nun ist ein Frühling für Borneo erschienen und zwar ein Frühling, wie Borneo seit Erschaffung der Welt noch keinen gesehen

enes Abenteuer,
ung eingetreten.
eigeilt.

¹⁾ Er war zunächst mit linguistischen Arbeiten (dajakische Grammatik und Wörterbuch, sowie Übersetzungen) zuerst in der Kapstadt (?), dann in Barmen beschäftigt. Erst 1850 kehrte er wieder nach Borneo zurück.

hat.“ „Schon konnten Nebenstationen angelegt, eingeborne Gehilfen als Lehrer angestellt werden, und etliche Pandelungen empfangen wieder die heilige Taufe. Es gab damals etwa sechzig solche Losgelaufte auf allen Stationen. Die heidnischen Feste und Greuel nahmen sichtlich ab, christliche Zucht und Sitte nahm zu. Der Gouverneur interessirte sich lebhaft für das Gedeihen der Schulen und sah selber nach. Die Javanische Missionshilfs-Gesellschaft schenkte Schulapparate und Schreibmaterialien, die von Harbeland verfaßten Lesebücher und Übersetzung des Neuen Testaments kamen in gedruckter Auflage an — das Zutrauen der Dajaken zu den weißen Lehrern mehrte sich.“

Leider wurde diese freudige Zeit getrübt durch den Fall eines der Arbeiter. Hupperts, der 1847 auf die kleinere Station Bintang versetzt war, während van Hoesen Bethabara übernommen hatte, mußte wegen sittlicher Vergehungen vom Amte entfernt werden. Bald darauf (1848) trafen zwei neue Missionare aus Barmen ein: Denninger und Beyer. Der erstere mußte sofort auf Bintang in die Arbeit eintreten, der letztere blieb zunächst auf Palingtau als Beckers Gehilfe. Bald aber stand auch dort der junge Missionar allein. Becker nämlich, jedenfalls schon krankend, verließ, als infolge des bösen Jahres 1848 die Geldsendungen aus der Heimat länger ausblieben, und falsche Gerüchte von Auflösung der Gesellschaft dazu kamen, plötzlich seine Station und ging nach Java, von dort kehrte er nach einigen Monaten wieder nach Banger zurück und entschlief am 23. September 1849 in Barnsteins Hause. So war um den Schluß des Jahrzehnts die Mission wieder recht geschwächt. Auch die oben angedeuteten Erfolge waren nicht gesichert. Neue Schwierigkeiten zeigten sich, und die Missionare¹⁾ klagten, „daß ihre Seelen zum Teil blöde und verzagt zu werden drohten.“

Sehen wir uns den Stand der Mission einige Jahre später wieder etwas genauer an. In Banger war es mit der Heidenmission sehr schwach bestellt. Die Schule für Inländer war fast das einzige, was sich in dieser Beziehung thun ließ. Barnstein hatte sich für dieselbe ein paar chinesische Gehilfen herangezogen, aber diese ließen auch viel zu wünschen übrig. Deshalb wurde 1852 der neu ausgesandte Missionar Hofmeister als Lehrer für Banger bestimmt. Unter seiner Leitung hob sich die Schule sichtlich; aber es stellte sich bald heraus, daß die Erfolge doch nicht der aufgewendeten Kraft angemessen sein konnten, und gegen Ende des folgenden Jahres wurde der junge Missionar nach Rahajan versetzt. Barnstein arbeitete in aller Stille mit seinen chinesischen Gehilfen weiter. Das Traktat- und Büchervertheilen bei den Heiden und Muhammedanern hatte freilich nicht viel Erfolg. Die Hauptwirksamkeit war unter den Europäern und Halbeuropäern. Unter den 132 Personen, die 1856 in Banger getauft waren, befanden sich nur zwanzig, die nicht zu jenen gehörten. Die protestantische Gemeinde zählte damals achtzig Seelen, und nach den bereits früher angedeuteten

¹⁾ Also Barnstein in Bangermassin, van Hoesen in Bethabara, Beyer in Palingtau, Denninger in Bintang.

Verk
ihne
Peng
geist
recht
wäh

nom
Buch
und
Schu
hollä
legte

La n
und
Über
Stat
dort
auf
Beth

(Kon
verle
„Gie
von
belin
am

12
kante
auf
die r
gottes
verbr
Wig
Von
Beth
1851
Brud
sich d
Mach
belin
nar
war,

tange

²⁾
und if

orne Gehilfen
pfingen wieder
sogetaufte auf
nahmen sichtlich
zur interessirte
er nach. Die
e und Schreib-
nd Übersetzung
— das Zu-

Fall eines der
Bintang ver-
hatte, mußte
n. Bald dar-
: Denninger
in die Arbeit
s Beders Ge-
allein. Beders
s bösen Jahres
en, und falsche
plötzlich seine
nigen Monaten
mber 1849 in
Jahrzehnts die
urten Erfolge
und die Missio-
b verzagt zu

e später wieder
enmission sehr
e einzige, was
für dieselbe ein
auch viel zu
ndte Missionar
seiner Leitung
aus, daß die
konnten, und
Missionar nach
seinen Chinesen-
bei den Heiden
Die Haupt-
n. Unter den
nden sich nur
che Gemeinde
e ange deuteten

2, Beyer in Pa-

Verhältnissen der meisten Europäer in Indien hatte der Seelsorger unter ihnen keinen leichten Stand. Auch auf den Außenposten Martapura, Bengaron¹⁾, Banjuwintang, Tabanio u. s. w. hatte er die Europäer in geistlicher Pflege. Auf diesem schwierigen Gebiete hatte Barnstein in rechtem Segen gewirkt und doch manche Seele zum Herrn geführt, während in der Gemeinde überhaupt Sittlichkeit und Ehrbarkeit zunahm.

Seit 1852 hatte er noch einen andern Zweig der Thätigkeit übernommen, nämlich die Leitung einer Missionspresse, für die der Buchdrucker Dieblich ausgesandt war, der mit einem Halbeuropäer und einem befreiten Pabeling die Arbeiten verrichtete. Es wurden Schulbücher, Erbauungsbücher, Traktate, Lieder u. s. w. gedruckt in holländischer, malaiischer, dajakischer und javanischer Sprache. Für letztere hatte der alte Brückner in Samarang seine Typen geschenkt.

In Pulopetah hatte sich inzwischen manches geändert. Harbeland war im Dienste der holländischen Bibelgesellschaft zurückgekehrt, und hatte seinen Wohnsitz in Balingkau genommen, wo er außer seinen Übersetzungsarbeiten sich auch sonst am Missionswerk beteiligte. Die Station Bintang aber mußte ganz aufgegeben werden (1851), weil die dort wohnenden Dajaken allmählich ganz wegzogen. Denninger wurde auf ein anderes Arbeitsfeld, nach Sihong, versetzt. Van Hoesens Station Bethabara aber, wohin der Sitz des holländischen „Gezaghebbers“ (Kommissar und Richter) für das ganze Pulopetah, Rapuas und Kapajan verlegt wurde, trat von jetzt an als Hauptstation in den Vordergrund. Hier wurde von der großen Summe, welche Harbeland zur Loskaufung von Pabelingen aus Europa herbeigeführt, eine nicht geringere Pabelingskolonie angelegt, als von ihm selbst in Balingkau; hier wuchs am schnellsten die Zahl der Getauften, von 26 im Jahre 1849 mit 12 Abendmahlsgenossen innerhalb 5 Jahren auf 66 mit 31 Kommunikanten. In gleichem Zeitraum stieg die Zahl der Schüler von 150 auf 360, die Zahl der Kirchgänger von 200 auf 700. Von hier sind die meisten Schulgehilfen ausgegangen, Nebenstationen besetzt, Feldgottesdienste eingerichtet, Missionsreisen unternommen, Christliche Bücher verbreitet etc.“ Ende März 1856 aber bekam van Hoesen an Missionar Wigand einen Gehilfen, dem im August 1857 Missionar Rind folgte. Von Balingkau aus konnte zunächst schon darum nicht so viel wie in Bethabara geschehen, weil neben Harbeland nach Beyers Abgang (Mai 1851), ein der Sprache noch untundiger, eben erst gesandter jüngerer Bruder, Rott, stationirt ward (März 1852 bis Juli 1854). Auch minderte sich dort die Bevölkerung durch Wegziehen. Dem letzteren wurde durch Maßregeln des Gezaghebbers allmählich ein Ende gemacht. Die Pabelingskolonie bildete ohnehin schon ein großes Dorf. Nachdem in Missionar Zimmer (seit April 1855) dort ein zweiter Arbeiter angestellt war, begann sich auch diese Station zu heben.

Beyer war inzwischen nach dem Rapuas in die Landschaft Mentawai übergesiedelt, um die dort aufgegebenen Mission wiederherzustellen.

¹⁾ Dieser Ort liegt etwa sechs Meilen oberhalb Martapura am Pandjersflusse und ist wegen seiner Steintöpfen (Tine: Oranje Nassau) von großer Wichtigkeit.

Er hatte sich auf der früheren Station Pulotelo (sonst auch Bersaba genannt), mit einer Anzahl losgekaufter Pandelungen aus Balingtau niedergelassen. Mit ihrer Hilfe errichtete er die nötigen Gebäude, erhöhte das Land, pflanzte Bäume, besserte den Viehstand, begann Handel und Verkehr zu beleben, ward aber leider mehrmals im Jahre genötigt, wegen Kränklichkeit in Banjer ärztliche Hilfe zu suchen, oder in der Sultansstadt Martapura im frischeren Hochland sich und seine ebenfalls oft kranke Frau zu stärken, wodurch natürlich auf der Station manches ins Stocken geriet. Doch waren unter den getauften Pandelungen schon Gehilfen, die die kleine Schule von sechzig Schülern auch in seiner Abwesenheit wohl führen konnten. Bis zum Jahre 1856 war die Schülerzahl auf 150 angewachsen, dazu noch zwanzig aus der gewöhnlichen Tageschule bereits entlassene Sonntagschüler; einige ältere Schüler konnten bereits als Schulgehilfen verwendet werden; von den etwa fünfzig Pandelungen, darunter zwei Familien ihre Kaufsumme bereits vollständig abgetragen, aber die Station nicht verlassen hatten, waren noch einige getauft worden, so daß die Gemeinde aus einigen zwanzig getauften, darunter vierzehn Abendmahlsgegnossen, bestand. Mit der Befestigung des Einflusses und der Gerichtsbarkeit der holländischen Regierung in jener Gegend mehrte sich auch der Erfolg der Bemühungen des Missionars, die in den 22 kleinen Rampongs umherwohnenden 2000 Heiden wenigstens unter die Fucht des göttlichen Wortes zu stellen und von ihren heidnischen Thorheiten loszumachen. Im Juli 1854 bekam Beyer an Missionar Rott von Balingtau einen Gehilfen, der nach etwa einem halben Jahre ungefähr vier Meilen stromaufwärts, eine neue Station, Tanggohan, anlegen und am 11. Mai 1855 mit seiner ganzen Familie und Haushalt beziehen konnte, woselbst alles gar fröhlich und hoffnungsreich vorwärts ging.

Auch Rahajan, wo seit Supperts Abzug im April 1845 kein Missionar mehr gewohnt hatte, ward anfangs März 1854 wieder besetzt. Missionar Hofmeister ließ sich in Buntai nieder und bezog Mitte Januar 1855 die von ihm neu errichtete Station Benda Mei, in unmittelbarer Nähe von Buntai, der ehemaligen Residenz des wilden Singa Rabscha. Dieser selbst war jedoch bereits 1846 durch das Zerspringen der Flinte auf einer Büffeljagd verunglückt, und sein Sohn und Nachfolger, ein ziemlich unbedeutender, süßamer Mensch, der gern lesen lernen wollte, um wenigstens die amtlichen Erlasse des Residenten zu verstehen, hatte selbst den Missionar berufen und ihm eine freundliche Aufnahme zugesichert. Von den an der Mündung des Rahajan wohnenden Dajaken, unter denen das Ansehen der holländischen Regierung schon viel zu stark befestigt ist, hatte der letztere auch weniger zu fürchten, als von dem wilden Gesindel im obern Rahajan, was noch immer auf die Jagd nach Menschenschädeln ging und besonders auf den Kopf des weißen Missionars erpicht war. Der Resident fuhr deshalb mit einem Dampfschiff den Rahajan hinauf und verbrannte ihren Hauptort. Hofmeister aber blieb auf seinem einsamen und gefährvollen Posten durch Gottes Gnade mit den Seinigen wohlbewahrt, die von ihm gegründeten Schulen wuchsen heran, und es begannen die Anfänge einer Gemeindebildung sich zu zeigen.

Miff
ließ
Bari
wo
in
Dobe
ohne
wohr
Bata
Relig
Stan
Lerte
sich
es
durch
ergieß
Art
gemei
ratur
einem
ganze
schaft
drei
Miffi
macht
kauft
wort,
die
Denn
Batai
Febru
Empf
(daru
den
flüster
aber
Suta
troffe
aber
dente
wollte
dann
Musa
brach
schein
Gist
trank

Ein anderes, von dem bisher betrachteten wesentlich verschiedenes Missionsfeld hatte inzwischen Missionar Denninger 1851 betreten. Er ließ sich in Sihong nieder, im Innern des Landes, östlich vom oberen Barito, etwa dreißig Meilen von Wandjermassin entfernt, in den Bergen, wo man trotz des Wassers in den dicht bewaldeten Thälern doch nicht in weichem, angeschwemmtem Lande, sondern auf festem Grund und Boden wohnt und wandelt und weit hin über die Berge wandern kann, ohne an die unvermeidliche Frau oder Djukong gebunden zu sein. Es wohnt aber hier in Sihong und in den angrenzenden Landschaften Patai und Daju ein ganz anderes Volk, mit anderem Dialekt, anderer Religion, anderer Sitte und Verfassung. Nach dem Namen ihrer Stammväter, Aria, und einigen andern Anzeichen wollte man in diesen Lerten Abkömmlinge einer Hindu-Kolonie sehen. Die Annahme scheint sich jedoch nicht bestätigt zu haben. Es sind verschiedene Stämme, denen es in dem Quellgebiet der Flüßchen Sirau, Sihong und Patai, welche durch eine gemeinsame Mündung in den großen Duffon (Barito) sich ergießen, gelungen ist, endlich sich festzusetzen, und sie haben da eine Art Bundesrepublik eingerichtet, bestehend aus einer Anzahl Landgemeinden, in denen jedes Familienhaupt bei allen öffentlichen Beratungen und Verhandlungen Sitz und Stimme hat, jede Gemeinde mit einem Stammesältesten an der Spitze, und als das Oberhaupt der ganzen Landschaft Sihong galt der Suta Dno. Die holländische Herrschaft hatte sich auch bis hierher ausgedehnt, und die Bewohner der drei Bezirke mußten an den Residenten in Wandjermassin Zins zahlen. Missionar Supperts, der schon im Sommer 1845 einen Versuch gemacht, sich in Patai niederzulassen und sich in Kiri einige Häuschen gekauft und an mehreren Orten gepredigt hatte, blieb nur zwei Monate dort, da er schon Ende Juni 1845 wieder nach Pulopetah ging, um die durch Bergers Tod erledigte Station Bethabara zu übernehmen. Denninger, der 1851 diese Mission wieder aufnahm, zog nicht nach Patai, sondern nach Sihong, dessen Häuptling ihm auf einer im Februar d. J. dahin gemachten Untersuchungsreise einen freundlichen Empfang zugesichert hatte. Als er nun aber mit zwanzig Pandelungen (darunter dreizehn getauften) kam, fand er die Einfahrt in das Flüßchen mit Baumstämmen und Dornen verlegt. Muhammedanische Einfüßerungen hatten die Mission zu hintertreiben gesucht. Denninger aber gelang es trotzdem nach Maratowo hinaufzukommen, und der Suta entschuldigte sich, er habe nur Vorkehrungen gegen die Boden getroffen. Im übrigen war er freundlich. Die Anlegung der Station aber hatte manche Schwierigkeiten, da die Leute trotz einer vom Residenten ergangenen Aufforderung, dem Missionar dabei keine Hilfe leisten wollten. Derselbe mußte sich mit seinen Leuten selber helfen. Als dann aber schon im folgenden Jahre der Erstling auf der neuen Station, Mujan, ein fleißiger Reisbauer, mit seinem Weibe sich taufen ließ, brach der heidnische Fanatismus aus. Mujan selbst starb bald, wahrscheinlich vergiftet, und auch dem Missionar und seiner Frau wurde Gift beigebracht, woran namentlich die letztere über Jahr und Tag krankte. Dennoch fand die christliche Schule auch Anhänger. Ber-

schiedene Häuptlinge mit ihren Leuten waren geneigt, dem Befehle des Residenten gemäß ihre Kinder zur Schule zu schicken; andere widerstehen sich, und so ward eine Spaltung im Volke. Dabei konnte das Werk nicht gedeihen. Dazu mußte Denninger zur Heilung seiner Frau sich längere Zeit in Bandjer aufhalten. Missionar Rott vertrat inzwischen seine Stelle. Dem machten die Widersacher auch das Leben sauer, namentlich die Witwe des verstorbenen Oberhäuptlings, die nicht nur Giftmischereien versuchte, sondern auch etliche von den sonst treuen Pandelingen verführte. Auch dem zurückgekehrten Denninger machte sie noch viel zu schaffen, bis sie selbst als Mörderin nach Bandjer ins Gefängnis abgeführt wurde. Seitdem ging's auf der Station vorwärts. In der Schule waren 73 Knaben. Zum Gottesdienst kamen 80 Personen, und bei den Hausbesuchen erwiesen sich die Leute zugänglicher. Immerhin aber ist die Station nie über die Anfänge hinausgekommen. Ein zweiter Missionar für dieses Gebiet traf 1856 auf Borneo ein, Klammer. Derselbe gründete 1857 seine Station zu Taméan-lajang, eine halbe Tagereise von Marotowo im Mittelpunkte des Distriktes Patai.

Damit haben wir die Entwicklung der Rheinischen Mission auf Borneo bis zum Eintritt der schweren Krisis, von der sogleich zu reden ist, in den Hauptzügen angedeutet. Außer Bandjermassin bestanden also folgende Stationen:

Balingkau mit 12 Bekehrten aus den ansässigen 3000 Einwohnern, aber einer Pandelingentolonie von 200 Seelen. In der Missionschule 300 Kinder.

Bethabara, der Hauptort des Distrikts, mit 9000 Seelen, 70 Gemeindegliedern, 400 Schulkindern und 200 Pandelingen.

Tangohan mit etwa 100 Schulkindern.

Pulotelo mit seiner neuen Kirche und etlichen in der Schule helfenden dajakischen Christen. Die beiden letztgenannten Stationen am Rapuas gelegen.

Penda-alai am Rahajan mit 110 Schülern.

Maratowo mit 20 Gemeindegliedern einschließlich der Pandelingen.

Taméan-lajang, erst kürzlich gegründet.

Ogleich die Dajakemission in den zwei Jahrzehnten ihres Bestehens noch nicht viel Frucht gebracht hatte, ging man gerade damals damit um, sie auf mehrfache Weise zu stärken. Es sollte ein Superintendent angestellt, ein Katechetenseminar angelegt werden, es sollten Lehrerinnen für dajakische Mädchenschulen ausgesandt werden, und schon hatte man Pläne für ein paar neue Stationen ins Auge gefaßt, namentlich Pangko am Rahajan, südlich von Penda-alai. Einen nicht geringen Stoß bekam die Mission jedoch bereits durch die Taktlosigkeit eines mißgünstigen Unterbeamten, der die Verfügungen des Residenten über den Schulbesuch als nicht ernstlich gemeint darstellte. Die Jungen, meinte er, sollten lieber nach den Kohlenruben gehen u. d. d. Dadurch lichtete sich der Schulbesuch schon bedenklich. Doch konnte man hoffen, daß von höheren Beamten dagegen weitere Maßregeln ergriffen werden würden.

hera
die
auf
Me
durd
zum
Dor
der
Kolo
wo
brach
dem
Inla
80 J
Resid
Nach
Es
Ami
sollte
mein
Holl
binde
Stäm
In
es w
ein
in B
wo o
Wut
Frau
gerid
und
eilen
Feind
die
sich
und
Beye
dort
kenne
in
schlie
Freu
Aush
Blut
fältig
findet

dem Befehle des
andere wider-
abei konnte das
ung seiner Frau
Rott vertrat in-
auch das Leben
stlings, die nicht
den sonst treuen
enninger machte
ach Bandjer ins
station vorwärts.
amen 80 Per-
te zugänglicher.
inausgekommen.
uf Borneo ein,
zu Laméan-
Mittelpunkte des

en Mission auf
sogleich zu reden
massin bestanden

gen 3000 Ein-
seelen. In der

9000 Seelen,
besingen.

in der Schule
n Stationen am

ich der Pande-

ihres Bestehens
damals damit
Superintendent
ten Lehrerinnen
hon hatte man
nentlich Panglo
gen Stoß bekam
s mißgünstigen
ber den Schul-
gen, meinte er,
schlichtete sich
offen, daß von
werden würden.

Aber es war ein drohendes Gewitter über die Europäer in Borneo heraufgezogen, von dem die Missionare noch nichts merkten, und auch die holländischen Beamten wollten es nicht glauben. Schon lange gährte auf der Insel der muhammedanische Fanatismus, geschürt durch die Messiaspilger, deren Zahl sich von Jahr zu Jahr mehrte. Diese Gadschi durchzogen die ganze Kolonie und versuchten, wo sie konnten, Dajaken zum Islām zu bekehren. Ihnen war die christliche Mission natürlich ein Dorn im Auge. Waren diese Pilgerfahrten früher im richtigen Gefühl der Gefahr, welche in der Stärkung des Islāms von außen für die Kolonie lag, gewissen Beschränkungen seitens der Holländer unterworfen gewesen, so war man in den letzten Jahren aus übel angebrachter Toleranz viel nachsichtiger dagegen geworden und hatte damit dem nahenden Unheil selbst die Wege gebahnt. Den nächsten äußern Anlaß gab ein Thronfolgestreit im Sultanat von Bandjermassin. Der 80jährige Sultan in Martapura war gestorben, und der holländische Resident hatte gegen das bestehende Erbrecht einen Prätendenten zum Nachfolger ernannt. Der zurückgesetzte Gidajat-ullah sann auf Rache. Es wurde ein Aufstand vorbereitet, in dem einer seiner Vertrauten, Amin-ullah demang Lehman, der Hauptleiter wurde. Am 1. Mai sollten alle Europäer und namentlich auch die Missionare in einem allgemeinen Blutbad vertilgt und der Herrschaft und dem Einfluß der Holländer auf der Insel ein Ende gemacht werden. Tausende verbinden sich dazu, Hunderttausende wissen wenigstens davon, auch viele Stämme der Dajaken treten hinzu. Die Regierung ahnt noch nichts. In Java hatten reisende muhammedanische Kaufleute davon gesprochen, es war ruchbar geworden, und der dortige Generalgouverneur sendet ein Kriegsschiff nach Borneo mit Hilfstruppen; so wagen die Malaien in Banjer keinen Angriff. In Pulopetah, Mentangei und Rahajan aber, wo auch unter den Dajaken viele zum Islām bekehrt sind, bricht die Wut in helle Flammen aus. Zuerst wird ein Mordversuch gegen die Frau des Gezaghebbers Mats in Bethabara, der gerade verreist war, gerichtet; er wird vereitelt. Tags darauf kehrt der Gezaghebbler zurück und sendet Boten an das Gouvernement nach Bandjer. Getaufte Dajaken eilen zu ihren Lehrern, ihnen die ruchbar gewordenen Anschläge der Feinde mitzuteilen. Diese senden zu den andern Stationen und rufen die Brüder herbei zu vereintem Trost und Widerstand. So versammeln sich in Bethabara bei van Hoefen noch die Familien Beyer, Zimmer und Denninger, und in Tanggohan die Brüder Rott, Kind und Wigand. Beyer sendet noch abends einen Brief nach Tanggohan und bittet die dort Versammelten, auch nach Bethabara zu kommen, aber diese erkennen die Gefahr noch nicht als so groß und bleiben. Auch die Brüder in Tamean-lajang und Penda-alai können sich nicht zur Flucht entschließen; vertrauend auf die von den Dajaken ihnen stets gezeigte Freundschaft halten sie es für Pflicht, zu versuchen, ob sie durch ruhiges Ausharren ihre Stationen retten können. Unterdes war auch das erste Blut geflossen. Andreas, ein geaufter Eingeborner, ein treuer, einfältiger Christ, machte eine Handelsreise am Duffon. An einer Furt findet er plötzlich einen Haufen Muhammedaner, die jeden Kommenden

anhalten und nach seiner Religion fragen. Er bekennt sich als Christ, sie verlangen den Übertritt zum Islām. „Ich bin ein Christ und will ein Christ bleiben“, ruft er und sinkt von Dolchstichen durchbohrt zu Boden: das war der erste Märtyrer zu Borneo. Tags darauf war der 1. Mai, ein Sonntag; bewaffnet zog man zu Bethabara in die Kirche; van Hoesen predigte; die Feinde flüchten und wagten keinen Angriff. Der Tag geht glücklich vorbei, ebenso in Tanggohän. Dagegen sind die Minen von Pengaron(?) überfallen. Der Bergwerksinspektor wird in seiner Haushür vor den Augen seiner Frau ermordet — und das war kein anderer als der frühere Missionar Gupperts — ebenso einige andere Europäer; Frau Gupperts wird mit ihren sieben Kindern als Gefangene fortgeschleppt. Jetzt ward denn auch die Regierung wach; ein Dampfboot ward von Banjer nach Bethabara gesandt, die Missionare zu holen, welche leider sehen mußten, wie alle ihre Pandalingen, denen sie so viele Wohlthaten erzeigt hatten, flohen und sich zu den Aufständischen schlugen; nur wenige Getaufte hielten sich zu ihnen. Bei ihrer Abfahrt aber fielen die Dajaken über die Stationshäuser her und plünderten sie aus. Leider war der Leutnant, welcher das Dampfboot befehligte, nicht zu bewegen, auch nach Tanggohän zu fahren und die dortigen Brüder in Sicherheit zu bringen. So kommen sie nach Bandjer, von wo der Gouverneur das große Dampfschiff nach Tanggohän entsendet; van Höfen, Denninger und Zimmer, nachdem sie Frau und Kind in Sicherheit gebracht, fahren mit. Aber sie kommen zu spät. Am 7. Mai ist die Station überfallen worden, Rott mit seiner ältesten Tochter, Wigand mit seiner Frau und seinem erst kürzlich gebornen Töchterlein, Kind mit seiner ihm kaum angetrauten Gattin sind ermordet; nur Frau Rott mit zwei Kindern war durch den dajakischen Häuptling des Platzes, in dessen Haus sie flüchten konnte, gerettet und wurde nun mit nach Bandjer genommen. Auch Hofmeister und Frau in Penda-alai wurden am 10. Mai ermordet, während ihre vier Kinder später noch gerettet werden konnten; Missionar Klammer in Tameang-lajang, dessen Leiche man auch schon auf dem Duffonflusse schwimmend erkannt haben wollte, gelang es, durch die Flucht sich zu retten. — Sämtliche Stationen waren zerstört, die geretteten Missionsgeschwister traurig und in Sorgen — denn der wilde Aufstand tobte fort — saßen ratlos in Bandjermassin. Ob die Arbeit auf Borneo würde fortgesetzt werden können, war sehr unsicher. Einige von ihnen gingen nach Java, um sich dort vorläufig nützlich zu machen. Da der Krieg sich in die Länge zog, sah sich auch die Missionsverwaltung nach einem neuen Arbeitsfelde um, und wir haben oben schon erzählt, wie ein solches in Sumatra gefunden wurde.

Auf Borneo wurde inzwischen der Kampf immer erbitterter. Die Bekanntmachung, daß das Sultanat von Bandjermassin aufgehoben sei, entflammte vollends den Religionskrieg der Muhammedaner gegen die Ungläubigen. Nie haben die Holländer in ihren Besitzungen einen so harten Kampf gehabt. Erst im Oktober 1861 schien sich derselbe zu Ende zu neigen. Aber durch die Verrätheri des Hibajat und Demang Lehman wurde die Hoffnung nochmals vereitelt. Erst am 3. März 1862

kom
hatt
herg
gene

Wir
war
auch
Pul
um
größ
Sie
leute
günst
kennt
die d
ihren
einem
Missi
Eine
von
dem
mußt
station
„An
große
zurück
dition
wund
voller
verfehl
war,
Gewi

Zahl
sonder
sie sic
Kosten
verbu
diesem
der R
aber
fanden

1)
Deutsch
ihm S
Sublän
Burtp

konnte der erstere, nachdem er sich auf Gnade und Ungnade ergeben hatte, nach Java abgeführt werden, aber die völlige Ruhe wurde erst hergestellt, nachdem fast zwei Jahre später Demang Lehman gefangen genommen und hingerichtet war.

Außer dem Senior der Missionare, Darnstein, dessen stille gesegnete Wirksamkeit¹⁾ in Bandjer am wenigsten durch den Krieg gestört wurde, waren 1860 noch Zimmer und van Goesen dort. Sie durften aber auch nicht unthätig sein. Ein Teil ihrer Dajalenggemeinden aus dem Pulopetel war ihnen dorthin gefolgt. Um den einen hatten sich 33, um den andern 25 Abendmahlsgenossen gesammelt — außer einer größeren Anzahl, die sich regelmäßig zu den Gottesdiensten einfanden. Sie erwarben ihren Unterhalt als Tagelöhner, Brettschneider, Zimmerleute etc. Freilich war die Atmosphäre der großen Stadt nicht gerade günstig für sie, doch schienen etliche gerade durch den Gegensatz in der Erkenntnis des wahren Christentums gefördert zu werden. Aber auch viele, die den Missionaren nicht hatten folgen können, waren daheim zwischen ihren Sumpfen ihrem Glauben treu geblieben und verlangten nach einem Besuche des Pandita. Leider erlaubte die Regierung keinem der Missionare die Reise, obgleich damals in Pulopetel alles ruhig war. Eine große Veränderung wurde dort durch die Verlegung des Forts von Balanglei (Bethabara) nach dem Zusammenflusse des Kapuas mit dem Murong, Kwala Kapuas, hervorgerufen. Die ganze Bevölkerung mußte sich dort zusammen scharen, und die Gegenden der Missionsstationen verödeten vollständig. „Schade um die schönen Plätze!“ hieß es. „An der Aufhöhung des Bodens ist Jahre lang mit vieler Mühe und großen Kosten gearbeitet worden, um sie zu bewohnbaren Orten einzurichten!“ Nur der Missionar Klammer hatte eine militärische Expedition nach Sihong und Patai begleiten dürfen, bei der er selbst verwundet wurde. Auch dort waren ihm die alten Stationsbewohner voller Freude entgegen gekommen. Es trat dadurch recht zu Tage, wie verfehrt die damals von den Feinden der Mission ausgesprochene Meinung war, als hätten die Missionare „durch ihre Glaubens tyrannei und Gewissensdruck die armen Heiden selber zum Aufstand gereizt“.

Im folgenden Jahre 1861 hatten die Missionare noch eine größere Zahl ihrer alten Gemeindeglieder an sich gezogen und in einem besonderen Kampong vereinigt. Trotz der mancherlei Versuchungen führten sie sich im ganzen zur Zufriedenheit. — Die Missionspresse, die ihre Kosten nicht nur vollständig selber deckte, sondern samt dem mit ihr verbundenen Papierhandel und Buchbinderei beinahe die Mission in diesem beschränkten Zustande durch ihre Überschüsse erhielt, arbeitete in der Kriegszeit ungehindert weiter. Sie lieferte verschiedene Übersetzungen, aber arbeitete auch für die Regierung etc. Einige von den Dajaken fanden dort Gelegenheit ihr Brot zu verdienen.

¹⁾ Er war als Dom Pandita überall bekannt und meist gern gesehen. Mancher Deutsche, der in holländischen Kriegsdiensten nach Borneo verschlagen war, verdankt ihm Hilfe im Geistlichen wie im Irdischen. Als er in jenem Jahre sein 25-jähriges Jubiläum feierte, erhielt er von der holländischen Regierung einen Orden.

Burkhardt, Missions-Geschichte. IV, 1. 2. Aufl.

Als im Jahre 1863 der alte Barnstein heimging, wobei sich in der Bevölkerung Bandjers die ausgebreitetste Theilnahme zeigte, hatte sich die Lage der Mission noch um nichts gebessert. Zimmer und van Soefen theilten sich nun auch in die Arbeiten des Entschlafenen. Die Schule für Malaien und Chinesen, die es bis auf siebzig Schüler gebracht, war doch nicht vergeblich gewesen, wenn sie auch nicht gerade direkte Belehrungen zum Christentum zu wege gebracht hatte. Für die kleine malaische wie für die holländische Gemeinde wurde Gottesdienst gehalten, dazu kam die Arbeit in den infolge des Krieges gefüllten Hospitälern.

Trotz ihrer hingebenden Arbeit aber ernteten die Missionare nicht viel Dank, vielmehr regte sich jetzt die Feindschaft gegen das Evangelium, welche sich zuletzt gegen die Popularität des alten Barnstein (der als eine rechte anima candida doch überall Anerkennung gefunden), sich nicht mehr vorgewagt hatte. Besonders verbarben es die Missionare mit einer gewissen Klasse von Europäern dadurch, daß sie ihre Dajalengemeinden vor Verführungen zu schützen suchten. Wurde doch sogar die Anklage gegen sie erhoben, daß sie Sklavenhalter seien.¹⁾ Diese Anfeindungen mehrten sich sogar nach dem Besuche eines holländischen Domine in Bandjer, wie ein solcher seit langer Zeit nicht stattgefunden hatte. Schon sprach man davon, daß überhaupt keine Missionare mehr auf Borneo zugelassen werden sollten. Die dringende Bitte aber, ihre Gemeinden im Inlande zu besuchen, wurde ihnen, auch als die Ruhe völlig wieder hergestellt war, entweder ganz ver sagt, oder nur selten einmal unter militärischer Bedeckung und mit den größten Umständen gestattet.

Das war die trostlose Lage der Mission auf Borneo, wie sie Jahre lang andauerte. Endlich aber kam eine Wendung. Die Behörden zeigten wieder eine günstigere Stimmung, und 1866 wurde dem Bruder Zimmer die Erlaubnis gegeben, sich in K mala Kapuas niederzulassen. Schon vorher war dort, sowie am oberen Kapuas, und am Rahajan, ja selbst in dem fernen Sihong durch Nationalgehilfen eine Schule eröffnet, und die Stimmung der Bevölkerung war der Sache günstiger als vor dem Aufstande. Als Zimmer auf sein altes Arbeitsfeld zurückkehrte, fand er die früheren Wohnplätze bis zur Unkenntlichkeit verwildert. Aber auch in der christlichen Gemeinde war trotz des freundlichen Empfanges viel Verwilderung eingerissen. Das viele Militär, das in jener Gegend verkehrte, hatte keinen günstigen Einfluß gehabt; und noch zeigte sich mancher von der nicht unbedeutenden Befassung zu K mala Kapuas dem Missionare nichts weniger als freundlich. Dem Fort gegenüber, auf der linken Seite des Murong, war dort ein volkreicher Ort entstanden, fast eine Stunde Ruderns lang, gut gebaut, mit einem breiten festen Sandweg auf dem sumpfigen Grunde. Dort nun fing Bruder Zimmer 1866 die Arbeit von neuem an, während van Soefen in Bandjer zurückblieb, wo die einmal dort angesiedelten

¹⁾ Die losgekauften Pandalingen waren nämlich, wie sie es selbst als selbstverständlich ansahen, den Missionaren zu gewissen Diensten verpflichtet geblieben.

wobei sich in zeigte, hatte Zimmer und Entschlafenen. Liebzüg Schüler nicht gerade hatte. Für die Gottesdienst eges gefüllten

missionare nicht en das Evan- ten Barnstein erkennung ge- darben es die durch, daß sie schen. Wurde inhalter sein.¹⁾ che eines hol- ger Zeit nicht überhaupt keine Die bringende rbe ihnen, auch z versagt, ober it den größten

orneo, wie sie Die Behörden de dem Bruder niederzulassen. am Rahajan, eine Schule er- bache günstiger eitsfeld zurück- ntlichkeit ver- oh des freund- viele Militär, einfluß gehabt; n Besatzung zu undlich. Dem dort ein voll- g, gut gebaut, Brunde. Dort an, während t angefiebelten

selbst als selbst- het geblieben.

christlichen Dajaken zum großen Teil ihren Wohnsitz beibehielten. Aus Barmen waren sofort auf die Kunde von der Wiederaufnahme der Mission die Brüder Hager und Hennemann nach Borneo abgeordnet. Beide kamen nach Kwala Kapuas, wo unter Mithilfe des treuen Katecheten Silas und des tüchtigen Schulmeisters Christian Tullis, sowie des bewährten Ältesten, Schreinermeister Julius, die Gemeinde bald wieder in einen recht befriedigenden Zustand gebracht wurde. Die neu angekommenen Brüder fanden sich bald so in die Verhältnisse und in die Sprache, daß Missionar Zimmer, als er 1868 zur Stärkung seiner Gesundheit und um seine Kinder nach Europa zu bringen, seine Reise antreten mußte, die Station ihrer Leitung überlassen konnte.

In dem Berichte jenes Jahres heißt es: Die Gemeinde hielt sich im ganzen musterhaft. Es konnte ja nicht fehlen, daß bei der jährlich wiederkehrenden mehrmonatlichen Abwesenheit der Leute von der Station und dem zerstreuten Wohnen in den Reisfeldern während der Pflanz- und Erntezeit, bei der unaufhörlichen Verührung mit gögendienerischen Landkenten und mit den dort wohnenden sittenlosen Europäern, zu wiederholten Malen die kirchliche Disziplin gelbt werden mußte. Aber der Eifer und die Liebe zu Gottes Wort, der Gehorsam und die Anhänglichkeit an den Missionar, besonders an den abwesenden Bruder Zimmer, der viele Duzende von Briefen aus der Gemeinde nachgeschickt bekam, blieb noch immer dieselbe. — Und im folgenden Jahre wird berichtet: Von den sechs Häuptlingen, welche von der Regierung für die dajakische Bevölkerung eingesetzt sind, sind fünf getauft; die Lehrer in den Schulen für Christen und Heiden sind getaufte Christen. Die Muhammedaner haben zwar eine eigene Schule, aber nur wenig Schüler und lernen wenig. Man hört oft von Heiden die Bemerkung: Die Christen werden wohlhabend, obgleich sie den Sonntag nicht arbeiten, während die Heiden durch Spiel und Wucher verarmen. Unter den Christen sind keine Pandelungen, fast keine Schuldner, alle haben ihr täglich Brot. Bei den Christen wird keine Hurerei geduldet und keine Ehescheidung kommt vor, während bei den Heiden entseßliche Schamlosigkeit herrscht. Ferner wissen die Heiden hier, daß ein Christ weder Fehler noch Stehler sein kann, während sie selbst voller Lug, Trug und Diebstahl sind. Die Christen führen keine Prozesse, obgleich sonst die Prozeßsucht allgemein ist. Sogar die Beamten gestehen, daß die Christen arbeitsam, geschickt und zuverlässig sind, und vertrauen ihre Arbeit am liebsten den Händen der Getauften an. Auch in ihrer Tracht zeichnen sich die Christen vorteilhaft aus, und es macht einen lieblichen Eindruck, wenn Sonntags Männer und Frauen mit den Kindern, teils an der Hand, teils auf dem Arme, zwischen den dunkelgrünen Bäumen daher zur Kirche kommen. Was auch im Familienleben sonst noch mangeln mag, so ist doch ein Zunehmen der Ordnung und Reinlichkeit, des häuslichen Friedens und gegenseitigen Tragens unverkennbar.

Es kam sogar schon zur weiteren Ausdehnung der Mission. Am Rahajan war nun ein Fort (Venteng) zu Pangko angelegt, und dort hatten sich unter dem eingebornen Schulmeister Andreas (der früher eine Zeit lang in Deutschland gewesen war), die Reste der einstigen Christengemeinde, sechs Erwachsene mit elf Kindern gesammelt. Auch kamen 35 Schüler in den Unterricht. Als aber der Lehrer durch Hochmut und Fleischeslust zu Falle kam und um seines unzüchtigen Wandels willen abgesetzt werden mußte, übernahm Bruder Hager diese Station. Zu Kwala Kapuas blieb Hennemann mit dem erst kürzlich angekommenen Bruder Hendrich. Letzterer wurde zum Missionar für die freilich sehr verkommenen Überreste der Christengemeinde am Kapuas bestimmt, die man wieder aufsuchte, und zu Mendoma, nicht weit von dem ehemaligen Tangohang, sammelte. Nachdem im Jahre 1870

die Unruhe eines Aufstandes im oberen Duffongebiet, von dem man auch in Banjer schon ernsthafte Befürchtungen hegte, beseitigt waren, erhielt Missionar Hendrich die Erlaubnis sich dort dauernd niederzulassen. Um jene Zeit waren zwei neue Arbeiter Tromp und Feige eingetroffen. Dieser blieb auf Kwala Rapuas, jener ging nach Panglo. Beide waren zur Wiederaufnahme der Stationen im Oberlande (Sihong und Patai) bestimmt. Doch dazu war fürs erste die Erlaubnis nicht zu erlangen.

In der Folge finden wir den zurückgekehrten Missionar Zimmer wieder auf Kwala Rapuas thätig, woselbst Bruder Pennemann 1872 ein kleines Gehilfenseminar anfang. Der neu angelkommene Bruder Drachewar war meist in der Schule beschäftigt. Eine Außenstation bestand seit einigen Jahren zu Dabahur am Menglatibflusse. Zimmer wieder lauten die Berichte über die Gemeinden im ganzen befriedigend. „Einigen Lauen“, heißt es daneben, „wünschten wir mehr Frische, andern mehr Wahrheitsfinn und allen, mit wenigen Ausnahmen, mehr Zergewinn.“ — Die heidnischen Dajaken aber waren hier wie auf den andern Stationen höchst unzugänglich für das Evangelium.

„Die Hauptklage bleibt die unüberwindene Stumpfheit der Dajaken, die entgegen zu allem, was ihnen der Missionar vorhält, schweigen, oder ja, ja sagen, aber obgleich sie ihm recht geben, keine Lust haben sich zu bekehren. Das Volk gleicht einem Acker voller Totengebeine. Viele haben mit der väterlichen Religion gebrochen und sagen frei, unsere Dabat ist Alge, aber das Christentum annehmen wollen sie nicht. Viele sind aber auch von der Furcht vor den bösen Mächten, denen sie dienen, geknechtet, andere lassen sich abhalten durch Menschenfurcht.“

Dazu ließen sich bedenkliche Fortschritte des Islams nicht verkennen. Überall, auch im Innern des Landes, lassen sich Muhammedaner nieder. Von den handeltreibenden Dajaken werden viele für den Islam gewonnen. Selbst in Kwala Rapuas ist ein eingefleischter Muhammedaner zweiter Häuptling. In Mandomai schießen sie wie Pilzen auf. Muhammedanische Händler durchziehen das ganze Land und machen Proselyten.“ — Das Heidentum ist untergraben. Christus oder Muhammed, so stellt sich immer deutlicher die Alternative. — Auch die Stimmung der holländischen Behörden, die bei dem häufigen Wechsel der Beamten leider sehr wandelbar ist, war damals recht ungünstig. Der damalige Resident behandelte die Missionare vielfach sehr ungnädig, ja in verletzender Weise. Bei einem Aufenthalt in Kwala Rapuas ließ er daselbst ein bis tief in die Nacht dauerndes Plankfest veranstalten (1872).

In Banjer setzte van Hoefen seine stille Wirksamkeit fort, auch unter den Europäern, obgleich seit einigen Jahren dort ein Domine angestellt war — jedoch ein liberaler, der auf der Kanzel oft das Gegenteil von dem Inhalt seines Textes predigte und nicht einmal die Taufe auf den Namen des dreieinigen Gottes vollzog. Mit den dortigen Dajakenchristen, von denen inzwischen einige Unzufriedene verzogen waren, ging es befriedigend, ja die kleine Gemeinde mehrte sich durch Tausen. Auf den beiden Stationen Panglo und Mandomai hatten die Brüder noch immer harte Arbeit. Nicht bloß über die Stumpfheit der Heiden gab

es zu klagen, sondern auch unter den Mitgliedern der kleinen Gemeinden waren rechte Sorgenkinder, und manche mußten ausgeschlossen werden.

Ein rechtes Segensjahr für die borneesische Mission war 1874. Die Zahl der Getauften hob sich von 322 auf 424, wenn auch manche zuvor gehegte Hoffnungen wieder wie taube Blüten abfielen. Mit der äußern Ausdehnung war aber auch ein inneres Erstarken der Gemeinden bemerkbar. Das kleine Gehilfenseminar mit seinen fünf Jünglingen gab immer bessere Hoffnungen. Die christliche Erziehung hatte bei den anfänglich doch noch recht unartigen Dajakenjungen gute Früchte getragen. Die Kosten für dieses Institut wurden an Ort und Stelle durch eine unter Bruder Zimmers Leitung stehende Tischlerei und Effigfabrikation aufgebracht. Im Jahre 1876 konnten vier der Jünglinge nach wohlbestandenem Examen als Schullehrer und Katecheten in ihr Amt eingeführt werden.

Einen weiteren Fortschritt bezeichnet das Jahr 1875, in dem endlich die lang ersehnte Erlaubnis zur Wiederaufnahme der Mission im Oberlande durch den neuen Residenten von Bandjer erteilt wurde — freilich noch unter mancherlei Bedingungen und ziemlich verklausulirt. Der alte Häuptling Suta Ono, der schon wiederholt um Missionare gebeten hatte, empfing die Brüder Tromp und Zeige so zu sagen mit offenen Armen, was man freilich nicht gerade als Verlangen nach dem Heile auslegen durfte. Die Arbeit beschränkte sich zunächst hauptsächlich auf die Erlernung der von den südlichen Dialekten sehr abweichenden Sprache¹⁾ und den Bau der Stationsgebäude, und zwar zu Telang in Sihong. Die weiteren Arbeiten schritten nur allmählich fort. Die Schule zählte sieben, dann zehn Schüler. Ringsumher zeigten sich die Leute von den festesten Banden des Heidentums umflicht. Als der alte Suta Ono seinem Sohne Gasan die Häuptlingswürde übertrug, zeigte sich auch dieser den Missionaren freundlich und — merkwürdigerweise — die alte Giftmischerin Jnda Gobo (siehe oben), ließ in ihrem Hause von einem der Brüder Gottesdienst halten. Von den früher Getauften waren noch vier vorhanden. Trotz der schwachen Anfänge konnte doch schon 1877 wieder die erste Taufe stattfinden. Bald darauf konnte auch die zweite Station Tameang-lajang durch Bruder Zeige besetzt werden.

Auf den übrigen Stationen wechselten inzwischen immer wieder traurige und erfreuliche Erfahrungen. Manche von den Gemeinden sind recht erfreulich gewachsen; hier und da traten auch wieder Zeiten des Stillstandes ein. So waren die beiden letzten Jahre dem Gedeihen der Mission nicht sehr förderlich, was den durch klimatische Verhältnisse hervorgerufenen Nothständen des Landes zuzuschreiben ist.²⁾ Auf ein

¹⁾ Es stellte sich immer mehr heraus, daß es sich hier nicht bloß um dialektische Unterschiede handelt. Die in Sihong gesprochene Bahasa maangan ist eine besondere Sprache, wenn auch mit der im Süden gesprochenen Bahasa ngadja verwandt.

²⁾ Hier sei noch eines andern Nothstandes gedacht, der eine auffallende Fessel für die Fortschritte des Volkes bildete. Es ist dies der alte Schlenbrian des Reisbaus auf hohen Feldern, auf denen der Wald zuvor verbrannt ist. Diese Methode zwingt die Leute ihre Felder immer weiter (oft 5–6 Meilen) von ihren Wohnplätzen zu verlegen. Die Missionare beginnen jetzt bei ihren Gemeinden den viel einträglicheren Sama-Reisbau einzuführen, der diesen Übelstand beseitigen soll.



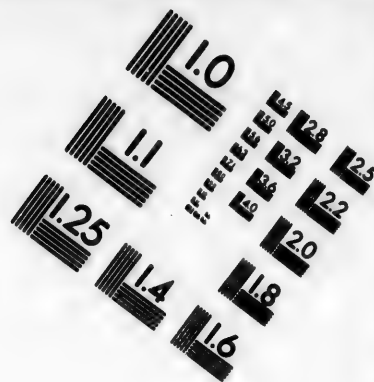
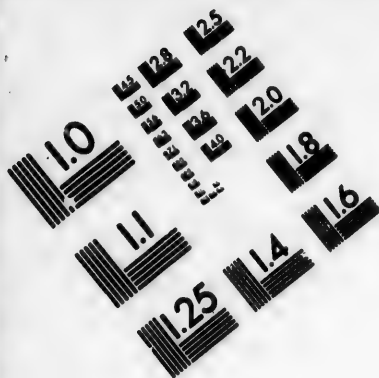
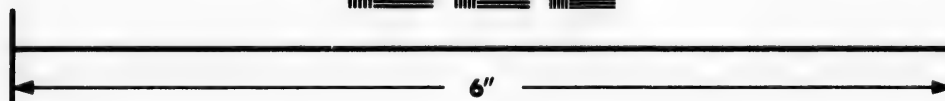
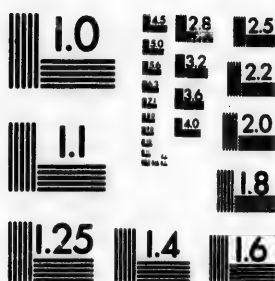


IMAGE EVALUATION TEST TARGET (MT-3)



**Photographic
Sciences
Corporation**

23 WEST MAIN STREET
WEBSTER, N.Y. 14580
(716) 872-4503



Jahr unerhörter Dürre, wo Waldbrände viel Schaden anrichteten und auch einige Stationen in Gefahr brachten, folgte ein außergewöhnlich nasses Jahr, mit Fieber und andern Krankheiten, mit denen auch die Missionare und ihre Familien schwer heimgesucht waren. Die Zeit der Not aber ist überstanden, und jetzt scheint die Arbeit wieder rüstig voran zu gehen. Leider hat sich die Bevölkerung im großen und ganzen durch jene Schickungen aus ihrer geistlichen Stumpfheit nicht aufrütteln lassen. Vielmehr erfolgte nur ein neues Aufkommen des heidnischen Zauberwesens mit den Öbgenfesten und ihrem Greuel auch da, wo es schon am Erlöschen zu sein schien. Abgesehen aber davon wird es immer klarer, daß Südostborneo nicht zu den besonders versprechenden Missionsfeldern gerechnet werden darf. Die Bevölkerung ist zu dünn, wie kürzlich wieder ein paar Untersuchungsreisen von Missionaren darge-
gethan haben, wo aber irgend eine etwas dichtere Bevölkerung sich gesammelt hat, da hat der Islam bereits tiefe Wurzeln geschlagen, selbst weit im Innern des Landes.

Überblicken wir zum Schluß in Kürze den Stand der verschiedenen Stationen, wobei wir allerdings nur Zahlen von 1877—1878 geben können.

Danjermaffin. 125 Gemeindeglieder. Die Schule für Malaien und Chinesen befindet sich noch immer in gutem Gange. Die Druckerei ist in die Hände der in Barmen bestehenden Missions-Handelsgesellschaft übergegangen; ihr Leiter, Bruder Dieblich, ging heim, als er eben von einer Reise nach Europa zurückkam. Von hier aus ist die Anlegung einer neuen Station in dem zwanzig Meilen westlich gelegenen Küstencamp im Werke.

Kwala Kapuas. 229 Gemeindeglieder, eine Außenstation, fünf Nationalgehilfen, zwei Schulen. Außer der vorhandenen Kapelle wird noch eine zweite Kirche gebaut, wegen der bereits erwähnten Ausdehnung des Ortes, der noch immer im Wachsen ist. Das Gehilfenseminar ist durch die Berufung des Missionars Hennemann zum Direktor der gleichen Anstalt in Depot aufgehoben worden. Mehrere junge Dajaken sind ihm dorthin gefolgt, um dort ihre Ausbildung zu erhalten.

Mandomai. 155 Gemeindeglieder, zwei Nationalgehilfen. Die Schule ist in den letzten Notjahren bis auf zehn Schüler heruntergegangen. Die Station hat eine hübsche Kirche, für deren Erhaltung in baulichem Stande Missionar Hendrich durch Anlegung eines großen Palmengartens und einer Rotangpflanzung gesorgt hat.

Panglo. 55 Gemeindeglieder, zwei Nationalgehilfen, eine Außenstation. Die Erfolge nach zehnjähriger Arbeit mögen gering erscheinen. Bedenkt man aber, daß dies die einzige Station unter den wilden „großen Dajaken“ ist, so darf man sich nicht wundern, daß sie hinter den andern zurücksteht. Dem Gemeindevorsteher gibt der Missionar Payer ein gutes Zeugnis. Die Schule mit 22 Knaben ist in befriedigendem Zustande. Eine kleine Zweiggemeinde hat sich weiter aufwärts in Pulang pisau gesammelt.

Telang. Fünf Gemeindeglieder, ein Nationalgehilfe, sechzehn Schüler.

Lameang-lajang. Drei Getaufte.

Um die Verbindung dieser Stationen mit den südlicheren zu erleichtern, wird wahrscheinlich eine neue Station in Menglatip, am mittleren Barito, angelegt werden.

Im ganzen sind also 572 Christen durch diese Mission gesammelt. Der Herr wird aber auch hier noch die Zeit kommen lassen, wo größere Scharen erwachsen aus der Saat des Märtyrerblutes.

Wenden wir uns nun zu dem zweiten Missionsgebiete Borneos, dem im Nordwesten gelegenen Sarawak. Diese Landschaft bildete einen Teil des Sultanats Brunai, das gemäß den europäischen Verträgen von der holländischen Regierung ganz unabhängig geblieben war. Es schien den Holländern auch gar nichts daran zu liegen, die ganze Insel in ihre Gewalt zu bringen; schon die ihnen garantirten Besitzungen gingen über ihre Kräfte. So konnte es geschehen, daß sich dort ein Engländer festsetzte. Der thatendurstige Mr. James Brooke, ein pensionirter Offizier, hatte ein Schiff ausgerüstet und seine zwölf Matrosen auf langen Übungsfahrten ausgebildet. Schließlich unternahm er eine wissenschaftliche Reise nach dem Indischen Archipel, für die ihm der arglose Generalgouverneur sogar Empfehlungsschreiben gab. Der von Singapur mit der Nordwestküste Borneos betriebene Handel und die am Sarawak entdeckten Antimonlager lenkten seine Blicke dorthin. Zu Sarawak herrschte damals der Reichsverweser des Sultanats Brunai, Hassim, der den Fremdling freundlich aufnahm und sich seiner Hilfe zur Unterdrückung eines Aufstandes bediente. Zuvor hatte er ihm weitgehende Versprechungen gemacht. Als die Not vorüber war, wollte der trügerische malaisische Fürst dieselben nicht erfüllen. Brooke aber ließ nun seine Kanonen auf Hassims Palast richten, und seine Wünsche wurden erfüllt: er wurde zum Radscha der Landschaft Sarawak (unter der Oberhoheit des Sultans von Brunai) ausgerufen (1841). Es fehlte nicht, daß der neue Radscha in England die tiefsten Sympathien fand, besonders wo sich die koloniale Rivalität gegen Holland regte. Einige Jahre später wurde er zum britischen Agenten für Borneo ernannt. Er leitete die Verhandlungen über die Abtretung des Kohleninsels Babuan, welche dadurch einen außerordentlichen Nachdruck erhielten, daß dem Sultan wegen seiner Begünstigung der Seeräuberie durch ein englisches Kriegsschiff die Forts seiner Hauptstadt zerstört und Schlimmeres gedroht wurde (1846). Natürlich war der Sultan nun sehr gefügig, und so faßte auch England mit Bestätigung des genannten Inselchens auf Borneo festen Fuß.

Sehen wir uns aber das Reich des englischen Radscha etwas näher an. Sarawak¹⁾ zeigt die verschiedenartigste Bodenbeschaffenheit. Sie

¹⁾ Friedemann, Die ostasiatische Inselwelt, II., S. 128 ff.

wechselt von flachen fruchtbaren Ebenen, welche die Flüsse einfassen, bis zu den hohen felsigen Gebirgen, die sich im Innern bis zu 6000 Fuß erheben. Das Flußsystem ist sehr entwickelt. Außer den großen Strömen, dem Saráwal, Batang, Supar und Nebſchang, die in zahlreichen Mündungsarmen sich ins Meer ergießen, gibt es noch viele kleinere. Der schönste und für die Schifffahrt geeignetste Fluß ist der Nebſchang, der selbst noch 28 Meilen landeinwärts eine Tiefe von dreißig Fuß hat. Bei den entsetzlichen Regengüssen aber schwellen die Ströme und Bäche oft zu außerordentlicher Höhe an, wie denn der Saráwal zuweilen bis vierzig Fuß (?) über den gewöhnlichen Wasserspiegel ansteigt. Einfache und sinnreiche Hängebrücken aus Rotang und Bambus, die von einem Baumgipfel zum andern gespannt werden, ermöglichen zu jeder Zeit den Übergang.

Die Fruchtbarkeit des Bodens ist außerordentlich groß, besonders in den angeschwemmten Landesteilen, wo jedes tropische Kulturgewächs prächtig gedeiht, namentlich das Zuckerrohr. Auch Kaffee und Baumwolle wird angebaut. Viele andere Gegenstände für den Export bietet die Natur selber.

Die Hauptstadt des Landes Rutſching oder Saráwal liegt an dem gleichnamigen Fluße. Dieser bietet nicht gerade landschaftliche Schönheiten an seinen Ufern, an denen, so weit das Salzwasser reicht, Sümpfe, Mangroveebäume und Nipapalmen mit einander abwechseln. Hier und da steht eine armselige Fischerhütte, allein von Kultur ist keine Rede. Dann wird das Land jedoch trodenner; statt der Sumpfgewächse treten ordentliche Bäume auf. Man erblickt kultivierte Felder und nähert sich der genannten Hauptstadt, die, seit sie zum Freihafen erklärt wurde, sich beträchtlich gehoben hat. Von 1848 bis 1864 war sie von 6000 auf 15000 Seelen gestiegen.

Die Bevölkerung Saráwals ist eine sehr gemischte. Malaien wohnen an allen Flüssen und Nebenflüssen, besonders in der Hauptstadt. Chinesen kommen als Händler, Bergleute und Ackerbauer im ganzen Gebiet vor. Die heimischen Dajaken zerfallen in viele kleine Stämme, welche alle verschiedene Dialekte sprechen. Man unterscheidet Land- und Seebajaken. Die letzteren, hellbraun von Farbe und bei untersehter Statur doch von kräftigem Wuchs, haben sich unter malaischem Einfluß der Seeräuberei ergeben. Oft stehen sie in See um Fischerboote zu überfallen und die abgeschnittenen Köpfe als Siegesbeute nach Hause zu bringen, oder sie unternehmen in größerer Anzahl Raubzüge, bringen in die Flußmündungen ein, plündern und zerstören die Dörfer anderer Stämme, morden, schleppen Weiber und Kinder als Sklaven fort &c. Die Landbajaken nennen sich meist nach den Flüssen, an denen sie wohnen. Obgleich ihre Lebensweise in Einzelheiten von der der Eingebornen in Südoſt-Vorneo abweicht, zeigt sich doch durchgehend die Verwandtschaft dieser Völkerschaften. Erwähnen wir nur noch kurz der furchtbaren Waffe jener nördlichen Stämme, des Blaserohrs, aus dem auf hundert Schritte Entfernung vergiftete Pfeile mit Sicherheit ihr Ziel erreichen.

Man muß es dem Radscha, oder wie er als britischer Agent hieß, Sir James Brooke lassen, daß er für die Hebung der Kultur seines

So
U
so
w
in
18
fre
Sa
na
gi
Au
wo
Gr
gel
dar
ein
kon
die
zu
Br
Kir
kom
Kra
nar
Eva
einn
Gra
Jag
so
die
Sch
sich
sich
aus
das
Land
Prop
Mac
obwo

word
die

habe,
erst
1870,
Missa

ste einfassen,
bis zu 6000
den großen
die in zahl-
es noch viele
Fluß ist der
Tiefe von
schwellen die
wie denn der
tischen Wasser-
s Rotang und
t werden, er-

os, besonders
Kulturgewächs
e und Baum-
Export bietet

mal liegt an
landschaftliche
zwasser reicht,
er abwechseln.
von Kultur ist
t der Sumpf-
altivierte Felber
um Freihafen
bis 1864 war

alaien wohnen
abt. Chinesen
en Gebiet vor.
e, welche alle
nd Seebajakten.
atur doch von
r Seeräuberei
fallen und die
ngen, oder sie
die Flußmün-
nme, morden,
Landbajakten
Obgleich ihre
übost-Borneo
dieser Völker-
Waffe jener
Schritte Ent-

Agent hieß,
Kultur seines

Landes viel geleistet hat. Namentlich sind seine Bemühungen zur Unterdrückung der Seeräuberei an seinen Küsten, wozu er einen besonderen Dampfer anschaffte, vom besten Erfolg gewesen. Er sah aber wohl ein, daß ohne Mission sich keine rechte Kultivirung wilder Stämme ins Werk setzen lasse. Daher suchte er bei seinem Aufenthalt im Jahre 1847 einige Sendboten für seine Besizung zu gewinnen.¹⁾ Missionsfreunde aus den Kreisen der High Church wurden dafür interessirt. Es bildete sich ein besonderer Missionsverein für Borneo, der aber hernach in die Society for the Propagation of the Gospel ausging. Es fanden sich zwei Missionare, Mac Dougall und Wright, zur Aussendung bereit. Am 30. Juni 1848 landeten sie zu Kutzing, wo der Radscha aufs reichendste für sie sorgte und ihnen ein großes Grundstück schenkte, auf dem sich bald die schön gelegenen Missionsgebäude erhoben, umgeben von üppig geblühenden Gärten. Nicht weit davon wurde eine Kirche gegründet, die der Bischof von Calcutta 1851 einweihen konnte. Er fand bereits die Missionsarbeit im Gange und konnte die Früchte derselben sehen. Von den zwanzig Kindern, welche die Schule besuchten, theils Waisen, theils von ihren Eltern dem Radscha zu einer christlichen Erziehung übergeben, waren schon sieben getauft. Brooke sorgte allerdings treulich für das Werk. Oft besuchte er die Kinder und ließ sich von ihnen vorsingen oder ließ sie in seinen Garten kommen, um sie mit Kuchen und Früchten zu bewirten. Auch der Kranken nahm er sich an und ließ ein Hospital bauen, wo die Missionare ihre medizinischen Kenntnisse verwerteten und als Boten des Evangeliums wirkten. Der Bischof schrieb bei Gelegenheit der Kircheneinweihung: „Einer der dunkelsten Schlupfwinkel der Unwissenheit, Grausamkeit und Verwüstung, wo Seeräuberei, Mord, Brand und Jagd auf Menschenköpfe am offenen Tage sich breit machten, ist nun so zu sagen zu einem Garten Gottes geworden.“ Inzwischen hatte sich die Zahl der Missionare auf vier vermehrt, und 1852 hatten diese die Schwierigkeiten der verschiedenen Sprachen soweit überwunden, daß sie sich unter verschiedenen Stämmen niederlassen konnten. Damals hatte sich die Zahl der Getauften schon auf fünfzig gemehrt, meist Kinder aus dem Waisenhanse, aber auch einige Erwachsene, denen der Herr das Herz aufgethan zu haben schien, um selbst das Evangelium ihren Landsleuten zu verkündigen. Um diese Zeit (1852) übernahm die Propagation Society diese Mission, und drei Jahre später wurde Mac Dougall zum Bischof geweiht unter dem Titel Bischof von Sabuan, obwohl er seinen Sitz in Sarawak behielt.²⁾

Inzwischen waren bereits ein paar weitere Stationen angelegt worden. An dem nächsten bedeutenden Strom im Westen, Lunbu, wo die Dajakten schon sehr unter dem Einfluß der Muhammedaner standen,

¹⁾ Die folgende Darstellung ist meist einem Artikel des (Amsterdamer) Heidenboode, Juni und Juli 1870, entlehnt. — Zu nicht geringem Veroruch bemerke ich erst nachträglich, daß der Holländer von Dr. Gumbert, Basler Missionsmagazin 1870, abgeschrieben hat, ohne die Quelle zu nennen.

²⁾ Nach Sabuan scheint er nicht oft zu kommen. Dort hat sich eine katholische Mission niedergelassen und ihre Arbeit auch nach Brunai ausgedehnt.

ließ sich Missionar Gomez nieder, an einem schönen Vergorte mit prächtigen Wasserfällen und Wäldern. Er fand bei dem alten Häuptling der Sundubajaken freundliche Aufnahme. In demselben lernte er wider Erwarten einen feinen wohlgefinnten Mann kennen. Doch hatte der Missionar in seiner einsamen Stellung einen schweren Stand, und es gab manches entmutigende Zeichen. Erst nach zwei Jahren durfte er nach unverdrossener Arbeit bemerken, daß die ausgestreute Saat zu keimen begann. Nur die Frauen, die hier nichts weniger als Sklavinnen der Männer sind — gibt es doch sogar Stämme, die von Frauen regiert werden — boten noch halsstarrig dem Christentum Widerstand, als unter den Männern schon Geneigtheit für das Evangelium zu spüren war. Endlich zu Ostern 1864 hatte Gomez die Freude, auch die ersten Frauen taufen zu dürfen, nachdem bereits 120 Männer das Christentum angenommen hatten. Unter diesen befanden sich auch zwei Zauberer, welche in die Sonntagschule gekommen waren, um die dort gesungenen Lieder zu lernen, welche sie für wirksame christliche Zauberformeln hielten. Sie wurden aber selbst ergriffen von der Kraft der christlichen Wahrheit.

Gleichzeitig hatte im Osten von Sarawak Missionar Chambers einen andern Teil des Missionsfeldes in Angriff genommen, und zwar an dem majestätischen Batang Lupar, der einige Meilen von der Küste den Singa aufnimmt. Stromaufwärts führt derselbe an dem Berge Banting (d. h. Festung) vorüber, an dessen Fuße eine Stadt gleichen Namens liegt. Dieses Gebiet war bis dahin ein Hauptneß der räuberischen Seebajaken gewesen. Nirgendso war die Jagd auf Menschenköpfe so im Schwunge wie hier. Broote hatte gerade mit diesem Teil der Bevölkerung viel Mühe. Aber mit Ernst und Milde war es ihm auch hier gelungen, Ordnung zu schaffen. In Singa hatte er einen seiner Neffen als Distrikts-gouverneur eingesetzt, der unter jenen Stämmen ein straffes Regiment hielt, sodaß Broote von der einst so gefährvollen Gegend rühmen konnte, man sei dort ebenso sicher wie in England. Auch hier gelang es dem Evangelio eine Bahn zu öffnen, und zwar auch weiterhin unter den wilden Saribassabajaken, die im Nordosten im Gebiete des gleichnamigen Stroms leben. Aus jener Gegend kam nämlich 1864 ein Mann mit Namen Buda, der wegen eines Streits mit seiner Frau aus seinem Vaterlande sich entfernt hatte, nach Banting, wurde dort mit dem Christentum bekannt und empfing auf seinen Wunsch die heilige Taufe. Nach seiner Rückkehr begann er in seiner Heimat selbst zu predigen, und als 1867 der Missionar nach jener Gegend kam, fand er bereits ein solches Verlangen nach dem Christentum vor, daß er unter den zudringenden Bewerber bereits 180 zur heiligen Taufe auswählen konnte, bei denen er ein ernstes und aufrichtiges Heilsverlangen zu erkennen meinte.

Unter den Landbajaken am Sarawak und westlich hatte die Missionsarbeit zum Teil größere Schwierigkeit. Südlich von Sarawak wurde durch den Missionar Abé am Flusse Duop eine Station angelegt, wo er 1865 den Manang (Zauberer) des dortigen Stammes, einen hundertjährigen Greis, taufen konnte, der durch seinen Einfluß viele nach sich zog. Später wurde etwas stromabwärts eine zweite

Sta
schö
Jah
Es
eine
umf
ins
mit
büßt
im
war
Doch
der
Chin
Evan
ware
fünf
gründ
name
anlass
unter
dankb
für d
nare

Station
nach
völlert
Jahre
mit F
ist.
Charles
durch
auf die
Bischof
land
Dr. C
durch
er das
vierzehn
Sundu
samkeit

1) &
bei einem
und keine

Station, Murbang, angelegt. Auf beiden befanden sich im Jahre 1868 schon 222 Gemeindeglieder.

Ein besonderes Arbeitsfeld boten auch die Chinesen dar, deren Zahl sich in der schnell wachsenden Hauptstadt beträchtlich vermehrte. Es war schon ein schönes Werk unter ihnen begonnen, als sie 1857 einen Aufstand gegen den Kaiser veranstalteten, in dem viele Europäer umkamen. Der Bischof samt seiner Familie und allen, die sich damals ins Missionshaus flüchteten, auch einige bekehrte Chinesen, waren froh, mit dem Leben davon zu kommen, obgleich sie alle ihre Habe einbüßten. Schließlich aber wurden die Empörer besiegt; viele verloren im Kampfe das Leben, andere wurden des Landes verwiesen. Das war natürlich ein schwerer Schlag für die Mission unter den Chinesen. Doch hatten zu Ende des Jahres 1867 sich schon ihrer zweihundert der christlichen Kirche angeschlossen, und ein zum Diakonus geweihter Chinese predigte in der Kirche zu Sarawak seinen Landsleuten das Evangelium. Unter den Zöglingen der Missionschule zu Sarawak waren von Anfang an immer mehrere Chinesen, und in Unbop, vier bis fünf Meilen östlich von Banting, an einem Fläschchen gleichen Namens, gründete Missionar Crookland auf Kosten der Regierung eine Schule, namentlich für chinesisch-bajaktische Mischlinge. Auch wurde, auf Veranlassung des jüngeren Brooke, von Banting aus eine besondere Mission unter den tiefer im Innern wohnenden Mischlingen beabsichtigt. Wie dankbar manche Chinesen für die auf sie verwendete Liebe, Geduld und für den ihnen zu Theil werdenden Unterricht sind, konnten die Missionare aus einem und dem andern Zuge zarter Gegenliebe erkennen.

Im ganzen zählte man 1868 in dem Staate Sarawak auf sieben Stationen etwa 1700 Christen, immerhin ein schöner Anfang der Ernte nach zwei Jahrzehnten der Missionsarbeit, wenn auch unter der Bevölkerung von 250 000 nur eine kleine Zahl. In dem genannten Jahre starb am 25. Juli Sir James Brooke. Er konnte dankbar und mit Freuden auf sein Werk zurückschauen, das nicht vergeblich gewesen ist. Ihm folgte in der Regierung sein schon erwähnter Neffe, Sir Charles Brooke, der jedoch schon nach wenigen Monaten gleichfalls durch den Tod abgerufen wurde. Sir Batten von ihm überkam darauf die Regierung und hat sie bis jetzt in Händen.

Auch von den alten Missionaren schiedet einer nach dem andern. Bischof Mac Dougal¹⁾ hat sich mit aufgeriebener Gesundheit in England zur Ruhe gesetzt (1869), und der bereits erwähnte Missionar, nun Dr. Chambers, ist sein Nachfolger geworden. Auch er mußte jedoch durch eine längere Erholungsreise erst seine Gesundheit kräftigen, ehe er das Amt antreten konnte. Auch Missionar Gomez schied nach vierzehnjährigem treuem Dienste aus, sowie der später gleichfalls zu Lundu eingetretene Richardson, der in seiner nur vierjährigen Wirksamkeit über hundert Bajaken taufen durfte.

¹⁾ Ein rühriger Mann, der auch mit der Bische wohl umzugehen verstand und bei einem Gefechte mit Seeräubern 1862 gegen achtzig Schiffe abgegeben haben soll, und keine Feßelschiffe!

Soweit unsre vorliegende Quelle, welche die Entwicklung der Mission bis zum Jahre 1870 verfolgt. Vier Jahre später gab der Bischof eine ausführliche Beschreibung seines Arbeitsfeldes (im Mission Field 1875, p. 36 ff.), der wir Folgendes entnehmen.

Von Singapur kommend, findet man als ersten Fluß, in den man einlaufen kann, den Lunbu. Auf einem sich erhebenden Terrain, vierzehn englische Meilen von der Mündung, steht das Missionshaus und die kleine Kirche. Missionar J. L. Rehder (der Name steht so deutsch aus!) hält dort täglich Gottesdienst, wie dies in der ganzen Diözese üblich ist, sonst in der Landessprache, hier aber geschieht es auf malaisisch. In diesem äußersten Winkel des kleinen Reiches sind nämlich verschiedene Völker und Sprachen zusammen gekommen. Ursprünglich wohnten hier die Lunbu, ein Stamm von Bergdajak, der aber von dem Hauptstamme getrennt, seit einem Jahrhundert ausgestorben ist. Die jetzigen Bewohner sind, nach ihrer Kopfhaut geordnet: Sibuyow, Malaien, Salakow, Lara und Chinesen. Nr. 1, 3 und 4 gehören zu den Landdajak. Alle, mit Ausnahme der Malaien, haben in demselben Verhältnisse Vertreter in der christlichen Gemeinde, die 300 Seelen zählt. Malaisisch ist die übliche Verkehrssprache. In einer Stunde erreicht man leicht zu Wasser den Strom Lara. Ein Marsch von sechs englischen Meilen bringt uns nach Sedamat, wo eine von Lunbu aus verwaltete Kapelle sich befindet. Die Lara sind verhältnismäßig jüngere Ansiedler, die von einem großen Stamme im Gebiete von Sambas und Pontianak über die Grenze gekommen sind. Sie sind für das Evangelium verhältnismäßig zugänglich.

Von der Mündung des Lunbu kommt man mit etlichen Stunden Ruderns oder Segelns nach der Santubongmündung des Sarawak. Etwa zwanzig englische Meilen aufwärts liegt Kutsching (Kuching) — das ist jetzt der offizielle Name der Hauptstadt, wo die Mission ihren Hauptsitz hat. Hier befindet sich die vom Gründer des Reiches eingerichtete Hauptschule mit einigen dreißig Jünglingen. Der Bischof war bemüht, gerade diese Anstalt zu erweitern und hier möglichst viel Kinder angesehenen Leute aus den Kreisen aller Stationen erziehen zu lassen. Missionar Abé hat treulich an der Schule gearbeitet. Seine Frau hatte eine Mädchenschule. Er ist seither (1876) heimgegangen, nachdem er auf der Reise nach einem Anknippen mitten im Urwald erkrankt und von seinen dajakischen Begleitern nach Hause getragen war. — In Kutsching ist auch eine Presse für die Mission in Thätigkeit, welche Übersetzungen von Teilen der Heiligen Schrift in verschiedene dajakische Dialekte, sowie ins Malaisische geliefert hat. Unter den Chinesen wird durch Bazaarpredigt missionirt, und ab und zu können etliche der christlichen Gemeinde hinzugefügt werden. Sonst aber tritt meist ihre Sucht Geld zu machen, die alle ihre Gedanken beherrscht, der Mission hinderlich in den Weg.

Wenn man den Moratabasarm des Sarawak heruntergeht, kommt man an die Mündung des Luop. Wenige Meilen stromaufwärts liegt die früher mit einem europäischen Missionar besetzte Station Merbang (früher schrieb man Murbang), die sich jetzt, da die christ-

lich
gela
Wel
lisch
welc
älter
heid
Stat
am
thun
Zwei
Sent
rahan
des
der
hatte
(allei
konu
einem
Vor
Münd
mit se
Sibuy
an ein
Bischo
suchen
steden.
wo no
B
bey m
ein nie
Mündu
gleichen
so erre
Kirche
den Gen
des heil
Bei
in denen
man bei
1) G
wurde, d
lichen Geh
nach Kuts
nimmt's
2) D
schreibung

ng der Mission
er Bischof eine
n Field 1875,

h, in den man
nden Terrain,
Missionshaus
Name steht so
in der ganzen
er geschieht es
n Reiches sind
en gekommen.
n Bergdajaken,
ahrhundert aus-
pzahl geordnet:
r. 1, 3 und 4
Malaien, haben
Gemeinde, die
sprache. In einer
a. Ein Marsch
t, wo eine von
sind verhältnis-
mme im Gebiete
nmen sind. Sie

etlichen Stunden
g des Sarawat.
ng (Kuching) —
die Mission ihren
es Reiches einge-
Der Bischof war
glichst viel Kinder
ziehen zu lassen.
Seine Frau hatte
ngen, nachdem er
waid erkrankt und
gen war. — In
thätigkeit, welche
chiedene dajakische
en Chinesen wird
a etliche der Christ-
meist ihre Sucht
Mission hinderlich

untergeht, kommt
en Stromaufwärts
besetzte Station
egt, da die Christ-

liche Bewegung unter den zerstreuten Sibuyow (Sandbajalen) sehr nach-
gelassen hat, nur in der Pflege eines eingebornen Katechisten Thomas
Webster¹⁾ befindet. — Von der Quelle des Duop hat man drei eng-
lische Meilen durch den Wald bis zum Dorfe der Duopbajalen,
welche sämtlich sich zum Christentum bekennen, wenn auch manche
ältere Leute immer noch mit einer gewissen Sehnsucht nach ihren einstigen
heidnischen Gebräuchen schielen. Hier hat Missionar Shepherd seine
Station, von der aus noch eine bedeutende Arbeit unter den Stämmen
am oberen Sarawat und Sabong, die von hier zugänglich sind, zu
thun bleibt. Der Bischof war bemüht, geeignete Gehilfen für diesen
Zweck zu verschaffen. Eine entsprechende Außenstation bestand schon zu
Senta, östlich an dem mit Duop resp. Sarawat gleichlaufenden Sama-
rahan gelegen, war aber wegen Mangels an der nötigen Beaufsichtigung
des inländischen Arbeiters nicht recht vorwärts gekommen. Ab-Rut,
der von Mc. Dougall getaufte Erstling der Chinesen zu Kutsching,
hatte eine lange Reihe von Jahren treulich als Katechist zu Duop
(allein?) gearbeitet und war nach wohlbestandener Prüfung zum Dia-
konus ordiniert. Wie gesagt, war damals die genannte Station mit
einem europäischen Missionar besetzt.

Nach Osten zu folgt als der nächste schiffbare Fluß der Sabong.
Vor demselben fallen noch einige kleine Flüßchen ins Meer, in deren
Mündung der Bischof bei seinen Reisen während der Monsunzeit öfters
mit seinem Boote Zuflucht suchte. Es wohnen dort wenige zerstreute
Sibuyow, die von Merbang aus dann und wann besucht werden. Auch
an einem in den untern Sabong fallenden Seitenflüßchen hatte der
Bischof ein kleines Christenhäuslein in einem verfallenen Hause aufzu-
suchen und blieb fast im Schlamm des seichten Baches mit dem Kopfe
stecken. Am oberen Sabong hat Thomas Webster unter den Bergdajaken,
wo noch seine Verwandten leben, Eingang gefunden.

Verläßt man den Sabong zur Flutzeit, so kommt man schnell in
den mächtig breiten Batang Lupar. Zu beiden Seiten breitet sich
ein niedriges Sumpfland aus. Werzehn englische Meilen von der
Mündung fällt der Linga ein. Rudert man denselben bis zu einer
gleichen Entfernung hinauf, immer noch durch flaches Alluvialgebiet,
so erreicht man Rev. Mesneys Station Danting. In der netten
Kirche versammelt sich die christliche Gemeinde zahlreich. Doch fällt es
den Leuten immer noch recht schwer, sich ganz von den Nachwirkungen
des heidnischen Aberglaubens loszumachen. —

Bei einer späteren Visitation hielt der Bischof hier in einem der langen Häuser,
in denen 250 Personen leben, eine Versammlung. Unter Schwierigkeiten gelangte
man bei Fadelschein an Ort und Stelle. Auf der Veranda²⁾ waren Matten für

¹⁾ Ein Dajak vom oberen Sabong, der als Sklave nach Brunai gebracht
wurde, dort aber auf ein englisches Schiff entfloß, dessen Kapitän ihn in der christ-
lichen Lehre unterrichtete und ihn kaufen ließ. Dann kam er auf die Missionsstation
nach Kutsching und wurde Katechist. Er hat bedeutende homiletische Begabung —
nimmt's aber mit der Vorbereitung auf seine Predigten insofern etwas leicht.

²⁾ Der gemeinsame bewohnte Teil des Hauses. Vergleiche die obige Be-
schreibung.

die Gäste ausgebreitet, sowie ein Stück rotes Tuch zur Aufzeichnung ausgelegt. Der Raum war mit einer Anzahl Fadeln (Dambus mit Oerz gefüllt) und ein paar qualmenden Öllampen doch nur spärlich beleuchtet. Es war ein seltsamer Anblick, als die dunkeln Figuren bei dem unsichern Lichtscheine am Boden hockten -- über hundert Männer und Frauen. Im Hintergrunde sah man um Fadeln gesammelte Gruppen von Frauen Baumwolle spinnend oder nähend. Man hörte der Ansprache des Bischofs zu, der die gewöhnlichen Fragen der Neugierde über England z. kurz abgeschnitten hatte, und selbst die sonst so indifferenten Frauen hielten ihre Spinnräder an, um seiner Rede zu lauschen. So stille ist's sonst gewöhnlich nicht bei solcher Gelegenheit im Dajalenhause, wo die heulenden und sich beißenden Hunde die Andacht stören oder ein aufgeregter Kampfbahn mitten unter die Versammlung fliegt. Diesmal aber war neben des Bischofs Stimme kein Laut zu hören bis auf das Klatschen der Hand, wenn hier und da ein von einem Moskitto Gestocheener nach dem Tierchen schlug. Hernach sprachen noch ein paar Missionare und Katechisten, und zuletzt ergriff auf des Bischofs Veranlassung ein alter Mann das Wort. „Ja Freunde“, sagte er, „Ihr alle sagt „wir glauben“, was leicht zu sagen ist. Aber zeigt es dem Tuan (Herr), daß Ihr glaubt, und geht auf den Berg (die Missionsstation), um euch unterrichten und zur Taufe vorbereiten zu lassen. Laßt uns Thaten haben und nicht bloß Worte.“ (Miss. Fiebl. 1878, p. 540).

Wir kehren in den Batang Supar zurück. Zu beiden Seiten, sowie auf einem entfernteren Bergzuge befinden sich einzelne Häuser, unter deren Bewohnern sich meistens etliche Christen befinden.

Eine Brandstätte dort gab eine traurige Illustration der alten heidnischen Zustände. Das Haus war verbrannt infolge der Nachlässigkeit eines jungen Mannes beim Räubern von Fischen, wobei er vor Müdigkeit eingeschlafen war. Nach altem Dajalenrechte mußte er und seine Angehörigen nun als Sklaven verkauft werden, um den Schaden zu decken, der den übrigen Hausbewohnern zugefügt war. Die Mutter aber zog es vor ihre Kinder zum Begräbnisplatz zu führen, wo sie mit den Worten: „Tod ist besser als Sklaverei“ ihnen von der gütigen Lubawurzel zu essen gab und selbst ab. Nur ein Kind blieb am Leben um die Geschichte zu erzählen.

Schließlich erscheint die Stadt Simangang, und halb darauf sind wir an der Mündung des Unbup. Eine Stunde Gehens oder zwei Stunden Ruderns auf dem vielgewundenen Flusse bringen uns nach Labu (Saba), Rev. Großlands Missionsstation. Die hübsche Kirche wurde 1873 in Gegenwart des Radscha und der Rani (Fürstin), welche eine schöne Altarbekleidung geschenkt hatte, eingeweiht. Sie enthält auch ein Harmonium, das ein chinesischer Gehilfe spielt. In der Gemeinde zeichnet sich durch sein lautes Einstimmen bei den Responsorien ein alter blinder Mann aus, der sonst in einer Ecke des Missionshauses sitzt und Garn zu Fischeknägen spinnt. — Die Christen hatten sich im Jahre zuvor entschlossen, die heidnischen Gebräuche vor der Bestellung der Ader zu ersetzen durch einen feierlichen Gottesdienst. Leider aber richteten in der Ernte die Matten großen Schaden an. Von vielen wurde dies der Unterlassung jener Gebräuche zugeschrieben. Ein paar chinesische Gehilfen sind auf der Station thätig, deren einer in der Schule Tüchtiges leistete und zu seiner weiteren Ausbildung nach England geschickt werden sollte.

Zwei englische Weilen oberhalb der Mündung des Unbup fällt der Salaran in den Batang Supar. In diesem oberen Flußgebiet hat die Mission noch nicht viel thun können. Einige feindliche Stämme, die bald diesseits, bald jenseits der holländischen Grenze sich aufhielten und hier und dort Köpfe zu erlangen suchten, ließen die Gegend nicht zur

St
lä
ve

no
No
Ed
lid
Ma
Pa
vie
Ein
erb
tau
Vol
bur
har
Afi
Ma
eine
war
ein
aber
zum
fante

Aben
rühm
gebra
und
Sebu

einer
Diese
Kria
münd
als K
stamm
fluß e
wo di
vier e
Perha
Wohn
Kates
regelm

Ruhe kommen. Jetzt hat die Regierung von Sarakwal mit der holländischen gemeinsame Maßregeln zur Unterdrückung des Unwesens verabredet.

Geht man den Batang Lupa wieder hinab und folgt der jetzt nordwärts streichenden Küste, so kommt man in den Saribas, ein Name, der vor nicht langer Zeit auf den benachbarten Flüssen mit Schreden genannt wurde. Jetzt liegt dort, tief im Innern, das herrliche Dorf Saruai und weiterhin, hundert englische Meilen von der Mündung, ein anderes, Graji. Weiterhin trennt sich der Fluß in den Padih und den Satar. Am ersteren hat ein Christenbäuflein unter viel Anfechtung von ihren heidnischen Landsleuten eine Kapelle gebaut. Ein treuer Katechist samt seiner Frau hat dann erfolgreich dort gearbeitet, und der Bischof konnte bei seinem Besuche wieder 30 Personen taufen. Zurückkehrend blieb er die Nacht in dem malatäischen Dorfe Boling und fuhr von dort den schmalen Simambo hinauf, der sich durch den sonst undurchdringlichen Urwald windet. Überall sieht man Farne, Wurzeln, Orchideen, Schlingpflanzen, die von den überstehenden Ästen bis in den Rahn herabhängen — alles aufs dichteste verwachsen. Manchmal mußten sich die Reisenden flach niederlegen, um nicht an einen quer über den Fluß gestürzten Baumstamm anzustoßen. Endlich war die Niederlassung erreicht, wo eine Anzahl Christen sich bereits ein Kirchlein gebaut hat. Eine schlichte Brücke führt zu der letzteren, aber infolge des Regens war alles so überschwemmt, daß der Bischof zum Gottesdienste tief durchs Wasser mußte. Zwanzig Kommunikanten feierten das heilige Abendmahl.

In Saruai befindet sich ebenfalls schon eine schöne Anzahl von Abendmahlsgegnen. Die Frau des dortigen Katechisten wird sehr gerühmt. Sie hat eine Klasse von Frauen und Mädchen zusammengebracht, die sie im Lesen unterrichtet. Sie liebt selbst recht fleißig und ist ein schlagendes Beispiel, was Christentum und Bildung zur Hebung einer wilden Rasse wirken können.

Von der Mündung des Saribas kann man unter dem Schutze einer bei der Ebbe zu Tage tretenden Sandbank in den Kalaka kommen. Dieser Fluß wird nicht weit von der See durch den Zusammenfluß des Krian und Sesarang gebildet. Der erstere ist der größere. In diesen mündet der Sebetan, an welchem die Missionsstation liegt, die meist als Krian bezeichnet wird. Besser als auf dem durch umgestürzte Baumstämme erschwerten Flußwege erreicht man sie, wenn man den Hauptfluß etwas weiter verfolgt, bis zu der malerisch gelegenen Stadt Saratof, wo die Regierung ein Fort angelegt hat. Von dort erreicht man nach vier englischen Meilen Fußweges die Station. Dort hat der Missionar Perham mehrere Jahre gewohnt, bis seine Gesundheit ihn zwang, seinen Wohnsitz nach Banting zurück zu verlegen¹⁾, von wo er jene, nun einem Katechisten anvertraute Gemeinde, sowie die übrigen in jener Gegend regelmäßig besucht. In der Kirche teilte der Bischof an fast fünfzig

¹⁾ 1877 mußte er eine Erholungsreise nach Europa antreten.

Personen das heilige Abendmahl aus. Noch weiter den Arjan hinauf, kommt man nach Lamudol, wo auch eine kleine Gemeinde ist, die sich ein Kirchlein gebaut hat. Der dort angestellte Katechist ist ein von Nebschang stammender befreiter Slave. Durch ihn hoffte man die Mission auch nach seiner Heimat, unter die Milano ausbreiten zu können. Darauf hinielend war eine Zwischenstation Sebi am Ryabur, einem noch nördlicheren Küstenvölkchen, das mit dem großen Nebschang schon durch einen Wandungsarm verbunden ist, angelegt worden.

Damit hätten wir dies ganze Missionsfeld überschaut. Von allen jenen Stämmen der Seebajalen, unter denen die letztgenannten Missionsstationen bestehen, bemerkte der Bischof schon 1872, wie sich Fortschritte zu zivilisierteren, christlichen Sitten, Ansichten und Handlungsweisen erkennen ließen. Eine Frau starb im Kindbett — aber das lebende Kind wurde nicht mehr nach heidnischem Brauche lebendig mit der Mutter begraben. Die geschwärtzten Schädel waren von den Hausvätern am Saribas verschwunden, und seit zwei Jahren hatte man keinen Manang (Zauberer) mehr fungiren lassen. Unter den Sandbajalen im Westen dagegen schien Stillstand, wo nicht Rückschritt eingetreten zu sein.

Die statistischen Angaben des letzten Jahresberichts sind nicht ganz vollständig. Ergänzen wir die Zahlen für Kutsching aus einem früheren Berichte, so erhalten wir für alle Stationen 1889 Gemeindeglieder und 588 Kommunikanten; wobei freilich fraglich bleibt, ob in diesen Zahlen die Angaben für Merbang und Undup mit eingeschlossen sind.

Schließlich sei noch bemerkt, daß auf der Insel Sabuan, der Titularbischofe, die kirchlichen Angelegenheiten sehr schwach bestellt sind. Einige Jahre lang war nicht einmal ein Geistlicher an der dortigen Kirche angestellt, wegen Mangel an Kolonialfonds. Mit den Kohlenlagern, in denen man noch immer vergeblich nach Steinkohlen ersten Ranges suchte, scheint man sich getäuscht zu haben. Von Mission unter den dortigen Eingebornen war gar nicht die Rede. — Zu dem Sprengel des Bischofs gehören aber seit einigen Jahren übrigens auch die sogenannten Straits Settlements, die englischen Kolonien an der Straße von Malaka (früher zur Diözese Calcutta gehörig), wo der Bischof namentlich unter Chinesen und unter eingewanderten Tamulen Mission treiben läßt. Auch für die zu Deli auf der Ostküste Sumatras angesiedelten Engländer verlangte er einen Kaplan, womit auch einer Ausbreitung der Mission dorthin die Wege gebahnt wären. Auf der ganzen Halbinsel von Malaka steht ihr ein für jetzt noch unermessliches Feld offen.

5. Celebes und die benachbarten Inseln.

a) Allgemeines.

Unter den großen Sundainseln zeichnet sich Celebes durch seine sonderbare Gestalt aus, hat aber dem ganzen Baue nach mit Borneo viel Ähnlichkeit. Hier wie dort laufen nämlich von einem Knotenpunkte aus Gebirgszüge nach verschiedenen Richtungen, zwischen denen sich auf Borneo große, zum Teil noch sehr sumpfige Flachländer gebildet haben,

1)
Kilometre
gegen
vermehrt
Distanz

Arrian hinaus,
be ist, die sich
ist ein von
pötte man die
iten zu können.
Ryabur, einem
Reichthum schon
en.

ut. Von allen
nnten Missions-
sich Fortschritte
lungsweisen er-
as lebende Kind
mit der Mutter
ausbüchern am
keinen Manang
alen im Westen
en zu sein.

sind nicht ganz
einem früheren
einbeglieder und
in diesen Zahlen
en sind.

an, der Titular-
st sind. Einige
dortigen Kirche
n Kohlenlagern,
n ersten Ranges
ffion unter den
dem Sprengel
s auch die foge-
an der Straße
wo der Bischof
amulen Mission
Sumatras ange-
auch einer Aus-
Auf der ganzen
ermessliches Feld

n.

bes durch seine
ach mit Orneo
m Knotenpunkte
n denen sich auf
gebildet haben,

während auf Salles diese Bildung noch bevorzuzusehen scheint. Die Meerbusen, welche jetzt den Raum zwischen den getrennten Gliedern der Insel einnehmen, sollen nämlich allmählich an Tiefe verlieren. Das Innere ist noch wenig erforscht. Die Gebirge, die zum Teil schroffe Küsten bildend bis ans Meer vortreten, zum Teil aber mit flacheren Streifen Landes umgeben sind, haben ausgedehnte Wälder. Doch finden sich auch Weidgründe, wie sie sonst auf diesen Inseln seltener sind. Die Bevölkerung ist sehr dünn¹⁾ und konzentriert sich am meisten auf der südwestlichen, sowie auf der nördlichen Halbinsel.

Die erstere wird von zwei Stämmen malaischer Abkunft bewohnt, den Malassaren im Westen und den Bugi (Buginesen) im Osten. Beide haben ihre von einander ziemlich abweichenden, wohlklingenden Sprachen, und stehen auf nicht geringer Kulturstufe. Noch lange Zeit nach dem ersten Besuche der Portugiesen (1525) waren sie Heiden. Erst im Laufe der ersten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts nahmen sie den Islam an, zu dessen Ausbreitung die Bugi viel beigetragen haben, da sie als ein seefahrendes und handelslustiges Volk sich ähnlich wie die Malaien durch den ganzen Archipel verbreitet und an allen bedeutenderen Punkten Ansiedlungen gegründet haben, die mit dem Mutterlande in regem Verlehr stehen. Sklaverei ist unter ihnen herrschend; bemerkenswert ist auch die hohe Stellung der Frau, die zu hohen Ämtern und selbst zum Throne gelangen konnte. Das Reich Boni war das mächtigste unter mehreren Staaten der Bugi und hat lange seine Selbständigkeit bewahrt, ist aber 1860 den Holländern tributpflichtig geworden. Das einst bedeutende Reich von Malassar hat sich schon 1669 der holländischen Regierung unterwerfen müssen und war seitdem sehr heruntergekommen. Es herrscht dort eine Art Lehnswesen, durch die das Land in viele kleine Fürstentümer zerplittert ist, in denen die Edlen ein schwelgerisches Leben führen, während auch das größtentheils leibeigene Volk durch Wollust, Spiel und Opium sehr entsetzt ist. — Jetzt ist auf jener südlichen Halbinsel von Salles der Islam herrschend, wenn auch das alte Heidentum unter der äußeren Hülle dort vielleicht noch stärker vorhanden ist, als auf Java. — Der bedeutendste Punkt dieses Gebietes ist Malassar, die Hauptstadt der Residenschaft Salles, die seit 1846 zum Freihafen erklärt wurde. Aber sie konnte nicht mehr mit dem englischen Hafen Singapur konkurrieren, der bereits den größten Teil des Handels an sich gezogen hatte.

Deuten wir hier sogleich die geringen Versuche der evangelischen Mission an, welche auf diesem südlichen Theile der Insel gemacht worden sind. Seit dem Jahre 1847 hielt sich Dr. Matthies (1844—47 Subdirektor der Niederländischen Missionsgesellschaft) im Auftrage der Niederländischen Bibelgesellschaft in Malassar auf, zur Anfertigung einer malassarischen Bibelübersetzung, die von ihm 1859

¹⁾ Ganz Salles hat noch nicht eine Million Einwohner; auf das Quadrat-Kilometer kommen ihrer drei (auf Java 138). In der Minahassa zählte man bis gegen 1870 105 514 Seelen, seitdem hat sich die Bevölkerung aber bedeutend vermehrt.

Vurfardt, Missions-Bibliothek. IV, 1. 2. Aufl.

fertig gestellt wurde. Auf seine Anregung errichtete die Niederländische Missionsgesellschaft 1852 eine Missionsstation zu Bonthain, an der Südküste der in Rede stehenden Halbinsel, an die sich eine zweite zu Bulekomba, ein paar Meilen weiter östlich, anschloß. Die Mission wollte nicht recht gedeihen. Unter den manchen Hindernissen wird auch die Mißgunst holländischer Beamten genannt, die z. B. einen von Missionar Donseelaar übersehten Missionstraktat mit Beschlag belegen ließen. Der genannte Missionar wurde 1858 nach Timor versetzt. Zu Bulekomba blieb Missionar Goudswaard allein, mit dessen Tode 1864 diese ganze Mission erlosch, ohne daß bis jetzt ein Versuch ihrer Erneuerung gemacht worden wäre.

Nicht erfolgreicher waren die Gofnerschen Brüder, Schmidt und Benz, die sich 1854 zu Makassar niederließen. Letzterer ging bald nach Flores. Ersterer begann nach manchen Hindernissen eine Schule. Nach einigen Jahren kamen drei weitere Brüder, Jackstein, Jäserich und Bape, hinaus. Sie wollten neben der Arbeit unter den Makassaren auch unter den dort lebenden Chinesen wirken. Als aber das Land durch den Krieg mit Boni beunruhigt wurde, untersagte der Resident alle Missionsthätigkeit. Die Brüder warteten zum Teil zu Makassar, zum Teil suchten sie andere Missionsfelder. Aber zu einer namhaften evangelischen Mission ist es bis jetzt in Makassar noch nicht gekommen.¹⁾

Daselbe gilt natürlich von allen denjenigen Küstenstrichen von Celebes, die mit kleinen malaiischen resp. bugisigen Reichen besetzt sind, mit denen die holländische Regierung nur sehr laue Verbindungen unterhält und oft nur mit Mühe den bestimmten Tribut (der hier und da in Goldstaub besteht) einziehen kann. Einige dieser Reiche sind noch immer Schlupfwinkel für Seeräuber, alle aber Söhne des Islams.

Im unerforschten Innern der Insel leben heidnische Alfuren, meist noch auf niederer Kulturstufe. Sie sind ebenfalls ein malaiischer Volksstamm, der sich den Batakern und Dajakern an die Seite stellen läßt, und mit ihnen viel Ähnlichkeit hat. Diese Alfuren nehmen das Interesse des Missionsfreundes in besonderer Weise in Anspruch, weil unter ihnen das Christentum mehr als bei irgend einer andern Völkerschaft des Archipels Aufnahme gefunden hat. Freilich gilt dies nur von den Bewohnern eines kleinen Gebietes. Es ist der unter dem Namen der Minahassa bekannt gewordene äußerste nach Nordosten laufende Teil der nördlichen Halbinsel. Sehen wir uns zunächst Land und Leute dieses interessanten Missionsfeldes etwas genauer an.

b) Die Minahassa.

Die Minahassa ist ein herrliches Land. Vor uns liegt die Bai von Manado.²⁾ In sanftem Bogen drängt sie ihre blaue Fluten ins

¹⁾ In neuerer Zeit ist Dr. Matthes, der jetzt im Dienste der Regierung steht, mit der Errichtung einer Bildungsschule für inländische Lehrer zu Makassar beauftragt.

²⁾ Früher schrieb man Manado und Menahasse. Ich habe früher gerade über dieses Gebiet die ganze ausgebeutete Literatur mit Vorliebe studirt und kann nun

Niederländische
ain, an der
eine zweite zu
Die Mission
ssen wird auch
B. einen von
eschlag belegen
or verfest. Zu
such ihrer Er-

, Schmidt und
erer ging bald
n eine Schule.
n, Jäferich und
Matassaren auch
s Land durch
Resident alle
Matassar, zum
amhaften evan-
gt gekommen.¹⁾
tenstrichen von
hen besetzt sind,
nungen unter-
er hier und da
eiche sind noch
Islam.

ifuren, meist
latischer Volks-
ellen läßt, und
das Interesse
h, weil unter
n Völkerschaft
nur von den
em Namen der
laufende Teil
nd und Leute

liegt die Bai
ue Blüten ins

Regierung steht,
assar beauftragt.
her gerade über
und kann nun

Land, das allmählich in wogenden Hügelreihen ansteigt bis zu stattlichen Bergen, die ihre mannigfach geformten Gipfel von dem leuchtenden Himmelszelt scharf abzeichnen. Nur die letzteren sind kahl; sonst erscheint alles weit und breit mit dichten Wäldungen bedeckt, doch ohne Eintönigkeit, da die verschiedensten Schattirungen das Bild beleben. Der Strand ist streckenweis mit zierlichen Kotospalmen gesäumt, unter denen vor uns die Gebäude von Manabo durchschauen, hier die Häuser der Eingebornen mit ihren grauen Dächern, dort der Chinesische Rampong mit seinen roten Ziegeldächern, dort, halb im Grün der Gärten versteckt, stattliche europäische Bauwerke. Wie alle größeren Küstenorte des Archipels, hat auch Manabo eine bunt gemischte Bevölkerung. Vorwiegend ist die malaiische Sprache.

Von Manabo führt eine gut angelegte Straße gegen Süden nach dem 2350 Fuß über dem Meere gelegenen Tomohon. Dieselbe beginnt bald zu steigen, nachdem man auf einer langen mit Blätterdach versehenen Brücke ein in einem breiten Flußbette himmelmelndes klares Bächlein überschritten hat. Zuweilen verwandelt sich letzteres sehr schnell in einen reißenden Bergstrom. Balsamisch erfrischend weht uns die Morgenluft von den blauen Bergen entgegen. Bei der Negerei¹⁾ Lotta eröffnet sich ein herrlicher Blick nach der einen Seite über das weite dunkle Meer, nach der andern über üppige Reisfelder, Kakaogärten, Koffopflanzungen²⁾, Sagopalmen u. Je mehr wir in die Berge hineintommen, desto entzückender zeigt sich uns die Vegetation im herrlichsten Farbenpiel. Dort glänzend buntelgrünes Laub, untermischt mit lebhaften gelben Blüten, hier liches Grün mit roten Blumen. Weiter zieht sich der Weg vielfach steigend und fallend über das von zahlreichen Thälern zerklüftete Gebirgsland hin. Oft ist zu beiden Seiten dichter tropischer Wald, von Schlingpflanzen durchwoben. Nur selten läßt derselbe die Aussicht frei. Hat man aber den höchsten Punkt des Weges erreicht, so wendet man sich zurück, um das wunderbar schöne Landschaftsbild zu genießen.

Die weiligen Hügel mit ihrer dichten Waldbede lagen zu unsern Füßen. Zwischen den höheren Bergen des Hintergrundes aber erhob sich nun im fernen Nordosten der majestätische Katat, ein prächtiger regelmäßiger Kegels, der, ein kaum bemerkbares Dampfnebelschen zum azurnen Himmelszelt sendend, andeutete, daß seine vulkanische Thätigkeit noch nicht erloschen sei. Nach links zu schweifte der Blick über die Bai von Manabo hinaus auf das unabsehbare Meer. Wo man den Strand sah, war dieser durch einen weißen Streifen von Schaum auffallend von der dunkeln Fläche getrennt, deren Wellen von hier aus den Kungeln auf der Eis-

hier nicht im einzelnen bestimmt die Quelle angeben. Die beste Beschreibung der Minahassa ist die von Graafland, Rotterdam 1867. In meinem Buche: „J. F. Kiebel, ein Lebensbild aus Minahassa, 1873“, findet sich eine ziemlich ausführliche Schilderung des interessanten Landes, die ich hier mehrfach benutze.

¹⁾ Dies ist der Ausdruck für Dorf im östlichen Teile des Archipels. Mit Neger hat er nichts zu thun, sondern hängt mit dem indischen Naggat, Stadt, zusammen.

²⁾ Koffo, die Pflanze, welche den Manihaban liefert, eine Bananenart (Musa textilis), wird ziemlich viel kultiviert; auch die Kakaokultur ist bedeutend, besonders zur Ausfuhr nach den spanischen Philippinen. Lange Zeit hatte sie durch die Verdrängungen eines Insektes sehr gelitten.

bede eines Leiches gleichen. Dort blühten die Dächer von Manabo zwischen den Palmengipfeln hervor, bei der außerordentlich durchsichtigen Luft ganz deutlich erkennbar. Auf der entgegengesetzten Seite zeigte sich der massenhafte abgestumpfte Koton, mit seinen hier mehr oder weniger verdeckten beiden Nachbargipfeln. Es war dies der Olymp der heidnischen Alifuren. — Hören wir sogleich die sinnige Sage, die sich an denselben knüpft:

In alten Zeiten, so erzählt man, war der Koton viel höher als jetzt. Da kamen die Götter oftmals, an ihm herniedersteigend, auf die Erde, um unter den Sterblichen zu wandeln, und immer folgte reicher Segen ihren Spuren. — Wie mag es doch da oben in ihren Wohnungen aussehn? so dachte der neugierige verwogene Warereh. Er ging zum Koton. Höher und höher kam er an den schroffen Felswänden empor, bis er endlich vom Gipfel in die Herrlichkeit der zahllosen Götterschar hineinschauen konnte. Mit wachsendem Stolze kehrte er zur Erde zurück und rühmte sich dessen, was er gesehen, vor den Menschen. Aber immer wieder brängte es ihn hinaufzusteigen und sich an dem Anblick der Götter zu weiden. Doch endlich wird er entdeckt. Die Unsterblichen schwören ihm Rache. Er flieht und weiß sich lange Zeit mit Eist zu verbergen. Doch endlich spürt er selbst übermenschliche Kraft in seinen Gliedern und wagt dem Jorne der Götter ohne Scheu entgegenzutreten. Mit einem mächtigen Schwerte bewaffnet eilt er zum Koton. Ein Dieb — und der Gipfel des Berges stürzt donnernd zu Boden. Warereh aber nimmt ihn auf seine Schulter und trägt ihn zur andern Küste hin. Bei Tonsa hat er ihn niedergelegt. Da steht er noch heute als der mächtige Klabat. Doch noch nicht zufrieden, schlägt der Kiefe noch ein zweites Stück des Götterberges herunter, das er bei Manabo ins Meer wirft, wo man es jetzt noch als die Insel Manabo twah sieht. — Doch der Lohn des Frevels bleibt nicht aus. Geflohen und gehaßt von allen Menschen, muß Warereh seine Tage einsam vollbringen. Die Götter aber sind von den Menschenkindern geschieden, und vergeblich sucht man seitdem ihre Segensspuren auf der Erde.

Weiter zieht sich der Weg über eine Hochebene mit geringeren Erhebungen und Senkungen. Er berührt ein paar kleinere Negerereien. Zur Rechten begleitet uns der immer kolossaler erscheinende Koton mit seinen bewaldeten Schluchten und schroffen Felswänden. Zur Linken erhebt sich das Masaranggebirge, das seinen Namen der Sage nach davon trägt, daß es bei der Sündflut in Gestalt eines Hahnenkammes über dem Wasser zu sehen war. Eine ähnliche Erklärung wird auch von andern Bergnamen gegeben. Überhaupt spielt die Sündflut in den Überlieferungen der Alifuren eine große Rolle. — Nachdem man die nicht unbedeutende Negerrei Katassaffen durchschritten hat, senkt sich der Weg etwas. Die Hochebene, fast 2400 Fuß über dem Meere gelegen, erweitert sich zu dem breiten Plateau von Tomohon, in dessen Mitte die große Ortschaft gleichen Namens, umgeben von den ausgedehntesten Kaffeepflanzungen. Letztere sind regelmäßig angelegte und sehr sauber gehaltene Gärten, überragt von den lodernen Kronen der alazienähnlichen Schattenbäume. Tomohon ist ein bedeutender Stapelplatz für Kaffee; es befinden sich dort bedeutende Regierungsmagazine.

Jenseits des Plateaus, nachdem man die Negerrei Sarongsong passiert hat, steigt das Terrain wieder und wird uneben. Man kommt bald auf vulkanischen Boden, der durch wechselnde Farben auffällt: hier weiß, dort gelb, dort rötlich. Gewöhnlich macht der Reisende den Abstieg nach dem See Rino, der wie ein regelmäßiger ovaler Spiegel still und friedlich in einem rings von wellenförmigen Bergen eingefassten Thale liegt, über die sich im Hintergrunde einige gewaltige Berge erheben. Wer ahnte wohl, daß dieses liebliche Bild nur Tod und Ver-

den
stei
ma
bro
ein
Sal
Geg
birg
we
Tro

über
meh
(58
ist d
Teil
kein
so
Sch
loche
von
wie
weni
Dat;
von
haben
suche
gegen

nach
ist ei
quell
Luft
man
dichte
von
uns
welch
oft g

Drt
ist de
einer
ein u
Lond
geben
Berge
Schw

berben bedeckt! Doch an einigen gelblich gefärbten Stellen des Ufers steigen Dämpfe auf. Kommt man näher, so bemerkt man, wie der morastige Uferboden an manchen Stellen von unterirdischem Feuer brodelnd und kocht. Hier verunglückte 1832 der italienische Graf de Sibua, ein Freund A. v. Humboldts. — Durch das reizend gelegene Dorf Lahendong kommt man nach dem großen Orte Sonder. In der ganzen Gegend wird der ausgedehnteste Kaffeebau getrieben. Der klare Gebirgsbach, der den letztgenannten Ort berührt, macht eine halbe Stunde westlich davon einen sehr wertvollen Wasserfall, der über eine schroffe Felswand 70 Fuß senkrecht herabstürzt.

Auch Sonder liegt auf einem Hochplateau, von dem der Weg wieder über höhere Gebirge nach Compasso führt. Im Süden hat man wieder mehrere mächtige Regalberge vor sich, deren höchster, der Saputan (5800 Fuß), einen bedeutenden Krater hat. Mit großer Anstrengung ist derselbe mehrfach von Naturforschern bestiegen worden. Der oberste Teil des Berges ist in eine Aschenwüste gehüllt. Weit und breit ist kein Zeichen von Leben zu bemerken. Hat man den Kraterand erreicht, so blickt man in einen schauerlichen Schlund hinab, aus dem dichte Schwefelbänke aufsteigen. Wo der Wind diese vertreibt, sieht man den tochenden Schwefelspfuhl zwischen steilen Felswänden. Das Panorama von dort oben gesehen ist herrlich. Nach beiden Seiten, im Nordwesten wie im Südosten, erreicht der Blick das Meer. Hier liegt an der weniger gegliederten Küste der Hafenort Belang, mit seiner flachen Bai; dort sieht man einen Teil der tief ins Land eindringenden Bai von Amurang. Südlich davon, zwischen den welligen bewaldeten Bergen, haben wir den später öfters zu erwähnenden Ort Rumelembuat zu suchen. Die höheren Berge, die sich dahinter erheben, bilden die Grenze gegen das Land Bolaang Mongondau.

Doch zurück nach Compasso. Von dort steigen wir sanft hinab nach dem etwas tiefer gelegenen Plateau von Langowan. Auch dort ist ein merkwürdiges vulkanisches Terrain. Hier gibt's einige Schlammquellen, aus denen die kochende Masse fortwährend etliche Fuß in die Luft springt; andere Quellen haben klares Wasser, aber so heiß, daß man Eier darin kochen kann. An anderen Stellen bringen fortwährend dichte Dampfäulen aus der Erde. Der Boden ist ringsumher weiß, von dem durch die Hitze verfesteten Kalkstein. Die Naturforscher sagen uns, daß solche Stellen die Sicherheitsventile des Landes sind, ohne welche dasselbe ungleich häufiger den Erdbeben, wie sie trotzdem noch oft genug vorkommen, unterworfen sein würde.

Von Langowan liegt der später als Missionsstation zu nennende Ort Katahan nahezu gegen Süden, einige Meilen entfernt. Betreter ist der nach Nordost über welliges Terrain führende Weg. Nach etwa einer Stunde bringt uns derselbe auf eine Anhöhe, von der sich uns ein überraschender Blick eröffnet. Vor uns liegt der blaue See von Lombano, so groß etwa wie der Jüger See, still und spiegelglatt, umgeben von den in allen denkbaren Schattierungen von Grün prangenden Bergen, die freilich nicht so hoch sind, wie die an dem genannten Schweizersee. Am Ufer zieht sich die große Negerei Lakas hin, mit

ihren grauen Dächern, Klapperbäumen (Kalapa = Kokospalme) und äppigen Pifangrauden.

Vertrauen wir uns einem Fahrzeug an, das uns nach Norden zu über den See führt. Zu Zeiten ist es nicht ungefährlich, da der glatte Spiegel zuweilen plötzlich von tödtlichen Stürmen aufgeregt wird. Doch meine ich, man wird dort jetzt bessere Boote haben, als die früher gebräuchlichen Plotto, ausgehöhlte halbe Baumstämme, die an beiden Enden durch festgestampften Lehm gegen das eindringende Wasser geschützt waren. Manches Menschenleben ist in solchem Nachen verloren gegangen. Einen Paal¹⁾ vom nördlichen Ufer des Sees, wo derselbe sein Wasser einem aus mehreren Armen sich bildendem Flusse zuführt, liegt Tondano, eine der wichtigsten Negereien in der ganzen Minahassa. Es sind ihrer eigentlich zwei. Der breite, ziemlich stark strömende Fluß teilt die große Ortschaft in zwei Hälften: Westlich Tondano Loulian, östlich Tondano Loultmambot. Der gemeinsame Name rührt von dem Volksstamme her, der hier seit alter Zeit seinen Sitz hat. Tondano bedeutet „Wassermenschen“.

„Der Name trifft zu“, sagt eine Beschreibung aus der alten Zeit. Wie anderwärts die Jugend ihre Spiele zu ebener Erde hat, so hier zu Wasser. Das war ein lautes Lärmen auf dem Flusse, wo Knaben und Mädchen durch einander schwammen, untertauchten, und erst eine ganze Strecke weiter wieder zum Vorschein kamen und lustig umherplätscherten, wie die jungen Entlein. Dazwischen schossen manche Plotto pfeilschnell dahin, sehr geschickt von den in ihnen stehenden Männern gerudert, welche vom Fischfange auf dem See zurückkehrten. Andere hatten Brennholz geholt. Da und dort sah man auch Erwachsene sehr ungerirt ein kühles Bad nehmen.“

„Früher war der Name Wassermenschen noch zutreffender. Dort, wo sich der See allmählich zum Flusse verengt, ragen noch jetzt zwischen den schiffbewachsenen Inselchen mande von den Pfählen hervor, auf denen ihre Häuser gebaut waren (ganz wie bei unsern alten Pfahlbauern). Es war der Gang zur Freiheit, der das Volk zu solchem eigenthümlichen amphibischen Leben veranlagte. Schon in alter Zeit erwießen sie sich weniger fügsam als andere Alifurenstämme und suchten den europäischen Herrschern gegenüber ihre Unabhängigkeit zu wahren. In den Jahren 1709–11 führten sie unausgesetzt Krieg gegen die Ostindische Handelskompagnie und konnten nur mit Mühe unterworfen werden. Als sie aber gerade hundert Jahre später wieder einen Aufstand machten und auf ihre unzugänglichen Wasserburgen trosteten, ergriff man ernstlichere Maßregeln. Man brachte Kanonen mit Mühe über die Berge und schoss die Pfahlhäuser in Brand. Nun war der Widerstand gebrochen. Seitdem haben sie sich auf dem Lande angebaut.“ Damals sah der Ort nicht schön aus. „Die plumpen Häuser, deren jedes womöglich ein Duzend Familien beherbergt, stehen wie wild durch einander gewürfelt. Von Straßen ist keine Spur vorhanden, der ganze Grund und Boden ist eine schlammige und fetige Masse, immer durchwühlt von den frei umherlaufenden Schweinen.“

Nichts kann uns die wunderbare Umgestaltung, die sich im Laufe weniger Jahrzehnte vollzogen hat, schlagender aufzeigen, als der Abstand jener Schilderung von dem heutigen Tondano. Jetzt ziehen sich schnurgerade Straßen zu beiden Seiten des Flusses eine halbe Meile lang hin, in denen, von Rosenhecken umzäunt, sich Gärten an Gärten reiht, und in einem jeden derselben haben wir unter schattigen Bäumen ein

¹⁾ Hier, wie im ganzen holländischen Ostindien, rechnet man die Entfernungen nach Paalen (Pfählen) — 20 Minuten Gehens.

otospalme) und

nach Norden zu
h, da der glatte
egt wird. Doch
s die früher ge-
an beiden Enden
Wasser geschützt
en verloren ge-
es, wo derselbe
Flusse zuführt,
ganzen Mina-
stark strömende
esslich Lonzano
me Name rührt
einen Sitz hat.

Zeit. Wie ander-
ster. Das war ein
ander schwammen,
vorklein kamen und
schossen manche
oben Männern ge-
ere hatten Brenn-
rt ein klüßes Bad

Dort, wo sich der
schiffbewachsenen
fer gebaut waren
Freiheit, der das
Schon in alter
und suchten den
In den Jahren
Handelskompagnie
er gerade hundert
änglichen Wasser-
ste Kanonen mit
n war der Wider-
at.“ Damals sah
sächlich ein Duzend
Von Straßen ist
ammige und sotte
n.“

e sich im Laufe
als der Abstand
hen sich schnur-
be Meile lang
Garten reibt,
n Bäumen ein

Familienhaus vor uns, meist nett und sauber auf mächtig hohen Pfählen mit Treppe und Veranda. Fast überall sieht man Blumen- und Gemüßbeete. Die Straße ist wohl haussirt, immer trocken und reinlich. Wie anders als ehemals der von hundert Schweinerüßeln durchwühlte schmutzige Boden!

Folgen wir dem Lonzanosflusse, der bald einen Wasserfall bildet und dann ziemlich nach Norden fließt. Auf diesem Wege haben wir mehrfach den nicht mehr fernen Klabat, den höchsten Berg der Minahassa (6378 Fuß), vor uns. Nach vier bis fünf Stunden erreichen wir den bedeutenden Ort Ayer Madibi (kochenbes Wasser), wo auch eine Missionsstation besteht. Von hier führt ein Weg nach Südosten zum östlichen Gebirge, nach der Hafenstadt Kema, die meistens während des Südwestmonsüns aufgesucht wird, während in der übrigen Zeit des Jahres die Schiffe nach Manabo gehen. Vor Ayer Madibi wendet sich der Fluß in einem rechten Winkel und fließt in nordwestlicher Richtung der Bai von Manabo zu. Indem wir ihm folgen, wenden wir dem Klabat den Rücken; seine Ausläufer aber begleiten uns noch eine ganze Strecke. Dann wird das Terrain ebener. Zur Rechten gegen Norden lassen wir die Negerei Lalawaan auf ein paar Stunden Abstand liegen. Jenseits derselben, an der gezackten Nordküste der Minahassa, liegt Sikupang. Damit hätten wir die Rundreise durch das Ländchen vollendet und alle uns hier interessirenden Orte erwähnt. Bemerken wir noch, daß der Flächenraum (gegen achtzig Quadratmeilen) etwa dem des ehemaligen Herzogtums Nassau gleichkommt. Über die Bevölkerung siehe oben S. 193 die Fußnote.

Über die Tierwelt dieses Gebietes ist wenig hinzuzufügen. Größere Raubtiere, die den Menschen gefährlich sein könnten, werden nicht erwähnt. Schlangen gibt es wohl, aber meist unschädliche. In den Wäldern haufen verschiedene Arten von Affen, eine Gazellenart, die „wilde Kuh“ genannt, wilde Schweine und Hirsche, auch kommt jenes eigentümliche Tier, das zwischen den beiden letztgenannten in der Mitte zu stehen scheint, der Babirussa oder Hirscheber vor.¹⁾ An Vögeln ist das Land reich. Manche Papageien mit bunten Farben und wieder andere Vögel mit angenehmem Gesang beleben den Wald. Die Melodie des einen gleicht der unseres Byrols. Auch gibt es wilde Hühner, die man durch einen zahmen Hahn anlocken läßt, um sie zu fangen.

Sehen wir uns nun aber die Bewohner der Minahassa an. Die Miskuren sind kräftiger und schöner gebaut als die Javanen und Malaien. Ihre hellbraune Hautfarbe ist oft nicht dunkler als die Gesichtsfarbe eines Spaniers. Die Augenspalten sind oft etwas schief gestellt, die Jochbeine hervortretend. Das lange schlichte Haar ist pechschwarz. Bei den Männern, die meist bartlos sind, war früher nicht viel von Bekleidung vorhanden. Nur eine breite Binde von Baumbast oder buntem Rattun, Tschibato genannt, wurde um die Hüfte geschlungen, Als die

¹⁾ Die oberen Sauer stehen aufrecht und wenden sich nach Art der Gamsböckler krumm nach hinten.

ersten Missionare eintrafen, hatten nur wenige den Luxus von Beinleidern. Das Paar trugen sie auf dem Hintertopf in einen Knoten zusammengebunden. Ein spizzulaufender Hut gewährt ihnen guten Schutz gegen die Sonnenstrahlen. Derselbe wurde früher gleicherweise von den Frauen getragen. Diese hatten den schon früher beschriebenen Sarong, das breite Stüd Zeug, das einfach umgeschlungen, von der Brust bis zu den Füßen reicht, und die weite, lange Jade, Kabaja. Die Kinder liefen völlig unbelleidet. — Auch in diesem Stüde ist es jetzt ganz anders geworden. Der Tschidako ist verschwunden, überall sieht man eine südliche Kleidung, und zum nicht geringen Theile hat die europäische Tracht Eingang gefunden. Merkwürdigerweise hat hier zum Theil der Grad sich eingebürgert, und die Frauen kleiden sich vielfach nach irgend einer früheren Pariser Mode, wobei es an Eitelkeit und Hiererei nicht mangelt. Auch auf Schmutz geben sie viel; oft sieht man Blumen in den wohlaufgesteckten Haaren, die früher zottig um die Schultern herabhängten, und ziemlich viel goldene Geschmeide sind in Gebrauch. Auch mancher Mann spielt sich mit seiner goldenen Uhrkette und den heißen „Vatermördern“ auf. Das gibt allerdings Kulturkarikaturen. Dennoch ist schon nach der Kleidung der jetzige Zustand des Volkes als bedeutend zum besseren gewendet zu erkennen.

Was die Wohnungen der Alfuren betrifft, so waren sie früher denen der Dajaken sehr ähnlich, nur nicht so groß wie diese. Die sehr ausgebehnte Stütze des Kopfschnellens erforderte die Sicherung in den hohen Pfahlhäusern. Der Boden umher wurde durch spitze Bambusstöcke unzugänglich gemacht. Schon um 1830 kam die Unsitte nur noch vereinzelt vor, und allmählich fing man an Häuser auf niedrigeren Pfählen und später auch mit ordentlichen Treppen zu bauen.

Die Alfuren in anderen Theilen von Celebes sind wild, kampfslustig und streitsüchtig, und viele Kriege reiben die einzelnen Stämme mehr und mehr auf und geben den muhammedanischen Malaien und Bugi Gelegenheit, ihre Macht auszubreiten. In der Minahassa mag es in alten Zeiten auch so gewesen sein; doch schon lange ist es anders geworden. Das Völkchen hat sich immer durch seine Liebe zur Freiheit und Unabhängigkeit ausgezeichnet. Die verschiedenen Stämme, die sich einst befehdeten, schlossen daher, als sie die mächtigen Feinde, Malaien resp. Europäer andringen sahen, mit einander einen Bund zur gemeinsamen Abwehr. Daher stammt der Name Minahassa, der bedeutet wird als „Bundesgenossenschaft“. Wirklich ist es den Bundesgenossen auch gelungen, sich vor der Herrschaft des Islams zu schützen. Den Holländern freilich konnten sie nicht Widerstand leisten, wie wir schon oben sahen. In den zwanziger Jahren hatten sie noch einmal Gelegenheit ihren kriegerischen Gelüsten freien Lauf zu lassen, als zur Unterdrückung des Aufstandes auf Java (1825–30), bedeutende Hilfstruppen auch von Manabo dorthin geführt wurden. Damals haben sich einige der Alfurenhäuptlinge mit Ruhm bedeckt und als Anerkennung den Titel „Major“ erhalten. Seitdem hat sich dieser Titel für alle Distrikthäuptlinge eingebürgert, die sonst Kutum besaßen, große Richter, genannt wurden. Es ist dies die höchste Würde im Lande, die von Eingebornen

be
R
sch
fo
(F
irg
Je
ge
ha
Ra
So

Ari
Sch
aus
Par
ang
sch
sehe
wel
Br
reich
ober
Tad
von
seit
die
Cele
eigen

fure
Bol
scha
Heu
eine
thät
aus
Of
beite
sch
gesa
Bol
Leid

Men
Stär
südl
3) E
übrig

bekleidet wird. Als Abzeichen derselben dient ein Stod mit goldenem Knopf und ein in den holländischen Nationalfarben überzogener Sonnenschirm. Unter ihnen stehen die Gukum tuwa, wie jede Negerei einen solchen hat. Alle diese hochgestellten Leute gehören einem Erbadel (Bangsa) an, der sich ziemlich stark von der übrigen Bevölkerung absondert. Er wird von den Familien gebildet, die ihre Abkunft auf irgend einen Helden, Kopfschneller oder berühmten Jäger zurückführen. Jetzt wird dieser Standesunterschied wahrscheinlich schon bedeutend abgeschliffen sein. Von den alten kriegerischen Sitten ist nach einem halben Jahrhundert des Friedens nur ein schwacher Schimmer in dem Kabesaran übrig geblieben, das ist eine Vereinigung, die wir mit unsern Schützengilden vergleichen könnten.

Sie erscheint besonders an Festtagen und bei feierlichen Gelegenheiten im Kriegskostüm der alten Zeit gekleidet, und mit einer langen Lanze, einem mächtigen Schilde und dem breiten Schwerte (Kewang) bewaffnet. Die Kopfbedeckung besteht aus einer runden Mütze, auf und hinter welcher Federn aus dem Schwelze des Paradiesvogels, sowie der Schnabel und der Kamm eines Nashornvogels als Schmuck angebracht sind. Die bunten, leicht beweglichen Federblüthe, verbunden mit der schweren Bewaffnung, geben diesen Männern ein malerisches und kriegerisches Aussehen. Außerdem besteht ihre Kleidung in einem weissen Hemde ohne Ärmel, von welchem man jedoch wenig sieht, da sie um den Hals und kreuzweise über die Brust und um den Leib hübsche vielfarbige Schärpen tragen, die bis an die Knie reichen. An den nackten Armen und Füßen tragen sie goldene, silberne und kupferne oder auch elfenbeinerne Ringe, sowie Korallenschnüre um den Hals und seitene Lächer um die Handgelenke gebunden sind. — Manche Kabesaran haben Kostüme von hohem Wert, die nur bei seltenen Gelegenheiten zur Anwendung kommen und seit mehreren Generationen im Besitz der betreffenden Familien sind. So bestehen die Schärpen aus dem feinsten hindustanischen Gewebe, wie es jetzt im Handel auf Geläbes nicht mehr vorkommt. Die Kabesaran führen bei festlichen Gelegenheiten eigenthümliche Waffenspiele und Tänze auf.¹⁾

Die Zeiten, in denen die Waffenarbeit das Hauptgeschäft der Alifuren war, sind längst vorüber.²⁾ Jetzt sind sie ein ackerbaureisendes Volk. Eigentümlich ist dabei die Bearbeitung der Felber in Genossenschaften, deren in jeder größeren Negerei mehrere bestehen. Heute sind alle Zugehörigen, Männer und Frauen, auf dem Felde des einen, morgen auf dem eines andern nach einer bestimmten Reihenfolge thätig. Des Morgens ziehen sie mit einander in feierlichem Zuge hinaus, nachdem das Zeichen mit der Tifa (kleine Trommel) gegeben ist. Oft wird die holländische Flagge vorgetragen und auf dem zu bearbeitenden Felde aufgespflanzt. Die Genossenschaften sieht man oft munter schwazend und lachend bei der Arbeit, oder man hört sie einen Chorgesang anstimmen. Früher waren die betreffenden Lieder, wie die meisten Volkslieder in der Minahassa, von einem schamlos obszönen Inhalt. Leider steht der Ackerbau noch auf einer ziemlich tiefen Stufe. Man

¹⁾ Frießmann II, S. 178.

²⁾ Die neueren Schilderungen bezeichnen sie auch immer als einen gutmüthigen Menschengeschlag. Einige Verschiedenheit macht sich noch immer zwischen den einzelnen Stämmen bemerklich, deren es vier gibt: 1) Die Toumbulu, um Manado, um südlich bis Sarongkong. 2) Die Toum-pakewa, weiter südlich von dort. 3) Tou-loir, um den See von Tondano und östlich. 4) Toun-sea, das übrige nördliche Gebiet.

verbrennt den niedergehauenen Wald und erhält so einen neuen Ackerfeld, der auf einige Jahre Ernten gibt, dann aber wieder der Verwilderung überlassen wird. Früher mußte die Wahl der Stelle unter vielen abergläubischen Gebräuchen, besonders mit Beobachtung der Vogelstimmen, durch den Wallan¹⁾ (Priester) geschehen. Jetzt geschieht dergleichen nur noch selten. Meistenteils wird Reis gebaut, jetzt schon mehr als früher, auf bewässerten Feldern. Auch wird viel Rats kultiviert.

Was aber der Minahassa von Manabo ihren Weltruhm verschafft hat, ist die außerordentlich gedehende Kaffeekultur, die freilich nur unter der Pädagogik der holländischen Kolonialpolitik solchen Aufschwung nehmen konnte, daß jetzt die gelbe Manadobohne mit den vorzüglichsten Sorten aller andern Länder um den Preis ringt. Leider ist auch hier die heilsame holländische Zucht nicht so gepaart mit der milden väterlichen Fürsorge zur Hebung des Volkes, wie dies zur Erreichung der höchsten Kulturziele erforderlich ist. Wir werden unten sehen, wie es der evangelischen Mission hier in hohem Maße gelungen ist, die Verhältnisse der Regierung zu ersetzen. Aber was die sozialen Verhältnisse anbetrifft, ist auch hier ein ähnlicher Zustand, wie auf Java, nämlich daß die Häuptlinge auf Kosten des hart bedrückten Volkes ein reiches untätiges Leben haben.

Von diesem sagt van Rhijn: „Dieselben sind Sklaven von ihrer Kindheit an, obgleich sie nicht so heißen. Schon als Kinder müssen sie aber ihre Kräfte arbeiten²⁾ — als Jünglinge werden sie von ihren Leidenschaften umgetrieben, als Männer scheinen sie vor der Ehe entkräftet. Gegen den allernächsten, unzureichenden Lohn müssen sie in den Kaffeepflanzungen arbeiten.“ Auch haben sie für den Futum besar und den Futum tawa, sowie seine Beamten Frohndienste zu thun, und bei der Erhebung der Steuern durch den Weweteng soll es auch recht parteiisch zugehen. Zum Teil findet sich ja noch manches von patriarchalischen Zuständen, und mancher Häuptling nennt seine Untergebenen noch „seine Kinder“. Meistenteils scheint jedoch ein recht despotisches Wesen an der Tagesordnung zu sein. Die Lust zum Herrschen liegt im Volkscharakter, daher zu den amtlichen Stellungen immer ein großer Zudrang ist. Der Glückliche, der eine solche erreicht hat, weiß sich bald in seine Würde und in den obrigkeitlichen Ton denen gegenüber zu finden, mit welchen er eben noch den Stand teilte.

In Kunstfertigkeiten und Handwerken waren die Misuren schon vor den europäischen Einflüssen zum Teil recht geschickt. Ihre Schmiede verfertigten gute Hackmesser, Beile, Säbel u. s. w. Auch gab es Goldschmiede, die allerlei künstlichen Schmuck machten. Alle Frauen verstanden sich auf das Flechten von Matten aus Palmblattfasern, die oft mit hübschen Mustern versehen waren. Aus demselben Material wurden Hüte, Körbe, Schachteln u. gefertigt. Jetzt haben sie bereits viel von ihren europäischen Lehrmeistern angenommen.

Das Leben des Misuren verläuft sehr einförmig. Nach des Tages Last und Hitze sammeln sich die Männer des Abends vor dem Wacht- hause, das sich in jeder Negerei befindet, um beim Scheine des Feuers zu schwätzen und Geschichten zu erzählen, wobei oft auch das Bambus-

¹⁾ Augenscheinlich dasselbe Wort wie O'lian auf Borneo.

²⁾ Es gibt besondere Kindergenossenschaften für Feldarbeit.

ro
Se
seit
auf
ihm
schö
gef
Im
aud
es
gen

Ver
Ern
nisch

schm
ware
Lanz
anden
genau
und
wegu
Dabel
von
Men
einem
währe
Gong
Klinge
schnell
immer
mehr
Unmü
besten
Bamb
fest.
die D
aus d

Feste
ober
stimm
währr
gleich
Dämo

²⁾
Arengp
ist der
von nia
gebeht

rohr mit Sagower umhergeht.¹⁾ Das Häuschen selbst ist ein an drei Seiten geschlossener Schuppen, mit einem festeren Gemach an der Rückseite, wo die Gemeindefasse aufbewahrt wird. Vorn hängt ein Gong, auf dem der Wächter bei Nacht die Stunden schlägt, deren Verlauf ihm eine sinnreich konstruierte Wasseruhr an einer vollgewordenen Rotoschale zeigt. Dort sieht man auch die Lärmtrommel, die bei Feuergefahr geschlagen wird, den Block, wo Gefangene eingespannt werden. Im Wachthause erhält jeder inländische Reisende Quartier und wird auch auf Kosten der Gemeinde verpflegt. Für reisende Europäer gibt es in den größeren Negerien eigene gut eingerichtete Gebäude, Dogen genannt, die den Pasang grahan auf Java entsprechen.

Das alltägliche Leben der Alifuren wird oftmals durch Feste und Vergnügungen unterbrochen. Hören wir die Beschreibung solch eines Erntefestes, wie es übrigens ohne religiöse Bedeutung von den heidnischen Alifuren gefeiert wurde.

Die Mädchen hatten sich mit Blumen und bunten Tüchern phantastisch geschmückt. Auf dem Kopfe trugen sie Kränze von Reisähren. Auch die Jünglinge waren mit solchen und mit Baumzweigen sonderbar ausgeputzt. Sie eilten zum Tanzplatz, dessen Lage bereits ein lautes Schreien und der Ton der Instrumente andeutete. — Bei dem fast tageshellen Mondschein konnte ich den Reigentanz genau beobachten. Die Tänzerinnen hatten ein Tuch in der Hand, womit sie hin und her wehten. Langsam, gemessen und zum Teil recht grazios gingen die Bewegungen vor sich, bei denen die Hüfte sich kaum merklich über den Boden erhoben. Dabei wurden in einträngiger Weise einige Strophen gesungen. Der Gesang wurde von einem Instrument begleitet, das einen mit musikalischem Gehör begabten Menschen leicht zum Davonlaufen bringen kann. Der Rolintang besteht aus einem Rahmen mit vier helltönenden Becken, die mit Stäben geschlagen, fortwährend eine Dissharmonie (z. B. a. o. f. h.) ertönen lassen, während der Gong lärmend einen tiefen Baßton dazu brummt. Für unsere Ohren ist das Geklingel fast unerträglich. — Bald wechselten die Reiber. Die Bewegungen wurden schneller. Lautes Gelächter mischte sich in den Gesang. Der Tanz entfernte sich wohl immer mehr von den Grenzen des Anstandes, und demgemäß ariete auch der Tanz mehr und mehr aus. Zuletzt war die roheste Gemeinheit und schamloseste Unzücht am Ruder. — Die Alten saßen dabei und schauten zu, als ob alles in der besten Ordnung wäre. Dabei sprachen sie wacker dem mit Sagower gefüllten Bambusrohr zu, das fleißig die Runde machte. So feiern die Alifuren ihre Erntefest. — Die Dissharmonie des Rolintang wollte mir nicht aus den Ohren, und die Dissharmonie eines schön begabten aber tief enttäuschten Volkes wollte mir nicht aus den Gedanken.

Vielfach aber wurden von den heidnischen Alifuren auch religiöse Feste unter dem Namen Fosso gefeiert, sei es von der ganzen Gemeinde oder von irgend einer Privatperson veranstaltet, immer aber zu einem bestimmten Zwecke, um Schäden abzuwenden oder die Götter zur Gewährung irgend welcher Güter geneigt zu machen. Ihre Religion, obgleich mit einer ausgebreiteten Mythologie verknüpft, ist im wesentlichen Dämonen- resp. Aynenkultus. Auch der Name der Götter deutet dar-

¹⁾ Sagower ist der berausende Trank, der aus dem gegohrenen Saft der Arengpalme gewonnen wird. Auf andern Inseln heißt er Tual. Vor der Gährung ist der aus dem abgeschnittenen Blütenstiele fließende Saft ein unschädliches Getränk von nicht gerade angenehmem süßlichen Geschmack. Die Arengpalme wird in ausgedehntem Maße kultiviert.

auf hin: Empung scheint mit jenem Ausdruck verwandt, mit dem ein anderer jener malaischen Stämme sowohl den „Großvater“ als auch die verehrten Geister bezeichnet. Wir können hier nicht tiefer in die Götterlehre der Alfuren eingehen und bemerken nur, daß, obgleich bei ihnen die Religion vielleicht weiter in das alltägliche Leben eingebracht war, als bei andern verwandten Völkern¹⁾, sie doch immer im Grunde eine Religion der Furcht blieb, wie auch aller Gottesdienst im Grunde nur Zauberei war, die auf die Götter bestimmend einwirken sollte. Oft wurde solche Zauberei von dem Wallan allein in der Einsamkeit des Waldes ausgeführt. Besuchen wir solch einen Opferplatz.

Unter mächtigen Kampferbäumen ist ein Fleck von dem Gesträuch und dem hohen Gras befreit und eine einfache Hütte, vier Pfähle mit einem Dache, aufgeschlagen. Unter demselben sitzt ein Wallan auf einer niederen Bank. Vor ihm brennt ein Feuer, über dem in einem irdenen Gefäße Reis kocht. Der Priester ist gerade mit dem Ruppen eines Huhns beschäftigt; beides soll den Göttern zur Mahlzeit dienen. Doch sie bekommen davon nur wenig; den größten Teil der Speisen läßt sich der Wallan selber schmecken. Bei seiner Arbeit härt er sich dann und wann durch einen Schluck Sagower aus einem Bambusrohr. — Ein sonderbarer Opferaltar steht unter einem der alten Bäume. Es ist ein kleines Gefäß von Bambusstäben, dessen vier Ecken mit kleinen Tüchern von Palmblättern verziert sind. Von demselben geht eine Quirlande hinauf in die Zweige des Baumes. An dieser sollen die Götter herniedersteigen und die kleinen Proben der Speisen genießen, die auf das Gefäß gelegt werden. Dazu werden sie eingeladen mit dem oft wiederholten Rufe: *Mei mo ompung! Kumān wo mellop — oto!* d. h. Kommt Götter, eßt und trinkt, allons!

Die Fasso aber werden in den Dörfern selbst veranstaltet. Wenn Privatpersonen dies thun, so geben sie zu gleicher Zeit eine große Gasterei, bei der die ganze Gemeinde bewirtet wird. Auch schließen sich ähnliche Vergnügungen wie die oben beschriebene daran an. Oft ist das Streben nach Ehre, Ansehen und Einfluß die Veranlassung zu solchem Fasso, oft aber sucht man dadurch Hilfe gegen Krankheit oder Sicherung vor irgend welcher Gefahr. Meist dauern diese Feste mehrere Tage, oft eine ganze Woche. Dabei kommen die wunderlichsten Cerimonien vor, auch spielt das Besessensein dabei eine Hauptrolle.

Von einem kleinen Opfergefäß führte eine Quirlande zum Gipfel eines Baumes, damit die Götter daran hernieder steigen sollten. Im Hause selbst war die ganze Verwandtschaft und Freundschaft festlich geschildet versammelt. In der Mitte befanden sich einige Wallans, von denen einer als der Oberpriester zu erkennen war. Er sprang auf einem auf Unterlagen ruhenden Brette wie wahnsinnig, einen Wedel von Palmblättern in der Hand schwingend, indem er unablässig sang. Schon fünf Stunden war er in diesem Zustande, man sagte vom Gotte *Kembel* besessen. Endlich fiel er zu Boden. „Nun ist er tot“, riefen die Anwesenden. Vier andere Wallans deckten ein Tuch über ihn, und nun sollte ein großes Wunder geschehen. Man sagte, sie schnitten dem Oberpriester ein Stüd Junge ab. Wirklich zeigten sie auch ein Stüdchen einer fleischigen Masse vor, das sie in die Luft warfen und wieder fingen — ein Stüd von einem Hahnenkamm. Nun wurde von einem Wallan ein Rauchfaß geschwungen und der Gott *Kembel* mit eintönigem Gemurmel um die Wiederbelebung des Oberpriesters angerufen. Dann fingen sie an zu pfeifen, um die entflozene Seele zurückzuloden. Die Seele schien aber nicht hören zu wollen, denn der Oberpriester lag wahrscheinlich durch die Masse des genossenen Sagower und die

¹⁾ So war z. B. bei den heidnischen Alfuren eine Art Tischgebet üblich.

Ka
Lu
die
em
Wi
Co
Am
rou
Ba
Erg
lang
wür
prie

Rör
wie
in e
die
Sch
sich
Die
ist e
nur
sich
wur
köpfe
mit
lange
in F

nische
freili
Missi
Als
lichen
Geme
führte
der a
eine
munt
mütte
einem
treu
ander

¹⁾
Magaz

mit dem ein
r" als auch
tiefer in die
obgleich bei
eingebrungen
er im Grunde
in sollte. Oft
Einigkeit des

kränke und dem
zu Dache aufge-
baut. Vor ihm
Der Priester ist
Stern zur Nacht-
Zeit der Speisen
sich dann und
Ein sonderbarer
eines Gefäß von
abblättern verliert
des Baumes. An
Speisen genießen,
it dem oft wieder-
h. Kommt Götter,

instituiert. Wenn
Zeit eine große
Auch schließen
an an. Oft
Veranlassung zu
Krankheit oder
e Feste mehrere
erlichsten Jere-
aptrolle.

fel eines Baumes,
oft war die ganze
In der Mitte be-
zu erkennen war.
nig, einen Wedel
ang. Schon fünf
besessen. Endlich
andere Wallans
ehen. Man sagte,
ten sie auch ein
und wieder singen
Wallan ein Rauch-
um die Wieder-
fien, um die ent-
wollen, denn der
Sagower und die

Ansprungen des Tausens in tiefem Schlafe. Endlich erwachte er, schüttelte das
Luch von sich ab und that eine Zeit lang als sei er kumm. Daraus wurde ihm
die abgeschnittene Junge unter Räubern und Sinnen wieder eingesetzt; er laute
etwas Hinan und erhob dann auch seine Stimme, um den Göttern für seine
Wiederbelebung zu danken. — Des Abends war großer Schwanz, dann erlang
Gong und Rollklang und es begann der Tanz mit seinem schamlosen Treiben. —
Am folgenden Tage kam die Entscheidung des ganzen Opferfestes. Neun Schweine
wurden unter mancherlei Ceremonien geschlachtet, die Herzen derselben von allen
Wallans untersucht, ein Stüchchen von jedem auf das Opfergestell gelegt und als
Ergebnis der Untersuchung der Spruch verkündigt, daß die Götter dem Festgeber
langes Leben, beständige Gesundheit, viele Kinder und weiß was alles schenken
würden. Daraus erhielten die Wallans ihren Lohn: jeder ein Schwein, der Ober-
priester zwei.

Bei Krankheiten kommt es gewöhnlich darauf an, die aus dem
Körper entflozene Seele, die auf dem Felde oder im Walde umherirrt,
wieder einzufangen. Weisens gelingt es, und die Wallans bringen sie
in ein Tuch gewickelt zurück. Bei Begräbnissen ist es die Hauptsache,
die abgeschiedene Seele zu verjagen. Dazu schwingt ein Wallan ein
Schwert nach allen Seiten und droht die Seele zu ermorden, falls sie
sich länger bei den Lebenden aufhalte und ihnen etwas zu Leide thue.
Die Beisetzung der Leiche geschieht in stehender Stellung. Das Grab
ist ein ausgehöhltes Felsstück, das derart in die Erde gegraben ist, daß
nur der dachförmige, feinerne Dedel darüber hinausragt. Oft befinden
sich schon mehrere halbverweste Leichen in dem Behältnisse. Früher
wurden bei der Beisetzung vornehmer Personen stets ein paar Menschen-
köpfe mit hineingethan. Ist der Dedel geschlossen, so werden Köpfe
mit Reis und Sagower, Kleidungsstücke u. an das Grab gesetzt. Noch
lange sucht man der abgeschiedenen Seele alle Ehre zu erweisen, beständig
in Furcht, daß sie nur nicht wieder zurückkomme.

Die ersten Missionsarbeiten¹⁾ in der Minahassa sind durch spa-
nische Priester im Laufe des sechzehnten Jahrhunderts gethan worden,
freilich nicht mit so ausgedehntem Erfolge, wie sich die katholischen
Missionare in andern Gegenden des Archipels deren rühmen konnten.
Als die Spanier von den Holländern im Jahre 1661 aus dem nörd-
lichen Geldes vertrieben wurden, fanden diese jedoch schon christliche
Gemeinden vor, die sie alsbald zum reformirten Bekenntnisse über-
führten. Auch setzten sie das Bekehrungswerk zuerst mit Eifer fort,
der aber bald erlahmte. Im Jahre 1705 fand sich nur in Manabo
eine christliche Gemeinde von 499 Seelen, unter denen nur neun Kom-
munisten waren. Es war für sie in der Folgezeit ziemlich fließ-
mütterlich gesorgt. Oft vergingen Jahre, bis sie einmal wieder von
einem Präbikanten besucht wurden. Letztere nahmen es theilweis recht
treu und eifrig mit ihrer Arbeit, versuchten auch hier und da an
andern Orten Gemeinden zu gründen, und so entstanden zu Rema,

¹⁾ Vergl. Nededeelingen, 1868, II; im Auszuge findet sich der Artikel im Voster
Magazin, 1869 I, den ich hier benutze.

gebet üblich.

Sikupang, Tanawanglo, Amurang und Rapataran kleine Christenbäuflein. Wir bedauern diese verhältnismäßig geringen Erfolge keineswegs; denn gerade diese alten Gemeinden verursachen uns den meisten Kummer durch ihre Laune, Gleichgültigkeit, Aberglauben etc., womit sich noch der dumme Stolz auf ihr seit Generationen bestehendes Christentum verbindet. Es ist auch kein Wunder; denn was konnte von diesen Gemeindegliedern, die, nach einem kurzen, höchst mangelhaften Unterricht getauft, der Leitung unwissender Lehrer überlassen blieben, erwartet werden?“

Im Juni 1822 kamen die ersten Missionare Dammert Dammers und Daniel Müller (ausgesandt von der Niederländischen Missionsgesellschaft zu Rotterdam) nach der Minahassa. Es war ihnen jedoch nur einige Jahre und unter ungünstigen Verhältnissen vergönnt, das Wort des Lebens zu verkündigen. Der erstere starb schon 1824 zu Rema, wo er seine Station hatte; der andere wurde zwei Jahre später, nachdem er abwechselnd zu Manabo und Tanawanglo thätig gewesen, in die obere Heimat abgerufen. Von ihrer Arbeit konnte man daher nicht viel Frucht erwarten.“ Erst mit dem Eintritt Hellenboorns (Januar 1826) bricht die Morgenbämmerung an. Durch eifrige Amtsführung auf seiner Station Manabo, sowie in den Außengemeinden, und immer wiederholte Empfehlung seines Ländchens wurde er der Bahnbrecher für die nachrückenden Brüder Nibel und Schwarz, die wir ohne Bedenken den bedeutendsten evangelischen Missionaren zu zählen dürfen. Seit ihrer Ankunft, 1830, ging das Werk der Evangelisation ununterbrochen fort und breitete sein Licht, weniger durch merkwürdige Bekehrungen als mit der stillen regelmäßigen Wirkung des Sauerleigs weithin aus. Nur in einem Teile des Missionsgebiets läßt sich eine andere Art der Wirkung des Wortes beobachten, indem daselbst nach vieljähriger Vorbereitung der neue Glaube wie ein lange aufgestauter Bergstrom sich mit Gewalt Bahn brach, sobald die Leute alsbald zu tausenden nach der Taufe begehrt. Das geschah in Tonsa, Klabatatas und Sikupang. Es ist aber auch nicht zum Verwundern, wenn durch diesen raschen Durchbruch mehr Unkraut in die Gemeinde kam als auf dem stillen Wege.

Die Methode, nach der Hellenboorn, Nibel und Schwarz ihr Werk betrieben, hat sich ihren Nachfolgern als so probekaltig erwiesen, daß sie noch immer von ihnen befolgt wird, natürlich nicht in slavischer Weise, sondern da und dort modifizirt nach den besonderen Gaben der Arbeiter. Straßenpredigten werden hier keine gehalten, sie eignen sich einmal nicht fürs niederländische Indien. Die Missionare machten sich gründlich mit den Sitten und Bräuchen des Volks bekannt, wohnten z. B. bis zum Überdruß den Opferfesten der Heiden bei, meist schweigend, jedenfalls ohne das, was sie sahen, offen anzugreifen, wovon auch unter den aufgeregten Gemüthern wenig Nutzen vorauszu sehen war; während später und im Einzelverlehr doch viele Gelegenheit sich darbot, die gewonnene Einsicht in die Täuscherei und Sünde des väterlichen Brauchs passend zu verwerten. Im allgemeinen aber verfolgten sie den Plan; erst den Heiden etwas Besseres mitzutheilen und Lust darnach

zu
at
S
mä
vie
bes
mit
viel
Hei
We
Ein
Fell
Sen
trau
und
gefo
Klas
stunt
nach
lesen
Ferti
und
Name
schwe
zurück
Da f
den I
findet
ein u
auch
rück
schicht
Wort
denen
den G
ihnen
denn
wohnt
ein T
mehr
an den
die nö
nars,
Evange
Der S

zu erwecken, in der sichern Hoffnung, daß dann das Falsche leicht in Abgang geraten dürfte.

In der Minahassa befinden sich überall Wacht Häuser und in den Hauptnegerereien gab es namentlich früher eine große Anzahl von Wachtmännern, die aus den verschiedenen Ortschaften des Distrikts auf je drei bis vier Tage einberufen wurden, einander abzulösen. Nun diese Wacht Häuser besuchte der Missionar angelegentlich, nicht um zu predigen, sondern um mit den Leuten, die er da traf, zu sprechen. Auf diese Weise kam er mit vielen Personen in Berührung, denen er den theuren Namen unsers Heilandes anpreisen konnte. Eine solche Einrichtung war von großem Wert in einem Lande, wo dem Besuch der Privatwohnungen viele Hindernisse in den Weg treten, schon weil die Bauern meist auf dem Felde oder sonst wo beschäftigt sind. Ausnahmsweise kann jedoch der Sendbote die Leute auch in ihren Häusern besuchen und mit ihnen in traulichen Verkehr treten.

Ein anderes Evangelisationsmittel waren die Schulen, die da und dort errichtet und fleißig besucht wurden. Kein Kind wurde aufgefordert sich taufen zu lassen; aber entließ man die Schüler aus der Klasse, so forderte man sie auf, den christlichen Unterricht der Abendstunden zu besuchen, und meistens mit Erfolg. Als die ersten Missionare nach der Minahassa kamen, konnte kein Alfure (im Innern wenigstens) lesen, schreiben oder rechnen. Erst durch die Schulen wurden diese Fertigkeiten allgemein; durch sie lernten tausende Gottes Wort kennen, und durch die Kinder wurden viele Eltern und Geschwister mit Christi Namen und Werk vertraut. Ohne die Schulen wäre den Minahassern schwer beizukommen gewesen; sie scheuen anfänglich vor dem Europäer zurück und verstecken sich vor ihm, besonders in abgelegenen Dörfern. Da könnte also der Missionar lange reisen und läme doch, außer an den Wacht Häusern, mit keinem Eingebornen zusammen. Ganz anders findet er es, wenn er in einem Dorfe eine Schule hat. Da tritt er ein und prüft die Fortschritte der Kinder, allmählich wagen sich dann auch die Alten aus ihrem Versteck und lauschen — näher und näher rückend — dem, was in der Schule vorgeht. Bei der biblischen Geschichte bietet sich nun leicht ein Anlaß, zu den Umstehenden ein passendes Wort zu sprechen, und wenn die Schule aus ist, so hat er schon Hörer, denen er sich widmen kann. So kommt er also durch die Schule mit den Erwachsenen auf Außenplätzen in die erste Berührung; was er mit ihnen begonnen hat, kann er durch den Schulmeister weiter führen; denn zum Missionar zu gehen, der zwei bis vier Stunden weit weg wohnt, gibt der Häuptling dem Bauern keine Zeit, da letzterer überall ein Tagelöhner im Dienst der Regierung ist; will also jemand ein mehreres hören oder sich zum Christwerden anmelden, so macht er sich an den Schulmeister. Dieser ist demnach, vorausgesetzt, daß er dazu die nötigen Gaben besitzt, der naturgemäße Helfer des Missionars, und zwar durch seine Einzelkenntnis ein wirksamere als die Evangelisten oder Missionsgehilfen, welche meistens herumzureisen haben. Der Schulmeister unterrichtet vormittags die Kinder, abends die Er-

wachsen, und leitet Sonntags den Gottesdienst; außerdem daß er nach Bedürfnis die Heiden wie die Christen in ihren Häusern besucht.

Vom Anfang an bis auf diesen Tag hatten die Missionare aber auch alifurische Kinder bei sich, die Kleidung und Essen mit etwas Taschengeld empfangen und dafür alle häusliche Verrichtungen übernahmen. Die Jünglinge heißen Murib (Zehrlinge), die Mädchen Anal piara (Pflegerinnen). Aus ihnen bildet er Schulmeister oder sendet die besten ins Seminar; die übrigen lehren nach einigen Jahren in ihre Dörfer zurück, um irgend ein Handwerk, das sie gelernt haben, auszuüben, oder als Schreiber in einer Negerei.

Die Kostschulen haben viel dazu beigetragen, in den entferntesten Gegenden einen gleichmäßigen Fortschritt der Erkenntnis, Bildung und Frömmigkeit anzuregen. Natürlich wählen sich die Schullehrer ihre Frauen meistens aus den Anal piara, deren Einfluß im Dorfe ihrer Männer sich bald genug fühlbar macht. Man merkt es gewissen Streben, in denen keine solche Kostschüler Eingang fanden, leicht genug an, warum sie hinter andern in christlicher Bildung zurückstehen.

Viel haben auch die Christen selbst zur Evangelisirung des Landes beigetragen, natürlich durch die Missionare angeregt, ihr Licht in freimütigem Bekenntnis und ehrbarem Wandel hell leuchten zu lassen. Überall blieben sie mitten unter den Heiden wohnhaft und verkehrten täglich mit ihnen, auf dem Reisfeld und im Kaffeegarten, wie auf dem Wege dahin und zurück. Diese Gelegenheiten haben manche von ihnen treu benützt und vielen Heiden die neue Lehre kräftig empfohlen.

Ein sehr geeignetes Mittel war auch die ärztliche Hilfe, mit welcher alle Missionare der Landbevölkerung nach ihrer größeren oder geringeren Befähigung zu dienen bemüht waren. Mit Arzneien hat sich die Missionsgesellschaft immer reichlich versehen, in Nothfällen half auch die Regierung nach.

Übrigens darf man sich nicht vorstellen, als haben die Missionare von Anfang an nur zu ernten gehabt; Hellenboorn mußte sich mit wenig sichtbarer Frucht begnügen, und Schwarz hatte lange den Felsboden zu bepfügen und mit Thränen zu säen, ehe das Ernten begann.

Die schwierige Frage: wer darf getauft, wer als Gemeindeglied aufgenommen werden? hat natürlich die Missionare vielfach beschäftigt, und gar oft sind sie durch Hoffnung erweckende Personen getäuscht, durch weniger versprechende am Ende hoch befriedigt worden. Sie alle meinen, man komme durchs Christentum in die Kirche, nicht durch die Kirche zu Christo; aber den Glauben zu prüfen, die Herzen zu erforschen, will nicht immer gelingen. So taufen sie denn jeden Erwachsenen, der mit den Hauptwahrheiten des Christentums bekannt ist, wenn die Aufführung des Taufkandidaten zu keinen Bedenken Anlaß gibt. Von den Jüngeren verlangen sie außerdem, daß sie lesen können und mit der biblischen Geschichte bekannt seien. Die Taufkandidaten stehen meistens zwei bis drei Jahre im Taufunterricht; nach der Taufe heißen sie aber bloß Getaufte und sind noch nicht Kommunikanten. Zur Aufnahme in die volle Kirchengemeinschaft befähigt sie eine zweite Probezeit, die ihr sittliches Betragen zu bestehen hat, und eine ver-

me
die
lä
rü
be
ge
me

(die
Ein
Sch
hal
dre
Zei
Ger
soll
bis

durch
wur
diese
Entf
zuer
früh

versch
mehr

1.
Nach
heran
welche
Gottes
gebach
damit
brachte
lungen
Kuchen
Raum
sagte
gehalte
holte
Worm
worin
sondere
Doll
in dem
kam.
Malai
mag
— Im
welche
Burt

mehrte Kenntnis der Schriftwahrheit. Es ist dies eine Einrichtung, die sich vielleicht vom evangelischen Standpunkt aus nicht verteidigen läßt, die aber dennoch so wohlthätig gewirkt hat, daß sie von den nachrückenden Missionaren ohne allen Zwang aus voller Überzeugung beibehalten worden ist, indem sie sich damit aus denen, welche die fortgesetzte Abendunterweisung besuchen, einen zuverlässigen Kern der Gemeinde heranzubilden.

Am Sonntag predigt der Missionar in zwei bis drei Gemeinden (die dem Besucher durch ihre schwarze Kleidung einen eigentümlichen Eindruck machen), in den übrigen ersetzt ihn ein Evangelist oder der Schullehrer. Nachmittags wird in vielen Gemeinden Kinderlehre gehalten und die Bibel gelesen.¹⁾ Im Lauf der Woche findet zwei bis dreimal Abendunterweisung statt, da die Leute den Tag über keine Zeit haben. Am ersten Montagabend jeden Monats wird in den meisten Gemeinden eine Missionsstunde gehalten und für das Missionswerk kollektirt. Die Feier des heiligen Abendmahls beschränkt sich auf zwei bis drei Sonntage im Jahr.

Gemeinden entstanden zuerst auf den Stationen der Missionare durch die heilige Taufe und die Annahme von Kirchengliedern; dieselben wurden im Verlauf die Ausgangspunkte für umliegende Dörfer, und diese dienten wieder zu einem Übergang auf entlegenere Plätze. Die Entstehung einer Gemeinde wird auf das Jahr verlegt, in welchem zuerst an einem Ort eine Taufe vorkam, wenn auch durch Umzug schon früher sich Getaufte an demselben vorfanden.

Die Missionsgehilfen oder Evangelisten wechseln mit Predigten in verschiedenen, besonders kleineren Gemeinden ab, während der Missionar mehr die größeren Kirchen bedient. Doch besucht letzterer auch die

¹⁾ Sehr segensreich waren die Predigtwiederholungen, welche Niebel Sonntags Nachmittags anstellte und durch die er einen guten Stamm zuverlässiger Christen heranzubildete. Entstanden waren diese Versammlungen durch die Einrichtung, mit welcher Vater Niebel und seine Frau den erst so stumpfen Landonern das Wort Gottes schmackhaft zu machen suchte. Die Frau hatte am Sonnabend Reistuden gebacken, und Sonntags Nachmittags lud sich der Missionar eine Gesellschaft, die damit nebst Kaffee bewirtet wurden. Dabei erzählte er ihnen aus Deutschland und brachte zuletzt unvermerkt das Gespräch auf christliche Gegenstände. Die Versammlungen wurden immer populärer und wurden schließlich auch besucht, als Kaffee und Kuchen wegblieben. Niebels Veranda sagte sie bald nicht mehr; er richtete den Raum unter seinem Hause zu einem Bettsaal für diesen Zweck ein. Zuletzt aber sagte auch der Saal nicht mehr die Menge; die Versammlung mußte im Freien gehalten werden, auf dem geräumigen Rasenplatz vor dem Hause. Hier wiederholte nun Niebel in ungewohnter, volkstümlicher Weise die Predigt, die er am Vormittag gehalten hatte, zum großen Teil mit den Versammelten lateinisch, worin ihn später, als seine Kräfte nachließen, ein Gehilfe unterstützte. Ganz besonderen Wert erlangten diese Besprechungen dadurch, daß sie in der alifurischen Volkssprache gehalten wurden, während im Hauptgottesdienste nur das Malaisische, in dem die Bibelübersetzung, sowie das Gesangbuch vorhanden war, zur Anwendung kam. Möchten nun auch die Männer meistens eine ausreichende Kenntnis des Malaisischen haben, so fehlte es bei den Frauen doch sehr daran. Auch den Männern mag Gottes Wort in der Muttersprache doch ganz anders zu Herzen gegangen sein. — Im Hauptgottesdienste übrigens sah man gewöhnlich einige junge Männer, welche die Predigt nachschrieben.

andern Gemeinden, meistens an Wochentagen, um die Katechumenen zu prüfen, mit Eltern über die Taufe ihrer Kinder zu sprechen, Ehen einzusegnen und die Sacramente auszuteilen. Dabei hat er sich aber sehr zu hüten, daß er den Leuten von ihrer knapp zugemessenen Zeit nicht einen zu großen Teil in Anspruch nehme. Besprechungen mit den Schulmeistern und die Zustimmung der Gemeinde müssen vorangehen, ehe er jemandem die Taufe erteilt oder ihn zum vollen Kirchenglied annimmt.

Die Schullehrer unterrichten die Jugend an jedem Wochentag von 8 bis 12 Uhr im Lesen, Schreiben, Rechnen, Singen, in der Geographie von Minahassa und in biblischer Geschichte. Mit der Zeit wird der Unterricht auf weitere Fächer ausgedehnt oder wenigstens nach Kräften vertieft. Auf seiner Station erteilt auch der Missionar Schulunterricht in einem oder mehreren Fächern, die andern Schulen visitirt er bald selbst, bald läßt er es den Evangelisten thun. Die Schulmeister wurden früher durch die Missionare herangezogen; seit 1852 erhalten sie ihre Bildung im Seminar, das erst in Sonder, dann in Tanawanko unter Graaflands Leitung gestellt wurde.

Die Evangelisten, deren jeder Missionar im Durchschnitt bloß einen zur Seite hat, wählte man bisher aus den geschicktesten Schullehrern oder aus tüchtigen Gemeindegliedern. Später wurde eine Evangelistenschule in Tomohon errichtet und deren Leitung dem Missionar Willen übertragen.

Die Schulen und Kirchen sind bisher meist ärmliche Gebäude gewesen, errichtet durch die Dorfbevölkerung. Während an vielen Orten derselbe Bau für beide Zwecke dienen muß, haben einige wenige Negereien es auch schon zu stattlichen, wohl eingerichteten Bauten gebracht. — Doch suchen wir nun das Arbeitsfeld nach seinen einzelnen Kreisen näher kennen zu lernen u. z. zunächst in dem Zustande, in dem es sich um 1865 befand. Wir nehmen auch hier den bereits oben genannten Auszug des Basler Magazins (1869) aus den Nededeelingen¹⁾ auf, der ganz unsern Zwecken entspricht.

Der Kreis Manado. Manado als die Hauptstadt ist eigentlich der Sitz eines Präbikanten; die Gemeinde wird aber bis auf diesen Tag von Missionaren bedient. Sie zählte im Jahre 1805 bereits 499 Christen und 9 Kirchenglieder, denen übrigens das schlimme Zeugnis erteilt wird, daß sie sehr böse Menschen seien, die einer genauen Aufsicht bedürften. Da diese ihnen nicht zu teil wurde, vegetirten sie in demselben betrübenden Zustand ungebändigter Roheit und Sittenlosigkeit fort, und noch in den zwanziger Jahren mußte Missionar Müller mehr als einmal sich vor ihnen nach Tanawanko flüchten.

Im Januar 1826 kam der „fromme Peter“, wie man Hellenboorn

¹⁾ Herr Direktor Neudenburg hatte in demselben die sehr ausführlichen Antworten, welche von den einzelnen Missionaren auf eine Reihe von vorgelegten Fragen gegeben waren, verarbeitet. Die Fragen selbst waren von mir beauftragt der Bearbeitung meines Missionsatlases gestellt worden und sämtlichen Missionaren zugesandt. Nur von wenigen Missionsfeldern waren so ausführliche Antworten eingegangen wie von der Minahassa.

catechumenen zu
hen, Ehen ein-
er sich aber sehr
enen Zeit nicht
ngen mit den
en vorangehen,
Kirchenglied an-

dem Wochentag
Singen, in der
Mit der Zeit
oder wenigstens
der Missionar
andern Schulen
en thun. Die
rangezogen; seit
erst in Sonder,
wurde.

durchschnitt bloß
häftesten Schul-
ter wurde eine
en Leitung dem

iche Gebäude ge-
an vielen Orten
in einige wenige
ten Bauten ge-
seinen einzelnen
ustande, in dem
bereits oben ge-
Medebeelingen¹⁾

bt ist eigentlich
bis auf diesen
e 1805 bereits
himme Zeugnis
e genauen Auf-
begetirten sie in
d Sittenlosigkeit
ar Müller mehr

an Hellenboorn

usführlichen Ant-
vorgelegten Fragen
behufs der Bear-
Missionaren zuge-
Antworten einge-

spottend nannte, nach Manabo. Geboren zu Amsterdam im Jahre 1793 und im Missionsseminar in Bortel 1816 bis 1819 gebildet, hatte er erst das Wort in Padang auf Sumatra verkündigt und dann dem Missionar Ram in Amboina unter die Arme gegriffen. Als er in Manabo eintraf, fand er nur noch drei Kommunitanten vor; und nun sollte er nicht bloß diese verwahrloste Gemeinde heben, sondern auch sechs andere Plätze mit dem Wort bedienen, und noch Besuchsreisen nach den Sangiainseln, nach Nordcélèbes und Gorontalo unternehmen. Unter allen Entmutigungen durch die Gleichgiltigkeit und Böswilligkeit seiner Pflegebefohlenen ging er doch still und demüthig seinen Weg, streute unverbroffen den guten Samen aus und betete viel für das ganze Minahassa. Da und dort weit im Innern errichtete er Schulen und drang mit aller Gewalt auf Zuzendung von Mitarbeitern, denen er reiche und bleibende Frucht in Aussicht stellen konnte, während er selbst keine solche zu sehen bekam. Immerhin durfte er 250 Erwachsene und 1550 Kinder taufen, und noch 115 Seelen als Gemeinbeglieder aufnehmen, ehe er im August 1839 zur Ruhe seines Herrn einging.

Nach ihm bedienten die Missionare der nächstgelegenen Stationen Tondano, Rangoman u. die Manabogemeinde, in der sich doch wenig Leben regen wollte, bis ein gewaltiges Erdbeben im Februar 1845 ein Verlangen nach etwas Besserem weckte. Es entstand eine allgemeine Bewegung, ein Fragen nach dem Weg des Herrn; daher Missionar L'nemann, ein Ostfries, von Rotti nach Manabo versetzt wurde, wo er vom August 1846 bis heute die holländische und malaische Predigt des Worts fortgeführt hat. Seine medizinischen Kenntnisse haben ihm da und dort einen geeigneten Wirkungskreis eröffnet. Den meisten Eingang aber fand er im östlichen Bezirk Njermabibi, wo 1857 bis 1858 eine gewaltige Erweckung mehr als 12 000 Seelen zur Taufe führte. In seinem jetzigen Kreise bedient er 10 Gemeinden mit 4368 Christen, neben denen noch 5834 Heiden, 1300 Chinesen und 1326 Muhammedaner wohnen.

Im Jahre 1865 wurden in diesem Kreis gesammelt: für die Armen 265 fl., für die Kirchen 434 fl., für die Mission 21 fl.; zusammen 720 fl.

Der Kreis Tondano. Am Strande des oben beschriebenen Sees liegt Rapataran, ein Ort, der schon vor hundert Jahren eine Regierungsschule gehabt zu haben scheint, ohne daß sich darüber sichere Berichte beibringen ließen. Gewiß weiß man nur, daß der Prediger Genting auf einer Reise im März 1819 sich in Rapataran länger aufhielt und fast täglich etliche Personen aus der Stadt oder den Uferdörfern taufte, meistens junge Leute, die des alten Wesens satt waren. Er brachte eine Gemeinde von 530 Seelen zusammen, die nach ihm auch Ram aus Amboina besucht und etwas vermehrt zu haben scheint.

In Tondano selbst hat zuerst Hellenboorn besuchsweise das Evangelium verkündigt; und der ambonische Schulmeister in der dortigen Regierungsschule hielt nicht nur Sonntags eine Predigt für die wenigen Christen, die sich dort vorfinden, sondern bereitete auch je und je diejenigen, welche es wünschten, auf die Taufe vor, die dann Hellenboorn

an ihnen verrichtete. Der erste Missionar aber, der sich in Londano niederließ, war Johann Friedrich Kiebel¹⁾, geboren zu Erfurt im Jahre 1798 und gebildet im Jänitischen Seminar zu Berlin. Von Rotterdam wurde er im Jahr 1829 zugleich mit Schwarz ins Innere von Minahassa gesandt, — ein merkwürdiges Brüderpaar. Der kraftvolle Kiebel, ein gewaltiger Bußprediger, war gerade der Mann für die Leute in Londano, als welche schon seit Jahrhunderten für die widerspenstigten unter den zankfüchtigen, jähzornigen Minahassern galten. Auch das schickte sich bestens, daß er, der gern auf einen Punkt seine Kraft konzentrierte, in das dichtbevölkerte Londano eintrat, wo es wenig zu reisen gab. Der sanftmüthige, dabei rastlos eifrige Schwarz dagegen kam neben ihn zu stehen in das noch höher gelegene Sangowan, wo er unter den weit abgelegenen Dorfschaften beständig hin und her reisen durfte. Am 14. Oktober 1831 ließ Kiebel sich in Londano nieder, und dieser Tag wird dort noch immer festlich gefeiert als Datum der Einführung des Christentums.

Die kleine Gemeinde, die er daselbst vorfand, machte ihm erst durch ihre Gleichgültigkeit und ihren Hochmut viel Mühe und Verdruß. Doch nach zwei Jahren angestrengten, taktvollen Wirkens entstand unter ihr sowohl, als unter den Heiden eine neue Lebensregung; einige der Christen wurden eifrige Mitarbeiter und die Gemeinde breitete sich so schnell aus, daß zeitweise jeden Tag Seelen zu ihr hinzugethan wurden. Er selbst blieb meist in der Muttergemeinde und besuchte nur einmal im Jahre die Außenstationen.

Als Kiebels Kräfte abnahmen, kam im Jahre 1850 der eifrige Dordrechter Nooy zu Hilfe. Eine Dysenterieepidemie, in der er Tag und Nacht die Kranken bediente, raffte ihn, noch ehe er sein dreißigstes Jahr vollendet hatte, im Dezember 1853 hinweg. Da schien denn auch Kiebels Lebenskraft gebrochen; die nahen Brüder mußten abwechselungsweise für ihn einstehen, bis er im Oktober 1854 in Rooster, der schon zwei Jahre in Matasser gewirkt hatte, einen Mitarbeiter und Nachfolger bekam, den er nur noch durch seine seelenvollen Privatermahnungen an die anhänglichen Gemeindeglieder unterstützen konnte, bis er am 12. Oktober 1860 selig entschlief. Er hatte 29 Jahre lang unter seinen Londenern gelebt und einen wunderbaren Einfluß über sie gewonnen.

Diese Gemeinde, nun von Rooster versehen, ist in ihrer Entwicklung vielen andern entschieden vorangeschritten. Abgesehen von uralten Sünden, die ihr noch ankleben, wie z. B. ein Hang zum Stehlen, bemerkt man freilich an ihr bereits auch einen zunehmenden Weltfönn, die Folge der rasch einbringenden Zivilisation. Dabei freut sich jedoch der Missionar über seine strebsame Jugend, so viele wankelmüthige und träge, ja ausgelassene Jungen es unter ihnen gibt, indem sich unzweifelhaft eine schöne Zahl nach etwas Höherem ernstlich streckt und durch christlichen Wandel die Lehre ihre Heilandes ziert. Man rechnet hier

¹⁾ Vergleiche J. Fr. Kiebel, ein Lebensbild aus der Minahassa auf Célöbes, gezeichnet von H. Grundemann. Gütersloh 1873.

die
Dr
19
(b.
lith

192
und
war

180
im
183
noch
unbe
kämp
da u
Einf
Thra
nicht
er m
Am
Wun
aus

worde
Morg
rische
Gemei
sich b
und
Leiden
von g
Gemei
steht i
wo sie
unruh
dienst
geistlic
Lom
eine se
ist läß
noch m
verban
Chebün
arme
Erkenn
3

ch in Tondano
zu Erfurt im
Berlin. Von
arz ins Innere
aar. Der kraft-
der Mann für
nderten für die
ahaffern galten.
nen Punkt seine
nt, wo es wenig
Schwarz dagegen
angowan, wo
n und her reisen
ano nieder, und
Datum der Ein-

te ihm erst durch
Verdruß. Doch
sthand unter ihr
ung; einige der
e breitete sich so
ugethan wurden.
chte nur einmal

1850 der eifrige
in der er Tag
er sein dreifigstes
schien denn auch
en abwechslungs-
n Hooker, der
Mitarbeiter und
envollen Privat-
terstützen konnte,
e 29 Jahre lang
en Einfluß über

rer Entwickelung
en von uralten
um Stehlen, be-
henden Weltfinn,
eut sich jedoch der
ankelmütige und
m sich ungewisel-
rect und durch
an rechnet hier

hassa auf Geläbes,

die meisten Kommunikanten oder Kirchenglieder, 4458, mehr als ein Drittel der in ganz Minahassa bestehenden Zahl (12 219). In den 19 Gemeinden wohnen derzeit 13 314 Christen neben nur 374 Heiden (d. h. noch ungetauften Alfuren) und 497 Muhammedanern, die sämtlich aus Java verbannte Sträflinge sind.

Die Beiträge der Gemeinde beliefen sich im Jahr 1865 auf 1923 fl., wovon das meiste für kirchliche Zwecke, 731 fl. für die Mission und 55 fl. für die Aussendung eigener Missionare gegeben worden waren.

Der Kreis Sangowan. Johann Gottlieb Schwarz, geboren 1800 in Königsberg, und von Jänike zum Missionar gebildet, wurde im November 1829 mit Nibel nach Minahassa gesandt, wo er zuerst 1832 in Katas am Tondanosee sich niederließ, dann aber 1834 in das noch höher gelegene Sangowan hinaufzog. Er fand überall ein noch unbepflügtes Arbeitsfeld und hatte mit vielen Widerwärtigkeiten zu kämpfen. Allein er traute seinem Herrn von ganzer Seele, errichtete da und dort Schulen, die er unverdrossen besuchte, predigte in aller Einfachheit das thörichte Wort vom Kreuz und erreichte damit nach langer Thränenarbeit bedeutende Erfolge. Anfangs reichte sein Einfluß weit nicht an den seines Bruders Nibel, aber vom Jahre 1843 an durfte er mit Freuden ernten, was er unter viel Gebeten ausgestreut hatte. Am 1. Februar 1859 entschlief er in Manado und wurde auf seinen Wunsch in Sangowan beerdigt, unter dem Zulauf seiner treuen Jünger aus allen Gemeinden.

Der Harlinger Schaafsma ist seit 1860 sein Nachfolger geworden, und das Werk nimmt unter seiner Leitung noch immer zu. Morgens predigt er gewöhnlich in malaiischer, nachmittags in altfurnischer Sprache. Katas ist hier die größte, wohl auch die lebendigste Gemeinde, aus dem eigenartigen Völklein der Toulour gesammelt, das sich durch Ecken, ja lärmenden Freimut, verschwenderische Brunkfucht und Freigebigkeit und eine leicht aufbrausende, aber bald besänftigte Leidenschaftlichkeit auszeichnet. Hier wird gerade jetzt die schönste Kirche von ganz Minahassa gebaut; für die Kirchengüter allein vermochte die Gemeinde eine Summe von 1500 fl. aufzubringen. — Am nächsten steht ihr die Gemeinde von Remboken, das auch am See gelegen ist, wo sich in gleicher, wenn nicht noch auffallenderer Weise die lärmende, unruhige Naturanlage der Toulour verrät, so daß es noch im Gottesdienst Mühe kostet, die Leute zur Stille anzuhalten, während doch das geistliche Leben überaus rege ist. Gesunken scheint dieses bereits in Tompasso, einst einer der blühendsten Gemeinden; es steht daselbst eine schöne Kirche, die aber schlecht unterhalten wird; der Kirchenrat ist lässig und kommt seinen Pflichten nicht nach; heidnische Opfer gehen noch mehr im Schwange als anderwärts. In Rumbia machen die verbannten Muhammedaner viel Not, indem sie durch Geschenke und Gehiltnisse eifrig proselytiren. Große Freude aber bereitet das ziemlich arme Kawantowan, wo am meisten kirchlicher Sinn und biblische Erkenntnis zu finden ist.

Im ganzen Kreise wohnen 14 615 Christen neben nur noch

3980 Heiden. Sie haben im Jahr 1865 für die kirchlichen Bedürfnisse 397 fl. gesammelt und 314 fl. für die Mission.

Der Kreis Amurang, westlich vom vorigen gelegen, umfaßt in 16 Gemeinden 5397 Christen neben 1800 Heiden. In der Küstenstadt Amurang bestand schon länger her ein durch besuchende Präbilitanten gegründetes Kirchlein, das jedoch dem ersten Missionar, dem Schlesiener R. F. Herrmann (seit 1836, † 1852) durch bittere Feindschaft seine Arbeit auf jede Weise erschwerte. Ersatz dafür fand er im Binnenlande, wo er fünf Gemeinden gründen durfte. „Er hat es in der alifurischen Sprache von allen Missionaren am weitesten gebracht“ (van Rhijn). Seine Nachfolger, van Cappellen (gest. 1856), Tendamloos und van de Liefde (seit 1861) haben viele getauft und beirichten im ganzen befriedigend über den sittlichen und religiösen Fortschritt der Gemeinden. Diese haben im Jahr 1866 zusammen 308 fl. Beiträge gegeben, davon die größere Hälfte für die Mission.

Der Kreis Tomohon, westlich von Lombano auf dem Plateau gelegen, enthält auch 16 Gemeinden mit 5852 Christen, neben denen noch 5000 Heiden wohnen. Hier finden sich die hartnäckigsten Anhänger der alten Religion, welche nirgends entwickelter war als in diesem Landstrich; haben doch in zwei Monaten des Jahres 1843 die Heiden allein 124 Privatopfer (Fosso) gebracht und dafür an 20 000 fl. ausgelegt.

Hier hat der Spetzer Mattern (geboren 1807, † 1842) in den vier Jahren seiner Wirksamkeit heiße Kämpfe zu bestehen gehabt und nur 36 Erwachsene getauft. Er hat aber doch nachhaltig gewirkt, indem er der erste Missionar war, der die alifurische Sprache schrieb, wie er auch eine Druckerpresse leitete und tüchtige Schullehrer heranzog. Wilken von Aurich (geboren 1813) hatte, als er 1843 hier eintrat, einen schweren Stand, indem der Distriktsvorsteher dem Christentum auf jede Weise entgegenarbeitete und da und dort Leute, welche die Kirche besuchten, mit dem spanischen Rohr bestrafen ließ. Er hat damit doch nicht erreicht, daß auch nur seine eigenen Kinder dem Heidentum treu geblieben wären. Tomohon kann sich einer der stattlichsten Kirchen Minahassas rühmen, während in der Gemeinde der erste Eifer schon etwas nachgelassen hat.¹⁾ Tataran sodann hat schon als eine ganz christliche Negerei vor andern Gemeinden vieles voraus; in letzteren kann es nämlich noch vorkommen, daß man die Christen zur Sonntagsarbeit nötigt, während den Heiden Zeit genug zu ihren Opferfesten vergönnt wird. In Sarongsong ist der Sieg des Christentums am entschiedensten, dort werden keine Opfer mehr gebracht.

Diese Gemeinden trugen im Jahr 1865 für die Kirchen 469 fl., für die Mission 81 fl. bei.

Der Kreis Rema (Nermabibi), in der nordöstlichen Ecke der Landschaft, zählt neben 9670 Christen nur noch 119 Heiden und 554 fremde

¹⁾ Wilken hat sich auch vielfach um die äußere Kultur verdient gemacht. So z. B. hat er anstatt der früher gebrauchten unförmlichen Wagen, deren Klumpäder mit der Achse aus einem Stücke gearbeitet waren, ein zweckmäßiges leichtes Fahrzeug konstruiert, das den dortigen Verhältnissen sehr wohl entspricht.

M
tro
pu
Br
dig
Ka
Br
sein
geb
bela
es
gen
für
und
unte
auch
jeden
Dor
Der
Sem
stalt
Nach
zwan
hatte

Bola
gleich
so w
geseh
1849
Reise
der t
ist ih
neben
mäßig
an B
bevölk
währe
bigen
hier A
haben
Baterl

¹⁾
magazin

Muhammedaner. Der Hauptort Rema, Sitz eines holländischen Controlleurs, ist seit 1862 von Missionar Tendeloo gegen das mehr im Mittelpunkt gelegene Njermadibi vertauscht worden. Nachdem schon manche Präbikanten den Hafen Rema besucht hatten, weckte doch erst die Predigt von Nibel und Schwarz ein Leben in den Dörfern, besonders in Kassar, wo dann Binemann die erste der 13 Gemeinden stiftete. Der Bremer Hartig (1848 bis 1854) vermehrte die Zahl; doch erst nach seinem Tode wurde der Einfluß der Wallans (Priester) fast plötzlich gebrochen, sodaß alles zu der Kirche strömte und Binemann und Tendeloo große Scharen zu taufen hatten. Unter diesen Umständen ist es nicht verwunderlich, wenn ihr Christentum ein etwas oberflächliches genannt wird.

Diese Gemeinden steuerten im Jahr 1866 für die Kirchen 142 fl., für die Mission nur 5 fl. bei.

Der Kreis Tanawanto liegt an der Westküste zwischen Manabo und Amurang und zählt nur 1601 Christen, die in acht Gemeinden unter 4800 Heiden wohnen. Wie überhaupt in den Küstenorten war auch hier die erst gesammelte Gemeinde eine gar verwahrloste und jeden neuen Anfang erschwereude; erst Willen brachte 1848 zwei schwache Dorfgemeinden zu stande, die dann nach und nach vermehrt wurden. Der Rotterdamer Graafland (seit 1850) wirkt hier mit seinem Seminar wohlthätig auch auf die alten Christen; er hat in dieser Anstalt bereits etliche fünfzig Schullehrer für Minabassa herangezogen. Nachdem jetzt (1867) der feindselige Distriktsamtmann entlassen ist, der zwanzig Jahre lang dem Heidentum als Stütze und Vorsehter gedient hatte, hofft man auf bessere Zeiten.¹⁾

Die Jahreskollekte belief sich 1865 in allem auf 104 fl.

Der Kreis Rumelembuai an der Südgrenze gegen das Land Bolang Mongondu zu gelegen, ist etwas dünn bevölkert und war, obgleich Herrmann von Amurang aus etliche Gemeinden sammelte, noch so wenig durchkreist, daß es Negereien gab, die noch nie einen Europäer gesehen hat. Ulfers, geboren zu Jever im Jahr 1813, hat hier von 1849 an mit eigentümlichen Schwierigkeiten gekämpft unter mühsamen Reisen und allerhand Versuchen, den Stumpfsinn und die Hartnäckigkeit der teilweise sehr verschiedenartigen Bevölkerung zu brechen. Und es ist ihm viel gelungen: 4115 Christen wohnen jetzt in 16 Gemeinden neben 4500 Heiden. Werden auch die 21 Schulen noch minder regelmäßig besucht als in zivilisirteren Gegenden, so hat dagegen der Mangel an Verkehrsmitteln die Leute auch freier von den Lasten der Küstenbevölkerung und in ihrer Armut ehrlicher und selbständiger erhalten, während die Nähe des finstern Heidentums von Mongondau einen lebendigen Missionseifer in ihnen geweckt hat. Seit zehn Jahren werden hier Missionsfeste gefeiert; Pfennigkollekten unter den armen Leutlein haben doch schon ihre 1000 fl. betragen; auch nachdem Ulfers ins Vaterland zurückkehren mußte, haben sie 1867 ihm 133 fl. für die

¹⁾ Über Tanawanto vgl. den Artikel: Die Mission in Minabassa, Missionsmagazin 1867, S. 210.

neue Mission im Nachbarlande nachgeschickt. Ferner ist es ihm gelungen, tüchtige Zimmerleute, Schreiner und Dreher aus seinen Jungen zu machen, um die man sich selbst aus der Hauptstadt Manabo an ihn wendet.

Der Kreis Sonder liegt zwischen dem vorgenannten und Tomohon. Es bestehen hier 8 Gemeinden von 1384 Christen unter 5086 Heiden. Das Werk, das der sel. J. G. Schwarz mit Gründung einer Gemeinde im Jahr 1843 begonnen hat, wird von seinem Sohne J. A. T. Schwarz, der in Rotterdam seine Bildung erhielt, seit 1861 weiter geführt. Noch können hier wenige Christen lesen und schreiben, ihre Erkenntnis ist daher gering; es regt sich oft ein Verlangen nach der Taufe, aber wenn man diesem nicht alsbald willfährt, ziehen sich die Leute zurück, denn das Lernen ist nicht nach ihrem Geschmack. Die Lügenhaftigkeit, die dem ganzen Minahassavolke eigen ist, wird nur allmählich als Sünde erkannt und bekämpft.

Die Beiträge im Jahr 1865 beliefen sich auf 75 fl. für den Kirchenfonds und 26 fl. für die Mission.

Der Kreis Natahan ist benannt nach der stärksten von 10 Gemeinden, die um die vorherrschend muhammedanische Küstenstadt Belang her liegen. Hier wohnen nur 1054 Christen unter 6000 Heiden. Sie werden seit 1862 von Missionar Wiersma, einem Friesen, bedient, der zu den Theologen der neuen Schule zu gehören scheint. Er hat es mit der unzüftigsten, aber gutartigen Bevölkerung Minahassas zu thun, meist armen Reisbauern, die doch ihre 197 fl. des Jahres beitragen.

Der Kreis Talawaan, nordöstlich von Manabo gelegen und nördlich von Nermabibi, ist die jüngste Abzweigung dieser Mission, der Missionar van der Waal seit 1864 vorsteht. Nach Sikupang, einem Hafenort, den schon die reisenden Prediger, später viele Missionare besucht haben, ist Mapangit die älteste und größte der 8 Gemeinden, welche dieser Kreis umfaßt; sie wurde im Jahre 1851 von Hartig gegründet. Hier wohnen 2007 Christen neben 951 Heiden; von großem Eifer ist unter ihnen keine Rede; es gilt von ihnen, was unter Rema über ein oberflächliches Christentum gesagt ist, auch beliefen sich die jährlichen Beiträge im Jahr 1865 nur auf 14 fl.

Immerhin sind in den letzten vierziger Jahren 77 571 Missionen getauft worden, und jetzt (1865) wohnen da 63 397 Christen neben 37 967 Heiden, 14 3 Chinesen und 2657 Muhammedanern, sodaß Minahassa nun ein vorherrschend christliches Land genannt werden darf.

Um aber neben der äußeren Ausbreitung dieser Mission ihre qualitative Wirkung ins Licht zu stellen, möge hier die Gegenüberstellung einiger Zeugnisse aus der alten und aus der neuen Zeit ihren Platz finden.

Die erste Nachricht über dieses Volk datirt vom Jahre 1679 und schildert es als ein „einfältiges, rohes, etwas betrügerisches Volk“, das unter sich so zusammenhänge, daß „kein einzelner einen neuen Schritt

wagen dürfte, ohne alle seine Landsleute sich zu verfeinden. Mit dem Totschlagen und andern Verbrechen nimmt man es hier nicht genau; die Rache bleibt der Familie überlassen und wird dann auch in der Weise ausgeübt, daß ganze Geschlechter dadurch ausgerottet werden. Von ihren Fehden und Kriegen lehren sie jauchzend nach Hause, indem sie die abgehauenen Köpfe an einem durch Mund und Luströhre gezogenen Rohr sich um den Hals hängen. Diese Köpfe kochen sie dann und essen davon die Wangen und die Augen.“

Der Geschichtschreiber Valentyn schildert sie noch später als sehr böse Menschen, tolle Teufelsverehrer, Käufer von Sagower, händelsüchtige Barbaren, die in stetem Kriegszustand leben, und unter allen sind die Londeaner die frevelmüthigsten.

Hundert Jahre später schildert Resident Pietermaat ihre Feste als wahre Bacchusfeste, in denen die Alluren ihre Zeit, Kraft und Vermögen verschwenden. Noch andere heißen sie „ganze Wilde, abergläubisch und leichtgläubig, ohne allen Anfang von Bildung, unsittlich im höchsten Grad und so kriegerisch, daß das Kopfabhauen ein Volksbrauch geworden ist. Ihre Kleidung besteht in Bast, ihre Religion in Dämonenanbetung.“

Wie anders lauten dagegen die Berichte aus neuerer Zeit, und zwar keineswegs von Leuten, denen man ein günstiges Vorurteil für die Mission zutrauen dürfte!

Der Naturforscher Wallace sagt¹⁾: Aus diesem Zustand der Barbarei sind sie in kurzer Zeit zu einem gewissen Maße der Kultur aufgestiegen, durch die Bemühungen der holländischen Regierung. Das Land wird jetzt ein „Garten“, seines lieblichen Namens Minabassa würdig.²⁾ Die Dörfer sind fast alle wie Musterdörfer, und die Gärten haben das Aussehen solcher auf der Schaustellung. Die Straßen sind mit netten Rasenstreifen gesäumt und begrenzt von immer blühenden Rosenhecken. Bei jedem Dorf hat man sehr schön angelegte und fruchtbare Kaffeegärten, während Reisfelder und Acker die Einwohner mit einem Überfluß von Nahrungsmitteln versorgen. In jedem Dorfe ist eine Schule, in den größern auch eine Kirche. Die Leute sind alle nett gekleidet, und die inländischen Häuptlinge und Schullehrer können mit gut gekleideten Engländern wetteifern.“ Der Gelehrte schildert dann seinen Empfang im Hause eines Häuptlings, in dem er sich ganz von Kultur umgeben fand, und fährt dann fort: Diese große Umwandlung ist die Folge von der Einführung des Kaffeebaus und von der Arbeit der holländischen protestantischen Missionare. Im weiteren verbreitet er sich über die Kaffeekultur, die Schulen, die eingeführte malaische Sprache und bezeugt, daß die Sittlichkeit im allgemeinen sehr vorwärts gekommen ist. „Niemand der diese Menschen sieht und von ihrem früheren Zustand hört, kann daran zweifeln, daß sie moralisch und physisch viel höher stehen als früher.“

¹⁾ Im Athenäum vom 15. Oktober 1864, nach der holländischen Übersetzung.

²⁾ Siehe oben die richtige Deutung des Namens.

Der Naturforscher (Ichthyologe) Dr. Bleeker sagt: „Diese Christen sind andere Menschen geworden; sie wohnen besser, essen besser, kleiden sich besser. Das Kopfschneiden ist verschwunden. Tausende lesen, schreiben und rechnen; die Fortschritte der höheren Schulklassen sind gut. Verbrechen kommen selten vor; sie gehorchen ihren Vorgesetzten, arbeiten fleißig und fühlen sich glücklich. So sind Christianisirung und Zivilisation, der Wohlstand der Unterthanen und der Gewinn für die Regierung mit einander Hand in Hand gegangen.“

Professor De Vriese fand den Grund der Umwandlung in den zweckmäßigen Maßregeln der Regierung, aber vor allem in der evangelischen Mission.

Auch von mehreren der Residenten, wie z. B. von dem trefflichen Jansen, wurde der Mission volle Anerkennung zu teil. Bei einem Besuch des Generalgouverneurs schrieb der Resident Vosscher an die Missionare: „Ich werde mir angelegen sein lassen, bei dieser Gelegenheit Ihrer Excellenz die Männer vorzustellen, die so viel für die Ausbreitung des Christentums und für die Volksbildung gethan haben und so kräftig mitwirken zur Befestigung der Ordnung und Sicherung der niederländischen Interessen in dieser Provinz. Wäre ich auch ein Feind der Mission gewesen, was ich nie war, die herrlichen Früchte ihrer Arbeit, die ich hier sehen durfte, würden mich gezwungen haben, solcher Feindschaft zu entsagen und zu zeugen von der Kraft des Wortes Gottes.“ So ist auch der jetzige Resident, van Deijse, „vollkommen überzeugt, daß die Evangelisation hier sehr günstig gewirkt hat auf die sittliche, wie auf die materielle Entwicklung des Volks.“

So zeugen denn auch die von den christlichen Missionen im Jahr 1865 gegebenen Beiträge im Verlauf von 4937 fl., wie wichtig ihnen selbst kirchliche Interessen und die Ausbreitung der Mission geworden sind; dazu kommen noch tausende von Gulden für Glöden und Kronleuchter, Abendmahlsgeräte, Kirchenstühle u. ausgelegt. Kein einziges Buch wird hier verschenkt, tausende von Bibeln u. sind bereits verkauft worden, und für Schulzwecke gibt die Bevölkerung ihre 3500 fl. des Jahres.

Wie ist nun auch die Ehe zu Ehren gekommen! Gab es früher Männer, die schon zwanzigmal sich von ihren Frauen geschieden und die Kinder nach Belieben verteilt hatten, so gibt es nun christliche Familien, in welchen die Jungen aus den Gesprächen der Alten den Herrn kennen lernen und regelmäßig zum Lernen angehalten werden. Die Frau ist nicht mehr die Skavin des Mannes, die graben, Vieh besorgen und kochen mußte, während er der Ruhe pflegte und höchstens seinen Palmwein selbst gewann; jetzt arbeitet er so viel wie sie.

Wenn nun aber auch ein fester Kern wahrhaft gläubiger und lebendiger Christen hier besteht, eine Stütze für den Missionar, ein Licht für die übrigen Heiden, immerhin fehlt noch manches zu einem vollen geistlichen Leben. Hausgottesdienste sind noch sehr selten, die Leute finden fast keine Zeit dazu, obwohl auch in den Häusern gelesen, gebetet und gesungen wird. Die slavische Art des Völlleins, eine Folge des früheren Drucks, bringt es soeben mit sich, daß sie sich gegen den Missionar

über
die
Bu
leid
wie
Neu
vor
Sch
fast
Jah
ist
Spr
schli
Die
äuße
wah
Chri
Din
Glei

lung
deut
von
je m
wang
durch
die i
gefor
zur
gleich
äußer
fellsch
(186
reicht
konnt
halten
Anste
Schul
ganze
gestan
des C

1)
Raffee

Diese Christen
besser, bleiben
ausende lesen,
affen sind gut.
gien, arbeiten
g und Zivili-
n für die Re-

blung in den
in der evan-

dem trefflichen
Bei einem
ffcher an die
er Gelegenheit
für die Aus-
an haben und
Sicherung der
auch ein Feind
Früchte ihrer
haben, solcher
t des Wortes
„vollkommen
kt hat auf die

uren im Jahr
wichtig ihnen
kon geworden
en und Kron-
kein einziges
ereits verkauft
3500 fl. des

ab es früher
geschieden und
nun christliche
der Alten den
alten werden.
graben, Vieh
und höchstens
wie sie.

ger und leben-
ein Licht für
n vollen geist-
Leute finden
gebetet und
des früheren
n Missionar

über ihre Erfahrungen nur selten aussprechen. Geborene Sünder, die die Unwahrheit mit der Muttermilch eingesogen haben, lassen sie im Punkt der Ehrlichkeit noch viel zu wünschen übrig; sie versprechen viel leichter, als sie halten. Sodann lastet das Regierungssystem der Kolonien wie ein Alp auf diesen Gemeinden. Ohne ihre Erlaubnis darf nichts Neues gewagt, nicht die kleinste Veränderung an kirchlichen Bauten vorgenommen, noch weniger ein Neubau unternommen werden. Welche Schikanen in jedem solchen Falle aufgespielt werden, hat Kooker in einer fast komischen und doch überaus ernsten Geschichte der seit dreißig Jahren anhängigen Sache des Kirchbaus von Lombano geschildert. Ferner ist für eine christliche Litteratur noch gar wenig gethan; die alfurische Sprache wird in Kirchen und Schulen durch die malatische ersetzt, ein schlimmer Übelstand, dessen sich manche Missionare wohl bewußt sind. Die meisten Getauften endlich sind nur Namenschristen, die sich mit den äußerlichen Formen der Religion begnügen. Doch bei vielen ist ein wahres Glaubensleben vorhanden. Man vergesse auch nicht, daß das Christentum in der Minahassa noch jung ist und daß auch in geistlichen Dingen sich immer eine langsame Entwicklung geltend macht, nach dem Gleichnis des Herrn vom Sauerteig.

Geben wir nun einige Hauptpunkte aus der neuesten Entwickelung des Missionswerkes in der Minahassa hervor. Die wichtige Bedeutung der Schulen für dasselbe ist bereits erwähnt worden. Viele von den Mängeln, die letzteren noch anhafteten, schwanden sehr deutlich, je mehr sich der Einfluß des trefflich geleiteten Lehrerseminars zu Tanawanglo geltend machte. „Es gibt Jünglinge,“ sagt ein Bericht, „die durch gründlichen Elementarunterricht zu vielen Dingen im Stande sind, die in unsern sozialen Verhältnissen vom Jünglinge und vom Manne gefordert werden. Es gibt junge Mädchen, die einer christlichen Familie zur Zierde gereichen können. Natürlich ist dies noch nicht von allen gleicherweise zu sagen.“ — Mit dieser Vertiefung ging aber auch die äußere Ausdehnung des Schulwesens Hand in Hand, sodaß die Gesellschaft nicht mehr im Stande war die Kosten zu tragen. Zwar wurden (1868) 10 000 Gulden für diesen Zweck verwendet, aber die Summe reichte nicht aus für 125 Lehrer und 30 Jüglinge. Die Befolgung konnte mit den steigenden Preisen und Bedürfnissen nicht gleichen Schritt halten¹⁾ und blieb weit hinter derjenigen zurück, die Inländer in anderen Anstellungen erhielten. Die Folge davon war, daß manche Lehrer die Schule verließen, um zu einem andern Beruf überzugehen, und der ganze Stand sank in der allgemeinen Achtung, in der er sonst so hoch gestanden hatte. Es lag nahe, daß die Missionsgesellschaft die Hilfe des Staats in dieser Sache erwartete. Der höchste Beamte für das

¹⁾ Um ihren Lebensunterhalt zu haben, mußten die Lehrer durch Arbeit in den Rassegärten zu ihrem kleinen Gehalt von 7 fl. monatlich etwas weiteres verdienen.

koloniale Unterrichtswesen inspizierte die Schulen der Minahassa, und so befriedigt er sich auch über die von der Gesellschaft erhaltenen¹⁾ aussprach, so erklärte er doch, daß nach der Ansicht der Regierung der Religionsunterricht aus der Schule beseitigt werden müßte. Der letztere hatte übrigens sich auf die biblische Geschichte beschränkt, alle übrigen Gegenstände kamen erst im Katechumenenunterricht vor. Eine andere trübe Aussicht eröffnete die Säkularisirung der Schule auf die Leitung des Gottesdienstes in den kleineren Gemeinden, die bisher in den Händen der Lehrer gelegen hatte. Sie waren zu gleicher Zeit sogenannte Voorgangers. Den Lehrern religionsloser Regierungsschulen aber würde solches Amt sich nicht ohne weiteres übertragen lassen. Für alle Fälle sollte durch die bereits erwähnte Gehilfenschule Rat geschafft werden; aber unmöglich konnte sie eine ausreichende Zahl von geeigneten Männern ausbilden, auch mußte es unthunlich sein, in jeder Gemeinde einen solchen Voorganger neben dem Lehrer anzustellen. Das waren also traurige Aussichten, um so mehr, da die Regierung sich zu keinerlei Zugeständnissen herbeilassen wollte, und endlich 1870 die seit sieben Jahren unbeantworteten Gesuche um Unterstützung des Schulwesens in der Minahassa abschlägig beschied. Die brennendste Frage blieb zunächst die Erhaltung und einigermaßen angemessene Ausstattung des Seminars zu Tanawangko; aber auch diese Frage wurde sehr unerwartet durch den Beschluß der Regierung zur Entscheidung gebracht, daß sie selber ein Lehrerfeminar in der Minahassa errichten wolle.²⁾ Damit konnte die unter dem Mangel der Geldmittel schon krankende Anhalt der Gesellschaft nicht konkurriren; und so schien gewissermaßen den dortigen Missionsschulen überhaupt das Todesurteil gesprochen.

Noch einmal aber raffte sich die Gesellschaft zu außerordentlichen Anstrengungen auf, um ihre Schulen in der Minahassa zu retten. Ein Frauenverein brachte nicht unbedeutende Geldmittel zusammen. Es konnte nicht nur das Seminar in besseren Stand gesetzt werden, sondern auch die Lehrergehälter wurden aufgebeffert, wenn sie freilich immer noch weit hinter der Besoldung der Regierungslehrer zurückblieben. Immer aber blieb den christlichen Schulen, 117 an Zahl³⁾, das Übergewicht gegen die zwanzig religionslosen Regierungsschulen. Von dem Seminar konnte wieder berichtet werden, daß es in Blüte sei, und so schien die drohende Gefahr wenigstens auf lange Zeit hinausgeschoben.

Inzwischen hatte sich auch die 1868 zu Tomohon eröffnete Gehilfenschule recht erfreulich entwickelt. Früher hatten sich die Missionare selbst ihre Katechisten und Helfer im Amte, die man mit dem

¹⁾ Es gab schon seit langer Zeit dort auch eine Reihe von Regierungsschulen; andere waren auf Kosten der Gemeinden selbst eingerichtet. Diese standen aber sämtlich unter Aufsicht der Missionare. Zu Lombano hatte die Regierung übrigens eine höhere Schule für Söhne indischer Häuptlinge angelegt, bei der wie es scheint letzteres nicht der Fall war.

²⁾ Im Grunde nur eine Erweiterung der oben genannten Schule für Häuptlings-söhne.

³⁾ Die Zahl der Zöglinge ging über 10 000 hinaus. Auch hier betrug jedoch der durchschnittliche Besuch nur 51 Prozent.

Na
St
ein
Mi
aus
hätt
moß
mar
gew
trieb
Wil
auf
Min
mit
späte
öffne
sonst
nie
Maß
Schu
der

Eröff
führu
schrift
Bettin
die te
aber
(Glan
ganz
die M
des A
Sektür
Blatt
Jahrg
Mitau
Gemei

A
konnte
sprechen
bald
Gemei
nächste
ständig
Bevölk
ihrer

Namen Penulung¹⁾ bezeichnete, herangezogen. Männer wie Silvanus Itam, der dem Vater Kiebel treu zur Seite stand und, ihn mehr als ein Jahrzehnt überlebend, im Segen fortgewirkt hat, werden in der Missionsgeschichte immer einen ehrenvollen Platz behalten. Das waren aus der Gemeinde herausgewachsene Gemeindeglieder. Eine Anstalt hätte solche Arbeiter kaum liefern können. Und doch hat die zu Tomohon in großem Segen gewirkt und trefflichere Früchte gebracht, als man sonst auf den Missionsfeldern aus ähnlichen Schulen zu finden gewohnt ist. Die so häufigen Mißgriffe eines einseitigen und übertriebenen Unterrichts waren hier durch den einsichtigen Missionar Willen vermieden. Anfänglich erstreckte sich der Sprachunterricht nur aufs Malaisische, das nun leider als Kirchen- und Schulsprache in der Minahassa nicht mehr zu besitzigen ist. Doch wurde auch im Verkehr mit den Jünglingen deren alifurische Muttersprache gebraucht. Erst später schien es nötig, um ihnen eine weitere christliche Litteratur zu eröffnen, etwas Holländisch zu treiben; aber vom Griechischen, mit dem sonst wohl die armen farbigen Jungen gequält werden, ist in Tomohon nie die Rede gewesen. Dabei wurden die Jünglinge im ausgedehntesten Maße in die praktische Arbeit ihres künftigen Berufs eingeführt. Die Schule erwies sich immer mehr als eine kräftige Stütze der Mission in der Minahassa.

Ähnliche Bedeutung erlangte bald die Presse, die wenig vor der Eröffnung der Gehilfenschule ankam, und zwar gesandt behufs Ausführung eines trefflichen Planes, nämlich: die Herausgabe einer Zeitschrift in malaischer Sprache. Ein gerade auszuwandernder Missionar, Bettink, hatte noch schnell die Druckerei erlernt und übernahm nun die technische Leitung der Presse, die erst zu Lombano aufgestellt, später aber nach Lanawangto verlegt wurde. Der Tjahaja Sijang, (Glanz des Tageslichtes), so heißt die Monatschrift, hatte als etwas ganz Neues zuerst viele Schwierigkeiten zu überwinden. Sie stellt sich die Aufgabe, die soziale, intellektuelle, sittliche und religiöse Entwicklung des Volkes zu fördern. Ein besonderes Beiblatt liefert erbauliche Lektüre. Der reichhaltige Inhalt zeigt die vortreffliche Redaktion. Das Blatt hat sich bald seinen Weg gebahnt und deckte schon mit dem dritten Jahrgange alle seine Kosten. Es enthält viele Artikel von inländischen Mitarbeitern. In manchen Negereten wird es gemeinschaftlich auf Gemeindefkosten gehalten.

Die Gemeinden wuchsen inzwischen von Jahr zu Jahr. Meistens konnte der Jahresbericht von mehr als tausend getauften Erwachsenen sprechen. Die Berichte über die inneren Zustände der Gemeinden lauten bald erfreulich, bald geben sie zu Klagen Veranlassung. „Die älteste Gemeinde, zu Lombano, kommt einer europäischen Christengemeinde am nächsten. Am meisten fehlt es den Christen dieses Landes an Selbständigkeit, was nicht zu verwundern ist, wenn man bedenkt, daß die Bevölkerung seit Jahrhunderten nur gewohnt war, alles auf Befehl ihrer Häuptlinge zu verrichten.“ Die alte leichtfertige Art der Ehe-

¹⁾ So heißen auch die muhammedanischen Unterpriester.

scheidungen wirkte hier und da auch noch nach. Es wurde jedoch in solchen wie in andern Fällen Kirchenzucht geübt. — „Blickt man zurück auf das, was die Minahassa früher war,“ schreibt Willen 1873, „so übertrifft der Einfluß des Christentums die kühnsten Erwartungen. Beurteilt man jedoch unsere Christen nach dem Maßstab von Gläubigen in Europa, so läßt ihre Erkenntnis, ihr Eifer, ihre Wahrheitsliebe, ihr Glaube und ihre Liebe zu dem Herrn und zum Nächsten viel zu wünschen übrig. Das Christentum hat hier noch nicht genug das häusliche und soziale Leben durchdrungen. Auch die Feier des Sonntags ist bei vielen nicht zu rühmen. — Aber trotz alledem haben wir noch immer reichlichen Grund zur Dankbarkeit.“

In neuester Zeit haben die sozialen Verhältnisse eine neue Wendung erhalten, dadurch, daß den kleinen Leuten durch freie Arbeit für Privatleute Gelegenheit gegeben ist, Geld zu verdienen, während sie sonst nur ihren kärglichen Lohn fanden durch die feste Arbeit für die Häuptlinge und für die Regierung. Aber zwischen Geld erhalten und Geld richtig verwenden liegt eine Kluft, die oft genug auch in christlichen Ländern nicht richtig überschritten wird. So mehrten sich denn in der Minahassa die Erscheinungen von Hazardspiel, Hahnenkämpfen (die sonst hier unbekannt waren), Lotterien, Luxus, Trunksucht und Verschwendung. So wird ihnen das Geld zum Verderben, und der sittliche Zustand heruntergeschraubt, wenn auch die Unsitlichkeit nicht mehr ihren früheren rohen Charakter zeigt. — Manche andere Bemerkungen zeigen jedoch, daß auch bessere Elemente nicht fehlen. Die Gottesdienste werden doch noch vielfach gut besucht. Der Missionar der zu den Außengemeinden kommt, um das heilige Abendmahl zu halten, herzlich begrüßt u. s. w. Nach den letzten Angaben waren in zweihundert Gemeinden 70 000 Getaufte vorhanden. Die ganze Bevölkerung in der Minahassa war auf 115 000 gestiegen und dürfte jetzt wenigstens 120 000 betragen. Es sind also doch noch immer viele tausende im Lande, die noch nicht in die christliche Kirche eingetreten sind. Aber das alifurische Heidentum hat im Volksleben vollständig seinen Halt verloren. Viele von denen, die noch außerhalb der Kirche standen, suchten die Taufe nach, wobei gewöhnlich nicht allzutiefe Beweggründe wirkten. Aber der gewissenhafte Taufunterricht führte sie denn doch meist zu einer ernsteren Auffassung der Sache — während noch eine nicht geringe Anzahl immer das Lernen scheuten und außerhalb der Kirche blieben. Sie werden mit dem Namen Heiden bezeichnet, obgleich derselbe in dem früheren Sinne bei ihnen nicht mehr zutrifft. Den ersten Teil ihrer Aufgabe hatte die Mission bereits gelöst. Die Macht der heidnischen Religion war gebrochen.

Eine weitere Arbeit in dieser Richtung aber schien in dem Nachbarlande der Minahassa vorbehalten zu sein. Bolaang Mongondou ist ein kleines Reich von etwa 40 000 Einwohnern, dessen Radscha nur in sehr losen Beziehungen zur holländischen Regierung stand. Als die Missionare erfuhren, wie bei diesem noch heidnischen Fürsten mohamedanische Sadiki sich um Einfluß bemühten, faßten sie das neue Arbeitsfeld ins Auge. Willen und Schwarz jun. unternahmen 1866

die
die
Mis
unte
Jah
die
noch
Men
aber
Jma
Eine
ohne
nach
währ
Länd

funge
ländi
einget
nicht
die D
die n
dem C
Arbei
es sich
Missio
zu kom
gebrac
ganz r
tigste
wesen
— so
ihren
das is
bereits
ein M
Grün
W

welch
hassa
ab und
bannter
Ganz i
schürzt
gearbeit

2) G
wähnt, w

urde jedoch in
cht man zurück
ten 1873, „so
Erwartungen.
von Gläubigen
heitsliebe, ihr
ächsten viel zu
ht genug das
ter des Sonn-
allem haben

ne neue Wen-
ete Arbeit für
i, während sie
Arbeit für die
d erhalten und
auch in Christ-
hrten sich denn
Hahnenkämpfen
Ernkucht und
rben, und der
sittlichkeit nicht
che andere Be-
ht fehlen. Die
Der Missionar
Abendmahl zu
aben waren in
Die ganze Be-
und dürfte jetzt
immer viele
rche eingetreten
ben vollständig
halb der Kirche
nicht allzutiefe
richt führte sie
ge — während
ten und außer-
eiden bezeichnet,
mehr zutrifft.
s gelöst. Die

n dem Nachbar-
Mongondau
n Radscha nur
stand. Als die
ürften muham-
sie das neue
rnahmen 1866

die erste Untersuchungsreise dorthin; machten Sprachstudien 2c. Obgleich die Vorbereitungen lange dauerten, schien doch alles gut zu gehen. Missionar Brouwer wurde für das neue Werk, das er mit Schwarz unternehmen sollte, 1870 ausgesandt. Als aber beide im folgenden Jahre nach dem Orte ihrer Bestimmung übersiedeln wollten — versagte die Regierung die Erlaubnis dazu. Das Land wurde zwar immer noch im Auge behalten, und bei einer Anwesenheit des Radscha in Menado 1873 durften ein paar Missionare mit ihm sprechen. Er war aber ziemlich ungnädig und schien bereits ganz unter dem Einflusse des Jmām zu stehen, den er zu seinem obersten Berater angenommen hat. Eine Untersuchungsreise wurde nochmals 1876 unternommen; doch auch ohne Erfolg. Der gute Gedanke, eine Kolonie christlicher Minahasser nach Bolaang Mongondau zu senden, ist unter der sogleich zu erwähnenden Krisis nicht zur Ausführung gekommen. So scheint das Ländchen dem Islām in die Hände fallen zu sollen. —

Wir haben bereits in der javanischen Mission betrübende Wirkungen einer Wandlung, die vor mehr als Jahrzehnten in der Niederländischen Missionsgesellschaft durch Zulassung der liberalen Theologie eingetreten war, beobachten können. Kam es in der Minahassa auch nicht zu solchen bitteren Früchten wie dort, so konnte die Änderung auf die Dauer doch nicht ohne Einfluß bleiben. Wohl standen die Männer, die noch mit Riebel und Schwarz zusammen gearbeitet hatten, treu auf dem Grunde dieser Stifter der Mission, und auch die neu ausgesandten Arbeiter scheinen meist in ihre Fußstapfen getreten zu sein — doch ließ es sich nicht verhindern, daß ein oder der andere moderne Theologe als Missionar nach der Minahassa kam. Es hält schwer darüber ins Klare zu kommen, in wie weit dadurch in jene schlichten Gemeinden Verwirrung gebracht worden ist.¹⁾ Von außen her aber wurde diese, selbst von ganz unparteiischen Beobachtern so hoch anerkannte Mission aufs heftigste angegriffen, namentlich von Garthoorn, der nie auf Celèbes gewesen war. Sind solche Angriffe auch abgewiesen und widerlegt worden — so hatten die Feinde der Mission, die namentlich in der Regierung ihren Einfluß geltend zu machen wissen, neuen Anlaß bekommen, gegen das ihnen verhaßte Werk ihre Hände zu regen. So sahen wir es bereits in der Schulangelegenheit. Leider war es immer mehr als ob ein Wehltau sich über die Pflanzung legte, die einst in makellosem Grün geprangt.

Wenn eine Pflanze zu kranken beginnt, so findet sich bald irgend welch Gewürm ein, um sich in derselben festzusetzen. In der Minahassa waren es die Sendlinge Roms. Ein katholischer Priester war ab und zu nach Manado und Tomohon gekommen, wo sich unter verbannten Javanen einige zur katholischen Kirche übergetretene befanden. Ganz in der Stille hatte er bei solchen Gelegenheiten seine Knoten geschürzt und seine Helfershelfer gewählt. Letztere hatten heimlich vorgearbeitet, und als er 1875 seinen Besuch wiederholte, taufte er eine

¹⁾ Ein schmerzliches Beispiel wird im Basler Missionsmagazin 1869 S. 23 erwähnt, wie ein Alfure sagte, daß sein Glaube durch neue Lehre zerstört sei.

Anzahl Christlicher und heidnischer Alfuren, natürlich ohne irgend welchen nennenswerten Unterricht, und war abgereift ehe die Sache ruckbar wurde. In der Folge trat er dann schon offener hervor. Es fehlte ja nicht an unzufriedenen Leuten, die irgend etwas wider die Lehrer oder Gehilfen des Missionars hatten, oder solchen die sich Vortheile vorspiegeln ließen, und auch die Eitelkeit brachte manchen hinzu. So kam eine nicht unerhebliche katholische Gemeinde zusammen und in Tomohon, wo sie 200 Mitglieder zählte, wurde auch eine Schule errichtet. Man muß sich nur wundern, daß die holländische Regierung, welche evangelischen Missionaren keinen Schritt ohne hohe Erlaubnis und langwierige Plackereien gestattete, der gemeinen Proselytenmacherei der Römlinge so unthätig zusah.¹⁾ Die Erfolge scheinen übrigens doch nicht in dem gleichen Maße wie zu Anfang weiter fortgeschritten zu sein. In den letzten Jahren ist es ziemlich stille geworden über die katholische Bewegung. Jedenfalls aber arbeiten die Agenten gerade in der Stille ganz energisch weiter. Die bereits evangelische Minahassa dem Papst zu Füßen zu legen, ist eine lockendere Aufgabe als jene, heidnische oder muhammedanische Stämme erst zu Christo zu führen.

Bedenklicher aber war es, daß die Minahassa in den Kreisen der Niederländischen Missionsgesellschaft trotz aller Bemühungen nicht mehr die Unterstützung finden konnte, welche zur Fortführung des Werkes durchaus nötig gewesen sein würde. Wohl hatte man sich noch einmal zur Erhaltung der Schulen aufgerufen. Aber bald stellten sich wieder Defizits ein, die auf 25 000 Gulden anwuchsen. Der Gesellschaft blieb nichts anders übrig, als sich nach Entlastung umzuschauen. Da inzwischen die Regierung sich freundlicher bewiesen hatte, so waren bereits Verhandlungen angeknüpft, dahin gehend, daß einige Missionare der Gesellschaft in den Dienst der Staatskirche (Protestantischen Kirche in Niederländisch Indien) übergehen sollten.

Schon 1875—76 wurde auf diese Weise der Gesellschaft die Sorge für drei Missionare abgenommen. Tendeloo zu Njemadibi, Roeker zu Londano, und Brouwer zu Sangawang wurden zu Hilfspredigern ernannt. Dabei hoffte die Gesellschaft freilich, daß dadurch die brüderlichen Beziehungen der frühern Missionare zu der Direktion nicht aufgehoben werden würden. Mag diese Hoffnung sich nun auch erfüllen, so lange diese Brüder am Leben und im Amte sind, so ist es doch sehr fraglich, ob ihre Nachfolger sich in ähnliche Beziehungen zu der Gesellschaft setzen werden. — Die Not drängte aber weiter; und 1878 verließen auch van de Kiefe zu Amurang, Schwarz zu Sonber und Louwerier zu Tomohon den Dienst der Gesellschaft, um Hilfsprediger zu werden. Dem alten braven N. Ph. Wilken wurde der Schmerz des Überganges erspart. Er durfte wenige Monate zuvor nach langem Leiden

¹⁾ In ähnlicher Weise ist es sehr auffallend, daß der Imam des Kabscha von Bolakong Mongondau in der Minahassa umherreisen, und von den dort lebenden Muhammedanern Abgaben einsammeln durfte, wozu er auch nicht das mindeste Recht hat.

in
noch
doch
info
Kolo
für
der
jegt
walk

Zwei
als
heit
kirche
in
von
melen

femin
Blüte
bindun
Minat
Sache
Kräfte
unserer
Auftr
Schulen
den
Lehrer
die best
Noch
Gesellsch
der Sch
bleibt
Der
steigend
joviel
Händen
Zeitschri
ihr keine
abtritt

Ger
tums in
so pessim
die Gem
diejenige

¹⁾ De
Burthard,

in die obere Heimat übergehen. Für ihn würde der Schritt auch noch viel schmerzlicher gewesen sein als für die andern Brüder. Mußte doch seine Gehilfenschule, auf der sichtlich Gottes Segen geruht hatte, infolge dieser Umwälzung aufgehoben werden. Die Verwaltung der Kolonialkirche machte es nämlich jedem der Hilfsprediger zur Pflicht, für sein Arbeitsfeld vier Gehilfen selber auszubilden — eine Aufgabe, der nicht jeder gleicherweise gewachsen ist, ganz abgesehen davon, daß jetzt nicht mehr die patriarchalischen Verhältnisse in den Gemeinden obwalten, unter denen sich einst Nibel seinen Silvanus Itam herangezogen.

Und was bleibt nun schließlich der Gesellschaft in der Minahassa? Zwei Stationen: Tanawangto und Kumelembuai. Letztere aber nur als Alterssitz des Missionar Ufers, dessen Schwerhörigkeit zur Taubheit geworden, und der deshalb nicht mehr in den Dienst der Staatskirche eintreten konnte. Er wird als der „stille Zendeling“ sein Leben in seinem „Haus im Walde“¹⁾ beschließen. Ein Nachfolger, der für ihn von Rotterdam ausgesendet ist, wird sogleich als Hilfsprediger in Kumelembuai antreten.

Auf der andern Station arbeitet die Gesellschaft weiter. Ihr Lehrerseminar, das sie mit vieler Mühe erhalten und wieder zu einer gewissen Blüte gefördert, konnte sie nicht drangeben. Noch hat sie in Verbindung mit demselben den größten Teil des Schulwesens in der Minahassa in den Händen. Aber Missionar Graafland, der dieser Sache in bewundernswerter Weise ein paar Jahrzehnte seine besten Kräfte gewidmet hat, sieht die Lage sehr dunkel an. „Der gute Namen unserer Schulen“, so schrieb er 1879, „ist verloren gegangen! Das Austreten der Regierung mit ihrem Seminar, die vermehrte Zahl ihrer Schulen, die Lehrerexamina, die hohen Gehälter geben unsern Schulen den Todesstoß.“ Auf die religiöse Erziehung des Volkes durch die Lehrer, sagt er, ist in der Minahassa nicht mehr zu rechnen. Auch die besten haben ihre Hoffnung bereits auf die Regierung gesetzt. — Noch stehen etwa dreißig inländische Missionsgehilfen im Dienste der Gesellschaft. Aber auch diese sind ja, wie wir sahen, mit Aufhebung der Schule von Tomohon, auf den Aussterbeetat gesetzt. Schließlich bleibt noch die Presse, deren Wirksamkeit allerdings in Blüte steht. Der Tjahaja sijang hat sich seinen (wenn ich nicht irre immer noch steigenden) Leserkreis gesichert. Durch Arbeiten für Privatleute fließen soviel Einnahmen zusammen, daß alle Kosten der Druckerei, die jetzt in den Händen des Missionar de Lange ist, reichlich gedeckt werden. Ob aber die Zeitschrift sich halten können, wenn erst die Leiter der Gemeinden ihr keinen Halt mehr bieten sollten, und ob, wenn Graafland einmal abtritt, sich bald ein gleich geschickter Redakteur finden wird?

Genug, die Aussichten für die weitere Entwicklung des Christentums in der Minahassa sind nichts weniger als hoffnungsvoll. „Warum so pessimistisch!“ sagen vielleicht die Freunde in Rotterdam, „sind doch die Gemeinden noch in guten Händen!“ Doch wer steht dafür, daß diejenige Richtung, welche, die christliche Schule verdrängend, die Mina-

¹⁾ Vergl. das Gedicht, Mebebeelingen 1866, S. 17.

hasser durch religionslosen Schulunterricht zu beglücken sucht, nicht auch einmal in der Kirchenverwaltung zur Herrschaft kommt? Sicherlich wäre es nach dem Geschmack mancher, die ein Wort mitzusprechen haben, wenn das ganze Evangelisationswert in der Minahassa nur mit der alten Barbarei aufgeräumt und tabulam rasam gemacht hätte, damit eine religionslose Kultur nach Rousseauschen Ideen dort gehegt werde!¹⁾ Die noch zarten christlichen Pflanzen lassen sich ja leicht beseitigen, daß sie jener Humanitätsaat nicht im Wege sein würden. Wie ich die Sache auch ansehen mag, ich komme nur zu dem Schluß: das einst so blühende Missionsfeld der Minahassa schwebt in rechter Gefahr! Nachdem die erste Periode des Werkes dort so über Erwarten günstig vollendet war, hätte nun die vertiefende und stärkende Arbeit der Mission, der eine solche junge Kirche nicht entbehren kann, beginnen sollen. Und sollte auch jener Fall nicht eintreten, daß die Feinde des Reiches Gottes über sie Macht erlangten — so ist doch keine Staatskirche als solche im stande, jene hegende und pflegende Arbeit auszuführen, die recht nur als eine Missionsarbeit gethan werden kann. — Doch auch diese Sache steht in Gottes Hand. Seine Wege sind wunderbar. Und sollte es auch sein auf scheinbaren Umwegen, vielleicht durch Nationalismus und durch Romanismus, wird er doch seine Kirche auch in der Minahassa dem Ziel entgegenführen und die Arbeit seiner treuen Knechte nicht verloren sein lassen.

c) Die Sangi- und Talautinseln.

Zwischen der nördlichsten Spitze von Celebes und der südlichsten der Philippineninsel Mindanao zieht sich eine Inselkette, welche deutlich ein Verbindungsglied der genannten Länder bildet. Im Osten derselben liegt eine andere Inselgruppe, welche die Verbindung von Mindanao mit dem südöstlich gelegenen Oschilolo (Mamahera) andeutet. Jenes sind die Sangi-, dieses die Talautinseln.

Die ersteren, auch Sangirinseln genannt²⁾, umfassen nicht weniger als fünfzig Inseln, von denen aber nur zehn bewohnt sind. Von diesen sind nur folgende drei bemerkenswert. Groß-Sangi (Sangi besär) in der Mitte der Kette gelegen, etwa sechzehn Quadratmeilen groß. Gegen Süden folgt die viel kleinere Insel Sijauw, von jener zehn Meilen entfernt, und weiter vier Meilen von dieser, die noch kleinere Tagulandang, die von der Nordspitze der Minahassa wieder etwa zehn Meilen entfernt liegt. Im allgemeinen bieten die Sangiinseln einen reizenden Anblick. Sie sind bedeckt mit Bergen von sehr verschiedenen Formen und Höhen, in immerwährendes Grün gekleidet; nur die feuerpeitenden Berge auf den drei genannten Inseln haben einen grauen, unfruchtbaren Gipfel, und aus den edigen Kratern der beiden letztgenannten sieht man stets Schwefeldampf aufsteigen. Der

¹⁾ Man beschuldige mich nicht der Utopien. Wenn im Mutterlande die christliche Schule preisgegeben werden konnte, so ist es nicht unmöglich, daß in einer Kolonie auch die christliche Kirche preisgegeben wird.

²⁾ Das „r“ scheint nur aus der holländischen Form des Namens der Bewohner Sangitresen auch auf den Inselnamen übergegangen zu sein.

Do
entl
pal
üpp
in
ver
ist
mar
Tag
Mit
gebü
wird
Sing
unter
Träg
wora

zusam
nachb
Spra
nahe.
des R
und g
mitun
allerle
lungen
auch
muham
gewinn
Sonst
Charak
gefühl
und S

Skla
andern
zwar
Groß-S
liegende
wird, d
hat zwe
Di
Grunde
als Ent
der Spa
geführt

¹⁾ „
Sijauw

Boden ist im allgemeinen sehr fruchtbar; die kleinen, aber dichten Wälder enthalten die besten und feinsten Holzsorten; die Arengpalme, die Sago-
palme und namentlich die hier reichlich vorhandene Kokospalme wachsen
üppig; außer den verschiedenartigen indischen Früchten gewinnt man
in den Gärten mit geringer Mühe Reis, Mais, Katjang (Bohnen) und
verschiedene Erdfrüchte in reichem Maße, auch Kakao und Zuckerrohr
ist hier sehr ergiebig. Die Temperatur der Luft ist minder warm, als
man in dieser Nähe vom Äquator erwarten sollte, da die Berge bei
Tage und die See des Nachts eine sanft erquickende Kühle bringen.
Mit Ausnahme von einzelnen morastigen Strecken, wo dichtes Sago-
gebüsch die nötige Ausdünstung verhindert und so die Luft verdorben
wird, kann das Klima wohl gesund genannt werden, wie denn auch die
Eingebornen bei festem Körperbau ein gutes Alter erreichen und die
unter ihnen sehr verbreiteten Hautkrankheiten vermutlich mehr ihrer
Trägheit und Unreinlichkeit, so wie dem Mangel an gutem Trinkwasser,
woran vornehmlich Tagulandang viel zu leiden hat, zuschreiben sind.

Die Bewohner gehören der malatischen Völkerfamilie an und zählen
zusammen 50—60 000 Seelen, wovon auf Groß-Sangi mit einigen be-
nachbarten Inselchen 25 000 kommen. Sie haben eine besondere
Sprache. In Sitten und Gebräuchen kommen sie den Misuren vielfach
nahe. Ihre ziemlich genügende Kleidung fertigen sie aus der Faser
des Koffo (Manillahant), die meist von den Frauen selbst gesponnen
und gewebt wird. In den auf Pfählen gebauten Häusern wohnen
mitunter acht bis zehn oder noch mehr Familien beisammen, was zu
allerlei Unordnung Gelegenheit gibt, da die Häuser keine Stubenabtei-
lungen haben. Die Nahrung besteht vorzugsweise in Sago und Fischen,
auch hat man Hühner und Ziegen. Das Schweinefleisch aber hat
muhammedanischer Einfluß verabscheuen gelehrt. Den Lebensunterhalt
gewinnt der Sangier ziemlich leicht, daher er sehr zur Trägheit neigt.
Sonst ist List und Neigung zum Betrug eine Eigentümlichkeit seines
Charakters. Er kann schmeicheln und verschlossen sein, unaufrichtig und
gefühllos. Auch des unordentlichen Wesens, besonders in Trunksucht
und Hahnengefechten, findet sich genug auf den Inseln.

Das ganze Volk teilt sich in drei Stände: Adel, Gemeine und
Esklaven. Die letzteren sind entweder bestrafte Verbrecher, oder von
andern Inseln gekauft. Sechs Radscha herrschen über die Gruppe und
zwar je einer auf den beiden kleineren genannten Inseln, und vier auf
Groß-Sangi. Auf Tagulandang gibt's drei, sämtlich am Strande
liegende Negereien, zwischen denen die Verbindung mit Rähnen bewirkt
wird, da das bergige und felsige Innere fast unwegsam ist. Sijaw
hat zwei, Sangibesar fünfzehn Negereien.

Die ursprüngliche Religion der Sangier war und ist zumeist im
Grunde noch Dämonendienst, welchen der Islam zu verdrängen anfangt,
als Ende des sechzehnten Jahrhunderts die Inseln unter die Herrschaft
der Spanier kamen und durch katholische Priester das Christentum ein-
geführt wurde.¹⁾ Später wurden die Spanier von den Holländern ver-

¹⁾ „Es wird erzählt, daß Vater Magellones im Jahre 1568 den König von
Sijaw mit 1500 seiner Unterthanen getauft haben soll. Später soll der Jesuit

drängt, welche alle schon getauften Sangier zur reformirten Konfession überführten, einige Schulen anlegten und die Inseln ab und zu von Reisepredigern besuchen ließen.²⁾ Da diese Besuche oft nicht bloß Jahre, sondern selbst Jahrzehnte lang ausblieben, so befanden sich jene Christen in einem höchst verwahrlosten Zustande.

Im allgemeinen glauben die Sangier wohl an einen guten Geist Mamu Ruata; daneben aber haben sie eine große Anzahl böser Geister, Rasuan, Teufel.

Der erste von diesen bösen Geistern heißt Ratu Rasuan, d. h. Satanskönig, auch Abi tiuggi genannt; dieser, so meinen sie, residirt im Feuerberge von Tagulandang, Sijauw und Sangi besär, und damit er aus seinem Schlosse nicht einmal mit Lärm aufgefahren komme, bringen sie ihm von Zeit zu Zeit Opfer, feierten ihm auch sonst aller Orten jährlich ein großes Fest von acht Tagen und Nächten und noch länger. Auf Tagulandang und auch auf den andern Inseln sind eine große Anzahl heidnischer Priesterinnen, Ampuwan genannt, die sich als Statthalter des Teufels ausgeben. Wenn nun jemand krank oder sonst von einem Unfall betroffen wird, oder in Zukunft vor Unglück bewahrt bleiben will, namentlich auf nicht immer gefahrlosen Reisen von einer Insel zur andern, so wird eine oder mehrere solcher Ampuwan gerufen und ein Teufelsopferfest veranstaltet. Die Priesterin kommt, der Opferaltar wird zugerichtet und die Opfer bereitet; dann werden mit einer Trommel die andern in der Nachbarschaft wohnenden Leute zusammengerufen, und nachdem die Ampuwan ihren priesterlichen Schmuck, der natürlich mit ihren finstern Werken in Übereinstimmung steht, angelegt hat, beginnt sie den Opfertanz. Nachdem sie den Satan durch lautes Witten zum Kommen eingeladen hat und endlich merkt, daß es Zeit ist, die Ankunft ihres Prinzipals zu offenbaren, daß sie nämlich ganz und gar in den Teufel umgewandelt sei, dann springt sie hoch auf und tritt ganz in der Vollmacht des Teufels auf, läßt die Kranken, die mit Furcht und Zittern nahen, vor sich kommen, um angespien zu werden und darauf einige Opferspeise als Arznei von ihr zu empfangen. Ist die Krankheit gefährlich, so wird nach Umständen das Opfer vier, ja sieben Nächte hinter einander wiederholt. Oft aber, wenn ein Mädchen krank wird und man die Ampuwan holt, geschieht es, daß dieselbe sagt: „Das Kind muß sterben an dieser Krankheit, aber ich kann helfen und es vom Tode erretten, wenn die Eltern dieses Kind mir für immer übergeben wollen“, wozu diese sich in der Regel bereit finden lassen, damit es nur am Leben bleibe. Dann nimmt die Ampuwan das Kind zu sich, wenn es nicht noch zuvor stirbt, und weihet es hernach dem

Magaren das diese Inseln häufig besucht und viele getauft haben. Aber erst im Jahre 1677(?) sollen sich Missionare dort bleibend niedergelassen haben. Wir haben davon noch die deutlichen Spuren in den alten verfallenen Ruinen der Wohnhäuser und Kirchen, die man zu jener Zeit aus Feld- und Backsteinen sehr fest gebaut. Auch findet man noch alte große Gemölde und gemauerte Gräber, welche heute noch von den meisten im Volke durch Götzen dienst verehrt werden. Die Biene auf dem Missionsfelde 1864. S. 69.

²⁾ In den ersten Zeiten wohnten auch Prediger auf der Hauptinsel, die von da aus regelmäßig Kirchen und Schulen besuchten, Lehrer ausbildeten ic.

Ma
die

inse
nach
und
Ein
der
ruse
imm
sand
beso
mögl
Geb
Voll
d. i.
Gos
Unte
Schr
Arbe
Schr
ganit
Kellin
sie ill
so un
Regie
erhöha
nomm
Leuten
leiden
Volke
Hier
wie d
anlegt
Y
nicht
hält
die Br
mußten
nado)
hier un
nicht n
Gottes
schwier

1) 2
Gelberlin
Titel: d
stand. s

Muloa lasuan, d. h. Werk des Teufels. Auf solche Weise bildet sich die Ampuman ihre Nachfolger.

Lange Zeit hatte man in Holland die Christen auf den Sangi-inseln ganz vergessen. Wohl kam Missionar Jungmichel von Ternate nach langer Pause 1821 als der erste Geistliche wieder einmal dorthin und taufte 200 Kinder. Auch wurden hernach die Besuche wiederholt. Eine besondere Mission aber begann erst 1857. Es war Ds. Helbring, der in seinem Vaterlande mit lauter Stimme die Gewissen wach zu rufen suchte über die Sünden Hollands, in Vernachlässigung jener alten, immer tiefer verwahrlosten Christengemeinden. Das gewünschte Gehör fand er freilich im allgemeinen nicht. Er beschloß daher durch eine besondere Missionsmethode dem Übelstande abzuhelfen. Es sollte eine möglichst große Zahl von christlichen Handwerkern auf die betreffenden Gebiete ausgesendet werden, die sich mit ihrer Arbeit ernährend, dem Volke das Evangelium verkündigen sollten (Zondeling-Werklieden¹⁾ d. i. Missionshandwerker). In diesen Ideen traf er mit seinem Freunde Goshner überein, und dieser war es, der die meisten Leute für das Unternehmen lieferte. Für die Sangi-inseln wurden die vier Brüder Schröder, Steller, Grohe und Kelling abgeordnet, welche 1857 auf dem Arbeitsfelde eintrafen. Die beiden ersten ließen sich auf Großjangi, Schröder im Nordosten zu Tabukan, Steller im Südwesten zu Manginitu nieder; die beiden andern zunächst auf Sijauw, doch siedelte Kelling 1858 nach Tagulandang über. Die Christengemeinden fanden sie überall im traurigsten Verfall. Die inländischen Schullehrer waren so unwissend, daß einer antwortete, der Heiland sei unter Davids Regierung geboren, ein anderer: am vierten Schöpfungstage sei Abraham erschaffen. Obwohl die Missionare überall zunächst freundlich aufgenommen wurden, hatten sie doch unter den rohen, völlig verwilderten Leuten, bei denen Unzucht und Trunkenheit im Schwange ging, viel zu leiden. Bei aller Aufrichtigkeit und Liebe, welche die Missionare dem Volke entgegenbrachten, wurden sie allgemein als Unruhestifter betrachtet. Hier und da kam es sogar zu den größten Ausbrüchen der Feindschaft, wie die Leute auf Sijauw es in der frechsten Weise wiederholt darauf anlegten, den Bruder Grohe und seine Frau zu vergiften.

Mit dem Erwerben des Lebensunterhalts ging es nun freilich nicht. Das ganze System entbehrete einer genauen Erwägung der Verhältnisse. Es wurde jedoch Rat geschafft dadurch, daß die Regierung die Brüder mit einem kleinen Jahresgehalt in ihren Dienst nahm. Freilich mußten sie es sich gefallen lassen, daß sie von dem Residenten (zu Menado) wie dessen Subalternbeamte behandelt wurden. Er schickte sie hier und da hin, und stellte ihnen manche Aufgabe, die sie sich selbst nicht würden gestellt haben. Dennoch hatten sie Gelegenheit das Wort Gottes zu verkündigen, und ihre bescheidene stille Arbeit unter höchst schwierigen Verhältnissen ist nicht ohne Frucht geblieben. Schon 1861

¹⁾ Der Singular Zondeling-Werkmann. (Vergl. oben S. 64 die Fußnote). Helbring brachte auch für seine Zwecke einen kleinen Verein zusammen, der den Titel: de Christen-Werkman annahm. Der Verein hatte jedoch nur kurzen Bestand. Weiteres siehe Allgem. Missionszeitschrift, 1877. S. 319 ff.

durften sie einige Gelben resp. Muhammedaner taufen, und in den namenchristlichen Gemeinden bildete sich allmählich ein Kern von solchen, an denen sich Regungen geistlichen Lebens zeigten.

Über das Wirken dieser Brüder sind nur dann und wann einige Nachrichten veröffentlicht. In neuerer Zeit finde ich davon nur etwas in holländischen Missionsblättern. — Auf ihren schweren, von allem europäischen Verkehr entlegenen Posten haben sie mit großer Selbstverleugnung ausgehalten und mit viel Geduld in der Stille weiter gearbeitet. So war es ihnen denn bis 1872 gelungen, von den 20 000 Christen gegen 1000 Kommunikanten zu sammeln.¹⁾ Kelling erlebte im Jahre zuvor, während seine Frau mit den Kindern auf der Reise nach Europa sich befand (unterwegs starb sie und wurde auf St. Helena beerdigt), den furchtbaren Ausbruch des benachbarten Vulkans Ruang, mit dem eine plötzliche Hochflut verbunden war, die in wenigen Minuten die ganze Regerei Tagulandang zerstörte, wobei dreihundert Menschen ums Leben kamen. Die Kirche und alle Gebäude mit Ausnahme des Missionshauses wurden hinweggespült — wie durch ein Wunder wurde der Missionar gerettet. Das erschütternde Geräch scheint auf die Bevölkerung nicht ohne Eindruck geblieben zu sein. Kelling konnte in einem der folgenden Jahre fünfzig Erwachsene taufen. Auch arbeitete er an der Übersetzung des Neuen Testaments ins Sanguische, die er 1876 bis zur Apostelgeschichte vollendet hatte.

Auf Sijauw wirkte damals ein früher nach den Talautinseln ausgesandter Missionar Tauffmann, während Grohe nach dem südlichen Teil von Großsangi übergesiedelt war, nach Tamatto, das zum Gebiete des einen Radscha von Sijauw gehört. In neuerer Zeit wird keiner dieser beiden Brüder mehr erwähnt. Der eine Radscha jener Insel war ein bitterer Feind der Mission und wurde die Veranlassung zum Weggang der Missionare; den andern hat Kelling 1876 getauft. Auf Großsangi stehen noch die beiden oben genannten Brüder auf ihren Stationen. Die Edeln halten sich immer noch hochmütig von ihnen fern. Auch aus dem niedrigsten Stande, von den Sklaven, ist es ihnen nicht gelungen viele zu gewinnen. Die Gemeindeglieder sind meist aus dem Mittelstande und zwar Frauen. Doch der Sauerteig des Evangeliums wirkt schon in der Masse.

Die Missionare sind immer noch im Dienste der Regierung (es ist nicht recht klar unter welchem Titel) mit einem kärglichen Gehalte. Ein Frauenmissionsverein zu Amsterdam unterstützte sie zuweilen durch Zufendung von nötigen Gebrauchsgegenständen. Es ist zu verwundern, daß, wie es scheint, deutsche Missionsfreunde mit diesen Brüdern, die gewiß in hohem Maße unsere Sympathien verdienen, keine Verbindung mehr unterhalten.

Die Talautinseln sind noch weniger bekannt als die eben besprochene Gruppe. Die Verhältnisse scheinen dort ähnlich zu sein, doch noch viel schlimmer; schon deshalb, weil die Talautinseln noch viel weniger Verbindung mit der nächsten europäischen Niederlassung, Manabo, haben. Doch auch das Volk scheint noch viel roher und verwilderter zu sein als auf Sangi.

¹⁾ Im ganzen bestehen auf der Inselgruppe 43 Kirchen und ebenso viele Schulen.

nam
La
Mis
die i
Noti
gefor
durch
nom
500
Miss
zufor
die a
was
ware
Selte
wie
nur
den
stütz
schien
Zus
hier

Posten
als
siebelt
unter
Jahre
hat
armse
Mörb
wird
waren
unter
Da
sie
ihre
schläg

¹⁾
der
Eirong
überge
²⁾
doling
bei
³⁾
waren
bekam

und in den
rn von solchen,

wann einige
von nur etwas
n, von allem
großer Selbst-
Stille weiter
on den 20 000
Kelling erlebte
auf der Reise
e auf St. He-
arten Vulkans
die in wenigen
bei dreihundert
äude mit Aus-
wie durch ein
Gericht scheint
sein. Kelling
e taufen. Auch
ins Sangische,

lautinseln aus-
dem südlichen
as zum Gebiete
eit wird keiner
a jener Insel
anlassung zum
getauft. Auf
über auf ihren
tig von ihnen
n, ist es ihnen
sind meist aus
eig des Evan-

Regierung (es
lichen Gehalte.
zuweilen durch
a verwundern,
Brüthern, die
ie Verbindung

die eben be-
zu sein, doch
h viel weniger
anado, haben.
erter zu sein

sovieler Schulen.

Auch hierher waren — wie es scheint gleichzeitig mit den genannten — vier Brüder als Missionshandwerker ausgesandt: van Essen, Tauffmann, Günther und Richter.¹⁾ Die Nachrichten über diese Mission sind sehr spärlich. Außer einigen Briefen des erstgenannten, die im Ermeloschen Missionsblatt abgedruckt sind und hier und da einer Notiz in einem Briefe der Sangimissionare, ist mir darüber nichts vorgekommen. Obwohl auch die nach den Talautinseln gesandten Brüder durch Vermittlung des Ds. Gelbring ihr dortiges Arbeitsfeld übernommen hatten, unter Zusage einer Regierungsunterstützung von 500 Gulden jährlich für jeden, standen sie doch auch in Beziehung zu der Missionsgemeinde Ermelo, die ihnen nach Kräften weitere Unterstützung zukommen ließ. Es konnte dies jedoch immerhin nicht viel sein, und die armen Brüder, die unter einer rohen, feindseligen Bevölkerung alles, was sie zur kümmerlichsten Nothdurft brauchten, teuer bezahlen mußten, waren bald bei den unzureichenden Mitteln in der ärmlichsten Lage. Selten haben wohl Missionare in ihrer Arbeit so viel zu leiden gehabt wie diese Brüder. Sie suchten Hilfe bei der Regierung, aber erhielten nur abschlägliche Antwort. Auch von Holland erlangten sie nichts, als den guten Willen, die treue Fürbitte und die unzureichende Unterstützung der Ermeloschen Gemeinde — die übrigen Missionsfreunde schienen die Zendeling-Werklieden ganz vergessen zu haben.²⁾ Alle Illusionen, welche sich an die Handwerkermission geknüpft hatten, waren hier auf das bitterste zerstört.

Als die Not aufs höchste stieg, verließ zuerst van Essen seinen Posten und fand in Lombano, in der Minahassa, ein kleines Amtchen als Unterpachhausmeister. Tauffmann, wie schon erwähnt wurde, siedelte nach Großfangi über. Die beiden andern Brüder verharren unter den fast unerträglichen Verhältnissen. Eine Notiz aus dem Jahre 1869 sagt: Günther und Richter sehen schlecht aus. Der letztere hat schon schneeweißes Haar und ist leidend. Auch Günther sieht sehr armselig und verfallen aus. Sie waren stets in Gefahr unter den Mördern und Menschendieben — denn jene abgelegene Inselgruppe wird bis in die neueste Zeit öfters von Seeräubern heimgesucht. Beide waren verheiratet mit inländischen Christinnen. Unmöglich hätten sie unter solchen Verhältnissen mit europäischen Frauen wohnen können.³⁾ Da in jener Zeit auf den Inseln Streit und Fehde herrschte, so sahen sie sich auch bereits nach einem andern Felde um. Sie beantragten ihre Veretzung nach den Aruinseln. Aber die Regierung gab abschlägliche Antwort. Sie mußten weiter aushalten.

¹⁾ Günther hat seine Station zu Menarang, der Hauptnegeret auf Rabruang, der südlichsten Insel der Gruppe. Richter wohnt nordwestlich, auf der Insel Wiron, zu Salibadu. Auf der größten der Talautinseln, Kartelang, wohnte vorübergehend Tauffmann. Sie liegt nördlich von Wiron.

²⁾ Ich finde nachträglich, daß im Haag ein Verein unter dem Namen Zendeling-Workman-Vereeniging bestanden hatte. Auch die dringendsten Gesuche bei diesem waren vergebens.

³⁾ Auch die Brüder auf Sangi waren vielfach leidend, so lange sie unverheiratet waren, infolge ungenügender und unzwedmäßiger Kost. Als sie ihre deutsche Frauen bekamen, besserte sich ihr Zustand zusehends.

Ein Beispiel, das sich in einem der Briefe findet, ist geeignet ihre Lage zu kennzeichnen. Ein junges Ehepaar war durch Günther bewogen worden sich von den Teufelsfelsen fern zu halten. Bald darauf fand er seinen Ochsen jämmerlich zerschlagen, sobald dieser bald darauf treperte. Dabei standen einige Leute, die, als der Missionar fragte, wer den Ochsen so mißhandelt habe, drohten, sie würden den Missionar selbst in Stücke hauen. — Bei einer andern Gelegenheit belagerte eine bewaffnete Schar das Haus des Missionars und forderte stürmisch Bezahlung dafür, daß ihre Kinder die Schule besucht hätten. Der Missionar konnte sich nicht helfen, trat zuletzt unerschrocken vor sie mit entblößter Brust und forderte sie auf ihn zu töten. Darauf gingen sie jedoch beschämt aus einander und brummen: an seinem Leben liege ihnen nichts; Geld (oder vielmehr Waren — es herrscht Tauschhandel) wollten sie haben.

Im Jahre 1872 ging es den Brüdern etwas besser. Günther hatte eine nicht geringe Hausgemeinde: freigekaufte Sklaven, Schüler 2c., im ganzen achtzehn Personen. Seine Schule wurde von 20—40 Knaben besucht. Zum Gottesdienst in seine (nach früherer Beschreibung) sehr baufällige kleine Kirche, kamen 50—60 Personen. Sehr erfreut aber berichtet er, daß er nun zwölf Personen im Taufunterricht habe. Unter all den Leiden und Mühsalen war doch das immer der größte Schmerz der Brüder gewesen, daß sich niemand bekehren wollte. Im folgenden Jahre heißt es auch von Richter, er sehe wieder wohler aus; in seiner Schule gehe es langsam vorwärts.

Die letzte Nachricht, welche ich von den Talautinseln gefunden habe, ist vom Jahre 1876. Günther war auf einem Besuche in Tanguiland bei Kelling. Auf der Reise war er aus Lebensgefahr errettet. Von der Bevölkerung seines Arbeitsfeldes entwirft er immer noch ein höchst trauriges Bild, was ihre sozialen und sittlichen Zustände angeht. „Unzucht, Mord und andere greuliche Sünden werden ganz offenbar und ungestraft getrieben. Das Christentum geht langsam vorwärts. Jetzt habe ich alles in allem über siebenzig Christen. Es wird wohl in der Folge besser werden — es entsteht doch mehr Verlangen nach der heiligen Taufe. Bittet für uns und die armen Talautischen Heiden!“

Vielleicht dienen auch diese Zeilen dazu, Herzen und Hände unter deutschen Missionsfreunden rege zu machen für jene treuen, heldenmütigen Arbeiter des Herrn.

6. Die Molukken nebst Timor.

a) Übersicht.

Die Talautinseln sind, wie schon erwähnt, ein Glied einer Inselkette, die sich gegen Südosten hinzieht. Es bildet dieselbe die Verbindung zwischen der südlichsten Philippineninsel Mindanao und dem nordwestlichen Teile der großen Insel Neuguinea. Gehört die letztere auch im ganzen bereits einem ganz andern Gebiete an, so ist jener nord-

westl.
bisch
nur
Teil
müß
Alm
Meer
nach
Selbst
nach
gebe
näher
die

Mol
Ketten
zwich
terisi
stellen
östlich
kannt
spitze
schließ
eben
auf i
hinwe
(see) u
boina

Sund
Timor
Tenin
Reside
sehr
lichste
Inseln
Hollä
Besitz
oder

zuerst
Mala
von

Austa

ist geeignet ihre
Günther be-
V. Bald darauf
er bald darauf
Missionar fragte,
den Missionar
belagerte eine
stürmisch Be-
n. Der Missio-
or sie mit ent-
auf gingen sie
im Leben liege
Tauschhandel)

Günther hatte
Schüler 20, im
0—40 Knaben
Freibung) sehr
er erfreut aber
unterricht habe.
mer der größte
n wollte. Im
er wohler aus;

nseln gefunden
esuche in Tan-
bensgefahr er-
steht er immer
sittlichen Zu-
ständen werden
geht langsam
Christen. Es
ch mehr Ver-
e armen Ta-

Hände unter
reuen, helben-

einer Insel-
e die Verbin-
nd dem nord-
e letztere auch
t jener nord-

westlichste Teil doch so sehr in verschiedenen Beziehungen mit dem In-
dischen Archipel verbunden, und ist namentlich auch die dortige Mission
nur ein Zweig der holländisch-indischen Mission, daß wir den betreffenden
Teil von Neu-Guinea an dieser Stelle mit zur Betrachtung bringen
müssen. In der eben erwähnten Inselkette nimmt Oshilolo oder
Almahora die wichtigste Stelle ein. Von drei tief einschneidenden
Meerbusen in vier Halbinseln geteilt, zeigt sie ihrer ganzen Struktur
nach eine auffallende Ähnlichkeit mit Celebes, woher sie auch Klein-
Celebes genannt wird. Dicht an der Westküste liegt ein der Größe
nach ganz unbedeutendes Inselchen Ternate, dessen Sultan ein aus-
gezeichnetes Reich beherrschte. Das ganze Gebiet, welches auch die unten
näher zu bezeichnenden Küstenstriche von Neu-Guinea umfaßt, bildet jetzt
die Residency Ternate.

Die letztere aber ist nur der eine Teil des Gouvernements der
Molukken. Dasselbe umfaßt außerdem die Inseln mehrerer anderer
Ketten, welche wie die oben genannte sich deutlich als Bindeglieder
zwischen den Hauptinseln des Indischen Archipels und Neu-Guinea charak-
terisieren. Zwei dieser Ketten, die fast mit einander parallel laufen,
stellen die Verbindung des letzteren mit Celebes her. Von dessen
östlicher Halbinsel gehen nämlich die Kulla (Sula) - Inseln, eine wenig be-
kannte Gruppe, weiter nach Osten, an die sich bis zur äußersten West-
spitze von Neu-Guinea noch einige andere Inseln anfügen und die Kette
schließen. Viel bedeutungsvoller ist die etwa 15 Meilen südlich von der
eben genannten Inselreihe gelegene Gruppe der Amboinen, welche
auf ihren Zusammenhang mit der südöstlichen Halbinsel von Celebes
hinweisen, wenn auch die Kette durch eine weite Lücke (die Molukken-
see) unterbrochen erscheint. Diese Inseln bilden als Residency Am-
boina den mittleren Teil des Gouvernements der Molukken.

Endlich aber führt noch eine vierte Inselreihe von den Kleinen
Sundainseln und der an dieselben sich anlehnenden größeren Insel
Timor hinüber nach Neu-Guinea. Es gehören dazu die Südwestinseln,
Tenimber, sowie die Kei- (Ké) und Aruinseln. Alle diese sind der
Residency Banda einverleibt, welche nach einer kleinen, aber einst
sehr bedeutsamen Gruppe genannt, ihre Grenzen selbst über die öst-
lichsten Teile der Amboinen erstreckt. Timor nebst den benachbarten
Inseln bildet eine besondere Residency, soweit es nämlich den
Holländern gehört: die nordöstliche Hälfte der Insel ist portugiesische
Besitzung. Alle diese Inseln zusammen werden also die Molukken,
oder nach ihren wichtigsten Produkten die Gewürzinseln genannt.)

Überblicken wir zunächst in kurzem ihre Geschichte²⁾. Es waren
zuerst die Portugiesen, welche im Jahre 1511 nach der Eroberung von
Malakka dorthin segelten und im Jahre 1521 im Namen des Königs
von Portugal von den Molukken Besitz nahmen. Amboina besetzten sie

²⁾ Auch wird die Bezeichnung „der große Osten“ für dieses Gebiet gebraucht.

²⁾ cf. Basler Heidenbote 1847, p. 18; Missionsmagazin 1840, IV, p. 164 f.;
Ausland 1852, p. 300, 312.

erst 1564. Es wiederholten sich dort die rührenden und abscheulichen Vorgänge von Westindien, indem de Britto, der portugiesische Kommandant, mit derselben Liebe und Treuherzigkeit von diesen östlichen Inselbewohnern aufgenommen wurde, und indem dieser habgierige Mensch ihre Liebe auf gleich elende Weise vergalt, wie die Spanier die Zutraulichkeit der armen Insulaner des Westens. Ternate wurde der Sitz der neuen Herrscher. Sechzig Jahre lang hatten die unglücklichen Bewohner der Molukken das Joch dieser grausamen und in aller Beziehung schändlichen Wüteriche zu tragen, die in ihren Augen den Christen schlimmer als den Tiger und das Krokodil erscheinen ließen. Mit größter Bereitwilligkeit nahmen sie daher das Anerbieten der Holländer an, ihre Feinde von diesen Inseln zu vertreiben. Es gelang (1617 in Amboina), aber sie hatten nur den Namen des Jochs gewechselt, nicht den Druck desselben erleichtert. Bald nach der ersten Besitznahme der Inseln fanden die Holländer es vorteilhafter, die Gewürzbäume auf die südlichen Inselgruppen Amboina und Banda zu verpflanzen, auf den andern aber sie auszurotten. Sie schlossen deshalb 1638 mit dem ihnen unterworfenen Sultan von Ternate, sowie mit den übrigen kleinen Inselbeherrschern einen Vertrag, demzufolge alle Gewürzbäume auf den denselben zugehörigen Inseln vertilgt und nie wieder angebaut werden sollten, und bewilligten ihnen als Entschädigung ein Jahrgeld von 18 000 Thalern. Behufs Überwachung dieses Vertrages legten sie drei starke Festungen, Oranten, Holland und Wilhelmstadt, auf Ternate und etwa neun andere auf den übrigen Eilanden an, und vertilgten von Zeit zu Zeit, so weit die Wälder und wilden Tiere durchzubringen erlaubten, die wieder aufgeschossenen Gewürzbäume auf jenen Inseln. Um auch den Schleichhandel mit Gewürzen zu verhindern, bereiste der Gouverneur von Amboina jährlich mit einem Geschwader von zwanzig bis fünfzig Schiffen sein Gouvernement. Aber trotz dieser Vorsichtsmaßregeln wuchsen die Gewürzbäume da, wohin die Macht der Holländer nicht dringen konnte, in großer Menge, und trotz der von den Holländern an den Eingebornen vollzogenen Strafen fuhrn diese letzteren fort, mit den Engländern einen bedeutenden Schleichhandel zu treiben. Die Geschichte der ersten siebenzig Jahre aber, wo die Holländer auf diesen Inseln regierten, ist mit Blut geschrieben; ganze Inseln wurden entvölkert, alle Engländer in Amboina, das sie gemeinschaftlich mit den Holländern besaßen, von den letzteren (1622) niedergemetzelt, Thaten, welche die Menschheit schauern machen, von den habgierigen und grausamen Eroberern begangen. So leistete ein tapferer Häuptling auf Amboina langen Widerstand; endlich ergab er sich auf das Wort der Christen, und diese — verurteilten ihn zum Tode. Er bat um sein Leben und versprach ein Christ zu werden, allein mit dem Worte: „Er ist des Christennamens nicht wert!“ ward die Hinrichtung befohlen. Endlich erkrieg die Habsucht der Europäer und mit ihr die Verzweiflung der Eingebornen den höchsten Gipfel. Es war im Jahre 1650, als Gouverneur Blaming befahl, die Gewürzpflanzen, diese Nahrungsquelle der Insulaner, überall niederzubrennen und nur auf Amboina, wo er den Verkauf bewachen konnte, stehen zu

lassen
alle
Wer
mend
maue
er, n
borne
ungli
Behet
sie in
lände
lichen
Durch
nach
latnii
genan
10 00
Mißer
masser
barein
moluk
aber,
wider
was i
brauch
ringer
nelle
Réuni
Entde
rühmt
war a
zu bek
sich au
alte h
die S
sterun
waltm
römise
liebter
leblose
toten
gewan
halten
nicht

1)
2)
filhrlich
Oostin

lassen. Da erhoben sich die aufs äußerste getriebenen Eingebornen; alle Inseln standen in Waffen. Nun aber fing jenes Ungeheuer sein Werk an, ließ erbroffeln, räubern, ins Meer werfen und die Schwimmer mit Keulen zerschmettern; einen Priester, der von der Festungsmauer herab den Sprung zur Flucht wagte und ein Glied brach, zwang er, noch einmal herabzuspringen und so zu sterben. Auch die eingebornen Christen empörten sich mit den übrigen, aber endlich brach dem unglücklichen Volke Mut und Kraft und es sank zu den Füßen seiner Beherrscher. Im Jahre 1796 eroberten die Engländer Amboina, das sie im Jahre 1810 nochmals in Besitz nahmen, aber 1815 den Niederländern zum zweiten Male zurückgaben. Früher wurden auf sämtlichen Gewürzinseln von 500 000 Gewürznelkenbäumen jährlich im Durchschnitt 600 000 Pfund Nelken gewonnen, wovon 350 000 Pfund nach Europa, 150 000 Pfund nach Indien verkauft wurden; an Muskatnüssen erntete man jährlich 700 000 Pfund und 20 000 Pfund sogenannte Blüte, wovon nach Europa 230 000 Pfund Nüsse und 10 000 Pfund Blüte kamen. Der Überrest von beiden wurde für Missernten aufbewahrt und, wenn die Vorräte sich zu sehr häuften, massenweise vernichtet. Ehedem setzten die Holländer große Wichtigkeit darein, die Fremden von ihren Kolonien, besonders von den Häfen der molukkesischen Inseln abzuhalten; seit dem Anfange unseres Jahrhunderts aber, da die Holländisch-Ostindische Kompagnie der Staatsregierung gewichen ist, sind die Holländer in dieser Hinsicht freisinniger geworden, was in betreff der Molukken ohne Zweifel in der Abnahme des Verbrauches der dortigen Gewürze einerseits, sowie anderseits in dem geringeren Preis seinen Grund hat, der, seitdem der Anbau der Gewürznelke und des Muskatbaumes auch in andern Ländern (z. B. Cayenne, Réunion, Zanzibar) eingeführt worden ist, dafür erzielt wird.

Das Christentum auf den Molukken war schon gleich nach der Entdeckung der Inseln durch die Portugiesen eingeführt, und der berühmte Franciscus Xaver war längere Zeit auf Amboina thätig. Es war auch keine schwere Aufgabe, eine große Zahl von Namenchristen zu bekommen, da es noch nicht achtzig Jahre her war, daß der Islam sich auf der Insel eingebürgert hatte, der nicht wenig dazu beitrug, die alte heidnische Religion in Verachtung zu bringen, ohne daß er darum die Sitten gründlich umgewandelt und den Heiden eine neue Begeisterung eingeflößt hätte. Auf solchem Grunde fand denn das mit Gewaltmitteln und allerlei List an die Leute gebrachte Bekenntnis zum römischen Gottesdienst um so leichteren Eingang, als dabei die geliebteren Überreste des Heidentums unangefochten blieben. Auf diesen leblosen Katholizismus bemühten sich dann die Holländer einen ebenso toten Protestantismus zu pflanzen, der auch allmählich die Herrschaft gewann und später namentlich durch überall errichtete Schulen¹⁾ erhalten wurde. Es war eben mit diesem reformirten Christentum auch nicht weit her. Valentyn²⁾ sagt: „Das Christentum der dortigen

¹⁾ cf. Ausland 1832, p. 304.

²⁾ Er war Präbitalant von 1684—1712 meist zu Ambon. Er hat eine ausführliche Beschreibung des Archipels in acht Folioabänden geliefert: Oud en Nieuw Oostindia. 1724.

Deute besteht aus ein wenig Taufwasser, mit dem sie besprenget wurden, und aus einem Halbduzend ratender Antworten auf unverständene Fragen. Heute sind sie Christen und morgen ebenso aufrichtige Muhammedaner. Ich wollte die Häuptlinge zur Abschaffung heidnischer Gebräuche bewegen, aber sie antworteten: Diese Gebräuche sind gar nützlich. Soll man ein Urtheil aussprechen und weiß nicht, wer Recht hat, so werden die Leute einander umbringen. Da sprechen wir denn für den, der am längsten unter Wasser bleiben kann." Wie die Portugiesen, so gaben auch die Holländer denen, die ihre Schulen besuchten, etwas Reis, wodurch wohl viele in die Schulen gelockt wurden, die man nachher gewöhnlich „Reischristen“ nannte. Wie oberflächlich das Bekenntnis solcher Neubekehrten war, kann man sich denken. Amboina, wo die Macht der Beherrscher ihren Sitz hatte, wurde mit Gewalt zur Annahme des Christentums gebracht; auf anderen Inseln überwand dasselbe nur teilweise den Islam und das noch übrige Heidentum, an manchen Orten gar nicht, da die Gemeinschaft, in welcher der Christenglaube mit Habgier und Herrschgier erschien, ihm den Eingang versperrte. Nichtsdestoweniger ist sein Einfluß auf die höhere Bildung der Bewohner unverkennbar, obgleich die Masse der sogenannten Christen auf jenen Inseln nur mehr äußerlich von den Muhammedanern und Heiden sich unterscheidet und heidnischer Aberglauben und heidnische Bräuche auch unter ihnen noch vielfach vorkommen¹⁾. Dabei dürfen wir allerdings nicht vergessen, daß unter den ersten Predigern evangelischer Wahrheit auf diesen Inseln auch manche lebendige Christen sich fanden, deren Wirken nicht vergeblich blieb.

Sehen wir uns hierauf die einzelnen Abteilungen dieses Gebietes etwas genauer an, indem wir mit der wichtigsten, der Residentenschaft Amboina, beginnen.

b) Amboina.

Die Insel, von welcher diese ganze Residentenschaft den Namen herleitet, und die sonst auch Ambon genannt wird, ist keineswegs die größte der betreffenden Gruppe. Von Ceram wird sie an Flächeninhalt wohl um das zwanzigfache übertroffen, und auch Buro ist ungleich größer. Dennoch ist Amboina politisch und geschichtlich viel bedeutender als jene, und bildet den Hauptstützpunkt der holländischen Herrschaft in diesen Gewässern. Die Insel ist sieben bis acht Quadratmeilen groß und hat eine längliche von Südwest nach Nordost gerichtete Gestalt. In derselben Richtung eindringend, scheidet eine mehr als drei Meilen lange Bucht sie in zwei ungleiche Hälften, die größere Situ, die kleinere Lettimor genannt. Eine andere Bai tritt von Osten her dieser entgegen, und so sind die beiden Hälften der Insel nur durch eine schmale Landenge mit einander verbunden. Überall erhebt sich das Land ohne Alluvialsaum ziemlich schnell aus dem Meere. — Der Anblick der Bai ist majestätisch. Klar und durchsichtig und doch von intensiv blauer Farbe breitet sich die fischreiche Flut von einem bergigen

¹⁾ cf. Ausland, 1857, p. 301.

Ufer
üpp
Situ
liegt
vern

Bitta
europ
bant.
es w
eines
Beder
durch
sich d
des f
mit d
geben
sich d
sich in
jurid
ander
Straß
große
fläche

Allfu
drei
milbe
nach
die il
Bugie
auf d
dageg
ganze
tum
blaser
wenig
große
(Bür
Haupt
28 q
hier
sehr
zu ha
ab un
stände

1)
ähnlic
Frücht
Rüße
die W

esprengt wurden,
f unverkannbare
richtige Muham-
heidnischer Ge-
räthe sind gar
nicht, wer Recht

Wie die Portu-
gulen besuchten,
wurden, die man
tächlich das Be-
nten. Amboina,
mit Gewalt zur
nseln überwand
heidentum, an
her der Christen-
n Eingang ver-
höhere Bildung
nannten Christen
mmedanern und
und heidnische
Dabei dürfen wir
ern evangelischer
Christen sich be-

dieses Gebietes
er Residenschaft

den Namen her-
keineswegs die
ie an Flächen-
Buro ist un-
richtlich viel be-
er holländischen
acht Quadrat-
ch Nordost ge-
heidet eine mehr
ten, die größere
tritt von Osten
nsel nur durch
fall erhebt sich
Meere. — Der
und doch von
einem bergigen

Ufer zum andern. Jackige Granitfelsen, weich umhüllt von einer üppigen Vegetation, werden überragt von höheren Bergen, die auf Situ sich bis zu 1200 Metern erheben. Am Gestade von Lettimor liegt die Stadt Amboina, mit 13 000 Einwohnern, der Sitz des Gouverneurs.

Ein langer, tief in die Bai hineinragender Brückentopf führt zum Fort Vittoria, welches am nordwestlichen Theile der Stadt liegt. Dieses alte Denkmäl europäischer Eroberung im Indischen Archipel wurde von den Portugiesen 1580 erbaut. Die Holländer eroberten es 1605 und gaben ihm den genannten Namen; es war dies ihre erste, wichtige Eroberung auf dem Archipel. Es hat die Gestalt eines unregelmäßigen Sechsecks. Vom militärischen Gesichtspunkte ist es jetzt ohne Bedeutung. Die Mauern und Wälle haben an verschiedenen Stellen Risse, welche durch die hier so häufigen Erdbeben verursacht wurden. Sämlich vom Fort erheben sich die Berge von Soya, die dasselbe völlig beherrschen. „Durch das Südthor des Forts betritt man die Stadt. Die breiten ungepflasterten Straßen sind alle mit Mustatbäumen²⁾ bepflanzt, und die meisten (hölzernen) Häuser von Gärten umgeben. Zahlreiche nette Bambushütten, die Zufluchtsstätten bei Erdbeben, erheben sich daneben.“ „Einige alte steinerne Gebäude zeugen davon, daß die Stadt einst sich in größerer Blüte befand; trotzdem sie zum Freihafen erklärt wurde, ist sie zurückgegangen. Bemerkenswert sind noch zwei Kirchen: eine für die Europäer, die andere für die inländischen Christen.“ „Außerhalb der Stadt führen schattige Straßen und Pläze nach herrlich gelegenen Villen, von welchen aus man einen großen Theil der Insel und die jenseits der Berge sich ausbreitende blaue Meeresfläche übersehen kann.“

Die Eingebornen von Amboina sind wie die der ganzen Gruppe Alfuren (Harafora); doch ist ihre ursprüngliche Wildheit durch die drei Jahrhunderte währenden europäischen Einflüsse bedeutend gemildert. Von den 45 000 Seelen, welche auf der Insel lebten (freilich nach etwas veralteten Angaben), waren 22 000 Christen (Orang Sirani), die übrigen Muhammedaner (Orang Slām). Letztere samt den Malaien, Bugis u. s. w. werden von den Europäern Inländer genannt, wie auf den andern Inseln auch die noch heidnischen Alfuren; die Christen dagegen heißen Amboinesen, ein Name, den man gleichfalls auf die ganze Gruppe ausdehnt. Sie bilden sich nicht wenig auf ihr Christentum ein und blicken verächtlich auf die Inländer herab. Noch aufgeblasener aber sind die Mischlinge, welche von väterlicher Seite mehr oder weniger europäisches Blut haben. Auf Ambon selbst finden sie sich in großer Zahl und haben besondere Vorrechte. Sie heißen Burgers (Bürger). Schließlich sind noch die Chinesen zu erwähnen, die in der Hauptstadt einen besonderen Rampong haben. Auf der Insel gibt es 28 christliche Dörfer mit Kirchen und Schulen. Ehe die neuere Mission hier ihre Thätigkeit begann, hatte jedes Dorf seinen — freilich meist sehr unwissenden Schullehrer, der für gewöhnlich auch den Gottesdienst zu halten hatte, während in der Hauptstadt ein Präbikant war, der ab und zu seine zahlreichen Filialen bereifte. Unter den Lehrgegnständen in der Schule befindet sich — soviel ich weiß auch bis jetzt

²⁾ Myristica moschata, ein überaus reizender Baum, fast einem Birnbaume ähnlich mit dunkelgrünem Laub, durch welches die glänzend gelben orangeartigen Früchte schimmern. Wenn sie reif sind, spalten sie sich, und es fallen die schwarzen Nüsse heraus, die mit einem roten Netzwerk umgeben sind. Letzteres wird im Handel die Mustatblüte genannt.

noch — das Flötenspiel, und bei jeder feierlichen Gelegenheit zieht die Schuljugend mit ihren Flöten auf, der Schulmeister an der Spitze.¹⁾

Die Eingebornen von Amboina²⁾ sind alle träge und der Arbeit feind. Wenn sie einen Kuchen aus dem Mark der Sagopalme³⁾ unter der Asche geröstet und aus einem Bambusrohr den Saft der Arengpalme (Sagower) geschlürft haben, so bekümmern sie sich weiter nichts um die Reichthümer dieser Welt, und kennen keinen andern Genuß, als die Ruhe. Tage lang kauert der Amboner auf der Schwelle seiner Hütte oder liegt im Schatten der Fisanhbäume seines Gartens. Nur manchmal schüttelt er diesen Halbschlummer ab und wirft in dem fischreichen Meere die Angel aus, er vollbringt, wenn er Muhammedaner ist, seine Waschungen in dem schattigen Bassin von Batu-Mëra. Sobald dieses Volk nicht mehr fremdem Druck gehorchen mußte, sobald die Dörfer, die gegenwärtig unter eingebornen Häuptlingen stehen, welche die Abgaben einsammeln und den Feldbau überwachen, es in ihrer Macht hätten, die Gewürznelkenpflanzungen sich selber zu überlassen, so würde Amboina in kurzer Zeit seine Vergabhänge von der unbändigen Vegetation der Tropen überwuchert sehen.“ Die Dörfer auf Amboina mit ihren niedrigen Bambus- und Sehmüßbäumen sind alle mit ungeheuren Begehren, die zum Bau der Gewürznelke bestimmt sind, umgeben. Die holländische Regierung hat den Preis festgestellt⁴⁾, wonach diese kostbaren Knospen ihr abgeliefert werden müssen, bemächtigt sich aber nicht der ganzen Ernte. Wenn ihre Magazine gehörig gefüllt sind, gestattet sie den Eingebornen, an holländische oder malaisische Kaufleute, die allein zum Handel mit den Molukken zugelassen sind, die nicht zur Auslieferung verlangten Gewürze zu verkaufen, und erhebt von den Verkäufern bloß eine Abgabe von sechs oder zwölf Prozent.⁵⁾ Jeder

¹⁾ Letzteres gilt überhaupt von den Molukken, sowie auch von Celebes und den Sangkaiinseln.

²⁾ Da ich keine Schilderung aus neuerer Zeit finde, gebe ich mit wenigen Änderungen den betreffenden Abschnitt der ersten Ausgabe wieder.

³⁾ Die Sagopalme (*Metroxylon Sago*), ist auf den Molukken die wichtigste Nahrungspflanze. Jung besteht sie aus mehreren senkrecht aufsteigenden drei bis vier Meter hohen Blattwedeln, deren Stengel inwendig hohl und unten mit Dornen besetzt sind. Im dritten Jahre vereinigen sie sich zu einem Stamme, dessen äußere Hülle die innere schachelförmig umschließen. Wenn der Baum vierzehn bis fünfzehn Jahre alt ist, dann bringt aus dem Stamm eine mehrlartige Substanz und der Baum ist zur Gewinnung des Sago reis. Man sägt den ungehauenen Stamm der Länge nach in mehrere Hälften, nimmt das Mark mit einem Hohlmeißel heraus und schüttet es in Blüthen, deren Boden mit einem Siebe versehen ist. Dann wird reichlich Wasser darüber geschüttet und die Masse durchgeseiht. In einem untergestellten Troge wird das Wasser aufgefangen und bildet nach und nach den mehligsten Bodensatz, welcher hernach an der Luft getrocknet wird. Man genießt den Sago entweder als Brei (Papebo) oder man backt Brot daraus, das mit Bananen, Mandeln oder Fischen und spanischem Pfeffer verzehrt wird. Eine Palme liefert vier bis fünf Zentner Sago oder noch mehr, und reicht zur Ernährung einer Familie für mehrere Monate aus. Die Blätter liefern gutes Material für die Dächer, das Holz wird zu Geräten gebraucht, die jüngsten Blätter als Gemüse gegessen.

⁴⁾ cf. Ausland 1856, p. 875 ff.

⁵⁾ Der Gewürznelken- und Muskatkultur verdankt Amboina einst seine Bedeutung. Die ersten sind die Knospen eines zu den Myrtengewächsen gehörenden Baumgattung, das fast das ganze Jahr hindurch immer neue Knospen treibt, die vor

Tag
Fest
hier
hassa
gowe
verh
Geis
raus
getru
mit
Scha
finde
dem
den,
bewo
genar
und
den
nasser
auch
die
reihen
herren
Baum
laubt
Guno
haupt
gefan
bellei
Hosen
und
Stück
Män
häup
sie no
Gad
feste
päs
kosten
(Gel
eine

dem
Im
1/2
biesen
von
teinen

genheit zieht die an der Spitze.¹⁾ und der Arbeit (Kokopalme²⁾ unter Aufsicht der Areng. Ich weiter nichts ern Genuß, als Schwelge seiner Gartens. Nur ist in dem Fisch-Muhammedaner (Mera). So müßte, sobald stlingen sehen, wachsen, es in selber zu überhänge von der Die Dörfer statten sind alle bestimmt sind, (gestellt³⁾), wofür, bemächtigt gehörig gefüllt (alalatische Kauf- sind, die nicht erhebt von den gent.⁴⁾ Jeder

Gelbes und den ch mit wenigen en die wichtigste genden drei bis ten mit Dornen ne, dessen äußere rzehn bis fünf- Substanz und auenen Stamm olmeißel heraus st. Dann wird einem unter- nach den meh- an genießt den mit Bananen, Palme liefert ung einer Fa- für die Dächer, se gegessen.

einst seine Be- schen gehörigen treibt, die vor

Tag aber, der sie von der Arbeit abrufst, ist für die Leute dort ein Festtag, den sie auch wohl durch Tänze und Spiele verherrlichen. Auch hier finden sich ähnliche Waffentänze wie die der Alifuren der Minahassa, welche wir oben beschrieben. Das beliebteste Getränk, der Sago (Palmwein), fehlt dabei nicht. Um seine schnelle Gährung zu verhindern, wird er mit bitterem Holz vermengt, wodurch er einen Geschmack annimmt, der an unser Bier erinnert. Obgleich ein berauschendes Getränk, wird er doch täglich auch von den Drang Islām getrunken. Viele eingeborne Männer und Frauen beschäftigen sich mit dem Aufsuchen verfeinerter Gewächse, schönfarbiger Muscheln und Schalthiere, die am Strande von Amboina und Ceram sich reichlich finden, zum Verkauf; andere verfertigen Blumen und Guirlanden von dem schönfarbigen Gefieder einheimischer Vögel, auch machen sie Körben, Kistchen und dergleichen von Gewürznelken. Die Rampongbewohner oder Bauern, gewöhnlich „Drang Gunong“ (Bergbewohner) genannt, treiben wenig Feldbau, da nicht nur Gemüse, Ubi (Bataten) und Yam, sondern auch Ananas ohne Pflege und für jeden wild in den Wäldern wachsen, so daß man selbst die Schweine mit jungen Ananasen füttert; mehr Fleiß wenden sie auf die Baumzucht, denn wenn auch die Gewürznelken- und Repok- (Baumwollen-) Bäume ebenso wie die Areng-, Sago- und Kokospalmen gewöhnlich nicht in Alleen oder reihenweise, sondern nur hin und wieder in Wäldern im Schatten großer herrenloser Bäume stehend anzutreffen sind, so hat doch jeder gepflanzte Baum nur einen Herrn, welchem die Früchte desselben zu ernten erlaubt ist. Jagd und Fischfang wird nebenbei auch von den Drang Gunong betrieben, wilde Schweine — auch der auf den Molukken überhaupt heimische Hirsche, Babirussa — werden zuweilen in Schlingen gefangen oder mit Lanzen erstochen. Die christlichen Drang Gunong bekleiden sich mit Ritteln und mit kurzen, bis an die Knie reichenden Hosen von schwarzem oder blauem Kattun. Frauen tragen kurze Jacken und den „Kain“, d. i. ein zwei Ellen langes und 1½ Ellen breites Stück Kattun, das um den Unterleib gewunden wird; gewöhnlich haben Männer und Frauen weder Kopf- noch Fußbekleidung. Nur die Ortshauptlinge und Schullehrer kleiden sich nach europäischer Mode, wenn sie nach der Stadt kommen oder dem Gouverneur in seiner Villa „Batu Gadjah“ ihre Aufwartung machen. Oft finden auf Amboina Familienfeste mit Musik und Tanz statt, an denen auch der ungebetene, europäische Gast teilnehmen darf. Um dem Festgeber die gebachten Unkosten zu erkratten, ist es üblich, daß jeder Gast dem ersteren eine „Rot“ (Geldentschädigung) zukommen läßt, zu deren Aufnahme Teller oder eine Büchse auf einem Tische bereit stehen.

Nördlich von Amboina liegt die große und schöne Insel Ceram¹

dem Aufbrechen gesammelt werden. Die Gewürzkultur ist jedoch sehr zurückgegangen. Im Jahre 1864 wurden nur noch für ¼ Million Gulden Gewürznelken sowie für ¼ Million Muskatnüsse und für 55 000 Gulden Muskatbäume ausgeführt. In diesem Jahre wurde das Monopol aufgehoben, und zwar so, daß die Regierung sich von 1868 an ganz zurückzog. Wahrscheinlich hat diese Maßregel auf die Bevölkerung keinen günstigen Einfluß geübt.

¹⁾ Der Name ist eigentlich Sirang zu sprechen.

die mit ihren hohen Bergen und dem lebhaften Grün ihrer üppigen Vegetation einen reizenden Anblick bietet. Ihr wasserreicher Sumpfboden ist die eigentliche Heimat der Sagopalme, die hier wild in ganzen Wäldern wächst und dem trägen Geschlecht der Einwohner einen Überfluß an Nahrung bietet. Die Bäche dieser Insel sind berühmt durch die Menge und Mannigfaltigkeit ihrer Fische. Die Bewohner der Seeküste sind meist eingewanderte Malaien, im Innern trifft man eine mächtige Bevölkerung von hebnischen Alifuren, welche noch die greuliche Sitte haben, ihre Wohnungen mit Menschenköpfen zu zieren. Verehrung der bösen Geister ist herrschender Aberglaube unter ihnen, und die schauerliche Gewohnheit, sich freiwillig unter furchtbaren Bannflüchen einem ewigen Sklavendienste an die Fürsten der Finsternis zu weihen, atmet „den höllischen Geist, welcher dies Menschengeschlecht bezeichnet.“ Doch waren im Jahre 1837 neben 12 000 Heiden 4500 Muhammedaner und fast eben so viele Christen. Westlich von Ceram liegt die etwas kleinere Insel Buro oder Buru, die Heimat des Rakscheput- (Rabscheput-) Baumes¹⁾, dessen ätherisches, zu medizinischen Zwecken gebrauchtes Öl einen Hauptartikel ihrer Ausfuhr bildet. Sie befindet sich unter der Herrschaft der Holländer, obgleich die Einwohner von ihren eigenen Rabscha regiert werden. Der Sultan des Landes nebst seinen untergeordneten Häuptlingen sind Muhammedaner, das Volk selbst aber, die Alifuren, haben den Islam nicht angenommen. Eigentümlich ist bei ihnen die schon von Marco Polo auf seinen Reisen bemerkte Gewohnheit, wonach die Frauen nach ihrer Niederkunft sich an den nächsten Tag begeben, das Neugeborene haben und damit nach der Sitte zurückkehren, der Mann aber sich auf das Lager begibt und die Rolle einer Wöchnerin spielt, wobei ihn die Frau zu seiner „Stärkung“ mit allerlei Leckeren bedient. Das Neugeborene wird nicht in Windeln gewickelt, sondern in den heißen Sand gelegt, wo es sich herumwälzt wie ein Spanferkel. Bis zu zwölf Jahren gehen Buben und Mädchen ganz nackt. Die Gewässer der Inseln wimmeln von Krotobilen, welchen infolge einer seltsamen alten Überlieferung²⁾ eine religiöse Verehrung zu teil wird. Die Christen auf Buro, Manipa, Soano und andern Inseln haben noch viele Sitten mit ihren ungetauften Nachbarn gemein, namentlich bei Brautwerbungen³⁾, wo unter andern die um ihre Meinung befragte Jungfrau in Gegenwart des Brautwerbers folgendes schon in der Kindheit auswendig gelernte Sprüchlein her-sagt: Galu papa tongan mama mau, Anak tjuga misti mau, Galu papa tongan mama dita mau, Anak tjuga dita mau, d. h.: Wenn Vater und Mutter will, Muß das Kind auch wollen, Wenn Vater und Mutter nicht will, Will das Kind auch nicht.

Im Westen von Amboina liegen die drei unter dem Namen Uliassers bekannten Inseln: Garuku, Saparua und Ruffalaut. Ihre Bewohner sind überwiegend christlich. Man zählte 1849 etwa 17 000

¹⁾ Melaleuca leucadendron, auch myrtenartig, und mit dem Kestlenbaum verwandt.

²⁾ cf. Ausland 1855, p. 1046.

³⁾ cf. Ebenbas. 1856, p. 2064 f.

Chr
vork

Gr
ihren
einer
haben
fünfz
5800
der
geleg
Insel
die
der
Insel
wurde
macht
durch
Zeit

D
Garren
tum de
es läng
vorkom
es wer
wo ebe
zwölf
sich er
den An
s ist
Pfabe
Die S
Ausfich
Bild ge
die üb
erfrisch
benden
Daz
gnilgen
Bögel

1
zehnten
von S
gläub
Leben

)
Durt

Christen, während nur etwa 4000 Muhammedaner und 300 Heiden vorhanden waren.

c) Banda.

Die Residentenschaft Banda besteht aus zahlreichen zu verschiedenen Gruppen gehörigen Inseln, unter denen die eigentlichen Bandainseln ihrer Größe nach bei weitem nicht die erste Stelle einnehmen. Als einer der Hauptstützpunkte der holländischen Herrschaft in früherer Zeit haben sie jedoch eine besondere Bedeutung erlangt. Sie liegen etwa fünfzehn Meilen südlich von dem östlichen Teile von Ceram. Der 5800 Fuß hohe noch immer thätige Vulkan Gunong Api (Feuerberg), der unmittelbar aus dem Meere sich erhebt, überragt die dicht dabei gelegene Banda Neira (Nëra), um die sich halbmondförmig die größere Insel Banda Sonthoir zieht. Im siebenzehnten Jahrhundert wurden die Ureinwohner (24 000) völlig ausgerottet. Nur diese Insel sollte der Kultur des Muskatbaums gewidmet sein, den man auf allen übrigen Inseln vernichten ließ. Der Grund und Boden zu den Pflanzungen¹⁾ wurde an Europäer, die sich im Dienste der Kompagnie verdient gemacht hatten, ausgegeben, die Kultur selber aber durch Sklaven, später durch die aus Java eingeführten Sträflinge betrieben. In neuerer Zeit werden auch freie Arbeiter verwendet.

Die ganze Pflege der Pflanze besteht darin, daß man am Fuße der Bäume das Farrentraut und lange Gras abmäht; die dichte Beschattung begünstigt das Wachstum der Moose, Cycopoben und Farren, während das Unkraut und Getreide, wie es längs der Straße von Malakka die Pflanzen so sehr benachteiligt, hier nicht vorkommt. Weber Düngung, noch andere künstliche Mittel fördern die Produktion; es werden lediglich die von den Tauben zahlreich abgesetzten Kisse da und dort, wo eben ein freies Plätzchen, in den Boden gesteckt; so steht oft im Umfang von zwölf Fuß eine Gruppe von Bäumen, die fünfzig bis siebenzig Fuß hoch sind und sich fünfzehn bis zwanzig Fuß über dem Boden verzweigen. Sie gewähren ganz den Anblick von Dschungeln, gepflanzt auf Felsenlande von vulkanischer Bildung; es ist kein Flachland zu sehen, und nur da und dort ziehen sich gepanene steile Pfade über die zugänglicheren Stellen der dem Meere entflohenen Bergrücken hin. Die Schatten und die Kühle, welche die Decke der hohen Baumgipfel schuf, die freie Aussicht über die wellenförmige Bodenfläche, da kein Getreide und Unterholz den Blick gefangen hält, die grünen Matten, gebildet von Moos, Cycopoben und Farren, die über steile, trachytische Abhänge murmelnd herabrieselnde Kaskaden der vielen erfrischenden Quellen, dazu das von Silbosten her tönende Echo der gewaltig brandenden Bandasee, — alles dies läßt einen mächtigen Zauber auf die Phantasie. Dazwischen sind die Nester von girrenden Tauben belebt, und in ungehörter Ruhe vergnügen sich in den unzugänglichen Waldstiefen wilde Schweine, neben mifsenden Vögeln von der Gattung der Megapoben.

Unter der sehr gemischten Bevölkerung, die vor einigen Jahrzehnten nur 6500 Seelen zählte, sind noch die Anakma, Nachkömmlinge von Sklaven zu erwähnen. Überhaupt aber sind die Bandaer ein abergläubisches, feiges und sinnlichen Genüssen ergebene Geschlecht. Uppiges Leben und Hazardspiel gehen im Schwange, und die Perkeniers sind in-

¹⁾ Perken (Pärke genannt). Die Besitzer heißen Perkeniers.

Burkhardt, Missions-Bibliothek. IV, 1. 2. Aufl.

folge des großen Aufwandes meist tief verschuldet. Alles das stimmt schlecht zu der wunderbar schönen und erhabenen Natur dieser Inseln.

Nach der politischen Einteilung gehört auch der östlichste Teil von Ceram nebst einer großen Anzahl Inseln und Inselchen, die sich von dort bis an die Ketinseln hinziehen, hierher. Wir nennen davon nur Ceram-Saut, Goram und die Matabelloinseln. Sie sind von Korallenriffen umgeben, überreich an Kokospalmen und gut bevölkert. Größer ist die eben genannte Gruppe der Kei- oder Key- (Ké-) Inseln. Sie prangen in tropischer Uppigkeit. Früher wurden hier viel Sklaven geraubt. Jetzt sind sie vom Verkehre ziemlich abgelegen. Dasselbe gilt von den noch wenig erforschten Aruinseln (richtiger Aros), im Südosten von den eben genannten gelegen. Die alifurischen Einwohner zeigen sich zum Teil noch ziemlich unabhängig. Doch gibt es hier noch ein paar Negeren, in denen aus alter Zeit Christen leben, freilich sehr verkommen. Südwestlich von hier kommen wir auf die Tenimberinseln, unter denen Timorlaut die größte ist. Auch von diesen ist wenig zu sagen.

Die drei letztgenannten Gruppen werden unter dem Namen Südostinseln zusammen gefaßt. Die vielen Inseln, welche westlich von hier liegen, heißen Südwestinseln. Auch begreift man diese mit jenen unter der Bezeichnung der südlichen Sundainseln, indem sie die südliche Grenze der Sundasee andeuten, jenes Beckens, das, etwa fünfzig Meilen breit, im Norden von den Amböinen begrenzt wird. Die Südwestinseln bilden eine südliche und eine nördliche Kette. Von der ersteren nennen wir (im Osten beginnend) folgende Inseln: Babber, Sermatta, Lakor, Moa, Letti und Kisser (Matisser), letztere der Nordostspitze von Timor nahe gelegen. Im Westen von Kisser (fünf Meilen entfernt) liegt die verhältnismäßig größere Insel Wetter, mit der die nördliche Kette beginnt, welche sich ein wenig mehr nach Norden wendet. Als die bedeutendsten in derselben nach Osten folgenden Inseln sind zu nennen: Roma, Damma, Nila und Serua. Alle Inseln dieser Doppelkette, welche als Fortsetzung der Kleinen Sundainseln betrachtet werden kann, haben mehr oder weniger aus alter Zeit christliche Gemeinden, auch etliche Schulen. Die Christen aber sind sehr vernachlässigt, liegen tief im Aberglauben und sind zum Teil in bares Heidentum zurückgefunten.

d) Timor.

Die Residency Timor gehört zwar nicht mit unter das Gouvernement der Molukken, wie denn die Insel selbst, deren südwestliche, holländische Hälfte den Hauptteil der Residency ausmacht, gewöhnlich zu den Kleinen Sundainseln gezählt wird. Dennoch findet ihre Beschreibung am besten an dieser Stelle ihren Platz, weil der noch übrige Teil des Gouvernements uns schon über die Grenzen des Archipels überhaupt hinausführt. Unter die Residency Timor gehören außerdem die östlichen der Kleinen Sundainseln (während die westliche Hälfte von Flores und die übrigen — Bali ausgenommen — von

Mata
Sand
so gr
walb
Holz
der d
südbst
ein B
Spitze
gegebe
höhere
Neside
von T
angele

Hollän
Sprach
eigene
besond
überfpr
röllische
mit ein
famären
klein, d
unten,
Kleibun
Rattun
festigt
Sekten
bis sie
einen f
rot um
Ringen
Borneh
schnüre
Beine,
mit ein
in die
Waffen
benutzt,
zum R
sie in d
und Ro
haben
Fähnche

1) b
2) cl

s das stimmt
dieser Inseln.
chste Teil von
die sich von
n davon nur
von Korallen-
Größer ist die
Sie prangen
aven geraubt.
e gilt von den
Südosten von
er zeigen sich
noch ein paar
illich sehr ver-
mberinseln,
esen ist wenig

Namen Süd-
stlich von hier
it jenen unter
übliche Grenze
Meilen breit,
Südwestinseln
sternen nennen
Sermatta,
der Nordost-
(fünf Meilen
r, mit der die
orden wendet.
nseln sind zu
Inseln dieser
eln betrachtet
christliche Ge-
sehr vernach-
bares Heiden-

das Gouver-
südwestliche,
t, gewöhnlich
bet ihre Be-
noch übrige
des Archipels
hören außer-
die westliche
nen — von

Malassar ressortiren), sowie die Inseln Rotti, Savu und Sumba oder Sandelholzinself nebst einigen kleineren. Die Insel Timor¹⁾ ist etwa so groß wie Sardinien, sehr bergig mit Gipfeln bis zu 11 000 Fuß, waldrig, fruchtbar und voll von Naturschönheiten. Sie erzeugt kostbare Holzarten, Wachs, schönes Vieh und starke Pferde. Nordwestlich von der die Insel durchziehenden Gebirgskette zeigt die Landschaft asiatisches, südöstlich von derselben australisches Gepräge. Im Innern soll sich ein Sultan befinden. Als Charakteristisch werden die steilen regelmässigen Spitzen vieler Berge und die zahlreichen nackten Kalksteinklappen angegeben. Das Tiefland ist reich an allen tropischen Gewächsen, in den höheren Zonen gedeihen europäische Früchte sehr gut. Der holländische Resident hat seinen Sitz in Kupang, am südlichen Ufer einer großen von Westen her ins Land bringenden Bai, wo das Fort Concordia angelegt ist.

Die Eingebornen von Timor, die Timoresen²⁾, wie sie die Holländer nennen, welche um Kupang herum meist die malatische Sprache reden, während die wilden Stämme im Innern jeder seine eigene Mundart hat, sind im allgemeinen wohlgestaltet, obgleich nicht besonders groß und stark, von kupferiger, bei manchen ins Schwärzliche überspielender Hautfarbe, mit schwarzem, bisweilen auch krausem und rötlichem Haar, welches entweder frei auf die Schultern herabfällt oder mit einem Kopftuch oder einem Stück Leinen auf dem Scheitel zusammengebunden wird. Die Augen sind meist schwarz, bei einigen auch klein, die Nase platt, der Mund senkt sich in beiden Winkeln etwas nach unten, das ganze Äußere hat wenig Schönes und Anziehendes. Ihre Kleidung besteht aus zwei Stücken von grobem, weißem, selbstgewebtem Rattun, wovon das eine gleich einem Weiberrock um die Taille befestigt ist, und das andere, „Salimot“, lose um die Schultern hängt. Selten werden diese Kleider gewaschen und gewöhnlich solange getragen, bis sie in Stücke fallen. Die Frauen der unteren Klassen tragen bloß einen fünf Fuß langen und unter den Armen befestigten Sarong von rot und weiß gestreiftem Rattun. Die Arme schmückt man mit Ringen von Elfenbein oder weißlichen Muscheln. Die Frauen der Vornehmen tragen Armringe von Gold und Silber und lange Korallenschnüre um den Hals, an den Beinen kupferne Ringe. Hände, Arme, Beine, Brust und andere Teile des Körpers werden tätowirt, indem man mit einer Nadel oder einem scharfen Dorn allerlei Blumen und Sterne in die Haut punktiert und mit dem Saft der Indigofrucht einägt. Als Waffen besitzt jeder ein Gewehr, das er zur Büffel- und Schweinejagd benutzt, außerdem einen Säbel (Kerwang) und selbstverfertigte Pfeile zum Kriege, auf der südlichen Küste meist Pfeil und Bogen. Wenn sie in den Krieg ziehen, puzen sie sich mit Gold- und Silberblechen und Korallen, „Mutiezahlab“ genannt und von großem Wert; auch haben ihre Hauptkämpfer dann mit allerlei Vogelfedern geschmückte Fächchen von Seide oder feinem roten Tuch. Die Wohnungen der

¹⁾ v. Rübén, a. a. O., S. 597.

²⁾ of. Tijdschrift voor Nederlandsch Indië. Maart 1852.

Timoresen finden sich selten in regelmäßigen Rampongs oder Dörfern vereinigt; ein Radscha oder Fürst lebt nur unter einer kleinen Anzahl seiner Unterthanen oder Beibeigenen. Im allgemeinen wohnen sie zerstreut in den Wäldern, höchstens manchmal zehn bis zwölf Hütten beisammen, und ändern fast alljährlich ihren Aufenthalt, weil sie nur zwei Jahre hinter einander denselben Boden zur Kultur des Mais benutzen und in diesen sogenannten Dschagongfeldern oder Gärten auch gleich ihre Hütten anlegen. Diese laufen oben spitz zu und sind aus den Zweigen und Stämmen der Debatpalme gefertigt und mit den Blättern derselben oder einer Art langen Grajes, „Fiel“, gedeckt; das Dach ruht auf Stützen, die im Erdboden befestigt sind. Fenster haben die Wohnungen nicht, sondern nur einen niedrigen, thürähnlichen Eingang, durch den man gebückt oder kriechend in die Hütte gelangt. Der Ort oder das Dorf, wo ein König wohnt, ist von einem hohen breiten „Bagger“ (Mauer) aus rohen Felsstücken umgeben. Im Innern liegt derselbe meistens auf hohen steilen Bergen und Klippen, die nur von einer oder zwei Seiten zu erklimmen sind, damit der Feind ihn in Kriegszeiten nicht zu erobern vermag. Seltsamerweise findet man fast auf allen solchen Felsen frische Wasserquellen. In den Hütten darf man nicht viel Hausgerät suchen. Die Vornehmsten besitzen höchstens einige Schalen von grobem Porzellan, welche von den Chinesen eingeführt werden. Irbene Töpfe, „Pariot“, fertigen sie sich selbst aus roter Erde. Den geringeren Leuten dienen ausgehöhlte und getrocknete Kürbisse als Teller und Schüsseln; ein drei bis vier Fuß langes, unten am Knoten abgeschnittenes Stück Bambus, „Tibat“, dient als Glas und Tasse. Einige Maisfelder, Büffel, Schweine und Pferde, letztere bloß zum Reiten verwendet, ohne Sattel und nie beschlagen, machen gewöhnlich das Besitztum eines Timoresen aus; die Ärmern haben oft nur einige Fächerpalmen, von deren Ertrag an Zucker, Syrup und Essig sie ihre notwendigsten Bedürfnisse bekreiten. Die vorzüglichste Nahrung ist Mais, der geröstet oder zerstampft und zu einem Brei gekocht wird; besondere Leckereien sind Kuchen von Mais und Zucker gebacken. Mit einiger Arbeit könnten sich die Leute eine ganz behagliche Existenz verschaffen, aber sie sind unüberwindlich träge und nähren sich manchmal lieber von dem Zucker ihrer Fächerpalmen, als daß sie irgend eine Arbeit verrichten. Aus Trägheit mögen sie auch den Fischfang nicht, haben auch eine große Scheu vor dem Befahren des Meeres; Frauen und Kinder pflegen nur bei niedrigem Wasserstand an den Küsten die Fische und Muscheln aufzulesen, welche zwischen den Klippen hängen geblieben sind. Zu dem auch hier beliebten Bettelglauben bedienen sich die Timoresen eines selbstgebauten schlechten Tabaks; Arak und andere starke Getränke werden in ziemlicher Menge eingeführt, Kaffee und Thee dagegen kennen sie nur dem Namen nach. Sie trinken gewöhnlich klares Wasser und „Karu“, ein aus Palmensaft und verschiedenen Wurzeln bereitetes und nach der Gährung berauschendes Getränk. Zu ihren Vergnügungen gehört das leidenschaftlich betriebene „Batu-batu“ oder Würfelspiel; einige Fürsten halten auch das Schachspiel sehr hoch. Waghalsig spielend verlieren sie oft ihre ganze Habe und werden dadurch

zum
form
samm
tomin
lassen
schall
Walt

Rebe
an fo
trieb
reich
in G
ist, S
einer
begrä
lang
den J
und e
verpfl
seine
Sklav
bedeut
weben
Außer
Mäher
friedsa
Klass
Regen
Haupt
heulen
lich B
Tisch
So bl
lichen
einem
der T
stehen
sind.
Geh
herrsch
Fürste
man
bat m
geschl
Oberk
forder
und C

zum Stehlen und Morden getrieben. Eine Art regelmäßiger und ein-
förmiger Tanz, „Tona-tona“, wird von Männern und Frauen zu-
sammen nicht selten mehrere Nächte hinter einander getanzt, und es
kommen dabei oft Unsitlichkeiten vor; bei feierlichen Gelegenheiten
lassen die in der Nähe der Europäer wohnenden Fürsten den Gong er-
schallen; die Kriegsmusik bildet ein Büffelhorn, das zur Nachtzeit im
Walde geblasen einen graufigen Lärm verursacht. —

Von Kenntnissen oder Wissenschaft ist bei den Timoresen keine
Rede; die Kinder wachsen auf wie das Vieh, sind von frühester Jugend
an fast ganz sich selbst überlassen und müssen auf Händen und Füßen
kriechen, bis sie das Gehen lernen. Wer viele Töchter besitzt, wird hier
reich genannt, da er bei deren Verheirathung einen Kaufpreis, „Belies“,
in Geld und Vieh für sie empfängt, und so lange derselbe nicht bezahlt
ist, Gewalt über die Verheirathete und deren Kinder hat. Die Leiche
einer Frau, für welche der „Belies“ noch nicht entrichtet ist, darf nicht
begraben werden und steht daher in festverschlossenem Sarg oft jahre-
lang über der Erde. Vielweiberei ist sehr gebräuchlich, namentlich bei
den Fürsten, und jeder darf so viel Frauen nehmen, als er bezahlen
und ernähren kann. Nach dem Tode eines Königs ist sein Nachfolger
verpflichtet, dessen Frauen zu erhalten, die er deshalb gewöhnlich als
seine Gattinnen anzunehmen pflegt. Die Frauen sind indessen mehr die
Sklavinnen als die Gefährtinnen des Mannes, und müssen demgemäß
bedeutend mehr arbeiten, als dieser es thut. Sie spinnen Baumwolle,
weben die Kleider und Salimots, und färben die gefertigten Stoffe.
Außerdem sind sie den Männern beim Ackerbau, beim Pflanzen, Säen,
Mähen und Verkaufen der Landfrüchte behilflich. Die Ehegatten leben
friedsam mit einander; Scheidungen sind selten, zumal in den unteren
Klassen. Bei Todesfällen haben sie seltsame Gebräuche. In einigen
Regentschaften scharren sich die Unterthanen beim Tode des Fürsten das
Haupthaar ab; die Frauen pflegen dann schrecklich zu klagen und zu
heulen, man feuert Flintenschüsse ab und schlachtet viel Vieh, nament-
lich Büffel, Schweine u. dgl. Die Leiche wird gewaschen, auf einen
Tisch gelegt und mit Gold- und Silberblechen und Korallen geschmückt.
So bleibt sie einen oder zwei Tage liegen, während die nächsten weib-
lichen Blutsverwandten dabei sitzen und weinen; der Sarg wird aus
einem ausgehöhlten KAPOKBAUM gemacht, die Leiche hineingelegt und
der Dedel wohl darauf befestigt. So bleibt der Tote über der Erde
stehen, bis die zur Bestattung erforderlichen Anordnungen getroffen
sind. Bei der Bestattung erheben die Frauen dann wieder dasselbe
Geheul; der Beerdigung folgen dann kostbare Feste. Im Innern Timors
herrscht noch die barbarische Sitte, vor der Bestattung eines verstorbenen
Fürsten einigen Bewohnern einer benachbarten Regentschaft, mit der
man in Streit liegt, die Köpfe abzuschlagen; in Kupang und Sonna-
bai wurden früher auch zwei Sklaven lebendig mit in die Gruft ein-
geschloffen, doch ist diese Sitte überall da, wo europäischer Einfluß die
Oberhand gewonnen, abgeschafft. Außer den zum Begräbnismahl er-
forderlichen Tieren schlachtet man noch eine bedeutende Anzahl Büffel
und Schweine, welche in Stücke gehauen und nebst Reis, Dschagong

(Mais), Kokosnüssen und andern Früchten den zur Befestigung Beladenen geschenkt werden. Die Radscha, deren es eine Menge gibt, stehen zum großen Theil als Vasallen unter einem Oberfürsten, der den stolzen Titel Kaiser führt, zu Sonabai, ziemlich weit im Innern, residirt und mit Kupang öfter im Kriege steht. Die Radschas in der Nähe von Kupang stehen übrigens alle unter holländischer Herrschaft. Bei den unter den verschiedenen Stämmen auf Timor sehr häufigen Kriegen gibt es selten eigentliche Gefechte, und auch dann treten nur einige Vorläufer von jeder Seite, wie auf Rotti, gegen einander auf; gewöhnlich überfällt man zur Nachtzeit kleine Dörfer oder einzelnstehende Häuser, mordet Männer, Frauen und Kinder, plündert rasch die Häuser aus und verschwindet mit der Beute. Den Gefangenen und Gefallenen werden die Köpfe abgeschlagen, die sie im Triumph nach ihren Dörfern führen, reinigen, und, nachdem sie mehrere Nächte hindurch mit festlichem Jubel sie umtanzt, als Siegeszeichen und Beweise ihres Mutes auf Pfähle stecken. — In Hinsicht der Religion sind die Timoresen äußerst abergläubisch; Götzen und besondere religiöse Gebräuche haben sie nicht. Sie glauben an das Dasein eines höchsten Wesens, welches sie „Uli-nenu“ nennen, aber sagen, daß es viel zu erhaben sei, als daß es sich um die Thaten und Schicksale der Sterblichen bekümmern könne, und viel zu gut, als daß es diesen irgend ein Unglück zusenden sollte, weshalb sie demselben auch keine Verehrung widmen. Der ganze Gottesdienst besteht in einer Anzahl abgeschmackter Gebräuche; man hat Potalihäuser, wie auf Rotti, und die Priester üben einen großen Einfluß aus, stehen den Radschas in allen wichtigen Angelegenheiten zur Seite und lenken sie häufig nach ihren eigenen Ideen. Werden die Timoresen von irgend einem Unfall oder von Krankheit betroffen, so schreiben sie dies den Zaubereien und Machinationen des Teufels zu, den sie durch Tieropfer zu versöhnen suchen. Häufig tragen sie auch gewisse Kräuter oder Wurzeln bei sich, die nach ihrem Glauben die Kraft besitzen, allen verderblichen Einfluß des Teufels abzuhalten. Ihren heimgegangenen Vorfahren beweisen sie große Ehrerbietung, da sie ihnen auch die Macht zuschreiben, die Lebenden verübter Missethaten wegen mit Krankheit zu strafen. Trägheit ist ein vorherrschender Zug im Charakter der Timoresen, außerdem sind sie gefühllos, gedankenlos und schwer zu unterrichten, wodurch sie auf eine höchst ungünstige Weise von den Bewohnern aller benachbarten Inseln sich unterscheiden. Kaltblütig und im Umgang freundlich und leutselig, aber feige, falsch und verrätherisch sind sie mißtrauisch gegen jedermann, aber namentlich gegen alle Europäer, unmenschlich und roh gegen ihre Feinde, denen sie mit List und Verschlagenheit beizukommen und Abbruch zu thun suchen.

Etwa zwölf Meilen südwestlich von Timor liegt die von sechzehn kleinen Radscha unter holländischer Vormachtigkeit beherrschte Insel Rotti¹⁾, deren aus Kalkstein oder Thonschiefer bestehender Boden nicht sehr fruchtbar ist, auch vielfach an Wassermangel leidet. Wo dagegen eine Quelle, ein Bach strömt, trifft man grüne Reisfelder, in

wel
Flä
Sch
Ort
ang
Efig
Sta
Kon
mei
Char
lebha
verfo
matl
wöh
hoch
lofe
von
Den
entbe
nehm
Saro
der I
mand
auf I
und f
mit d
ganze
häufig
liche
nämli
parlan
verein
Vorkä
secht.
Feder
Lanze
mehre
sehen
so wi
im of
die M
Überf
töten
aber
weg.
ligion
Heilig
bejahn

Bestattung Ge-
Menge gibt,
Arken, der den
n Innern, re-
abschies in der
der Herrschaft.
sehr häufigen
in treten nur
einander auf;
einzelnstehende
sch die Häuser
und Gefallenen
ihren Dörfern
durch mit fest-
res Mutes auf
morezen äußerst
haben sie nicht.
ches sie „Ufi-
als daß es sich
n könne, und
en sollte, wes-
ganze Gottes-
man hat Po-
großen Einfluß
reiten zur Seite
en die Timo-
n, so schreiben
s zu, den sie
auch gewisse
die Kraft be-
Ihren heim-
da sie ihnen
ethaten wegen
nder Zug im
pantenlos und
ünftige Weise
selben. Kalt-
ge, falsch und
mentlich gegen
nenen sie mit
un suchen.
von sechzehn
erschte Insel
ender Boden
idet. Wo da-
Reisfelder, in

welche das Wasser sorgsam abgeleitet wird, und weite grassbewachsene Flächen sind bedeckt mit weidenden Büffeln und Pferden. Auch an Schafen, Schweinen, Hühnern und Mais ist Überfluß, und die aller Orten wild wachsende Fächerpalme liefert dem Eingeborenen ein angenehmes Getränk, aus dem er nach Belieben Syrup, Zucker und Essig bereiten kann. Die gleich den Timoresen zum malaischen Stamme gehörenden Kottier reden eine Sprache, die sehr wenig Konsonanten hat und sehr wohlklingend ist; übrigens verstehen die meisten Eingeborenen auch Malaisch. Doch haben sie einen ganz andern Charakter als die übrigen Bewohner des Archipels: sie sind fröhlich, lebhaft, unmäßig im Essen und Trinken, frei und zutraulich, dabei aber verschlagen und diebisch, haben eine große Anhänglichkeit an ihren heimatlichen Boden, und Seefahrt ist ihnen ganz unbekannt. Die gewöhnliche Kleidung besteht aus einem Rappchen von Palmzweigen geflochten, einer kurzen, weiten Hose, dazu einer Art von Shawl, der lose über die Schultern hängt oder um die Brust gewunden ist, alles von grobem Kattun, gewöhnlich grau mit breiten bunten Streifen. Den Leib umschließt ein Gürtel mit einigen Taschen, worin die unentbehrliche Beteldose und ähnliche Dinge bewahrt werden; die Vornehmen tragen auch wohl silberne Gürtel. Die Frauen hüllen sich in Sarongs von demselben Zeug, wie die Männer tragen, Röcke, die von der Taille bis zum Knöchel reichen und Arm und Brust bloß lassen; manche hängen noch einen Shawl um die Schultern. Die Dörfer auf Kotti liegen meist auf Anhöhen und zeichnen sich durch Reinlichkeit und solide Bauart aus. Die Wohnungen der Radscha sind gewöhnlich mit dicken Mauern von losen Steinen umgeben, oft findet man auch ganze Dörfer durch solche Mauern beschirmt, wahrscheinlich in Folge der häufigen Kriege, obwohl die Art des Kriegsführens kaum an eine ordentliche Belagerung denken läßt. Die feindlichen Truppen rücken sich nämlich auf einer vorher bestimmten Ebene entgegen; die Anführer parlamentiren über die gegenseitigen Klagen, und wenn sie sich nicht vereinigen können, so treten von jeder Seite eine bestimmte Anzahl Vorkämpfer, „Neo“ genannt, aus der Schar und beginnen das Ge-
secht. Diese Neo sind auf eine phantastische Weise mit bunten Federn, Seidenstoffen und Shawls aufgeputzt und mit Gewehren, Lanzen und Schwertern bewaffnet. Sind von einer Partei einer oder mehrere dieser Kämpfer gefallen, so wird sie als überwunden angesehen und zieht sich zurück. Oft ist der Krieg damit beendet; wo nicht, so wiederholen sich später ähnliche Szenen, doch immer bei Tag und im offenen Felde — eine ritterliche Art von Kriegsführen, auf die sich die Kottier nicht wenig einbilden, während sie die feigen, nächtlichen Überfälle und Diebereien der Timoren aufs tiefste verachten. Auch töten sie niemals Frauen oder Kinder, wie die feigen Timoren, schleppen aber gern die Pferde und Büffel der Gegenpartei von den Weideplätzen weg. Früher hatten sie eine eigentümliche, ziemlich abgeschmackte Religion, die jetzt größtenteils durch das Christentum verdrängt ist. Die Heiligtümer eines „Ruma Pomali“ (heiliges Haus), dessen Besitzer, ein bejahrter Priester, noch die Reste des frühern Gottesdienstes bewahrte,

bestanden aus Rörbchen von Bambus geflochten, Schädeln von Schafen und Schweinen, getrockneten Büffelohren, Tierfellen u. dgl. Vor dem Hause unter einigen stätlichen Waringas (Haus religiosa), hier wie in ganz Indien ein geheiligter Baum, lagen einige Menschenschädel, die von besiegten Feinden herrührten und ebenfalls als „Pomati“ (heilig) verehrt werden. Die Priester nennt man „Tuwan Tonah“ (Herren des Landes), und sie scheinen früher die Oberhäupter gewesen zu sein; auch jetzt haben sie noch großen Einfluß, und keine wichtige Unternehmung oder Veränderung kann ohne ihre Zustimmung begonnen werden.

Kleiner als Rotti ist die fünfzehn Meilen westlich gelegene Samu-insel. Dagegen erreicht die etwa ebensoweit von letzterer westlich gelegene Sumbainfel fast die halbe Größe der Niederlande. Das Land ist hügelig. Die Eingebornen, sämtlich Heiden, werden als plump und ungeschickt beschrieben. Im Innern wächst viel Sandelholz, aber es darf nicht ausgeführt werden, weil es als „Pomati“ (heilig) gilt. Im übrigen ist die Insel noch wenig bekannt.

e) Ternate.

Die Residenschaft Ternate¹⁾ wird gebildet von den zum Teil großen Ländern der Sultane von Ternate, Tidör und Batschan mit 100 000 (nach andern Quellen 170 000) Bewohnern, welche die Oberherrschaft der Niederlande anerkennen und in ihren Maßregeln von dem Residenten zu Ternate geleitet werden. Der Hauptort Ternate, mit 6000 Einwohnern, liegt auf der gleichnamigen kleinen Insel, die eigentlich nur ein von einem Gürtel von Wäldern und Feldern umgebener Vulkan ist. Derselbe ist mehrfach durch verheerende Ausbrüche bekannt geworden. An der Ostseite liegt die Stadt mit einem Chinesenlampong und dem etwas entfernteren Fort Dranse. Die Bewohner sind geschickte Schiffbauer und Fischer; die Reichen haben ihre weit um die Stadt zerstreuten Landhäuser. Der Sultan wird von den Holländern in seinem Palast eingeschlossen gehalten, soll aber bedeutende Einkünfte beziehen. In früheren Zeiten hatte er eine sehr ausgedehnte Macht, sowie die Oberherrschaft über die beiden andern genannten Sultane und führte den Titel Maharadscha. Zu seinem Gebiete gehört noch jetzt die nördliche Hälfte der noch wenig bekannten gebirgigen und vulkanischen Insel Almabeira, auch Dschilolo (Dschailolo), nach einer Negerei auf der Westküste genannt, auf der neben Alfuren auch noch Papua (?) hausen sollen. Nur eine holländische Niederlassung befindet sich zu Dobinga auf der Westküste, gerade östlich von Ternate gelegen. (Die beiden östlichen Halbinseln von Almabeira gehören dem Sultan von Tidör, die südliche dem von Batschan.) Außerdem erstreckt sich die Macht des Sultans von Ternate auch nach Celebes auf die Umgebungen des Tolo- (Tomaiti-) Golfes und auf einige weitere Inseln.

¹⁾ v. Rübén, Erdkunde, III, 596.

die au
Reht.
beleuch
Jetzt f
ein au
und ei
zehnten
der ber
eigenti
Zeit zu
wo ma
erschlag
Kotosbe
Daher
und ge
oder be
viel M
Stille k
kommen
von der
Gebiet.
sehr gef
anerkennt
Basallen
ihre Do
noch 18
keiner
Guinea
welche
ist. T
cognita
An
welche
abgeson
schmaler
di Atas
Grenzen
Halbins
an der
äußerst
wir ha
durch r
kleinere

1)
ein klein
gehoben

Gar nicht weit von Ternate liegt im Südosten die Insel Tidör, die auch fast nur aus einem 5000 Fuß hohen, rauchenden Vulkan besteht. Wie früher der dortige Sultan regierte, wird durch die Nachricht beleuchtet, daß er jedem Müßiggänger habe die Hand abhauen lassen. Jetzt steht auch er unter holländischer Oberherrschaft, doch besitzt er noch ein ausgedehntes Gebiet auf Almasheira nebst vielen kleineren Inseln und einen großen Teil des benachbarten Neu-Guinea. Schon im sechzehnten Jahrhundert scheinen seine Vorgänger dort ihre Macht mittelfst der berüchtigten Sogisklotten ausgeübt zu haben.¹⁾ Diese Züge waren eigentlich nichts anderes als große Sklavenjagden, die der Sultan von Zeit zu Zeit anstellte um die Küstenvölker zu brandschagen. Überall wo man ein Dorf am Strande fand, wurden dessen Bewohner theils erschlagen, theils zu Gefangenen gemacht, die Hütten angezündet, die Kotosbäume und andere Fruchtbäume umgehauen und alles geplündert. Daher flüchten die Bewohner vor den Sogisklotten so schnell sie können und geben lieber ihre Hütten und Pflanzungen preis, um dem Tode oder der Sklaverei zu entgehen. Die holländische Regierung hat sich viel Mühe gegeben, diese Greuel abzustellen. Doch sind sie in der Stille bis in die neueste Zeit dann und wann immer wieder vorgekommen. Das ganze Küstenland, südlich bis zum Kap Buru (südlich von der Geelvinksbai), und nördlich bis zu den Arimoainseln als sein Gebiet. Er ernennt die Häuptlinge der Küstenbewohner, von denen er sehr gefürchtet wird, während im Binnenlande niemand seine Herrschaft anerkennt. Wie nun die Holländer den Sultan von Tidör zu ihrem Vasallen gemacht haben, so sind auch die genannten Länderstrecken unter ihre Botmäßigkeit gekommen. Dazu aber haben sie auch ausdrücklich noch 1828 die ganze Insel in Besitz genommen. Sie üben jedoch in keiner Weise über dieselbe ihre Herrschaft aus. Alles was sie an Neu-Guinea bis jetzt gethan haben, sind ein paar Expeditionen²⁾, durch welche diese große Insel unserer Bekanntschaft bedeutend näher gerückt ist. Trotzdem bleibt sie noch zum allergrößten Teil eine terra incognita.

An dieser Stelle kommt es uns nur auf die große Halbinsel an, welche durch die von Norden tief eindringende mächtige Geelvinksbai abge sondert wird. Man nennt sie Wotim di Wama. Durch einen schmalen gebirgigen Isthmus hängt sie mit den östlich gelegenen Wotim di Atas zusammen, dessen Hochgebirge mit ihren Gipfeln bis in die Grenzen des ewigen Schnees hineinragen. Aber auch die erstgenannte Halbinsel hat stattliche Gebirge, wie das Arsalgebirge, das sich dicht an der Nordküste 9000 Fuß erhebt — nicht weit von der an der äußersten Nordwestecke der Geelvinksbai gelegenen Dorehbucht, auf die wir bald näher zu sprechen kommen. Die Bai selbst ist gegen Norden durch mehrere größere Inseln geschützt und enthält eine ganze Anzahl kleinerer.

¹⁾ Friedmann, a. a. O., II, S. 251.

²⁾ Infolge einer derselben wurt. wohl an der Tritonbai auf der Südwestküste ein kleines Fort angelegt, das jedoch schon nach einigen Jahren 1836 wieder aufgehoben wurde.

Der Name Doreh¹⁾ bedeutet in der Sprache der Eingebornen soviel als „innerhalb“, und wird mit diesem Namen die Landschaft bezeichnet mit den Dörfern Konfabi, Nombowri, Kuabi und Robi. Auf der vor der Bucht liegenden Insel Manaswari oder Manfinam, liegt noch ein süntfes Dorf. Die Bucht hat eine nordwestliche Richtung und bietet einen guten Ankerplatz für Schiffe. Bei dem Dorfe Konfabi münden zwei kleine Flüsse, welche von dem nahen Arfatgebirge herabströmen und helles wohlschmeckendes Wasser enthalten. Der Strand ist allenthalben mit einer Korallenbant umgeben, welche zur Zeit der Ebbe trocken ist. Parallel mit dem Strande läuft eine Hügelkette von 400—500 Fuß Höhe, als Vorgebirge der hohen Zentralberge, die abgerundet mit wenigen Einkerbungen sich zeigen und das Ansehen von Urgebirgen aus Granit und Porphyr bestehend haben. Was das Klima jener Gegend betrifft, so wird die tropische Hitze durch ziemlich regelmäßig abwechselnde Land- und Seewinde abgekühlt und die Luft ist rein von fremdartigen Beimischungen, da das Land unmittelbar von der Küste aus sich erhebt und nirgends Sümpfe vorhanden sind. Die Monsüns treten an der Nordküste zu der entgegengesetzten Zeit als an der Südwestküste ein. Während noch zu Doreh vom November bis April Regenszeit ist, herrschen an der Südwestküste trodne Monsüns und umgekehrt. Die in den Monaten April bis November währenden Südostwinde bringen der Südwestküste Regen, der Nordküste aber trodne Tage. — Die Tierwelt von Neu-Guinea ist arm an Säugetieren, die fast nur durch das wilde Schwein (*Sus papuensis*) und das Känguru vertreten sind; dagegen ist im Überflusse die Klasse der Amphibien vorhanden; verschiedene Schlangenarten durchschleichen die Wälder, und das Krokodil macht die Flußmündungen unsicher.²⁾ Unter den Vögeln sind die Papageienarten besonders häufig. Hier ist auch das Vaterland des schönen Paradiesvogels, der in acht bis neun Arten vorkommt; auch der Kasuar ist häufig, mit dessen Federn sich die Eingebornen schmücken. — Die Vegetation ist äußerst üppig. Soweit man sehen konnte, war das Land mit dichtem Urwald bedeckt. Grasfluren, das Eigentümliche der gemäßigten Regionen erblickt man nirgends. Zwischen den die menschlichen Wohnungen umgebenden Kokospalmen weiden einige Ziegen. Die Wälder bestehen aus einer Menge verschiedenartiger Baumarten, alle bunt durch einander. Keine derselben bildet, wie jene der gemäßigten Zone, gesellige Gruppen. Viele kleine Pflanzen, insbesondere Farnkräuter, besetzen den Raum zwischen den Waldbäumen. Was die Kulturpflanzen betrifft, so werden von den Eingebornen in kleinen Gärten einige Arten von Bohnen, Hirse, Reis (auf unbewässertem Boden), ferner Kokolafia, Yams, Zitrus, Zuckerrohr, Bananen in verschiedenen Varietäten, der Melonenbaum (*Carica papaya*) und noch einige andere Frucht bäume angebaut. Die Sago-

¹⁾ Friedmann, a. a. O., II, S. 234, nach den Berichten der niederländischen Expedition, welche 1858 im Kriegsdampfer *Cina* jene Küsten untersuchte. Unsere Missionare Ditow und Geißler hatten der letzteren als Dolmetscher die wichtigsten Dienste geleistet.

²⁾ van Hasselt in der Allgemeinen Missionszeitschrift 1877, S. 305.

und
der
wac

von
der
schw
wuch
zeich
trau
Bapt
Nami
dem
in de
farbe
dieser
gehen
Exped
Binde
bellei
und
Stück
und
daß e
welche
tragen
Gefle
mit f
der sp
versch
lern
ständer
Hals-
leiten.
Same
dabei
man
ähnlich
die P
Offnu
an den
den
gleich
am
Figur
Das
Blum
mit el

und Arekapalme werden ebenfalls in den Wäldern und in der Nähe der Dörfer gefunden, erstere in den sumpfigen Gegenden sehr üppig wachsend.

Die Bewohner von Neu-Guinea sind ganz und gar verschieden von den bisher von uns betrachteten Völkern. Sie gehören zu der über die westlichen Inselgruppen des großen Ozeans verbreiteten schwarzen resp. dunkelbraunen Rasse, welche um ihres wolligen Haarwuchses willen mit den Negern verglichen und als Australneger bezeichnet worden sind. Die Malaien nennen diese Menschen wegen ihres krausen Haares Papua, wonach auch Neu-Guinea überhaupt Tanna Papua (Land Papua) genannt wird. Sie selbst gebrauchen nie diesen Namen, sondern nennen sich immer nur nach dem einzelnen Stamme, dem sie angehören. Um Doreh wohnt der Stamm Rufoor, nach der in der Seelintsbai gelegenen Insel Mafoor so benannt. Ihre Hautfarbe ist ein buntes Schokoladenbraun bis schwarz. Indem wir an dieser Stelle nicht auf eine ausführliche Schilderung dieser Rasse eingehen, geben wir nur die Hauptpunkte von den Beobachtungen der Expedition an jenen Küsten. — Beide Geschlechter gehen bis auf eine Binde um die Mitte des Leibes nackt; nur die Häuptlinge (Korano) bekleiden sich bei besondern Gelegenheiten mit einem Kopftuche, Sarong und Jade. Das Leibtuch besteht aus einem fünf bis sechs Fuß langen Stücke Bast aus Pflanz oder aus einem Palmwedel und wird vor- und rückwärts an ein um den Leib gebundenes Tau derart befestigt, daß ein langes Stück herabhängt. Die Frauen binden ein Stück Rattun, welches fast bis an die Knie reicht, um die Hüften (Sru). Außerdem tragen sie, um sich gegen Regen zu schützen, ein dachartig zusammengelegtes Geflecht aus Pandanus, welches vor- und rückwärts an den Händen mit farbigen Bändern und feinerem Flechtwerk verziert ist. — Trotz der spärlichen Bekleidung entbehren sie doch nicht des Schmuckes der verschiedensten Art, den sie theils durch Tausch von auswärtigen Händlern gewinnen, theils selbst verfertigen. Zu den ersteren Schmuckgegenständen gehören Arm- und Fingerringe aus Kupferdraht, Korallen für Hals- und Schulterbänder, Metallknöpfe und verschiedene andere Kleinigkeiten. Die selbstverfertigten bestehen in Hals- und Armbändern aus Samenkörnern oder aus kleinen Muscheln; auch die Kasuarfedern spielen dabei eine große Rolle. Die Armbänder liegen oft so fest an, daß man sie unmöglich abstreifen kann. Auch über den Waden tragen sie ähnliche Verzierungen. Hiermit aber noch nicht zufrieden, durchbohren die Papua auch noch die Ohrfläppchen und stecken in die ziemlich großen Öffnungen Schildkrotinge, oder auch einen kupfernen Draht. Die oft an den Halsbändern hängenden roh geschnitzten Kasuarhaken sollen den Zweck haben, dem damit Verzierten eine Beständigkeit im Laufe gleich dem Kasuar zu verschaffen. Endlich tragen die meisten Männer am Halse noch ein geschnitztes Holz (Nimaun), das eine menschliche Figur vorstellt und mehr als Talisman, denn zum Schmucke dient. Das nach aufwärts gekämmte Haar wird mit Federn, Blättern und Blumen (Hibiscus u. a.) verziert. Außerdem steckt ein Bambusstamm mit einer Kasarfedern in den Haaren. Bei einzelnen Personen findet

man Tätowirungen auf der Brust; dies sind Trauerzeichen für verstorbene Verwandte. Die Hauptwaffe der Papua ist der vier bis sechs Fuß lange, an den Enden mit Lappen und Korallen verzierte Bogen, und der Rohrpfell mit einer Spitze aus Palmenholz¹⁾, den sie auf hundert Schritt noch sicher und mit Erfolg schießen. Die bereits eingeführten europäischen Schießgewehre sind fast sämtlich unbrauchbar. Auch Lanzen, fünf bis sechs Fuß lang, unter der Spitze mit Kasuarfedern geschmückt, sind im Gebrauch. Als Schild dient eine große, mit einem Seil als Handhabe versehene Muschel.

Die Kriege bestehen nur in Raub- und Plünderungszügen. Wird jemand von einem der Bewohner eines andern Dorfes beleidigt, so wird gegen das letztere von der ganzen Gemeinde, der der Beleidigte angehört, die Fehde eröffnet. Gewöhnlich lauert man im Hinterhalte, um irgend einen Bewohner des feindlichen Dorfes zu überfallen. Bisweilen kommt es auch zwischen zwei feindlichen Häufen zum Gefecht auf offenem Felde. Auch Seeräuberei wird vielfach getrieben, und selbst europäische Schiffe werden angefallen. Überhaupt sind die Bewohner der Nordküste diebisch und hinterlistig, während man auf der Südwestküste Ehrlichkeit, Offenheit und Treue findet.²⁾ — Bevor der Papua in den Kampf zieht, färbt er sich das Gesicht und bisweilen den ganzen Oberleib auf verschiedene Weise, und schmückt sich mit einer über den Kopf hängenden Kasuarhaut. Auch tragen die Männer so viele Kakadufedern auf dem Kopfe, als sie bereits Feinde erschlagen haben. Im Innern des Landes, sowie weiter nach Osten gibt es Stämme, bei denen der Kannibalismus herrscht — so auch bei den zu Amberbaken wohnenden Karonen.

Die im Umkreise von Doreh liegenden Dörfer haben alle ein elendes Äußere. Es sind Anlagen von richtigen Pfahlbauten. Die Häuser sind meist im Wasser auf Pfählen erbaut und mit dem Ufer durch einen Steg oder auch bloß ein Brett, über welches die Bewohner „wie die Mäuse, oft tanzend laufen“, verbunden. Die Wohnungen haben verschiedene Größe; manche sind sechzig bis siebenzig Fuß lang und zwanzig bis fünfundzwanzig Fuß breit bei zwölf bis fünfzehn Fuß Höhe. Die Wände sind aus Brettern gezimmert; das Dach ist mit Palmwedeln gedeckt. Jedes Haus wird von einer zahlreichen Familie mit der ganzen Verwandtschaft bewohnt, so daß oft zwanzig und mehr Personen sich darin aufhalten.

Die Aufmerksamkeit des Besuchers wird aber besonders durch ein in jedem Dorfe befindliches Gebäude angezogen, das sich durch Größe und Bauart vor den übrigen auszeichnet. Es heißt „Rumseram“ und ist mit roh geschnittenen menschlichen Figuren in unsittlicher Haltung geschmückt. Die religiöse Bedeutung, welche diese Gebäude in früheren Zeiten hatten, scheint in dieser Gegend ganz in Vergessenheit geraten zu sein. Die Expedition erfuhr nur, daß nur reine Jünglinge in dieselben

¹⁾ Im Feuer gehärtet, oder von Fischgräten oder den spitzen Nägeln des wilden Schweines.

²⁾ Dazu wird von jenen eine außerordentliche Undankbarkeit erwähnt. Ein Missionar hatte einen kranken Mann kurirt. Dafür verlangte dieser von jenem fortan auch seinen Lebensunterhalt.

eintreten dürften. Bei den weiter östlich wohnenden Stämmen, an der Humboldtssbai, wurden mehr Spuren von einem mit diesen Gebäuden verbundenen Kultus gefunden.

Über die religiösen Vorstellungen der Papua läßt sich schwer ein Urtheil fällen.¹⁾ Nach den Beobachtungen der Missionare glauben sie an ein Fortleben der Seele²⁾. Ihre Götzenbilder, Karowar oder Korwar, sollen Verstorbene vorstellen. Es gibt deren männliche und weibliche. Wenn sie auf Reisen gehen, nehmen sie dieselben mit, um vor Sturm und feindlichen Angriffen sicher zu sein, beschenken sie auch mit Tabak und baden sie, wenn die Gefahr groß wird. Diese Karowar sind aus festem Holz geschnitten, dreifüßig bis fünfzig Centimeter hoch. Auf kurzen Beinen befindet sich ein sehr schmaler Leib und dünner Hals, und auf diesem sitzt ein unförmlicher Kopf mit großen Ohren, Augen, Nase und Mund. Die beiden Hände halten eine Art Schild oder Bitter, welches aus demselben Stück Holz kunstvoll geschnitten ist, und von unten an bis zum Rinnel reicht. — Neben der mit diesen Bildern getriebenen Ahnenverehrung glauben die Papua aber auch an Dämonen — doch dürfte der Unterschied zwischen beiden schwer festzustellen sein.

Sehr einfach sind die Hausgeräte³⁾ der Eingeborenen. Trinkgeschirre aus Kokoschalen, Körbe verschiedener Größe aus Pandanus und Rotang geflochten, ein Bambusköcher zum Aufbewahren von Tabak, dann farbige Matten zum Sitzen und Schlafen, sowie hölzerne Kopfkissen⁴⁾, oft künstlich geschnitten und verziert mit einer konstanten Ausbuchtung in die der Kopf gerade hinein paßt — dazu irdene Töpfe, hölzerne Köffel — das ist alles. Es finden jedoch auch europäische Geräte schon durch den Handel Eingang. Die Hauptnahrung besteht aus Fischen und Sago. Außerdem genießt man verschiedene Tiere welche die Jagd liefert. Das Tabakrauchen in Zigarrenform ist überall eingeführt. Siri tauen nur einige Häuptlinge, sowie die Personen, welche viel mit auswärtigen (malaiischen) Händlern in Berührung kommen.

Fester Grundbesitz besteht bei den Papua nicht. Jeder nimmt ein Stück Land, wo er dasselbe findet. Der Urwald wird gefällt und verbrannt. Der Ackerbau ist sehr dürftig, doch werden die Felder zum Schutz gegen wilde Tiere eingehägt. In ausgebehnter Weise be-

¹⁾ Bastin, Morgenröte auf Neu-Guinea, S. 47. Ausführlicheres darüber siehe in dem Artikel von van Hasselt, Allgemeine Missionszeitchrift 1877, VIII. und IX.
²⁾ Vor den Seelen Ermordeter haben sie besondere Angst und machen allerlei Zeremonien, um sie an der Rückkehr in ihre frühere Wohnung zu verhindern. Den Seelen derer, die eines natürlichen Todes gestorben sind, trauen sie freundlichere Gesinnungen zu und errichten ihnen zur Wohnung Häuschen auf den Bäumen. Die Vermutung des Einflusses dieser Seelen auf die noch lebenden Menschen gibt zu allerlei Aberglauben Veranlassung. Auch das Achten auf Vorzeichen und Zauberei geht hier wie bei allen heidnischen Völkern im Schwange. Die, welche sich auf Beschwörungen verstehen, werden Kokinsor genannt. Einen eigentlichen Priesterstand gibt es nicht. (Friedmann.)

³⁾ Friedmann, a. a. D., S. 240.

⁴⁾ Merkwürdigerweise findet sich das gleiche Gerät auch an den Stätten unserer alten Pfahlbauten. (Mündliche Mitteilung von Dr. D. Finsch.)

beschäftigt man sich mit der Jagd und dem Fischfange. Auch der letztere wird mit dem Bogen und einem besonderen Pfeile betrieben. Bei ruhigem Wetter wirft man auch Säckchen mit einer narkotischen Pflanze ins Wasser, wodurch die Fische betäubt werden und sich leicht fangen lassen. Die Fahrzeuge, deren man sich dabei bedient, sind ausgehöhlte Baumstämme, die mit großer Geschwindigkeit gerudert werden. Auch haben sie größere Frauen mit Segeln, und die Bewohner von Doreh benutzen sie viel zu Küstfahrten, auf denen sie Handel treiben.¹⁾

Was die politische Verfassung betrifft, so wurde schon bemerkt, daß der Sultan von Tidör die Dorfhäuptlinge (Korano), die ihm tributpflichtig sind, einsetzen läßt. Diese haben jedoch nicht das Recht von den Dorfbewohnern Steuern zu erheben, sondern sind auf freiwillige Gaben beschränkt. In jeder Familie ist der Hausvater unbeschränkter Herr und ihm wird unbedingt gehorcht. — Die Frauen werden übel gehalten. Sie sind die Sklaven der Männer und haben außer den häuslichen Geschäften auch einen großen Teil des Landbaus und der Fischerei zu besorgen. — Wenn ein Verbrechen begangen ist, so treten die Ältesten des Dorfes zusammen und bestimmen die nach hergebrachter Sitte darauf gesetzte Strafe, die sogleich vollzogen wird. Auf Mord ist die Todesstrafe gesetzt, die gewöhnlich von den Verwandten des Ermordeten in Ausführung gebracht wird. Muthwillige Verwundung, sowie auch Diebstahl, wird mit Gelbbuße bestraft.

Die Männer heiraten so früh als möglich. Die Eltern der Braut bestimmen die Höhe des vom Bräutigam zu entrichtenden Brautschatzes, der in Sklaven und vielen andern Artikeln besteht. Die Eheschließung selbst ist sehr einfach. Die Verlobten gehen vor den Karwar (Götzen); der Mann reicht der Frau die rechte Hand und diese gibt ihm etwas Tabak. Damit ist der Bund für Lebenszeit geschlossen. Im allgemeinen herrscht Monogamie. Die verheirateten Frauen betragen sich züchtig. Überhaupt finden sich hier nicht die Unkeuschheitsünden in dem Maße wie bei andern Heidenvölkern. Eigentümlich ist es, daß der älteste Bruder des Vaters ein Anrecht auf alle diesem geborenen Söhne hat, sowie die älteste Schwester auf alle Töchter. Der Name, den man den Kindern, und zwar nicht zu bald, beilegt, wird später öfters gewechselt. Die Toten werden in Matten gewickelt begraben und ihnen Waffen und andere Geräte beigegeben. Das Begräbniß wird mit Mahlzeiten, Gesang und Tanz gefeiert. Mann und Mann, Frau und Frau tanzen mit einander, in der einen Hand ein Messer schwingend. Auf den Gräbern sieht man in manchen Gegenden eine Art hölzernen Trog, in dem eine roh geschnitzte menschliche Figur angebracht ist.

Bei verschiedenen Gelegenheiten feiern die Papua Feste mit Gelagen. So z. B. wenn einer seinen Namen wechselt, gibt er seinen Verwandten und Freunden eine Mahlzeit, und es wird zwei Nächte hindurch getanzt und gesungen. Ebenso wenn ein neuer Karwar ge-

¹⁾ Dabei benutzen sie die Beobachtung der Sternbilder, deren mehrere sie mit besonderen Namen benennen. Auch nennen sie die zwölf Monate, die von einem Vollmond zum andern gerechnet werden, nach den kulminirenden Sternen.

schützt
Frücht
Die G
und di
währen
blättern
abtschne
Kleiber

Ein
gefeiert
aus dem
Schall e
sie bei d
den Anb
herum. -
Tidör de

Di
Bambus
wert un
Handel
Sa
die mal
sprochen
deutschen
Eingang

Die
von den
Der Re
B. Sav
Christen
Jabez
hatten
waren,
aus frü
und heit
gab sich
samkeit
Regieru
zurückgi
An
Joseph
schaft
schaft f
als Reg

schnitz wird, bei Hochzeiten u. s. w. Sago, Schweinefleisch, Fische und Früchte aller Art bilden bei solchen Festen die aufgetragenen Gerichte. Die Gäste sitzen mit über einander gekreuzten Beinen auf dem Boden, und die vornehmeren erhalten die Speisen auf einem irdenen Teller, während die nicht zum hohen Adel gehörenden ihre Speisen von Pifangblättern verzehren. Zu festlichen Gelagen gibt auch das erste Haarabschneiden bei Kindern Anlaß, sowie auch das erste Anlegen von Kleidern, welches nicht vor dem zehnten Jahre erfolgt.

Ein vorzügliches Fest ist jenes, welches nach einem glücklich vollendeten Kriege gefeiert wird, besonders wenn ein Nord Veranlassung zu dem letzteren gab. Die aus dem Gesichte Zurückkehrenden kündigen ihre Ankunft schon von ferne durch den Schall einer aus der Tritonmuschel verfertigten Trompete an. Im Dorfe halten sie bei dem Hause des Erschlagenen an, um die den Feinden abgeschlagenen Köpfe den Andern zu übergeben. Diese empfangen sie jauchzend und tanzen damit herum. — Auch bei der Zurückkunft der Abgeordneten, welche dem Sultan von Tibör den Tribut entrichten, wird ein Fest gegeben.

Die Musikinstrumente, mit denen die Tänze begleitet werden, sind Bambusflöten und Pauken von verschiedener Größe, die mit Schnitzwerk und Farben verziert sind. Auch wird bisweilen ein durch den Handel erhaltener Gong gebraucht.

Schließlich sei noch bemerkt, daß durch die Verbindung mit Tibör die malaische Sprache neben der Papuasprache (die in ihrem dort gesprochenen Dialekt, dem „Mafoorischen“, zum ersten Male durch die deutschen Missionare in Schrift gebracht wurde) an manchen Punkten Eingang gefunden hat und ebenso der Islam.

f. Die Mission auf den Molukken.

Die erste evangelische Mission der neueren Zeit wurde auch hier von den Baptisten während der englischen Herrschaft unternommen. Der Resident von Amboina veranlaßte dies selber, indem er an W. Carey nach Sirampur schrieb über die 20 000 verwahrlosten Namenchristen auf jener Insel. Der jüngste Sohn des genannten Missionars, Jabez Carey, traf 1814 auf derselben ein. Die christlichen Gemeinden hatten wohl noch ihre Lehrer, die trotz ungenügender Besoldung willig waren, und die Gottesdienste wurden — freilich infolge scharfer Gesetze aus früherer Zeit — zahlreich besucht, aber die Unwissenheit war groß, und heimlich verrichteten viele Christen sogar wieder Gözendienste. Carey gab sich Mühe zunächst die Schule zu heben, und dehnte seine Wirksamkeit auch auf Ceram aus. Nach Wiederherstellung der holländischen Regierung aber fühlte er sich so beengt, daß er 1817 nach Bengalen zurückging.

Anbauender war die Thätigkeit des holländischen Missionars Joseph Kam, der von der Niederländischen Missionsgesellschaft ausgesendet, durch Vermittlung der Londoner Missionsgesellschaft schon 1815 auf Amboina eingetroffen war. Später wurde er als Regierungsprädikant angestellt und besoldet. Er war ein außer-

gewöhnlicher Mann.¹⁾ Seine Liebe zur Mission war durch die Berührung mit der Brüdergemeinde in Jelft erweckt worden. Auf seinem Arbeitsfelde zeichnete er sich durch einen apostolischen Eifer aus. Daher hat man ihn auch, freilich doch nicht ganz zutreffend, den Apostel der Molukken genannt. — Seine Predigten auf Amboin wurden bald von großen Scharen besucht.²⁾ So traurig der Zustand der Christen auch war, so war doch die Bibel unter ihnen so gesücht, daß ein altes Exemplar bei einer Versteigerung mit acht Pfund Sterling (96 Gulden) bezahlt ward, was Kam veranlaßte, einen Hilfsverein der Bibelgesellschaft in Amboina zu stiften. In den Gemeinden suchte er die Reste christlichen Sinnes und christlicher Erkenntnis durch unablässigen Unterricht und unermüdlige Predigt zu mehren³⁾, und er erlebte die Freude, in wenigen Jahren gegen achthundert Kinder und Erwachsene zu taufen, die Abgötter verschwinden und Heiden in großer Anzahl herzukommen zu sehen. Durch furchtbare Erdbeben, welche die Kirche schüttelten, während er darin predigte, und durch einen Aufruhr der Eingebornen auf einer nahen Insel schwer geprüft, unternahm er eine Reise nach Ternate, Selöbes und den Sanglinseln, die mit ihren verfallenen Christengemeinden ein weit offenes, bringend einladendes Erntefeld ihm vor die Augen stellten. Kaum nach Amboina zurückgelehrt, mußte er die kleinen Inseln umher besuchen⁴⁾; bald hernach ward ihm auch eine Druckerpresse zugesandt. Da er achtzig Kirchen in einem Umkreise von hundert von Weilen zu bedienen, eine noch größere Zahl von Schulen zu beaufsichtigen, mehr als 50 000 Christen zu besuchen und zu ermahnen, Bibeln, deren Bedürfnis zu 20 000 ging, zu verbreiten, Erbauungs- und Lehrschriften zu verfassen und ein von ihm errichtetes Schullehrerseminar zu leiten hatte, so bedurfte er wohl dringender, als irgend ein anderer, mehrerer Mitarbeiter. Die Niederländische Missionsgesellschaft, mit welcher er immer noch in Verbindung stand, sandte ihm daher im Jahre 1818 drei Missionare, Finn, welchem mit Kam die achtundzwanzig Gemeinden auf Amboina und die sechzig auf den benachbarten Inseln Haruko, Saparna, Rusalaut, Ceram, Manipa und Buro zugewiesen wurden, Le Brun für Timor und Juchmichel für Ternate, von wo aus er zugleich Selöbes und die Sanglinseln besuchen sollte, bis auf der ersteren eigene Prediger angestellt würden.

Verfolgen wir nun zuerst den Gang der Missionsarbeit bis zum Jahre 1840. Die Regierung bezeugte sich derselben auf jede Weise günstig; Kam aber besuchte im Jahre 1819 auf einer mühsamen fast einen Monat erfordernden Reise das östliche und nordöstliche Gebirgsland von Amboina, um diese ihm anvertraute Insel zuerst genau kennen

¹⁾ Geboren 1770 in Hertogenbosch. Erst 1811 konnte er seine Stellung als Gerichtsbote aufgeben, um sich in Rotterdam auf den Missionsberuf vorzubereiten. Vergl. van Rhijn, Reis door den Indischen Archipel, S. 443 ff.

²⁾ Da es mir nicht möglich ist, diesen Abschnitt der Missionsgeschichte aus den Originalquellen zu bearbeiten, gebe ich denselben mit wenigen Änderungen aus der ersten Auflage wieder.

³⁾ cf. Basler Missionsmagazin 1819, II, p. 206 ff.

⁴⁾ cf. Ebendas. 1821, IV, p. 77 ff.

zu le
vern
Verl
der
den
den
Schu
schule
seine
naren
nabo
Finn
Kam
macht
Kreise
große
Besuch
bildet
1823
über
herige
und e
Neue
doorn
Lob a
Brüde
erste
bobo
zu B
Buro
müßlic
Inseln
suchte,
mer s
um A
Doano
seine
Brüde
der T

¹⁾
Reise, l
linge b
Person
ständig
Christen
die nich
berigt

²⁾
Burt

zu lernen, ward überall mit Jauchzen und Freudenschüssen empfangen, vernichtete die noch vorhandenen Überreste des Götzendienstes, fand viel Verlangen nach dem Evangelium und verteilte viertausend Exemplare der malaiischen Bibel. Nach seiner Rückkehr brachte er im Jahre 1820 einen kurzen Katechismus in 3000 Exemplaren zu stande, die er auf den umliegenden Inseln verbreitete, und konnte mehrere aus seiner Schullehreranstalt hervorgegangene tüchtige eingeborne Lehrer an Dorfschulen anstellen. Finn, bisher Rams Gehilfe, nahm in diesem Jahre seine Arbeitsstelle auf Banda ein, von fünf neu angekommenen Missionaren gingen drei, Akerflood, Starink und Lammers, nach Manado und zwei, Müller und Vormeister, nach Ceram; Missionar Finn besuchte auch die Aruinseln und Jungmichel die Sangailinseln. Ram aber, der jetzt als Leiter der Mission auf den Molukken dastand, machte wieder eine fünfmonatliche Reise¹⁾ auf den Inseln seines näheren Kreises und warf seine Blicke schon auf die westlichen Gestade der großen Insel Neu-Guinea. Nach mehrfachen Veränderungen in der Besetzung der verschiedenen Missionsposten, wobei der in Basel gebildete Missionar Vormeister auf Buro stationirt wurde, besuchte Ram 1823 auch die südwestlichen Inseln, nachdem er auf Amboina bereits über hundert Seelen der Gemeinde hinzugethan und neben seiner bisherigen Bildungsanstalt für Schullehrer eine zweite für Hilfsmissionare und ein Haus zur Vorbereitung der Taufkandidaten eingerichtet hatte. Neue Sendboten kamen ihm zu Hilfe, aber kaum war Missionar Hellenboorn eine Zeit lang in Amboina ihm zur Seite gewesen, als Müllers Tod auf Manado ihn dorthin rief; von den aus Europa gekommenen Brüdern war Knecht in Batavia gestorben, Vär (ein Züricher, der erste Missionszögling von Basel) ward auf Matisser, Vont zu Raibobo auf Ceram stationirt, von wo Starink durch die Hilfsgesellschaft zu Batavia nach Java gerufen wurde, während Vormeister auf Buro schon 1826 entschlief. Im Jahre zuvor sehen wir den unermüdblichen Ram schon wieder auf einer Rundreise²⁾, auf welcher er die Inseln bis nach Timor mit ihren 20 000 Christlichen Einwohnern besuchte, im Jahre 1827 aber bereiste er, während seine Gehilfen, Dommers, Luyke und Wientötter, die malaiische Sprache erlernten, die um Amboina herum befindlichen Gemeinden³⁾ auf Buro, Manipa, Doano, Ceram, Saparua, Nusalant u. a., worauf er in Amboina selbst seine gesegnete Thätigkeit fortsetzte, bis im Jahre 1833, eben als neue Brüder aus Europa ihm nach jenem fernen Inselmeer zu Hilfe eilten, der Tod seinem Wirken ein Ende machte. Er starb im Juli d. J.,

¹⁾ cf. Basl. Missionsmagazin 1824, I, p. 110 ff. Jedenfalls war es auf dieser Reise, daß er auf Sarmatta (Sarimatta) freundliche Aufnahme fand. Die Häuptlinge beschloßen das Christentum anzunehmen, und er konnte mehr als hundert Personen sogleich taufen. Später wurde die Insel nur noch ein paarmal ganz flüchtig von den Missionaren besucht. Dennoch zeigte sich 1865 noch eine Spur von Christentum in der freundlichen Aufnahme und Verpflegung von Schiffbrüchigen, die nicht ohne Furcht vor den Wilden dort ans Land gekommen waren. Maandberigt 1866, S. 101.

²⁾ cf. Ebenbas. 1828, I, p. 104 ff.

³⁾ cf. Ebenbas. 1830, I, p. 130 ff.

Burkhardt, Missions-Bibliothek. IV, 1. 2. Aufl.

beweint von tausenden von Christen auf jenen zahlreichen Inseln, schmerzlich vermisst von den Missionaren, die einen Vater an ihm gefunden hatten, betrauert von allen, die in den zwanziger Jahren seines dortigen Wirkens mit ihm in Berührung gekommen waren.“ Der Verstorbene war ein Mann, für die Wirksamkeit im großen geschaffen und hierin in gedeihlichster Weise thätig, während freilich sein auf das Ganze gerichtetes Auge manche Schäden über sah, welche dem schärfer das Einzelne erfassenden Blick sich nicht zu entziehen vermochten. So fand denn auch Rams junger und eifriger Nachfolger, Gerike¹⁾, als er zum Antritt seines Amtes die Gemeinden besuchte, im einzelnen manches zu beachten und nachzuholen, was die universalere Wirksamkeit seines Vorgängers übersehen hatte. Er erkannte die Unwissenheit und Gleichgiltigkeit vieler Schullehrer, er sah die Trunksucht vieler Christen, er war Zeuge schändlicher Leichenfeste und erblickte noch an vielen Orten kaum bedeckten Götzendienst; Altäre, auf denen frisch geopfert worden war, standen in den Dörfern; Personen, die morgens das heilige Abendmahl genossen hatten, sah man nachmittags betrunken ihre Eltern mißhandeln, oder, weil sie der Obrigkeit nicht gehorcht, in Ketten geschlossen. „Ach“, so ruft er selber aus, „ich habe viel erwartet und wenig gefunden! Die Europäer sind es, die durch ihre Sünden das arme Inselvolk verderben und den guten Samen ersticken. Meine Arbeit hier ist mühevoll.“ Doch sollte sie nicht lange währen; schon am 1. Juli 1834 rief der Herr ihn ab. An seine Stelle trat Missionar Keyzer (ein Amsterdamer), während Roskott zur Leitung des Schullehrerseminars aus Europa kam. Als nachher die Prediger Schiff und Hardij zu Amboina anlangten, ließ Keyzer auf der Insel Waay als eigentlicher Missionar sich nieder, von wo aus er Buro, das durch Vonts Tod 1838 verwaiste Ceram und andere Inseln besuchte. Auf Saparua ward, zugleich für Haruku und Nusalaut — diese drei ganz christlichen Gilande zählten 15 000 Einwohner mit 22 Schulen —, Missionar Ruben (gebürtig aus Arensdorf bei Potsdam, ausgebildet von Rückert), angestellt, so daß demnach fünf Arbeiter in den von ihm so lange allein ausgefüllten nächsten Wirkungskreis Rams sich teilten. Unter schweren Prüfungen, wozu auch ein furchtbares Erdbeben im Jahre 1835 gehörte, ging die Mission auf Amboina und den Nachbarinseln fort, ohne daß jedoch in dem religiösen Zustand derselben im allgemeinen²⁾ eine wesentliche Änderung eingetreten wäre.

Sehen wir nun, wie es während dieser Zeit auf den entfernter liegenden Gilanden mit der Verkündigung des Evangeliums gegangen. Auf der südlichen Küste von Timor ließ im Jahre 1819 Missionar De Bruin in Kupang sich nieder. In zwanzig Jahren war hier das Evangelium nicht verkündigt worden, wie denn überhaupt nie ein christlicher Prediger hier einen festen Sitz gehabt hatte; nur alle drei bis fünf Jahre, das letzte Mal 1802, war einer auf drei Wochen von

¹⁾ Georg Friedrich August, gebürtig aus Neustadt (?) in Preußen, früher Schullehrer, dann von Jänike resp. Rückert vorgebildet, war ein Bruder des bereits erwähnten Bibelübersetzers auf Celèbes.

²⁾ cf. Basler Missionsmagazin 1836, II, p. 158 ff.

Java
Verf
erwi
Heil
kom
Um
weit
aus
die
kon
Berl
Klein
Le
zu
Unte
er
eine
mein
wäh
nicht
Reise
und
Gehi
vieler
mein
sollen
aber
stütze
1826
sowie
Chri
kame
und
dam
wäh
Kau
Bru
ertr
die
hatt
in
nam
lehr
stift

chen Inseln, an ihm ge-
fahren seines
ren.“ Der
en geschaffen
sein auf das
und schärfer
ochten. So
ite¹⁾, als er
nen manches
umteit seines
und Gleich-
Christen, er
vielen Orten
stert worden
ilige Abend-
Eltern miß-
geschlossen.
wenig ge-
arme Insel-
beit hier ist
li 1834 rief
sterdamer),
Europa kam.
angten, ließ
nieder, von
Seram und
Haruku und
5 000 Ein-
aus Arens-
k demnach
en nächsten
gen, wozu
die Mission
in dem re-
Änderung
entfernter
gegangen.
Missionar
hier das
ein Christ-
e drei bis
ochen von

Java oder den Molukken gekommen; die Schulen waren seit 1795 in Verfall. Le Bruin ward daher mit Freuden empfangen, und bald erwies sich die Kraft seiner Predigt und andernweiligen Arbeit in der Heilsgeliebe und dem ernstern Wandel vieler Christen, im Herzukommen der Heiden und im allmählichen Abnehmen des nomadischen Umherschweifens der Leute, das früher die Glieder derselben Familie weit umher zerstreut hatte. Schon im ersten Jahre konnte er zu seiner aus beinahe 3000 Seelen bestehenden Gemeinde achtzig Heiden durch die Taufe hinzuthun und 198 Christenkinder taufen¹⁾; im Juli 1821 konnte selbst ein Radscha von der benachbarten Insel Rotti auf sein Verlangen²⁾ die Taufe erhalten und im Jahre 1823 auf den Inseln Klein-Timor, Riffer, Letti und Mararo 496 Seelen getauft werden. Le Bruin bildete auf seiner Insel einen Bibel- und Missionshilfsverein, zu welchem selbst heidnische Fürsten, die sich um Schulen für ihre Unterthanen bewarben, Beiträge lieferten. Mit besonderem Eifer nahm er sich der Schulen an, die auf Timor über 200 Schüler zählten, auch eine Sklavenschule am Sonntag richtete er ein, den entlegenen Gemeinden aber suchte er durch inhaltreiche Sendschreiben zu nützen, während er unter Versuchungen aller Art auch seiner eigenen Seele nicht vergaß. „Ich predige jeden Sonntag“, schrieb er damals, „auf Reisen täglich, katechisiere sechsmal in der Woche, besuche die Häuser und die elf Schulen mit vierhundert Kindern. Meine eingebornen Gehilfen lesen in ihren Dörfern jeden Sonntag eine Predigt vor. Die vielen Reisen in der Sonnenglut, die ich machen muß, verzehren freilich meine Kraft schnell. Aber der Herr ist bei mir, und die Seinigen sollen laufen und nicht müde werden. — Die Frucht ist nicht klein, aber das Evangelium wirkt still und allmählich. Die Behörden unterstützen mich aufs freundlichste.“ So konnte er denn schon im Jahre 1826 von 724 Schülern melden, die seine zahlreichen Schulen besuchten, sowie daß abermals ein Radscha die Taufe erhalten und der Name Christi auf den Inseln umher gepriesen werde³⁾. Im Jahre 1827 kamen fünf neue Arbeiter auf Timor an, von denen zwei, Terlinden und Karbe (jener aus Mörs in der Rheinprovinz, dieser aus Potsdam, beide von Rückert vorgebildet), auf Rotti stationirt wurden, während die anderen nach den östlicher gelegenen Gilanden abgingen. Raum aber war Le Bruin von seiner ersten Reise mit dem neuen Bruder Terlinden auf die neuen Missionsposten zurückgekehrt, als er erkrankte und am 14. Mai 1829 entschlief, nachdem kurz zuvor auch die Missionare Karbe und Wientötter gestorben. Ähnlich wie Ram hatte auch Le Bruin mehr ins Große gearbeitet, und sein Nachfolger in Kupang, Terlinden, der dabei die Sorge für Rotti mit behielt, fand namentlich auf dieser Insel nicht alles, wie es sein sollte. Die Schullehrer daselbst waren meist untaugliche Leute, die mehr Böses als Gutes stifteten, in den Christendörfern aber, wohin er kam, hörte er überall

¹⁾ cf. Basler Missionsmagazin 1824, I, p. 122 ff.

²⁾ cf. Ebendaf. 1840, IV, p. 182.

³⁾ cf. Ebendaf. 1828, I, p. 117 f.; 1830, I, p. 135 f.

von Heidenfesten, die man gefeiert hatte oder eben feierte. „Da galt es, mit Ernst zu reden, willem Geschrei entgegenzutreten, das Wort des Herrn drang durch, und an manchen Orten wurde jetzt erst mit Nachdruck das Heidentum abgeschafft.“ Auf Timor war es sein erstes Geschäft (1830), die Dörfer zu bereisen und in Kirchen, Schulen und Häusern die Liebe Christi zu preisen; er fand auch hier viel Unwissenheit, erfuhr aber, von seiner des weiblichen Geschlechts sich treulich annehmenden Gattin unterstützt, vielen Segen unter den Christen und Heiden, von welchen letzteren er bereits acht hatte taufen können, als er am 30. Mai 1832 ebenfalls heimging. Ihm folgte Heymering von Letti, der gleichfalls auf Hoffnung arbeitete. Auf Timor mit seinen 15 400 Einwohnern im holländischen (südlichen) Teile befanden sich gegen 1840 etwa sechshundert wirkliche Gemeindeglieder, davon in Kupang 350 (etwa $\frac{1}{10}$ der Einwohner). Zu der einige Meilen nordöstlich von Kupang gelegenen Station Babau (Babaun, Babao) gehörten sechs Schulen; auf beiden Inseln zusammen wurden zweitausend Kinder von Kils auf Timor gebildet, teils aus Holland gesendeten Lehrern unterrichtet. Auf Kotti mit sechzigtausend Seelen, wo Missionar Hartig arbeitete, zählte die Gemeinde neuntausend, mit zweitausend Schülern¹⁾.

Die nordöstlich von Timor gelegene Insel Kisser wurde schon 1823 von Missionar Kam besucht, der in den fruchtbaren Thälern des bergreichen Eilandes eine große Zahl nach Unterricht verlangender Christen fand, die wohl eine Kirche, aber keinen Lehrer hatten und so herzlich nach der Taufe begehrt, daß von den fünftausend Bewohnern der Insel nicht weniger als eintausendfünfhundert getauft wurden. Die Reisenden, unter denen auch Ds. Noorda van Gysinga, der als Visitator im Auftrage der Regierung die Molukken bereiste, ließen dem alten Insulaner, der sich freiwillig mit Unterricht der Jugend und Vorlesung von Predigten in der Kirche beschäftigte, zu seiner und seiner Volksgenossen Freude viele Bücher zurück. Auch der Nadscha mit seinem Hause bekannte sich zum Christentum, während an dreitausend Einwohner noch Heiden blieben. Missionar Bär²⁾, der im Jahre 1825 nach Kisser kam und freundlich empfangen wurde, ein Mann voll Freudigkeit und Entsagung, arbeitete fünfzehn Jahre lang, abgesehen vom Verkehr der Welt und in der Übung der fremden Zunge zuletzt seine deutsche Muttersprache fast verlernend, welche er in seinen Briefen mit seltsam ungebräuchlichen Worten und Konstruktionen bereicherte, auf dieser öden und unfruchtbaren, oft von Dürre heimgesuchten Insel, anfangs in Gemeinschaft mit Bruder Dommers, dem später die nahe Insel Damme angewiesen wurde, mußte aber bald erfahren, daß auch „die Seelenplage der geistlichen Dürre“ auf seiner Insel zu Hause sei. Mit Ernst und unnachlässiger Strenge, „ein Mann voll Glaubens und

¹⁾ cf. Basler Missionsmagazin 1836, II, p. 163 ff.

²⁾ cf. über ihn die Jahresberichte der Basler Missionsgesellschaft von 1824 an und den Basler Heidenboten von 1828 bis 1852; über seinen Eintritt in die Missionslaufbahn Basler Heidenbote 1860, p. 54.

heiligen Geistes“, wie seine umwohnenden Brüder ihm bezeugten, verwaltete er indessen sein Amt, auch dem König und den Ältesten ihre Übertretungen öffentlich ins Angesicht vorwerfend.

So ward ihm im Jahre 1829 einmal angesagt, daß der christliche König mit anderen ein Obhengfest feiere. Unerwartet und zum größten Schrecken des Radscha trat er an dem abgelegenen Plage in die Mitte der Opfernden, um zu fragen, ob das Fest, das sie begehen, der Ehre seines und ihres Herrn nicht zu nahe trete? Er sah Obhengbilder aufgehängt und zwei auf dem Boden stehen und die sämtlich mit Speeren bewaffneten bekehrten Christen bereit, ihrem Obheng Kull, den sie für den Schöpfer der Insel halten, zu opfern. Menschenköpfe waren eigentlich die ihm dazureichende Gabe; da sie aber niemand töten wollten, mußte er sich mit Kotosnüssen begnügen, die durch Zuschneiden und Bestreichen mit Schafblut menschlichen Häuptionen ähnlich geworden. Bewaffnete brachten den Kopf und führten ein Scheingefecht auf, während die Weiber tanzten. Lange hatte kein Mensch gewagt, den Missionar anzureden; endlich trat ein Christ heraus und gab vor, sie müßten alle sterben, wenn sie die Feier nicht mitmachten. Der Radscha, nach welchem Bär schon zweimal gefragt und jedesmal die Antwort erhalten hatte, er schlafe, kam endlich, auf seine Erklärung, daß er nicht gehen würde, ohne denselben gesprochen zu haben, aus dem Obhenghause, küßte ihm vor allem Volke Hand und Angesicht, führte ihn in seine Wohnung und hörte dort ruhig und betroffen an, was Bär auf seine eiteln Entschuldigungen sagte. Hierauf begab sich der Letztere wieder unter das Volk und verkündigte Christum, worauf er zur großen Freude der Seinigen, die kaum gehofft hatten, ihn wieder zurückzusehen zu sehen, nach Hause eilte. — Im Jahre 1834 verbrannte während einer Feurung das ganze Dorf mit der Kirche, mit den verbleibenden Obheng und mit allen Vorräten, wobei auch der Radscha seine ganze Gabe verlor und kaum Bär's Wohnung gerettet wurde. Allein statt dadurch gewedt zu werden, opferten die Leute, um die durchs Feuer vertriebene Seele des Dorfes zurückzurufen. Der Missionar in heiligem Eifer schalt darüber König und Älteste ins Angesicht. Ähnliche Ausritte aber enthalten die Tagesblätter desselben gar manche.

Dagegen war er auch mit liebender Hilfe stets bereit und gewann dadurch die Hochachtung der Leute. So fuhr er unter den ermüdendsten Umständen fort, auf Risser und Roma — auch Wetter besuchte er — Saaten des ewigen Lebens auszustreuen, und nicht ganz vergeblich, da er unter den 7000 Bewohnern von Risser und Roma eine Christengemeinde von 1400 Seelen um sich sammelte. Im Jahre 1839 aber ward Bär nach Amboina versetzt.

Nach der Insel Letti kam, wie bereits erwähnt, 1828 Missionar Wienkötter mit seiner Gattin und Heymering, dem, nachdem jener nach wenigen Wochen gestorben, und seine Gattin ihm im Tode gefolgt war, Missionar Luyke helfend zur Seite trat, während Verhaag und Hövker auf Moa und den umliegenden Inseln arbeiteten. Leiden war ihr erstes Geschäft, und einmal lagen Heymering, Luyke und Hövker auf Letti alle drei am Tode, kamen zwar, obgleich es an Pflege und passender Nahrung fehlte, durch Gottes Hilfe davon, konnten aber Monate lang nur mit Mühe und in sehr beschränkter Weise ihrem Beruf obliegen. Nach ihrer Genesung traten dieselben Schwierigkeiten, wie auf Risser, unter den Getauften, die mehr Heiden als Christen waren, ihnen entgegen, und ihren wohlthätigen Absichten, die Schulen zu vermehren, widersezten sich die Angesehenen, die Drangkaja, mit allerlei Ausflüchten; die heidnischen Feste, darunter besonders die Puppenfeste, bei welchen die verstorbenen Voreltern in kleinen hölzernen Bildchen dargestellt wurden, sowie die Fragen und Opfer an den Obheng (den

himmlischen Lehrer), von dem die Insulaner abstammen wähnen, dauerten fort, und ein Orang kaja sagte ganz offen, er habe zwei Glauben, den der Kompagnie (d. h. den christlichen) und den seiner Väter. Zurückgeschreckt von diesen Hindernissen bat Verhaag um seine Entlassung, die er auch erhielt, die übrigen aber arbeiteten mit Geduld und Ausdauer fort, und wenn auch keine allgemeine Lebensregung unter dem Volk entstand, so ward doch hier und da ein Herz zur Liebe Christi entzündet. Als im Jahre 1833 Missionar Holz mit Frau und Hartig (beide Jünglinge von Nidert, dieser aus Bremen, jener aus Königsberg gebürtig), zugleich mit der Gattin des Missionars Luyke auf den Inseln anlangten, trafen sie die Mission in innerem und äußerem Wachsen; ersterer blieb auf Letti, um den nach Timor berufenen Hegmering zu ersetzen. Unter Krankheitsleiden und andern traurigen Erfahrungen konnten doch fünfzehn wahrhaft erweckte Heiden (1834) getauft werden, und noch lieblichere Freitage trug das folgende Jahr, da ein junger Mann, Leonhard Aljeri, einer der Kirchenältesten, frisch und regsam in seinem geistlichen Leben, dem Prediger immer neue Taufkandidaten zuführte, unter ihnen Nik Lufas, der seinen Schutzgott, wie ihn die Leute stets bei sich zu tragen pflegen, ins Feuer warf und ein eifriger Christ ward, die Gattin des Missionars aber in einer Mädchenschule und unter den eingebornen Frauen, die sie unterrichtete, in Segen wirkte. Dagegen traten ihnen in dem Rastienwesen¹⁾ der Malaien, welches die Bewohner zwang, ihre Felder gemeinschaftlich zu bestellen, wodurch denn auch die Christen genötigt waren, am Sonntag zu arbeiten, wenn die Reihe an sie kam²⁾, und in öfteren Kriegen einzelner Dörfer gegen einander, obschon es den Missionaren bisweilen gelang, den Frieden wieder herzustellen, erhebliche Schwierigkeiten entgegen. Auf Moa machte Missionar Dommers, obschon ihm von den 136 Götzen, welche, halb Fetische, halb Bilder von abscheulicher Gestalt, auf der Insel verehrt werden, eine große Anzahl freiwillig ausgeliefert ward, und außer sieben Schulen auf der Hauptinsel auch zwei auf der nahen Insel Lako unter seiner Aufsicht standen³⁾, ähnliche Erfahrungen, und gleichzeitig mit Vär wurden auch die Missionare von Letti mit seinen achttausend Einwohnern und Moa zurückgezogen und auf andere Stationen versetzt.

Nach Banda hatte bereits im Jahre 1819 Missionar Finu von Amboina sich begeben, um die 1300 christlichen Einwohner derselben mit dem Worte des Lebens zu versorgen, Schulen zu beaufsichtigen und auch auf den umherliegenden kleinen Inseln Heiden und Christen das Evangelium zu verkündigen. Er hatte hier eine schwere Aufgabe, da unter seiner Christenschar heidnischer Aberglaube, heidnische Sitten und heidnischer Wandel fast jede Spur früheren, ohnehin sehr mangelhaften Unterrichts wie Schutthaufen bedeckten und nur sehr wenige ihr Christen-

¹⁾ Es gibt drei Kasten oder Stände: Marna, d. i. Priester, Bauern und Sklaven.

²⁾ Thaten sie es nicht, so hielten die andern ein Gastmahl auf ihre Kosten.

³⁾ cf. Basler Missionsmagazin 1836, II, p. 166.

befen
1830
guten
Dont
den
richt
lichen
Wohl
sehen,
hemm
20 Ja

sahen
große
ihm
tendes
der M
Auf
bleibe
Schwe
mit d
Kopfa
da.
irrt
furent
Duro
besuch

die M
strebe
sich n
versan
Gottes
mach
treten
Gefal
erste
Krieg
den
zwoß
kaja)
der
Leber

bekenntnis mit richtigem Wandel zierten¹⁾. Doch konnte er im Jahre 1830 von einem allmählichen Anwachsen der Gemeinde und von einem guten Fortgang seiner Schulen auf Banda-Netra, Rozangain, Ay und Donthoit berichten, unternahm auch im folgenden Jahr eine Reise nach den Aruinseln, wo in vier Regereien auch etwa zweihundert des Unterrichts freilich sehr bedürftige Christen sich befanden. Auf den eigentlichen Gewürzinseln, wo die Leute durch ihre Pflanzungen im bessern Wohlstand leben und leider auch mehr üble Beispiele von Europäern sehen, mußte natürlich der Gang des Evangeliums in hohem Maße gehemmt sein; um 1840 aber sollte ein regelmässiger Prediger den seit 20 Jahren in unausgesetzter Treue dort arbeitenden Missionar ablösen.

Die nordwestlich von Banda und Amboina gelegene Insel Buro sahen wir bereits 1822 mit Missionar Vormeister²⁾ besetzt, der unter großen, ihm entgegenstehenden Schwierigkeiten³⁾ sein bei der kurzen, ihm dafür vergönnten Zeit — er starb schon 1826 — nur vorbereitendes, treues und eifriges Wirken begann, im Jahre 1823 auch einige der kleinen, ganz von heidnischen Alifuren bewohnten Inseln besuchte. Auf Ambelau und Uli erklärten sie ihm, bei dem Glauben ihrer Väter bleiben zu wollen, und brachten ihn durch Spott und Gelächter zum Schweigen; auf Boano fand er Christen, aber so verwildert, daß sie mit den Heiden wie die wildesten Räuber an die abscheuliche Sitte des Kopfabknebens sich hielten, doch war eine Schule mit achtzig Kindern da. Hier und auf Manipa war er mit allem Ernste bemüht, die Verirrten wieder zurückzubringen, konnte im Jahre 1824 auch einige Alifurenkinder taufen. Nach seinem Heimgang aber blieb die große Insel Buro zunächst verwaist und ward nur hin und wieder von Waai aus besucht.

Auf der Insel Ceram, östlich von Buro, ließen gleichfalls 1822 die Missionare Alerflood und Starink, trotz des anfänglichen Widerstrebens der Heiden, unter den Christen in Raibobo und Olpaputti⁴⁾ sich nieder, wurden von vielen derselben mit Liebe aufgenommen und versammelten die Menge durch das Blasen einer großen Muschel zum Gottesdienst. Furchtlos begab sich Starink auch unter die Alifuren und machte großen Eindruck auf sie, und obgleich ein zum Christentum übertretender Alifure sich mit großen Summen loskaufen mußte und stets Gefahr lief, daß die Heiden ihm den Kopf abschnitten, war dennoch die erste Runde von Starinks Arbeit, daß er einen Alifuren getauft habe. Krieg und Trägheit der Christen waren noch bedeutendere Hindernisse für den Sieg der Wahrheit, doch gelang es, die Zahl der Schulkinder von zwölf auf hundertundfünfzig zu erhöhen. Mehrere Häuptlinge (Drang taja) und Räte (Drang turwa) verbrannten auch ihre Götzen, doch hatte der Missionar dabei schwere Prüfungen⁵⁾ zu bestehen, und selbst sein Leben schwebte unter den wilden, ihn hassenden Heiden in beständiger

¹⁾ cf. Basler Missionsmagazin 1828, I, p. 122.

²⁾ Sein Leben, siehe Basler Missionsmagazin 1850, IV, Beilage.

³⁾ cf. Basler Missionsmagazin 1828, I, p. 119.

⁴⁾ An den beiden großen Buchten an dem westlichen Teile der Südküste.

⁵⁾ cf. Basler Missionsmagazin 1828, I, p. 114.

Gefahr. Leider mußte Starink, wie schon erwähnt, diesen Posten sehr bald wieder verlassen, um in Java ein weit leichteres Arbeitsfeld zu finden, nachdem Akerfloot schon einen andern Wirkungskreis erhalten und durch Bont ersetzt war, der in Raibobo bis zu seinem 1838 erfolgenden Tod in Segen wirkte, worauf die Insel mit ihren elf Schulen längere Zeit ohne Missionsarbeiter blieb.

Zu Ternate mit ihren fünftausend Einwohnern, unter denen eine zerstreute Gemeinde von siebenhundert Christen dem muhammedanischen Hofe eines Sultans gegenüberstand, und die Hoffnung, außerhalb des christlichen Kreises viel zu wirken, natürlich gering war, ließ 1819, wie wir oben erwähnt, Missionar Jungmichel¹⁾ sich nieder, der nach zehnjährigem Wirken daselbst (1829) berichtete: „Viel kann ich nicht sagen von der Frucht meiner Arbeit. Alles geht in der Stille hin. — Das Wort Gottes wird gern gehört. — Ich predige regelmäßig Holländisch und Malaiisch, abends versammeln sich einige Personen bei mir zu christlichen Gesprächen. Ich halte eine Schule von zehn Kindern. Ein kleiner Missionsverein ist auch gestiftet. „Später mußte er seiner geschwächten Gesundheit wegen die Missionsarbeit aufgeben und bekam in Hoveker einen Nachfolger; die Regierung selbst aber, d. h. der holländische Resident, trat allen Versuchen zur Belehrung der moslemischen Eingebornen entschieden abwehrend entgegen. So konnte auch auf Tidör für die Mission gar nichts geschehen, ebenso wenig auf Dschilolo.

Auch der Fortgang der Mission auf den Molukken seit dem Jahre 1840 hatte mit mancherlei Schwierigkeiten und Unfällen zu kämpfen. Der nach Amboina versetzte Missionar Bär hatte längere Zeit an schwerer Krankheit zu leiden; Dommers, der auf Moa war, starb; ebenso ward ein junger Bruder, Nuden, auch ein Zögling aus Berlin, der auf Saparua arbeitete, 1842 von der ersten Krankheit, die ihn in Indien befiel, dahingerafft. Holz und Luyke, der in kurzer Zeit seine Frau und zwei Kinder durch den Tod verlor, wurden, nachdem sie seit ihrer Abberufung von Letti auf Amboina verweilt, um diese Zeit jener nach Haruku, dieser nach Saparua versetzt. Viel Hoffnung gab im Jahre 1843 die Pflanzschule Roskotts auf Amboina für eingeborne Schullehrer, neben welcher er eine Schule von vierzig Schülern hatte, aus denen er die tüchtigsten für das Seminar auswählte. Es waren in der Amboinamission, wozu auch Saparua, Haruku und Russalaut gehörten, überhaupt 64 Schulen mit 7203 Kindern, auf Timor 7 Schulen mit 977 Schülern, wozu in demselben Jahr noch 4 neue kamen. „Sofern wir alle Kinder bekommen, die uns zugesagt sind“, schrieb damals Missionar Peymering, „werden wir in kurzem 300, wo nicht 400 Hauptlingskinder (?) in diesen Schulen zählen.“ Auf Amboina wie auf Timor befand sich übrigens eine Druckerpresse, welche den Missionaren Schulbücher und Traktate lieferte. Ein im April 1843 auf Rotti bei Timor furchtbar wüthender Orkan zerstörte nicht nur das Wohnhaus des Missionars Hartig zu Thie, sondern, mit Ausnahme eines einzigen, alle

¹⁾ Ein Schüler Jünides aus Walbersdorf in Sachsen.

Schul-
binnen
darnach
bleiben
Nun
Schul-
nicht
im Ja-
nirgend
1843
taufte
aus
600
mittler
auf 18
fach
die unt-
lesma,
kennen
Schwier
Ankunft
zu send
eines de
am 26.
arbeitet,
Mission
und bur
segnete
lebt hat
am folg
konnten
Schulle
aus die
selbst,
Mission
wegen
ihrer g
D
Jahre
feld au
auf An
er viel
gabe u
traten.
sich selb

den Ino

Schulhäuser und Wohnungen der Lehrer auf der ganzen Insel. Das binnen vierzehn Tagen wieder hergestellte Schulhaus in Thie geriet bald darnach durch Unvorsichtigkeit einiger Kinder, die zur Strafe darin bleiben mußten, in Brand, und alle Schulbücher gingen mit verloren. Nun aber weigerten sich die Ortsbeamten und Häuptlinge daselbst, das Schulhaus wieder herzustellen, und auch das Wohnhaus Hartigs ward nicht fertig gebaut. Mehrere andere Schulen, deren Schülerzahl sich im Jahre 1842 auf 1600 belief, verliefen sich zugleich, und da Hartig nirgends ein wohlliches Haus mehr fand, begab er sich am 10. August 1843 mit seiner Familie nach Kupang auf Timor. Hier auf Timor taufte Missionar Heymering zu Kupang und Pariti 14 Erwachsene aus den Heiden, und von den 840 Schülkindern wohnten nahe an 600 dem Unterrichte regelmäßig bei. Auf Amboina hatte Roskott mittlerweile die Zahl der Schullehrzöglinge in seiner Anstalt von 12 auf 18 erhöht, und sollten dieselben außer dem Unterricht im Schul- auch in der Buchdruckerei geübt werden; auf Saruto aber betrug die unter Missionar Luyke stehende Schülerzahl 760. Missionar Jellesma, den wir in seiner späteren Wirksamkeit auf Java bereits oben kennen lernten, war für Saparua bestimmt, da sich dem aber große Schwierigkeiten entgegenstellten, so beschloßen die Brüder bei seiner Ankunft in Amboina, ihn nach Wahaai auf der Nordküste von Ceram zu senden. Am 24. März 1844 verließ er Amboina in Begleitung eines der ältesten Zöglinge Roskotts, namens Rusaly, und da das Schiff am 26. März bei der Insel Buro anlegte, wo früher Vormeister gearbeitet, seit 1838 aber kein Missionar mehr gewesen war, so wurde Missionar Jellesma von den dortigen Christen mit Freuden empfangen und durch ihr dringendes Bitten zur Taufe von 22 Kindern veranlaßt, segnete auch daselbst zwei Ehepaare ein, die bisher in wilder Ehe gelebt hatten. Am 9. April segelten sie von Buro wieder ab und kamen am folgenden Abend zu Wahaai auf Ceram an. In demselben Jahre konnten aus Roskotts Anstalt auf Amboina wieder 10 Zöglinge als Schullehrer entlassen werden, und waren nun im ganzen bereits 41 aus dieser Anstalt Entlassene als Lehrer angestellt, 14 auf Amboina selbst, die übrigen auf den benachbarten Inseln. Auf Timor hatte die Mission noch mit vielfachen Schwierigkeiten zu kämpfen, nicht bloß wegen feindlicher Anfälle der Eingebornen, sondern namentlich wegen ihrer geistigen Trägheit und Gleichgiltigkeit.

Das war der Zustand der Mission auf den Molukken, als im Jahre 1847 der Missionsdirektor van Rhijn dieses weite Missionsfeld auf seiner Visitationsreise besuchte¹⁾. Er hielt sich längere Zeit auf Amboina und auf Timor auf. Neben vielem Erfreulichen fand er viel Nothstände, unter denen sich immer wieder die ungeheure Aufgabe und die unzureichenden Mittel sie zu lösen, in den Vordergrund traten. Viele der von Ds. Kam besuchten Inseln waren seit jener Zeit sich selbst überlassen geblieben. Die Missionare mußten ihre Arbeiten

¹⁾ Vergleiche seine immer noch sehr lezenswerte Reisebeschreibung: Reis door den Indischen Archipel.

mehr konzentriren, um nicht die Kräfte zu zersplittern. Unter diesen Verhältnissen war es von der höchsten Wichtigkeit, tüchtige Lehrer auszubilden, die soviel als möglich in den Gemeinden das christliche Leben rege zu halten im Stande wären. Das Lehrerseminar zu Batumera auf Ambon schien diese Aufgabe in angemessener Weise zu lösen.

Missionar Roskott bildete dort, unterstützt von einem ambonischen Hilfslehrer, achtzehn bis vierundzwanzig junge Leute aus, im Alter von zwanzig Jahren und darüber. Sie waren aus den höheren Klassen der Eingebornen gewählt, meist Söhne von Regenten oder Lehrern. In der Kleidung wurden sie einfach gehalten; in dem großen Garten, der die Anstalt umgab, fanden sie Gelegenheit sich mit allerlei nützlichen Kulturen bekannt zu machen. Der Vormittag war dem Unterricht gewidmet, der mit einer Morgenandacht begann, in welcher die Zöglinge vierstimmig mit Psalmenbegleitung sangen. Die ganze Ausbildung hatte das Ziel im Auge, die jungen Leute zur stillsch-religiösen Leitung einer Gemeinde tüchtig zu machen, während die wissenschaftlichen Leistungen durchaus nicht hoch gespannt wurden. Besonders wurde auf eine gründliche Erlernung der hochmalaischen Sprache, in welcher die Bibelübersetzung abgefaßt war, Gewicht gelegt. Manche Ausdrücke darin waren ein bedeutendes Hindernis auch für den der alltäglichen Sprache mächtigen. Eine Muster-schule, an der die Zöglinge selbst schon unterrichtet waren, war mit der Anstalt verbunden. — Die hier ausgebildeten Lehrer wurden auch von der Regierung als die besten anerkannt, und es war ausdrücklich verfügt, daß fortan alle vakanten Stellen aus ihrer Zahl besetzt werden sollten¹⁾. Die auf Ambon selbst angestellten Lehrer versammelten sich regelmäßig zu monatlichen Konferenzen. Leider war die Besoldung immer noch eine sehr unzureichende und betrug je nach dem Dienstalter sechs bis fünfzehn Gulden monatlich.

Auf Haruku war Luyke stationirt, der von hier aus auch die beiden andern Uliassers besuchte. Für Ceram hatte man leider keinen Missionar übrig, da Jellesma nach Java versetzt werden sollte. Auf Timor stand Heymering allein. Das einst so viel versprechende Feld auf Kotti war immer noch unbesezt.

Am 10. Februar 1851 entschlief der älteste der Missionare auf den Molukken und der Basler Missionsbrüder überhaupt, der treue, fromme Jakob Bär²⁾ auf Amboina in einem Alter von 65 Jahren. Sein Mitarbeiter Roskott aber schrieb von ihm: „Was seine Herzlichkeit, seinen unermüdlichen Eifer, seine völlige Übergabe an den Herrn betrifft, so kann er jedem Missionar zum Vorbild dienen, wie wohl Bruder Bär von sich selbst stets gering dachte.“ Nach ihrem Jahresbericht von 1855 hatte die Niederländische Missionsgesellschaft auf den Molukken nur zwei Stationen: Amboina mit sechs Missionaren (Luyke, Roskott, Bossert, Schot, Tesser, Bär der Sohn), einem Nationalgehilfen und sechs eingebornen Schullehrern, und Timor mit einem Missionar (Heymering), einem Nationalgehilfen und acht eingebornen Schullehrern. Für die übrigen vielen großen und kleinen Inseln dieses Gebietes war nur kümmerlich durch die von der Regierung angestellten Lehrer gesorgt.

In diesem Zustande ist in der Folge nicht viel Besserung geschaffen worden. Zwar gelangte die Mission auf Ambon und den benachbarten

¹⁾ Es waren damals sechzig von der Regierung angestellt, sieben von der Missionsgesellschaft.

²⁾ cf. Basler Heidenbote 1852, p. 15 f.

Inseln
die jedo
mals fi
Südoste
Meilen
muri, a
tumera.
die meis
Die gut
war die
Gefahre
Vorderg
Regieru
Leute zu
thatsächl
die Mis
hatte N
arbeitet,
grims p
Christen
von der
keit nich
Hauptlin
falles vi
sionar d
besucht i
Zeit, na
di...? an
schlechtes
einem B
gar nich
steht als
beinahe
Männer
manchen
in den
Gottesdi
schen Ch
zeigen si
wurde g
baren U
heiligen
von Elte
hatten t
ausgesch
wurde.
nicht me

Unter diesen
Lehrer aus-
sittliche Leben
atumera auf
en.

en Stillschre-
Jahren und
gewählt, meist
sch gehalten;
sch mit aller-
Unterricht ge-
ge vierstimmig
im Auge, die
schen, während
i. Besonders
in welcher die
trin waren ein
Eine Muster-
Anstalt ver-
erung als die
anten Stellen
stellten Lehrer
ar die Besol-
tenhalter sechs

us auch die
leider keinen
sollte. Auf
schende Feld

missionare auf
der treue,
65 Jahren.
seine Herz-
abe an den
ienen, wie-
Nach ihrem
sgeellschaft
Missionaren
n National-
mit einem
eingebornen
nseln dieses
angestellten

geschaffen
enachbarten

on der Mis-

Inseln zu Anfang des folgenden Jahrzehnts nochmals zu einer Blüte, die jedoch nur von kurzer Dauer war. Auf Ambon selbst waren damals fünf Missionare thätig: Tesser (ausgesandt 1855) zu Allang im Südosten von Hitu, Luyke zu Numatiga, an demselben Strande drei Meilen nordöstlich, Bär jun. zu Baai an der Ostküste, Schot zu Hutumuri, auf der Südküste von Letimor, und Roskott am Seminar zu Batumera. Letzteres hatte sich noch sehr gehoben und zählte 130 Zöglinge, die meistens auf Rechnung ihrer Eltern dort ihren Unterhalt hatten. Die guten Früchte der Anstalt wurden allgemein anerkannt. Namentlich war die sittliche Haltung der Zöglinge gut, trotz der nicht geringen Gefahren. Leider aber war die Lehrerbildung immer mehr in den Vordergrund getreten, wie denn auch der Direktor der Anstalt zum Regierungsschulinspektor ernannt war. Die Ausbildung der jungen Leute zu sogenannten Voorgangers wurde vernachlässigt. Es war eine thatsächliche Scheidung zwischen Kirche und Schule eingetreten, die für die Missionare manche Unzuträglichkeiten mit sich brachte. Dennoch hatte Roskott selbst immer noch in anderer Weise für die Mission gearbeitet, so z. B. durch eine malaiische Übersetzung von Bunyans: Pilgrims progress. Auch die andern Missionare, da sie ja alle an alten Christengemeinden angestellt waren, bekamen ihr Gehalt (teilweise?) von der Regierung. Durch manche Beamte aber wurde ihre Wirksamkeit nicht wenig gehindert. Besonders konnten die Regenten (inländische Häuptlinge) dem Missionar viel in den Weg legen, wie sie auch andernfalls viel zur Erhaltung kirchlicher Sitte thun konnten. Wo der Missionar den Regenten auf seiner Seite hatte, wurden die Kirchen gut besucht in Folge der dann angewendeten gesetzlichen Vorschriften aus alter Zeit, nach denen die Gemeinde sogar mit Zwangsmaßregeln zum Gottesdienst angehalten werden konnte. Gab aber der Häuptling selbst ein schlechtes Beispiel, so traten die traurigsten Zustände zu Tage. In einem Berichte heißt es: „Treue und Ehrlichkeit findet man beinahe gar nicht, obwohl es damit bei den Christen doch immer noch besser steht als bei den Muhammedanern. Falsche Eide, falsche Anklagen sind beinahe an der Tagesordnung. Trunksucht ist sehr allgemein, bei Männern und Frauen, Vornehmen und Geringen, ja leider selbst bei manchen von den Lehrern. Daraus entspringt Unzucht und Zwietracht in den Familien, und es verwahrlosen die armen Kinder und der Gottesdienst.“ Andere Missionare klagen wiederholt, daß die inländischen Christen so verschlossen und wenig zugänglich seien. Bei alle dem zeigen sich aber hier und da doch erfreuliche Jüge. Die Kirchenzucht wurde gehandhabt, und die Kirchenältesten wiesen jeden, der in offenbaren Unzuchtssünden oder in Feindschaft seinem Nächsten lebte, vom heiligen Abendmahl zurück. Tesser setzte es durch, daß er die Kinder von Eltern, die in wilder Ehe lebten, nicht eher taufte, als bis sie sich hatten trauen lassen. Gewöhnlich wurde die kirchliche Trauung hinausgeschoben wegen des unverständigen Aufwandes, der dabei getrieben wurde. Tesser aber wußte es dahin zu bringen, daß die Brautleute nicht mehr wie sonst sich für vierzig bis achtzig Gulden für den einen Tag

den Hochzeitsstaat mit goldenem Geschnitte liehen, sondern sich in ihrem einfachen Sonntagsanzug trauen liehen.

Besonders erfreuliche Erfahrungen durfte Missionar Bossert auf Saparua machen, dem ein wohlgesonnener Regent beistand. Seine Gemeinden umfaßten 11 000 Seelen. Der Branntweinhandel wurde beschränkt, die Schwelgereien bei den Begräbnissen abgestellt u. s. w. Auch die beiden andern Uliassers hatten ihre eigenen Missionare; Nussalaut den Missionar Verhoeff und Garuku den Missionar Lobi. Letzterer hatte bereits eine Zeit auf Buru gearbeitet, sich jedoch seiner Gesundheit wegen von dort zurückziehen müssen. Obgleich er die schweren Schäden seiner Gemeinde nicht verschwieg, hielt er es doch für einen sittlichen Mord sie zu verlassen und wollte seine Tage unter ihnen beschließen. Leider zwang ihn die gebrochene Gesundheit bald davon abzustehen.

Im Jahre 1862 hatte Tesser auch wieder einmal das lange vernachlässigte Setti besucht, wo er noch deutliche Spuren von der früheren Mission vorfand. Oster, wie es scheint, besuchte derselbe Boano und Manipa, und von ersterer Insel konnte er sogar eine Erweckung melden.

Auch Ceram war besetzt. Missionar van Ekris hatte allerdings wegen eines gefährlichen Aufstandes die Insel auf einige Zeit verlassen müssen, kehrte jedoch 1861 wieder auf seine Station Ramarian, an der Südküste, zurück. Dort aber waren die Verhältnisse noch viel schlimmer als auf jenen anderen bereits ganz, wenn auch nur äußerlich christianisirten Inseln. Dort besteht noch die große Anzahl der Bevölkerung aus wilden, barbarischen Ulfuren, bei denen das Kopfnellen noch Sitte ist. Auch die 4000 Getauften waren so wenig verändert, daß die Missionare betrübt klagten, es heiße die Perlen vor die Säue werfen, wenn man unter solchen Menschen noch die Sakramente bedienen solle. Im Jahre 1862 war dort eine zweite Station zu Amahet, gleichfalls an der Südküste, besetzt, mit dem oben genannten Missionar Schot. Letzterer verließ jedoch schon im folgenden Jahre den Dienst der Gesellschaft.

Inzwischen aber machten sich auch auf diesem Missionsfelde die Folgen der in der Missionsgesellschaft daheim eingetretenen Umwandlung geltend, wie wir sie bereits bei Java und der Minahassa kennen lernten. Bei dem Mangel an Mitteln entschloß man sich mit der Regierung Unterhandlungen anzuknüpfen wegen vollständiger Übernahme der Missionare als Hilfsprediger. Wenn sich auch die Verhandlungen darüber sehr in die Länge zogen, so betrachtete die Gesellschaft diese Mission schon seit 1864 als aufgegeben. Das Lehrsseminar wurde aufgehoben, was bald als ein schwerer Mangel zu spüren war. Es fehlte schon nach einigen Jahren an tüchtigen Lehrern, und manche Schule mußte unbeseht bleiben.

Eine Zeit lang wird Amboina in den Jahresberichten gar nicht mehr erwähnt. Dennoch aber sollte die Verbindung der Gesellschaft mit diesem Felde nicht ganz abgebrochen werden. Der alte Luyke, schon damals ein Greis, wenn auch noch rüstig, konnte sich nicht entschließen aus ihrem Dienste zu scheiden. So behielt man denn ihn, den Veteranen mit seiner Station Rumatiga, zu der sieben Gemeinden mit

2600 C
treulich
jähriges
Drei J
seiner i
Wunsch
boina a
geschah.

Au
Altersf
früher
Süd-Gel
über als
die dort
nersche
sich ein
gelomme
nach No
tement"
jenen au
wirkt.
licht. M
dam 186
Mission.
betrug d
einer Ge
zwischen
gleich an
in jener
ohne Hil
Kotti fre
Auch die
Babau w
außerdem
120 Gult
opferten
erstere J
Mängeln
tiefen Er
erbauliche
Förderung

1) Nach
diesem Zeit
2) Pap
früherer Mi
3) Zu
hält.

2600 Seelen und 900 Kommunikanten gehören. Bis jetzt hat er dort treulich und in Segen gewirkt. Schon 1876 konnte er sein fünfzig-jähriges Jubiläum als Missionar feiern — gewiß ein seltener Fall. Drei Jahre später stand er, als fast achtzigjähriger Greis, am Grabe seiner nach kurzer Krankheit abgerufenen Gattin, mit dem herzlichsten Wunsche ihr bald nachzufolgen. Mit ihm wird die Mission auf Amboina aussterben, wie dies bereits 1867 auf Ceram mit van Ekris Tode geschah.

Auf Timor arbeitete Missionar Heymering, bis er 1860 wegen Alterschwäche pensionirt wurde. Ihm folgte Donselaar, der schon früher auf derselben Insel zu Babau thätig gewesen, dann aber nach Süd-Seläbes versetzt war. Auch er ging in die Dienste der Regierung über als Hilfsprediger zu Kupang¹⁾. Von anderer Seite aber war die dortige Mission bereits aufgenommen. Ein paar von den Gonserschen Missionsbrüdern, die in Matassar vergeblich versucht hatten sich ein Arbeitsfeld zu sichern, Jackhein und Pape, waren 1861 nach Timor gekommen, wo sich der eine zu Babau niederließ, während der andere nach Rotti ging²⁾. Die Regierung gewährt ihnen ein mäßiges „Traktament“ wie den Brüdern auf Sangi. Wahrscheinlich ist's ihnen wie jenen auch öfters kümmerlich gegangen. Doch haben sie in Segen gewirkt. Wie es scheint sind darüber jedoch nirgends Berichte veröffentlicht. Nur aus einer von Donselaar bei seiner Anwesenheit in Rotterdam 1866 gehaltenen Missionskunde erfährt man einiges über diese Mission. Es bestehen auf Rotti 18 Schulen, auf Timor 9. Hier betrug die Seelenzahl der christlichen Gemeinden 2000. Dort unter einer Gesamtbevölkerung von 45 000 knapp 7000. Der Unterschied zwischen Christen und Heiden ist auffallend. Erstere erkennt man so gleich an dem freundlichen Gruß, offenen Blick u. s. w. Während in jener Zeit Schiffbrüchige auf Sumba ausgeplündert wurden und ohne Hilfe blieben, wurden zu gleicher Zeit eben solche Unglückliche auf Rotti freundlich aufgenommen und mit liebender Fürsorge verpflegt. Auch die Opferwilligkeit der Gemeinden konnte gerühmt werden. Zu Babau wurde eine solide, steinerne Kirche von der Gemeinde erbaut und außerdem ein Fonds aufgebracht, aus welchem der Missionar jährlich 120 Gulden Zulage erhält. Die Christen auf Rotti und Timor aber opferten jährlich 600 Gulden für die Missionsfache³⁾, wovon auf die erstere Insel 455 kommen. Auch fehlt es nicht bei allen Schatten und Mängeln des sittlichen und religiösen Lebens, an einzelnen Fällen einer tiefen Erfahrung von Sünde und Gnade in Christo und an eifriger erbaulichen Sterbebetten. Schade, daß diese Mission der energischen Förderung und zweckmäßigen Leitung entbehrt. In Verbindung mit

¹⁾ Nach Mededeelingen 1872, S. 335, hatte die Gesellschaft schon 1854 von diesem Felde die Hand zurückgezogen.

²⁾ Pape war jedenfalls 1865 in Babau. Im Jahre 1874 wurde dort ein früherer Utrechter Missionar, Nits, als sein Nachfolger eingeführt.

³⁾ Zu Kupang besteht ein eigener Missionsverein, der inländische Gehilfen unterhält.

einer Missionsanstalt würde sie jedenfalls sich noch erfreulicher entwickelt haben¹⁾.

Während aber die Niederländische Missionsgesellschaft ihre alten Fäden, die sie mit diesem Gebiete verbanden, abschnitt, wurde sie dazu gebrängt, einen neuen anzuknüpfen. Eine wunderbare Föhrung des Herrn öffnete auf der Insel Samu (Savoe)²⁾ eine Thür, in Folge einer Bodenepidemie, an der fast die Hälfte der 25 000 Seelen starken Bevölkerung dahin gerafft wurde. Es waren erschreckende Zustände auf der Insel. Aus den flüchtig hergestellten flachen Gräbern wühlten Schweine und Hunde die Leichen wieder aus; die Atmosphäre war verpestet, ganze Häuser ausgestorben und überall herrschte Schrecken und Jammer. Ein tiefes Gefühl der Hilflosigkeit ging durch die Bevölkerung, zugleich mit Unzufriedenheit über ihre alte Religion, die in der Zeit der Not nichts genützt hatte. Schon vorher waren durch makassarische Händler Versuche gemacht worden den Islām einzuführen. Der bedeutendste der Häuptlinge, der Radscha von Seba, der bei der holländischen Regierung wegen geleisteter Dienste gut angeschrieben stand, war schon nahe daran überzutreten. Nach jener furchtbaren Heimsuchung versuchten es die Muhammedaner, die Stimmung des Volks zu ihren Gunsten auszubenten. Der europäische Beamte³⁾ (ein Schleswiger) jedoch, sowie der malaiische Schullehrer zu Seba⁴⁾ verhinderten einen Massenübertritt zum Islām. Der ambonsche Schulmeister, ein alter Bögling Roskotts, hatte sogar schon etliche für das Christentum gewonnen. Vier von ihnen waren nach Timor gekommen und dort getauft.

Unter diesen Verhältnissen kam Donselaar, den Residenten auf einer Inspektionsreise begleitend nach Samu, konnte sich daselbst (in Seba) aber nur 36 Stunden aufhalten. Viele drängten sich zu ihm um die christliche Taufe zu empfangen. Auch der Radscha war dabei, wie es scheint der Nachfolger von dem oben erwähnten, der an den Boden gestorben war (?). Hier war freilich nicht viel Zeit zu verlieren. So gut es ging, legte ihnen der Missionar das Evangelium von Christo mit seinen Gnadenversicherungen sowie seinen Anforderungen und Verpflichtungen ans Herz. Der Radscha dolmetschte für die, die nicht malaiisch verstanden. Schließlich wurden mehr als 100 Personen getauft. Der Resident, obwohl der Mission geneigt, hatte sich absichtlich um die Bewegung nicht gekümmert — sonst hätte sich wohl das ganze Volk taufen lassen. Dennoch wohnte er der heiligen Handlung bei; es war gerade an einem Sonntag, den 14. August 1870. Da in diesem Falle wegen des andringenden Islām Gefahr im Verzuge war, wird man die Handlungsweise Donselaars, der sonst auch die Massentaufen nicht be-

¹⁾ Übrigens thut auch Donselaar immer das Seinige, um das Evangelium auf Timor auszubreiten. Er taufte 1875 mehrere Glieder der Radschafamilien von Amabi und Amraffe.

²⁾ Zwischen Timor und Sumba gelegen.

³⁾ Posthouder ist nicht Posthalter, sondern Vertreter der Regierung auf abgelegenen Plätzen.

⁴⁾ Erst wenige Jahre zuvor hatte die Regierung dort eine Schule angelegt.

fürwort
mit der
Mission

als ein
fröhlich
herrscht
beransich
mit eu
in dem
Bei ma
zunehme

Na
und for
schon 2
konnte
Mann
kennen.
Dienst
dort me
nach eig
Freuden
selbst ein
Wohnsit
reise au
hänger
Der Go
verstehen
das dur
herzlich
hunderte
erwähnt
14 Pers
sich Saa
meister
der mal
einigen
die Volk
Die Frei
schön al
und als
kam, w
die Wei

¹⁾ D
²⁾ B
Stilden

süßwortet, doch billigen müssen. Er wandte sich in der Folge sofort mit der Bitte um einen Missionar für Sawu an die Niederländische Missionsgesellschaft.

Aus einer weiteren Beschreibung lernen wir die Sawuer kennen als ein naturwüchsiges, im Gegensatz zum phlegmatischen Javanen recht fröhliches, munteres und gut beanlagtes Völkchen, bei dem Monogamie herrscht, wenn auch die Ehescheidung leicht geschieht, und der Gebrauch berauschender Getränke¹⁾ erst vereinzelt vorkommt. Durch die Berührung mit europäischen Verhältnissen²⁾ ist ein Übergangszustand herbeigeführt, in dem der alte Dämonen- resp. Götzendienst allen Halt verloren hat. Bei manchen zeigt sich eine Sucht europäische Sitte und Kleidung anzunehmen.

Nach einigen Monaten besuchte Donselaar die Insel aufs neue und konnte wieder eine große Schar taufen, so daß im ersten Jahr schon 250 Christen auf Sawu waren. Die Missionsgesellschaft aber konnte sich dem bringenden Hilferuf nicht entziehen. Ein passender Mann fand sich in Bruder Tesser, den wir bereits von Amboina her kennen. Er hatte bei der Aufhebung der dortigen Mission nicht in den Dienst der Regierung treten wollen, war nach Batavia gegangen und dort mehrere Jahre Religionslehrer gewesen — sehnnte sich aber wieder nach eigentlicher Missionsthätigkeit. Er nahm den Ruf nach Sawu mit Freuden an. Doch konnte er erst im April 1873 in sein neues Arbeitsfeld eintreten. Begleitet von dem Radscha von Seba (wo er seinen Wohnsitz nahm — im Westen der Insel), machte er zuerst eine Rundreise auf der ganzen Insel. Der letztere bewährte sich als treuer Anhänger seines neuen Glaubens, und sein Beispiel wirkte sehr günstig. Der Gottesdienst war immer gut besucht. „Wenn sie noch nicht alles verstehen“, meinte Tesser, „so wird's ihnen sein, wie dem kleinen Kinde, das durch die freundlichen Worte der Mutter auch ehe es sie versteht herzlich erfreut wird.“ Drängten sich die Taufbewerber auch nicht zu hunderten, so kommen sie zu zehnen doch nicht selten. Gleich auf der erwähnten Reise konnte Tesser zu Timo (Timor, die östlichste Negerei) 14 Personen im Hause des Radscha taufen. Hier wie anderwärts fanden sich Saaten feind, die von dem erwähnten Beamten und dem Schulmeister ausgekreut waren. — Zunächst mußte sich der Missionar wohl der malatischen Sprache bedienen, die jedoch nur von dem Radscha und einigen Vornehmen verstanden wird. Er faßte daher sogleich ins Auge, die Volkssprache für die Verkündigung des Evangeliums zu benutzen. Die Feier des Weihnachtsfestes, welche Tesser für seine Christen so schön als möglich veranstaltete, ward ein festes Band zwischen ihnen, und als er bald darauf durch eine Überschwemmung in Lebensgefahr kam, waren viele bereit ihn mit eigener Lebensgefahr zu retten. Durch die Weihnachtsfeier erhielt der gerade anwesende Radscha von Liai, der

¹⁾ Der gegohrene Saft der Pontarpalme — Palmyra.

²⁾ Lange Zeit war die Insel von allem Verkehr abgelegen, daher sich in vielen Stücken dort originalere Zustände bis in die neueste Zeit erhalten haben.

kleinsten und ärmsten Regentenschaft der Insel¹⁾, solchen Eindruck, daß er bei dem nächsten Besuch des Missionars sich auch taufen ließ. Ihm folgten natürlich bald manche seiner Unterthanen.

Die Dürre, gegen welche alle Zauberei nichts helfen wollte, hatte sein morsches Heidentum zerbrochen. Nun wünschte er freilich, der Christengott solle Regen schicken. Trotzdem er aber bedeutend ward, daß die Christen Regen und Trockenheit, Glück und Unglück ganz in Gottes Hand stellen und nichts nach eigenem Willen erzwingen wollen, entschloß er sich doch sich diesem Gott zu ergeben. In der Nacht nach der Taufe erwachte der Missionar durch das trommelnde Geräusch der großen Regentropfen auf dem Blätterdach.

Bei allen erfreulichen Zeichen verschweigen die Berichte nicht, wie das Christentum der Bekehrten noch auf einer sehr niedrigen Stufe steht²⁾. Es ist rührend wie sie selbst so bescheiden davon denken und sich bewußt sind, daß es mit ihnen noch ganz anders werden muß. Der dumme Stolz, der sich sonst leicht unter ähnlichen Verhältnissen eingestellt, scheint sich bei den Sawuschen Christen nicht zu finden. — Auf eine schwere Probe wurden sie übrigens bald durch einen auf Sumba ausgebrochenen Krieg gestellt, zu dessen Beendigung die Regierung Truppen von Sawu herbeizog. Der christliche Einfluß aber war doch bereits so tief gegangen, daß keine Köpfe mehr abgeschnitten und das Leben aller Nichtkämpfenden gesichert wurde³⁾. — In jenem Jahre wurde auch der Bau von Kirchen, und zwar an jedem der vier Hauptplätze der Insel begonnen, ganz auf Kosten der Eingebornen, die schon zur Besoldung der Schullehrer ansehnliche Summen aufgebracht hatten. Ein schöner Zug ist es, daß die reicheren Gemeinden die ärmere Liat mit bedeutenden Gaben zum Kirchbau unterstützten.

Wir können die interessante Geschichte der Ausbreitung des Christentums auf Sawu nicht im einzelnen weiter verfolgen, sondern müssen uns auf folgende Notizen beschränken. Noch hat der größere Teil der Sawuer die Taufe nicht empfangen. Aber es ist ein auffallender Unterschied zwischen den Christen und den Heiden. Letztere haben ein Gefühl von der Unhaltbarkeit ihrer Stellung. Die Christen aber halten sich bis auf die neueste Zeit brav, wozu die Schullehrer auch das Ihrige beitragen. Schon vor einigen Jahren konnte Tesser in Krankheitsnot ruhig an sein Scheiden denken. Auch falls durch seinen Heimgang Sawu seinen Missionar verlieren sollte, würde es hier nicht gehen wie auf Letti und andern der Südwestinseln: das Christentum habe bereits so feste Wurzeln gefaßt, daß es nicht so schnell wieder verschwinden könne. Er wurde zwar durch einen Luftwechsel auf Timor von seiner Krankheit wiederhergestellt, bald aber kehrte bei seiner angestrengten

¹⁾ Sawu besteht aus Kaltbergen (bis 5000 Fuß hoch), um die sich ein flacher Rand gelegt hat. Bei Regenmangel entsteht oft Dürre und Missernte, besonders auf jenem Gebiete. Es fehlt selbst an Trinkwasser. Die Hügel und Hochflächen sind meist von Wäldern entblößt, aber mit Grasweiden bedeckt, auf denen große Pferde- und Büffelherden weiden.

²⁾ Tesser betont ausdrücklich, daß man die Bekehrung unter solchen Verhältnissen nicht mit der Bekehrung in heimischen Gemeinden identifizieren darf.

³⁾ Timoren, welche die holländische Regierung auf ähnliche Weise um dieselbe Zeit verwandelt, lehrten nicht ohne einige hundert abgeschnittene Köpfe heim.

Arbeit
Besser
ihren
Älteste
Gatte
nur de
nicht
sonder
hat, u
ein pa
Sie si
Malol
lehre,
Reich
werden
R
Gesells
eenigin
haben.
D
Almah
seine F
wieder
Muham
Eingan
Maße
an man
auswär
der Fa
Bucht
bereits
vertrag
Herrn
geben,
Arbeit
ordinir
sich 186
ließ de
ihnen
kein gü
reiche
trieben
landes

1)
lassen a
hältnisse

2)
doling

Euttha

Arbeit das alte Leiden wieder, und er mußte sich entschließen in Europa Besserung zu suchen (1878). Seine heldenmüthige Gattin blieb mit ihren drei Kindern allein zurück, um mit den inländischen Lehrern und Ältesten das christliche Gemeindeleben in gutem Gange zu erhalten. Ihr Gatte kam ins Vaterland, nachdem er bei Pulo Pinang im Schiffbruch nur das nackte Leben gerettet. Von Sawu aber lauten die Berichte nicht bloß günstig über das Bewahren der gesammelten Gemeinden, sondern die brave Frau kann berichten, wie sich die Mission ausgedehnt hat, und zwar nach dem verrufenen Sumba (Sandelholzinsel), wo ein paar kleine Sawusche Kolonien sich befinden, die um Lehrer baten. Sie sind ihnen gesendet worden und schon warten auch dort — zu Malolo und Rabeneiro — viele auf die Zeit, daß der Pandita zurückkehre, damit er auch ihnen die heilige Taufe erteile. Damit hat das Reich Gottes auf jener Insel Wurzel gefaßt, und auch die Eingebornen werden sich ihm beugen müssen.

Kommen wir endlich auf die Missionen einer andern holländischen Gesellschaft. Es sind die der **Utrechter** (Utrechtsche Zendingseveniging), welche ihre Felsen in der Residentchaft Ternate gefunden haben.

Das erste derselben befindet sich auf der nördlichsten Halbinsel von **Almagaiera**, also im Gebiete des Sultans von Ternate. Dieser übt seine Herrschaft durch eine ganze Anzahl von Häuptlingen aus, die wieder Unterhäuptlinge unter sich haben. Sie sind wie es scheint alle Muhammedaner, und mit ihnen hat auch der Islam auf der Insel Eingang gefunden, ohne daß es ihm bisher gelungen wäre, in weiterem Maße die alifurische Bevölkerung zu gewinnen. Wohl finden sich an manchen Küstenorten muhammedanische Gemeinden, die jedoch von auswärts kommend hier sich angesiedelt haben. Dies scheint¹⁾ auch der Fall zu sein mit der Bevölkerung von Galela, an einer großen Bucht der Ostküste gelegen. Hier ward dem Missionar Klaasen, der bereits auf Neu-Guinea gearbeitet hatte, aber das dortige Klima nicht vertragen konnte, infolge der Empfehlung eines auf Ternate wohnenden Herrn sein neues Arbeitsfeld angewiesen. Ihm wurde die Bode beigegeben, der für Bali bestimmt, dort neben den andern Brüdern noch keine Arbeit weiter fand, und endlich kam auch neu ausgesendet der nicht ordinirte Bruder van Dijken²⁾ nach Galela. Die beiden letzteren ließen sich 1866 daselbst nieder. Infolge eines Empfehlungsbriefes vom Sultan ließ der Oberhäuptling dort ein Haus für sie bauen. Klaasen folgte ihnen bald. Die entnernte Bevölkerung der Strandnegerei aber schien kein günstiger Boden für das Evangelium, um so mehr, da sich zahlreiche muhammedanische Priester in einem faulen Leben dort umtrieben. Von vorn herein war der Blick auf die Alfuren des Binnenlandes gerichtet. Zwei Stunden von Galela liegt ein schöner See,

¹⁾ Die Utrechtschen Berichte, denen wir hier ausschließlich zu folgen haben, lassen an genauen und ausführlichen Angaben, sowohl der ethnographischen Verhältnisse, wie auch der geographischen überhaupt, manches zu wünschen übrig.

²⁾ Nachträglich finde ich, daß van Dijken ursprünglich von Selbring als Zendingling Werkmann ausgesendet war.

zwei bis drei Stunden Ruberns im Umkreis. Dort haben jene sieben Rampongs. Sie werden als ein naturwüchsiges, mutiges aber sehr gutherziges Volk beschrieben. Ihre Zahl wurde freilich nur auf 3176 angegeben, während die Strandnegerei etwa 600 Seelen zählte. Diese alifurische Bevölkerung steht mit unter ternatischer Herrschaft.

Dort am See ließ sich van Dijken zu Docolamo nieder. Obwohl eben noch tief niedergebeugt durch den Tod seiner ihm nachgejandten Braut, machte er sich eifrig an die Arbeit, besonders auch in Land- und Gartenbau, den Eingebornen ein gutes Vorbild gebend.

An jene Zeit seines Anfanges erinnerte er kürzlich mit folgenden Worten: „Vor dreizehn Jahren bezog ich eine Wohnung ohne Thüren und Fenster. Fremdling, wie ich war, kam mir alles erschreckend und schauerlich vor. Die nächsten Bewohner des Waldes machten durch ihre ungewohnten Stimmen meine Einsamkeit unerträglich. Die Eingebornen waren vor mir, als einer sehr gefährlichen Person, höchst mißtraulich. Jeder Annäherung, um mit ihnen bekannt zu werden, gingen sie sorgfältig aus dem Wege. Mit Mühe und sehr widerstrebend ließ man mir endlich auf höheren Befehl ein Stückchen Land ab. Es war ein Platz, auf dem Diefen und böse Geister haufen sollten, und man hoffte, diese würden den verhassten Fremden bald über Seite bringen. Der Anfang war schwer und der Hindernisse viele. Niemand bewies mir eine Zuneigung. Alles was lebte, schien mich zu fürchten. Die Musammedaner hatten mich als gefährlichen Landverräter und Kinderräuber geschildert. Wenn man mich nur von ferne sah, flüchtete man schon. Als Herr fing ich die Arbeit an, um sie bald als Frau, Knecht und Magd fortzusetzen. Nach einigen Monaten war jedoch soviel Freundschaft anzuknüpfen, um Brennholz und Früchte zu erhalten. Dann und wann bemerkte ich einen Trupp Menschen in der Ferne, oder in den Zweigen der Bäume, die auspähen wollten ob ich noch lebte. Nach und nach kamen sie näher. Schon freute ich mich, als eine kleine Schar vor meinem Hause erschien. Aber wehe, da schlägt gerade die Wunduhr, und alle stäuben aus einander, um ihren Landsleuten zu berichten, was für schreckliche Geister der Weiße in seinem Hause versteckt hat. Die erworbene Freundschaft ging wieder ganz verloren.“ Wie anders aber ist es jetzt geworden! Da steht nicht bloß ein gutes Haus mit Thüren und Fenstern, in dem die Missionsfamilie mit mehreren aus Barmherzigkeit angenommenen Kindern und losgekauften Sklaven wohnt, sondern auch eine Kirche, die oft beim Gottesdienst gedrückt voll ist. — Wir bemerkten dabei, daß die jetzige Station in einiger Entfernung von Docolamo, zu Duma (Duma) dicht am See errichtet ist.

Die Bemühungen des wackern Bruders van Dijken hatten bald, als erst das Eis gebrochen, doch angefangen Frucht zu tragen. Er suchte auf eigene Weise „vor den Augen der Alifuren zu predigen“, durch seinen Fleiß in der Kaffee- und Arrowrootpflanzung, die er angelegt, in seinem leutseligen, hilfreichen Umgang mit der Bevölkerung u. Dabei aber war er nicht weniger eifrig, sich die Volkssprache anzueignen, und in derselben Lehrbücher für den ersten Unterricht abzufassen. In allem stand ihm seine Frau — sie ist von Ternate gebürtig — treulich zur Seite.

In Galela hatten inzwischen die beiden andern Brüder nur kleine Anfänge machen können. Mit Mühe brachten sie eine Schule mit zehn Schülern zusammen. Einen Taufbewerber hatten sie, einen Galelaer, Moli, der früher auf Neu-Guinea bei Missionar Ottow im Dienst gestanden und dem Christentum sich zugeneigt hatte.¹⁾ Ein neuer Mis-

¹⁾ Später (nach seiner Taufe) wurde er sogar als Gehilfe gebraucht, mußte aber schließlich um seines unsinnigen Hochmuts willen entlassen werden.

tionar
Klaase
am S
1872
seiner
verseht

die Be
ihn, di
zu thu
lieferen
festlich
selben

Y
einen I
Mohan
Die G
waren
Einfluß
wären
zurückg
Dampf
lehteren
feld ver

S
Ruhe n
gerade
Mit Fr
von sei
neuen I
gebilde
durch n
Soakon
Tabello
Quising
Angabe
von Go
Segen

M
Teile I

¹⁾ C
Fall ger
starb 18

tionar, Deen, traf 1868 ein und ließ sich später zu Tabetlo nieder. Klaasen siedelte auch nach dem Binnenlande über und legte seine Station am See, gerade gegenüber von Duma zu Soakonora an. Als er 1872 heimging, wurde dort de Graaf sein Nachfolger. De Vobe war seiner Gesundheit wegen schon im Jahre zuvor von diesem Arbeitsfelde versetzt worden¹⁾, so daß Galela nicht mehr besetzt war.

van Dijken gewann immer mehr einen weitgehenden Einfluß auf die Bevölkerung. Eine ganze Anzahl von Familien sammelte sich um ihn, die dem Götzendienste entsagten, und mit den heidnischen Festen nichts zu thun haben wollten. Bei einigen zeigten sich auch Spuren einer tieferen Änderung. Nachdem im Sommer 1874 die Kirche zu Duma festlich eingeweiht war, konnten am 19. Juli die sieben Erstlinge in derselben getauft werden.

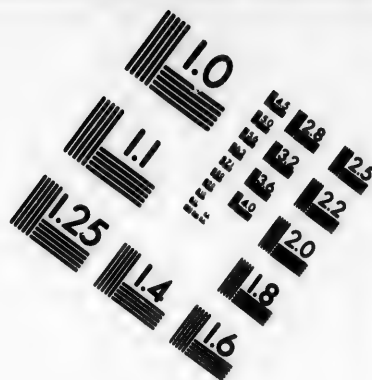
Im Jahre 1876 schien diese ganze Mission ernstlich bedroht durch einen Aufstand, der die ganze Insel in Aufregung brachte. Ein gewisser Mohammed Hassan versuchte es sich zum König derselben zu machen. Die Galelaer sammelten sich größtenteils bei der Missionsstation und waren bereit van Dijken als ihren Fürsten anzuerkennen. Durch seinen Einfluß ging auch alles ruhig und ordentlich zu, und die Empörer wären jedenfalls durch die hier versammelten Haufen streitbarer Männer zurückgewiesen worden. Aber der Resident von Ternate sandte einen Dampfer, der die Missionare abholen sollte. Alles Bitten seitens der letzteren wie seitens der Häuptlinge half nichts, sie mußten ihr Arbeitsfeld verlassen.

Schon im Jahre 1877 konnten sie jedoch zurückkehren, nachdem die Ruhe wieder hergestellt war. De Graaf hatte noch längere Zeit den gerade vakanten Posten eines Hilfspredigers zu Ternate zu versehen. Mit Freuden wurde van Dijken (der übrigens inzwischen ordinirt war) von seiner Gemeinde empfangen, die nach dieser Prüfungszeit einen neuen Aufschwung nahm. Das Christendörflein, das sich um die Station gebildet hatte, mehrte sich, die Gemeindeglieder, deren Zahl sich 1878 durch neue Tauffeste auf 35 vermehrte, betrugen sich befriedigend. Von Soakonora läßt sich noch nicht viel melden. Der Missionar Deen in Tabetlo mußte leider entlassen werden. Ein neu eingetretener Bruder Huisingh hat seine Wirksamkeit zu Towara begonnen. Ich finde keine Angabe über die Lage dieses Ortes. Jedenfalls aber ist dort am See von Galela bereits eine Segensstätte entstanden, von der noch weiterer Segen für Almajeira ausgehen wird.

Wir kommen nun schließlich zur Mission in dem oben beschriebenen Teile Neu-Guineas, der unter der Herrschaft des Sultan von Tidör

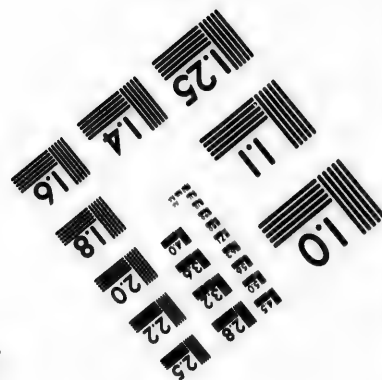
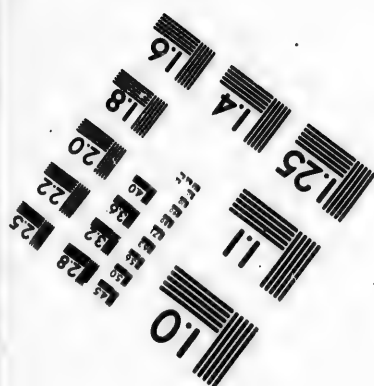
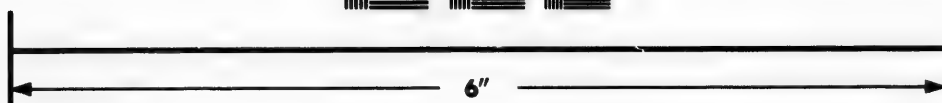
¹⁾ Er hatte dann einige Zeit auf Rotti gewirkt, war aber leider in einen tiefen Fall geraten, der ihm selbst Gefängnisstrafe zuzog. Er ertrug letztere bußfertig und starb 1873 in Frieden zu Surabaja.





Resolution test chart showing various line patterns and numerical values:

- 1.0
- 1.1
- 1.25
- 1.4
- 1.6
- 1.8
- 2.0
- 2.2
- 2.5
- 2.8
- 3.2
- 3.6
- 4.0
- 4.5
- 5.0
- 5.6
- 6.3
- 7.1
- 8.0
- 9.0
- 10
- 11
- 12.5
- 14
- 16
- 18
- 20
- 22.5
- 25
- 28
- 32
- 36
- 40
- 45
- 50
- 56
- 63
- 71
- 80
- 90
- 100
- 112
- 125
- 140
- 160
- 180
- 200
- 225
- 250
- 280
- 320
- 360
- 400
- 450
- 500
- 560
- 630
- 710
- 800
- 900
- 1000
- 1120
- 1250
- 1400
- 1600
- 1800
- 2000
- 2250
- 2500
- 2800
- 3200
- 3600
- 4000
- 4500
- 5000
- 5600
- 6300
- 7100
- 8000
- 9000
- 10000



Photographic Sciences Corporation

**23 WEST MAIN STREET
WEBSTER, N.Y. 14580
(716) 872-4503**

0
1.6
1.8
2.0
2.2
2.5
2.8
3.2
3.6
4.0
4.5
5.0
5.6
6.3
7.1
8.0
9.0
10.0
11.2
12.5
14.0
16.0
18.0
20.0
22.5
25.0
28.0
31.5
36.0
40.0
45.0
50.0
56.0
63.0
71.0
80.0
90.0
100.0

10
11
12
14
16
18
20
22
25
28
31
36
40
45
50
56
63
71
80
90
100

sieht¹⁾. Die ersten Evangelienboten Ottow und Geiskler²⁾, Jüglinge des „Vater Gogner“ landeten, auf der Insel Manaswari im Februar 1855. Es war eine rechte Glaubensprobe, sich hier niederzulassen unter einem wilden und rohen Volke, unter dem noch kein Europäer, ja selbst kein Eingeborner aus anderen Theilen Indiens sich angesiedelt hatte. Nur die Herzensüberzeugung, daß der Herr sie zu dieser Arbeit gerufen, ermutigte sie, dorthin zu gehen.

Ein Geleitsbrief des Sultans von Tidör, welcher dem Volke übersezt vorgelesen wurde, sollte ihnen Sicherheit verschaffen. Trotzdem galt auch hier, was der Psalmist sagt: „Verlasset euch nicht auf Fürsten, sie sind Menschen, die können ja nicht helfen.“ Die Leute zeigten sich nicht gerade feindlich, aber sie entzogen sich dem Umgange der weißen Fremdlinge, weil sie nicht wußten, ob diese ihnen Gutes oder Böses brächten. Die Missionare erwarben sich indessen mit der Zeit das Vertrauen des Volkes und lernten seine Sprache, was, da es keine Bücher gab, nur aus dem Munde des Volkes geschehen konnte. Ottow fühlte, daß er dieser Aufgabe nicht gewachsen war, und schrieb deshalb sehr bringende Briefe an seinen wissenschaftlicher gebildeten Kollegen und Landsmann Jaesrich auf Batavia, ihm zu Hilfe zu kommen, um die Sprache gemeinschaftlich zu studiren. Als Jaesrich kam, hatte sich schon manches in der Lage der Missionare geändert und gebessert. Sie hatten sich bessere Häuser gebaut, einen Teil des Waldes in der Nähe ihrer Wohnung in einen Garten verwandelt; die Eingebornen waren vertraulich mit ihnen geworden, und durch sonntäglichen Gottesdienst und Schulunterricht waren die ersten Samenkörner von Kultur und Religion in die Herzen ausgesät. Nicht lange aber blieben die drei Arbeiter zusammen, denn einige Monate nach der Ankunft von Jaesrich starb Ottow im November 1862. Jaesrich wurde sein Nachfolger auf Doreh. Bald aber sollten die verlassenen deutschen Sendboten gestärkt werden durch die Ankunft von drei durch die Utrechter Missionsgesellschaft ihnen zugesandten Mitarbeiter: van Hasselt, Klaassen und Otterspoor. Die beiden letzteren blieben bei Geiskler auf Manfinam, ersterer in Doreh bei Jaesrich, der gerade mit sprachlichen Arbeiten beschäftigt war, die seinem neuen Mitarbeiter gut zu statten kamen. Derselbe beschreibt den ersten Aufenthalt auf Neu-Guinea folgendermaßen: Es fehlte uns nicht an Prüfungen aller Art. Die Verkündigung des Evangeliums hatte bisher noch keine Früchte getragen, wenigstens war noch keine Seele zu dem Herrn bekehrt, doch waren die Verhältnisse etwas besser als dort wo keine Missionare waren. Das rohe wüste Wesen der Papuas wurde sanfter, sie zeigten auch bei Streitigkeiten unter einander oder wenn sie fürchten durch ihre Feinde überfallen zu werden, Vertrauen zu den Missionaren; auch brauchen sie unsere Arzneien bei ihren Kranken. Das dort allgemein herrschende Sumpffieber ergriff uns mit

¹⁾ Das Folgende entnehmen wir zunächst dem Aufsatz van Cassells in der Allgemeinen Missionszeitschrift 1877, S. 387 ff.

²⁾ Vergleiche Ballin, Morgenröthe auf Neu-Guinea, eine Lebensgeschichte Johann Gottlieb Geisklers. Er war der Sohn eines armen Schneiders in Langenreichenbach bei Torgau und als Tischler in Berlin mit Gogner in Berührung gekommen.

aller
Selt
unse
Hera
Schne
Obbe
wurt
ersch
unse
oder
Dann
wir
fande
folgen
doch
unser
wir
Balle
mand

der
das
Geleg
Dann
verla
ein a
stand
In
fions
geben
Arbei
Prod
lichen
und
Jahr
Hass
einig
Chri

die
sonde
fübli
platz
Behr

die
nate.

aller Nacht, und wir hatten beständig viel zu leiden; es war eine Seltenheit, wenn wir einmal alle zugleich fieberfrei waren. War unsere Lage nicht angenehm, so durften wir uns doch mit dankbarem Herzen eines für „Papua“ guten Hauses erfreuen, welches mit viel Schwierigkeit, Mühe und Arbeit dort herzurichten ist. Aber auch dieses Obdach sollte uns genommen werden. Im Mai des Jahres 1864 wurden wir in einer schönen tropischen Nacht, bei hellem Mondschein, erschreckt durch ein sehr heftiges Erdbeben, bei dessen zweitem Stöße unser Haus in Trümmern lag. Bis zum Anbruch des Tages standen oder saßen wir nur mit der nöthigsten Kleidung bedeckt am Strande. Dann wurde mit Hilfe der Papuas ein Hüttchen aufgeschlagen, in dem wir vor des Tages Hitze und in den kalten Nächten einen Zufluchtsort fanden. Unvergesslich wird mir diese Nacht bleiben und die darauf folgenden Tage, Wochen und Monate, voller Sorgen und Entbehrungen; doch auch unvergesslich die Gnade und Liebe unseres Heilandes, die unser Leben rettete und uns beistand in der höchsten Not. Hätten wir doch beinahe unsern Tod unter den niederstürzenden Brettern und Balken gefunden. — In späteren Jahren hat sich das Erdbeben noch manchmal wiederholt, doch nicht so gewaltig wie in dieser Nacht.

Die Folgen dieses furchtbaren Ereignisses schienen den Bestand der Mission auf Neu-Guinea zu bedrohen. Die ohnehin schon durch das Fieber stark mitgenommenen holländischen Brüder¹⁾ benutzten die Gelegenheit, mit einem infolge des Erdbebens nach Doreh gefandten Dampfer nach Ternate zu reisen. Auch Jaesrich mußte die Insel verlassen, da seine Gesundheit untergraben war. Er suchte auf Letti ein anderes Arbeitsfeld, wo er jedoch bald (1866) entschlafen ist. So stand denn der vielgeprüfte Geißler unter den Nusooren ganz allein. In Holland wollte man sich fast durch die Schwierigkeiten dieses Missionsfeldes abschrecken lassen. Es war davon die Rede dasselbe aufzugeben. Aber von neuem boten sich der Missionsgesellschaft deutsche Arbeiter dar (durch Vermittlung von Gohners Nachfolger, des Pastor Prochnow in Berlin), welche den Mut hatten, sich auf jenen gefährlichen Posten stellen zu lassen. Es waren Franz Mosche mit Frau und die beiden Brüder Rudolf und Karl Beyer. Zu Anfang des Jahres 1866 trafen sie auf Neu-Guinea ein und mit ihnen van Gasselt, und ein holländischer Missionshandwerker Ramps, der schon einige Zeit auf Ternate(?) zugebracht und sich mit einer inländischen Christin verheiratet hatte.

Jetzt kam für diese Mission ein neuer Aufschwung. Nicht nur die beiden schon bestehenden Stationen wurden wieder genügend besetzt, sondern auch zwei neue Plätze: die Insel Neoswar, fünfzehn Meilen südlich von Doreh und der noch weiter südlich gelegene Küstenplatz Jaaur (Jaör). An beiden Orten hatten die Eingebornen um Lehrer gebeten. Hier ließen sich Beyers nieder, dort Mosche und Ramps.

¹⁾ Ich ersehe nicht genau aus den Quellen, ob auch van Gasselt schon damals die Insel verließ; später war er jedenfalls längere Zeit krankheitshalber auf Ternate. Otterspor mußte in der Folge ganz nach der Heimat zurückkehren.

Auch versprach die Regierung jährlich ein Dampfschiff nach Neu-Guinea zu senden, um die Verbindung aufrecht zu erhalten. Der Gouverneur hatte sich bei seinem Besuch in der Seelovinkbai selber von den guten Wirkungen der Mission überzeugt¹⁾.

Inzwischen nämlich hatte die lange mühsame Arbeit schon angefangen Früchte zu tragen. Nicht bloß daß die wichtigsten sprachlichen Vorarbeiten weit gefördert waren (eine Masoorische Grammatik von van Hasselt und biblische Geschichten und andere Schulbücher von Geiskler waren gedruckt), sondern es hatte auch am 1. Januar 1865 die erste Taufe von Papuas stattfinden können²⁾.

Zwei Dienstboten Geisklers, Mutter und Tochter, die schon längere Zeit in seinem Hause waren, wurden als Erstlinge aus den Papuas in Gottes Reich aufgenommen. Sie hatten eine gute christliche Erkenntnis und legten bei der Prüfung ein kräftiges Zeugnis der Wahrheit ab, was auf die zahlreich versammelten Heiden einen tiefen Eindruck machte; sie erhielten die Namen Sara und Margaretha. Eine besondere Freude war dann die aufrichtige Bekehrung des Häuptlings von Doreh. Anfänglich war er ein heftiger Feind des Christentums, so daß er sich sogar an Missionar Jaeserich (1863) thätlich vergriß. Das wurde dem holländischen Residenten in Ternate angezeigt, worauf dieser mit einem Dampfschiff herüberkam und den Häuptling zu zehn Jahren Gefangenschaft verurteilte. Schon war er gefesselt auf das Schiff gebracht, da gelang es Geiskler, noch in der letzten Stunde durch seine Fürbitte die Freilassung zu bewirken. Die Dankbarkeit dafür war groß. Nun hörte er das Evangelium von der Liebe Christi, der zu unsrer Befreiung sich selbst dahingegeben hat, mit andern Ohren. Er kam zum lebendigen Glauben an Jesus Christum und blieb treu trotz aller Schmach und Verfolgung, die deshalb über ihn kam. Kurz vor seiner Taufe erkrankte er lebensgefährlich; er fürchtete nicht den Tod, denn „Jesus hat mir meine Sünden vergeben,“ so sprach er im Glauben. Die Missionare wollten ihn taufen, aber weil die Angehörigen nicht von ihren heidnischen Zaubereien im Hause abließen, so unterließen sie es, besahen ihn aber desto brünstiger im Gebet der Gnade des Herrn bis zu seinem seligen Abscheiden am 18. März 1865.

Unter besonderem Segen entwickelte sich die Arbeit auf Meoswar. Mosche und Ramps waren gleich bei ihrer Ankunft freundlich aufgenommen und hatten eine große Bereitwilligkeit der Eingebornen, von ihren heidnischen Sitten abzulassen, gefunden. Das dortige Gözenhaus wurde abgebrochen. Den Gottesdienst besuchten vierzig bis sechzig Zuhörer, die Schule achtzehn Kinder. Freilich fehlte es nicht an der Gegenwirkung. Zu Wandammen auf dem Festlande stand ein heidnischer Wahrsager auf, der eine Bewegung gegen die neue Weise hervorrief. Die Leute auf Meoswar ließen sich jedoch nicht abwendig machen, wozu der den Missionaren treu anhängende Häuptling viel beitragen mußte. Mosche hatte wunderbar schnell die schwierige Sprache bewältigt und die Station blühte heran. Leider aber wurde dieser vielversprechende Missionar schon am 21. April 1868 von seinem irdischen Arbeitsfelde abgerufen. Die ganze Bevölkerung der Insel wurde durch seinen Heimgang in tiefe Trauer versetzt.

¹⁾ Besondere Anerkennung fanden die Missionare bei der Regierung durch die Hilfe, welche sie mehrfach Schiffbrüchigen zu teil werden ließen. Ohne die Missionsstation wären solche an jenen Küsten rettungslos verloren gewesen.

²⁾ Vergleiche Baltin, Morgenröte auf Neu-Guinea, S. 100.

war
war
fionar
und
war
zugega
men,
wieder
scheinu
Geistle
biblisch
gelung
eines
unter
verreife
Witwe
Doreh
im Ge
halb u
Auf
Männer
werden
D
und Ar
ein neu
eine der
fleisch g
des Ber
auch ni
widerstr
wunden
sammlu
wegen
kenntni
war; e
drei M
des De
Geistle
lehren
Papua
vielen
scheide
Bis z
eine

Jaör hatte noch nicht definitiv besetzt werden können. R. Beyer war nach Meoswar zur Aushilfe gesandt, sein Bruder Rudolf aber war krank nach Ternate gereist¹⁾. Inzwischen waren zwei neue Missionare eingetroffen, die eigentlich für Jaör bestimmt waren, Minnooy und Woelbers (Wulbers), die jedoch nun nach Mosches Tode auf Meoswar stationirt wurden.

Auf Doreh und Mansinam war es in jener Zeit weniger erfreulich zugegangen. Das Heidentum raffte wieder einmal seine Kräfte zusammen, und die sonst schon abgestellten Feste und lärmenden Tänze wurden wieder aufgenommen. Es war das jedoch nur eine vorübergehende Erscheinung. Die litterarischen Arbeiten waren inzwischen sehr gefördert. Geißler hatte die Übersetzung des Markusevangeliums sowie Jahns biblische Geschichten vollendet. Auch damals war es dem letzteren wieder gelungen, die bei einem Stamme in Sklaverei geratene Mannschaft eines untergegangenen Schiffes zu befreien.

Im Jahre 1869 war auf Meoswar Bruder Minnooy thätig, unterstützt von dem Missionshandwerker Kampas. Van Hasselt war verreist. Er hatte seine Frau verloren und heiratete hernach die Witwe Mosche. An seiner Stelle leitete R. Beyer die Schule zu Doreh. Woelbers aber hatte eine neue Station begonnen zu Andai im Gebiete von Arfat, 2—3 Meilen südlich von Doreh. Er suchte sich bald unter der dortigen wilden Bevölkerung guten Einfluß zu verschaffen. Auf Mansinam aber gab es ein herrliches Pfingstfest, bei dem drei Männer und eine Frau in der neuen großen Kirche konnten getauft werden.

Die Frau, Malati mit Namen, war früher als eine rechte Fiebel voll Eide und Arglist allen bekannt; das Wort vom Kreuz hat sie davon frei gemacht und ein neues Leben des Geistes in ihr erweckt; sie erhielt den Namen Sophia. Der eine der Männer, Kemishe, war vom Karooschen Stamm, welche noch Menschenfleisch genießen, woran er früher auch teilgenommen hatte. Aus welcher Tiefe des Verderbens hat ihn die mächtige Gnade des Herrn herausgerissen! Es war auch nicht ohne schweren Kampf abgegangen; lange hatte er dem Wort der Gnade widerstrebt, aber der Herr, der die Starken zum Raube haben soll, hat ihn überwunden. Er wurde Markus zubenannt. Am meisten zog die Teilnahme der Versammlung ein Mann von über sechzig Jahren auf sich, Soeroehan mit Namen, der wegen seiner kranken Füße gar nicht mehr gehen konnte und doch bei geringer Erkenntnis (er hat nicht mehr so viel lernen können) allen ein Vorbild des Glaubens war; er wurde Johannes getauft. Der letzte wählte den Namen David. Diese drei Männer wurden treue Befenner und Mitarbeiter der Missionare in dem Werke des Herrn durch ihren guten Wandel und ihr Zeugnis.“

Damit war die Arbeit des Bahnbrechers von Neu-Guinea, unsers Geißler, dort beendet. Er hatte seine Kräfte verzehrt und mußte heimkehren. Im August 1869 reiste er ab; es zeigte sich, wie lieb die Papuas ihren Lehrer und Wohlthäter hatten; es war ein Abschied mit vielen Thränen, aber auch mit Gebet und treuer ernster Mahnung des scheidenden Lehrers, wie einst zu Ephesus (Apostelgesch. 20, 36—38). Bis zu seinen alten Eltern bei Torgau ist er nicht mehr hingekommen; eine Tagereise vor diesem Ziele in Siegen legte er das irdische Haus

¹⁾ Hernach trat er aus dem Dienst der Gesellschaft aus.

seiner Hütte ab und ging ein zu seines Herrn Freude im Alter von vierzig Jahren am 11. Juni 1870."

In seine Stelle auf Mansinam trat nun van Hasselt, der bei seinem Aufenthalt in Ternate inzwischen das Evangelium Johannis übersetzt hatte. Auch unter Geislers Papiere hatten sich noch wichtige Übersetzungsarbeiten vorgefunden, so daß die vier Evangelien in der Ausoorischen Sprache nahezu vollendet waren. Mansinam sollte von nun an die Hauptstation bleiben. Die kleine Schule, die R. Beyer immer noch auf Doreh fortgeführt hatte, wurde aufgegeben und diesem gestattet, ohne weitere direkte Missionsthätigkeit dort seinen Wohnsitz zu behalten und Handel zu treiben. Ramps, dessen Plantagen auf dem unfruchtbaren Meoswar nicht recht gedeihen wollten, wurde nach Andai versetzt, wo er jedoch sehr bald, nach kurzer Krankheit am 25. August 1871 entschlief. Minnooy hatte in der Stille auf Meoswar fortgearbeitet und die Genesis übersetzt. Ein paar Jahre später mußte auch er krankheits halber die Insel verlassen. Nach einem mehrjährigen Aufenthalt im Vaterlande konnte er wohl mit wiederhergestellter Gesundheit nach Indien zurückkehren, aber er trat als Hilfsprediger in den Dienst der Staatskirche und wurde zu Amahai auf Ceram angestellt und später von da nach Vetti versetzt. Die Mission auf Meoswar ist nicht wieder aufgenommen worden, da sie wegen mangelhafter Kommunikation zu viel Schwierigkeiten darbot.

Schon 1871 waren drei neue Boten für Neu-Guinea ausgesendet worden: Meeuwig, Vink und Nils. Letzterer hatte nach einem kurzen Versuche seiner Gesundheit wegen ein anderes Arbeitsfeld suchen müssen und war auf Timor Papas Nachfolger geworden. Die beiden andern hatten neue Stationen angelegt: Meeuwig zu Moom, Vink zu Monokwari auf der Insel Mafor. Die Insel Meoswar scheint nicht wieder besetzt worden zu sein, trotz der versprechenden Anfänge, die früher dort gemacht worden waren. Von jenen beiden neuen Stationen ist noch nicht viel zu berichten gewesen. Ein anderer Punkt wurde später besetzt, indem Karl Beyer seinen Sitz auf der Insel Rhoon nahm, wo er als christlicher Kaufmann wirkt. Doreh ist also verlassen. Auch Mansinam war längere Zeit verwaist durch van Hasselts Abwesenheit, der zu seiner Erholung eines Aufenthalts in der Heimat bedurfte. Woelbers versah inzwischen die Station von Andai aus¹⁾. Auf seiner Station schien das Werk guten Fortgang zu haben und 1875 konnte er seine drei Erstlinge taufen. Um jene Zeit machte die Missionsgesellschaft, die früher immer mit dem Gedanken umging, durch europäische Kolonisten eine Umwandlung der Zustände auf Neu-Guinea herbeizuführen, den Vorschlag, aus den älteren Christengemeinden des Archipels, namentlich von den Sangirinseln, Kolonien nach Neu-Guinea überzuführen, da die Europäer zu viel von dem dortigen Klima zu leiden haben. Der Versuch ist jedoch nicht gelungen.

Ein neuer Missionar, Jens, traf 1877 auf Mansinam ein. Von

¹⁾ Auch Vink besuchte zuweilen Mansinam.

dort
Stelle
nötig.
Gesun
Jahre
fellsch
Statt
auch
Jahre
hafte
hund
an de
jetzige
der si
der r
lichen
kostet.
Ausfo

Alter von
 felt, der bei
 im Johannis
 noch wichtige
 gellen in der
 m sollte von
 ie R. Deyer
 und diesem
 Wohnsitz zu
 gen auf dem
 e nach Andai
 25. August
 swar fortge-
 mußte auch
 jährigen Auf-
 er Gesundheit
 n den Dienst
 ngestellt und
 war ist nicht
 mmunikation

dort aber siedelte er im folgenden Jahre nach Andai über, um die Stelle des Bruder Boelbers zu übernehmen, der eine Erholungsreise nötig hatte. Van Hasselt konnte erst im Jahre 1878 mit gestärkter Gesundheit auf sein Arbeitsfeld zurückkehren. Neeuwig mußte im Jahre vorher wegen unwürdigen und untreuen Betragens von der Gesellschaft ausgeschlossen werden. Dagegen zeigten sich auf Bruder Binks Station schon Spuren von Früchten seiner stillen, treuen Arbeit, und auch Deyer wurde wieder mit im eigentlichen Missionsdienst verwendet.

Aus dieser kurzen Skizze des Verlaufs dieser Mission in den letzten Jahren ist freilich ersichtlich, daß für dieselbe immer noch keine namhafte Erntezeit angebrochen ist, obgleich sie jetzt ihr erstes Vierteljahrhundert vollendet. Vergleicht man aber die Zustände der Eingebornen an der Seelovinksbai bei der Ankunft der ersten Missionare mit ihren jetzigen Zuständen, so wird niemand den reichen Segen verkennen können, der sich in der ganz allmählich und stille vollziehenden Umwandlung der rohen heidnischen Sitten und dem immer tiefer greifenden christlichen Einfluß bezeugt.

Die Mission hat viel theure Menschenleben und Arbeitskräfte gekostet. Um so mehr dürfen wir darauf vertrauen, daß der Herr solcher Aussaat auch seiner Zeit reiche Früchte folgen lassen wird.

ausgesendet
 nach einem
 Arbeitsfeld
 worden. Die
 zu Moom,
 el Meoswar
 ersprechenden
 Von jenen
 ewesen. Ein
 seinen Sitz
 mann wirt.
 re Zeit ver-
 olung eines
 inzwischen
 n das Wert
 ei Erstlinge
 die früher
 onisten eine
 n, den Vor-
 mentlich von
 ren, da die
 n. Der Ver-
 ein. Bon

11.
Bund von Hefungen & Kistung in Bielefeld.

18
[Faint, illegible text on the left margin]

THE
[Faint, illegible title text]

[Faint, illegible text block]

[Faint, illegible text block]

[Faint, illegible text block]



[Faint, illegible text block at the bottom]

Dr. G. G. Burkhardts
Kleine Missions-Bibliothek.

Zweite Auflage,
gänzlich umgearbeitet und bis auf die Gegenwart fortgeführt

von

Dr. R. Grundemann,
Pastor zu Wdzy bei Belgja.

Vierter Band: Ozeanien.
Zweite Abteilung:
Polynesien, Neuseeland und Mikronesien.



Vielefeld und Leipzig.
Verlag von Velhagen & Klasing.
1881.

Die evangelische Mission

in

Polynesien, Neuseeland und Mikronesien

von

Dr. G. C. Burkhardt.

Zweite Auflage,

gänzlich umgearbeitet und bis auf die Gegenwart fortgeführt

von

Dr. H. Grundemann,

Pastor zu Wdraz bei Belgig.



Hiesefeld und Leipzig.

Verlag von Velhagen & Klasing.

1881.

Def
eine
Gef
erw
stell
Unt
über
nun
ben
mehr
davor
wäre

ben
Klein
hier
Grä
zeitig
im C
ich r
Maß

benu
man

schein

Vorwort.

Meine Arbeit naht sich dem Abschluß. Ich hoffe, daß nicht alle Leser derselben das zu schnelle Aufeinanderfolgen der Hefen tabeln, wie einer der Kritiker dies mehrfach gethan. Ich verstehe sehr wohl den Gesichtspunkt, den er dabei einnimmt. Auch mir wäre es höchst erwünscht, wenn ich eine möglichst erschöpfende, wissenschaftliche Darstellung der sämtlichen Missionsgebiete hätte geben können. Solch Unternehmen aber, wofern es nicht überhaupt die Kraft eines Mannes übersteigt, würde mindestens die drei- bis vierfache Zeit, welche ich nun auf meine Arbeit verwendet habe, erfordern. Ich meine, es würde den wenigsten Lesern damit gedient sein, wenn sie 20 Jahre und mehr auf das Erscheinen des letzten Hefes warten sollten — abgesehen davon, daß dann die ersten Theile bereits vollständig veraltet sein würden.

Im übrigen stelle ich mich auch mit diesem Hefte wieder unter den Schutz des Titels. Man verlange nicht mehr, als „Burkhardt's kleine Missionsbibliothek“ verspricht: eine Kompilation. Wenn dieselbe hier und da Verschiedenartigkeit des Stils u. s. w. zeigt, wenn in der Erzählung von der älteren Mission selbst die Auffassung der gleichzeitigen Berichte nicht überall durch eine kritisch-historische Bearbeitung im Sinne der heutigen Auffassung geändert worden ist — so berufe ich mich auf die erste Auflage des Werkes und bitte dieselbe zum Maßstab meiner Arbeit nehmen zu wollen.

Daß ich die trefflichen Werke von Reinicke und Gerland reichlich benutzt habe (worüber Näheres in einer Anmerkung gesagt ist) wird man mir mit Rücksicht auf jenen Maßstab nicht zum Vorwurf machen.

Das letzte Heft wird, so Gott will, noch vor Ostern 1881 erscheinen.

März, den 20. Dezember 1880.

R. Grundemann.

1. 9
2. 6

1. D
2. D
3. D
4. D
5. D
6. D
7. D
8. D
9. M
10. S
11. D
12. M
13. L
14. D

1. 2a
2. D

1. 2a
2. D

Inhalt.

Einleitung.

1. Allgemeine Übersicht über die Inseln des Stillen Ozeans 1
2. Ethnographisches über die braunen Völkerschaften der Südpazifik . . . 13

A. Das eigentliche Polynesien.

1. Die Gesellschaftsinseln. Land und Leute 30
2. Die Mission auf den Gesellschaftsinseln 59
3. Die Australinseln und die Paumotuinseln. (Mangarewa und Pitcairn.) 101
4. Die Marlesasinseln 114
5. Die Hawaiiinseln 124
6. Die Mission auf den Hawaiiinseln 146
7. Die Herveyinseln 172
- Die Mission auf den Herveyinseln 176
8. Die Außenstationen der Herveyinseln 192
9. Niue, die Wildeninsel 197
10. Samoa. Land und Leute 202
11. Die Mission auf Samoa 220
12. Außenstationen der Samoamission 237
13. Tonga. Land und Leute 243
14. Die Mission auf Tonga 254

B. Neuseeland.

1. Land und Leute 274
2. Die Mission in Neuseeland 297

C. Mikronesien.

1. Land und Leute 326
2. Die Mission in Mikronesien 334

1.

Mit
Geb
Nicht
her,
Mit
dem
wir
unver
antre
Zusa

geson
ihren
ihre
besch
Spa
Weg
Wep
schrei
Drea
späte
nach
noch
und
das

des E
hat, i
Bere

Polynesien, Neuseeland und Mikronesien.

Einleitung.

1. Allgemeine Übersicht über die Inseln des Stillen Ozeans¹⁾.

In dem letzten Hefte hatten wir unsere Rundreise durch die Missionsfelder bereits bis in die Grenzen des hier zu besprechenden Gebietes ausgedehnt. Wir setzen dieselbe jedoch nicht in der bisherigen Richtung fort, sondern treten von der entgegengesetzten Seite, von Osten her, in den Stillen Ozean ein. Wollten wir von dem zuletzt besprochenen Missionsfelde auf dem nordwestlichen Neu-Guinea zu dem nächsten, auf dem südöstlichen Teil derselben Insel gelegenen übergehen, so würden wir bei aller Verwandtschaft des zu Grunde liegenden Objectes doch den unverkennbaren Gegensatz von indischen und ozeanischen Verhältnissen antreffen, so sehr auch die letzteren ihrer physischen Stellung nach den Zusammenhang mit denen Indiens andeuten.

Auch in der Entdeckungsgeschichte sind die beiden Gebiete scharf gesondert. Die ersten Beziehungen Europas zum Stillen Ozean nahmen ihren Weg in denselben von Osten her. Während die Portugiesen ihre Herrschaft auf den indischen Inseln befestigten und dort vollauf beschäftigt vom weiteren Vordringen nach Osten abhien, versuchten die Spanier die viel gepriesenen Gewürzinseln, zu denen ihnen der nähere Weg durch jene abgeschnitten war, in der Richtung von Osten nach Westen zu erreichen. Seitdem Nufiez de Balboa 1513 nach Überschreitung des Isthmos von Darien als der erste Europäer den Stillen Ozean gesehen hatte, war die Möglichkeit dazu gegeben. Sieben Jahre später erreichte Fernando de Magalhaens im Auftrage Karls V., nachdem er die seinen Namen tragende Straße entdeckt hatte, die weite, noch unerforschte Wasserfläche. Seine Fahrt über dieselbe war leicht und von keinem Sturm gestört, daher nannte er sie *el mar pacifico*, das Stille Meer²⁾. Sonderbarerweise berührte er nicht eher eine

¹⁾ Ich folge hier meist dem klassischen Werke von Dr. C. Meinike: Die Inseln des Stillen Ozeans, Leipzig 1875.

²⁾ Obgleich der Name nicht zutreffend ist, da auch dieser Ozean schlimme Stürme hat, ist er geblieben und durch den des „Großen Ozeans“ nicht verdrängt worden.

Buchardt, Missions-Bibliothek. IV, 2. 2. Aufl.

Inselgruppe, bis er die südlichste der Ladronen erreicht. Von dort setzte er die Reise nach den Philippinen fort, wo er ermordet wurde. Seine Gefährten erreichten das Ziel: die Molukken. Verschiedene spanische Expeditionen folgten auf dem nämlichen Wege, und als die Kolonie auf den Philippinen gegründet war, entspann sich eine verhältnismäßig rege Verbindung zwischen diesen Inseln und dem spanischen Amerika. Zur weiteren Erforschung der Inselwelt des Ozeans aber hat dieselbe fast nichts beigetragen. Der Schiffsweg führte durch jenen leeren Teil desselben und erreichte erst in den Ladronen eine größere Inselgruppe.

Neue Wege wurden erst durch einen andern Zweck eröffnet. Die Vorstellung von einem großen Kontinent im Süden der Erdkugel veranlaßte seit der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts eine Reihe von Expeditionen zur Auffindung dieses Australandes, von dessen Existenz man viel gabelt wurde¹⁾. Vor allen sind die Reisen des Mendana (1568 und 1595) und Quiros (1605) hervorzuheben, auf denen die Salomoinselfn, die Markesas-, die Baumotu- und Gesellschaftsinseln²⁾ entdeckt wurden. Hernach waren es besonders die Niederländer, welche, wie Le Maire und Schouten von Osten und später Abel Tasman von Westen kommend, beim Auffuchen des angeblichen großen Südländes die wirklichen Verhältnisse immer richtiger klar legten. Der letztgenannte umschiffte 1642 den australischen Kontinent, den man damals für einen Teil jenes Australandes ansah, im Süden, entdeckte die jetzt nach ihm genannte Insel Tasmanien (van Diemens Land) und Neuseeland, sowie die südlichste Gruppe des Tongaarchipels. Alle Durchschiffungen des Ozeans in jener Zeit anzuführen gestattet unser Raum nicht. Es sei genug zu bemerken, daß bis zur Mitte des siebzehnten Jahrhunderts von den meisten der achtzehn Archipels des Stillen Ozeans wenigstens eine oder die andere Insel gesehen war. Von eingehender Erforschung war freilich fast noch gar nicht die Rede.

In dem folgenden Jahrhundert war in Europa das Interesse für den Stillen Ozean fast eingeschlummert. Nur vereinzelt ragen aus dieser Zeit die Namen von ein paar Seefahrern hervor, wie des Engländers Dampier³⁾ und des Niederländers Roggeveen, welcher letztere die Samoainseln entdeckte. Erst mit dem Jahre 1765 beginnt ein neuer Abschnitt in der Erforschungsgeschichte des Stillen Ozeans. Nicht politische Veranlassungen, nicht das Suchen nach einem fabelhaften Glückslande, sondern rein wissenschaftliches Interesse wurde von nun an die Triebfeder zu den Expeditionen. Diejenigen der Engländer unter Byron, Wallis, Carteret, sowie die französische de Bougainvilles übergehen wir.

¹⁾ An diese Beschreibungen knüpft sich der ganz unzutreffende Name der „Südsee“, der sich jedoch so eingebürgert hat, daß er schwerlich wieder zu beseitigen ist.

²⁾ Es kann fast nicht mehr zweifelhaft sein, daß die Sagittaria des Quiros mit Tahiti identisch war.

³⁾ Er erforschte die Nordküste Neu-Guineas sowie Neu-Britannien. Bis dahin hatte man die beiden Inseln für eine gehalten.

Der Mann, dem in dieser Beziehung die Ehre der durchgreifendsten und nachhaltigsten Leistungen gebührt, war James Cook, der ausgezeichnetste Seemann nicht bloß seines Jahrhunderts. Sein Verdienst ist es vor allem, der früheren Unsicherheit der Angaben über Lage und Gestalt der Inseln durch genaue Aufnahmen ein Ende gemacht zu haben. Auch gab er anstatt der zufälligen Berichte, wie sie früher über die Bewohner geliefert wurden, umfassende und gründliche Schilderungen. Er ist der Begründer der Kartographie und Geographie des Stillen Ozeans. Die Frucht seiner ersten Reise, die behufs der Beobachtung des Venusdurchganges 1769 unternommen wurde, war Aufnahme der Gesellschaftsinseln, Neuseelands und der Ostküste Australiens. Seine zweite Reise 1772—1775 galt den südlichen Polarregionen und widerlegte die noch einmal auftauchende Idee von dem Australlande. Dabei wurden Neuseeland, die Paumotu-, Gesellschafts-, Marquesas- und Tongainseln, sowie die Neu-Hebriden und Neu-Kaledonien — einige der genannten Gruppe sogar zweimal besucht. Unsere Landsleute, die beiden Förster, Cooks Begleiter, haben sich durch ihre trefflichen Schilderungen der besuchten Gegenden verdient gemacht. Die dritte Reise lieferte die genaue Erforschung der Tongainseln und die Entdeckung der Hawaigruppe, von Cook mit dem jetzt verschwundenen Namen Sandwichinseln belegt, woselbst er leider seinen frühzeitigen Tod fand.

Cooks Entdeckungen übten eine wahrhaft bezaubernde Wirkung auf das gebildete Europa aus. In den Gemüthern, die unter den Banden einer verschrobenen ausgearteten Kultur seufzten, weckte sie eine tiefe, oft überschwengliche Sehnsucht nach der Einsamkeit des Naturlebens, das man die Schilderungen von den fernen Inseln idealisirend sich in den rosigsten Farben ausmalte. Wir werden unten zeigen, wie diese Richtung auch in den Anfängen der Mission mitwirkte. Aber auch das angeregte wissenschaftliche Streben kam nicht so bald zur Ruhe. Die Regierungen Englands, Frankreichs sowie auch Rußlands (letzte z. T. mit deutschen Kräften) wetteiferten, den Schleier, der noch über einzelnen Theilen des Ozeans lag, immer vollständiger zu heben. Auch dürfen wir die 1839 ausgesandte Expedition der Vereinigten Staaten von Nordamerika nicht vergessen, welche gründliche und ausführliche Untersuchungen über eine Anzahl von Inselgruppen angestellt hat. Die Folge dieser Bestrebungen ist, daß die Inselwelt des Ozeans uns jetzt genauer bekannt ist, als manche große Gebiete anderer Erdtheile, welche seit Jahrtausenden mit Europa Verbindung hatten.

Es folgte nun auch bald die praktische Ausbeutung jener Erforschungen. Zunächst waren es die mächtigen Walfische, von denen sich ganze Herden im Ozean vorfanden, welche jährlich eine große Anzahl europäischer und amerikanischer Schiffe dorthin führten. Der Walfischfang, obgleich in neuerer Zeit in den Hintergrund tretend, war doch lange eines der wichtigsten Momente in der Kulturgeschichte der pazifischen Inselwelt. Gehen wir daher hier etwas näher auf denselben ein¹⁾.

¹⁾ Vergleiche Hartwig, Die Inseln des Großen Ozeans, S. 15 ff.

Der Pottwal oder Cachalot (*Physoter macrocephalus*) ist von dem grünländischen Bartenwal verschieden, steht ihm aber an Größe und Körpermasse nicht nach. Das Männchen erreicht eine Länge von 20 Meter und darüber, während das Weibchen nur 10 Meter mißt. Das mächtige ungeschlachte Tier zeigt von außen wenig organische Gliederung und kann in der Ruhe für eine schwärzliche Felsmasse gehalten werden. Doch verleiht ihm die riesige sechs Meter breite Schwanzflosse eine große Beweglichkeit. Wenn letztere die Wasseroberfläche peitscht, haßt es weit hin wie ferner Donner. Die Hauptnahrung bilden verschiedene Arten von Kopffüßern (Mollusken, z. B. Tintenfische), welche massenhaft und in bedeutender Größe im Stillen Ozean vorkommen. Der Pottwal liefert verschiedenes Fett in erstaunlicher Menge. Am geschätztesten ist die blige Masse, welche dem mächtigen Kopf seine unformliche Gestalt gibt, und die als Walrat (*Spurma oeti*) in den Handel kommt. Es werden oft 5—6000 Pfund derselben von einem Exemplar gewonnen. Die Pottwaljagd ist ein gefährliches Geschäft. Vielsach sind es waghalssige Abenteurer, die sich zu demselben hergeben. Die betreffenden Schiffe erhalten eine ganz besondere Ausrüstung und haben meist über dreißig Mann am Bord, doppelt soviel als die Besatzung eines Kauffahrers gleicher Größe. Nähert man sich den Weibegründen der Walffische, so sieht ein Späher unermüdblich im Mastkorb. Endlich zeigt sich der Wasserstrahl, den der Wal in die Luft sendet. Der Ruf: „Da bläst er“ versetzt die ganze Mannschaft in Aufregung. Die Boote werden aufgesetzt und nähern sich behutsam dem Ungetüm, dirigirt durch Signale von dem Schiffe aus. Vorn steht der Harpunier, um, wenn die nötige Nähe erreicht ist, mit sicherer Hand die Wundwunde zu schleudern. Traf sie gut, so peitscht der Fisch wüthend mit dem mächtigen Schweif die Wogen, und schon manches Boot ist unter den Schlägen zertrümmert. Bald aber beginnt er zu fliehen. Pfeilschnell wickelt sich die Harpunenleine von dem Gajel, und nun wird das Boot mitgerissen und kann nur durch die größte Geschicklichkeit des Steuermanns vor dem Untergange bewahrt bleiben. Erst wenn das Tier ermattet, nähert sich das Boot wieder und mit scharfer Lanze wird ihm der Todesstoß beigebracht, auf den weithin das Wasser sich rot färbt. Der tote Wal wird aus Schiff geschleppt, mit scharfen Spaten wird der Speck in Stücken heruntergehoben und an Bord in großen Kesseln ausgelassen. Die ausgebratenen Überreste müssen das Material für das Tag und Nacht unterhaltene Feuer liefern. Alles an Bord starrt von Fett. Drei Tage vergehen bis die Beute beseitigt ist. Glücklicherweise enthält die Haut des Fisches einen allalischen Stoff, der mit dem Fette sofort sich zu Seife verbindend die Reinigung erleichtert. Oft hat die Mannschaft wochenlang Ruhe, bis ein zweiter Gang sie in rege Thätigkeit versetzt. Um aber eine volle Ladung zu gewinnen, bleibt das Schiff drei bis vier Jahre im Ozean, ehe es in den heimatischen Hafen zurückkehrt. Nur dann und wann sucht es eine Insel anzulaufen um Nahrungsmittel einzunehmen. Daß die Walffischjäger meistens nicht die geeigneten Personen sind, um den Insulanern europäische Kultur zu vermitteln, daß vielmehr der Verkehr zwischen beiden oft von Buzellosigkeit und Easern begleitet ist, läßt sich denken. Die ange deuteten Einfälle auf den Inseln mußten sehr ausgedehnt sein, da zu Zeiten 6—800 Schiffe den Walffischfang im Stillen Ozean betrieben.

Dem Waljäger aber folgte bald der Händler. Sein Einfluß ist noch tiefer gehend, weil er viel mehr mit den Eingebornen in Berührung kommt. Zwei Gegenstände waren es, welche bald gewinnbringende Handelsartikel darboten, beide für den chinesischen Markt: Tripang und Sandelholz. Der erstere gehört zu den Holothuriern (Sternwürmern), einer Klasse niederer Meerestiere, die den Ozean bevölkern. Es ist ein walzenförmiges, wurstförmiges Gebilde, über einen Fuß lang und mehrere Zoll dick, bestehend aus einer gallertartigen Masse. Für den Chinesen ist der Tripang ein Lederbissen. Die Insulaner sammeln ihn namentlich zur Zeit der Ebbe auf den Korallenriffen und trocknen ihn in offenen Schuppen. Die weißen Händler kaufen ihn gegen europäische Tauschartikel und machen in

Et
rie
ge
zug
vor

son
reg
Frü
der
Per
ziff

und
Dze
Vor

der
gebo
brech
flieh
folgt
aber
bereit
gezog
linier
Sübs

Ozean
resp.
Auftr
und
Afien
westli
mehr
Inseln
Der
Wasser
Teil d
besät.
derselb

im folg
Fahrt 2
regelmä
rechn.

China damit ein äußerst gewinnreiches Geschäft. Ebenso mit dem wohlriechenden Sandelholz, das in China zu allerlei Schnitzereien, sowie geraspelt zur Bereitung des Weihrauchs verwendet wird. Es wird vorzugsweise auf den melanesischen Inseln eingetauscht. Wir werden unten von den blutigen Spuren zu reden haben, die diesen Handel bezeichnen.

In neuerer Zeit aber ist der bereits zurückgegangene Walfischfang, sowie der eben erwähnte Handel weit in den Schatten gestellt durch den regen Handel mit Kokosöl, oder vielmehr der geschälten und getrockneten Frucht der Kokospalme, „Kopra“ genannt, welche in den Fabriken der australischen Hafenplätze ausgepreßt wird. Auch Schildpatt und Perlen bilden nicht unwichtige Handelsartikel. Als Basis für den pazifischen Handelsverkehr gewinnt Sydney immer größere Bedeutung.

Das Missionschiff, welches gleichzeitig mit dem Walfischfänger und dem Rauffahrteischiff als der wichtigste Träger der Kultur im Stillen Ozean eine regelmäßige Erscheinung bildet, sei an dieser Stelle nur im Vorübergehen erwähnt.

Dem Fischer und Händler und dem Missionar ist allmählich auch der Kolonist gefolgt¹⁾. Die ersten Europäer, die sich unter den Eingebornen niederließen, waren meist fortgelaufene Matrosen oder Verbrecher, denen es gelungen, aus den englischen Straßkolonien zu entfliehen. Unter ihnen finden sich schreckliche Gestalten. Es gab selbst solche, die mit den Insulanern zu Kannibalen wurden. Später kamen aber auch ordentliche betriebsame Ansiedler. Durch sie ist Neuseeland bereits gänzlich in den Kreis der englisch-australischen Kolonien hineingezogen. Seitdem aber der Stille Ozean von regelmäßigen Dampferlinien durchfurcht wird²⁾, ist der amerikanisch-europäische Verkehr in der Südsee in stetem Wachsen begriffen.

Gehen wir nun auf die natürlichen Verhältnisse des Stillen Ozeans ein. Das mächtige Becken, einerseits von der Westküste Amerikas resp. den zu derselben gehörigen Inseln³⁾, anderseits von der Ostküste Australiens, den östlichsten Inseln des Indischen Archipels (Molukken und Philippinen) sowie der langgestreckten Inselkette, die den Osten Asiens umgürtet und sich in den Kurilen bis zu der vorgeschobenen westlichen Spitze Nordamerikas fortsetzt, bildet eine Wasserfläche von mehr als drei Millionen Quadratmeilen. Tausende von Inseln und Inselchen sind über dieselben zerstreut und zwar sehr ungleichmäßig. Der östliche, nordöstliche und nördliche Teil sind eine ununterbrochene Wasserrüste von etwa einer Million Quadratmeilen, der südwestliche Teil dagegen erscheint auf unsern Karten stellenweis mit Inseln dicht besät. Wir dürfen jedoch nicht vergessen, daß unsre Kartographen viele derselben in der Isee sehr bedeutend vergrößern mußten, um sie nur

¹⁾ Meincke, a. a. D., S. 13.

²⁾ Zuerst wurde 1866 die Linie Sydney-Panama via Wellington eingerichtet; im folgenden Jahre diejenige zwischen Franzisko und Yokohama. Hier erfordert die Fahrt 20, dort 35 Tage. Später sind auch die Hawaii- und die Witiinseln in die regelmäßige Dampfschiffahrt hineingezogen.

³⁾ Auch die Revilla-, Giebo- und die Galapagosinseln werden zu Amerika gerechnet.

als Pünktchen auf der Karte niederlegen zu können. Auf der südlichen Hälfte des Ozeans liegt die Hauptmenge der Inseln, die größern nach Westen vorgeschoben, welche letzteren den australischen Kontinent in weitem Bogen umspannen und in der geologischen Struktur mit den entsprechenden Gebirgsletten derselben übereinstimmend, ihre organische Verbindung mit demselben bekunden. Das gesamte Areal aller Inseln ergibt etwa 21 000 Quadratmeilen, wobei aber die Risse und die von ihnen umschlossenen Lagunen mitgerechnet sind.

Was die Einteilung der Inseln betrifft, so erscheinen die meisten durch ihre Lage zu Gruppen, resp. Archipelen zusammen geordnet, während andere ganz vereinzelt liegen. Von einer Aufzählung jener Archipels und Gruppen sehen wir hier ab; wir werden die einzelnen bei der näheren Beschreibung der Missionsfelder kennen lernen. Hier sei nur im voraus bemerkt, daß wir die Einteilung der Inselwelt beibehalten, welche zunächst, auf dem ethnographischen Unterschied basierend, Melanesien und Polynesien unterscheidet. Dies ist im wesentlichen zutreffend. Der nördliche Teil des Inselbogens, welcher Australien umspannt (von der Fichtinsel an), ist mit geringen Ausnahmen von schwarzen Stämmen bewohnt, die übrigen Inseln haben braune Bevölkerung. Wenn aber dann weiter die Einteilung die nördlich von Melanesien, meist aus kleinen Inselchen bestehenden Archipele als Mikronesien sonbert, so stellt sie sich damit auf ein anderes Prinzip. Trotz alles Unzutreffenden aber behalten wir diese bereits tief eingebürgerte Teilung bei, da sich Mikronesien in der That in manchen Beziehungen als ein zusammenhängendes Ganze charakterisirt.

Wir müssen jedoch, um eine deutliche Vorstellung von den Inseln des Ozeans zu erhalten, auf die geologische Gestaltung derselben näher eingehen. Es zeigt sich uns hier wieder ein scharfer Unterschied zwischen den hohen (bergigen) und den niedrigen (flachen) Inseln. Unter den ersteren aber haben wir diejenigen auszuheben, deren Gebirge aus sedimentärem Gestein bestehen. Hierher gehören lediglich die melanesischen Inseln und Neuseeland. Auf keiner der übrigen Inseln kommen sedimentäre Gebirge vor. Alle Berge derselben gehören ausschließlich der vulkanischen Formation an¹⁾. Wo die letztere auf dem eben erwähnten Inselgürtel zu Tage tritt, durchbricht sie sedimentäres

¹⁾ Es wäre dies Grund genug, Melanesien und Neuseeland überhaupt von der übrigen Inselwelt abzusondern und als geographisches Zubehör zum australischen Festlande zu fassen, ebenso wie man die japanischen Inseln selbstverständlich zu Asien rechnet. Man würde dann unter der Bezeichnung: Inseln des Stillen Ozeans, ein einheitliches Ganze haben. Die zwischen dem betreffenden Inselgürtel und dem Festlande gelegenen Gewässer würden sich mit demselben Rechte von dem Ozean abtrennen lassen, wie das Gelbe und das Japanische Meer. Ich verzichte jedoch darauf, geographischer Reformator sein zu wollen. — Für diejenigen Missionsfreunde, welche sich für Geologie interessieren, sei bemerkt, daß die Gebirgszüge jener meist langgestreckten Inseln auf der dem Festlande abgewandten Seite die älteren Formationen zeigen, bis zur Grauwacke und dem Thonschiefer, auf der andern aber die jüngeren bis zur Kreide. In umgekehrter Ordnung finden sich dieselben in den Gebirgszügen des Festlandes.

Gest
vull

jetzt
leben
in de
Pflan
zu gr
einer
wall,
den
West
Molu
Neuse
Sein
Land
Fluten
hat, i
und
forma

Thät
auf d
dem
kalt
genden
gehört
täusch
werden
aus
strahl
rung
Diese
schütte
durch
andern
einen
innerh
erstarr
daraus
Das
tropisch
Tempe
bis zu
ganz a

¹⁾ s
²⁾ s
³⁾ s
Risse der

Gestein. — Zunächst ein paar Bemerkungen über jene hohen Inseln vulkanischer Bildung¹⁾.

Sie zeigen sich in allen möglichen Formen, vom einfachen Kegel zum zerpaltenen, zerklüfteten Gebirge, reich an schönen Schluchten und jadisigen Gipfeln. — Letztere erheben sich zum Teil bis zu 4500 Meter in alpinischer Großartigkeit. — Nirgends in der Welt vereinigen sich Basalte und Wasserfälle, umgeben vom herrlichsten Pflanzenwuchs, zu ansehnlicheren Gemälden, nirgends treten Meer und Felsgebirge zu großartigeren Bildern zusammen. — „Einst waren die Inseln der Schauplatz einer großen Menge thätiger Vulkane, deren gegenwärtig nur noch wenige auf Hawaii, den Tonga- und Samoainseln und den nördlichen Ladronen brennen.“ An den Grenzen des Ozeans aber erheben sich überall Feuerpeleende Berge: längs der Westküste Amerikas, auf den Aleuten, Kurilen, Japan, Laysan-Inseln, Philippinen, Molukken, und die Kette setzt sich über Neu-Guinea, die Neu-Hebriden bis auf Neuseeland fort²⁾. Das ganze Meeresboden steht unter vulkanischem Einflusse. Sein Boden scheint andauernden Schwantungen unterworfen. Große Strecken Landes senken sich fortwährend tiefer ins Meer, andere emporsteigen langsam den Fluten. Dieses Verhältnis, das man auf einigen Inseln sehr deutlich vor Augen hat, ist wichtig um die andere Formation zu verstehen, die neben der vulkanischen und diese überragend im Stillen Ozean die größte Rolle spielt: die Korallenformation.

Die Korallenformation gehört den jüngsten noch in voller Thätigkeit begriffenen Bildungen unserer Erdrinde an. Winzige, fast auf der untersten Stufe animalischen Lebens stehende Tierchen, die auf dem Meeresgrunde festgewachsen ihr Dasein führten, lassen ihre veralteten Stiele zurück, auf denen Milliarden ihres Geschlechts in folgenden Generationen leben, absterben und verfallen. Die Korallentiere gehören der Klasse der Polypen an, die wegen ihrer den vegetabilischen täuschend ähnlichen Formen als Zoophyten, Pflanzentiere bezeichnet werden. Sie haben einen weichen, gallertartigen Körper, der fast ausschließlich aus einem Magen besteht. Die Mundöffnung ist von strahlig gestellten Fühlern umgeben, welche zur Ergreifung der Nahrung dienen und zugleich die einzigen Sinnesorgane des Tieres sind. Diese sind stets in Bewegung und ziehen sich bei der leisesten Erschütterung zurück. Die Fortpflanzung geschieht bei den meisten Arten durch Knospen oder durch Teilung. Ein Tier wächst immer aus dem andern hervor, so daß es sich hier nicht um Individuen, sondern um einen tausendfach verzweigten Stamm handelt. Jeder Zweig sondert innerhalb seines Gewebes die kalkige Masse ab, durch die er zuletzt erstarrt und absterbt. Durch den Einfluß der Meereswellen bildet sich daraus der Madreporenkalkstein, aus dem sich die Riffe aufbauen. Das Vorkommen dieser Riffe beschränkt sich auf die tropischen und subtropischen Gewässer, denn die Tiere³⁾ können nur gedeihen, falls die Temperatur des Wassers nicht unter 13° R. sinkt. Hat sich der Bau bis zu dem niedrigsten Punkt der Ebbe erhoben, so sterben die Polypen ganz ab. Die gewaltig andringenden Wogen zerbrechen den künstlichen

¹⁾ Vergleiche Hartwig, a. a. O., S. 2 ff.

²⁾ Auch ein guter Grund für die oben (S. 6, Fußnote 1) angegebene Begrenzung.

³⁾ Es sind übrigens verschiedene Arten von Korallenpolypen, aus denen die Riffe der Südsee entstehen, Asträen, Poriten, Mänandrinen u. s. w.

Bau und fügen die einzelnen Teile der verkalkten Zweige immer fester in einander, so daß zuletzt eine feste Felsmasse, der Madreporentalk, daraus entsteht. Wieder und wieder reißen die Wellen einzelne Blöcke davon ab und zerreiben sie zu Korallensand, der mehr und mehr auf das Riff geschleudert wird; dies geschieht ungleichmäßig: an manchen Stellen mehr, an andern weniger. Erstere erheben sich zuletzt etwas über den Meerespiegel, und so entstehen die Rifffinseln. Nun bildet sich durch angetriebene Samenkörner allmählich eine Vegetation. Mit der Zeit entsteht eine Humusschicht, die immer weiteren Pflanzen den Boden gewährt, bis zuletzt das Riff an verschiedenen Punkten mit den stattlichen schlanken Kokospalmen besetzt ist.

Die Korallenriffe erscheinen vielfach aus der bedeutendsten Meeres-tiefe wie steile Mauern aufgebaut. Die Beobachtung, daß die Polypen nur in einer Tiefe von 20—30 Klaftern unter dem Meerespiegel leben können, veranlaßte verschiedene Hypothesen über die Entstehung der Riffe. Darwin war es, der dieselbe mit der Senkung des Meeres-bodens in Verbindung brachte. Es ist allerdings einleuchtend, wie eine Korallenbank, die sich mit dem sie tragenden Felsen immer tiefer senkte, dadurch, daß an ihrer Oberfläche die Polypen immer fort wucherten, in solch einen schroffen, tausend Fuß hohen Wall verwandelt werden konnte. Auch die verschiedenen Arten der Riffe lassen sich bei dieser Annahme ihrer Entstehung wohl erklären. Man unterscheidet nämlich Küsten-, Barrier- und Lagunenriffe. Küstenriffe, auch Franzenriffe genannt, sind die, welche sich dicht am Rande eines Landes in das Meer erstrecken. In solchem Falle hat sich das letztere noch wenig gesenkt. Ist aber bereits eine Senkung eingetreten, so findet sich zwischen dem Riff und dem Lande ein schmaler Streif von Wasser. Auf der Landseite des Riffs gedeihen die Polypen weniger, da ihnen nicht die Meereswogen, wie auf der andern Seite, ihre Lebensbedingungen erfüllen. Je tiefer nun das Land oder die Insel sinkt, desto breiter wird jener Streifen Wassers, der die noch über dem Spiegel hervorragende Rüste von dem Riff trennt. Er wird die Lagune genannt, und das letztere ist in diesem Falle ein Barrierriff oder Wallriff. Mit wenigen Ausnahmen sind die hohen Inseln von solchen umgeben. Hier und da führen Kanäle¹⁾ vom Meer in die Lagune oder das Küstenmeer, dessen Breite in einigen Fällen sogar mehrere Meilen beträgt. Ist das Sinken einer Insel aber soweit vorgeschritten, daß sie bereits unter dem Wasser verschwunden ist, so bleibt das frühere Barrierriff als Lagunenriff zurück. Die kleinen Rifffinseln, welche die Lagune wie ein Kranz umgeben, bilden nun das einzige bewohnbare Land. Diese Laguneninselgruppen (man nennt sie auch Atolle) treten im Stillen Ozean in großer Menge auf. Einzelne Archipele bestehen fast ausschließlich aus solchen. Es kommt auch vor, daß durch fortgehende An-

¹⁾ Manche derselben sind nur schmal und leicht und gestatten nur kleineren Booten den Eingang, andere sind breit, tief und führen große Schiffe in die sichern Lagunenhäfen. Oft aber sind in den Küstenmeeren wieder neue Korallenbänke entstanden, die den Schiffen gefährlich werden können.

späl
Min
form
gefü
le n
dene
konm
der
eben
bloß
Bode
Insel
Kalkf
schwe
mäh
selben
100
tung

blauen
Schiffe
lichen
über d
deutlich
steigt,
Es ist
Erschei

D
schlagen
schmale
grüne
Vegeta
eingesch
stimmte

fr
ringes
Scene,
einer g
blaue
sandige
haften
fläche e
In den
Gebüsch
sternför
stehende
blutrot
hüfchen
Schupp
Wasser
vollen
Grunde

spaltungen die verschiedenen Riffinseln in einen zusammenhängenden Ring von Land vereinigt sind. Wo auch in der Lagune die Korallenformation fortgeschritten ist, kommt es dahin, daß jene zuletzt ganz ausgefüllt ist. Dies ist der Fall mit den niedrigen (flachen) Koralleninseln, auf denen noch eine Vertiefung in der Mitte die verschwundene Lagune andeutet. Um aber die Reihe der im Stillen Ozean vorkommenden Inseln zu erschöpfen, müssen wir endlich noch die der gehobenen Koralleninseln erwähnen. Sie gehörten einst der eben zuvor genannten Klasse an. Der Meeresboden aber senkt sich nicht bloß, sondern ist langsamen Schwankungen unterworfen. Wenn der Boden an einer Stelle, auf der bei früherem Sinken eine solche niedrige Insel entstand, sich wieder gehoben hat, so ragt sie nun mit schroffen Kalkfelsenwänden aus dem Meere hervor. Es läßt sich denken, wie schwer zugänglich solche Küsten sein müssen, wenn nicht schon die allmächtig wirkende Gewalt des Wassers Schluchten und Thäler in denselben ausgewaschen hat. Die Höhe solcher Inseln steigt bis auf 100 Meter. — Doch lassen wir uns nach dieser schematischen Betrachtung das Bild einer Koralleninsel selbst vorführen.

„Selbst überraschend ist der Anblick einer Koralleninsel! Sonst sind es die blauen Gipfel der Gebirge, die zuerst am fernen Horizont dem heransegelnden Schiffer erscheinen, und es währt lange, ehe das allmählich wachsende Land zu deutlichen Umrissen sich gestaltet. Diese niederen Eilande dagegen, die nur wenige Fuß über dem Meerespiegel sich erheben, kündigen sich plötzlich aus geringer Ferne durch deutlich kennbare Baumwipfel an, die, so wie das Schiff mit der schwellenden Woge steigt, aus dem Ozean auftauchen und mit der sinkenden Welle wieder verschwinden. Es ist, als ob ein Wald im Meere wurzelte, und man fragt sich, ob die unsichere Erscheinung nicht eher ein Wahnbild der Luftspiegelung als eine Wirklichkeit war.

Doch bald zeigt sich der aufspritzende Schaum der gegen das Grundriff anschlagenden Brandung, und endlich kommt auch dicht über dem Wasserspiegel der schmale Streifen weißgelblichen Korallensandes zum Vorschein, auf welchem jener grüne Waldbaum sich erhebt. Trägt die Insel eine nur spärliche und niedrige Vegetation, so erblickt man auch wohl vom Mastorbe aus das stille Wasser des eingeschlossenen Lagunenbeckens, dessen Ruhe seltsam absteht gegen das Wogengestümmel am äußeren Rande des Riffs.

Ist es dem Fahrzeug gelungen, durch eine Öffnung des einschließenden Korallenringes in die Lagune einzubringen, so eröffnet sich eine nicht minder eigentümliche Scene, deren Schönheit jedoch vorzüglich auf dem Glanz der Farben beruht. Bei einer größeren Tiefe von 40—70 Meter hat das Binnenwasser schon ganz die dunkelblaue Farbe des unergründlichen Ozeans; dort aber wo es auf seichterem weißsandigen Grunde ruht, erscheint es unter dem Strahl der senkrechten Sonne in lebhaftem Grün¹⁾. Auf den Felsen aber, die hier bis auf einige Meter gegen die Oberfläche emporragen, zeigen sich auf das herrlichste die verschiedenartigen Korallen. In dem Wasser, das plötzlich zartgelbe oder apfelgrüne Tinten annimmt, erscheinen Gebilde jener Alumentiere in mannigfaltigsten Formen: hier zierlich verästelt, dort sternförmig blühend, bald kolbenartig, bald wie ein Hirschkgeweih, bald fein gefiederte Blätter. Und die seltsamen Formen prangen in den herrlichsten Farben: blutrot und lebhaft grün, glänzend orange, tief blau und zart rosa. Dazwischen huschen hin und wieder Schwärme kleiner Fische mit schimmerndem, metallglänzendem Schuppenkleid. — Sobald das über die Lagune gleitende Boot sich wieder tieferen Wasserflüchten nähert, verschwindet das entzückende Bild allmählich in der geheimnisvollen Halburchsichtigkeit der letzteren, bis plötzlich wieder aufs neue auf seichterem Grunde ähnliche Formen und Farben hervortreten.

¹⁾ Hartwig, a. a. D., S. 122 und 129.

Nachdem wir hiermit die verschiedenen charakteristischen Inselnformen des Stillen Ozeans dargelegt haben, geben wir nur einige Bemerkungen über das Klima, sowie die Pflanzen- und Tierwelt dieses Gebietes.

Man hört wohl öfters von dem ewig heitern Frühling jener glücklichen Inseln sprechen. Aber wenn auch die Temperatur des hier durch die Masse des umgebenden Wassers und die kühnenden Seewinde gemilderten Tropenklimas immer eine angenehme sein mag¹⁾, so herrscht doch keineswegs immer heiteres Wetter. Die Samoainseln z. B. haben durchschnittlich im Jahre 144 Regentage²⁾. Durch die ungleiche Verteilung derselben über das Jahr entstehen auch hier verschiedene Jahreszeiten, die aber nicht auf allen Archipelen gleichmäßig eintreten. Auf manchen, namentlich auf den niedrigen Inseln, sind sie oft von verheerenden Orkanen begleitet, die dann wohl einmal eine Insel selbst aller Vegetation berauben und sie in ein ödes Riff verwandeln. Im Stillen Ozean herrscht nämlich keineswegs so ausschließlich, wie man dies früher annahm, der stete westwärts wehende Passatwind, sondern es wechseln auch hier Monsune wie in Indien, welche einerseits reichlichere Regen, andererseits mehr klare, heitere Tage bringen. In der Zeit, wo die eine dieser Luftströmungen in die andere übergeht, entstehen jene Stürme. Zuweilen fegen auch Flutwellen vernichtend über die Eilande hin.

Was die Flora betrifft, so zeigt sie in Mikronesien und Polynesian viel Verwandtschaft mit dem indischen Vegetationscharakter, während in Melanesien mehr australische Elemente hervortreten. Nur auf den hohen Inseln sind zahlreichere Pflanzenarten vertreten, die auf dem vulkanischen Boden aufs üppigste gedeihen³⁾. Barringtonien⁴⁾ mit großen Blüthenrauben zwischen dem prächtigen, glänzenden Laube zieren besonders den Saum des Gehölzes. Sternmyrten (Sonneratia), eichenstarke Bäume mit vier bis sechs Zoll langen glänzenden Blättern sind mit großen weißen oder karminroten Blumen geschmückt⁵⁾. Kasuarinen mit ihren fadenförmigen, schachtelhalmartig gegliederten Zweigen, Erythrinen mit den glänzend roten Schmetterlingsblüthen auf lichtgrünem Laube und andere Leguminosen. — Myrabolanen, Malvaceen, orangenartige Bäume u. s. w. machen die Wälder aus. Die Bäume sind malerisch gruppiert und zeichnen sich aus durch Schönheit der Krone und Eleganz der Belaubung. Neben ihnen erscheinen die zierlichen Baumfarne, die sonst nirgends auf der Erde einen so lachenden Anblick gewähren. In Stämmen von sieben bis acht Meter treten sie auf und

¹⁾ Der Temperaturunterschied zwischen dem heißesten und dem kältesten Monat beträgt auf den Gesellschaftsinseln nur 2–3° R., der Durchschnitt 20° R.

²⁾ Es ist freilich zu bemerken, daß der Regen dort schneller vorübergeht und sofort dem heiteren Himmel Platz macht.

³⁾ Merkwürdig ist es, wie der Reichtum an Arten nach Osten zu immer abnimmt, so daß die östlichen Inseln deren verhältnismäßig nur wenige haben. Auch diese zeigen keine deutliche Übereinstimmung mit dem Vegetationscharakter des näheren Amerika.

⁴⁾ Bei den Eingebornen Gutabaum. Die Blüten sind weiß mit rotem Rande.

⁵⁾ Die Frucht gleicht einem Stern, daher der Name.

bilden
Schlie-
Stäm-
diesen
fürcht
fehlt,
Haupt
ihren
Meere
Chara-
zu eru-
pieren
escale

1)
2)
liefert,
Geste u
fruchtba
Laubböl
erreicht,
Zweigen
So bild
lang un
die gelb
Ästen u
Bäume
edig ge
weisen,
Markt i
den Gel
a. a. D.
sie die
früheren
durch d
Das g
eine höl
hoch, be
beitet u
bildet.
3)
4)
länglich
30–40
5)
uns un
ähnlich
Dide ei
haben
viel W
gelegten
den In-
Blättern
benen d
süße Ra

bilden beträchtliche Waldstreden. Prachtvolle Winden und andere Schlingpflanzen, deren Farben bis ins unenbliche wechseln, zieren die Stämme und Kronen der Bäume. Eine herrliche Frische herrscht in diesen Wäldern, wo man kein reisendes Tier, keine giftige Schlange zu fürchten hat. Die Kokospalme, die wohl auf keiner der Südseeinseln fehlt, schmückt die Gestade, während die Kahlpalme majestätisch ihr Haupt über die lachenden Wälder erhebt. Die niedrige Nipapalme mit ihren riesigen Blättern bedeckt morastige Stellen der Flußufer und der Meeresküste, und Pandanen verleihen den hohen Gestaden einen eignen Charakter von Eleganz¹⁾.

Als Kulturpflanzen haben wir nur Bäume und Knollengewächse zu erwähnen. Kokospalmen, Bananen, der Brotfruchtbaum²⁾, der Papiermaulbeerbaum³⁾ und anderseits Jams, Dioscorea⁴⁾, Taro, Arum-esculentum⁵⁾, Bataten, Convolvulus batatas⁶⁾, und endlich auch

¹⁾ L. Rudolph, Die Pflanzenbede der Erde, S. 228.

²⁾ Da der Baum für einen großen Teil der Südseeinsulaner die Hauptnahrung liefert, müssen wir hier näher auf denselben eingehen, obgleich schon in einem früheren Hefte über den verwandten Dhalbaum Indiens einiges bemerkt wurde. Der Brotfruchtbaum (*Artocarpus incisa*) ist eine prachtvolle Erscheinung, so daß kein unsrer Laubbölzer sich mit ihm messen kann. Seine volle Größe, die er in 60–70 Jahren erreicht, beträgt 40–50 Fuß. Er treibt wenig Hauptäste mit vielen aufrechten Zweigen, an deren Ende sechs bis sieben Blätter rosettenförmig beisammen stehen. So bildet er eine große dicke Krone. Die gelappten hellgrünen Blätter sind 1½ Fuß lang und fast 1 Fuß breit. Am Ende der Zweige ragen aus den Blätterbüscheln die gelbbraunen Köpfe hervor. Die Früchte erscheinen am Stamme und an den Ästen und sind acht bis neun Monate hindurch ohne Unterbrechung zu haben. Drei Bäume reichen hin um einen Menschen zu ernähren. Die Frucht ist gelb, mit sechs- oder achtfacher Schale, oft wie ein Kinderkopfe groß, und besteht aus einem schneeweißen, lockeren, mehligem Gewebe. Nach Entfernung der harten Schale wird dies Mark in Blätter gewickelt und zwischen heißen Steinen geröstet. Es erhält dann den Geschmack von Weizenbrot. Roh ist die Frucht ungenießbar. (Vergl. Rudolph, a. a. O., S. 106 ff.). Für die Zeit, wo keine Früchte vorhanden sind, konserviren sie die Insulaner in Gruben, wo sie in saure Gährung übergehen. Dieses in früheren Reisebeschreibungen gerühmte Nahrungsmittel wird von M. Büchner (Reise durch den Stillen Ocean, S. 284) freilich weniger vorteilhaft beschrieben. Er sagt: „Das ganze Dorf riecht danach, wie nach faulem Käse und faulem Gemüse. Es ist eine höllische Nahrung.“

³⁾ *Broussonetia papyrifera*, ein strauchartiger Baum, fünf bis sieben Meter hoch, dessen Rinde durch Klopsen mit hölzernen Schlägeln zu dem Lapatuch bearbeitet wird, das in ausgebreiteter Weise den Bekleidungsstoff für die Eingebornen bildet.

⁴⁾ An den leicht kletternden Ranken bilden sich unter der Erde die großen, länglichen, zuweilen getheilten mehlförmigen Knollen, die oft mehrere Fuß lang und 30–40 Pfund schwer sind.

⁵⁾ Verwandt mit *Colocasia* und *Calladium*, der äußern Erscheinung nach der bei uns unter dem Namen Kalla bekannten Zimmerpflanze (*Richardia aethiopica*), sehr ähnlich, nur daß die Laroblätter vier Fuß lang sind und der fleischige Stengel die Dicke eines ansehnlichen Baumstammes erreicht. Die an denselben wachsenden Knollen haben die Größe eines kleinen Kinderkopfes. Die Pflanze bedarf zu ihrem Gedeihen viel Wasser, daher wird sie in flachen Bassins gezogen oder in terrassenförmig angelegten Furchen. Es werden 33 namhaft verschiedene Varietäten dieser Pflanze auf den Inseln des Ozeans kultivirt.

⁶⁾ Eine annuelle Windenart, deren kriechende Stengel mit großen herzförmigen Blättern zwei bis drei Meter weit laufen ohne zu klettern. Ihre Knollen sind denen der Kartoffel sehr ähnlich, schmecken aber süßer und werden daher kurzweg süße Kartoffeln genannt.

Kava, *Piper methysticum*¹⁾, sind lauter indische Gewächse und bilden einen bedeutsamen Fingerzeig über die Richtung, von welcher die Kultur auf die Inseln des Stillen Ozeans gelangte.

Über die niedrigen Inseln ist noch zu bemerken, daß die Zahl der dort vorkommenden Pflanzen eine sehr beschränkte ist. Auf einem der Archipele finden sich nur etwa 30 Spezies einheimisch. Hier ist es die Kokospalme, auf welche die Bewohner oft ausschließlich angewiesen sind. Meistens aber sind auch andere der genannten Kulturpflanzen eingeführt.

Auch die Fauna zeigt in ihrer Verbreitung über den Stillen Ozean wie die Flora (vergl. oben S. 10 Fußnote 3) nach Osten hin eine steigende Armut. An Landäugetieren waren freilich überhaupt nur das Schwein, der Hund und die Ratte vorhanden, alle übrigen sind erst durch die Europäer eingeführt worden. Das Huhn war fast auf allen Inseln vorhanden, wie überhaupt die hühnerartigen Vögel, namentlich Tauben stark vertreten waren. Noch mehr gilt dies von den Klettervögeln (Papageien), von denen sich im Bereich des Ozeans 120 Arten finden, wovon aber über die Hälfte ausschließlich auf Neu-Guinea heimisch ist, während auf dem Markesas- und Baumotuarchipel nur einige Arten vorkommen. Ähnlich ist die Verbreitung der sperlingsartigen Vögel, deren manche durch „außerordentliche Pracht und Schönheit ausgezeichnet sind.“ — Reptilien sind auf den Inseln selten. Einige Säugetierarten, meist ungefährliche, finden sich im Westen, verschwinden aber mit den Tongainiseln. Merkwürdig ist die weite Verbreitung der Eidechse, die sich auf allen, selbst auf den kleinsten Laguneninseln findet. Man nimmt an, daß sie auf Treibholzstämmen, wie sie überall auf den Inseln sich finden, vom Kontinent herüber gekommen sei. — Auch die Insekten sind nur im Westen stark vertreten, nur die Schmetterlinge, oft schön gefärbt, sind auch reichlicher bis auf die östlichen Gruppen verbreitet. „Fliegen und Moskitoen finden sich überall.“

Auf die Fauna des Meeres haben wir hier nicht ausführlicher einzugehen. Nur sei der zahlreichen Seevögel gedacht, die auf manchen unbewohnten Inseln ihre Brutstätten haben und durch deren seit Jahrhunderten angesammelte Exkremente die Guanolager entstanden sind, welche für den europäischen Verkehr im Stillen Ozean in neuester Zeit eine so große Bedeutung erlangt haben. Fische und Mollusken, die für das Bestehen der Eingebornen von Wichtigkeit sind, sind reichlich vorhanden. Auch sie zeigen vielfach die Verwandtschaft mit dem Indischen Ozean.

Mehr Interesse aber als die Kreatur erweckt der Herr derselben, der Mensch. Über die Bevölkerung der Inseln des Stillen Ozeans und ihre ethnographische Stellung unter den Völkern des Erdballs sind verschiedene Hypothesen aufgestellt worden. Alle Versuche, sie mit den Indianern Amerikas in Verbindung zu bringen, sind mißglückt. Auch hier zeigt sich die Verwandtschaft mit Indien.

¹⁾ Aus den zerlauten Wurzeln dieser rankenden Pfefferart wird durch Auswässern das Lieblingsgetränk der Eingebornen bereitet, das, narkotisch wirkend, schädliche Folgen hat.

Bild
frau
an
Land
den
derse
nach
Gege

gent
und
schen
sind
können

Polyn
durch
der na
als un
Polyn
rück v
Stämm
(auf d

einig,
stimme
Gestalt
obschon
der letz

¹⁾ Borarbe
meisters
den Bed
Hände,
ich mir
nischen
brungen,
thropolis
des ganz
oder eine
man mit
mentlich
mehr ge
gestattet.

Es leben auf den Inseln zwei Volksstämme, die durch physische Bildung weit von einander getrennt erscheinen, ein dunkelfarbiger mit krausmolligem Haar und ein hellfarbiger mit glattem Haar, der jenen an Bildung weit übertrifft. Man bezeichnet sie mit dem Namen Melanesier und Polynesier. Da das vorliegende Heft es nur mit den letzteren zu thun hat, beschränken wir uns hier auf die Betrachtung derselben und behalten uns die Beschreibung der Melanesier für das nächste Heft vor. Somit gehen wir nunmehr zu unserm spezielleren Gegenstande über.

2. Ethnographisches über die braunen Völkerschaften der Südseeinseln¹⁾.

Die Polynesier zerfallen wieder in zwei Abteilungen: die eigentlichen Polynesier, zu denen auch die Neuseeländer gehören, und die Mikronesier. Die Unterschiede liegen nicht in der physischen Bildung, sondern in der Sprache und in Kulturunterschieden und sind kaum größer als zwischen den Deutschen und Scandinaviern. Wir können daher beide Völker in gemeinsamer Schilderung zusammenfassen.

Schon Cook und R. Forster erkannten den Zusammenhang der Polynesier mit der Bevölkerung des Indischen Ozeans. Derselbe ist durch die nahe Verwandtschaft der Sprachen, durch die Übereinstimmung der natürlichen Bildung und gewisser politischer und religiöser Ansichten als unzweifelhaft bewiesen. Auch der eben erwähnte Unterschied zwischen Polynesiern und Mikronesiern läßt sich bis zum Indischen Archipel zurück verfolgen. Er entspricht dem Unterschiede der malaisch-javanischen Stämme (im südlichen und mittleren Teile) und der tagalisch-bissayischen (auf den Philippinen).

In betreff der körperlichen Bildung sind alle Beobachter darüber einig, daß sie eine sehr vorteilhafte ist. Man schildert sie übereinstimmend als schön und gut gebaut, stark und muskulös, groß von Gestalt, den Europäern gleich wo nicht größer, dabei fleischig, vor allen, obschon nicht ausschließlich, die Vornehmen. Die physischen Vorzüge der letzteren (einschließlich hellerer Hautfarbe) vor den niederen Klassen

¹⁾ Für den folgenden ethnographischen Abschnitt lagen mir die gebiegensten Vorarbeiten vor. Der betreffende Abschnitt aus dem Werke Meinies, des Altmeisters unserer wissenschaftlichen Arbeiten über die Südsee, würde ziemlich genau den Bedürfnissen meiner Leser entsprechen, und wüßte ich das Buch in ihrer aller Hände, so würde ich einfach darauf verweisen. Da jenes nicht der Fall ist, gestatte ich mir hier größtenteils die wörtliche Aufnahme, ohne mich jedoch zu einem mechanischen Abschreiben verpflichtet zu halten. Hier und da süßte ich mich doch gedrungen, nach Gerland, Die Völker der Südsee (L. VI. von Wail, Anthropologie der Naturvölker), einer mit staunenswerthem Fleiß gemachten Verarbeitung des ganzen einschläglichen Quellenmaterials, einen präzisieren Ausdruck aufzunehmen oder einen und den andern Zug etwas ausführlicher vorzuführen. Offenlich wird man mir diese ausgedehnte Benutzung fremder Werke nicht übel nehmen. Wer namentlich neben Gerland in diesem Stilde etwas Selbständiges arbeiten wollte, müßte mehr Zeit zur Verfügung haben, als sie die Umarbeit des vorliegenden Werkes gestattet.

hat man durch ethnographische Unterschiede von Siegern und unterworfenen Bevölkerung zu erklären versucht. Die bessere Ernährung und das mühselose Leben der Vornehmen bieten jedoch einen ausreichenden Erklärungsgrund. Die Frauen sind nicht so schön gebaut wie die Männer — „ihr Wuchs ist zu unterseht und stämmig; obwohl sie in der Jugend nicht ohne Anmut und bisweilen sogar sehr reizend sind.“ Die Hautfarbe schwankt zwischen hell- und dunkelbraun mit einem Anflug ins Gelbe oder aber ins Olivengrüne. Auf den Laguneninseln sind sie durch den Einfluß der Luft viel dunkler. Die Vornehmen, welche sich der Luft weniger aussetzen und vor allem die Frauen sind oft nicht dunkler als die Südeuropäer; Beispiele des Erröthens werden oft genug erwähnt. Die Gesichtszüge sind regelmässig und angenehm, manchmal selbst schön, das Gesicht gewöhnlich oval mit etwas nach vorn vorstehenden Backenknochen und rundem, vollem Kinn, die Stirne hoch und gewölbt, die schwarzen Augen klein, manchmal etwas eingesunken, die Brauen wohlgezeichnet und gerade, die Nase mässig hoch, hoch an der Spitze etwas niedergebrückt, übrigens häufig gebogen, die Ohren zart obwohl bei manchen groß, die Lippen durchgängig voll, die Zähne meist schön weiß. Das Haar ist schwarz und lang, fein und glänzend (mit leichter Neigung sich in Locken zu legen), Kahlköpfe sind selten, der schwarze Bart ist gewöhnlich dünn (auf Totelau und Baumotu Ausnahmen — er keimt meist in den mittleren Jahren). Die Brust ist breit, Hände und Füße im Verhältnis klein, Arme und Beine nervig, die letzteren jedoch (wenigstens bei Neuseeländern und Karoliniern) etwas verkürzt. Im ganzen sind sie gesund; allgemein verbreitet ist eine Art Ausschlag, und die Elephantiasis sowie Augenkrankheiten sind nicht selten. Am schlimmsten und verderblichsten sind die Strofeln und Lungenleiden, deren Einfluß durch die Beschaffenheit der Wohnungen und Bekleidung noch gesteigert wird¹⁾, und durch den Verkehr mit den Europäern sind ihnen in neuerer Zeit manche sehr gefährliche Krankheiten (Influenza [Grippe], Masern, Blattern, Cholera u.) zugeführt worden²⁾.

Was den Charakter der Polynesier betrifft³⁾, so waren bekanntlich die Reisenden in früherer Zeit ganz hingerissen von dem unschuldigen, herzlichen, zuvorkommenden und biederem Wesen, das ihnen bei den Eingebornen entgegentrat. Aus dem Ruhm, den sie der allzeit fröhlichen Liebenswürdigkeit der letzteren spendeten, ist zum großen Teil die Schwärmerei für die noch von „Europas übertünchter Höflichkeit“ unberührten Naturvölker hervorgegangen. Genauere Forschungen aber haben uns diese Liebenswürdigkeit nur als die Decke gezeigt, hinter der ganz andere Charakterzüge liegen, und von der leichten Erregbarkeit, der schnellen Empfänglichkeit für neue Eindrücke, der stets leicht angeregten Lebenslust und Vergnüglichkeit abhängt. Im Grunde

¹⁾ In der Nacht ohne Decke schlafend, husten sie fortwährend (Buchner).

²⁾ Die Syphilis scheint einheimisch gewesen zu sein; allein die Europäer mögen eine verderblichere Form dieses schrecklichen Leidens eingeführt haben.

³⁾ Ganz nach Gerland, S. 105 ff.

des
Boll
Die
groß
stäh
nach
ist,
so a
zur

Trau
inner
erging
fertig,
wieder
licher
ste, sa
Trau
in un
miltö

zug i
umgef
Die
reitet.
sich d

höhem
Blut
ihr W
einstim
bestand
zosen
die au
Stamm

Selbst
desselb
Freinds
freundl
Im ga
obgleich
viel fr
lofeste
als ein

¹⁾ I
Schande
die größt

des Herzens aber ruht Heimlichkeit, Falschheit und Hinterlist. Im Volke selbst herrschte Ehrlichkeit, und selten vorkommende Fälle von Diebstahl wurden hart bestraft, den Europäern gegenüber aber mit großer Schlaubeit, Geschicklichkeit und unglaublicher Frechheit Diebstähle verübt. Sie entsprangen aus der unbezwinglichen Begehrlichkeit nach den neuen, herrlichen Sachen der Ankömmlinge¹⁾. Der Polynesier ist, wie sich hierin zeigt, ganz von seinen Vorstellungen abhängig. Ebenso aber tritt dies auch in den raschen Übergängen von einer Stimmung zur andern hervor.

Ganze Gesellschaften können plötzlich von der lärmendsten Freude zur tiefsten Trauer übergehen, wenn sie an irgend etwas Trauriges, vielleicht ganz zufällig, erinnert werden. Und umgekehrt: in eine lärmende Schaar, welche sich in Totenklagen erging, drängten sich zwei Weiber ein und riefen: Wir sind mit Weinen noch nicht fertig, aber wir wollen erst unsre Kartoffeln im Ofen braten, dann kommen wir wieder und setzen das Weinen fort. So wollen wir es machen, riefen alle mit weinerlicher Stimme, und so geschah es (Basler Missionsmagazin 1836, 613). Ich habe sie, sagt Crozet, in derselben Viertelstunde von einer kindischen Freude zur größten Traurigkeit, von völliger Gemütsruhe zur ärgsten Wut übergehen und dann wieder in unmäßiges Lachen ausbrechen sehen. Wie blieben sie lange in derselben Gemüthsverfassung. Dabei ist an keine Verstellung zu denken, es ist ihr Charakter so.

Hiernach wird erklärlich, wie Faulheit und Indolenz als Hauptzug ihres ganzen Wesens sich zeigte, der allerdings durch die Naturumgebung und die herrschende Regierungsform sehr befördert wurde. Die Trägheit auf geistigem Gebiet hat der Mission viel Hindernis bereitet. Bei den Tonganern, Samoern und Neuseeländern aber findet sich dieser Zug am wenigsten.

Kriegslustig waren die Polynesier mit wenigen Ausnahmen in hohem Maße. Freilich wo ihr Zusammentreffen mit den Weißen mit Blut bezeichnet ist, lag die Schuld fast immer bei den letzteren. Wenn ihr Begriff von Tapferkeit auch vielfach mit dem unseren nicht übereinstimmt und ihre Kriegsthaten mehr in Hinterlist oder großem Geschrei bestanden, so haben doch die Tahitier in ihren Kämpfen mit den Franzosen und die Neuseeländer gegen die Britten eine Tapferkeit bewiesen, die auch den Augen Europas Respekt einflößen mußte. Von einzelnen Stämmen ist Grausamkeit und Unmenschlichkeit zu erwähnen.

Mit diesen kriegerischen Eigenschaften hängt der Stolz, das hohe Selbstgefühl der Polynesier zusammen. Vielfach führte die Verletzung desselben durch geringschätzige Behandlung seitens der Europäer zu Feindseligkeiten. Die Tahitier sind sehr empfänglich für wohlwollende, freundliche Behandlung und sehr empfindlich für das Gegentheil. — Im ganzen sind sie mäßig, doch höchst unenthaltlich in der Wollust, obgleich sich Tonganer, Samoaner und Neuseeländer von diesem Laster viel freier hielten als die Bewohner anderer Gruppen, deren zügelloseste Tahiti war. Religiosität war schon in den heidnischen Zeiten als ein Charakterzug der Polynesier nicht zu verkennen. Sie waren

¹⁾ Diese Begehrlichkeit beruhte keineswegs auf Gabsucht, die wie Geld für eine Schande galt. Knider war auf Tahiti das ärgste Schimpfwort. Freigebigkeit und die größte Gastfreundschaft war in Polynesien zu Hause.

peinlich gewissenhaft im Dienste ihrer Götter. Seit Beginn des Verkehrs mit den Weißen genügten ihnen aber die letzteren nicht mehr. Ein ähnlicher Zug der Leere wie einst durch die antiken Völker zur Zeit der Entstehung des Christentums, ging auch durch die Inselwelt des Stillen Ozeans. — Als weitere Charakterzüge seien noch erwähnt: der Sinn für das Edle, Feine und Großartige, die Ehrerbietung vor dem Alter und den Weibern, Liebe zum Vaterland, Teilnahme für die Fremden, die wegen der Ferne von der Heimat bedauerlich erschienen, sowie ein strenges Rechtsgefühl.

Schließlich faßt Dr. Gerland das Gesamtbild folgenbermaßen zusammen: „Die Polynesier, mit Ausnahme der Hochbegabtesten, noch ganz unter der Herrschaft ihrer Vorstellung stehend, sind begehrlisch, dieblich, genussüchtig, unzuverlässig; sie sind freigebig, gastfrei, rachsüchtig, nicht immer tapfer, immer aber wild und grausam, kalt und rücksichtslos oft gegen die Nächsten; großmütige edle Züge finden sich selten, dabei stolz, ja prahlerisch und eitel und einen guten und bösen Sinn, sehr empfindlich, bis zur Melancholie, wie denn ein melancholischer Zug ihnen nicht fehlt; mäßig, zum Teil aber durch Wollust entartet; von warmer Religiosität und auch feineren Regungen des Bewusstseins nicht unzugänglich. Sie zeigen also im ganzen ein melancholisch-cholerisches Temperament, das zwar leicht sanguinisch erscheint, aber keineswegs sanguinisch ist.“

„Das niedere Volk, bei höchst unfreier Lebensstellung stand tiefer als die Freien und die Fürsten. Am höchsten entwickelt sind wohl die Tonganer und die Samoaner, nächst ihnen die Neuseeländer; am geringsten die Bewohner von Tahiti und Paumotu. Aber auch zeitlich ist der Unterschied; in älteren Zeiten scheinen alle Polynesier höher gestanden zu haben als später, wie mancher Zug in ihrer Religion, ihren Mythen und Sagen, in ihrem ganzen Leben ausweist.“

In Bezug auf ihre Begabung ist noch zu bemerken, daß sie intellektuell keineswegs auf einer tiefen Stufe stehen. Dr. Gerland sagt, daß sie darin alle übrigen Naturvölker übertreffen. Man muß ihnen einen hohen Grad der Entwicklungsfähigkeit zusprechen. Umfomehr ist es zu bedauern, daß mancherlei Einflüsse seitens der Kulturvölker auf ihre jüngste Entwicklung sehr ungünstig eingewirkt haben.

Sehen wir weiter, wie sich das Leben der Polynesier in verschiedener Beziehung gestaltet hat.

Ihre Nahrung ist überwiegend, besonders für die niederen Klassen, eine vegetabile. Sie leben besonders von kultivierten Knollen wie Arum, Yam, Bataten und den Früchten selbstgezogener oder wildbewachsender Bäume (Kokos, Banane, Brotfrucht, Guava, Spondias dulcis¹⁾, Pandanus u. s. w.). Zuckerröhren kauen sie bloß aus. Selbst auf den Laguneninseln sind trotz der Dürftigkeit der Vegetation Früchte eine Hauptnahrung: Kokosnüsse und (auf den Paumotu und ganz besonders

¹⁾ Ein sehr schöner bis fünfzig Fuß hoher Baum mit einer großen goldgelben höchst angenehmen Frucht, der Eierpflaume vergleichbar, nur riecht sie unangenehm. Der Geschmack gleicht der Ananas. Man hat sie die tahitische Schweinepflaume genannt.

auf
Neu
Bur
man
Blät
mein
allen
Schil
dem
brau
häuf
Sühr
dann
Sie
des
Nede
gebör
Auch
(Bau
Anthr
oft be
diesen
opfern
was f
nur
Stellu
Zeiten
ringen
erwäh
verbun
nur
wo fü
stigen
widerr
trofen
weins
austr
sie zu
zu be
füllte
angen
S
wissen

¹⁾
vor.
auf
Bur

auf der Gilbert- und Marshallinseln) die Frucht des Pandanus. Auf Neuseeland fehlen Frucht bäume und tropische Knollengewächse: die Wurzeln des Farntrauts mußten aushelfen. In Zeiten der Not greift man auch allenthalben zu wildwachsenden Wurzeln, Früchten und Blättern, die man sonst verschmäht. — Von Tieren werden im allgemeinen noch Fische, Muscheln, Krebse am häufigsten gegessen, die vor allem auf den Laguneninseln ein Hauptnahrungsmittel ausmachen. Schildkröten waren fast durchgängig den Vornehmen vorbehalten und dem größten Teil der Bevölkerung versagt. Andre animalische Nahrung brauchen sie im ganzen nur selten und bei festlichen Gelegenheiten, am häufigsten noch die Vornehmen, und zwar essen sie besonders Schweine, Hühner, wilde Vögel, in einigen Archipelen Hunde und jetzt auch Katzen, dann in einzelnen Fällen Ratten, Schlangen, Fledermäuse, Eidechsen zc. Sie verstehen es auch Nahrungsmittel zur Verwertung in den Zeiten des Mangels zuzubereiten. Von der Brotfrucht ist bereits oben die Rede gewesen. Zuweilen wird sie auch in Scheiben geschnitten und gedörrt. Durch saure Gährung konservirt man auch Bananen, Taro zc. Auch trocknen und räuchern sie Fische. — In einigen Archipelen endlich (Baumotu, Markesas- und Herveyinseln sowie Neuseeland) herrschte die Anthropophagie in erschreckendem Maße¹⁾; sie war jedoch nicht, wie oft behauptet wird, Folge des Mangels an Nahrungsmitteln, der auf diesen Inseln gar nicht existirt, sondern stand offenbar mit den Menschenopfern und gewissen religiösen Ansichten in engem Zusammenhange, was schon daraus hervorgeht, daß der Genuß des Menschenfleisches nur Männern, und wahrscheinlich nur solchen einer gewissen sozialen Stellung gestattet war, obwohl sich nicht leugnen läßt, daß in neueren Zeiten auch das Wohlgefallen an der scheußlichen Speise von nicht geringem Einfluß gewesen ist. Ähnlich verhält es sich mit dem bereits erwähnten Kawa (Iwa), das ursprünglich mit religiösen Ceremonien verbunden war. Sonst sind sie im Trinken mäßig und tranken früher nur Wasser und Kokosmilch, die namentlich auf den Laguneninseln, da wo süßes Wasser fehlt, das letztere ersetzt zu haben scheint. Die geistigen Getränke der Europäer waren ihnen zuerst unangenehm und widerwärtig, es bedurfte erst der Verführung durch die zuchtlosen Matrosen, die sich unter ihnen niederließen, sie an den Genuß des Branntweins und die Bereitung desselben (aus den Wurzeln der Cordyline australis und dem Saft der Drangen) zu gewöhnen. Salz gebrauchen sie zu ihren Speisen nicht und ersetzen es durch Seewasser (das man zu den Mahlzeiten trinkt; für jeden Speisenben steht eine damit gefüllte Kokoschale bereit. Den Tabak haben sie von den Europäern angenommen und lieben ihn leidenschaftlich.

In der Zubereitung der Speisen fehlt es ihnen nicht an einer gewissen Feinheit. Sie verstehen es durch Zusammensetzung der Nahrungs-

¹⁾ Auf andern kam sie nur besonders in Zeiten des Krieges in einzelnen Fällen vor. Hier und da zeichneten sich einzelne Fürsten durch diesen Greuel aus, wie auf Biti.

mittel verschiedene Gerichte herzustellen¹⁾. Kochendes Wasser konnten sie früher nicht, da sie keinerlei zum Kochen geeignete Gefäße besaßen. Entweder braten sie die Speisen, indem sie dieselben einfach über das Feuer hängen; häufiger jedoch ist die Zubereitung durch Backen in Erdlöchern (die Europäer nennen letztere Ofen), die mit heißgemachten Steinen ausgelegt sind. Letztere sowie die Speisen selbst werden in Bananenblätter gewickelt. Zuerst kommt noch einmal eine Lage heißer Steine; dann wurde das Ganze mit Blättern und Erde bedeckt. Die Erzeugung des Feuers geschah überall durch das Reiben zweier Holzstücke von verschiedener Härte.

Die Kleidung der Polynesier, die durch den Einfluß der Europäer und die Belehrung zum Christentum noch keineswegs ganz verdrängt ist, hat, abgesehen von dem Material und den Verschiedenheiten, die bei einem Volke, das Putz und Zierate in solchem Maße liebt, unvermeidlich sind, allenthalben denselben Charakter. Unerläßlich ist in der Tracht der Männer der Gürtel (gewöhnlich Maro genannt) aus Zeug, Matten oder geflochtenen Blättern, der um den Unterleib und zwischen den Beinen nach hinten genommen befestigt wird. Dazu wird von den Reicherer noch allgemein ein anderes Kleidungsstück in Form eines Mantels getragen²⁾, das den Oberkörper verhüllt, so daß wenigstens die Wohlhabenderen vollständig bekleidet erscheinen, während die Armen allerdings nichts als den Maro zu tragen pflegen. Selten ist es, daß die Männer ganz nackt gehen (Gilbertsinseln). Die Kleidung der Frauen ist ähnlich, doch noch vollständiger. Den Maro ersetzt bei ihnen ein kurzer Rock; die Wohlhabenden tragen dazu noch ein schawlartiges Oberkleid³⁾. Die Kinder gehen bis zur Mannbarkeit nackt. Fuß-

¹⁾ Gefüllte Tarowurzeln (Samoa), eine Art Pudding (Tahiti), Fischsuppen (Tonga) u. dergl.

²⁾ In Tahiti Tiputa genannt, in Hawaii Kihai, in Neuseeland Rakahau.

³⁾ Der Stoff zu den erwähnten Kleidern ist verschieden. Theils werden sie aus Matten geflochten, theils bereitet man ein eigentümliches Zeug aus der Rinde einzelner Bäume, des Brotfruchtbaums, einiger Ficusarten und vor allen Dingen der Broussonetia papyrifera (Papiermaulbeerbaum), welche mit großer Sorgfalt und in verschiedenen Abarten gezogen wird. Die Bereitung dieses Zeuges schildert Moerenhout für Tahiti. Da indessen diese Schilderung im wesentlichen für ganz Polynesien gelten kann, da ferner die Bereitung dieses Zeuges, des Tapa, für das ganze polynesishe Leben ein charakteristischer Zug ist, so wollen wir hier kurz Moerenhout folgen. In den für die Tapabereitung eigens bestimmten Häusern (resp. offenen Schuppen) hat man Tafeln von hartem, braunem, ähnelndem Holze, welche bis zu 20 oder 30 Fuß lang auf Ständern, also hoch stehen. Nachdem nun die Rinde, welche man verarbeiten will, in Wasser erweicht, die äußeren grünen Theile abgeschabt und der so entstandene Saft wieder ins Wasser gelegt ist, breitet man denselben auf jenen Tafeln aus, und klopft ihn mit einem eigentümlichen Hammer von hartem, schweren Holze, der etwa 1 Fuß lang und 2 Zoll breit, vier übers Kreuz gestellte Schlagflächen hat, von welchen drei verschieden breit gekantet, die andre aber karrirt ist. Mit allen diesen vier Flächen wird das Zeug geklopft, indem man mit der größten anfängt. Feines Zeug wird länger geklopft als grobes. Die präparirten Rindenstücke legt man so neben einander, daß sie sich mit den Rändern decken und indem man die letzteren mit Keimwasser verklebt oder aber durch festes Sägemehl die Fasern haltbar in einander fügt, bringt man Stücke von 6—9 Fuß Breite und 150 Fuß Länge hervor. Auch klebt man auf diese Weise durch Sägemehl mehrere Stücke über einander, um dem Zeug desto größere Stärke und Dichtigkeit zu geben.

bellei
schmü
Kalk)
die M
zu be
herrsch
Schop
darin
Blätte
darin;
sonder
verschi
die St
mehrer
der So
auch d
auch n
Verzier
wirung
durch
reiben
wenn a
gelibt,
stitution
nigfaltig
nur we

Jede Far
und in d
2—300 F
man den
größeren
meindeha
Zeuges d
triloba
aus. Au
gelf, bran
zusehen;
sie so ab.
Mariner
und Säme
und Säme

¹⁾ D
²⁾ D
³⁾ Mo
Individuum
Das Bild
ganz auf
lichen Bild
ist es nach
sind. Hier
Beschneidun
stringunt)

er kannten
e befaßen.
über das
en in Erd-
gemachten
werden in
eine Lage
erde bebedt.
den zweier

der Euro-
ganz ver-
lebenheiten,
e liebt, un-
slich ist in
annt) aus
terleib und
Dazu wird
d in Form
wenigstens
die Armen
ist es, daß
leidung der
zt bei ihnen
hawartiges
act. Fuß-

Fischsuppen

Kafahau.

werden sie aus
inde einzelner
der Broussou-
d in verschiede-
neren hout für
t gelten kann,
neßische Leben
en. In den
suppen) hat
über 30 Fuß
e man ver-
und der so
en auf jenen
von hartem,
Kreuz gestellte
aber karriert
man mit der
e präparierten
n decken und
s Sämnern
Breite und
hern mehrere
eit zu geben.

bekleidung ist ganz unbekannt. Pierate liebt man sehr. Die Haare schmückt man in verschiedener Weise, wobei das Weizen, weiß (mit Kalk) oder in anderen Farben eine große Rolle spielt¹⁾. Meist tragen die Männer sie länger als die Frauen, doch ist es selten, sie gar nicht zu beschneiden (wie auf den Marshallinseln). In der Tracht der Haare herrscht vielfache Abwechslung. Am häufigsten bindet man sie in einen Schopf auf den Scheitel, trägt Federn und Blumen, oft auch Kämme darin und nicht selten eine Art Mütze oder Turban aus Zeug oder Blättern. — Sehr gewöhnlich sind Ohrlöcher mit allerlei Pieraten darin; die entstellende Sitte, sie recht lang auszudehnen, herrscht besonders in Mikronesien. Man trägt Hals- und Armbänder von sehr verschiedenen Materialien, ähnlich auch um die Beine. Allgemein ist die Sitte, das Haar und den Körper mit Kokosöl zu salben. In mehreren Archipelen mischt man Kurkumapulver darunter, um dadurch der Haut die überaus geschätzte gelbe Farbe zu geben. Nicht selten ist auch die Bemalung des Körpers mit roter oder schwarzer Farbe, wenn auch nicht so häufig wie bei den Melanesiern. Eine der auffallendsten Verzierungen ist die unter dem Namen der Tatuierung (Tätowierung) bekannte²⁾, die Bildung von Linien und Figuren aller Art durch Einschlagen gewöhnlich eines feingezähnten Knochens und Einreiben einer Farbe in die dadurch gebildeten Stiche. Diese Sitte, wenn auch in neuerer Zeit überwiegend zur Verzierung des Körpers geübt, stand doch ursprünglich sicher mit religiösen und politischen Institutionen in Verbindung³⁾. Im einzelnen herrschte dabei die mannigfaltigste Verschiedenheit. Bei einigen polynesischen Völkern waren nur wenige Körperteile tatuiert, namentlich das Gesicht nicht. Über-

Jede Familie hat nun zwar ihr eignes Tapahaus, ebenso aber auch jede Gemeinde, und in diesem letzteren wird das Tapa für öffentliche Feste bereitet, öfters von 2—300 Frauen auf einmal unter größter Heiterkeit mit Lachen und Singen, wie man denn stets bei der Tapabereitung fröhlich ist und z. B. die Vollendung jedes größeren Stückes mit Tänzen feiert. Am Tage wo die sämtlichen Weiber im Gemeindefaule beschäftigt sind, kochen die Männer. Man sticht die eine Seite des Zeuges dann mit dem dunkelroten Gummi, das man aus der Rinde von *Aleurites triloba* kocht, um das Zeug wasserdicht zu machen; allein dies reicht nicht ganz aus. Auch färbte man die Zeuge mit glänzenden, doch vergänglichsten Farben rot, gelb, braun oder schwarz. Auch verstand man schöne, meist rote Blätterborden auszuweisen; man legte die Blätter, die man nachbilden wollte, in die Farbe und druckte sie so ab. Die Weiber und Töchter der Häuptlinge setzen eine Ehre darin, und Mariner erzählt, daß man oft morgens und abends nah und fern das Klopfen und Sämnern gehört habe.“ Gerland, S. 43 ff.

¹⁾ Das Färben der Haare ist ursprünglich melanesische Sitte.

²⁾ Der Name kommt von dem tahitischen Worte tatau.

³⁾ Nach Gerland hatte die Tatuierung ursprünglich die Bedeutung, daß das Individuum seinem in Gestalt eines Tieres verehrten Schutzgeiste geweiht wurde. Das Bild dieses Tieres wurde ihm möglichst bleibend aufgezeichnet. Es kommt ganz auf das Totem und die mit demselben verbundene Tatuierung bei den südlichen Völkerschaften der nordamerikanischen Indianer hinaus. In manchen Fällen ist es nachweisbar, wie die tatuierten Ornamente aus den Tierbildern entstanden sind. Hierbei sei noch der von Gerland gleichfalls als religiöser Gebrauch erklärten Beschneldung gedacht. (*Præputium latero incisum supra glandem filo constringunt*).

haupt war dieser Hierat bei manchen Völkern (Hawaii, Paumotu) nur roh und unbedeutend, allein selten fehlte er ganz, bei andern dagegen war er im höchsten Grade vollkommen und sogar übertrieben. Bemerkenswert ist es, daß ursprünglich das gemeine Volk gar nicht, die Vornehmeren aber auch späterhin immer noch reichlicher tatuirte waren als die übrigen.

Die Häuser der Polynesier werden allenthalben in ähnlicher Weise gebaut, wenn auch die Mittel der Besitzer und die Mode mannigfache Abweichung mit sich bringen. Es sind Pfosten, die ein hier und da weit darüber vorspringendes Dach tragen, dessen Firsbalken meist noch durch besondere Pfosten gestützt ist. Die Form der Häuser ist fast überall eine viereckige, nur in Samoa sind sie oval und zugerundet. Die Räume zwischen den das Dach tragenden Säulen sind häufig ganz oder zu großem Teil offen, um der frischen Luft den Durchzug zu gestatten; in andern Fällen jedoch durch Matten oder Bambusgeflecht geschlossen und haben dann eine niedrige Thür, doch meistens keine Fenster. Das Dach bildet stets einen spitzen Winkel und ist in Mikronesien auffallend hoch und spitz. Es besteht aus Blättern von Kokos, Pandanus, Bananen, Zuckerrohr, Farnkraut oder Gras. Der Boden des Innern ist gewöhnlich mit Matten bedeckt und meist reinlich gehalten; in manchen Fällen ist auch ein Feuerplatz in der Mitte auf Steinen, wobei dann der Rauch zum Dache hinauszieht; sonst sind jedoch, namentlich bei den Wohlhabenderen, besondere Kochhäuser neben den Wohnhäusern. In manchen Archipelen umgibt man die Häuser mit niedlichen Zäunen von Rohr, in anderen stehen sie auf großen Plattformen von Steinen. Endlich finden sich auch besonders in Mikronesien Gemeinbehäuser, die zu politischen Versammlungen, religiösen Festen und zur Aufnahme von Fremden bestimmt und den Wohnhäusern ähnlich, nur größer, kunstvoller gebaut und mehr verziert sind. Fast immer liegen die Häuser im Schatten der Bäume. Zuweilen (Gilbertsinseln) sind sie zu großen Dörfern vereinigt, allein gewöhnlich lagen sie einzeln und unter den Gärten und Feldern zerstreut. Erst durch den Einfluß des Christentums ist die Anlage von Dörfern in allen Archipelen allgemein geworden.

Ackerbau wurde überall von den Polynesiern mit Sorgfalt getrieben, wenn auch nicht in gleicher Ausdehnung, besonders da weniger, wo die Fülle wildwachsender Fruchtbäume ihn weniger nötig macht. Oben sind bereits die verschiedenen Kulturpflanzen, vorzugsweise Knollengewächse aufgezählt. Diese vertreten die Cerealien anderer Gebiete; nur auf den Labronen trieben die Eingebornen Reisbau. Die Felder, welche oft sorgsam eingezäunt sind, werden sehr rein und sauber gehalten, ebenso wie die zwischen ihnen liegenden Wege. Arumfelder sind oft terrassenförmig angelegt und werden künstlich bewässert. Die Hauptlinge schämten sich meist nicht, mit auf dem Felde zu arbeiten, ja hier und da galt es ihnen als eine Ehrensache, sich dabei hervorzuthun. Die Geräte für den Ackerbau waren noch ziemlich dürftig und beschränkten sich auf spitze oder breitere meißelförmige Hölzer, die man im Feuer gehärtet hatte. — Von Haustieren zog man das Schwein und das

Haus-
wider-
weichte
größte

eifrig
dienen
haupt-
und
und
Speere
und
die ma-
richtet
die Pl-
bleiben
Außen
Nissen
ebenso
Boote
Inseln
ohne d-
Geschid-
find, v-
ist zum
betriebe-
Inseln
den Ge-
Viel be-
in keine
Lüftung
die sog-
die ger-
mit den
Bewohn-
allgeme-
großer
zulängl-
konnten
Stämme
von Pl-
nicht m-
figem U-
richtung

1) I
sehen. I
Sport.

Gaushuhn.¹⁾ Der Einführung weiterer Haustiere durch die Europäer widerstanden sich die Eingebornen vielfach, weil sie heilige Plätze entweihten u. s. w. Jetzt scheinen fast alle europäischen Haustiere auf den größeren Inseln eingebürgert zu sein.

Nächst dem Landbau wird besonders der Fischfang ausgebeht und eifrig betrieben, da Fische allenthalben eine Hauptnahrung bilden. Es dienen dazu Reinen mit Angelhaken, die vor der Einführung der eisernen hauptsächlich aus Schildpatt und Muschelschalen, dann auch aus Knochen und Holz bestanden, und Netze von verschiedenartiger Konstruktion und Größe. Allgemein verbreitet ist auch die Sitte, Fische mit Speeren zu fischen, was namentlich nachts bei Fackellicht betrieben wird, und ebenso die Weise, die Fische durch Anwendung gewisser Pflanzen, die man zerstoßen auf das Wasser streut, zu betäuben. Endlich errichtet man auch an seichten Meeresstellen Wehre aus Steinen, in welche die Flut die Fische hineinführt, während sie bei der Ebbe darin zurückbleiben. Ähnlich sind die großen Fischteiche in Hawaii gebaut, die zur Aufbewahrung lebender Fische dienen. Überall werden endlich auf den Rissen und an seichten Stellen Muscheln und Krebse gesammelt, was ebenso allgemein Sache der Frauen ist. Daß die Polynesier überall Boote besitzen, ist schon deshalb natürlich, da selbst auf den größeren Inseln nur der Küstensaum bewohnt zu sein pflegt, aber sie haben auch ohne dies Vorliebe für Seefahrten und betreiben sie mit Eifer und Geschick. Die Boote sind je nach den Zwecken, für die sie bestimmt sind, von verschiedener Größe. Da eine Hauptbestimmung derselben ist zum Fischfang zu dienen, so sind sie da, wo dieser nicht so lebhaft betrieben wird, was namentlich in den von tiefem Meere umgebenen Inseln der Fall ist, geringer an Zahl und schlechter gebaut. Auch auf den Gesellschaftsinseln wendet man nicht großen Fleiß auf ihren Bau. Viel besser sind sie in Hawaii, Neuseeland und den Baumotu. Aber in keinem Teil des Ozeans werden sie mit solchem Geschick und solcher Tüchtigkeit gebaut wie in Mikronesien. Wie schon vor Jahrhunderten die sogenannten fliegenden Pros (Prahus) der Bewohner der Ladrone die gerechte Bewunderung der Seefahrer erregten, so ist das noch jetzt mit den schönen und schnellen Booten der westlichen Karoliner und der Bewohner der Marshallinseln der Fall. Der Bau der Fahrzeuge, allgemein eine Hauptbeschäftigung der Männer, geschieht durch Fällen großer Bäume, die man dann häufiger durch Feuer, als durch die unzulänglichen steinernen Beile, die die Polynesier allein dazu benutzen konnten, aushöhlte. Die kleinen Boote bestehen einfach aus solchen Stämmen; bei den größeren werden die Seitenwände durch Ansetzen von Planen erhöht, die man an einander näht und durch Kalfatern dicht macht. Weil daher die Boote nur schmal sein konnten und häufigem Umschlagen ausgesetzt waren, so hat das zur Erfindung der Vorrichtung geführt, die man gewöhnlich Ausleger nennt, nämlich schwerer

¹⁾ Der Hahn wurde zu Kämpfen abgerichtet und mit künstlichem Sporn versehen. Diese Kämpfe bildeten auf manchen Inseln einen leidenschaftlich gepflegten Sport.

Stangen, in manchen Fällen selbst kleiner, nicht ausgehöhlter Boote, welche in einiger Entfernung von dem Fahrzeuge ihm parallel liegen und durch Querstangen mit ihm verbunden sind. Bei den größeren und zu weiteren Reisen bestimmten, wird dann noch über diese Stangen eine größere hölzerne Plattform gelegt, auf der sich die Reisenden aufhalten und auf dieser häufig noch eine kleine Hütte zur Aufbewahrung der Handelswaaren und des Proviantes errichtet. So sind 2 Boote konstruirt, in denen die Mikronesier ihre weiten Seereisen unternehmen; die Polynesier, welche ihnen in Geschicklichkeit und Erfahrung im Bootbau nachstehen, haben, um ihren größeren Fahrzeugen die für weitere Reisen nötige Kraft und Sicherheit zu geben, das dadurch zu erreichen gesucht, daß sie zwei Boote durch Querstangen mit einander verbinden, und die Plattform über sie beide fortlegen, und solche Doppelboote sind in Polynesien überall zu Reisen nach entlegenen Gegenden, wie zu Seereszügen benutzt worden. Die kleineren Boote bewegt man mit Rudern fort, die größeren sind auch mit Masten und Mattensegeln versehen; wenn sie nicht gebraucht werden, zieht man sie auf das Land und bewahrt sie unter besonderen Schutzbächern vor dem Einfluß der Witterung. Die Seefahrten, welche die Bewohner der Karolinen und der Marshallinseln in diesen doch immer nur schwachen Booten unternahmen, müssen Bewunderung über die Kühnheit und Tüchtigkeit dieser Seefahrer erwecken, denen es sogar gelungen ist, sich eine eigne Art Seekarten zu erfinden.

Außer Landbau und Fischfang sind besonders Haus- und Bootbau, die den Männern obliegen und die Vereitung der Zeug- und Matten, welche Sache der Frauen, das, womit sich die Polynesier beschäftigen. Die Verfertigung des Tapageuges ist von uns bereits beschrieben. Nicht geringere Kunstfertigkeit zeigen die Frauen im Flechten der Matten, welche Hawaii und Samoa in besonderer Schönheit bereiten. Als Material benutzen sie vor allen Dingen die Blätter des Pandanus, nächst dem auch anderer Pflanzen (wie die der Kokospalme), Rinden, Binsen u. s. w. Stricke und Netze verfertigen die Polynesier ebenfalls aus verschiedenen Materialien, die besten und haltbarsten aus dem Bast der Kokosnuß.

Unter den Waffen, welche sie im Kriege brauchten (jetzt sind dieselben größtenteils durch europäische verdrängt), stehen die Speere oben an, die man aus dem Holz verschiedener Bäume, vor allem aus dem der Kokospalme verfertigte, an dem einen Ende zuspitzte und mit Bärten, Knochenspitzen oder dem Stachel des Stechrochen versah. Außerdem waren besonders in Gebrauch Keulen von Holz oder Stein, ferner Schleudern zum Werfen von Steinen, die in Mikronesien die bedeutendste Waffe gewesen zu sein scheinen, in andern Gegenden aber fehlten, endlich in einigen Archipelen eine Art Schwert oder Dolch von Holz, wie besonders ein solches ruderalähnliches mit Haifischzähnen besetztes Schwert auf den Marshall-, Gilbert- und Elliceinseln. Auch Bogen und Pfeile kannten die Polynesier, brauchten sie aber fast niemals im Kriege, sondern hauptsächlich bei der Jagd auf Vögel und namentlich auf Ratten, auch bei gewissen Feierlichkeiten. Als Kriegstrompete wurde

die T
von

hang
so mu
erster
nesier
in den
überel
einzig
gewöhn
beiden
fellsch
Austra
inseln
motu
gleiches
die T
Länd
bekann
Sprach
scheint
kennen

lange
finden
Bau be
wesentl
scheiner
nach gi
je eine
den Ra

D
zum C
nestern
Glaube
war, fi
polyne

1) D
legt man
w, das
ration, e
und den
die Laut
Samoa-
durch f
durch r;
waifche
ta'ata u

alter Boote, parallel liegen größer und sie Stangen stenden aufbewahrung Boote unternehmen; ng im Boot für weitere zu erreichen verbunden, Doppelboote ben, wie zu t man mit ansegeln ver- f das Land Einfluß der rolinen und ooten unter- tigkeit dieser eigne Art

und Boot- zeuge und Polynesier uns bereits im Flechten Schönheit be- Blätter des (Kokospalme), Polynesier barsten aus

ht sind die- Speere oben n aus dem mit Werten, Außerdem ein, ferner bedeutendste er fehlten, von Holz, en besetztes Bogen und im Kriege, entlich auf pete wurde

die Tritonmuschel benutzt, sie gab aber auch das Zeichen beim Verufen von Volksversammlungen.

Was die Sprachen dieser Völker betrifft, deren enger Zusammenhang mit denen der indischen Inseln unzweifelhaft ist, so muß man die polynesischen von den mikronesischen trennen. Die ersteren sind trotz der großen Entfernungen zwischen den von Polynesiern bewohnten Inseln so nahe mit einander verwandt und sowohl in dem Wortvorrat und den Wurzeln als im grammatischen Bau so übereinstimmend, daß man berechtigt ist, sie fast nur als Dialekte einer einzigen Sprache anzusehen¹⁾. Man rechnet solcher polynesischer Sprachen gewöhnlich sieben. Die Hawaii- und die Marquesa-Sprache in den beiden Archipelen gleichen Namens, die Tahiti-Sprache in den Gesellschaftsinseln, und jetzt auch in den westlichen Paumotu- und den Australinseln, die Karotonga-Sprache in den Hervey- und Penrhyninseln, Mangareva und Rapanui, ursprünglich wohl auch in den Paumotu und Australinseln; die Samoa-Sprache neben der Gruppe gleichen Namens in den Tokelau-, Elliceinseln und Fotuna gesprochen; die Tonga-Sprache, auch in Uea und Niua und endlich die neuseeländische Sprache. Außer diesen gibt es jedoch noch einige nicht näher bekannte Sprachen, wie die der Bewohner von Niue, die zwischen den Sprachen von Samoa, Tonga und Karotonga in der Mitte zu stehen scheint; die von Rotuma, in der sich Elemente der Viti-Sprache erkennen lassen, die von Tutoia u. s. w.

Anders ist es mit den Mikronesiern, deren Sprachen freilich lange nicht so genau untersucht sind, als die der Polynesier. Hier finden sich in den einzelnen Sprachen, wenngleich der grammatische Bau bei allen wahrscheinlich ein ähnlicher ist und sie darin auch im wesentlichen nicht sehr von den polynesischen Sprachen abzuweichen scheinen, doch in dem Wortvorrat bedeutende Verschiedenheiten, und danach gibt es mehrere, anscheinend wenigstens weit getrennte Sprachen, je eine in den Gilbert-, den Marshallinseln und in den Labronen; in den Karolinen vielleicht sogar 5—6.

Die religiösen Vorstellungen, wie sie vor der Belehrung zum Christentume bestanden, und bei den wenigen heidnischen Polynesiern noch jetzt bestehen, sind im wesentlichen überall dieselben. Der Glaube an gewisse obere Götter, deren Ursprung nicht weiter bekannt war, findet sich überall, und die nahe Verwandtschaft der eigentlichen polynesischen Völker geht auch daraus hervor, daß fast alle den Gott

¹⁾ Man muß dabei nur den Lautwechsel in den einzelnen Sprachen beachten. Legt man das Karotongische zu Grunde, so verwandelt der Neuseeländer das *f* in *w*, das *l* in *r*, die starke Aspiration (denn diese Sprachen haben eine doppelte Aspiration, eine starke und eine schwache, welche die Missionare von Samoa durch *h* und den Spiritus Iouis bezeichnen), häufig in *ch*. Die Sprache von Tonga, welche die Laute *j* und *ch* von allen allein besitzt, ersetzt *r* durch *l* und *w* durch *f*. Die Samoa-Sprache die starke Aspiration durch *h*, *k* durch die schwache Aspiration, *w* durch *f* und *r* durch *l*; das Tahitische *k* und *ng* durch die schwache Aspiration, *l* durch *r*; das Marquesanische *ng* durch *n*, *r* durch die schwache Aspiration; das Hawaiiische endlich *f* durch *h*, *t* durch *k*, *ng* durch *n*. So ist also *tangata*, *tanata*, *ta'ata* und *kanaka* (Mensch) dasselbe Wort.

Tangaloa (Ta'aroa, Ranaloa) als den höchsten ihrer Götter betrachteten, neben dem noch andere solcher höherer Götter z. B. Tane (Rane), Tu (Ru), Rongo (Ro'o, Rono), Maui u. s. w. in mehreren Archipelen zugleich Anerkennung fanden. Aber es kann nicht gezweifelt werden, daß diesen Göttern schon vor der Entdeckung dieser Inseln durch die Europäer keine Verehrung mehr zu teil wurde und daß sie sich nur historisch in der Erinnerung der Menschen erhalten hatten, wie denn auch wohl mancher derselben wirklich ganz vergessen worden sein mag. Denn neben ihnen steht noch eine andre Götterklasse, die Tiki (T'iki, in Neuseeland Wairua), auf die in den letzten Zeiten aller religiöse Kultus allein sich bezogen zu haben scheint, und die aus den Seelen gestorbener Vornehmen, denen man schon bei Lebzeiten göttliche Natur beilegte, hervorgegangen sind. Hieraus namentlich erklärt sich die große Zahl der Götternamen und ihre Verschiedenheit in den einzelnen Inseln. Wie man sich aber in früheren Zeiten die Verbindung derselben mit den alten Göttern gedacht hat, geht aus den Ansichten über die Unterwelt hervor, die allgemein als die „Nacht“ (Po) bezeichnet wird und in der (in Tahiti) die oberen Götter (die deshalb Tanau Po, die in der Nacht gebornen, oder Atua Po, Nachtgötter heißen) ihren Aufenthalt haben. In diese gehen auch die Seelen der Vornehmen nach ihrem Tode über und sollten dort von den oberen Göttern gefressen werden, eine Ansicht, die offenbar in einer engen Verbindung mit der Anthropophagie steht und ursprünglich auf die Annahme eines Zusammenhanges der Seele des Gestorbenen mit einem der oberen Götter, eines Aufgehens derselben in ihn zu deuten ist. Hierin aber zeigt sich der Verfall der polynesischen Religion, der übrigens lange vor der Ankunft der Europäer begonnen haben muß, daß man diese Vereinigung der Seelen mit den oberen Göttern fallen ließ und ihnen ohne weiteres die religiöse Verehrung erwies, die eigentlich jenen zukam, worüber denn die oberen Götter allmählich in Vergessenheit geraten mußten.

Hiermit hängt die allen polynesischen Völkern (auch den Mikronesiern) gemeinsame religiös-politische Anschauung zusammen, welche sie mit dem Worte Tapu (Kapu = „heilig“) bezeichnen. Darunter versteht man eine besondere göttliche Kraft, die zunächst den Göttern und allem was mit ihnen in Verbindung steht, dann den mit göttlicher Natur begabten Vornehmen (diesen jedoch ihrer politischen Stellung nach in verschiedenem Grade), bei den Frauen nur den vornehmsten einwohnte und sich darin äußerte, daß die Dinge, in denen sie von selbst lag, dem Gebrauche der Menschen entzogen waren, während sie zugleich nach dem Willen der Bevorrechteten auf alles übrige gelegt werden konnte, was schon die Folge einer einfachen Verührung durch einen derselben war. Eine Verletzung des Tapu wurde mit dem Tode bestraft; man war überzeugt, daß auch die Götter sie durch Tod und Vernichtung ahndeten, weshalb auch jeder nicht erklärbare Todesfall als die Folge einer Verzauberung oder als ein Bruch des Tapu angesehen wurde. Das auf gewisse Gegenstände gelegte Tapu konnte wieder aufgehoben werden und zwar durch die Vornehmsten des Volkes unter Anwendung von Zeremonien, die in den einzelnen Archipelen

verf
feld
dung
dazu
und

obere
zwar
Seelen
den
ligen
Archip
hatten
höher
sie na
sonder
Zeiten
sollte,
Glaub
hand
stehen
den
Priest
häufig
aber e
zu den
Priest
viele
Bedeut
nesiern
zeln
leiten
nisse
wie de
gehabt
ähnlich
alle die
galt für
Geräte
die üb
Könige
im Kr
Unterf
balism
an die
halts,
lich feh
M

verschieben waren. In Tonga stand mit der Aufhebung des auf die Felder bis zur Ernte gelegten Tapu ein allgemeines Fest in Verbindung. Diese Anschauung und ihre Wirkungen haben offenbar wesentlich dazu beigetragen, den den Polynesiern unverkennbar einwohnenden Sinn und die Achtung vor dem Göttlichen zu erhalten.

Was die Verehrung der Götter betrifft, so war eine solche für die oberen kaum noch vorhanden, desto ausgebehnter war die der Tiki und zwar dem Range entsprechend, aus dem sie hervorgegangen waren. Die Seelen der Könige wurden im ganzen Lande, die der Häuptlinge von den Bewohnern der entsprechenden Distrikte und die der übrigen Abkömmlinge von ihren Familien und Untergebenen verehrt. In mehreren Archipelen gab es Bilder, welche die Götter darstellen sollten. Sie hatten jedoch hier und da schon ihre Bedeutung verloren und keinen höheren Wert als geachtete Schmuckfachen. Aber selbst da, wo man sie noch als Darstellungen der Götter erkannte, verehrte man sie nicht, sondern betrachtete sie nur als Gegenstände, von denen die Götter zu Zeiten Besitz nahmen, daher sie nur dann, wenn dies geschehen sein sollte, mit gebührender Achtung behandelt wurden. Damit hängt der Glaube zusammen, daß auch gewisse Tiere und Pflanzen sowie allerhand Geräte als mit den Göttern zu Zeiten in näherer Berührung stehend gedacht wurden. Auch gewisse Menschen galten (besonders auf den Markesas) für zeitweilig von Göttern bewohnt und inspirirt. Priester (Tahunga, Tahu'a) gab's überall. Sie waren hochgeehrt, sehr häufig Staatsmänner, zugleich Ärzte und Bewahrer aller Kenntnisse, aber eine besondere Priesterkaste bildeten sie nicht. Sie gehörten stets zu den Vornehmen und jeder Vornehme konnte Priester sein, auch Priesterinnen kommen vor. Feste feierte man auf allen Inseln und viele mit dem höchsten Aufwande und der möglichsten Pracht. Ihre Bedeutung ist uns nicht immer klar, zum Teil wohl auch den Polynesiern selbst verschwunden. Auch die Hauptepoche im Leben der einzelnen, besonders Geburt und Hochzeit waren von religiösen Feierlichkeiten begleitet, und selbst andere nur einigermaßen bedeutende Ereignisse brachte man sorgfältig mit religiösen Zeremonien in Verbindung, wie denn das Rawatrinken ursprünglich nur eine religiöse Bedeutung gehabt hatte, wenn es gleich später nur des Genußes halber geschah, ähnlich wie dies bei der Anthropophagie der Fall war. Opfer brachten alle diese Völker ihren Göttern in reichem Maße; Freigebigkeit dabei galt für ehrenvoll. Sie bestanden gewöhnlich aus Lebensmitteln und Geräthen; die bei weitem geschätztesten aber waren die Menschenopfer, die überall Sitte waren und ursprünglich wie es scheint nur von Königen dargebracht werden konnten. Man nahm dazu nicht bloß die im Kriege Erschlagenen resp. Gefangenen, sondern auch selbst eigene Unterthanen, und es läßt sich nicht bezweifeln, daß hiermit der Kannibalismus im engen Zusammenhange stand. Auch Gebete richtete man an die Götter und zwar nach bestimmten Formeln verschiedenes Inhalts, was jedoch nur die Vornehmen gethan zu haben scheinen. Endlich fehlten selbstverständlich nicht Augurien und Zaubereien.

Mit der Verehrung abgestorbener Seelen hängt das Gewicht zu-

sammen, das man den Begräbnisfeierlichkeiten beilegte. Es ging dies soweit, daß die Grabstätten der Vornehmen (Marae in Tahiti, Fetitola in Tonga) zugleich die Stelle der Tempel vertraten. In einigen Archipelen waren sie gewöhnlich durch behauene Felsblöcke gebildete und mit Mauern umgebene Flächen, auf denen die Altäre, Götterbilder, heilige Bäume und selbst Häuser von Priestern standen; auf andern Inseln ähnlich aber einfacher. Die Bestattung der Vornehmen war stets mit einer Menge von Ceremonien verbunden, die, obgleich in den einzelnen Archipelen sehr verschieden, doch eine längere Ausstellung der Leiche gemein hatten. Auch fehlte es nicht an Klagen und Trauerbezeugungen. Gemeine Leute scheint man dagegen überall ohne viel Umstände begraben zu haben.

Die Hochzeiten fanden nach gewöhnlich frühen Verlobungen und häufig unter bestimmten religiösen Ceremonien statt. Allenthalben herrschte Polygamie, doch scheinen die Gemeinen meist nur eine Frau gehabt zu haben. Bei den Vornehmen waren nur die Frauen gleichen Ranges als Ehefrauen anerkannt, die übrigen galten als Nebenweiber. Die Ehen wurden leicht und oft aufgelöst, doch scheint die faktische Trennung der Eheleute die Vernichtung des Ehebundes nicht immer in sich geschlossen zu haben, vielmehr wurden nicht selten Frauen vom Stande, die von ihren Männern getrennt lebten, doch immer noch als ihre Ehefrauen angesehen. Dies wie die Zügellosigkeit der unverheirateten Mädchen erklärt die allgemein herrschende Niederlichkeit und Unsitlichkeit, die ein hervorragendes Nationallaster der Polynesier war. Die Verschiedenheit des Standes hinderte die Schließung des Ehebundes keineswegs; allein die aus der Verbindung von Vornehmen und Gemeinen entsprossenen Kinder wurden jederzeit gleich bei der Geburt getötet, und das ist die Quelle des Kindermordes, der auf den meisten dieser Inseln in so grauenvoller Weise betrieben wurde, obwohl in späteren Zeiten keineswegs bloß um der Reinheit des Blutes willen, sondern aus Unlust an dem lästigen Aufziehen der Kinder.

Die Lage der Frauen ist mit einigen Ausnahmen im ganzen eine nicht üble. Sie haben zwar einen nicht geringen Teil der Geschäfte des Lebens zu besorgen und stehen auch an Ansehen den Männern nach, wurden aber doch nicht so hart bedrückt, wie es sonst bei den Naturvölkern der Fall zu sein pflegt. Überhaupt hatte das gesellschaftliche Leben der Polynesier etwas Anmutiges und Behagliches, und sie verstanden es wohl, es mit einer gewissen Feinheit und Zierlichkeit zu schmücken, was seiner Zeit nicht wenig zu der Begeisterung für die Insulaner seitens der Europäer beigetragen hat. Ihre Thätigkeit war zwischen den notwendigen Arbeiten, die nicht übermäßig streng waren, und den Vergnügungen geteilt, die sie leidenschaftlich liebten. Sie bestanden besonders aus Tänzen verschiedener Art, die genau genommen mehr mimische Bewegungen des Körpers waren und in einigen Fällen selbst in dramatische Vorstellungen übergingen, und Gesängen sowohl für die religiösen Feste, als für die geselligen Zusammenkünfte, bei denen sie oft extemporirt wurden. Von musikalischen Instrumenten findet sich eine mit der Nase geblasene Rohrflöte und die mit Haarfisch-

hau
erw
Sitt
der
woh
Nam
soner
sie d
Trat
sie d
bilbe
Am
selbst
Kenn
hand
noch
Kunf
einen
Arch
Jahre
der d
Sitte,

zerfiel
meiner
daß je
zeichn
daburc
sonder
schönst
besten
übertr
mit d
Kinder
benen
zukam
Tahiti
ganz e
höchste
wiesen
lution
noch j
Adel,
mit S
unter
Natab
nahm

haut überspannte Trommel. Die Muscheltrompete wurde schon oben erwähnt. — Auch Spiele verschiedener Art waren bei den Polynesiern Sitte. Die Art des Grüßens bestand in einer gegenseitigen Berührung der Nasen (nicht Reiben, wie gewöhnlich gesagt wird), die eigentlich ein wohlgefälliges Beriechen sein sollte. Eine andere Sitte war der mit Namensvertauschung geschlossene innige Freundschaftsbund zweier Personen (Tao). — Von Wissenschaft wußten sie begreiflich nichts. Da sie die Schreibkunst nicht kannten, fehlte ihnen alle Litteratur; ihre Traditionen erhielten sich in Liedern. Infolge ihrer Seereisen kannten sie die Umgegend ihrer Heimat oft bis in weite Ferne, wie die Sternbilder des Himmels, nach denen sie sich bei ihren Fahrten richteten. Am vollkommensten sind diese Kenntnisse bei den Mikronesiern, die sich selbst eine Art Windrose gebildet haben. — Auch medizinische Kenntnisse fehlten ihnen nicht ganz. Sie verstanden sich auf das Behandeln der Wunden und kannten die Kräfte mancher Pflanzen; dennoch war ihre ärztliche Thätigkeit hauptsächlich darauf gerichtet, die Kunst des Zaubers, der die Krankheit herbeigeführt haben sollte, durch einen Gegenzauber zu vernichten. — Endlich findet man in einigen Archipelen eine bestimmte Chronologie, und eine Einteilung des Jahres in wahrscheinlich abwechselnd 12 und 13 Mondmonate, mit der das Sonnenjahr in Verbindung gesetzt war. Auch bestand die Sitte, die einzelnen Monatstage durch besondere Namen zu bezeichnen.

Was die politischen Institutionen der Polynesier betrifft, so zerfielen sie zunächst in zwei Abteilungen: die Vornehmen und die Gemeinen, und der wesentliche Unterschied zwischen beiden bestand darin, daß jenen die Kraft des Tapu beizuhohle, diesen nicht. Die Vornehmen zeichneten sich so vor den Gemeinen in allen Beziehungen aus, daß man dadurch sogar auf die Ansicht gekommen ist, sie gehörten einem besonderen Volksstamme an. Sie waren nicht bloß die größten und schönsten, die mächtigsten und reichsten, die intelligentesten und gebildetsten, sie sind auch fast stets die gewesen, die zuerst zum Christentum übertraten. Auf die Reinheit des Blutes in ihren Familien hielten sie mit ängstlicher Sorgfalt und verschmähten dazu, wie gesagt, nicht den Kindermord. Sie zerfielen übrigens in bestimmt verschiedene Klassen, denen die Kraft des Tapu auch ohne Zweifel in verschiedenem Grade zukam. An der Spitze des Staates stand der König (Ari'i rahi in Tahiti, Ali'i nui in Hawaii, Tui tonga auf den Tongainseln), der ganz einem Gotte gleichgeachtet wurde und von allen seines Volkes die höchsten Ehrenbezeugungen erhielt, wie sie sonst nur den Göttern erwiesen wurden, und selbst wenn eine Königsfamilie durch eine Revolution der Herrschaft beraubt war, mußten dem Haupte derselben immer noch jene höchsten Ehren gezeigt werden. Unter ihnen stand der hohe Adel, die Häuptlinge (Ari'i, Ali'i, Egi, in Tonga und Samoa Tui mit Hinzufügung des Namens des von jedem beherrschten Distriktes), unter diesen wieder der niedere Adel (Mangatira, Ma'atira, in Tonga Matabule), dessen Mitglieder auch noch eine bevorzugte Stelle einnahmen und einzelne Abteilungen der Distrikte zu verwalten hatten.

Übrigens besaßen diese, da sie zunächst mit dem Volke in Berührung kamen, häufig größeren Einfluß als die Höherstehenden.

Die Gemeinen, die in Tahiti und Tonga noch in zwei Klassen zerfielen, wie es scheint nach ihrer Beschäftigung, besaßen zwar persönliche Freiheit, aber keinen Grundbesitz und lebten auf den Gütern der Abligen als Pächter oder von Handwerken. — Es gab endlich auch Sklaven, die aus den Kriegsgefangenen hervorgingen, allein nicht in großer Zahl, die meistens in Neuseeland, wo am meisten Krieg geführt wurde.

Was die staatliche Verfassung betrifft, so bildete jeder Archipel einen oder auch mehrere Staaten unter Königen, welche die Oberhoheit („Tāu“) besaßen. Sie regierten speziell gewisse ihren Familien gehörende Distrikte; die übrigen Distrikte standen unter Häuptlingen, denen sie im Erblichungsfall von den Königen verliehen wurden, obwohl die Erblichkeit der Nachfolge in der Familie, wenigstens der Regel nach feststand. Nach Andeutungen in der alten Verfassung von Tonga scheinen die Häuptlinge in dem Gesamtorganismus des Staats noch besondere Funktionen besessen zu haben, die mit dem Besitz ihrer Distrikte unauflöslich verbunden waren. Die letzteren zerfielen wieder in Unterabteilungen, an deren Spitze die einzelnen abligen Geschlechter standen. Alles Grundeigentum war in den Händen der drei bevorrechteten Klassen, die zugleich den ihnen zugewiesenen Gemeinen geboten, und von diesen, zumal da ihr Ansehen noch durch die Kraft des Tapu verstärkt wurde, stets unbedingten Gehorsam zu erhalten pflegten. Der Wille der Abligen, vor allem des Königs und der Häuptlinge, war für das Volk entscheidend; die zuweilen erwähnten allgemeinen Volksversammlungen sind keineswegs gesetzgebende Faktoren, wenn auch dann und wann unter zufälligen Verhältnissen von solchen politische Beschlüsse gefaßt sein mögen, denen der Adel nicht widersprochen hat.

Von einer ordentlichen Gesetzgebung und Gerichten ist natürlich keine Rede, wenn auch in einzelnen Archipelen gewisse Vergehen durch bestimmte Strafen gesühnt worden zu sein scheinen, denn zuletzt entschied der Wille des Regenten doch alles. Die Nachfolge in den Würden und im Grundbesitz ging auf den ältesten Sohn der vornehmsten Frau über. Auch Frauen konnten den Distrikten vorstehen; allein von selbständigen Königinnen findet sich in der vorchristlichen Zeit keine Spur. In Kriegen sammelte jeder Ablige in seinem Bezirke die waffenfähige Mannschaft, während der Häuptling der des ganzen Distrikts, der König dem ganzen Heere vorstand. Die spezielle Führung scheint jedoch meist einem Häuptlinge übertragen worden zu sein.

Diese politischen Institutionen sind jedoch jetzt mehr oder weniger ideal. Einen danach geordneten Staat hat es im letzten Jahrhundert nicht gegeben. Alle polynesischen Staaten erscheinen nämlich augenscheinlich gleichmäßig in Verfall, der übrigens schon lange vor dem Erscheinen der Europäer auf diesen Inseln begonnen haben muß und sich auf verschiedene Weise entwickelte. In einigen Archipelen haben die Könige die ganze Macht an sich gerissen und das Ansehen der Abligen geschwächt oder gar vernichtet. In Hawaii herrschten sie zuletzt absolut. Die Häuptlinge hingen ganz von ihrem Willen ab. Von den

Ges
eige
es
rech
beha
selbst
Sam
unal
kani
samm
Herr
die
tigte
Die
Stär

fall,
häng
schen
nahm
zigen
hoch
Gesam
nimme
in der
gestell
als Ge
Anstie
heeren
behten
die Se
behau
welche
mächtig
ziehung
der W
bereit
offenb
größt
popha
an sich
außen
Maßen

1)
2)
gegan
noch die
ein Zus
werte G

Verührung

wei Klassen
zwar per-
den Gütern
endlich auch
lein nicht in
rieg geführt

der Archipel
Oberhoheit
en gehörende
, denen sie
obwohl die
Regel nach
von Tonga
Staats noch
Besitz ihrer
fielen wieder
Geschlechter
drei bevor-
gemeinen ge-
die Kraft des
ten pfliegen.
Häuptlinge,
allgemeinen
, wenn auch
en politische
brochen hat.
ist natürlich
gehen durch
zuletzt ent-
den Würden
hmsten Frau
ein von selbst
keine Spur.
waffenfähige
, der König
jedoch meist

oder weniger
Jahrhundert
lich augen-
vor dem Er-
uß und sich
haben die
der Abhängen
zuletzt ab-
Von den

Geschlechtern des niederen Abels fand sich keine Spur, und das Grundeigentum war fast allgemein in der Hand des Königs. Ähnlich war es in Tonga und Tahiti, nur daß hier die Häuptlinge eine bevorrechtete Stellung neben den Königen, sowie den Besitz ihrer Ländereien behalten hatten. Auf Tahiti und den Herveyinseln besaßen solches selbst noch die niederen Abhängen. Dagegen war in den Marquesas und Samoa die königliche Gewalt ganz zerstört. Dort finden wir einzelne unabhängige Häuptlinge neben einander, hier eine aristokratisch-republikanische Verfassung. Die höchste Gewalt war bei der allgemeinen Versammlung der Häuptlinge. In Neuseeland endlich war nicht bloß die Herrschaft der Könige, sondern auch die der Häuptlinge gänzlich zerstört; die Abhängen waren die Grundbesitzer, unter denen nur persönliche Thätigkeit und Reichtum einzelnen eine hervorragende Stellung verschaffte. Die alten Distrikte haben sich nur in der Benennung der verschiedenen Stämme erhalten. (Soweit größtenteils wörtlich nach Meinicke.)

Mit diesem nicht bloß auf das staatliche Gebiet beschränkten Verfall, den wir auch hinsichtlich der Religion bereits zu erwähnen hatten, hängt jedenfalls die traurige Erscheinung zusammen, daß alle polynesischen Völker seit wir sie kennen beträchtlich, zum Teil in jäher Abnahme, zusammengeschmolzen sind. Während die Bewohner eines einzigen Archipels (Samoa) von Cook (freilich, wie sich später ergab, zu hoch gegriffen) auf 400 000 Seelen geschätzt wurden, beträgt jetzt die Gesamtzahl aller Polynesier, selbst wenn man die Mikronesier hinzunimmt, wenig mehr. Nach Behm und Wagners¹⁾ Berechnungen dürfte in der Mitte der siebziger Jahre die genannte Zahl sich auf 416 000 gestellt haben. Es läßt sich nicht leugnen, daß europäische Einflüsse als Hauptfaktoren zu dieser bedeutenden Verminderung mitgewirkt haben. Ansteckende Krankheiten, der Branntwein, die Feuerwaffen haben verheerende Wirkungen ausgeübt. Daß die Gewöhnung an eine ausgebreitete Bekleidung und damit die Mission, welche dieselbe einführte, die Schuld an dem Verderben trage, konnte nur der blinde Fanatismus behaupten. Gerade diejenigen europäischen Einflüsse auf jenen Inseln, welche der Mission feindlich gegenübertraten, haben jenes Hinschwinden mächtig beschleunigt. Die große Schuld der Europäer in dieser Beziehung liegt offen am Tage. Aber wie bereits angedeutet, der Verfall der Polynesier ist nicht erst von außen her veranlaßt, sondern er war bereits lange in Wirkung, ehe die Europäer sie kennen lernten. Es offenbart sich darin die Zerlegung der sittlichen, politischen und religiösen Verhältnisse dieser Völker, die in verheerenden Kriegen, Anthropophagie, Kindermord, Abortion und den grenzenlosen Ausschweifungen an sich schon die Bevölkerung aufreiben mußte, nun aber für jene von außen kommenden Gifteime das breite Beet bot, in dem sie über die Massen wuchern und ihr Verderben verbreiten konnten²⁾. Einen ver-

¹⁾ Die Bevölkerung der Erde, V, Göttingen 1878.

²⁾ „Die Ideen, aus denen ihre Institutionen und ihr ganzes Volksleben hervorgegangen waren, hatten sich bereits überlebt und ihre Kraft verloren, so daß nur noch die leeren Formen, gedankenlos geliebt, übrig geblieben waren und sich dadurch ein Zustand gebildet hatte, in dem, wie die Geschichte lehrt, auch solche besagtenwerte Erscheinungen hervortreten, wie sie oben genannt sind.“

hältnismäßig gefunden Volksleib würden auch die Auswüchse der europäischen Kultur so nicht haben zerrütten können.

Sinwiederum möchte ich mit Vorstehendem nicht etwa der oft gehörten Ansicht das Wort reden, die gerabezu fatalistisch die Südpöcker als zum Aussterben bestimmt ansieht und dies ihr trauriges Loos für unzweifelhaft besiegelt hält. Man hatte sogar schon den Zeitpunkt ausgerechnet, an dem dies oder jenes der polynesischen Vöcker von der Erde verschwinden müßte. Abgesehen von den Bewohnern der Ladroneen, die, unter schändlichster Blutwirtschaft von den Spaniern zum größten Teil ausgerottet, schon in der Mitte des vorigen Jahrhunderts zu einem kleinen Reste von 1816 Seelen zusammengeschmolzen waren, der seitdem systematisch mit Tagalen von den Philippinen vermischt wurde, — ist noch keine der polynesischen Vöckerstämme ausgestorben. Vielmehr zeigt sich nach den neueren Beobachtungen¹⁾ das erfreuliche Resultat, daß die Abnahme jener Insulaner nicht mehr so rasch vorschreitet wie in der ersten Hälfte unsres Jahrhunderts; sie hat an einigen Orten ganz aufgehört, während an andern die einheimische Bevölkerung sich schon wieder im Wachsen befindet. Sie hat sich an die Berührung mit der europäischen Kultur mehr gewöhnt und ist gegen ihre nachtheiligen Einwirkungen abgehärteter und widerstandsfähiger geworden, namentlich gegen die ansteckenden Krankheiten. Auch darf nicht verkannt werden, daß, obwohl noch immer von gottlosen Europäern in allen Theilen der Südsee gegen die Eingebornen gesündigt wird, doch auch die Bestrebungen liebender Pflege und Fürsorge nicht fehlen. In vielen Beziehungen sind hier die Leistungen der englischen Regierung anzuerkennen²⁾, und ein Name wie der des edlen Sir George Grey, wird stets einen hochgeehrten Platz in der Geschichte behalten. Vor allen aber sind es die Missionare, deren hier zu gedenken ist. Ich freue mich, daß nicht ich, vielleicht anscheinend pro domo, hier ihr Loblied zu singen habe, sondern daß ich dies einem ganz unparteiischen Gelehrten überlassen kann, der lebiglich durch seine wissenschaftlichen

¹⁾ Gerland, a. a. D., S. 512 ff.

²⁾ Freilich, wo die englische Regierung die gesamten Verhältnisse ordnet, wo sie ihren Interessen gemäß den Strom der weißen Einwanderer hinleitet, und dann mit dem falschen Freiheitsprinzip (der Achillesferse des englischen Kolonialsystems) auch die Eingebornen mit liberalen Institutionen beschenkt, da wird schwerlich viel Aussicht auf dauernde Erhaltung der Rasse sein, trotz alles Wohlwollens, das man ihr zuwendet. Überall kann einem auf niedriger Kulturstufe stehenden Volke das Wohlwollen eines höher kultivirten nur dann zum Segen geheißen, wenn es mit einer pädagogischen Zucht gepaart ist, die immerhin auch ihre etwas schroffen Seiten haben mag. Wir haben in der Beschreibung der Indischen Inseln Gelegenheit gehabt, auf die glänzenden äußeren Erfolge aufmerksam zu machen, welche das holländische Kolonialsystem (dem man leider nicht viel wahres Wohlwollen nachsagen kann) durch seine Pädagogik namentlich auf Java erreicht hat. Auch für die Südpöcker müßte solch eine Zucht, zumal wenn sie von wahrer, christlicher Philanthropie getragen würde, höchst segensreich sein. In dieser Beziehung hätte Deutschland eine schöne Aufgabe, die ihm mehrfach nahe gelegt worden ist. Unter preussischer starrer Ordnung, verbunden mit landesväterlicher Fürsorge wie sie dem Regimente der Hohenzollern eigen ist, würden jene herrlichen Inseln noch in viel weiterem und höherem Sinne blühende Gärten werden.

Stud
land
Thät
nesien
den
wo
neuer
Die
wären
wäre
gehrte
lischer
um
oft
so
nach
haben
Christe
Handg
jene
steht
Dogma
meisten
diese
schon
keit,
sich
blühte.
protesta
katholisch
kommt
minde
Aufgetre
päer.
sich
fertigkei
machen
reinheit
langen

¹⁾ A
²⁾ W
Missionar
Gewähr
Methodist
unserm
müssen,
das, welch

Studien zu der folgenden Anerkennung geführt worden ist. Dr. Gerland¹⁾ sagt von den Missionaren mit ihrer unermüdblichen aufopfernden Thätigkeit, daß sie es sind, die wesentlich alle Fortschritte der Polynesianer angebahnt haben. „Sie haben auf die Kultur der Eingebornen den größten Einfluß geübt, sie haben dieselben verteidigt und beschützt wo sie konnten; sie haben ihnen ferner den festen Halt gegeben, den neuen Inhalt für ihr ganzes Dasein, dessen sie so dringend bedurften. Die Polynesianer haben es oft den Missionaren ausgesprochen: „Wir wären zu Grunde gegangen, wenn ihr nicht gekommen wäret“ — und wäre die Entdeckung nicht erfolgt, so wären sie verloren. Ihr Leben zehrte sie leiblich auf, geistlich bot es ihnen nichts mehr, keinen moralischen oder idealen Halt; und doch waren sie hoch genug entwickelt, um ohne einen solchen nicht mehr leben zu können. Freilich haben oft äußere Umstände die Befehrung wenigstens im Anfange veranlaßt, so z. B. die Autorität der Fürsten, die Macht des Beispiels sowie anderseits Unglücksfälle, große Sterblichkeit, Verlust einer Schlacht u. s. w., nach denen man es mit einem neuen Gott versuchen wollte; freilich haben ferner ihnen die Missionare ein höchst bigottes, oft wenig geistiges Christentum gebracht²⁾: aber auch dies ist ein Glück, denn gerade die Handgreiflichkeit, die derbe Sinnlichkeit (!) dieser neuen Religion faßt jene Völker und ist ihnen faßlich, und bei alledem, wie unendlich hoch steht sie über dem Heidentum oder etwa über dem Islām. Mag das Dogma sein wie es will: die christliche Moral bleibt, zu der ihnen die meisten der Missionare zugleich leuchtende Beispiele gaben; und daß diese bleibt ist die Hauptsache. Innigeres und geistigeres Auffassen wird schon kommen; das zeigt sich schon aus der höchst peinlichen Genauigkeit, mit welcher überall die neue Lehre aufgenommen ist; das zeigt sich aus der Opferfreudigkeit, welche überall für die neue Lehre erblickte. — — Alles das Gute, das wir erwähnten, gilt von der protestantischen Mission ohne Unterschied der Nationalitäten. Die katholische Mission wirkte verhältnismäßig höchst unbedeutend, und dies kommt wesentlich von der leichtfertigen Art ihrer Befehrung, von der minderen Strenge, und allerdings auch von ihrer minder reinen Art des Auftretens, welche die Eingebornen so gut durchschauten wie die Europäer. Auch hat ihr die Unterstützung Frankreichs sehr geschadet, welches sich im Stillen Ozean keineswegs zivilisatorisch fähig bewiesen hat. Leichtfertigkeit wird der scharfsinnige Polynesianer gar bald durchschauen, mitmachen und verachten. Ihm imponirt aber die ernste strenge Sittenreinheit, die, wie sie alles von sich fordert, so auch alles von ihm verlangen kann. Und so muß man bekennen, daß gerade durch ihre

¹⁾ A. a. D., S. 513.

²⁾ Wäre es dem gelehrten Ethnologen möglich gewesen, die Wirksamkeit der Missionare näher zu prüfen, so würde er diesem einseitigen Urtheile der meisten seiner Gewährsmänner nicht gefolgt sein. Wohl gibt es an der Methodik, namentlich der Methodisten aber auch der Kongregationalisten, das eine und andre, das nicht nach unserm Geschmack ist. Aber auch der unparteiische Geschichtsforscher wird anerkennen müssen, daß den Polynesianern ein ungleich geistigeres Christentum gebracht wird, als das, welches unsere Vorfahren im Mittelalter empfangen.

Strenge, die man ihnen so oft vorgeworfen hat, die Missionare am meisten, am sichersten gewirkt haben¹⁾."

A. Das eigentliche Polynesien.

1. Die Gesellschaftsinseln.

a) Land und Leute.

Der Archipel der Gesellschaftsinseln (so von Cook der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu Ehren genannt, welche seine Expedition veranlaßt hatte) zerfällt in zwei Gruppen, welche nach ihrer Lage zu den regelmäßigen Passatwinden als Inseln unter dem Winde (Leeward islands) und Inseln im Winde (Windward islands) benannt werden. Die letzteren werden auch wohl als die Georgischen Inseln bezeichnet, in welchem Falle der Name Gesellschaftsinseln im engeren Sinne auf die ersteren beschränkt wird. Jene umfassen die bedeutenderen Tahiti und Timeo oder Moorea, neben denen die nur von 200 Seelen bewohnte Tubuaimanu (Tapamanoa oder Maiaoiti) und vollends die meistens ganz unbewohnten Maitea und Tetuaroa (letztere eine flache Laguneninsel) ganz in den Hintergrund treten. Gegen Nordwesten folgen, getrennt durch einen breiteren Kanal, die Inseln unter dem Winde und zwar Huahine, dann die Doppelinsel Raiatea und Tahaa innerhalb eines zusammenhängenden Barrierriffs, Borabora und Maupiti, während sich im Norden von Borabora die kleine niedrige Insel Tubai oder Motuitti anschließt, welche keine permanente Bevölkerung hat. Einige weiter westlich gelegene unbewohnte Inselchen, welche von den Geographen dieser Gruppe beigezählt zu werden pflegen, können wir hier übergehen.

Abgesehen von den beiden ange deuteten Ausnahmen gehören alle diese Inseln der Klasse der hohen, vulkanischen an²⁾ und stimmen in ihrer Struktur mit einander überein. Um einen Kern kühn geformter Felsenberge, an die sich rings ein scharfes Knochengeriüst von Felsen-
graten anschließt, schlingt sich ein flacher Saum äußerst fruchtbaren Landes, umgürtet von dem ruhigen Spiegel einer oft breiten Lagune, welche durch das mächtige Riff gegen die unablässig ankämpfenden Wogen des dunkelblauen Meeres geschützt ist. Die großartige Schroffheit und Härte der Gebirge wird aber zu wunderbarer Schönheit der Landschaft gemildert durch den Mantel einer üppig weichen Vegetation, der sich um die starren Glieder schmiegt. An den Küstensaum, der selbst

¹⁾ Ich habe an dieser Stelle absichtlich obiges, von unbetheiligter Seite abgegebene Urteil aufgenommen. Zu näherer Begründung und hier und da Modifikation wird in den folgenden Abschnitten sich Gelegenheit bieten. In ähnlicher Weise äußert sich übrigens auch Meincke, a. a. D., S. 54.

²⁾ Es sei jedoch bemerkt, daß sich auf dem ganzen Archipel keine Spuren vulkanischer Thätigkeit zeigen.

im
eine
Fuß
zeit
wärt
eben
wäffe
einzel

mehr
Sagte
entdec
durch
schrieb
Grund
aus
nordw
Punkt
liegt
östliche
verbun
Ausdel
ihr Un
Breite
breit.

G
josen
Tahiti
im Um
mantise
Dabei
ihrer
(1212)
Mythos
geordne
reicher
schneide
Ort der
Das m
Land
sieht un

Tu
Bunkte,
50 Met
riff, au
nur eine
unter S

Durchfahrt

im herrlichsten Grün prangt, schließt sich lankeinwärts zunächst freilich eine weniger begünstigte Zone an, die (auf Tahiti) bis gegen tausend Fuß Höhe vorwiegend Graswuchs zeigt und in der trockeneren Jahreszeit ein dürres, ja selbst verbranntes Ansehen bekommt, weiter aufwärts aber gedeiht in der immer feuchten Atmosphäre der Baumwuchs ebenso wie auf dem von oben her durch zahlreiche Aern wohl bewässerten Uferaum. — Wir geben zuerst eine kurze Beschreibung der einzelnen Inseln.

Tahiti ist die bedeutendste Insel des Archipels. Es kann nicht mehr zweifelhaft sein, daß sie mit der 1606 von Duiros entdeckten *Sagittaria* identisch ist. Sie wurde 1767 aufs neue durch Wallis entdeckt, dann namentlich von Cook zweimal besucht und uns besonders durch Forsters eingehende Beschreibung bekannt gemacht. Damals schrieb man den Namen *Otaheite* (ohne die englische Orthographie zu Grunde zu legen (?)), die Franzosen schreiben *Taiti*. Die Insel besteht aus zwei ungleichen, beinahe kreisrunden Halbinseln. Die größere nordwestliche heißt *Porionuu* oder *Tahiti Nui* (groß). Ihr nördlichster Punkt ist die bekannte Venusspitze. Die jetzige Hauptstadt *Papeiti* liegt fast westlich von dort $1\frac{1}{2}$ Meilen entfernt. Die kleinere südöstliche Halbinsel ist mit der erstgenannten durch einen flachen Isthmus verbunden. Sie heißt *Tahiti Iti* (klein) oder *Taiarabu*. Die größte Ausdehnung der Insel von Nordwest nach Südost beträgt 9 Meilen, ihr Umfang etwa 30 Meilen. Der flache Küstenraum erreicht eine Breite von fast einer Meile, ist aber an einigen Stellen kaum halb so breit. Die Gebirge bestehen überwiegend aus Basalt und *Tachyt*.

Timeo, auch *Moorea* genannt (welchen letzteren Namen die Franzosen ausschließlich gebrauchen), liegt nur etwas über 2 Meilen von Tahiti entfernt. Sie ist bedeutend kleiner und hat nur $7\frac{1}{2}$ Meilen im Umfang. „Ihr Anblick ist überaus malerisch und reizend; an romantischer Schönheit und Anmut übertrifft sie alle übrigen Inseln. Dabei ist ihr Boden fruchtbar, gut bewaldet und bewässert.“ Der höchste ihrer durch groteske Formen ausgezeichneten Berge ist der *Tohinea* (1212 Meter). In seinem Gipfel befindet sich ein Loch, das nach dem Mythos durch den Speerwurf des großen Gottes *Tiro* nach einem untergeordneten Gotte entstanden sein soll. An der Nordküste, die mit breiter, reicher Küstenebene versehen ist, hat die Insel zwei tief ins Land schneidende Buchten. An der westlichen, *Opunohu*, liegt der bedeutendste Ort derselben, *Papetoai*. Im Süden ist der Küstenraum nur schmal. Das mit manchen kleinen Inseln geschmückte Riff tritt überall dem Lande weit näher als dies bei Tahiti der Fall ist; die Lagune ist seicht und durch Korallenbänke der Schifffahrt gefährlich.

Tubuatmanu hat nur 3 Meilen Umfang; die beiden höchsten Punkte, an denen Basalt und *Lawa* zu Tage tritt, übersteigen nicht 50 Meter. Der breite Küstenstrich ist sehr fruchtbar. Das *Barrier*-riff, auf dem sich eine flache Insel von $\frac{1}{2}$ Meile Länge befindet, hat nur einen schmalen Eingang. In politischer Beziehung steht die Insel unter *Quahine*.

Über die beiden Inseln Tetuaroa und Mattia, die beide keine permanenten Bewohner haben, bedarf es keiner weiteren Bemerkung.

Quahine, 22 Meilen nordwestlich von Tahiti, ist die östlichste der Gruppe unter dem Winde. Sie hat bei 2 Meil. Länge 6 Meil. Umfang, aber eine sehr unregelmäßige Gestalt. Zwei Teile, die noch zu Cooks Zeiten durch einen Isthmus verbunden waren, sind jetzt durch einen für Boote befahrbaren Kanal getrennt¹⁾. Das Innere beider Teile ist gebirgig, aber nicht so wild wie bei den andern Inseln des Archipels, sondern lieblich und anmutig. Im Norden dehnt sich eine fruchtbare Ebene aus, welche den Maëwasee umschließt, der durch einen Kanal mit dem Meere in Verbindung steht. Ellis schildert ihn als höchst anmutig; Forster sah in ihm nur ein Becken schlammigen Wassers. Das Barrierriff hat meist nur kleine Bootsanläge; doch im Westen, bei Fare, ist ein für größere Schiffe leicht zugänglicher Hafen, der jetzt sehr viel besucht wird. Hinter dem Hafendorfe, in dem sich die Missionsstation befindet, erhebt sich der höchste Punkt der Insel, Matoerere, der schwarze Fels, genannt.

Fünf Meilen westlich von Quahine erhebt sich die von einem Riff umgebene Doppelinsel Tahaa (im Norden) und Raiatea (im Süden). Zwischen beiden liegt ein schiffbarer Kanal, $\frac{1}{2}$ Meile breit. Das mit vielen flachen Inseln versehene Riff tritt auf große Strecken weit von der vielgebuchteten Küste zurück und bildet ein breites Küstenmeer, in das mehrere breite Kanäle führen und für große Schiffe bequem zugänglich machen. Das Innere wird von wild zerklüfteten Felsenbergen mit turmartigen Gipfeln eingenommen. Der höchste Punkt scheint der Drotai auf Raiatea zu sein, der auf mehr als 1000 Meter geschätzt wird. Die fruchtbaren Küstenebenen sind von sehr wechselnder Breite und oft von Bergvorsprüngen unterbrochen; doch enthalten auch die breiten Thäler noch viel anbaufähiges Land. Das Hauptdorf auf Raiatea ist ober Tetuaroa liegt an der Westküste. In früheren Zeiten hatte die Utumaoro an der nördlichen Spitze; die zweite Missionsstation Baaara umgegend von Opoa im Südosten große Bedeutung; dort bestand das alte Reich von Raiatea. Das Hauptdorf von Tahaa, Baitoara, liegt an der Südseite, Raiatea gegenüber.

Borabora ist kaum 2 Meilen im Nordwesten von Tahaa gelegen. Sein Barrierriff zeichnet sich dadurch aus, daß es größtentheils, namentlich im Osten, einen zusammenhängenden, mit Palmen und andrer Vegetation besetzten Gürtel bildet, während das bei andern Inseln auf weite Strecken den Wasserpiegel nicht übersteigt. Nur ein paar schmale Kanäle führen in die weite Lagune, in deren Mitte sich malerisch die 1 Meter lange und $\frac{1}{2}$ Meter breite Insel erhebt mit ihrer pyramidenartigen Gebirgsmasse, die bis zu dem doppelgipfligen Pahia (1000 Meter) aufsteigt. Die Küste mit ihrer von Felsenvorsprüngen unterbrochenen reichen Ebene ist durch tiefe Baien ausgezackt. Der Hauptplatz ist Beulah²⁾ im Westen.

¹⁾ Es ist dies ein Beleg für die Hypothese von dem Sinken der Inseln (vergl. oben S. 8).

²⁾ Der öfter bei Missionsstationen angewandte Name stammt aus Bunnans, The Pilgrims Progress.

genar
250
mehr

flache
nur,
besuch

zu ler
in Ta

Tahiti
Küsten
keiten
Kriege,
Zusuch
ihn wol

Dort to
genten
Reihen
schwarze
Knoten
formen,
herabwa
Ihre tna
Tatuirun

„Ihr ha
„Unsre

Nahrung
dem Fisch
Strecken
einer frei
Thal, da
malerisch
riesen sich
Wände n

noch das
Dank der
mit Bäu
und feuch
brüdenb
zu Mitta
Dort, wo
tauchen d
Augen un
sucht such

¹⁾ B

²⁾ P

Geschmad
dieses Sa
der Ebene
Eingeborn
Menschen
dem Bobo

Maupiti oder Maurua liegt westlich 6—7 Meilen von der vor-
genannten Insel und ist bedeutend kleiner. Die Berge steigen hier
250 Meter. Die Küstenebene wird an Ausdehnung übertroffen durch
mehrere flache Inseln, die einen bedeutenden Teil des Riffs einnehmen.

Tu bat oder Motuiti, $2\frac{1}{2}$ Meilen nördlich von Borabora, ist eine
flache Laguneninsel, kaum 1 Meile lang. Sie ist unbewohnt und wird
nur, ähnlich wie Tetuaroa, zeitweise des Schildkrötenfanges wegen
besucht.

Begleiten wir jedoch, um das Innere dieser Inseln näher kennen
zu lernen, einen jungen englischen Naturforscher auf seiner Bergwanderung
in Tahiti¹⁾.

Nicht leicht war es, Führer für dieselbe zu finden; denn nur selten steigt der
Tahitier auf seine Berge. Alle Gaben der Schöpfung sind über den bewohnten
Küstenraum so reichlich ausgeschüttet, daß keine Not ihn treibt, unter Schwierig-
keiten dort oben nach Hirsquellen zu suchen wie die Bewohner anderer Länder. Die
Kriege, welche ihn mit den Seinigen zu Zeiten nach oben in die Felsenklüfte als
Zufluchtsstätten drängten, sind vorüber. Auch Neugierde und Forschungsdrang führt
ihn wohl kaum hinauf. Doch fanden sich die drei Reisebegleiter für den Weissen.
Dort kommen sie, drei olivenbraune Gestalten mit lebhaften schwarzen Augen, intelli-
genten Zügen; zwischen den etwas ausgewulsten Lippen zeigen sich die regelmäßigen
Reihen blendend-weißer Zähne. Der eine, ein Mann in den besten Jahren mit stattlichem
schwarzen Vollbart, hat seine starken schwarzen Haare über dem Hinterkopf in einen
Knoten gefnüpft, während seine beiden Begleiter, Jünglinge von volleren Körper-
formen, die ihrigen mit Blumen geschmückt über die Schultern in leichten Ruten
herabwallen lassen; alle aber duften von reichlichem Salböl. Nur der Maro bildet
ihre knappe Bekleidung (vergl. oben S. 18); um so voller zeigt sich der Schmuck ihrer
Tatuirung: bläuliche Arabesten, die sich über die Brust, Arme und Beine hinziehen.
„Ihr habt versäumt, euch mit Kleidern und Proviant für die Reise zu versehen!“
„Unsre Haut ist genug Schutz für uns und in den Bergen mangelt es nie an
Nahrung.“ „Nun wohl, so geht es um so leichter.“ Die Wanderer folgen
dem Flüsschen, das sich durch ein weithin ausgebreitetes Gölz schlängelt. Große
Strecken sind vom Gehölz der Guava überwuchert²⁾. Dann und wann ist an
einer freieren Stelle ein Durchblick möglich. Der Weg führt durch ein liebliches
Thal, das im Hintergrunde von Felswänden geschlossen erscheint, über welche höchst
malerisch die Hörner des Drohena (2336 Meter hoch) und einiger anderer Berg-
riesen sich erheben. Nach einem weiteren Marsche verengt sich das Thal; die
Wände werden höher und schroffer; zuletzt übersteigt die Breite der Schlucht kaum
noch das Bett des Baches. An jeder Seite sind die Mauern fast senkrecht; doch
Dank der reichen Natur des verwitterten vulkanischen Gesteins ist jeder Vorsprung
mit Bäumen und einer üppigen Vegetation bewachsen. Anfangs ist die Luft kühl
und feucht, nun aber die Mittagssonne senkrecht in die Schlucht brennt, wird es
drückend heiß. Unter dem Schatten eines Felsenvorsprungs wird Halt gemacht, um
zu Mittag zu essen. Die braunen Begleiter sind bald dabei, daselbe zu bereiten.
Dort, wo sich das Wasser des Flüsschens vertieft und in kleinen Strudeln wirbelt,
tauchen die braunen Begleiter wie Seeottern unter, folgen den Fischen mit ihren
Augen und ziehen sie mit der Hand aus den Höhlungen des Gesteins, wo sie Zu-
flucht suchen. — — —

¹⁾ Vergl. Hartwig, Die Inseln des Großen Ozeans, S. 156 ff.

²⁾ Psidium pyriflorum, ein 8—9 Fuß hoher Strauch mit Früchten, die im
Geschmack unsern Himbeeren ähneln (vergl. zu Westindien), wurde erst zu Anfang
dieses Jahrhunderts auf Tahiti eingeführt, hat mittlerweile jede andre Vegetation
der Ebene verdrängt. Die fast im ganzen Jahre vorhandene Frucht wird von den
Eingebornen geliebt. In den Monaten aber, wo sie am reichlichsten reift, vermögen
Menschen und Vieh sie nicht zu bewältigen. Die Beeren liegen haufenweis auf
dem Boden und werden selbst von Schweinen verschmäht.

Etwas höher hinauf teilt sich das Flüsschen in drei Quellbäche. Die beiden nördlicheren fließen je in einer Reihe von Kaskaden von den schroffen Wänden herab, über denen in schwindelnder Höhe der eine Hauptgipfel thronet, an dem dritten fließen es ebenso unmittelbar, hinaufzukommen. Doch einer der braunen Begleiter war an den Vorspringen der Felswand, auf denen üppige Bananen und Palmen wuchern, entlang geklettert und hat so einen freilich höchst gefährlichen Pfad entdeckt, der auf die Höhe des Grates führt. Es ist ein waghalsiges Unternehmen, doch es gelingt; von Kante zu Kante kriecht man; die üppige Vegetation verdeckt die schwindelerregende Tiefe zur Seite, die zuweilen 5–600 Fuß beträgt. Zuletzt scheint es gar nicht weiter zu gehen. Einer der Tahitier lehnt einen Daumstamm an die Felsenmauer, klettert hinauf und erreicht, sich an den Rigen festklammernd, die Höhe. Mit einem Striche werden die andern Reisenden nachgezogen. — Weiter wird der Weg teils auf messerartig zugespitzten Graten, die sich nach beiden Seiten in tiefe Schlünde hinabsenken, teils wieder auf vorspringenden Felsentanten fortgesetzt. Schon senkt sich der Abend nieder. Glücklicherweise erreichen wir noch eine kleine flache Stelle, am Ufer eines Baches, der in einer prächtigen Kette von Wasserfällen herabrauscht. Hier kann das Nachtlager aufgeschlagen werden. Zu beiden Seiten stehen üppige Büsche der Bergbanane (Foye) mit reifen Früchten beladen. Die 7–8 Meter hohen Stämme sind zum Teil über 1 Meter im Umfange, obgleich im Laufe eines Sommers gewachsen. Hausenweis liegen die wohlriechenden Früchte schon faulend auf der Erde, während andre in mächtigen Trauben noch aus den breiten Blättern hervorleuchten; letztere hier, in der geschützten Felsenschlucht, nicht vom Winde zerstreut wie unten auf dem Küstenlande, sondern in unbeschädigter Schönheit und immer betaut von dem Sprühregen des nahen Wasserfalls. Hier wird mit Hilfe einiger Baststreifen, die als Bindfaden dienen, aus Bambusstämmen bald ein Gefäß errichtet, das mit solchen breiten Blättern überdeckt eine treffliche Stütze bildet. Aus Moos und trockenem Farnkraut ist bald ein weiches Lager darin hergestellt. — Nun zeigen unsre Begleiter ihre Kochkunst. Ein spitzes Stüd Holz wird auf ein anderes weiches gebrüht und mit beiden Händen in einer länglichen Spur hin und her gerieben, bis der sich lösende Staub Feuer fängt. Wenige Sekunden genügen um dasselbe hervorzurufen. Bald flackert die Flamme in dem Reiskessel, in den einige Duzend faustgroße Steine gelegt sind. Inzwischen werden Fische, reife und unreife Bananen, sowie einige Knollen des wilden Laro in Blätter gewickelt, und die grünen Päckchen zwischen zwei Lagen der erhitzen Steine gelegt. Das Ganze wird mit dem rötlichen Erdboden sorgfältig zugedeckt, daß kein Dampf entweichen kann. — In einer Viertelstunde ist alles vorzüglich gebraten. Das herrliche Mahl wird auf einem Tisch aus Bananenblättern ausgebreitet; der klare Bach liefert den Trank und auch der Nachtisch fehlt nicht: die weiße braune Wurzel der Arienartigen Pflanze (*Dracaena terminalis*), die von Ansephen einem biden Holzstöß gleich, hat einen angenehmen, zucker süßen Geschmack¹⁾.

Doch unser beschränkter Raum zwingt uns die Reise abzubrechen. Überblicken wir vom scharfen Felsengrabe noch einmal das wunderbare Panorama. Wie ein Vogel aus der Luft, so blicken wir hinauf auf das Labyrinth von Klüften und scharfen, schroffen Felsen, weiterhin zeigt sich der grüne Gürtel des Küstenlandes, an den sich die glatte Fläche der Lagune anschließt; dahinter durch die weiße Linie der Brandung begrenzt, das dunkelblaue Meer, aus dem die jactigen Berge von Moorea sich erheben. Wenn wir zum Abschied nach dem Namen des jungen Engländers

¹⁾ Wenn mancher unsrer armen Landsleute auf dem Speisart und in Oberschlefen, die oft vergebens wünschen mit ihren schlechten, schliffigen Kartoffeln ihren Hunger zu stillen, wilste, welche Fülle köstlicher Nahrungsmittel auf den Südeinseln Jahr aus Jahr ein unbenuzt verkommt, so könnte man es ihnen nicht verdenken, wenn ein mächtiger Drang sich in ihnen regte, an jenen reich gesegneten Stätten eine neue Heimat zu finden. Und was würde deutscher Fleiß und Ausdauer dort zu Wege bringen können! Daß unsre Reichsvertreter für die deutschen Beziehungen so wenig Verständnis haben, wie kürzlich in der Samoafrage sich zeigte, ist sehr zu bedauern. Durch vorstehende Bemerkung möchte ich natürlich keineswegs einer unbesonnenen Auswanderung das Wort reden. Besonders der einzelne ohne Erfahrung und Anhalt wird schwerlich auch in der reichsten Tropennatur sein Auskommen finden.

fragen
den m
gespra
Eache

und
blieb
bloße
nach
wand
hüte,
verste
sah.
Mit r
die N
salber
und
jezt r
Blum
Wert

baren
dem
leichtg
Das
Vor a
sonst
Westl
durch
andre
dessen
von v
ber F
eine a
dessen
die R
europ
Kallan
Art g
das v
wann
ist zur
teilt;
die N
Die f
Fuchbo

fragen, werden wir nicht wenig überrascht sein, daß Dr. Charles Darwin es war, den wir begleiteten. Was wir etwa mit ihm über Mission unter den Eingebornen gesprochen hatten, zeigte sein großes Wohlwollen und seine Anerkennung für die Sache. (Vergl. Allg. Missionszeitschrift 1876, S. 326 ff.).

Doch 45 Jahre sind verflossen, seitdem jene Reise ausgeführt wurde, und vieles ist seitdem anders geworden, wenn auch die Natur dieselbe blieb. Nur selten möchten wir jetzt noch einen Mann auf Tahiti im bloßen Maro zu sehen bekommen. Sie tragen meist leichte Kleidung nach europäischem Schnitte, obwohl vielfach eine weite faltenreiche Gewandung aus Tapatuch beliebt ist. Die Männer haben runde Strohhüte, die Frauen solche nach dem altfränkischen Muster, gleichsam eine verfeinerte Mobe aus der Zeit, da Christentum und Kultur Eingang fand. Nur bei den ältesten Leuten mag noch Tatuierung zu finden sein. Mit vielen heidnischen Sitten ist auch diese grünlich abgekommen. Aber die Neigung zum Schmuck ist noch vorhanden. Männer und Frauen salben ihre Haut mit wohlriechendem Kokosöl wie einstmals, Mädchen und Frauen schmücken ihr gleichfalls gefalbttes Haar (das sie freilich jetzt nicht mehr wie in alter Zeit kurz geschnitten tragen) mit frischen Blumen- und Blätterkränzen; doch weiß ich nicht, ob noch jetzt solch ein Wert auf lange, zuweilen rot gefärbte Fingernägel gelegt wird.

Ihre Wohnungen haben wir, wie bemerkt, nur auf dem fruchtbaren Küstensaume aufzusuchen. Sonst lagen sie einzeln zerstreut unter dem Schatten der breitkronigen Brotfruchtbäume oder den schlanen, leichtgefiederten Kokospalmen. Jetzt sind sie in Dörfer gesammelt. Das Christentum hat sich auch hier als gemeinschaftsbildend bewährt. Vor allem liegen diese Dörfer an den trefflichen Häfen, wie sie in der sonst durch Korallenbänke gefährdeten Lagune sich besonders an der Westküste finden. Ihnen entsprechen die Öffnungen des Barrierriffs, durch welche zum Teil die größten Schiffe einlaufen können, während andre nur für kleinere Fahrzeuge Einlaß bieten. Der flache Landstrich, dessen humusreicher, überaus fruchtbarer Boden auf wechselnden Schichten von vulkanischer Asche und Korallen sand ruht, ist nur wenige Fuß über der Flutmarke erhoben. Die zahlreichen Flüsse und Bäche bewirken eine ausreichende Bewässerung. Zu beiden Seiten solches Fließchens, dessen Ufer mit schattigem Gebüsch besetzt sind, liegt das Dorf. Nur die Kirche und Schule nebst etlichen andern Häusern tragen ein mehr europäisches Gepräge und sind aus Holzplanken errichtet, mit weißem Kalkanstrich. Die meisten Wohnungen sind noch ganz nach polynesischer Art gebaut: offene Schuppen mit einem Dache von Pandanusblättern, das von Pfosten getragen wird¹⁾, zwischen denen man nur dann und wann den Zwischenraum durch Kokosmatten schließt. Der innere Raum ist zuweilen durch niedrige Bambusgitter in mehrere Abteilungen geteilt; eine besondere Abteilung gehört den Schweinen, die noch immer die Nacht mit den Menschen zusammen unter einem Dache zubringen. Die für die letzteren bestimmten Räume haben auch keinen andern Fußboden als das Erdreich, doch ist trockenes Gras und Matten dar-

¹⁾ Die äußeren Pfosten sind meist nur 3–4 Fuß hoch, die Stiele 9–10 Fuß.

über gebreitet. Die von den älteren Besuchern sehr gerühmte Reinlichkeit und Ordnung in den tahitischen Wohnungen ist jetzt nicht besonders zu bemerken, während man öfter das Gegentheil, Schmutz und Vernachlässigung antrifft. Wir dürfen dabei nicht übersehen, daß jene für die Naturkinder schwärmenden Berichterstatter manches übersehen und alles in rosigem Lichte betrachtet haben. Von Möbeln ist nicht viel zu finden, hin und wieder etwa eine Bettstelle; meist aber schlafen sie auf dem Boden unter besonderen Matten, das Haupt auf jenem hölzernen Kopfkissen, das weit und breit bei den Polynesiern verbreitet ist und selbstamerweise ganz mit dem übereinstimmt, dessen sich unsre Vorfahren in der Pfahlbautenzeit bedienten. Es ist eine Art niedriger Schemel aus hartem Holze, 1 Fuß lang und 4—5 Zoll hoch mit einer Ausbuchtung für den Kopf. Hier und da finden sich wohl ein paar europäische Stühle, meistens aber sieht man die alten Schemel (iri), die aus einem Stamm geschnitten werden und an Form den beschriebenen Kopfkissen ähnlich sind, nur größer. In dem mondbörmig ausgeschweiften oberen Teile sitzt man nicht unbequem. Gewöhnlich aber läßt man sich mit gekreuzten Beinen auf Matten nieder. Das Fata, ein Gefäß, einigermaßen unsern Kleiderhaltern zu vergleichen, oft vielleicht nur ein Baumstamm mit verkürzten Ästen, zuweilen aber auch schön polirt, dient zum Aufhängen mancher Geräte, Speiseförbe, Schüsseln u. s. w. Die letztgenannten werden aus dem wohlpolirten ebenholzartigen Holz des Calophyllum¹⁾ gefertigt, oft in trogförmiger Länge. Auch sie haben wie die Kopfkissen Beine, die aus demselben Holzstück geschnitten sind. Zum gewöhnlichen Gebrauch hat man einfachere und kleinere, auf welche die gebackenen Speisen bei der täglichen Hauptmahlzeit gelegt werden. Europäisches Geschirr scheint noch wenig Eingang gefunden zu haben. Das Trinkwasser bewahrt man in großen Kürbissen, die in Regen von Kokoszwirnen aufgehängt werden. Die Trinkgefäße macht man aus Kokoschalen, wenn diese noch nicht ganz reif sind. Sie werden, weich wie sie noch sind, so dünn geschabt, bis sie durchscheinend werden. Endlich sei noch eines Gerätes erwähnt, des Papahia. Es ist ein niedriger Block, mit vier kurzen Beinen, auf dessen glatter Oberfläche Brotfrüchte, Bananen, Tarotnollen u. s. w. mit einer feinen Keule zerkleinert werden.

Rings um die Hütten erheben sich sogleich die schattigen Bäume, die man nur soweit durch einen freien Raum fern hält, daß der von den Zweigen tropfende Regen dem Dache nicht nachtheilig werden kann. Angenehme Kühle, gemehrt durch die Brise von der See her, umgibt überall die Wohnungen der Eingebornen. Die zu denselben gehörigen Fruchtbaumpflanzungen sind zuweilen durch nette Bambusgehäge eingefriedigt. Das ganze Dorf aber ist gewöhnlich nichts weniger als regelmäßig angelegt. Von graden Straßen ist nicht die Rede. Früher kannte man nur schmale Fußpfade. Jetzt sind zum Teil recht gute Wege angelegt; auch Brückenbau hatten die Missionare eingeführt. Anstatt der älteren Holzbrücken werden jetzt auch vielfach steinerne aufgeführt.

¹⁾ Calophyllum inophyllum, ein prächtiger Lorbeerartiger Baum mit dunkeln Laube, findet sich wohl auf allen vulkanischen Inseln der Südsee.

b a u.
wildw
Maße
wie si
Pfeile
Pfeile
wird¹⁾
des P
haben
geführt
gering
Bergen
tum ve
des De
des eu
viel au
und au
termin
(Hier l

D
steht de
Mühe,
noch zu
in dem
Baume
Forster
von ihm
Mund
worden
hittier

Fi
Vorlieb
leichter
sind sie
zu Sau
Tages
laden.
gune,
senden
auszuf

Si
schwamm
selben em
ansehen

¹⁾
teils au
Kartoffe

Zu den wichtigsten Beschäftigungen der Tahitier gehört der Landbau. Sie widmen demselben aber nicht viel Fleiß, da bei der Fülle wildwachsender Fruchtbäume die Not des Lebens nur in sehr geringem Maße zur Arbeit zwingt. Außer den oben erwähnten Kulturpflanzen, wie sie sich überall auf den Südseeinseln finden, kommt hier noch die Pfeilwurz (*Tacca pinnatifida*), so genannt, weil ihr hoher Stengel zu Pfeilen benützt wurde, aus der das eigentliche Arrowrootmehl gewonnen wird¹⁾. Die frühere sorgfältige Kultur des Brotfruchtbaums sowie des Papiermaulbeerbaums, scheint nachgelassen zu haben. Europäer haben die Kultur von Tabak, Kaffee, Ananas, Apfelsinen u. s. w. eingeführt. Die Eingebornen geben sich jedoch auf eigne Hand nur in geringem Maße damit ab. Der Anbau des Kawapfeffers, der auf den Bergen wuchernd seine Ranken ausbreitet, ist hier durch das Christentum verdrängt worden. Leider hat die europäische Kultur die Kunst des Destillirens gelehrt, die trotz der hohen Steuer (die zu Gunsten des europäischen Branntweins auf das Verfahren gelegt ist) ziemlich viel ausgeübt wird. Man bereitet spirituose Getränke aus Apfelsinen und aus der oben erwähnten süßen Wurzel der *Dracaena* (*Cordyline*) *terminalis*, die wohl noch nachteiliger wirken als einst der Kawatrank. (Hier lautet das Wort übrigens 'Awa.)

Das von den Eingebornen über alles geschätzte süße Nichtsthun steht den Fortschritten des Ackerbaus sehr im Wege. Selbst die geringe Mühe, welche die Behandlung der Brotfrucht verlangt, dachte ihnen noch zuviel. Die heidnischen Tahitier malten sich ein Paradies aus, in dem eine Brotfrucht wachsen sollte, die ohne Zubereitung frisch vom Baume weg gegessen werden könnte. Das Ideal war ihnen nach Forsters Ansicht, es einmal so zu haben wie die Priester, welche sich von ihren Dienern Brotfrucht, Bananen und Schweinsbraten in den Mund stopfen ließen. Ist in diesem Stücke auch vieles anders geworden, so kann man doch noch nicht sagen, daß die Unlust der Tahitier zu anhaltender Arbeit überwunden sei.

Für die Produkte des Meeres haben sie von jeher eine größere Vorliebe gehabt, denn diese gewähren einen gewissen Sport, der ihrem leichten, vergnügungsfüchtigen Sinne gefallen mußte. Auch jetzt noch sind sie so ein fast amphibisches Geschlecht, das im Wasser ebenso wohl zu Hause ist, wie auf dem Lande. Meistens gehen sie dreimal des Tages in ihre klaren Flüsse, um sich an der Kühle des Wassers zu laben. Oft genug aber spielen sie in dem laulichen Wasser der Lagune, oder gehen jenseits des Korallenriffs, um das oft von den Reisenden gerühmte Kunststück des Schwimmens in der Brandung (*Fa'ahe'a*) auszuführen.

Sie benutzten dabei ein Brett, mit welchem sie ziemlich weit ins Meer hinaus schwammen, warteten dann das Anschwellen der Woge ab und sowie sie von derselben erreicht wurden, ritten sie, die Brust an das kurze, flache, zugespitzte Brett ansetzend, auf dem Kamm der Wellen nach dem Ufer hin. So wie sie dem nahe

¹⁾ Das in den Handel kommende Arrowroot der Südsee wird jedoch größtenteils aus Yaro und andern Knollen gewonnen. In Europa soll es vielfach mit Kartoffelfärke verfälscht sein.

lamen, glitten sie vom Brette ab, welches sie mit der Hand erfaßten, und ließen die Welle dann weiter über ihre Köpfe gehen. — Oft sah Ellis am Rande des Riffs, welches die Grenzlinie des Hafens von Fare auf der Insel Guahina bildet, wohl hundert Personen zugleich von jedem Alter, wie Lämmlein in der rollenden Brandung spielen, zuweilen auf der Spitze der Wellen reitend und in Schaum fast eingehüllt, und dann wieder unter die Wassermassen tauchend, die sich bergartig über sie wälzten, frohlockend und sich gegenseitig nendend, sodas ihr jubelndes Geschrei fast das Brüllen der Wogen übertönte. Hier wie auf den Hawaillinseln kam es zuweilen vor, daß das Vergnügen gestört wurde durch die Annäherung eines Haifisches, der unter der frohlockenden Menge sich ein unglückliches Opfer aussuchte¹⁾. — Ich finde nichts darüber, ob die Mission dieses Vergnügens abzustellen bemüht war. Auf den Hawaillinseln scheint es nach Buchner meist nur als Kunststück den Fremden gegen Bezahlung vorgemacht zu werden.

Besonders gegen Abend entfaltet sich auf der stillen Lagune ein reges Leben. Am Ufer liegen unter einer Bedachung die Boote²⁾. Sie werden ins Wasser geschoben und es beginnt das Fischen auf verschiedne Weise, mit Netzen³⁾, mit Angeln (noch sind die aus Perlmutter gefertigten von dem europäischen Fabrikat nicht verdrängt), mit vergifteten Lanzen, die höchst geschickt gehandhabt werden. Auch ist (war?) die bereits schon erwähnte Methode in Gebrauch, durch gewisse Pflanzen (Frucht der *Barringtonia speciosa*, die Blätter von *Temprosia piscatoria*, *Daphne foetida*) die Fische zu betäuben; sie kommen alsdann an die Oberfläche und können gesammelt werden. — Es ist eine malerische Scene, dies lebendige Treiben auf der Lagune. Geschickt und sicher gerudert und gelenkt, schießen die Boote hin über den glatten Wasserspiegel, der eingefast ist von dem weiß gekräuselten Streifen der Brandung am Riff, die und da durch ein im herrlichsten Lichtgrün prangendes Inselchen⁴⁾ unterbrochen, dahinter das schwarzblaue Meer, aus dem sich im Hintergrunde die wunderbare gerissenen Felsenmassen der Nachbarinsel Eimeo erheben, wie die Trümmer einer riesigen Burg mit Thürmen und Bastionen, die in der üppigen Bergvegetation aus der Ferne wie dicht mit Epheu überzogen erscheinen. — Sind die Schatten der Nacht hereingebrochen, so sieht man wohl hier und da eine Gruppe von Eingebornen noch beschäftigt, bei Fackelschein den Süßwasserfischen in den Flüssen nachzustellen; wobei der erwähnte Speiß oder Dreizack sehr geschickt gebraucht wird.

¹⁾ Hartwig, a. a. O., S. 189.

²⁾ In früheren Zeiten wurden auf den Gesellschaftsinseln die Pirogen nicht wie andernwärts aus einem Stamm ausgehöhlt, sondern aus einzelnen Stücken, die man mit Bändern aus Kokosfasern zusammenfügte. Die Rigen wurden mit dem Harz des Brotfruchtbaums, den man mit seinen Kokosfasern vermischte, verstrichen. Da die Eingebornen nur Werkzeuge von Stein, Knochen, Haifischzähnen u. besaßen, war dieser Kahnbau höchst mühsam. Dennoch bauten sie große Doppelpirogen, die durch eine Plattform verbunden wurden. Die Boote der Häuptlinge waren reich mit Ornamenten geschmückt. Eine besonders große Rolle spielten in der alten Zeit die großen, oft 100 Fuß langen Kriegspirogen, mit denen die Einfälle in die feindlichen Distrikte ausgeführt wurden. Alle diese Fahrzeuge sind nun verschwunden. Man baut mit europäischen Werkzeugen Boote, ja tüchtige Gesehschiffe (Schooner die bis nach Hawaii segeln) mit großer Kunstfertigkeit.

³⁾ Sie werden aus einer groben Grasart verfertigt und sind oft 60—80 Klaftern lang.

⁴⁾ Man nennt diese kleinen Riffinseln, die oft auch Kokospalmen haben, Motu.

Sie
bene
und

nach
holz

Mit

Lap

zieru

wird

erhäl

gene

Flu

dann

spiel

Moß

Bon

der

Gesh

alle

Bude

Tah

derun

Sonne

was

und

Bader

so un

auch

Fische

nach

Außen

Gegef

lorb;

Lisch

Messe

Haupt

dem

man

fion

fiel

beson

fallen

¹⁾

(Brügl)

Rande

zum

t, und ließen die
Rande des Riffs,
na bildet, wohl
rollenden Bran-
schäum fast ein-
h bergartig über
belndes Gefchrei
inseln kam es
rung eines Gal-
pfer ausfuchte¹⁾.
aufstellen demüth
s Kunstfild den

n Lagune ein
die Boote²⁾.
schen auf ver-
die aus Perl-
erbrängt), mit
en. Auch ist
durch gewisse
itter von To-
uben; sie kom-
lt werden. —
f der Lagune.
Boote hin über
sch gekräuselten
im herrlichsten
das schwarz-
are zerrissenen
die Trümmer
n der üppigen
überzogen er-
chen, so sieht
och beschäftigt,
aufstellen; wo-
braucht wird.

trogen nicht wie
a Stüden, die
urden mit dem
chte, verstrichen.
nen 2c. besaßen,
Doppelpitrogen,
nge waren reich
der alten Zeit
e in die feind-
verschwunden.
(Schöner die

0—80 Klaffern
haben, Motu.

Hier und da sind auch auf dem Strandriff Wehre angebracht, hinter denen die mit der Flut eingetretenen Fische bei der Ebbe zurückbleiben und leicht mit kleinen Handnetzen gefangen werden.

Was die Gewerthätigkeit der Tahitier betrifft, so hört man noch immer das Geklopfe mit den breiten Hämmern aus Kasuarinenholz, mit denen lange Reihen von lustig schwappenden, blumenbekränzten Mädchen Baumrinde (jetzt mehr *Artocarpus* als *Broussonetia*) zu Tapatech verarbeiten. Auch das Färben des Lepteren und die Verzierung mit Blätterborden wird noch immer kunstvoll betrieben. Auch wird dasselbe mit einem Baumharz gegen Wasser haltbar gemacht und erhält, wenn mit der Frucht des *Calophyllum* gelb gefärbt, einen angenehmen Duft. Nicht geringes Geschick zeigen die Frauen in ihren Flechtarbeiten. Als Material sind vor allen die Blätter des *Pandanus* zu nennen, der überhaupt auf den Inseln eine große Rolle spielt¹⁾, die Rinde des *Paritium*, *Urtica argentea*, Koloßblätter, Gras, Rohr je nach der größeren oder geringeren Feinheit des Geschlechtes. Von den europäischen Handwerken hat das der Schmiede, sowie das der Zimmerleute am meisten Eingang gefunden, und beide werden mit Geschick betrieben, namentlich verdient der schon erwähnte Schiffsbau alle Anerkennung. Die Versuche, das Baumwollenweben und die Zuderfabrikation einzuführen, sind jedoch vollständig mißlungen.

Gehen wir aber noch etwas näher auf die Lebensweise der Tahitier ein, die noch heute in vielen Stücken mit den alten Schilderungen übereinstimmt. Die frische Morgenluft trieb mit dem ersten Sonnenlicht von der Matte oder dem Lager ins Freie; das Zeug, was zur Decke gebient, ward als Kleid um den Körper geschlungen, und der erste Schritt lenkte sich nach dem nahen Flusse. Denn das Baden in süßem Wasser war allen Ständen, Altern und Geschlechtern so unentbehrlich, daß man oft dreimal des Tages sich dadurch erfrischte, auch durch Krankheit sich daran nicht hindern ließ, und selbst der Fischer, der sich stundenlang dem Meere ausgesetzt, vor seiner Rückkehr noch den Strom aufsuchte; eine Reinlichkeit, die dem Insulaner ein Äußeres erhielt, wie es bei keinem wilden Volke sich wiederfindet. Geessen wurde nach Bedürfnis und Vorrat; jeder besaß seinen Speisetisch; einige Brodbaumblätter, auf den Boden gebreitet, deckten den Tisch im Augenblick; die Trinkschale war nahe; das Bambus zum Messer bot sich überall; so regelte keine Uhr die Tafel, obgleich die Hauptmahlzeit gewöhnlich gegen Abend gehalten wurde. Vor und nach dem Essen wusch man Gesicht und Hände, die häufigen Fliegen hielt man mit Weiden von Federn oder von dem nächsten Baume sorgfältig von den Speisen ab, und das Gericht, in welchem man eine bemerkte, fiel den Schweinen zu. Man genoß im ganzen enorme Portionen, besonders während der Brotruchzeit, eine in dem heißen Lande auf fallende, aber durch die überwiegend vegetabilische Nahrung und die

¹⁾ *Pandanus odoratissimus*. Zum Flechten werden die Fasern der spiralförmig oben an den Ästen stehenden 1 Meter langen, lineal-schwertförmigen, am Rande mit grünen Dornen versehenen Blätter, sowie auch die Wurzeln benutzt, zum Teil Lufzwurzeln, die ähnlich wie bei dem Mangrovegebiß wachsen.

zehrende Seeluft erklärliche Gewohnheit. Die meisten Arbeiten wurden in den Frühstunden verrichtet, da um Mittag der brennende Strahl alle von mittlerem Alter aufs Lager streckte, während die lebhafteste Jugend einen Zeitvertreib vornahm. Mann und Weib wiegten sich dann gegenseitig in Schlummer, jedes mit einer kleinen Rohrstöbe unter der Nase, auf der einer abwechselnd spielte und der andere dazu sumimte, bis beide verstummten. Oft wurde diese Siesta sehr lang ausgedehnt, und ein starker gesunder Mann konnte wohl vom Morgen bis zum Abend, kaum zum Essen sich erhebend, auf seiner Matte liegen. Der Abend gab wieder Leben und ward bei Fischfang oder geselligem Vergnügen, besonders im Mondlichte, oft weit in die Mitternacht ausgedehnt. Die geröstete *Tairinu*¹⁾ diente zur Lampe und brannte in Häusern, wo mit den Gästen oft 50 und 60 zusammenlagen, die ganze Nacht. Wollte der Schlaf nicht kommen, so that man sich auch keinen Zwang an, plauderte und erzählte sich lange Geschichten, ohne daß die gesunde Natur der müden Schlafgesellschaft dadurch belästigt worden wäre.

Gesellig von Natur und nie durch Not zur Anstrengung gezwungen, wandten beide Geschlechter einen großen Teil ihrer Zeit dem gemeinsamen Spiel und andern Vergnügungen zu. Heiva ist der allgemeine Name für jegliches Spiel, das indes nur zur Erheiterung diente und niemals, wie auf den Sandwichinseln, mit einem Gewinn verbunden war. Und wie die Kinder durch Untertauchen, Seilschaukeln, Stelzenlaufen, Blindfuhspiel, Heiva ha'apeö uo (Drachen steigen lassen) u. a. in ihrer Weise sich belustigten, so waren die Spiele der Erwachsenen nicht minder mannigfach. Mit den Kindern vereinten sich die Frauen im *Aperoa*, dem Schieben eines Rohrs den Boden entlang, und dem unserm Knöchelspiel ähnlichen *Timo*. Ein ebenso allgemeines Vergnügen gewährte das Ballspiel mit einem Ball aus zusammengesehnürten Zeuglappen; in den nicht minder beliebten Hahnenkämpfen brachten oft ganze Dörfer ihre Tiere gegen einander, und die Unterhaltung währte nicht selten mehrere Tage; auch das zur Ergöglichkeit eines Gastes gewöhnlich unter Beiwohnung von König und Häuptlingen nicht ohne Feierlichkeit veranstaltete Bogenschießen, wobei es darauf ankam, welche Partei am weitesten ihre Pfeile sandte, war ein in hohen Ehren gehaltenes Spiel. Noch gewöhnlicher aber, als alle diese Ergöglichkeiten war die Verbindung von Musik, Gesang und Tanz. Trommeln der mannigfachsten Form, Verzierung und Größe, von der achtfüßigen *Pahura* für den Tempeldienst bis zur kleinsten *Toere*, mit Haifischhaut überzogen, die größeren mit zwei Stöcken, die kleineren mit der bloßen Hand geschlagen, gaben nur einen dumpfen und gebrochenen Ton; ebenso unmelodisch, mehr lärmend als tönend, ließ die *Phara*, ein über 2 Knoten abgeschchnittenes Stück Bambus mit einem langlaufenden Spalt in der Mitte, auf dem Boden liegend mit Stäben geschlagen, sich vernehmen; das einzige, wirklich musikalische Instrument war nur die bereits erwähnte, 1—1½ Fuß lange Bambusflöte, *Bivo*, die mit dem linken Nasenloch geblasen wurde, bloß 3 oder 4 Seitenlöcher hatte

¹⁾ Von *Aleurites triloba*, einem Busch mit silberglänzenden Blättern.

und
ange
Anza
Berr
Götter
Lunge
Mun
wiede
streife
Musik
belieb
und d
wechsle
über
wie d
auftre
Tänze
streng
Fa'ata
viele
Belust
bis an
standen
sondere
Schmü
ein all
Boxen
unterho
und La
gewöhn
üppiger
D
eine, w
in diese
aus eig
Ursprun
Mensch
Auf
Kriegern
verpflich
und kräf
Dienstlei
als eine
Bürgerli
Wollung
Sie hat
dem Gef

und bei nur spärlichem Wechsel der Lieder einen sanften und nicht unangenehmen Eindruck machte. Der Gesänge, Ube, lebte eine große Anzahl teils epischer, teils elegischer Art und alle Vorkommnisse und Verrichtungen des menschlichen Lebens, ebenso wie die Thaten der Götter und Helben umfassend, fast immer mit religiösen Vorstellungen verwebt und häufig schmückige Schilderungen einfließend, im Munde des Volks, wurden von den Kindern früh gelernt und gern wiederholt, bei öffentlichen Gelegenheiten aber mit ans Dramatische streifenden Gesen und Pantomimen vorgetragen. Der Tanz, von Musik regiert und von Gesang begleitet, war in mannigfachen Formen beliebt; Männer und Frauen tanzten, häufig jedes Geschlecht allein, und die Arme mußten dabei ebenso thätig sein, als die Füße. Ofter wechselte der Tanz mit Pantomimen, und die meisten Tänze waren über alle Beschreibung obscön, wenn es auch weniger anstößige gab, wie der Hura, der von Häuptlingen veranstaltet ward, um ihre dabei auftretenden Töchter vornehmen jungen Leuten zu empfehlen. Die Tänzerinnen erschienen dabei kostbar geschmückt und sparten keine Anstrengung, die möglichste Grazie zu entwickeln. Zwischenein kamen die Fa'atas, vier Männer mit befransten Matten um den Belt, als ebenso viele Harlekins und trieben allerlei Kurzweil. Waren am Tage andere Belustigungen vorgenommen worden, so schlossen am Abend die oft bis an den Morgen währenden Tänze, denen besondere Götter vorstanden und alle Zügellosigkeit in ihrem Gefolge heiligten. Auch besondere Festzeiten, Taupitis oder Droas, führten tausende im besten Schmuck zusammen, sei es daß eine wichtige religiöse Zeremonie oder ein allgemein erfreuliches Ereignis dazu den Anlaß gab; Ringkampf, Boxen (dies jedoch weniger beliebt) und Wettlauf bildete die Hauptunterhaltung, doch traten auch alle übrigen Ergötzlichkeiten nach Lust und Laune bei solchen Gelegenheiten ans Licht, und die Feste endeten gewöhnlich nicht eher, als bis der dazu aufgehäufte Speisevorrat in üppigem Genuße verzehrt war.

Den größten Beitrag zur öffentlichen Unterhaltung aber lieferte eine, wenn auch nicht auf den Gesellschaftsarchipel beschränkte, so doch in dieser Ausbildung ihrer sonderbaren Einrichtungen demselben durchaus eigentümliche geschlossene Körperschaft, die Areoigesellschaft¹⁾, deren Ursprung die Tradition auf die Götter und in die Zeit der ersten Menschen zurückführt.

Anfänglich, wie es scheint, eine Verbrüderung von tapfern und geschickten Kriegern, die, ohne von Familienorgen beschwert zu sein — denn sie hatten sich verpflichtet, alle ihre Kinder zu ermorben — dem Lande jederzeit einen bereitwilligen und kräftigen Schutz gegen feindlichen Einfall gewähren und durch diese wichtige Dienstleistung der ersten Klasse zugleich ihren Vorrang sichern sollte, erschien dieselbe als eine in sieben Klassen geteilte Verbindung junger Adelliger, zu welcher indes auch Bürgerliche nach längerer Probezeit zugelassen wurden, mit dem Zwecke, nur in Wohlthaten und allen möglichen Ausschweifungen das Leben zu verbringen. Sie hatte gewisse geheime Symbole, an denen die Mitglieder sich erkannten, er-

¹⁾ cf. Haffel, Australien, p. 720. Wegener, Geschichte der christlichen Kirche auf dem Gesellschaftsarchipel, p. 68. Besser, John Williams, p. 37.

streckte sich über alle Gesellschaftsinseln und hatte als Hauptgesetz festgesetzt, daß jede Mutter ihr Kind gleich nach der Geburt entweder selbst erlösen oder erlösen lassen mußte. Denn jeder Areoi hatte seine Genossin, die Mitglied der Gesellschaft war, und trotz der zügellosen Sitte unter sich herrschte eine solche Eifersucht, daß ein unheimliches Betragen gegen eine Areoifrau nicht selten mit Blut bezahlt wurde. Die nur aus dem Adel hervorgehenden Ohenypriester gehörten ebenfalls zum großen Zeile diesem Wollustorden an, und der Priester von Komatane vermittelte gegen reiche Gaben durch seine Gebete den verstorbenen Areoi den sichersten Weg in ein besonderes auf's Sinnlichste ausgestattetes Paradies. Manche Mitglieder der Areoi aber fanden zuletzt nicht einmal Gefallen mehr daran, ihre Wollusttriebe auf gewöhnlichem Wege zu befriedigen, sondern suchten in einem abscheulichen unnatürlichen Laster in einer besonderen Nebenverbindung, die Gesellschaft der „Maru“ genannt. Diese Areoi nun wanderten in einzelnen Truppen auch als Schauspieler auf den Inseln umher und hielten in dem großen Distrikthaus ihre Aufführungen, „Upaupa“, in schamlosem und widerlichem Aufzug, den Leib mit Kohle, das Gesicht mit Scharlach bemalt, nur ausnahmsweise ein Gürtel von gelben Tiblättern oder ein Unterkleid von trocknen Pflanzblättern um die Hüften nebst Borringtontagewinden um die Stirn. „Im Kreise auf dem Boden sitzend regitirten sie im Chor einen Gesang zu Ehren der Götter oder berühmter Areoi. Der Anführer in der Mitte begann mit einer Art Prolog; dann hub der Kreis unter phantastischen Posturen und Bewegungen in tiefem, gemessenen Tone an; die Stimme wuchs an Stärke und Schnelligkeit bis zum unverständlichen Lärm, die Gebärden im Takt mit den Tönen stiegen zum höchsten Grade der Lebendigkeit: erschöpft und atemlos brach man endlich ab.“ Oft wurden Vorträge gehalten mit anschaulicher Aktion, darin öffentliche Begebenheiten persifliert und selbst die Priester nicht vom Spott verschont waren. Auch vollkommen dramatische Darstellungen kamen vor, Szenen aus dem gewöhnlichen Leben, in drolliger Karrikirung vorgeführt, dergleichen ein Pulcinelltheater nur bieten kann. Die gewöhnlichste Vorstellung war der unter Leitung des obersten Areoi zu Trommel, Flöte und Gesang den größten Teil der Nacht hindurch dauernde Tanz; bei einem Tautiti nahmen sie auch am Ringen teil, während Doren ihnen entzehend war. Alle ihre Spiele aber waren von den abscheulichsten und unfagbaren Obszönitäten gefolgt, alle Schutzgötter der Upaupas moralische Ungeheime. Mehrere Tage und Nächte währten die Lustbarkeiten an einem Orte, bis sie im nächsten Distrikt sich fortsetzten; die Säuglinge und Bornehmen behandelten die ausgelassenen Gäste mit großer Ehrerbietung und Freigebigkeit, letztere freilich auf Kosten der Ra'atiras oder Landeigentümer, deren Pflanzungen ihre Diener plünderten. „Gib her!“ sagte der Areoi, mit der Hand gegen die Brust schlagend; und sein war alles ohne Weigerung, was sein Auge begehrte. Die letzte von den sieben Klassen der Areoigesellschaft bildete eine Art Noviziat, und ihren Mitgliedern fiel der beschwerlichste Teil der Pantomimen und Tänze zu; die sechste Klasse war leutlich an tatuirten Ringen um die Knöchel, denen mit jedem Vordringen ein neues Zeichen hinzutrat, bis der Emporkömmling mit dem vom Knöchel bis zum Knie geschwängten Bein die Würde des ersten Ranges erreicht hatte. Den umherziehenden Truppen folgte stets eine Menge heiderlei Geschlechts, die ihnen Essen und Kleidung besorgten und mancherlei niedere Dienste verrichteten, wofür sie den Spielen und Schmausereien betwohnen durften, ohne an die Verpflückung des Kindermordes gebunden zu sein. — Diese Gesellschaft mit der Glorie um ihren Ursprung, mit der Lockung für Trägheit und Genußsucht, mit dem Privilegium für einheimische Laster und Verbrechen, mit dem an Fürstenehre grenzenden Ansehen, mit der Aussicht auf ein Übermaß jenseitiger Lust — wirkte mächtig zu dem völligen Ruin des ganzen Volkes. Glücklichweise weiß man jetzt von ihrem verabscheuten Treiben nur noch aus den Berichten über die alte Zeit.

Aus der letzteren müssen wir weiter einen tief in das Volksleben eingreifenden Zug erwähnen, bezüglich der Stellung der Geschlechter zu einander. Wenn diese sonst bei allen Veranlassungen ohne Anstoß mit einander verkehrten, zusammen babeten, tanzten, spielten, rangen, ja selbst kriegten, und in demselben ungetheilten Raume schliefen, so zog doch das Essen eine unübersehbare Schranke zwischen ihnen. Das

Weiß
den
das
ging.
das
Spei
glau
Bis
verbo
frei
mit
Spei
neben
an
rührt
die
Und
die
einzig
Weib
eine
Weib
lichen
Tabiti
Frau
Völker
Klassen
übrige
frühe
über
dem
statt
der
der
Verfal
Weise
Untreu
keine
fähig
Bügel
züchtig

);
wunder
framösi
gelegt
europäi
ist jene

festgestellt, daß
en oder erwidern
der Gesellschaft
Eifer sucht, daß
ut bezahlt wurde.
als zum großen
ermittelte gegen
en Weg in ein
lieder der Kreol
striebe auf ge
unnatürlichen
tarru" genannt.
uspieler auf den
brungen, Upau-
das Gesicht mit
lättern oder ein
ngantagewinden
im Chor einen
rer in der Mitte
tischen Posturen
uchs an Stärke
a Takt mit den
atemlos brach
r Aktion, darin
Spott verschönt
Szenen aus dem
in ein Pulcinell-
unter Leitung des
r Nacht hindurch
n teil, während
abscenischsten
upas moralische
an einem Orte,
nehmen beza-
heigkeit, letztere
stanzungen ihre
gegen die Brust
ehrte. Die letzte
ziat, und ihren
e zu; die sechste
mit jedem Vor-
em vom Knöchel
nicht hatte. Den
chts, die ihnen
bieten, wofür sie
verpflichtung des
lorie um ihren
Privilegium für
enden Ansehen,
zu dem völligen
m verabscheuten

als Volksleben
Geschlechter
ohne Anstoß
elken, rangen,
liefen, so zog
ihnen. Das

Weib, als Roa (gemein) von Natur, durfte in keine Berührung mit den Götzen kommen, niemals einen Opferplatz betreten, wo der Mann, das Ra (heilige) Geschlecht, als Priester oder Opfernder aus- und einging. Und da der Hauptteil der Opfer in Nahrungsmitteln bestand, dasjenige aber, was den Göttern angeboten wurde, nicht zugleich die Speise derer sein konnte, die man am weitesten von ihnen entfernt glaubte, so waren Schweine, Hühner, mehrere Fischarten Kokosnüsse, Fische und alles, was als Opfer diente, den Weibern bei Todesstrafe verboten. Da ferner der Mann, der die Gabe den Göttern brachte, frei von aller Verunreinigung sein mußte, das gemeinschaftliche Essen mit der Frau aber für eine solche galt, so mußten die Weiber ihre Speise in besonderen Körben sich aufbewahren und in kleinen Hütten neben dem Hause ihre Tafel aufschlagen, durften auch selbst das Feuer, an welchem die Männer ihre Speise zubereiteten, nicht benutzen. Berührte einer der letzteren ihre Speise, so wurde sie weggeworfen; selbst die Männer, die ihnen zu Dienste lebten, wurden unrein für die übrigen. Und keine Not, keine dringende Gefahr hob jemals diese Schranke auf; die Königin allein, an der Heiligkeit ihres Gemals teilnehmend, genoß einzige Freiheiten, und etliche wenige Feste gab es, wo Männer und Weiber zusammen schmauseten. Durch das Familienleben aber ging eine tiefe Kluft. Der Mann stand seinem Nachbar näher als seinem Weibe und seinen Töchtern. Daher die tiefe Verachtung des weiblichen Geschlechts, die sich auch besonders in den Schimpfreden der Tahitier ausgebrüllt fand. Trotzdem war im ganzen die Stellung der Frau nicht eine so gedrückte, wie wir sie vielfach bei andern heidnischen Völkern finden.

Polygamie war weit verbreitet¹⁾, am meisten bei den höheren Klassen; doch galt dort nur die vornehmste Frau als Gattin, die übrigen als Dienerinnen. Die Verlobungen geschahen häufig schon frühe. Bei der Hochzeit bestand die wesentlichste Zeremonie darin, daß über Braut und Bräutigam ein Stild Zeug geworfen wurde. Außerdem fand bei Vornehmen noch eine religiöse Feier auf dem Marae statt, bei welcher ein Priester beide Brautleute verband, und im Hause der Braut errichtete man einen kleinen Altar, auf den man die Schädel der Vorfahren legte. Die sittliche Seite der Ehe war vollständig in Verfall geraten. Während die Unverheirateten in der lieblichsten Weise alle Freiheiten hatten, war auch bei den Verheirateten die eheliche Untreue nichts Ungewöhnliches. Die Ausschweifung der Großen kannte keine Grenzen, und von aller Entartung, deren die menschliche Natur fähig ist, waren auf Tahiti Proben zu finden²⁾. Trotz der allgemeinen Rügellosigkeit kamen jedoch z. B. bei dem öffentlichen Baden nie unzüchtige Handlungen vor.

¹⁾ Vergl. Meinide, a. a. D., S. 187.

²⁾ Leider ist die Unsittlichkeit auch jetzt noch in dem christlichen Tahiti ein wunder Punkt geblieben. Bleibt man aber die Hindernisse in Betracht, welche von der französischen Regierung der evangelischen Kirche und ihren Ordnungen in den Weg gelegt sind, und hört man vollends von dem schamlosen Treiben, das sich nicht bloß europäische Privatleute, sondern selbst Beamte dort zu schulden kommen lassen, so ist jene Erscheinung nicht eben verwunderlich.

Ein Verbrechen aber herrschte auf den Gesellschaftsinseln in entsetzlicher Ausdehnung, der Kindermord¹⁾. Es ist erwiesen, daß während der letzten Decennien vor dem Umsturz des Selbsttums mindestens zwei Drittel aller Neugeborenen, darunter mehr Mädchen als Knaben, entweder noch vor der Geburt, oder gleich nachher in rasender Eile getödtet worden sind, lebendig begraben mit einem darüber gelegten Brett, ermüdet, mit nassem Zeug erstickt, mit einem Bambusplitter erstochen, ja mit den Füßen getreten oder an Händen und Füßen bis zu Ellbogen und Knie gliedweise zerbrochen, und das von den eignen Eltern oder den nächsten Verwandten, oder von Weibern, die ein besonderes Geschäft daraus machten²⁾. Häufig mußten die 3 Ältesten bluten; Zwillinge blieben fast nie beide am Leben; auch in den fruchtbarsten Familien wurden selten mehr als 2 oder 3 Erben erhalten. Eine der häufigsten Ursachen dieser Greuelsitte war nächst dem Areoigebot die Verbindung einer fürslichen Frau mit einem niederen Manne oder umgekehrt, da der geringere Teil erst als ebenbürtig angesehen wurde, wenn 2, 4, 6 Kinder aus dieser Ehe geopfert waren. Auch die grenzenlose Trägheit der Insulaner wirkte mit. Man suchte sich der Last zu entledigen, die man mit den Kindern haben würde. — Ubrigens mußte der Mord sofort nach der Geburt geschehen. Ein Kind, das 10 Minuten das Licht gesehen hatte, war gerettet, und wurde dann von den Eltern zärtlich geliebt und gepflegt.

Die nächste Zeit nach der Geburt mußte die Mutter in einer Hütte auf dem Marae verbringen und während derselben keine Speise berühren, sondern wurde von einer andern Frau selber wie ein Kind gefüttert. Später wurde das Kind in einer Hütte neben dem Hause der Eltern untergebracht und alles, was dasselbe berührte, war Tapu, wenn z. B. einen Baum, so wurde er umgehauen u. s. w. Erst nach mancherlei Ceremonien wurde das Kind in die Wohnung aufgenommen und wuchs dann, sobald es aus dem Alter des Säuglings herausgetreten, ziemlich sich selbst überlassen heran. Von Erziehung war wenig die Rede. Der Vater betrachtete sich von der Geburtsstunde des Kindes an als demselben unterthänig, da sein Name, Stand und Reichthum auf den Erstgebornen überging und er selbst fortan nur der natürliche Vertreter der Rechte seines Sohnes blieb, bis er ihn unter neuen Ceremonien und Opfern in den eignen Gebrauch derselben einsetzte, eine

¹⁾ cf. Basler Missionsmagazin 1832, I, p. 53 f.

²⁾ Missionar Williams hatte 15 Jahre lang eine bekehrte Eingeborne in seinem Dienst, welche früher dies scheußliche Handwerk betrieben hatte, und fast täglich neue Zugthiere darüber weinte; unter allen Müttern aber, welche er auf den Gesellschaftsinseln kennen lernte, war — und dasselbe berichten Ellis und Poit — keine einzige, die nicht als Gelbin mehrere, ja 5 bis 10 Kinder im Durchschnitt, umgebracht hätte. Von 3 Frauen, welche Bennet gerade nährend bei Williams traf, hatte die eine 5, die andere 7, die dritte 9 Kinder getödtet; eine im hohen Alter bekehrte Häuptlingsfrau beklagte noch sterbend, daß sie deren 16 gemordet, und bei einem Kinderfest auf Kajatea verfluchte ein alter grauer Häuptling unter Thränen seine alten Väter, die dem Volke diese barbarische Sitte eingegeben, so daß er jetzt kinderlos sterben werde, wiewohl er Vater von 19 Kindern gewesen. Als Areoi ersten Ranges hätte er sie alle ermorden müssen.

Ein
gesie
erha
den
um,
geno

gesp
Ham
keit,
alter
Pfleg
ihrer
Ende
ersch
schent
man
mern
Geist
Ungl
hällte
zahn,
schloß
denen
ursach
wenn
Mit d
Priest
Sühne
schließ
driger
sehr ti
zwischen
gebun
oft in
Zuweil
— Au
Wehll
Wasser
zerfleis
der oft
wurde
Stellun

¹⁾
z. B. d
von ihr
bei sich

unseln in ent-
erwiesen, daß
bentums min-
Mädchen als
er in rasender
rüber gelegten
dambuspflitter
nd Füßen bis
on den eignen
n, die ein be-
ltesten bluten;
fruchtbarsten
en. Eine der
Arzogeboht die
Manne oder
gesehen wurde,
h die grenzen-
ch der Last zu
brigens mußte
s 10 Minuten
von den Eltern

utter in einer
keine Speise
wie ein Kind
n dem Hause
e, war Tapu,
w. Erst nach
aufgenommen
gs herausge-
ng war wenig
de des Kindes
nd Reichtum
der natürliche
r neuen Zere-
einsetzte, eine

borne in seinem
ast täglich neue
auf den Gesell-
stott — keine
schmitt, unge-
Williams traf,
n hohen Alter
orbet, und bei
unter Thränen
so daß er jetzt
n. Als Arooi

Einrichtung, durch welche die Privilegien der Familien allerdings fest gesichert wurden. Über die Mutter war der Sohn durch sein Geschlecht erhaben und ward in der Verachtung und Verleibung derselben durch den Vater bekräftigt. So schwärmten die Kinder in voller Freiheit herum, bis sie durch die Tatuierung in die Reihe der Erwachsenen aufgenommen wurden.

Der Mangel an väterlicher Autorität hatte zur Folge eine ausgesprochene Verachtung des Alters. Ein Greis, selbst von der höchsten Familie, galt nichts, man widmete ihm nicht die geringste Aufmerksamkeit, und der gewöhnliche Ausdruck für etwas Widerwärtiges hieß: ein alter Mann. Ähnliche Verachtung erfuhren die Kranken, die langer Pflege bedurften; kam es doch vor, daß man sie lebendig begrub, um ihrer Last los zu werden. Aber selbst denen, welche ein natürliches Ende fanden, wurden die letzten Stunden durch heilnisvolle Gebräuche erschwert. Denn wenn das Nebilament des Priesters trotz aller Geschenke an ihn und die Götter die Krankheit verschlimmerte, so war man von dem Jorn der Götter überzeugt, und „heulend und jammernnd unter grausenhaften Gebärden, auch in der Absicht, die bösen Geister zu schrecken, die auf die neue Seele lauerten, umgab man den Unglücklichen, dessen letzte Seufzer unter dem rasenden Tumulte verhallten.“ Dabei verletzten die Weiber ihr Gesicht mit einem Haifischzahn, und das Blut floß reichlich¹⁾. Kaum hatte er die Augen geschlossen, so ruderte ein Priester im Kanot auf und ab, den abscheidenden Geist, der, wie man glaubte, mit dem Sinnbild der Todesursache (einer Flamme, wenn er durch Zauberei, einer roten Feder, wenn er durch die Götter gestorben) über ihn hinwegflüge, zu erwarten. Mit der Angabe der Ursache kehrte er zurück, worauf ein zweiter Priester dem entsprechend eine Menge Gebete und Zeremonien zur Sühnung des Jornes der Götter anstellte und den Hinterbliebenen schließlich kund that, daß sie nun sicher wären. Die Toten der niedrigeren Klasse wurden am ersten oder zweiten Tag darauf — nicht sehr tief unter der Erde — begraben, in lauernder Stellung, das Gesicht zwischen die Knie gebrückt, die Hände unter den Schenkeln zusammengebunden und der ganze Körper mit Seilen umschnürt. Dies geschah oft in tiefem, nur durch einzelne Klagerufe unterbrochenem Schweigen. Jeweilen hielt der Vater eine bewegliche Rede am Grabe des Sohnes. — Ausgedehnter war die Leichenfeier der Vornehmen, bei der sich das Wehklagen in Kaiserlei verwandelte. Die Männer eilten mit ihren Waffen herbei, die Weiber mit ihren Haifischzähnen sich jämmerlich zerfleischend und zerrauend. Zwei bis drei Tage dauerte der Karm, der oft selbst in einen verderblichen Kampf überging. Der Leichnam wurde balsamirt und in einer besonderen Hütte (Tupapau) in sitzender Stellung aufgestellt. Zu den Füßen wurde ein Loch gegraben, in das

¹⁾ Dieser Gebrauch kam sehr häufig auch bei andern Gelegenheiten vor, wie z. B. bei Hochzeiten, wo er jedenfalls die Trauer über die Trennung der Braut von ihren Angehörigen bedeuten sollte. Die Weiber führten den Haifischzahn immer bei sich.

ein Pfahl gesetzt wurde; dann füllte man es unter Gebeten eines Priesters wieder mit Erde. Die Zeremonie ist als Begraben der Sünde bezeichnet worden. Es scheint jedoch, daß der Pfahl vielmehr der nunmehr göttlich verehrten Seele bei dem allmählich verfallenden Körper zum Anhalt dienen sollte. Man brachte denn auch Opfer, Speisen und Blumen, die auf einem kleinen Altar neben der Leiche niedergelegt wurden. Dann und wann hielt man die erhen an den Mund der Leiche, damit die Seele einen unsichtbaren Teil derselben genieße. War nach Jahresfrist die Verwesung eingetreten, so wurden dann erst die Gebeine auf dem Marae begraben¹⁾. Bei drohender Kriegsgefahr jedoch flüchtete man sie in die Bergklüfte, um sie vor Entweihung durch die Feinde zu schützen. Bei dem Tode eines Königs steigerte sich die Aufregung aufs höchste. Man schor das Haupthaar. Eine Menschenchar unter Anführung eines Priesters, alle in höchst eigentümlicher Kleidung, bewegte sich um die Leichenhülle und schlug rücksichtslos auf alle, denen man begegnete.

Noch haben wir aus dem geselligen Leben der Tahitier nach den alten Schilderungen einige Züge anzuführen. Dahin gehört der schon erwähnte Freundschaftsbund. Zwei Männer, unter den Vornehmen auch Frauen und Männer, schlossen den sogenannten Taiobund unter gegenseitigen Geschenken und Vertauschung der Namen als Zeichen innigster Gemeinschaft. Der Taiob war mit seinem Genossen eine Person; die Frau desselben war die seine, die Schwester ihm ebenso streng untertänig, wie nach dem allgemeinen Abscheu vor Blutschande dem eignen Bruder, und nach dem Tode des Freundes hatte er das schöne Recht, für die hinterbliebene Familie zu sorgen, während er selbst, wenn kein näher Verwandter da war, als Erbe eintrat. Oft fiel in der Schlacht ein Freund neben der Leiche des andern. — Gastfreundschaft wurde in weitestem Maße geübt. Dem Gaste reichte man bald einen Liegenwedel, bot ihm einen Sessel an und bereitete eine Mahlzeit, wobei das Beste, was man hatte, aufgetragen wurde; was er nicht genoß, wurde in einen Korb gepackt und ihm mitgegeben. Im Umgange bestanden mancherlei Höflichkeitsformen. In der Begrüßung fehlte nicht die religiöse Beziehung. Ja ora na te Atua (das Heil von Atua) sagte man zu dem Eintretenden. Dieselben Worte rief man sich beim Niesen zu. Bei den gegenseitigen Besuchen mächtiger Häuptlinge entfaltete sich ein mannigfaches Zeremoniell. Gerölbe gingen voran, Neben wurden gehalten, reiche Geschenke dargebracht, Schmausereien und Vergnügungen veranstaltet.

Kriege²⁾ kamen häufig vor; gewöhnlich waren es innere Kämpfe zwischen Distrikthäuptlingen. Vielfache Zeremonien gingen dem Ausbruch voraus. Das zweite Opfer galt als Kriegserklärung. Die Heere lieferten sich offene Schlachten, bei denen sich auch Frauen beteiligten. Der Fall der Feinde wurde mit bestimmten Zeremonien gefeiert, die

¹⁾ Die Schädel wurden jedoch nicht mit begraben, sondern in weißes Zeug gewickelt als Heiligtümer in den Häusern aufbewahrt.

²⁾ Meinike, a. a. D., S. 186.

Leiche
fortge
den
Feind
ein
lichen
Fest
dazu

stänbr
vor
nach

2 Al
den
einer
Mythe
sein.

soll es
Ta'ara
dessen
Quahin
geehrte

der, o
eines
sein sch
dem G

wie an
zuschrie
lichkeit
hebung

die nat
auch d
beiden
in der

sichten
gefüllt
sinnlich
ursprüng
Götter

wander
dort v
Aufgeh
W
einfach
Mensch
feinern
Ibole

Entfer

Beben eines
ben der Sünde
mehr der nun-
den Körper
, Speisen und
niedergelegt
den Mund der
genieße. War
dann erst die
gefahr jedoch
ung durch die
e sich die Auf-
Menschenschar
licher Kleidung,
auf alle, denen

gittier nach den
hört der schon
Bornehmen
ob und unter
als Zeichen in-
eine Person;
eben so streng
Luttschande dem
er das schöne
end er selbst,
Oft fiel in
Gastfreunde
reichte man
bereitete eine
wurde; was
gegeben. Im
er Begrüßung
(das Heil von
rief man sich
er Häuptlinge
gingen voran,
Schmausereien

nnere Kämpfe
gen dem Aus-
ag. Die Heere
n beteiligten.
gefeiert, die

weißes Zeug ge-

Zeichen möglichst verstümmelt, Kinnbadeu und Bart als Trophäen fortgeführt; die Knochen dienten zur Bereitung von Getränken. Unter den Grausamkeiten des Krieges ist die Sitte anzuführen, nach der eines Feindes Beichnam platt geschlagen und dann so durchbohrt wurde, daß ein Krieger seinen Kopf durch die Öffnung steckte, um mit dieser scheußlichen Bekleidung wieder in den Kampf zu stürmen. — Man hatte auch Festungen an schwer zugänglichen Punkten in den Gebirgen, die noch dazu durch Steinmauern geschützt waren.

Eine kurze Darstellung der alten heidnischen Religion, deren Verständnis bedeutend durch den Umstand erschwert wird, daß sie bereits vor Ankunft der Europäer bedeutend in Verfall geraten war, geben wir nach Meinide (S. 178).

„Die Tahitier hatten viele Götter (Atua), die hauptsächlich in 2 Klassen zerfielen: die oberen und allgemein anerkannten und die aus den Seelen verstorbener Vornehmen hervorgegangenen, abgesehen von einer großen Zahl unbestimmter Gottheiten, die mehr den zahlreichen Mythen angehört zu haben scheinen, ohne Gegenstand der Verehrung zu sein. Die Zahl der oberen Götter ist nicht sicher bekannt. Nach Ellis soll es in Tahiti nur drei gegeben haben. Der oberste von allen ist Ta'aroa, der Schöpfer aller Dinge, außerdem werden genannt Raa, dessen Bedeutung nicht klar ist, Tane, der speziell als Schutzgott von Huahine galt, und Teiri, ein Kriegsgott. Als ein besonders hochgeehrter Gott galt noch Oro, der bedeutendste Kriegsgott der Tahitier, der, obgleich in allen Inseln anerkannt, doch aus der Vergötterung eines Menschen hervorgegangen und ursprünglich in Raiatea verehrt zu sein scheint. Vielleicht verhält es sich mit dem viel verehrten Hiro, dem Gott der Diebe, nicht anders. Endlich kannten die Tahitier auch wie andere Polynesier den Maui, dem sie Anteil an der Welterschöpfung zuschrieben, der aber auch bei ihnen mehr eine mythologische Persönlichkeit als ein Gott gewesen zu sein scheint. Die zweite, aus der Erhebung von Vornehmen nach ihrem Tode hervorgegangene Götterklasse, die natürlich sehr zahlreich war, bezeichnete man mit dem Namen Ti'i; auch die Dramatua gehörten zu ihnen. Was das Verhältnis zwischen beiden Klassen betraf, so nahm man an, daß es eine andere Welt gebe, in der die Götter lebten. Es gab darüber zwei sehr abweichende Ansichten: die eine, daß es eine Art Paradies sei (Puhutu Noanoa), angefüllt mit allem Schönen und Wünschenswerten, der Schauplatz aller sinnlichen Vergnügungen; die andre, die ohne Zweifel die ältere und ursprüngliche ist, wonach es die Nacht (Po) ist, in der die älteren Götter leben, die deshalb Fenuapo heißen: die Nachtgeborenen. Dahin wanderten auch die Seelen der Vornehmen nach dem Tode, und wurden dort von den älteren Göttern gefressen, was augenscheinlich auf das Aufgehen derselben in die Person der ursprünglichen Götter deutet.

Man hatte Bilder der Götter (Too) theils aus Kasuarinenholz, einfache Blöcke, die gewöhnlich innerhalb ausgehöhlt waren, oder roh in Menschenform geschnitz, mit Zeug oder Kokosbaß umwickelt, theils steinerne, gewöhnlich Stücke von edigen Basaltfäulen. Allein diese Idole galten nicht eigentlich als Darstellung der Götter, sondern dienten

ihnen nur zeitweiſe zum Aufenthalt, und erhielten allein dann, wenn dies der Fall ſein ſollte, Verehrung. Auch die Bilder, welche ſie ſo häufig an den großen Booten als Schmuck anbrachten oder auf den Marae aufſtellten, waren derſelben Art, wie es ſchon der ihnen beilegte Name *Ti'i* bezeichnete. Nicht bloß in dieſe Bilder, ſondern auch in andre Dinge gingen die Götter zu Zeiten über, was dieſen dann Verehrung verſchaffte, ſo in verſchiedene Tiere, Vögel, Hunde, Ratten, Eidechſen, Fiſche (beſonders Haiſiſche und Schwertfiſche), gewiſſe Muſcheln, ferner in Bäume (*Casuarina*, *Calophyllum*, *Ficus indica* u. a. die man daher gerne auf den Marae pflanzte).

Die Tempel der Tahitier, die urſprünglich Begräbniſſtätten waren, hießen Marae. Sie waren verſchiedener Art. Es gab nationale, Diſtrikts- und Familienmarae für die ganze Bevölkerung eines Staats, eines Diſtrikts oder für die Familie eines *Ra'atira*, je nachdem der Gott, dem ſie geweiht waren, aus einem Könige, Diſtriktshäuptling oder einem *Pa'atira* hervorgegangen war. Der Bau der Marae, deren Trümmer noch jetzt häufig die Bewunderung der Reiſenden erregen, war immer derſelbe. Es waren viereckige Plätze, an zwei Seiten von hohen Steinwällen umſchloſſen, vorn mit einem niedrigen Zaun; die vierte Seite bildete ein pyramidenartig in Stufen aufſteigender Bau von großen Steinen, der das Allerheiligſte ausmachte. Auf ihm ſtanden die Altäre (*Fata*), Tafeln auf künstlich geſchnitzten Pfeilern, oft von bedeutender Größe, die man mit Blättern heiliger Bäume verzierte und auf denen die Prieſter die Opfer niederlegten; dann kleine Häuſer zum Aufbewahren der Götterbilder, der heiligen Fächer, die Fliegen von den Opfern zu verjagen, ferner die Götterboote u. ſ. w. Am bedeutendſten waren die nationalen Marae (*Tabutabuata*), die manchmal aus mehreren von einer Steinmauer umſchloſſenen Marae beſtanden. Prieſter (*Tahu'a*) ſorgten für den Gottesdienſt; aber nur für die nationalen Marae gab es eine beſondere Prieſterklaſſe, deren Amt erblich war, und die unter einem Oberprieſter (*Tahu'a Naha'i*) ſtand, welchen der König ernannt zu haben ſcheint. Es waren dies natürlich alles Vornehme, und der Oberprieſter gewöhnlich ein naher Verwandter des Königs. Sie beſaßen bedeutendes Anſehen und großen Einfluß, waren die Bewahrer aller Kenntniſſe, zugleich Ärzte und beſorgten die Taturung. Eine ihrer Hauptfunktionen war, von ihrem Gotte inſpirirt zu werden und dann die Befehle der Götter zu verkündigen. Unter den Prieſtern ſtand eine Klaſſe von Herolden (*Poro*) zur Verkündigung ihrer Anordnungen. In den Diſtrikts- und Familienmarae gab es keine beſonderen Prieſter. Ihre Stelle vertrat der Diſtrikts- und Familienhäuptling und der *Pa'atira*.

Der Prieſter leitete den Gottesdienſt (*Ha'amore*), der hauptſächlich aus Gebeten und Opfern beſtand. Die Gebete (*Ubu*) wurden nach beſtimmten Formularen gehalten; dabei ſaß oder kniete der Betende auf einem Steine, warf einen *Thespesia*-zweig gegen den Altar, auf dem das Götterbild lag, begann zuerſt mit der Anrufung des Gottes (*Taro Taro*), deſſen Verbindung mit dem Gebete durch die hochgeſchätzten, an dem Götterbilde befeſtigten roten Fäden vermittelt wurde, und ſprach

dann
auch
halten
Kotos
im M
Zeugen
Schwe
laufen
und er
geſocht
dabei
Erſtlin
den na
durften
oder de
wo jede
nahm d
niederer
überreich
führte
auf das
hing ma
ſpäter i
mit dem
vorigen
und früh
boten w
den bur
lehrende
feierliche
ſalbt wu
endung
mit Geb
von alle
übrigen
es auch
in Schie
auch ver
Jeremon
der Beza
Da
allen Se
war, den
war, den
alles w
was ihn
Gebrauch
Unterwo

dann, wenn
welche sie so
ober auf den
er ihnen bei-
sondern auch
diesen dann
unde, Ratten,
isse Muscheln,
ca u. a. die

stätten waren,
ab nationale,
eines Staats,
nachdem der
häuptling oder
Marae, deren
enden erregen,
i Seiten von
nun; die vierte
der Bau von
m standen die
oft von be-
verzehrte und
ne Häuser zum
Fliegen von
Am bedeu-
die manchmal
rae bestanden.
r für die na-
Amt erblich
stand, welchen
natürlich alles
erwandter des
nfluß, waren
en die Tatu-
inspirirt zu
Unter den
Verkündigung
rae gab es
stischhäuptling

der haupt-
Abu) wurden
der Betende
tar, auf dem
Gottes (Taro
schätzten, an
und sprach

dann das Gebet, welches nicht bloß bei religiösen Handlungen, sondern auch bei jedem nur einigermaßen wichtigen Ereignis des Lebens gehalten wurde. Dabei trug der Priester einen Schmud aus geflochtenen Kotosblättern (Tapaau) um den Arm, wie deren auch hier und da im Marae aufgehängt waren. Die Opfer bestanden in Lebensmitteln, Zeugen u. s. w., auch die Götterboote waren ursprünglich geopfert. Schweine gab man oft lebend und ließ sie dann im Marae frei herum laufen; auch hütete man sich beim Schlachten die Knochen zu zerbrechen und erwürgte sie deshalb häufig. Pflanzenspeisen brachte man gewöhnlich gekocht. Die Zahl der Opfer richtete sich nach dem Zweck, den man dabei im Auge hatte. Bei der Ernte und dem Fischfange brachte man Erntlingsopfer. Die bei weitem geschätztesten Opfer aber, die nur auf den nationalen Marae und den höchsten Göttern gebracht werden durften, waren Menschenopfer. Sie traten häufig ein bei Krankheiten oder dem Tode der Könige, in Kriegen, bei dem Bau eines Tempels, wo jeder Pfofen durch eine Leiche geschlagen wurde u. s. w. Man nahm dazu im Kriege erschlagene Feinde; im Nothfall auch Menschen niederen Standes, die man hinterlistig erschlug. Bei der Opferung überreichte der Priester das Auge dem Könige, der es zum Munde führte (eine Sitte, aus der man noch nicht — wie oft geschehen ist — auf das frühere Bestehen der Anthropophagie schließen darf), dann hing man die Leiche in einem Korbe an einen Baum und begrub sie später im Marae. Übrigens sollen die Menschenopfer, die besonders mit dem Kultus des Oro verbunden gewesen zu sein scheinen, erst im vorigen Jahrhundert aus den westlichen Inseln in Tahiti eingeführt und früher dem Gotte an Stelle der Leiche ein Bananenstamm dargeboten worden sein. Religiöse Feste gab es mehrere; man feierte außer den durch besondere Ereignisse hervorgerufenen auch regelmäßig wiederkehrende, wie das Pasatua alle Vierteljahr, bei dem die Götterbilder in feierlichem Zuge nach dem Marae gebracht und neu bekleidet und gesalbt wurden, das jährlich wiederkehrende Maaoa Maa Matahiti (Vollendung der Insel), das nach den Missionaren eine Art Totenfest und mit Gebeten für die in diesem Jahre Verstorbenen verbunden war, und von allen ohne Ausnahme, nicht bloß von den Männern, wie die übrigen religiösen Handlungen, gefeiert wurde. Bei diesen Festen gab es auch heilige Spiele, unter denen das Tea das bedeutendste war, das in Schützen mit Pfeilen bestand. Augurien und Orakel gab es mehrere, auch verstanden sich die Priester auf die Zauberei, die mit gewissen Ceremonien betrieben wurde, wie auf den Gegenzauber (Fa'atere), den der Bezauberte zu seinem Schutze anwendete.

Das Tapu und seine Wirkungen waren von den Tahitiern nach allen Seiten anerkannt. Man unterschied das was heilig (Maa Moa) war, dem die Kraft des Tapu beizuhohnte, von dem was gemein (Moa) war, dem das Tapu nur aufgelegt werden konnte. Heilig war vor allem was mit den Göttern zusammenhing, dann alle Vornehme und was ihnen gehörte. Was von dem Könige berührt wurde, war dem Gebrauch der Menschen sofort und für immer entzogen, die dem Tapu Unterworfenen verhindert, mit eigenen Händen Speise zu genießen.

Auf alle Dinge konnte von den Vornehmen nach Willkür das Tapu gelegt werden. Bei der Erkrankung oder dem Tode eines Vornehmen oder bei der Niederkunft seiner Frau, wurde ein besonderes Tapu (Rahui) auf den ganzen Bezirk gelegt, durch Priesterherolde bekannt gemacht und durch Fahnen auf den Fußstegen bezeichnet. Niemand durfte dann Feuer anzünden, eine Seefahrt antreten u. s. w. Erst durch bestimmte Ceremonien konnten solche willkürlich aufgelegten Tapu von dem Vornehmen, der sie auferlegt hatte, wieder entfernt werden. Die Frauen waren durch das Tapu argen Beschränkungen unterworfen. Sie durften mit den Männern nicht zusammen essen, selbst ihre Speisen nicht in demselben Ofen bereiten, viele Nahrungsmittel waren ihnen untersagt, sie durften niemals ein Marae betreten und an keiner gottesdienlichen Handlung teilnehmen. Jeder Bruch des Tapu wurde von den Menschen mit dem Tode, von den Göttern durch Krankheit oder andre Unfälle bestraft.

Was die politische Verfassung der Tahitier betrifft, so ist es wahrscheinlich, daß in früheren Zeiten der ganze Archipel nur einen Staat bildete, dessen Mittelpunkt Raiatea war mit seinem berühmten Marae des Oro zu Upoa. Bei der Ankunft der Europäer war dieser Staat längst zerfallen. Tahiti nebst Timeo und einigen der westlichen Paumotu fanden sie als selbständigen Staat vor, Raiatea, Quahine und Borabora dazugehörig. Die königliche Familie, die an der Spitze dieser Staaten stand, hieß Hui Ari'i. Der König (Ari'i) selbst war mit unbegrenzter Ehre ausgestattet und gerabezu den Göttern gleich geachtet, so daß Gebete an ihn gerichtet und Opfer ihm dargebracht wurden. Sein Wille war im ganzen Lande Gesetz. Mehrere Distrikte waren sein persönliches Eigentum und wurden direkt von ihm regiert. In seine Wohnung durfte niemand eintreten als seine Diener. Wenn er ein Haus betrat, so war es Tapu und für den Besizer verloren. Wer ihn berührte oder nur mit der Hand über sein Haupt strich, war dem Tode verfallen. Auf Reisen erschien er, — wie auch seine Frau, die an seiner Ehre in allen Stücken Teil hatte — auf den Schultern eines Dieners. Vor ihm mußte jeder (wie auch vor den Götterbildern) Brust und Schultern entblößen, und man erging sich in den schmeichelhaftesten Nebenarten.

Dennoch trug der König weder eine Krone noch sonst ein Abzeichen seiner Herrschermwürde; selbst die Worte aber, aus denen die Namen des Königs und der Königin bestanden, durften nicht länger im Munde des Volks profaniert werden, und die damit bezeichneten Dinge bekamen andere Namen. Der erste Sohn, nach dessen Geburt die üblichen Ceremonien mit besonderer Pompe vollzogen wurden, ward sogleich als König ausgerufen und anerkannt, obgleich die Macht natürlich bei dem Vater blieb, der bis zur Volljährigkeit des Thronerben die Regentschaft führte, welche, wenn der Vater eher starb, die Mutter übernahm. Starb der König ohne Erben, so folgte ihm sein ältester Bruder. Die Feier, mit welcher der Kronprinz, gewöhnlich noch vor dem 20. Jahre, die wirkliche Regierung übernahm, war eins der wichtigen öffentlichen Ereignisse, welches mit dem größten Glanz begangen wurde und wobei die Götter selbst durch wunderbare Erscheinungen ihre Teilnahme bezeugten. — Da die königlichen Erbländer zum Unterhalte seines Hauses und des ihn beständig umgebenden Schwarmes von Ruffgängern nicht ausreichten, mußten die einzelnen Distrikte Proviant und andere Bedürfnisse zu gewissen Zeiten ein-

Uefern
beigel
Dose
auf
des
von
Haus
ergriff
Brot
und

lingen
Medu
rechne
fähre
solche
jedoch
lichen
Unter
einer
einen
Auflös
Klasse
der zu
Volk
hune,
des G
Auch
über
meisten
(Titi)

setzgeb
horfan
bestan
bekann
einem
kamen
nach
Wir
eingef
recht
des A
sich g
Über
übrige
den M
Spra

für das Tapu
des Vornehmen
sonderes Tapu
verloste bekannt
met. Niemand
i. f. w. Erst
aufgelegten
wieder entfernt
Beschränkungen
zusammen essen,
ele Nahrungs-
Marae betreten
Jeder Bruch
in den Göttern

trifft, so ist es
nur einen Staat
übten Marae
er dieser Staat
weillichen Pau-
Quahine und
er Spitze dieser
st war mit un-
gleich geachtet,
bracht wurden.
tite waren sein
ert. In seine
Wenn er ein
verloren. Wer
trich, war dem
eine Frau, die
Schultern eines
Götterbildern)
den schmeichel-

Abzeichen seiner
Königs und der
nirt werden, und
sohn, nach dessen
wurden, ward
natürlich bei dem
gentlichkeit führte,
der König ohne
der Kronprinz,
nahm, war ein
Glanz bezangen
ihre Teilnahme
Hauses und des
reichten, mußten
sen Zeiten ein-

liefern; oft wurden auch außerordentliche Beiträge ausgeschrieben und pünktlich herbeigeschafft. Trat aber trotz dieser freiwilligen Leistung dennoch Mangel am Vorrath ein, so zogen die fürslichen Diener, auch ohne Autorisation des Monarchen, auf Raub und Plünderung aus, und niemand wagte, sich ihnen als Hausleuten des Königs zu widersetzen. „Diese Te'ute'u“, sagte später ein befehrter Eingeborner von Raiatea, „traten ins Haus und begingen die größten Plünderungen. Der Hausherr sah wie ein armer Gefangener, sah zu und durfte kein Wort sagen. Sie ergriffen seinen Beugballen, stieten seine größten Schweine, pflückten die besten Brotkrücker, nahmen die stärksten Laros, das feinste Ruderrohr, die reifsten Bananen und selbst die Pfosten des Hauses, um die Speisen daran zu baden.“

Der König befehlt freilich nicht alles für sich. Von den Häuptlingen der einzelnen Distrikte (die in mehreren Klassen Tahua und Medua als hoher Adel auch noch zu den Ari im weiteren Sinne gerechnet wurden) und ohne deren Macht der König keinen Befehl ausführen konnte, gingen ihn fortwährend um Geschenke an und empfangen solche reichlich. Die Würde dieser Häuptlinge war erblich, bedurfte jedoch der Anerkennung seitens des Königs, welcher trotz seines göttlichen Ansehens jedoch vielfach unter dem Einfluß dieser seiner ersten Untergebenen stand. Nicht selten kam es sogar zu Kämpfen zwischen einer königstreuen Partei der Häuptlinge und einer solchen, die sich um einen Widerspenstigen gesammelt hatte: ein deutliches Zeichen von der Auflösung der alten staatlichen Ordnung. Die Na'atira bildeten die Klasse des abligen Grundbesitzes. Auch sie waren nicht ohne Einfluß, der zu Zeiten entscheidend werden konnte. — Was das gemeine Volk betrifft, so wurden zwei Abstufungen unterschieden: die Manahune, Wächter des Grundbesitzes; sie hatten den Na'atira einen Teil des Ertrages als Pacht zu geben und ihnen Kriegsdienste zu leisten. Auch gehörten zu ihnen Fischer, Handwerker u. s. w. Ihnen gegenüber standen als niedrigste Stufe des Volks die Te'ute'u, welche meistens Diener der Vornehmen waren. Endlich gab es noch Sklaven (Titi): die im Kriege gefangenen Feinde.

Dieser ausgebildeten politischen Verfassung gegenüber war die Gesetzgebung sehr unentwickelt, obgleich für einige Vergehen wie Ungehorsam gegen den König, Diebstahl, Bruch des Tapu bestimmte Strafen bestanden. Der Wille des Königs, der durch besondere Boten (Wea) bekannt gemacht wurde, galt als Gesetz. Jene waren kenntlich an einem Schmuck aus geflochtenen Kokosblattstielen. Dann und wann kamen wohl Versammlungen der Adligen vor, aber sie wurden nur nach Willkür des Königs berufen und hatten keine gesetzgebende Macht. Wir werden in dem folgenden Abschnitt von den durch die Missionare eingeführten christlichen Gesetzbüchern zu reden haben. Das Eigentumsrecht an Grund und Boden, welches sich wie erwähnt in den Händen des Adels befand und durch kleine Flaggen bezeichnet war, erfreute sich genügender Sicherheit. Dennoch kam es dann und wann durch Überschreitung desselben zu blutigen Feinden. Auch die Lagune war übrigens in bestimmten, durch Silber der Ari bezeichnete Parzellen, den Adligen zugehörig.

Werfen wir schließlich noch einen eingehenderen Blick auf die Sprache und Gesessbildung der Tahitier. „In keinem Punkte

ſtehen dieſe Inſulaner, wie die Bewohner der Sübſes überhaupt, ſo abgeſondert von den zivilifirten Nationen da, wie in der Eigentümlichkeit ihrer Sprache, und wenngleich nicht aus allen einzelnen Bildungen derſelben die beſondere innere Anſchauung, die ihnen zu Grunde liegt, deutlich hervorleuchtet, ſo gewährt doch der ganze Bau dieſer Sprache ein charakteriſtiſches Bild von dem unentwickelten geiſtigen Standpunkte des Volkes.“

Dem großen malaiſchen Sprachſtamme und innerhalb deſſen dem polyneſiſchen Gebiet angehörig iſt die taſitiſche Sprache¹⁾ eine der ärmſten und einfachſten in Konſonantengebrauch und Silbenbildung, die neben den 6 reinen Voſalen und den Umlauten von a und o in der Länge und Kürze, ſowie den breiten und vollen Diphtongen ai, au, oi, ſi neben den dunkeln ao, au, oo, ea, uo, ui mit vieſfachen Modulationen und feinen Nuancirungen²⁾ nur 9 Konſonanten, f, j (vor a und u), h, m, n, r in ſehr undeutlicher Ausſprache, v oder w, endlich b und p, wie d und t in ſteter Verwechſelung, und ſelbſt dieſe wenigen mit ſehr beſchränktem Gebrauche beſitzt. Die einfache Silbenbildung ſchneidet alle grammatiſche Lautveränderung ab; zwei Konſonanten können nie zuſammenſtoßen, und die häufige Nachbarschaft von Voſalen ſcheint dem taſitiſchen Ohre ſo wenig beſchwerlich zu ſein, daß nur in wenigen einzelnen Fällen der Dialekt beſeitigt, ſter aber ein h zwiſchen den Voſalen gehört wird. Die Zahl der Laute macht nach dem taſitiſchen Bildungsprinzip, abgeſehen von der verſchiedenen Ausſprache der Voſale und Diphtongen, nur 250 Silben möglich, und ſelbſt von dieſen kommen viele in der wirklichen Sprache gar nicht vor. Dennoch iſt die Sprache reich an den verſchiedenartigen Bezeichnungen der innerhalb des Beobachtungskreiſes der Inſulaner liegenden Gegenſtände, und wenn auch häufig die allgemeinen und beſondern Begriffe, der tranſitive und intransitive Sinn, ſowie verwandte Bedeutungen in einem Ausdruck eingefloſſen ſind, ſo fehlt es auch auf der andern Seite nicht an Synonymen³⁾, ja es gibt verſchiedene Ausdrücke für Begriffe, die gar keiner verſchiedenen Betrachtung fähig ſind, und in allen andern Sprachen nur eine Bezeichnung haben, wie j. v. die Zahlwörter). In der Wortbildung zeigt ſich entweder eine Nachahmung von Naturlauten, oder es werden neue Formen durch Verdoppelung des ganzen Wortes oder nur eines Theils deſſelben gebildet, ſowie durch Präfixa und Suſfixa, endlich auch durch Zuſammensetzung. Außer den bereits erwähnten Affixen zählt W. v. Humboldt auch 43 von ihm ſ. g. Partikeln, deren jede eine Menge verſchiedener Bezeichnungen ausdrückt⁴⁾, oft auch nur als phoſnetiſches Element oder als hörbares Interpunktionszeichen dient. Jedes Begriffswort aber kann, ſowohl der Sinn es erlaubt, mit einer Nominalpartikel ein Subſtantiv, mit einer Verbalpartikel ein Zeitwort, hinter das Subſtantiv geſtellt ein Adjektiv, und hinter das Verb oder Adjektiv geſtellt ein Adverb ſtehen. Ein Wort als Subſtantiv hat in der Regel die Partikel to oder o als beſtimmten oder unbeſtimmten oder Partitivpartikel vor ſich, welcher letztere vieſfach auch durch maa bezeichnet und ſelbſt wieder durch to beſtimmt wird, wie To maa ſonua, das ein wenig d. h. Stilk Land. Das Genus wird nur an beſtehten Weſen durch Hinzufegung von taua (Weib) und vahino

¹⁾ Ich nehme hier den ziemlich ausführlichen Abſchnitt aus der erſten Auflage wieder auf, da er einen näheren Einblick in die polyneſiſchen Sprachen überhaupt gewähren kann. Derſelbe iſt meiſt nach Wegener, a. a. O., p. 116 ff. gearbeitet.

²⁾ Das Wort oo hat j. v. fünf, au ſogar vierzehn verſchiedene Bedeutungen.

³⁾ So bedeutet j. v. ito wahrnehmen, ſehen, hören, riechen, wiſſen, ſinden, ſinnen (savoir); paari erwachſen, alt, Flug, häuſlich; mahana warm, Sonne, Tag; hoo kaufen, verkaufen, käuflich; dagegen heißt gehen haoro, rova, toro; ſchlagen moto, motu, papai, patia, tairi, taporahi, tupai; ſiß maaro, mona, momono, toputa; Seil maroi, tatua, taura.

⁴⁾ cf. Baſter Miſſionsmagazin 1832, II, p. 175.

⁵⁾ So fehlt j. v. die Partikel i ſaß in keiner Zeile der in London im Jahre 1838 vollſtändig erſchienenen taſitiſchen Bibel.

(Weib
Der
ausge
Adjekt
ration
ober
hinter
ſaltig
ber
bleibt
durch
wort
durch
einem
laſſen.
ober
el
ziehung
allein
ſegung
partikel
(lang)
unſerer
damit
konjunk
wieder
ſagt ſich
nicht
Anregun
Sinn
Ausdruc
mäßig
deſſelben
teile
die zu
Sprache
indem
auch
ſeltene
unbeme
ſich
den
ſetzungen
zeigen
Dipht
zeichnun
M
dem

¹⁾
da, her
Vonoru
²⁾
³⁾
Tahiti,
Atiu,
Afiroa
Tamat
⁴⁾
Miſſion

überhaupt, so
eigentlich-
lichen Bildungen
Grunde liegt,
dieser Sprache
Standpunkte

dem polynesischen
und einfachsten
Vokalen und
weiten und vollen
ul mit vielsachen
j (vor a und u),
p, wie d und t
ntem Gebrauche
Veränderung ab;
Nachbarschaft von
en, daß nur in
schen den Vokalen
ungsprinzip, ab-
ungen, nur 260
den Sprache gar
Bezeichnungen
Gegenstände, und
ansthete und in-
nd eingeschlossen
ja es gibt ver-
htung fähig sind,
3. V. die Zahl-
ng von Natur-
Wortes oder
ra, endlich auch
W. v. Sum-
verschiedener Be-
er als hörbares
k der Sinn es
rdalpartikel ein
das Verb oder
b in der Regel
rtitivartikel vor
wieder durch to
v. Das Genus
i) und vahino

ersten Auflage
den überhaupt
f. gearbeitet.
Bedeutungen.
wissen, finden,
Sonne, Tag;
taro; schlagen
na, momono,

von im Jahre

(Weib) bei Menschen, oni (männlich) und ufa (weiblich) bei Tieren bezeichnet. Der Plural wird in der Regel durch Hinzufügung verschiedener Kollektivpartikel ausgedrückt, ebenso die Kasus in den meisten Fällen durch Partikel bezeichnet. Das Objekt tritt als Attribut hinter, als Präbilitat vor das Substantiv; die Komparation wird entweder bloß durch Einführung des zum Vergleich Geheilten mit i, oder durch Hinzufügung von Richtungsartikeln oder passenden Begriffswörtern hinter dem Objekt ausgedrückt. In den Fürwörtern zeigt sich eine große Mannigfaltigkeit und Ausbildung, zu mehrwelliger Vollendung aber sind die Bezeichnungen der Kasus nach dem Zehnersystem ausgeprägt. Die dunkelste Partie der Sprache bleibt das Verb, indem dieselbe Partikel mehreren Zeiten dient und dieselbe Zeit durch mehrere Partikel ausgedrückt wird, wobei es oft zweifelhaft ist, ob das Formwort Zeit oder Modus anzeigen soll. Noch bunter werden die Verbal-ausdrücke durch die regelmäßige Hinzufügung einer der vier Richtungsartikeln mal, adu (nach einem a bloß du), so und lio, die sich schwer überlegen oder auch nur erklären lassen. Überdies wird das Verb substantiv beständig ausgelassen, und das Präbilitat, oder ein Teil desselben, wenn es erweitert ist, drückt, vorangestellt, allein die Beziehung aus. Die Adverbien des Orts und der Zeit werden von den drei (nie allein stehenden) Ortspartikeln, von Pronominibus und Begriffswörtern durch Vorsehung bestimmter Präpositionen gebildet; einige der mannigfaltigen Negationspartikel scheinen geradezu verbaler Natur zu sein; die Verhärtung wird mit roa (lang) und lino (schlecht) hinter dem zu bestimmenden Worte bezeichnet. Die meisten unserer Präpositionen sind in der Dativ- und Accusativpartikel i eingeschlossen und damit auch Präpositionen aus Adverbien gebildet; o ist zugleich die häufigste Konjunktion. Unter den zahlreichen Interjektionen findet sich das Gleiche aller Sprachen wieder in Ahiona (von lio, sehen). An alle Arten von Wörtern und Sätzen aber sitzt sich in so verschiedenem Zusammenhange, daß eine bestimmte Bedeutung gar nicht mehr hervortritt, die Partikel ra, der nach Humboldt vielleicht der Sinn der Anregung (Auff. von ara, was sein) zu Grunde liegt. Überhaupt wird der einfache Sinn der Rede in eine Fülle von bestimmenden Partikeln eingeschlossen, die den Ausbruch oft weislich und bei der Wiederkehr derselben Formwörter höchst einseitig machen). Die Wortfolge betreffend, so pflegt das Präbilitat oder ein Teil desselben dem Subjekt voran zu gehen, die näheren Bestimmungen der beiden Satztheile dagegen folgen gewöhnlich dem modifizierten Begriffe, so wie die Erweiterungen, die zu Attribut, Objekt und Adverbale hinzutreten, wieder diesen nachstehen. Die Sprache gewinnt, wie keine andere, an Deutlichkeit im Munde der Eingebornen, indem nicht nur die Bezeichnendsten Gesten die Rede fortwährend begleiten, sondern auch auf die Aussprache selbst und die Unterscheidung der Vokalmodulation eine seltene Aufmerksamkeit verwandt wird, die keinen Fehler in der Rede des andern unbemerkt und unbessporret läßt. Der Tahitier spricht gern und wohlbednend, wählt sich daher auch seinen Namen) und wechselt denselben neben häufiger Rücksicht auf den Sinn der Worte auch bloß wegen des angenehmen Klanges der Zusammenstellungen. Den Accent legen die Eingebornen in der Regel auf Penultima, doch zeigen sich auch Oxytone und Proparoxytona; wo jedoch ai, oi, au u. s. w. als Diphthongen und wo sie gesondert gesprochen werden, geht aus den schriftlichen Aufzeichnungen nicht hervor*).

Als Probe*) geben wir einen Brief Pomare II. an Missionar Ellis aus dem Jahre 1817, der also lautet:

*) Haoro adu ra ratu ia na ra mai i to oiro ra (Kamen hin da sie zu ihm da, der Mitte her in der Stadt da) drückt der Tahitier mit den fünf Worten aus: Voronunt ad oum ox urbo.

*) cf. Basler Missionsmagazin 1832, I, p. 91.

*) Die am häufigsten vorkommenden Namen sind nach Ellis so zu sprechen: Tahiti, Eimeo, Moorōa, Raiatōa, Tahāa, Huahino, Bōrabōra, Rarotōa, Aitutāki, Atūi, Tubuai, Raiavai, Rimatāra, Rāpa, Matavai, Pāro, Atohūru, Taisarāba, Afāroaitu, Opōa, Pāro — Pomāro, Idia, Aimāta, Tōritāria, Tāroārii, Mahino, Tāmātōa, Aunā — atia, tāata, arii, rāatira, maitāi, tātai.

*) cf. auch die Statuten der Missionshilfs-Gesellschaft auf Tahiti im Basler Missionsmagazin 1821, IV, p. 128 ff.

E hoa ino e! Ja ora na oo e to fitil otoa i te oraras ia
 O Freund sehr! Daß leben da du und deine Familie ganze in dem Leben durch
 (gesegnet werden)

Jesus Christ, i te ora mau ra! Toio ta'u parau ia oo, e hoa
 Jesus Christ, durch das Leben wahre dort! Dies mein Sprechen zu Dir, o Freund
 ino! E papai mai oo i te hura o te raau o te manu o te
 sehr! O zeichnen (her) du die Form von dem Baum und dem Vogel und dem
 fars o hapono mai i raro nei a au o hoi! Elaha tu te
 Haus und sende (her) herunter hier für mich zu sehen! Nicht (du, adu) das
 itea i'au o to hio noa 'nai ra Te hinaaro
 Bekanntwerden von mir dem Sehenden natürlich nur (anno) dort. Das Wünschen
 nei au i te haapil i te reira ra pou, la ite au; e ore paha
 hier ich das Fernen jene dort Gewohnheit, damit können ich nicht vielleicht
 vau o ite, oiaha tu to ite rahi, ol ite iti ae. Papai
 ich das Können nicht das Können viel damit können wenig sehr. Schreiben
 mai hoi oo i ta oo parau, ia ite au; faata mai hoi oo
 (her) auch bu dein Sprechen damit wissen ich; lassen wissen (her) auch du
 ia'u i to oo hinaaro. Ja ora na oo ia Jesus Christ!
 mich (zu mir) dein Wünschen. Daß leben da du durch Jesus Christ!

Pomaro.

Auf gut Deutsch: „Bester Freund! Mögest Du und Deine ganze Familie selig
 werden in der Erlösung durch Jesus Christ, den wahren Erlöser! Folgendes ist meine
 Bitte an Dich, bester Freund! Zeichne den Umriß eines Baumes, eines Vogels und
 eines Hauses und sende ihn herunter zu meiner Ansicht. Er wird nicht erkannt
 werden von mir, wenn ich nur nachlässig hinschä. (Ober: Er wird nicht wahrgenommen
 werden von mir bei dem bloß natürlichen Ansehen [der Gegenstände d. h.
 ohne Zeichnung]). Ich wünsche jene Kunst zu lernen, um sie zu verstehen; vielleicht
 werde ich sie nicht verstehen, vielleicht nicht gut verstehen, nun, um sie ein klein wenig
 zu verstehen. Schreib' mir Deine Antwort, damit ich sie erfahre; laß mich auch Deinen
 Wunsch wissen! Mögest Du selig werden durch Jesus Christ! Pomaro.

Sicherer noch, als in der Sprache, zeigt sich die geistige Bildung
 einer Nation in der lebendigen Rede. Und hier finden wir die Ge-
 sellschaftsinsulaner auf der ersten Stufe aller Völkereutwickelung über-
 haupt, wenn die ursprüngliche Rohheit einmal überschritten ist, auf
 der Stufe der Poesie. „Poesie, sinnliche Anschauung, von der Natur
 direkt entnommen oder mit reger Phantasie nach ihrem Muster gebildet,
 ist alle geistige Thätigkeit des Insulaners, ist sein tägliches Gespräch,
 seine begeisterte Verebbarkeit, seine Totentrauer, seine Heldensage, seine
 Überlieferung, seine Wissenschaft, seine Religion, und reich, wie die
 schaffende Hand ihn begabt hat, glaubt man bald die beschreibende
 Einfachheit des patriarchalischen Lebens, bald die altgermanische Sinnig-
 keit, bald den Schwung eines homerischen Alters zu vernehmen.“¹⁾
 Vollkommene Poesie mit sichtbarem Rhythmus der Gedanken wird der
 Ausdruck im Gesang, mag der Gegenstand desselben ein leichter Scherz
 sein, oder eine Totenklage, oder der begeisterte Ruf zum Kampfe, wie
 in jenem längeren, von Ellis in ziemlich wörtlicher Übersetzung mit-
 getheilten Schlachtgesang, dessen Ende lautet:

O Gott des Landes, o Gott des Meeres,
 Laß die Kriegerschaar fest sein und treu!
 Nur der Schlechte flieht.

¹⁾ Beispiele für die bilderreiche Rede der Insulaner s. bei Besser, John Williams
 p. 25 f.

spread
 schilb
 liche
 eignit
 aber
 mickel
 Zahl
 stimm
 sich v
 lichen
 brücke
 Abend
 Sonne
 mäßig
 wieder
 versch
 der W
 Tuirar
 Mitta
 die an
 Abflie
 zeichne
 besond
 Beobac
 schiebe
 liegend
 fing n
 verhäl
 maß,
 den W
 entspre

1)
 2)
 3)
 4)
 folstimm
 den ein

to oraras ia
n dem Leben durch

ia oo, e hoa
zu Dir, o Freund
manu e to
Vogel und dem

na tu to
ht (du, adu) das

To hinaaro

Das Wünschen

u; e oro paha

ich nicht vielleicht

so. Papai

sehr. Schreiben

mai hoi oo

en (her) auch bu

ua Christ!

us Christ!

Pomare.

ange Familie selig

folgendes ist meine

eines Vogels und

wird nicht erkannt

ird nicht wahre

Gegenstände d. h.

verstehn; vielleicht

ste ein klein wenig

ich auch Deinen

Pomare.

geistige Bildung

en wir die Ge-

wickelung über-

ritten ist, auf

von der Natur

Muster gebildet,

liches Gespräch,

elbensage, seine

reich, wie die

beschreibende

antische Sinnig-

vernehmen."¹)

nten wird der

leichter Scherz

Kämpfe, wie

bersekung mit-

Stehen müssen wir wie der Korallenfels.

Anrücken fürchtbar wie der Seeigel!

Der fette und kurzatmige Kerl (unser Gegner)!

Wir werden erobern die Schluchten.

Seid wie der große wilde Hund, weicht nicht vor Streichen!

Unser Stand im Kampf sei wie der Haufe der Vögel,

Der auf dem Meere schläft mitten im Sturm!

Stimmt an den Schlachtgesang!

Seid mutig, seid wachsam und fest!

Laßt den Toten unter den Toten!

Dringt vor gegen die geschlossenen Speere des verwegenen Feindes!"

Diese Gefänge wurden improvisirt, größere und allgemein ansprechendelieder aber, besonders wenn sie öffentliche Begebenheiten schilderten, pflanzten im Munde des Volkes sich fort auch als mündliche Annalen, auf die man zurückging, wenn über ein früheres Ereignis Ungewißheit entstand¹). Auf dieser Stufe poetischer Anschauung aber zeigt sich bei den Insulanern zugleich eine staunenswerte Entwicklung rein verständiger Beobachtung, wie in der Vollständigkeit des Zahlensystems ohne alle Stütze von schriftlichen Zeichen und in der Bestimmung der Zeit- und Raumverhältnisse überhaupt, so in den mancherlei sich vorfindenden astronomischen, geographischen und naturwissenschaftlichen Kenntnissen²). Für den Tag hatte man zwei verschiedene Ausdrücke nach seiner Ausdehnung, entweder von der Morgen- bis zur Abenddämmerung, *Eao*, oder vom Erscheinen bis zum Schwinden der Sonne, *Hoe Mahaua*, und obschon eine Einteilung desselben nach regelmäßigen Abschnitten nicht bekannt war, unterschied man doch nach den wiederkehrenden physischen Veränderungen eine Menge (28 nach Ellis) verschiedene Zeitpunkte, wie die Zeit des Hahnenschreis, das erste Brechen der Wolken, das Zwielticht, das Erwachen der Fliegen u. s. f. bis zu *Tuitraa Po*, der Mitternacht, außerdem die längeren Abschnitte vor Mittag und Mitternacht, wo die See steigt, *Panunu Raa Tai*, und die andern darauf folgenden, wo sie wieder weicht *Pae Raa Tai* das Abfließen der Flut. Die Tage rechnet man nach Nächten³), und bezeichnete die 29 oder 30 den Kreislauf des Mondes begleitenden mit besonderen Namen. Auch die Periode des Erdumlaufes entging der Beobachtung nicht, und das Jahr ward allgemein in zwei Teile geschieden; doch hatten die zwischen den 12 bis 13 Mondwechseln desselben liegenden Abschnitte auf den einzelnen Inseln verschiedene Namen, auch fing man verschiedene zu zählen an⁴). Zur Bestimmung der Raumverhältnisse kannte man nur ein, unserer Klafter gleichkommenes Längenmaß, bei größeren Entfernungen gab die Zeit (nach Tagen und Nächten) den Maßstab. Die astronomischen Kenntnisse waren einem Inselvolf entsprechend. Ohne Kompaß unterschied man die vier Himmels-

¹) Ein Epos der Gesellschaftsinsulaner s. Ausland 1856, p. 2005 ff.

²) cf. Basl. Missionsmagazin 1832, I, p. 143 ff. Wegener, a. a. O., p. 146 ff.

³) *Rui hia anai*, Nächte wie viel (sind es her)?

⁴) *Pomare II.* und seine Umgebung rechneten den 1. Monat mit dem Sommer-solstitium (22. Dezember), und ließ von seinen 13 Monaten nach gewissen Jahren den einen aus; in anderen Kreisen begann das Jahr mit der Mitte unseres Mai.

richtungen¹⁾), und außer den allgemein bekannten Plejaden, Matariki, benannte man auch andere Fixsterne, wie den Gürtel des Orion, den Sirius, die Zwillinge, ebenso die Magellanischen Wolken und die Milchstraße (der lange, blaue, Wolken fressende Hai), wußte die Zeit ihres Aufgangs und bestimmte nach ihrem Standpunkt am Himmel nicht bloß den Fortschritt der Nacht, sondern bei Seereisen auch die Weltgegenden. Auch die Planeten (Jupiter, Saturn, Mars, Venus) und ihr Lauf waren ihnen nicht ganz unbekannt, und selbst die Kometen (Fetia-vera, brennender (?) Stern) entgingen ihrer Beobachtung nicht. Weit unentwickelter zeigt sich allerdings die physische Naturkunde. Der Himmel lag in hohler Wölbung auf dem Meer und alle Fremden aus einiger Entfernung kamen von der andern Seite durch eine Öffnung in der Wölbung. Der Erdboden stand fest in der Mitte, auf einen Felsen gegründet; der Himmel erhob sich in zehn Schichten von Wolken nach der Rangordnung der Götter; der Wohnplatz der obersten war volle Finsternis. Po, wie dieselbe auch unter der Erde herrschte. Die Gestirne dachte man sich bisweilen als Götter, Sonne, Mond und Sterne als Vater, Mutter und Kinder, die lebten auch als Geister der Verstorbenen; eine Sternschnuppe war ein fliehender Geist. Über die Entstehung des nach einem Geschwisterpaar benannten Zwillingsgestirns hatte man eine besondere Sage²⁾. Die Sonne hielt man anderseits auch für ein feuriges Wesen, jeden Abend ins Meer sinkend und in der Nacht durch einen unterseitschen Gang nach Morgen sich bewegend; auf Maurua sollte man selbst das Plätschern des ins Meer fallenden Gestirns gehört haben. Der Mond, als leblos gedacht, war ein schönes Land, unter andern Bäumen auch vom Aoä überwalbet, dessen „weite Zweige die Schatten erzeugten“, stand aber unter dem Einflusse böser Geister, die ihn „zerbissen“ und „verschlungen“, wenn er sich verfinsterte³⁾. Die kostbarsten Produkte, wie die Brotfrucht, die Palme u. a. hatten jedes der Sage nach seinen eigentümlichen Ursprung. So dachte man sich die Kokospalme nach der Form der Früchte einst aus dem Haupte, die Kastanie aus den Nieren, die Yamwurzel aus den Beinen eines Menschen gewachsen; Würmer aber, die einst den Leichnam eines Mannes fraßen, wuchsen aus der Nahrung zu den so hoch geschätzten Schweinen. Die Winde glaubte man in zwei Höhlen im Osten und Westen eingeschlossen, von denen bald die eine, bald die andere sich öffnete, und unterschied nicht bloß die Stärke, sondern auch die genau beobachtete Richtung des Luftstromes. Als kühne und gewandte Seefahrer erlangten die Gesellschaftsinsulaner eine sich ziemlich weit verbreitende geographische Kenntnis der umliegenden Inseln, an deren manche sie auch unfreiwillig durch widrige Winde fernhin verschlagen wurden; ihre historische Kunde dagegen war sehr dürftig, und den Zeitpunkt eines Ereignisses wußte man nicht anders zu bestimmen,

¹⁾ Apatoa, Nord, Apatoerau, Süd, To hitia o te ra, Sonnenaufgang, To tooa o te ra, Sonnenuntergang.

²⁾ cf. Wegener, a. a. D., p. 149 f.

³⁾ cf. Vogner Diene 1851, p. 23.

als:
lebte.
gepflo
bewal
die S
äußer
tungen
mehre
diente
die m
worau
Freilie
machte
Toten
Innern
genau
einzelne
Priester
lamenten
und Gl
der inn
Da
schließe
sehr int
der gri
nicht d
stellen k
und gen
flößen,
wir jed
Darstell
im näch
greifende
gerufen

Coc
eine gar
mächtige
übersätti
schlichten
in Geba
nugsam
sonaden“
bern, da
christliche
punkte fo

als: „da mein Großvater“ und: „da der Vater meines Großvaters lebte.“ Genealogien und Thatfachen wurden zwar in Gefängen fortgepflanzt, diese aber weder so genau noch aus so grauer Vorzeit aufbewahrt, wie auf den Hawaïinseln. In der Heilkunst endlich waren die Insulaner nicht unbewandert, namentlich was die Behandlung äußerer Wunden betraf, worin sie sehr geschickt waren; nach Erkältungen und großen Anstrengungen ließ man sich den Körper von mehreren Weibern frottiren und pressen; gegen alles innere Uebel- und diente das Dampfbad unter einer Mattenhülle über heißen Steinen, die mit Wasser besprengt oder mit gewissen Kräutern überstreut wurden, worauf der Kranke bei voller Transpiration in den Fluß tauchte. Freilich übergieß man auch im Fieber Liegende mit kaltem Wasser und machte dadurch ihren Leiden schnell ein Ende. Das Balsamiren der Toten mochte Anlaß gegeben haben zu der auffallenden Kenntniß vom Innern des menschlichen Körpers; auch die üppige Pflanzenwelt ward genau beobachtet, und neben andern Eigenschaften auch die Heilkräfte einzelner Pflanzen wohl bemerkt. Die einzigen Ärzte waren jedoch die Priester; ihres Vortheils wegen hüllten sie die Vereitung ihrer Medicamente in Geheimniß, und scheinen dieselben bei Geschwüren, Wunden und Gliedererschmerzen mit glücklicher Umsicht verordnet zu haben, während der innere Gebrauch oft augenblicklichen Tod herbeiführte.“

Die vorstehende Schilderung mußte uns die Tahitier fast ausschließlich in ihrem alten heidnischen Zustande vorführen. Es würde sehr interessant sein, wenn wir nun eine ebenso eingehende Schilderung der christlichen Insulaner, namentlich derjenigen, deren Entwicklung nicht durch die französische Herrschaft beeinträchtigt wurde, daneben stellen könnten. Leider fehlen uns aus neuerer Zeit solche ausführliche und genaue Darstellungen; und selbst wenn unsre Quellen reichlicher flößen, würde unser Raum nicht für jene Parallele ausreichen. Was wir jedoch über die neueren Zustände wissen und im Anschluß an die Darstellung der Arbeiten der evangelischen Mission auf jenen Inseln im nächsten Abschnitte mittheilen, ist ausreichend, die vollständig durchgreifende Veränderung zu bezeugen, die das Christentum dort hervorgerufen hat.

2. Die Mission auf den Gesellschaftsinseln.

Cooks Entdeckungen in der Südsee hatten den Gebildeten Europas eine ganz neue Welt erschlossen. Sie wurde der Gegenstand eines mächtigen romantischen Sehnsens und Strebens in weiten Kreisen. Eine übersättigte und vergiftete Afterkultur drängte edlere Geister unter den schlichten Naturzuständen jener glücklichen Inseln in der Ferne, wenigstens in Gedanken eine Zufluchtsstätte zu suchen. Es ist jene Periode genugsam charakterisirt und beschrieben worden, die „Periode der Robinsonaden“, wie man sie treffend genannt hat. Es ist nicht zu verwundern, daß das zu derselben Zeit in immer weiteren Kreisen erwachende christliche Leben mit der ange deuteten Richtung mancherlei Berührungspunkte fand, obwohl sie selbst nichts weniger als christlich war. Für

ein Chriſtliches Gemüth aber mußte jener Drang in die Ferne von ſelbſt zum Miſſionstrieb werden.

Unter dieſen Verhältniſſen bildeten ſich gegen den Schluß des vorigen Jahrhunderts in London jene große Miſſionsgeſellſchaft, in der in wunderbarer Union Independenten, Biſchöfliche und Presbyterianer mit freudiger Begeiſterung ſich die Hände reichten. Am 22. September 1795 hielt „die Miſſionsgeſellſchaft“, welche erſt ſpäter den Namen der Londoner annahm, ihre erſte Generalverſammlung. Als ihren Grundſatz ſtellte ſie auf, Männer auszuſenden, die willig und tüchtig wären, die Grundwahrheiten des Chriſtentums zu lehren; die kirchliche Einrichtung und Verfaſſung der aus den Selben geſammelten Gemeinden ſollte den Umſtänden überlaſſen bleiben¹⁾. Die nächſte Verſammlung beſchloß die Ausführung einer Miſſion nach Tahiti, den Freundschafts-, Markesa-, Sandwich- und Pelewinſel. Das Unternehmen war ziemlich großartig angelegt. Ein eigenes für 5000 Pfd. angekauftes Miſſionſſchiff, „der Duff“, unter Führung des nach wunderſamen Erlebniffen erſt in ſpäterem Lebensalter belehrten Kapitän Wilſon, bemannt mit lauter gottesfürchtigen Seeleuten, ſollte nicht weniger als 29 Miſſionare hinausführen, unter ihnen die ordinierten Prediger Cover, Eyre, Jefferſon und Lewis, die beiden erſteren verheiratet ſowohl drei von den übrigen, welche meiſt dem Handwerkerſtande angehörten. Auch fehlte unter ihnen nicht ein Wundarzt.

Am 28. Juli 1796 fand die feierliche Abordnung in der Pionſkapelle (Spaſielbs) zu London ſtatt. Am 10. Auguſt ging der „Duff“ mit ſeiner Miſſionsflagge (drei (?) ſilberne Tauben mit Oßblatt auf purpurnem Grunde) unter begeiſterten Gefängen die Themſe hinab²⁾. Die Fahrt ging über Rio de Janeiro; da aber änderte man des Wetters wegen den Plan und machte den Umweg ums Kap der guten Hoffnung. Am 5. März 1797 war Tahiti erreicht und am folgenden Tage warf der „Duff“ Anker in der Matavaibai. Ein von Kapitän Bligh erbautes Haus wurde durch Otu, den Sohn des Königs Pomare,

¹⁾ So gut die Abſicht war, ſo erwies ſich dieſe formloſe Miſſion doch in der Folge als ein Ding der Unmöglichkeit. Es geht nicht an, Mehl zu ſäen, wenn man Weizen bauen will, ſo wenig wie man im andern Fall eine lebendige Pflanze erzielt, wenn man die Form des Samentorns, das da in die Erde ſallen muß und verwefen muß, nicht preisgeben will. Konfeſſionsloſigkeit iſt der Miſſion ebenſo hinderlich wie das ſtarre Feſthalten konfeſſioneller Formen. Die Londoner Miſſion hat ihre Konfeſſionsloſigkeit nicht lange feſthalten können. Sie wurde das Organ der engliſchen Independenten (Kongregationaliſten). Ihren Miſſionaren ließ ſie hiſtoriſch der Verfaſſung volle Freiheit. Aber die neuen Gemeinden erhielten ſämmtlich das Gepräge der heimatiſchen, oft in einer Weiſe, daß den Verhältniſſen in nicht geringem Maße Zwang angethan werden mußte. Auch die Lehre hat ſich nicht auf die Grundwahrheiten beſchränken können, ſondern der ſaloniſche Tropus tritt off: recht deutlich hervor.

²⁾ Als das Schiff vom Towerweiſt mit flatternden Flaggen und Wimpeln, mitten unter den lauten Jubelrufen der Zuſchauer abſegelte, als lehrte es im Triumph von errungenen Siegen zurück, äußerte ein ehrwürdiger Diener Chriſti mit Behmut gegen einen jüngern Freund: „Ich fürchte, dieſes wird nicht gut gehen; es menſchelt hier zu ſehr.“ cf. Memoirs of the life and labours of the Rev. Sam. Marsden, p. 38.

der
kunſt
gang
dient
daß
Ding
Kolo
ihnen
gerich
Tauf
wurde
Die
Gottes
Endlic
bewies
päſche
ſie den
ihnen
tage m
Predig
meinte
ſo ſch
wertsh
punte
Drotr

X
ſeiner
nehmen
gruppen
thätig
Schmie
er von
berung
geborne
zerbiſ
Zu
nach u
Greuel
den Mi
ſie nich
darauf

¹⁾ G
frech ſich
²⁾ J
bat um
Laſter de

der auf einem Diener reitend sich einfand, den Fremdlingen zur Unterkunft angewiesen. Man fand ein paar schwedische Matrosen vor, die ganz die Landessitte angenommen hatten und selbst tatiirt waren. Sie dienten als Dolmetscher. Es wurde dem Prinzen auseinandergesetzt, daß einige von den Europäern zurückbleiben und das Volk in nützlichen Dingen unterrichten wollten. Sie baten um ein Stück Landes mit Kotos- und Brotfruchtbäumen, und es wurde ihnen gewährt, so viel ihnen beliebe. Unter Wilsons Leitung wurde nun die Ansiedlung eingerichtet, wobei die Eingebornen fleißig halfen, wie sie auch gegen Tauschwaren Lebensmittel herbeibrachten¹⁾. Am ersten Sonntage wurde Gottesdienst gehalten, bei dem der eine Schwede dolmetschte. Die Insulaner waren verwundert, daß die Botschaft des britischen Gottes allen Klassen der Bevölkerung ohne Unterschied gelten sollte. Endlich erschien der alte König Pomare samt seiner Gattin Idia und bewies sich den Missionaren sehr freundlich, in der Hoffnung, europäische Artikel, besonders Gewehre von ihnen zu erlangen. Er befahl sie dem besonderen Schutze des Distrikthäuptlings Paitia und überließ ihnen die Benutzung des ganzen Distrikts Matavai. Am zweiten Sonntage wohnte der König dem Gottesdienste bei und erklärte nach Covers Predigt über Joh. 3,16: „Maitai, Maitai“ (sehr gut)! „Indessen“, meinte er, „so etwas sei noch nie auf Tahiti gehört und könnte nicht so schnell gelernt werden.“ Am demselben Tage wurden zwei der Handwertsbrüder Keso und Harris zu Geistlichen für die andern Missionspunkte ordinirt und Kommunion gehalten, wobei zum ersten Mal die Brotfrucht für diesen Zweck angewendet wurde.

Auf einige Tage segelte Wilson nach Timeo hinüber. Da er bei seiner Rückkehr die Seinen mit den Insulanern noch im besten Einvernehmen fand, trat er getrost die längere Reise nach den andern Inselgruppen an. Die Zurückgebliebenen entfalteten nun zunächst ihre Thätigkeit in allerlei Handwerken. Mit Entzücken sah Pomare in der Schmiede das Eisen bearbeiten und ehrte den Wundermann, trotzdem er von Ruß geschwärzt war, mit seinem Nasengruß. Gleiche Bewunderung erregte die große Säge, die einen Baumstamm, den die Eingebornen immer nur einmal spalten konnten, in so viele Bretter zerbiß.

Zunächst blieb das Benehmen der Insulaner zuvorkommend; aber nach und nach kamen Diebstähle vor und die furchtbaren heidnischen Greuel drängten sich immer mehr in den Vordergrund²⁾. Dazu war den Missionaren der Dolmetscher abwendig geworden, und so vermochten sie nicht den Eingebornen sich verständlich zu machen. Sie mußten sich darauf beschränken, als Gottesdienste für jene eine früher übersehte An-

¹⁾ Erschauen erregte es bei ihnen nur, daß die neuen Anstömmlinge die ziemlich frech sich vordrängenden Frauenzimmer sich ernstlich fern hielten.

²⁾ Die Königin gebar ein Kind, das sogleich ermordet wurde. Ein Opierypriester bat um eine Stärkung durch Wein zu einem Menschenopfer. Dazu die furchtbaren Laster der Unkeuschheit.

sprache vorzulesen¹⁾. Dennoch schienen die Schwierigkeiten nicht unüberwindlich zu sein, als der „Duff“ von den Marlesas- und Tonga-Inseln, wo die übrigen Missionare abgeleitet worden waren, zurückkehrte. Wilson hielt sich noch einige Wochen auf der Insel auf, ermittelte die Bevölkerungszahl derselben auf 16 050 — das war $\frac{2}{3}$ weniger als Coot sie 1774, jedenfalls zu hoch greifend, geschätzt hatte. Dennoch zeigte sich bereits sehr deutlich wohl schon damals die Abnahme der Bevölkerung²⁾.

Nach seiner Abreise³⁾ griffen die Missionare ihr großes und schwieriges Werk von allen Seiten aufs ernstlichste an, indem nicht nur Schmied und Zimmermann in reger Thätigkeit blieben, der umliegende Boden mit den mitgebrachten Gewächsen angebaut und neben dem Hause ein aus Mißtrauen, Unempfindlichkeit und Aberglauben von den Eingebornen freilich nur wenig benutztes Hospital eingerichtet, die angestrengteste Sorge aber auf die Erlernung der Sprache verwandt ward, wobei sie freilich fast gänzlich auf ihren eigenen Fleiß und Scharfsinn angewiesen waren. Mittlerweile nahmen die Diebstähle seitens der Eingebornen immer mehr überhand; auch ihre erste überfließende Freigebigkeit hatte abgenommen, doch durften die Missionare bis jetzt noch keinen Mangel leiden. Auch als die letzteren in der Sprache einige Fortschritte gemacht hatten, vermochten sie ihrem eigentlichen Ziele immer noch nicht näher zu kommen, wurden vielmehr dadurch, daß der König sich ihrer nun als Vermittler zwischen ihm und den anlegenden fremden Schiffen bediente, als Freunde und Verbündete des Königs in alle inneren Zwistigkeiten und Kriege verwickelt, welche die Mission schon in ihrem Keime zu ersticken drohten. Durch die immer mehr sich häufenden Schwierigkeiten und selbst persönliche Mißhandlungen entmutigt, entschlossen sich endlich ein Jahr nach ihrer Ankunft, im März 1798, 11 Missionare, mit dem nach Port Jackson segelnden „Nautilus“ Tahiti zu verlassen, und nur sieben blieben zurück, Jefferson, Rott, Bidwell, Harris, Lewis, Broomhall, Eyre und sein heldenmütiges Weib.

In der Absicht, durch kein weltliches Geschäft in ihrem Berufe sich mehr stören zu lassen, übergaben die Zurückgebliebenen ihre Schmiede, die ein Eingeborener übernahm, und sämtliche Vorräte an Pomare, nachdem sie alle Waffen, bis auf 2 Musketen, die sie Pomare und Otu schenkten, mit aufs Schiff gegeben, und waren so der Gewalt der

¹⁾ Dem regen Sinne eines Insulaners entging nicht die einige Sonntage sich wiederholende Erscheinung, daß der britische Gott, wenn die Brüder zu ihm beteten, fruchtbaren Regen sende; derselbe nannte diesen Gott mit einem aus dem Englischen aufgeschöpften Ausdruck einen guten Kerl, der keine Menschen, Schweine und Früchte esse.

²⁾ Wenige Jahre später 1802 wurde in Folge der Verheerungen von Syphilis und Wechselfieber, sowie der grausamen Kriege die Bevölkerung nur auf 7000 oder 5000 Seelen geschätzt.

³⁾ Nachdem er die Missionare auf Tongatabu noch einmal besucht, auch die Fidisch- und Pelewin-Inseln berührt, in Canton die Rückfracht eingenommen und am Kap eine Weile vor Anker gelegen, traf Wilson mit dem Duff am 11. Juli 1798 wohlbehalten wieder in London ein.

Insul
Verbü
war.
welche
eine ei
mahnu
meinsch
Anbau
Monate
inneren
und au
folg.
das Be
Ansehen
des Jap
Port J
suchen,
mit sein
die Brüd
sie leide
von quäl
heit des
Heidenwe
Dazu ka
zum zwei
sendet wo
den Fran
als Kapl
daß die
Brüder a
In i
Eintreffen
Es wurde
Jefferson
mare bew
getroffener
und Melon
über die
Brüder, d

¹⁾ cf. c
²⁾ Er v
europäischen
sollten, und
Schiffsarzt
naren Mar
mit seinen f
Noch eine
Missionärer
Schiffe noch
searches, 11

Infulaner völlig preisgegeben, hatten aber an Pomare einen festen Verbündeten als sie, während Jolia zum Schutz bekräftigt in ihrer Nähe war. Dagegen traf sie bald eine schwere Prüfung durch die von Lewis, welcher zu seinem Taio nach Ahonu gezogen war, abgegebene Erklärung, eine eingeborene Heidin heiraten zu wollen. Da er trotz aller Abmahnungen auf seinem Vorhaben beharrte, ward er aus ihrer Gemeinschaft ausgeschlossen und lebte darauf mit seinem Weibe von dem Anbau eines Gartens und Handarbeiten für die Großen; nach einigen Monaten wurde er jedoch von einem Eingeborenen ermordet. Zu dieser inneren Anfechtung gesellten sich bald wieder äußere Beunruhigungen, und auch das zweite Jahr verlief ohne die mindeste Aussicht auf Erfolg. Im allgemeinen trat man der Predigt mit Spott entgegen, das Betragen des Volkes wurde immer rücksichtsloser, und nur das Ansehen des Königs hielt von offenen Angriffen zurück. Noch vor Ende des Jahres entschloß sich Harris, mit einem vorüberfahrenden, nach Port Jackson segelnden Schiffe die Brüder in Neusüdwales zu besuchen, während ein anderes im Januar 1800 den Missionar Henry mit seiner Frau und Tochter von dort zurückbrachte. Während nun die Brüder an den Bau eines besonderen Gotteshauses gingen, mußten sie leider eine neue Sichtung erfahren, indem Missionar Broomhall¹⁾, von quälenden Zweifeln an der Unsterblichkeit der Seele und der Wahrheit des heiligen Geistes gefoltert, dazu von Leidenschaft für ein junges Heidenweib aus Raiatea entflammt, aus der Gemeinde scheiden mußte²⁾. Dazu kamen die politischen Wirren jener Zeit. Der „Duff“ war zum zweiten Mal mit 29 Missionaren und reichen Vorräten ausgesendet worden, war aber im Februar 1799 bei Rio de Janeiro von den Franzosen gekapert worden. Dazu sendete der auf Norfolk Insel als Kaplan und Lehrer zurückgebliebene Harris die Trauerbotschaft, daß die Mission auf den Freundschaftsinseln nach Ermordung dreier Brüder abgebrochen sei.

In ihrer trüben Lage wurden die Brüder erst 1801 durch das Eintreffen des „Royal Admiral“ mit acht neuen Mitarbeitern gestärkt. Es wurde eine neue Verfassung für die Ansiedlung aufgestellt und Jefferson zum Präsidenten und Sekretär derselben ernannt. Auch Pomare bewies den Missionaren aufs neue seine Zuneigung. Mit eingetrossenen Sämereien wurden neue Kulturen begonnen, und Ananas und Melonen wurden bei den Eingebornen so beliebt, daß sie sich schnell über die ganze Insel verbreiteten. Im Jahre 1802 konnten zwei der Brüder, die sich die Landessprache nun ziemlich angeeignet hatten, eine

¹⁾ cf. Gogner, Wien 1856, p. 55.

²⁾ Er verband sich zunächst mit vier von dem letzten Schiffe zurückgebliebenen europäischen Seelenten, die ihm ein Fahrzeug aufimeo zur Perlenfischerei bauen sollten, und verließ Ende Juli die Insel. Im Jahre 1809 entbedte er sich als Schiffarzt eines Handelsfahrers in den indischen Gewässern zu Kalkutta den Missionaren Marshmann und Ward, bezeugte seine tiefe Reue, und bat, die Versöhnung mit seinen früheren Genossen und den Direktoren zu vermitteln, was sie versprachen. Noch eine Reise nur wollte er zuvor auf seinem Schiffe machen und dann dem Missionswerk sein übriges Leben widmen. Er segelte ab, aber weder von jenem Schiffe noch von Broomhall hat man je wieder gehört. cf. Ellis Polynesian, researches, II, p. 46.

Missionsrundreise um die ganze Insel machen, ohne gerade auf Silberstand zu hoffen, aber auch ohne solche Erfolge zu sehen, wie man sie anfänglich von der Predigt sofort erwartet hatte. Bald aber sah es traurig auf Tahiti aus, da um des Hauptgötzenbildes willen, das Pomare von Atehuru nach seinem Wohnplatz Tautira versetzen wollte, ein Krieg entstand, in den die ganze Insel verstrickt wurde. Auch die Missionsniederlassung ward in demselben mehrfach beschädigt. Endlich trug Pomare mit Hilfe englischer Seeleute den Sieg davon und die Ruhe wurde wieder hergestellt. Nun begannen wieder die Missionsreisen. Aber da der Reiz der Neuheit längst vorüber war, so machten die Ansprachen gar keinen Eindruck mehr. Sie wurden sogar vielfach mit Spott erwidert und namentlich die Verkündigung eines zukünftigen Lebens verhöhnt. Auf Timeo und Tetuaroa fand man noch etwas mehr Gehör. Dabei bot die äußere Lage des Volkes unverkennbar das Bild zunehmenden Elendes dar. Die Stellung der Missionare war eine höchst drückende.

Da wurde 1803 der König von einem schnellen Tode dahingerafft. Sein Sohn Otu, bisher der treueste Beschützer der Missionare, folgte ihm in der Herrschaft unter dem Namen Pomare II. Die Hoffnung freilich, daß die Menschenopfer jetzt abnehmen würden, erfüllte sich nicht. Doch waren die Missionare von nun an besser gegen die raubgierigen Eingebornen gesichert. Dabei zeigte der neue König Neigung für den Unterricht und hatte seine Freude am Schreiben. Für religiöse Eindrücke aber blieb er ganz hart, um so mehr, da er dem Trunke und der Wollust ergeben war und sich mit einem Heere von Schmarozern umgeben hatte, die allen seinen Launen dienten.

Da es bei dem Volke auch nicht besser gehen wollte, versuchten es die Missionare mit dem Unterricht der Jugend. Es ging aber auch damit recht schwierig. Nachdem ein Alphabet für die tahitische Sprache aufgestellt und ein Wörterbuch derselben abgefaßt war, hatte man auch einen sehr einfachen kleinen Katechismus zusammengestellt. Nach einem halben Jahre aber waren unter 40 Kinder noch nicht 10, die denselben gelernt hatten. Bei dem ungebundenen Leben hielt es schwer, sie in die Schule zu bekommen. So ging es scheinbar unter vergeblichen Arbeiten weiter. Schließlich aber zeigten sich doch bei der Jugend einige ermutigende Spuren. Auch gaben die Erfahrungen auf einer weiteren Predigtreise, die Rott und Hayward 1807 nach Quahine, Raiatea und Morabora unternahmen, wieder bessere Hoffnung. Da wurde am 25. September des genannten Jahres der Präsident der Ansiedlung, Jefferson, durch den Tod abgerufen. Noch trüber aber gestaltete sich die Lage der Mission durch einen neuen Krieg, der durch Pomares Gewaltthätigkeit¹⁾ hervorgerufen wurde. Nachdem der Kampf eine Zeit lang gewüthet, wurde der König von den feindlichen Häuptlingen geschlagen. Da er sich nun auf Tahiti nicht mehr halten konnte, so suchte er auf Timeo eine Zuflucht²⁾. Dahin folgte ihm Missionar

¹⁾ Er hatte das zu Atehuru befindliche Götzenbild an sich gerissen und die darüber aufgetragene Bevölkerung niedermegeln lassen.

²⁾ Schon 1804 hatte er seine Residenz dorthin verlegt.

Rott, der verleitet Quahine von ein im folgenden Jahren eine fehlgeschl. Ordnung Wildheit

Wid im stillen Missionar ihm nach linge der Zeit Ruhe in Papet und eine zeuges, w Der Köni weicht ers gegen, un Schen die schen geb gewöhnlich 18. Juli um die T Missionare zu sein un die ihm au Gotteshaus Rückkehr d Wiederherst Verbündeter über. Gan Pomare un Briefe bezei widerstehe. indem im d den Tod ve dort etliche (1813). S rücht begrün es sich imm wahren Got besonders B

³⁾ Es war aus der Thron Burthard, Miss

Kott, der mit ihm den Talobund eingegangen war, und ließ sich leider verleiten, eine Hebin zur Frau zu nehmen. Hayward siebte nach Quahine über; die übrigen Brüder aber schifften sich nach Port Jackson ein am 26. Oktober 1809, wo sie nach langer, gefahrvoller Reise im folgenden Februar ankamen. So schien das mit so großen Erwartungen und den freudigen Opfern von tausenden begonnene Unternehmen fehlgeschlagen, und nach 12 jähriger Arbeit war das Volk, welchem man Ordnung, Frieden und Glück zu bringen gehofft, allem Elende der Wildheit und Abgötterei von neuem preisgegeben.

Wider alles Erwarten aber hatte der ausgekreute Same bereits im stillen Früchte getragen. Nicht viel über ein Jahr waren die Missionare in Port Jackson, als Pomare sie brieflich bitten ließ, zu ihm nachimeo zurückzukehren. Dort waren die bedeutendsten Häuptlinge der westlichen Gruppe um ihn versammelt und es herrschte zur Zeit Ruhe. Die Missionare folgten alsbald der Bitte und ließen sich in Papetoai nieder, wo sie ein Wohnhaus und eine Kapelle errichteten und eine Schule eröffneten, zugleich aber den Bau eines größeren Fahrzeuges, wie es zur Befestigung der Mission nötig war, vornahmen. Der König selbst, dessen Sinn durch das Unglück gedemüthigt und erweicht erschien, kam ihnen mit der Bitte um religiöse Belehrung entgegen, und nachdem er vor den Augen seines erstaunten Volkes ohne Scheu die alten heidnischen Gebräuche verlegt, indem er eine zum Geschenk gebrachte Schildkröte nicht nach dem Marac tragen, sondern im gewöhnlichen Ofen baden und sich auftragen ließ, erklärte er am 18. Juli 1812 seinen Entschluß, das Christenthum anzunehmen und bat um die Taufe, indem er hinzufügte, „wenn kein einziger sonst die Missionare höre, er wolle es thun, weil er nach dem Tode glücklich zu sein und am Tage des Gerichts gerettet zu werden wünsche.“ In die ihm anvertraute Probezeit sich willig fügend, ging er damit um, ein Gotteshaus zu bauen, als er durch zwei Häuptlinge von Tahiti zur Rückkehr dahin aufgefordert wurde, mit der Aussicht auf friedliche Wiederherstellung seiner Herrschaft. In Begleitung seiner westlichen Verbündeten und der meisten Einwohner von Papetoai segelte er hinüber. Ganz so leicht ging's freilich auf Tahiti nicht. Doch vergaß Pomare unter den erneuten Kämpfen nicht seinen Entschluß, und seine Briefe bezeugten, daß er auch den Versuchungen des Branntweins¹⁾ widerstehe. Die Missionare wurden in jener Zeit schwer heimgesucht, indem im Laufe von zwei Monaten ihrer drei ihre Gattinnen durch den Tod verloren. Erfreulich aber war die Kunde von Tahiti, daß dort etliche Eingeborne bereit seien, sich dem Christengott zu ergeben (1813). Scott und Hayward reisten sofort hinüber, fanden das Gerücht begründet und brachten „die Erweckten“ mit nachimeo. Da es sich immer mehr zeigte, daß auch hier viele bereit waren, dem wahren Gott zu dienen, so wurden diese am 26. Juli 1813 zu einer besondern Versammlung berufen, in Folge deren 31 ihren Entschluß,

¹⁾ Es war damals von den Sandwichsinseln die Kunst nach Tahiti verpflanzt, aus der Eihurzel mit leichter Mühe einen Branntwein zu bereiten.

Chriſten zu werden, erklärten und fortan regelmäßig die neuerbaute Kapelle beſuchten, um beſonders unterrichtet zu werden. Zur Schule fanden ſich bald an 50, meiſtens Erwachſene, ein, und die in England gedruckten Bibeln ſowie ein in Sydney gedruckter Auszug der neu- teſtamentlichen Geſchichte leiſteten gute Dienſte, während bei den Schreib- übungen aus Mangel alles andern Materials Sand als Tafel dienen mußte; eine Überſetzung des Lukas rückte mit ſchnellen Schritten vor. Die Zahl der Katechumenen mehrte ſich bald durch 11 neue, unter ihnen ein Areoi und Prieſter, ſowie Taaroarai, Tamatoas Sohn, der junge Fürſt von Quahine. Inzwiſchen blieb Tahiti noch immer der Schauplatz von Greueln und Tumulten, und zunehmende Barbarei ent- ſproß der langen Unordnung. Auf Eimeo aber bezeugte der erbauliche Beimgang eines der Katechumenen die inmer tiefer gehenden Wirkungen des Evangeliums.

So lange er geſund war, hatte der junge Rui fleißig die Schule und Kirche beſucht; an ſeine Güte gebannt, ſagte er oft zu denen, die der Kapelle zuwanderten: „Meine Füße können nicht gehen, aber meine Seele geht mit euch.“ Er betete die zum letzten Augenblicke, und war ſeine Erkenntnis auch nicht ausgebreitet, eins wußte er: daß er ein Sünder ſei, und daß Jeſus Chriſtus gekommen, die Sünder ſelig zu machen, und dieſer Glaube, von dem er ein einfaches Bekenntnis ablegte, benahm ihm die Furcht im Auge des Todes.

Um dieſelbe Zeit (Januar 1814) ſtarb auch Ibia, die Gemahlin des vorigen Königs, an der die Miſſionare wohl eine Gönnerin, die Miſſion ſelbſt aber nichts verlor, da ſie bis ans Ende eine entſchiedene Heidin blieb, ſo daß erſt jetzt mehrere ihrer Leute, die es bisher nicht geburft, ſich den Chriſten anſchloſſen. Letztere, deren 50 zu Papetoi die Kirche fleißig beſuchten, den Sonntag feierten und eifrige Beter waren, wurden von ihren heidniſchen Landsleuten Dure Atua (Peter zu Gott) genannt, während ſie ſelbſt ſich als Haapiti Parau (Schüler des Wortes) oder auch „Freunde und Brüder“ bezeichneten und zum Teil unzweideutige Beweiſe der innern Umkehr ablegten. Im März 1814 beſuchten Rott und Hayward auf einem Schiff aus Neuſüdwaales auch Quahine, Raiatea und Tahaa, wo die Eingebornen aus freien Stücken ſich verſammelten und hier, wie auf einigen Punkten auf Ta- hiti, das leider jetzt noch nicht erfüllbare Verlangen nach Miſſionaren kund gaben.

Nach zweijähriger Abweſenheit erſchien endlich Pomare mit einem meiſt aus Gottesverehrern beſtehenden Gefolge; die Kapelle in Pa- petoi wurde von neuem zu klein, und jeden Sonntag zweimal ſowie Mittwochs Nachmittag mußte bei ſiets voller Kirche gepredigt werden, wobei ſchon tahitiſche Lieder geſungen wurden; 92, ohne etliche Fort- gezogene, waren im September als Chriſten eingeſchrieben; über 200, von denen die meiſten gute Fortſchritte machten, beſuchten die Schule; die Überſetzung des Evangelium Luca, wobei Lurhine¹⁾ gute Dienſte geleistet, war vollendet. Auf einem anfangs September vor Papetoi

¹⁾ Einer der erſten Bekehrten, der ſchon in der Niederlaſſung zu Matavai im Dienſte der Miſſionare geſtanden hatte.

lavirend
Bücknell
kommen
ſolcher,
der Ch
kenntnis
Bitte de
Erſt am
Im
hatte die
Zuhörer
ſuchten
und Tap
5—600
keiner, d
aber bei
derſelben
Mißtrau
einige P
ſiegen tro
das Zeug
ſeines D
und Eime
ſionare w
Der
nur in G
Thätigkeit
ſondern a
zu Opfern
bekannten.
Eimeo um
am beſten
nar Scott
Bitten un
Mittlerwe
auf Tahiti
vernichten,
rieten jene
Flüchtling
jedoch auc
Pomare ſe
Religion
unter den
nahm, ſüh
Doch war
weßhalb a
Schuß erſt
geſchrieben

lavienden Schiffe wurden der König, Missionar Wilson, die jungen Bidnell und Henry nebst mehreren Insulanern, die ihm zu Hilfe kommen wollten, nach Raiatea verschlagen. Dort war schon eine Anzahl solcher, die auf Eimeo gewesen und ihre Namen in das Verzeichnis der Christen hatten eintragen lassen. Sie wurden in standhaftem Bekenntnis des Glaubens angetroffen und 39 neue Gottesverehrer auf die Bitte derselben verzeichnet. Wilson predigte vor großen Versammlungen. Erst am 2. Dezember konnte man nach Eimeo zurückkommen.

Immer schneller wuchs die Zahl der Christen: im Januar 1815 hatte die Kapelle auf Eimeo 300, bisweilen noch mehr, regelmäßige Zuhörer; eingeschrieben waren 204 ohne die Abwesenden; die Schule besuchten 295. Die Häuflein gerechnet, die auf Tahiti, Quahine, Raiatea und Tapuamauu den Sonntag feierten, mochten auf dem ganzen Archipel 5—600 sein, darunter die bedeutendsten Häuptlinge. Getauft war noch keiner, da Pomare der erste sein wollte, der die Taufe empfinde, leider aber bei aller christlichen Erkenntnis durch das Laster der Trunkenheit derselben jetzt unwürdiger erschien, als da er zuerst sie begehrte. Das Mißtrauen gegen die Götzen verbreitete sich immer weiter, so daß selbst einige Priester öffentlich erklärten, die Religion der Fremden werde siegen trotz allen Widerstandes; ganz besonderen Eindruck aber machte das Zeugnis des Pati, des Priesters von Papetoai, der die Götzen seines Distriktes öffentlich verbrannte (woburch er viele auf Tahiti und Eimeo zu ähnlichem Thun ermutigt), und ein Schüler der Missionare war, standhaft auch unter Spott und Verfolgung.

Der wachsende Fortschritt der neuen Lehre rief endlich den bisher nur in Gleichgültigkeit sich äuffernden Widerstand des Gözenthums zur Thätigkeit auf, die sich nicht bloß auf Spott und Vorwürfe beschränkte, sondern auch, namentlich auf Tahiti, zur blutigen Verfolgung ward; zu Opfern wurden einzelne bloß deshalb gewählt, weil sie Christum bekannten. Unter diesen Verhältnissen war es für die Brüder auf Eimeo um so betrübender, denjenigen, welcher sich die Landessprache am besten angeeignet hatte, aus ihrer Mitte scheiden zu sehen. Missionar Scott starb am 9. Februar 1815 nach kurzem Krankenlager. Die Bitten um Verstärkung aus der Heimat wurden immer dringender. Mittlerweile verbanden sich eine Anzahl heidnischer Distrikthäuptlinge auf Tahiti, alle Christen daselbst durch einen plötzlichen Überfall zu vernichten, und da es denselben gelang, nach Eimeo zu flüchten, gezielten jene unter einander selbst in Kampf, während dessen immer mehr Flüchtlinge hinübergingen, die der König freundschaftlich aufnahm, der jedoch auch eine Vereinigung mit der siegreichen Partei anbahnte. Pomare selbst empfahl, auf Eimeo umherreisend, dem Volke die neue Religion und fand erfreulichen Eingang; alle Schritte aber, die er unter den jetzigen Umständen zur Förderung des Christenthums unternahm, führten ihn auch der Wiedererlangung seiner Herrschaft näher. Doch war auch auf Eimeo die Übermacht noch bei den Gözendienern, weshalb am 14. Juli in einem besondern Aufgottesdienste der göttliche Schutz ersucht wurde. Anfangs September betrug die Anzahl der Eingeschriebenen in Papetoai 362; einige waren bereits christlich ver-

storb, andere aber auch wegen schlechter Führung ausgeschlossen worden; die Schule besuchten an 700; einige hundert Insulaner waren schon fähig, von Büchern Gebrauch zu machen, und das Verlangen danach wuchs auf allen Punkten.

Die siegreiche Partei auf Tahiti lud jetzt die Flüchtlinge zur Rückkehr und Wiedereinnahme ihrer verlassenen Besitzungen ein, und Pomare begleitete sie dahin. Einige Zeit verging in scheinbarem Frieden, obgleich die Christen nicht recht trauten, und mit gutem Grund. Denn am 12. November 1815 wurden sie, bei Bunaavia an der Westküste, gerade zum Gottesdienst versammelt, vom Feinde überfallen. Pomare ließ in Ruhe erst den Gottesdienst schließen. Dann ging es zum Kampf, in gutem Vertrauen auf Jehovas Hilfe. Die Gözendiener wurden überwunden. Pomare aber untersagte alle Verfolgung, Plünderung und Mißhandlung, wie sie sonst in solchem Falle auf Tahiti üblich gewesen waren. Die Leichen der Erschlagenen wurden begraben, die des Anführers zu dem Grabmal seiner Väter gesandt; endlich das Christenheer zum Gottesdienst versammelt, dem Allmächtigen für Rettung und Sieg zu danken. Eine auserlesene Schar aber mußte den Drotempel in Tautira zerstören, was ohne Widerstand geschah, und der hölzerne Gözenblock diente fortan als Pfosten für die Speiseförbe in des Königs Küche. Tino, der Priester, der im Kampf die Seiden angefeuert, flüchtete nach Timeo, überlieferte sich der Königin, ward als der unversöhnlichste Gegner des Christentums erkannt, aber auf Notts Rat am Leben belassen und mit Speise erquickt; bald fing er an die Schule zu besuchen und hat sich später als ein aufrichtig Bekehrter gezeigt. Auf die übrigen Tahitier aber wirkte die ungewohnte, wunderbare Milde der christlichen Sieger so überwältigend, daß die beßhörende Zuversicht auf die Götter wie ein Nebel schwand; Pomare ward durch den einstimmigen Willen des Volkes in seine volle Herrschaft wieder eingesetzt; Altäre und Gözenbilder wurden zerstört, mit ihnen fielen Kindermord und Menschenopfer auf immer, alles Volk auf Tahiti erklärte sich zur Annahme der neuen Lehre, die so mild und schonend mache, bereit; Gotteshäuser erhoben sich in jedem Bezirk und vereinigten Sonntags und Mittwochs die neuen Gäste zum Gebet. Raum war die frohe Siegesbotschaft nach Timeo gekommen, als Nott und Hayward nach Tahiti sich aufmachten, wo große Versammlungen sie aufmerksam umgaben und bringend baten, die alte Missionsstelle in Matavai wieder aufzunehmen.

Fast gleichzeitig mit der Bekehrung Tahitis erhoben sich auch die Häuptlinge der westlichen Inseln zur Ausrottung des Heidentums. Auf Raiatea¹⁾ ward ein ähnlicher Entscheidungskampf gefochten. Es wurde schon angedeutet, daß auf dieser Insel das Christentum von Timeo aus Eingang gefunden hatte. Auch Tamatoa, der statthaltliche Fürst, war in Pomares Nähe ein Christ geworden. Als bei seiner Rückkehr nach dem Siege auf Tahiti das Volk zum Empfange am Ufer sich versammelte und

¹⁾ cf. Besser, J. Williams, p. 44 ff.

begierig
auf un
Leute u
Mission
Trophä
lung u
des Eo
spiel zu
gereizt
störung
gegen d
auf kein
die Über
Ein Her
ein Mat
beisamm
meine M
uns nich
Leute; b
der wah
den Heib
ein Uble
gehen un
beugten
folgender
haa zerf
stellung d
Bekehrung
Augenblic
Auf
sonders t
völlerung
errichtet,
petoat.
und auch
selbe Um
Maurua
nahme des
Gözendier
Gruppe h
mit ober
in welcher
fleißig un
richtete G
Gesang v
Geschichte
und dann
Bärt

begierig auf Opfer und Beute aus dem Krieg warteten, trat ein Herold auf und verkündigte: „Wir haben keine Opfer, wir sind alle betende Leute und Diener Jehovahs, des wahren Gottes, und — die von den Missionaren empfangenen Bücher aufzeigend — das sind die Opfer und Trophäen, mit denen wir zurückkommen!“ In einer großen Versammlung unterrichtete der Fürst bald danach sein Volk von dem Wachstum des Evangeliums aufimeo und Tahiti und ermahnte sie, dem Beispiel zu folgen. Ein Drittel etwa stimmte ein, die übrigen aber, noch gereizt durch die während einer Krankheit des Fürsten ausgeführte Zerstörung des großen Tempels auf Opoa, beschloßen einen Vertilgungskrieg gegen die Christen, riefen den Fürsten von Tahaa zu Hilfe, ließen sich auf keine Friedensverhandlungen ein und wurden endlich geschlagen, die Überwundenen aber mit gleicher Milde behandelt, wie auf Tahiti. Ein Herold zur Seite des Königs verkündete ihnen volle Veröhnung; ein Mahl ward bereitet zur Besiegelung des Friedens. Da die Heiden beisammensitzen, beschämt über die Güte, steht einer auf: „Das ist meine kleine Rede. Ich will nimmer wieder den Göttern dienen, die uns nicht schützen konnten. Wir waren viermal die Zahl der betenden Leute; doch haben sie uns mit Leichtigkeit überwältigt. Jehovah ist der wahre Gott. Hätten wir sie besiegt, sie würden jetzt in dem (von den Heiden zu diesem Zweck errichteten) Hause brennen; aber statt uns ein Ubles zu thun, haben sie uns dies reiche Mahl bereitet. Ich will gehen und mit diesen Leuten mich verbinden.“ Und noch den Abend beugten viele ihre Kniee mit den Christen vor dem lebendigen Gott, folgender Tage aber wurden die Göztempel auf Raiatea und Tahaa zerstört. Doch blieb eine unveröhnnte, heimlich auf Wiederherstellung des Gözendienstes sinnende Partei auf Raiatea, wenn auch die Bekehrung der obersten Häupter und der Masse des Volkes für den Augenblick von jedem berartigen Versuch sie zurückhielt.

Auf Borabora waren die beiden Fürsten Mai und Tefaaora besonders thätig, und ihrem Eifer ergab sich der größte Teil der Bevölkerung; die Denkmale des Heidentums fielen, ein Bethaus ward errichtet, und die dringendsten Bitten um Lehrer ergingen nach Papeetoi. Nach Huahine sandte Fürst Mahine einen besonderen Boten, und auch an diesem ehemals festesten Sitz des Aberglaubens ging dieselbe Umwandlung vor; nicht lange danach aber segelte Tefaaora nach Maurua (Maupiti), wo es ihm gelang, Häuptling und Volk zur Annahme des Christentums zu bewegen. So war mit Anfang 1816 der Gözendienst auf allen neun Inseln zerstört, und nur auf der westlichen Gruppe hielten noch einige am Heidentum fest. Allenthalben entstanden mit oder ohne Zuthun der aufimeo wohnenden Missionare Schulen, in welchen die in Papeetoi Bekehrten Unterricht erteilten, und kleine, fleißig und andächtig besuchte Kapellen, in denen aufimeo unterrichtete Eingeborene den Gottesdienst leiteten. Der Siturg sagte einen Gesang vor, den man sang, las einen Abschnitt aus der biblischen Geschichte und hielt ein Schlußgebet, das auch wohl niedergeschrieben und dann zu ähnlichem Gebrauch abgeschrieben wurde.

Wärtige Krieger und bejahrte Häuptlinge saßen in den Schulen

mit der Fibel neben Knaben, die ihre Lehrer wurden; im August 1816 aber schätzte man diejenigen, die im Besitz von Büchern waren und mehr oder weniger davon Gebrauch machen konnten, auf 3000; viele hunderte lasen fertig, und keine geringere Zahl hatte den Katechismus vollkommen inne. Mit der einstimmigen Aufhebung der Areoigefellschaft ward der segensreichen Umwandlung die Krone aufgesetzt, und aus dieser Hauptstütze des heidnischen Lasters standen jetzt die wärmsten und eifrigsten Christen auf. Jeder Distrikt hatte seine Bethäuser, in denen der Sonntag gewissenhaft gefeiert wurde, Privatgebet und Familienandacht waren fast allgemein, im Lesen unterrichtete einer den andern, und von allen Seiten drang die Bitte um Bücher und Lehrer nach Papetoai, während unter dem neuen Geiste auch die Sitten sich gewandelt hatten, die anstößigen Belustigungen unvermerkt in Abnahme kamen und in die Geschlechter bei Mahl und Gottesdienst nicht mehr trennender häuslicher und öffentlicher Verkehr sich begründete. Als Siegel zu der überraschenden Kunde von solchem Erfolg des Evangeliums in der Südsee sandten die Missionare im August 1816 unter bringenden Vitten um neue Arbeiter die 12 Familiengehörigen Pomares nach England, die er ihnen selbst von Tahiti aus überschickt hatte.

Im Jahre 1817 trafen weitere Missionare ein: zuerst W. Ellis und Threlkeld, Johann John Williams mit mehreren Gefährten. Alle gingen zunächst nachimeo, wo sich noch immer die Hauptstation befand.

Zwei Geschenke hatte Ellis mitgebracht, die dem Könige große Freude machten, ein für denselben bestimmtes Pferd, das die Tahitier noch nie gesehen hatten und daher, als es geritten wurde, laut jubelten: „Seht, seht, ein Landläufer Schwein! ein menschentragendes Schwein!“ — und eine Buchdruckerpresse, welche nach Erbauung eines Hauses für dieselbe aufimeo sogleich in Thätigkeit gesetzt wurde. Das erste, was man druckte, war ein Daba oder Buchstabirbuch, und Pomare kam selbst von Tahiti herüber, setzte mit Hilfe des Missionars die erste Seite und druckte die drei ersten Bogen, während das Volk mit freudigem Erstaunen die neue Kunst bewunderte und die nach einem Monat vollendeten Bücher so gierig verlangte, daß in kurzer Zeit 2600 Exemplare verteilt waren. Danach wurde der Katechismus in 2300 Exemplaren und (1818) die von Rott mit Hilfe Pomares aufs neue verbesserte Übersetzung des Ev. Lucc gedruckt, wovon sehr bald 3000 Exemplare gegen Kolossäl — denn Geld hatten die Eingebornen nicht — verkauft waren. Die Bücher, welche sie selbst einbinden lernten, und zu diesem Behufe unter Ziegen, Kägen und Hundstuden eine große Niederlage anrichteten, trugen sie wohlverwahrt in kleinen Kästchen oder Beuteln mit sich herum und waren sehr besorgt für ihre Erhaltung, machten aber auch den fleißigsten Gebrauch davon.

Im folgenden Jahre wurde unter dem Vorstehe des Königs eine tahitische Missionshilfsgeellschaft gegründet, die bald eine Schiffsladung Kolossäl im Werte von 28 000 Mark an die Muttergesellschaft in London sendete. — Nunmehr verteilten sich die Missionare nach den verschiedenen Inseln in der Weise, daß Henry, Darling und Platt aufimeo blieben, S. Bidnell, Croot, Tessier, Wilson und Bourne nach Tahiti, Davies, Rott, Barff, Ellis, Drsmont, Williams und Threlkeld nach Huahine gingen, von wo die beiden letzteren schon im September 1818 auf die bringenden Vitten des Fürsten Tamatoa nach Raiatea sich begaben, wie denn überhaupt die Arbeiter auf den Inseln öfter wechselten.

In
des Heu
mare se
Fuß lan
fruchtba
mit 280
eingewei
Kanzeln
sammlun
Jahresfe
wurden
neuen
gung, G
in 18 M
und Vol
in Gege
Volkes d
genden
nachher b
empfinger
Hauptlin
Tahiti ein
um die f
blo ur (A
Atehurru).
(Papeari
gesellschaf
anlangten
Inseln be
schritte de
lichen Erl
sucht, von
In den le
tief herun
bei ihm e
18 Mona
Hauptling
schon 182
Namen P
Nach
Mission a
der im T
Missionar

1) cf. S.
2) Es
zu betrinken
beine Schw

August 1816
waren und
000; viele
Katholizismus
Apotheose
gefeht. und
wärmsten
häuser, in
und Fa-
einer den
und Lehrer
Sitten sich
Abnahme
nicht mehr
dete. Als
s Ewange-
1816 unter
Pomares
t hatte.

W. Ellis
Gefährten.
Apostation

reude machten,
hatten und
Auserkennung!
sche nach Er-
gesetzt wurde.
Pomare kam
und druckte
neue Kunst
erlangte, daß
Katholizismus
se neue ver-
aplaste gegen
Die Bürger,
Köhen und
in kleinen
Erhaltung,

önigs eine
Hoffnung
in London
n verschie-
Blatt auf
Dourne
Williams
n letzteren
ersten La-
Arbeiter

Im Distrikte Pare auf Tahiti (im Nordwesten, in der Gegend des heutigen Papeiti) ward am 11. Mai 1819 eine große von Pomare selbst errichtete Kirche, „die königliche Missionskapelle“, ein 712 Fuß langes und 54 Fuß breites, innen auf 36 Pfeilern von Brotfruchtbäumen ruhendes, an beiden Enden halbkreisförmiges Gebäude mit 280 äußern Pfeilern, 133 Gitterfenstern und 29 Thüren feierlich eingeweiht¹⁾, wobei auf den drei je 260 Fuß von einander entfernten Kanzeln im Schiff derselben drei Missionare gleichzeitig vor einer Versammlung von 5–6000 Zuhörern predigten; Tags darauf war die Jahresfeier der Missionshilfs-Gesellschaft; am folgenden Tage (13. Mai) wurden in derselben Kapelle die mit Hilfe der Missionare entworfenen neuen Landesgesetze — über Mord, Diebstahl, Sonntagsentheiligung, Ehe und Ehebruch, Rebellionen, Rechtspflege, Eigentum etc. — in 18 Artikeln von Pomare feierlich proklamirt und von Häuptlingen und Volk zustimmend angenommen; Sonntag den 16. Mai endlich ward in Gegenwart mehrerer tausend König Pomare als der erste seines Volkes durch Missionar Henry feierlich getauft, und nachdem am folgenden Tage sämtliche Missionare das heilige Abendmahl gefeiert und nachher bestimmte Grundsätze für die Taufe der Eingeborenen festgestellt, empfingen in den nächsten Tagen eine große Zahl derselben mit ihren Häuptlingen die heilige Taufe. Von nun an erhielt die Mission auf Tahiti eine festere Gestalt. Bald entstanden fünf verschiedene Stationen, um die sich Gemeinden sammelten, nämlich Matavai, Wills Harbour (Papeiti), Burbers, Point (Punauia, im Westen, Distrikt Atehurua), Pajara (im Süden, später Hameitown genannt) und Pirā (Papeari? östlich von dort). Die Visitatoren der Londoner Missionsgesellschaft, Tyermann und Bennet, welche 1821 auf der Insel anlangten, sich mehrere Jahre aufhielten, auch von hier aus die übrigen Inseln besuchten, konnten die erfreulichsten Berichte über die Fortschritte des Wertes erstatten. Pomare hatte dasselbe durch seine königlichen Erlasse gefördert. Dennoch war er selbst ein Sklave der Trunksucht, von der er auch in seiner besten Periode nicht frei geblieben. In den letzten Jahren war er, zugleich mit der Wassersucht behaftet, tief heruntergekommen, obwohl dann und wann sich bessere Regungen bei ihm einstellten²⁾. Er starb am 7. Dezember 1821. Sein erst 18 Monate alter Sohn, Pomare III., wurde unter Regentschaft einiger Häuptlinge, sowie seiner Mutter als König anerkannt. Er starb jedoch schon 1827, worauf seine 15 jährige Stiefschwester Niamata unter dem Namen Pomare Wahine (Frau Pomare) den Thron bestieg.

Nach den Berichten von 1824 wird der damalige Stand der Mission auf Tahiti folgendermaßen beschrieben: Im Distrikt Matavai, der im Oktober 1822 eine neue große Kirche erhalten hatte, stand Missionar Wilson unter einer Gemeinde von 612 Seelen mit 108

¹⁾ cf. Basler Missionsmagazin 1821, IV, p. 135 ff.

²⁾ Es wird erzählt, daß er auf einem Inselchen des Riffs in einer Hütte sich zu betrinken pflegte und dann wohl, wenn der Rausch verflogen, sagte: „Pomare, deine Schweine sind besser als du selbst.“

Abendmahlsgeossen; alle Bewohner des Distriktes bekannten sich äußerlich zum Christentum, der Sonntag ward geheiligt und die Familienandachten fleißig geübt, obgleich in diesem Distrikt weder Gemeinde noch Schule so blühend waren, wie auf andern Stationen, was von einigen schlechten Leuten herkam, welche die Person des verstorbenen Königs, der hier seine Wohnung hatte, umgaben. Im Distrikt Pare arbeitete Missionar Nott zu Papaoa, dem Wohnsitz der königlichen Familie, unter einer sehr geordneten, mit Einschluß der Königsfamilie aus 500 Gliedern bestehenden Gemeinde; die Schule zählte 120 Kinder. An einer zweiten Gemeinde von 230 Seelen inklusive 72 Abendmahlsgeossen zu Mount Hope in demselben Distrikt arbeitete Missionar Crook. Einige Gemeindeglieder ließen sich durch europäische Matrosen zum Trunk verleiten,kehrten aber bald reuig zurück, und ein kurz danach gefeierter Buß- und Betttag hatte die gesegnetsten Folgen. Eine Mädchenschule ward von 60 Schülerinnen besucht; ein bequemes Wohnhaus für die Missionare hatten die Eingeborenen auf ihre Kosten errichtet und fingen an, sich rechts und links von demselben Wohnungen zu bauen. Im Distrikt Atahuru arbeitete Missionar Darling auf Burders Point unter 724 Getauften, darunter 392 Erwachsene und 332 Kinder. Die Sonntags- und Wochengottesdienste wurden fleißig besucht, und der Einfluß des Evangeliums war im Leben und Wandel sichtbar. Die Fortschritte in der Erkenntnis waren sehr erfreulich, und vier Eingeborene bereiteten sich für den Missionsdienst auf andern heidnischen Inseln vor. Erwachsene und Kinder besuchten fleißig die Schulen, für welche bereits eine bedeutende Zahl von Stationsgehilfen herangebildet war. Hier war die Druckerpresse aufgestellt, welche für die Missionen auf der Inselgruppe eine schnell zunehmende christliche Literatur lieferte. Die Zivilisation schritt mächtig vorwärts, und es wurden nicht nur ganze Straßen mit neuen Wohnungen angelegt, sondern diese auch mit nützlichem Hausgerät, das die Insulaner geschickt zu verfertigen anfangen, versehen. Im Distrikt Papara waren die beiden Missionare Davies und Johns auf der Station Haweis Town thätig, wo die Gemeinde der Getauften aus 485 Erwachsenen und 438 Kindern bestand; Taufkandidaten waren 113. Die Versammlungen wurden von 1000 bis 1500 Zuhörern, oft aus weiter Ferne, besucht, eine große Kirche ward erbaut. Davies durchwanderte von hier aus mit dem Evangelium den großen Distrikt Taiarabu (auf der Halbinsel Klein-Tahiti), Jones hatte die Abschrift seines 5—6000 Wörter in sich fassenden tahitischen Wörterbuchs beendet und hoffte bald in dieser Sprache predigen zu können. Schon in einem früheren Berichte war auch die Station Hibia auf der Ostseite erwähnt.

Auch auf den übrigen Inseln war die Mission fortgeschritten. Überall gab es christliche Gemeinden, aus denen bereits Diakonen gewählt worden waren. Für den Schulunterricht ward eifrigst Sorge getragen und in Gimeo eine höhere Lehranstalt unter dem Namen Südpazifikakademie gegründet, die nicht bloß zur Bildung inländischer Lehrer, sondern auch für den Unterricht der Missionarskinder und

Haupt-
hilfsgel-
Jahres-
festen v
Au
(wahrsc
bemüht
mentlich
folg. —
Gemeind
das Eva
lebendige
licher Me
freundlic
der Kran
schritt re
nieblicher
Buchdruck
Tapuam
bestand d
in 30.
entfernten
gebaut, h
Jahr der
die neue
genommen
Nata tea
400 Getau
auf der S
unterstützt
sation glei
die beiden
dabei treff
matoa schl
zufrieden,
und ihrer
wie Bamb
aufblühete,
Eifer solle
zwar ein g
hinter sich

1) Ich f
ste auf die 2
2) of. B
3) of. C
4) of. C
5) of. B
II, p. 265. 2

Hauptlingsöhne dienen sollte¹⁾. Auf allen Stationen wurden Missionshilfsgesellschaften gegründet, die reichliche Beiträge lieferten und liebliche Jahresfeste feierten. So waren auch die Schulprüfungen mit Kinderfesten verbunden.

Aufimeo finden wir 1824 eine Station Robys Place erwähnt (wahrscheinlich identisch mit Papetoai), wo auch ein paar Handwerker bemüht waren, den Eingebornen europäische Industrie (Weberei namentlich) beizubringen — doch wie es scheint ohne nachhaltigen Erfolg. — Auf Suahine²⁾, wo Missionar Barff zu Fare Harbour eine Gemeinde von 1200 Seelen mit 200 Abendmahlsgenossen bediente, hatte das Evangelium ein wunderbares neues Leben angeregt, und mit der lebendigen Erkenntnis Christi war zugleich ein Sinn allgemeiner herzlicher Menschen- und Bruderliebe aufgewacht, sodaß z. B. eine „menschenfreundliche Gesellschaft“ unter den Insulanern errichtet wurde, die sich der Kranken und Nothleidenden thätig annahm. Auch die Zivilisation schritt reißend fort, viel Land war urbar gemacht, und ganze Reihen niedlicher Wohnhäuser wurden von den Eingebornen aufgerichtet. Eine Buchdruckerpresse war auch hier thätig. — Auf Maiaoiti³⁾ oder Tapuamannu, deren Fürst Mahine gewöhnlich auf Suahine residierte, bestand die Zahl der Getauften in 84 Seelen, der Taufkandidaten in 30. Missionar Barff bediente sie von dem etwa 20 Stunden entfernten Suahine aus, und die Leute hatten ihm eine hübsche Wohnung gebaut, bildeten auch eine Missionshilfsgesellschaft, die gleich im ersten Jahr der Muttergesellschaft 300 Gallonen Kokoöl zusandte, und die neue Gesetzgebung, welche die Suahiner mit Freuden angenommen hatten, sollte auch auf Maiaoiti eingeführt werden. — Auf Maitea⁴⁾ wo Williams und Threlkeld unter einer Gemeinde von 400 Getauften mit 150 Abendmahlsgenossen und etwa 400 Schulkindern auf der Station Waoara, von dem eblen Fürsten Tamatoa⁵⁾ kräftig unterstützt, in reichem Segen arbeiteten, war Christentum und Zivilisation gleichmäßig aufs erfreulichste gewachsen; ein Liebesmahl, dem die beiden Deputirten der Londoner Missionsgesellschaft bewohnten und dabei treffliche Ansprachen von eingebornen Christen hörten, gab Tamatoa schließlich Anlaß zu der Bemerkung: „Er sei mit allen wohl zufrieden, mit den Obersten und mit dem Volke, wegen ihres Eifers und ihrer Thätigkeit; aber ihr christliches Bekenntnis solle nicht sein wie Bambus, das, wenn es angezündet werde, in wilden Flammen auflodere, aber keine Kohlen zum künftigen Gebrauch zurücklasse; ihr Eifer solle nicht, wenn er einen Augenblick entzündet sei, eine Zeit lang zwar ein großes Licht verbreiten, aber dann aussterben und nichts hinter sich zurücklassen.“ Bereits im Jahre 1823 machte Williams

¹⁾ Ich finde nichts über das Gelingen dieser Kombination. Schwerlich konnte sie auf die Dauer erfolgreich sein.

²⁾ cf. Basl. Missionsmagazin 1827, II, p. 214 ff.

³⁾ cf. Ebendas. p. 1819 ff.

⁴⁾ cf. Ebendas. p. 221 ff.

⁵⁾ cf. Besser, J. Williams, p. 76 f. 149 f. Basler Missionsmagazin 1832, II, p. 265. 267.

auch mit Bourne auf Tahaa eine Besuchsreise nach den etwa 500 englische Meilen südwestlich von Tahiti liegenden Herveyinseln, und wir werden später sehen, wie Raiatea durch ihn eine Mutter blühender Tochtergemeinden auf andern Inselgruppen geworden ist. — Auf Tahaa¹⁾ mit einer Bevölkerung von 700 Seelen hatte Missionar Bourne auf der Station Baitoara²⁾ 256 Erwachsene und 266 Kinder getauft, 84 Taufkandidaten und 210 Schulkinder, und Christentum und Zivilisation machten auch hier schnelle Fortschritte. Der neugebildete Missionshilfsverein sandte schon 1823 der Muttergesellschaft in London 2000 Gallonen Kokosöl zu, und fromme Insulaner gingen auch von hier bereits als Boten Christi zu den Heiden aus. Auch Bourne arbeitete mit einer Druckerpresse. — Borabora³⁾ war 1820 von Raiatea aus mit Missionar Orsmond besetzt worden. Er hatte auf seiner lieblichen Station Beulah, von 6 wadern Nationalgehilfen unterstützt, 543 Erwachsene und 440 Kinder als Getaufte, sowie 36 Abendmahlsgegnossen. Kirchen und Schulen wurden fleißig besucht, der Wandel der Getauften machte im ganzen ihrem Bekenntnis Ehre, wohlthätige Landesgesetze waren mit allgemeiner Zustimmung des Volkes eingeführt, ein schönes Dorf mit wohlgebauten Häusern erstreckte sich in einer regelmäßigen Straße beinahe 1 Stunde lang am Meeresufer, und das fruchtbare Land ward nach allen Richtungen hin angebaut. Auch von hier aber waren bereits Eingeborene als Missionare ausgegangen. — Auf Maupiti⁴⁾ oder Maurua endlich, wo seit 1822 zwei fromme Diakonen von Borabora das Evangelium verkündigten, war bereits fast die ganze, 400 Seelen etwa betragende Bevölkerung, mit ihrem Fürsten Taero getauft, und während des Besuchs der beiden Londoner Deputirten ward auch zum ersten Mal das heilige Abendmahl gefeiert, an welchem der König mit sechs anderen teilnahm. Unter seinem Vorsitz ward auch hier eine Missionshilfsgesellschaft errichtet, und jedes Kind mit einem jährlichen Beitrag in das Verzeichnis derselben eingetragen, so daß schon im ersten Jahr ihr Beitrag nicht weniger als 1000 Gallonen Kokosöl betrug. Eine Zuckermühle und ein Ankerplatz ward auf der Insel eingerichtet, und die Zuckersiederei mit vielem Eifer betrieben.

Nach dieser flüchtigen Rundschau über den ganzen Gesellschaftsarchipel im Jahre 1824 kehren wir zunächst nach Tahiti zurück. Hier ward in demselben Jahre eine Revision der Gesetze von 1819, welche über das Verhältnis des Königs zum Volk und namentlich über die Abgaben nichts bestimmte, und darin die heibnische Willkür hatte fortbestehen lassen, wodurch manche Unzufriedenheit genährt und mehrere Verschwörungen hervorgerufen wurden, diesmal unter Zuziehung nicht bloß der Missionare, sondern auch der Häuptlinge, vorgenommen. Das neue, aus 40 Artikeln bestehende Gesetzbuch, welches zuerst Bestimmungen über die Abgaben an den König und die Distriktsvorsteher

¹⁾ Zur Berichtigung meines Atlases bemerke ich, daß die Station nahe dem südlichsten Punkte der Insel liegt.

²⁾ cf. Basler Missionsmagazin 1827, II, p. 231 ff.

³⁾ cf. Ebendas. p. 238 ff.

⁴⁾ cf. Ebendas. p. 246 ff.

traf, billi
Wie scho
Staates
einer gese
welches a
und zwei
Distrikte
erwachsene
trug die
sich dem
die des K
Bei dieser
eine Deba
doch sande
hinwiesen,
lebensläng
1824, legt
bestimmtes
Anker; er
hielt sich
„Neue Rei
mehr als 1
immer Leid
der achtung
welche Gott
auf diesen
selben den
Zwar
oder Verdre
Zeugnisse m

¹⁾ cf. Bas
²⁾ Die
wahre Christen
selben enthält.
deshalb die e
untersagt, die
tötet und jede
milden Freund
war einiges G
tügen Gottesdi
Wahn an die
heit großen Ein
Berachtung alle
schaft, dagegen
jemals den heil
und andere har
bibliothek an, 2
³⁾ cf. W.
— W. Ellis, V
tations of O. v

traf, bildete fortan die Grundlage der gesetzlichen Ordnung in Tahiti. Wie schon durch die Festsetzung der Abgaben das Wesen des alten Staates sich veränderte, so geschah dies noch mehr durch die Einführung einer gesetzgebenden Versammlung unter dem Namen eines Parlamentes, welches aus allen Verwandten des Herrschers, den Distriktsstatthaltern und zwei von den Einwohnern gewählten Abgeordneten aus jedem Distrikte zusammengesetzt war. Bei der Wahl der letzteren hatte jedes erwachsene Individuum männlichen Geschlechts eine Stimme. Damit trug die Partei der angesehenen Distriktsregenten, welche um diese Zeit sich dem Christentum und den Missionaren sehr ergeben zeigte, über die des Königs absolute Macht verfechtenden Gegner einen Sieg davon. Bei dieser Revision des Gesetzbuches entspann sich in der Versammlung eine Debatte über die Frage, ob Mord mit Todesstrafe zu belegen sei; doch fanden die Verfechter der letzteren, welche auf Englands Beispiel hinwiesen, keinen Eingang, sondern es ward als höchste Strafe die lebenslängliche Verbannung festgesetzt¹⁾. — Kurz darauf, am 27. März 1824, legte ein russisches, nach der nordwestlichen Küste von Amerika bestimmtes Schiff unter Kapitän Kotzebue in der Matavai-Bai vor Anker; er ward von den Missionaren freundschaftlich empfangen und hielt sich 10 Tage daselbst auf. Sechs Jahre später erschien seine „Neue Reise um die Welt (Weimar, 1830)“, in welcher derselbe auf mehr als 100 Seiten seines Buches „alles zusammenhäuft, was nur immer Leidenschaft und Groll dem Gemüthe eingibt, um den Charakter der achtungswürdigen Männer lächerlich und verdächtig zu machen, welche Gott als Werkzeuge gebrauchte, um seine seligmachende Erkenntnis auf diesen Inseln anzupflanzen und zu einer herrlichen Umbildung derselben den bleibenden Grund zu legen.“²⁾

Zwar beruhen diese Beschuldigungen auf gänzlicher Verkennung oder Verdrehung des Thatbestandes und sind durch andere unparteiische Zeugnisse mehr als hinlänglich aufgewogen worden³⁾. Aber zu leugnen

¹⁾ cf. Basler Missionsmagazin 1833, I, p. 50 ff.

²⁾ „Die Lehre der Missionarien“, schreibt er u. a. (p. 96), „ist nicht das wahre Christentum, wenn sie gleich die, zum Teil mißverstandenen Dogmen desselben enthält. Eine Religion, die zur Einführung der Gewalt bedarf, kann schon deshalb die echt christliche nicht sein. Eine Religion, die jede schuldlose Freude untersagt, die in fast immerwährendem Hersagen vorgeschriebener Gebete den Geist tödtet und jede Kraft lähmt, verkennt den göttlichen Stifter des Christentums, den milden Freund der Menschheit. So hat das falsche Christentum der Missionarien zwar einiges Gute, aber viel Schlimmes hervorgebracht. Es hat den unvernünftigen Gottesdienst und den heidnischen Aberglauben zerstört, aber wieder neuen Aberglauben an die Stelle gesetzt. Es hat den Lastern des Strebens und der Unkeuschheit großen Einhalt gethan, dagegen aber Heuchelei und Gleisnerei, sowie Haß und Verachtung aller Andersglaubenden eingeführt. Es hat die Menschenopfer abgeschafft, dagegen sind ihm aber unendlich viel mehr Menschen geopfert worden, als jemals den heidnischen Göttern.“ — — — Einen lauten Siegesgesang über diese und andere handgreifliche Verleumdungen stimmte damals Köhrs an. Predigerbibliothek an, Bd. X. S. 5. p. 917 ff. u. Bd. XII. S. 4. p. 739 ff.

³⁾ cf. W. Orms, Defence of the Missions in the South Sea. London 1827. — W. Ellis, Vindication of the South Sea Missions from the Misrepresentations of O. v. Kotzebue etc. London 1831. — Basler Missionsmagazin 1832,

ist nicht, daß die Umänderung in einem Teile der Neubekehrten keine gründliche war, wie dies nachfolgende Ereignisse bewiesen. Durch die immer zahlreicher erscheinenden fremden Schiffe ward in den Hafenplätzen wieder große Unsitlichkeit herrschend; das Laster der Trunksucht nahm bedenklich zu und konnte durch die gegen die Einföhrung geistiger Getränke erlassenen Gesetze, bei der fortbauenden Schmuggelei, nicht unterdrückt werden. Im Zusammenhang mit diesen erneuerten Lasterlofigkeiten, denen sich besonders ein Teil der Jugend zu ergeben anfang, scheint das Auftreten (1827) von zwei eingeborenen antinomistischen Schwärmern auf Tahiti, Teao und Hue, zu stehen, welche sich unmittelbarer Eingebungen rühmten, gewisse Schriftstellen vor den übrigen der Beachtung für würdig erklärten und die präzeptiven Teile des Neuen Testaments für außer Kraft gesetzt ausgaben. Die Missionare suchten in Verbindung mit der gesetzgebenden Gewalt diesen Übeln nach Kräften Einhalt zu thun, insbesondere boten sie gegen die Trunksucht mit gutem Erfolge Mäßigkeitsgesellschaften auf, deren erste 1833 entstand und noch vor Jahresluß 1000 Mitglieder zählte. Ein Bericht der Londoner Missionsgesellschaft¹⁾ spricht sich über den damaligen Zustand dieser Inseln dahin aus: „Daß manche der Eingeborenen immer noch unweisend und leichtsinnig, lasterhaft und träge und daher ohne Mittel sind, sich persönliche und häusliche Bequemlichkeiten des Lebens zu verschaffen, und daß andere noch die schändenden Laster ausüben, welche europäische Verworfenheit ihrer ursprünglichen Verderbtheit noch aufgepfropft hat, liegt zu Tage, und die furchtbare Ausdehnung, bis zu welcher dies Übel würde ohne den heilenden Einfluß des Christentums gebiehen sein, ist kaum zu glauben. Aber die ganze Gemeinde besteht nicht aus solchen, noch bilden diese die Mehrzahl.“ Die äußere Kultur anlangend, so hatte der Landbau zugenommen, und außer andern eingeföhrten nuzbaren Pflanzen wurde Baumwolle, Kaffee, Indigo und auch Mais gebaut. Viele Eingeborne waren bereits fähig, die auf der Insel gewachsene Baumwolle zu spinnen und zu weben, auf einigen Stationen hatte das Volk auch gelernt, Seife und Salz zu machen und Tabak und Zucker zuzubereiten. Außerdem hatte eine Anzahl Insulaner Seilerei, Drechserei, Zimmerei und Schmiedekunst gelernt und ganz gute Fortschritte darin gemacht. Die Vereitlung des Kalks und die

II, p. 296 ff. cf. I, p. 11 ff. 115 f.; 1831, II, p. 167 ff.; 1833, I, p. 55 f. II, p. 290 ff. — Besser, Der Missionar und sein Lohn, p. 26 ff. — Am schwerwiegendsten ist wohl das Zeugnis des jetzt so bekannt gewordenen Naturforschers Darwin; vergleiche Basler Missionsmagazin 1870, S. 199: „Im ganzen“, sagt er, „scheint mir der sittliche und religiöse Zustand der Tahititer höchst auerkenntnismwürdig. Es gibt viele, die sogar noch mit größerer Bitterkeit als Herr von Kogebue, sowohl die Missionare und ihre Handlungsweise, als auch ihre Erfolge angreifen. Solche Kritiker vergleichen nie den Zustand des heutigen Tahiti mit dem, was es vor 20 Jahren war, sondern sie bemessen ihn nach dem hohen Maßstab christlicher Vollkommenheit u. s. w.“ „Wenn ein Reisender dies (Abschaffung der heidnischen Greuel) vergißt, so ist es gemeiner Unbakt. Denn sollte es ihm begegnen, an einer unbekannten Küste Schiffbruch zu leiden, so wird er brünstig beten, daß doch die Lehrthätigkeit der Missionare sich dahin erstreckt haben möge.“

¹⁾ cf. Evangelical Magazine for 1832, p. 406 ff.

Errichtet
geföhrte,
Schiffe
liegen u
die vorü
nicht zah
In Hinf
lichen Tr
der Spra
Ausbauer
große Me
handenen
große Ma
ellische Te
eifrig ban
vielen und
Bibel, um
vollendet,
nach Engle
Missionsge
und ebenfo
an, wo sei
Abgang dar
stellten Dr
eingeborne
aus auch d
versorgt.
Erwachsen
nicht so pün
keit, mehr
auch aus de
Hange, sich
Lebens zu i
im Jahre 1
Grammatik,
Zeitrechnung,
Göthenpriester
Evangelium
Anstalt war
Zustände be
Weise zu v
Liebe allerdi
denn manch
ohne tiefere
genommen,
Christentum

¹⁾ cf. Cal

ehrten keine
Durch die
den Hafen-
Trunkucht
ung geistiger
gelei, nicht
erten Bügel-
eben anfang,
inomistischen
ch unmittel-
übrigen der
e des Neuen
onare suchten
nach Kräften
st mit gutem
and und noch
der Londoner
ustand dieser
ner noch un-
ohne Mittel
ebens zu ver-
üben, welche
eit noch auf-
nung, bis zu
Christentums
meinde besteht
äußere Kultur
e ändern ein-
Indigo und
die auf der
auf einigen
u machen und
hl Insulaner
it und ganz
alks und die

I, p. 55 f. II,
Am schwerwie-
Naturforschers
ungen", sagt er,
auertennungs-
als Herr von
auch ihre Er-
heutigen Ta-
ihn nach dem
reisender dies
ndank. Denn
den, so wird er
erstreckt haben

Errichtung hübscherer und bequemerer Wohnungen war gleichfalls eingeführt, mit besonderer Neigung aber hatten sie angefangen, Boote und Schiffe nach europäischer Art zu bauen. Nützliche Tiere, besonders Ziegen und Rindvieh, waren eingeführt, so daß frisches Fleisch auch für die vorüberfahrenden Schiffe jetzt billig zu haben war; Pferde, obwohl nicht zahlreich, waren doch ein geschätztes Besitztum vieler Häuptlinge. In Hinsicht auf die geistige Bildung waren die derselben in der natürlichen Trägheit und Unfähigkeit des Volkes, wie in der Fremdbartigkeit der Sprache entgegenstehenden Schwierigkeiten durch die Geduld und Ausdauer der Missionare gleichfalls in hohem Grade besiegt, so daß die große Mehrzahl der Bewohner des Archipels alle in ihrer Sprache vorhandenen Bücher lesen konnte. Dieselben gewährten zwar noch keine große Mannigfaltigkeit des Inhalts, schlossen aber das ganze Neue und eiliche Teile des Alten Testaments ein, und obwohl viele, welche früher eifrig danach trachteten, sie jetzt vernachlässigten, so waren sie doch von vielen und den Besseren hochgeachtet. Die Übersetzung der ganzen Bibel, um dies hier gleich voranzunehmen, ward im Dezember 1835 vollendet, und im Februar des folgenden Jahres trat Nott eine Reise nach England an, um dort den Druck derselben, wozu die Londoner Missionsgesellschaft die Mittel gab, zu leiten. Mit 3000 ganzen Bibeln und ebensoviel Neuen Testamenten langte er 1840 wieder in Tahiti an, wo seine Bücher trotz des nicht unbedeutenden Preises reißenden Abgang fanden¹⁾. Die Arbeiten der auf mehreren Stationen aufgestellten Druckerpressen wurden unter der Aufsicht der Missionare von eingebornen Buchdruckern tüchtig und fertig betrieben und von hier aus auch die ferneren Inseln, auf denen eingeborne Lehrer arbeiteten, versorgt. Schulen wurden fortgehend unterhalten und regelmäßig von Erwachsenen und Kindern besucht, obschon, besonders von den letzteren, nicht so pünktlich wie zuerst, was allerdings teils aus der Notwendigkeit, mehr Zeit auf den Anbau des Landes zu verwenden, teils aber auch aus der angeborenen Trägheit und dem bei vielen sich offenbarenden Lasse, sich wieder den Gewohnheiten des ungebundenen, zerstreuten Lebens zu überlassen, hervorging. Die Südpazifikakademie auf Oimeo hatte im Jahre 1830 23 Böglinge; Unterrichtsgegenstände waren Religion, Grammatik, Geschichte, Mathematik, die Anfangsgründe der Sternkunde, Zeitrechnung, Naturgeschichte, Erdkunde und Zeichnen, und der ehemalige Gögenprieester Pati war der erste, der von hier aus als Prediger des Evangeliums nach einer entfernten Insel gesandt wurde. Eine ähnliche Anstalt ward später (1839) auch auf Tahiti angelegt. Die religiösen Zustände betreffend, welche die Feinde der Mission auf alle mögliche Weise zu untergraben suchten, so war der erste Eifer und die erste Liebe allerdings vielfach erkaltet, was von vornherein zu besorgen war; denn manche hatten in der allgemeinen Aufregung zu voreilig und ohne tiefere Überlegung, andere die Religion gar nur als Mode angenommen, welche sie bald wieder abwarfen, während bei jenen das Christentum nur als eine leere Form sich erwies. Dennoch blieb als

¹⁾ cf. Calw, Missionsblatt 1847, p. 17.

Kern eine große Zahl derer, die aus fester Überzeugung und nach gewonnenen Grundsätzen handelten, und die, weil das Evangelium ihnen eine Kraft Gottes geworden, allen Versuchungen und Schmähungen zum Trotz fest auf dem Pfade des Glaubens blieben und ihr Bekenntnis unerschütterlich und unbefleckt bewahrten, auch den hie und da sich erhebenden Irrlehren gegenüber. Bildeten sie auch nur die Minderzahl der ganzen Bevölkerung, so waren doch diejenigen, welche das Christentum bekannten und die meisten Pflichten desselben wenigstens äußerlich beobachteten, eine große Mehrzahl über diejenigen, welche allen Vorschriften desselben durch ihr Leben Hohn boten. Die Einführung des Brautweins, welche später auf Tahiti selbst eine Empörung gegen die Königin zur Folge hatte, und die nach Tamatoas Tode (1831) auf Raiatea gemachten Versuche der Heidenpartei, wieder zur Herrschaft zu gelangen, führten durch die alle inneren Kriege begleitende Aufregung und Unordnung vielfach Schule und Gottesdienst, doch blieben die Kirchenmitglieder standhaft, die Ruhe ward wieder hergestellt, selbst viele Ausgeschiedene kehrten zur Gemeinschaft zurück, und von Zeit zu Zeit suchte eine Anzahl anderer um Aufnahme in die Kirche nach. Die Kirchenmitglieder selbst waren im ganzen einsichtsvolle, gewerbsinnige, musterhafte und aufrichtige Leute, deren Liebe zum Herrn auch im Eifer für die Ausbreitung seines Reiches sich fortgehend bethätigte.

Beispielsweise wollen wir nur auf jenen Erstling der Tahitischen Mission (Tuahine¹⁾) hinweisen, den treuen Gehilfen des Missionar Williams auf Raiatea, dessen Tüden der letztere bei seinen Reisen die Station getrost überlassen konnte, wie er ihm denn selbst das Zeugnis gab: „Er war vom Volke hoch geachtet; viele Jahre lang blieb er in schönem Gange, treu und redlich, fromm und eifrig in seinem Amte,“ bis zu seinem am 13. November 1827 nach kurzer Krankheit erfolgten Tode. Ferner auf jenen alten Kanti Maopae oder Bara²⁾, den das Evangelium zu einem Lamme gemacht und der, als Missionar Osmond einige Tage vor seinem Tode ihn fragte, ob ihm vor dem Sterben bange sei, freudig erwiderte: „Nein, o nein! Der Kahn geht in die See, die Segel sind ausgespannt — er wartet auf den Wind. Ich habe einen guten Steuermann, der mich lenkt, und einen Hafen, der mich aufnimmt. Mein auswendiger Mensch und mein inwardiger Mensch gehen einen verschiedenen Gang. Laß den einen verweisen, bis die Posanne blasen wird; aber du, meine Seele, schwinde deine Flügel und eile auf zum Throne Jesu!“ Ähnlich hatte schon 1825 Maohine³⁾ auf Ouahine in der Nähe des Todes gesprochen: „Christus ist mein Ruheplaz, die Furcht des Todes ist weg, ich habe Abschied von allem auf Erden genommen, ich bete und warte, bis der Herr mich holt.“ Sehr verbreitet war seiner Zeit auch die Geschichte des alten blinden Kriegers We⁴⁾ auf Raiatea, dem in seiner letzten Krankheit seine Sünden ein Berg geworden, der vor einem darauf fallenden Tröpflein des theuern Blutes Christi zergehen mußte. Der edle Tamatoa aber, der am 5. Juli 1831 starb, nachdem er seit seiner Bekehrung die Lehre seines Heilandes geziert in allen Ständen als ein treuer, demüthiger Knecht Gottes und als ein weiser und väterlicher Fürst seines Volkes, ermahnte in seinen letzten Tagen seinen Sohn⁵⁾ und Nachfolger, seine Tochter und die um sein Lager

¹⁾ cf. Hoffmann, Missionsstunden II, p. 96 ff. Besser, J. Williams, p. 113. *Wahler* Missionsmagazin 1838, I, p. 77 f.

²⁾ cf. Besser, J. Williams, p. 145. Der Missionar und sein Lohn, p. 4.

³⁾ cf. Besser, der Missionar und sein Lohn, p. 2 ff. Hoffmann, a. a. O., p. 135 ff.

⁴⁾ cf. Ebendaselbst p. 104 ff. ff. Besser, J. Williams, p. 146 ff.

⁵⁾ cf. Ebendaselbst p. 157 ff.

versamm
werde vo
Mein te
Werte!
vermögt

Die
Bahine,
Hauptlin
Jahre g
sammun
eine zwel
bildete se
besetzung
während
Doch ver
Missionar
Königin
auch meh
im Raum
jeder dem
Zwange
Ein um d

britation
gierende
mehrere
amerikanis
französisch
katastroph
daten herb
tieffte ersch

Nom
protestantis

¹⁾ Das
f. Ungevitte
Missionar un
1844, p. 7 f.
p. 30 f.
freund 1846,
punkt Michell

²⁾ Gegen
protestantisches
die von jener
p. 18 f. einfach
einer andern
und daß ihr
allen Völkern
darum die Ki
auszuschließen
Völker noch se

versammelten Häuptlinge: „Sagt acht darauf, daß das Evangelium nicht vertrieben werde von diesen Inseln!“ Nach Williams' Tode erließ er seine Arme aus und rief: „Mein theurer Freund, wie lange haben wir zusammen gearbeitet an diesem guten Werke! Nichts hat jemals uns geschieden; jetzt thut der Tod, was sonst nichts vermocht hat; aber — wer will uns scheiden von der Liebe Gottes?“ —

Die Königin Aemata, oder wie sie später sich nannte, Pomare Bahine, welche am 17. Dezember 1821, fast noch Kind, mit dem jungen Häuptling von Tahaa verheiratet, später aber, nachdem sie mehrere Jahre getrennt von ihm gelebt, mit Zustimmung der Nationalversammlung, obgleich wider den Wunsch eines Theils ihrer Unterthanen, eine zweite Ehe mit dem Häuptling von Quahine eingegangen war, bildete selbst eine Zeit lang den Mittelpunkt der bald nach ihrer Thronbesteigung (1827) entstehenden, gegen das Christentum feindseligen Partei, während die Distrikthäuptlinge sich den Missionaren geneigt erwiesen. Doch versöhnte sie sich später mit ihren bisherigen Gegnern und den Missionaren. Die Parteien blieben indessen; doch wurden die der Königin und den Missionaren feindlich Gesinnten, zu denen sich jetzt auch mehrere einflußreiche Häuptlinge gesellten, noch eine Zeit lang im Zaume gehalten. Im August 1834 ward ein Gesetz gegeben, daß jeder dem Gottesdienst am Sonntage beiwohnen müsse, an welchem Zwange jedoch die Missionare keinen Teil gehabt zu haben scheinen. Ein um dieselbe Zeit erlassenes Gesetz verbot die Einführung, die Fabrikation und den Verkauf von gebrannten Wassern. Allein die reagierende Partei regte sich immer mächtiger, und die feindliche Gesinnung mehrerer Großen, genährt und unterstützt durch die Umtriebe des nordamerikanischen und des französischen Konsuls, und ausgebeutet von der französischen Politik und katholischen Bestrebungen, führte zuletzt die Katastrophe des Einbruchs römischer Priester und französischer Soldaten herbei, welche den politischen wie kirchlichen Zustand Tahitis aufs tiefste erschütterte!).

Rom hatte schon längst die Südseeinseln mit ihren aufblühenden protestantischen Missionen ins Auge gefaßt²⁾. Bereits 1826 versuchten

¹⁾ Das Nähere über die im folgenden nur in der Kürze dargestellten Vorgänge s. Ungerwitter, der Weltteil Australien, Erlangen 1853, p. 334 ff. — Besser, der Missionar und sein Lohn, p. 115 ff. — Calw. Missionsblatt 1843, p. 44 f. 56. 68; 1844, p. 7 f. 66 f.; 1845, p. 16. 69 f.; 1846, p. 13 f.; 1847, p. 33. 101 f.; 1850, p. 30 f. — Göttinger, Wien 1847, p. 13. 47. 62; 1852, p. 76. — Missionsfreund 1846, p. 51; 1847, p. 28. 56. 78; 1850, p. 104. — Von katolischem Standpunkt Michéls, a. a. O., p. 341 ff.

²⁾ Gegen den Vorwurf, daß die römische Kirche auf einem Gebiete, wo bereits protestantische Missionare mit Erfolg gearbeitet, Eroberungen zu machen oder gar die von jenen ausgesäten Früchte für sich einzuernten strebe, soll nach Michéls p. 18 f. einfach zu erwidern sein, daß die (römische) Kirche gar keine Berechtigung irgend einer andern Religionspartei oder Kirchengesellschaft als solche neben sich anerkenne, und daß ihr als der allgemeinen Kirche vom Vaterländer der Auftrag geworden sei, allen Völkern ohne Ausnahme das Evangelium zu predigen. Keine Rücksicht konnte darum die Kirche bewegen, die Südseeinseln von ihrer allgemeinen Missionsthätigkeit auszuschließen. Die Kirche hätte immerhin, da die Zahl der noch nicht bekehrten Völker noch sehr groß ist, auf andere Punkte der Erde eine größere Thätigkeit richten,



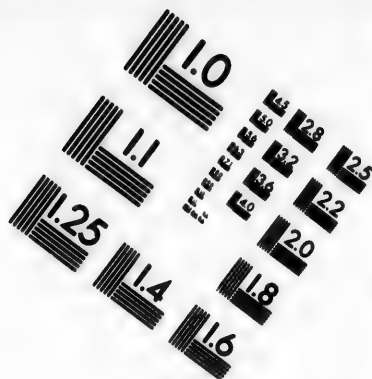
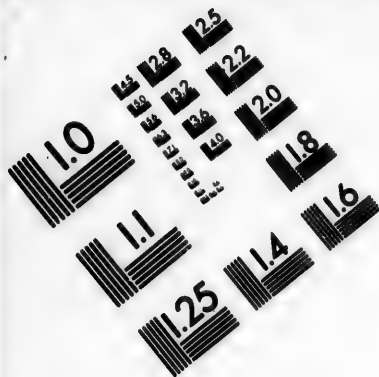
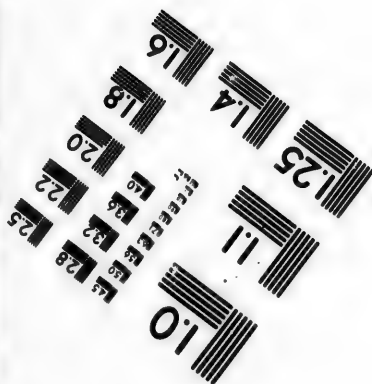
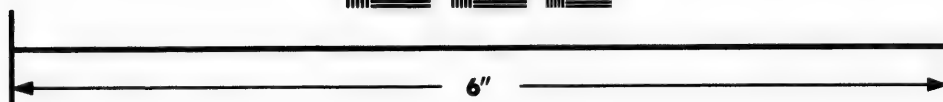
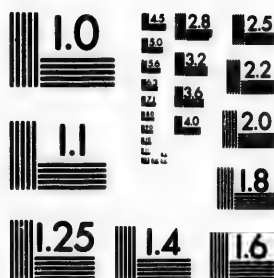


IMAGE EVALUATION TEST TARGET (MT-3)



Photographic
Sciences
Corporation

23 WEST MAIN STREET
WEBSTER, N.Y. 14580
(716) 872-4503



einige römische Priester in Sawati sich niederzulassen. Im Jahre 1833 aber ward eine jesuitische Bruderschaft, welche von einem ihr gehörigen Hause in der Straße Picpus zu Paris die Picpusgesellschaft genannt wird, und aus der mit drei ähnlichen Verbrüderungen der große Verein der Glaubensverbreitung zu Lyon entstand, von Papst Gregor XVI. beauftragt, „alle Inseln des Stillen Meeres zu belehren“. Schon im Mai 1834 langten zwei Picpuspriester, Caret und Laval, begleitet von einem apostolischen Präfecten und einem Katechisten, Columban Murphy, zu Valparaiso an, gründeten hier ein Missionsseminar, und begaben sich darauf, den Blick auf Tahiti als Hauptaugenmerk aller römischen Machinationen gerichtet, zunächst nach den Gambierinseln, wo sie den Einwohnern der kleinen Insel Akena, unter denen eben ein evangelischer Eingeborner von der südlichsten Australinsel Rapa das Wort Gottes zu verkündigen angefangen hatte, die Anzeige machten, daß sie gekommen seien, ihnen die rechte Religion zu bringen und sie von dem eisernen Joche ihrer bisherigen Lehrer zu befreien, die mit Unrecht ihren unschuldigen Feinden in den Weg getreten wären. Alte und Junge wurden nun von ihnen unterwiesen, das Kreuz zu schlagen und einige lateinische Gebete an die Maria herzusagen. Die Kinder wußten sie, indem sie unter anderem Vorwand ihnen Wasser nahe brachten, mit so großer List zu taufen, daß die Eltern nichts davon merkten, in welcher Schlaubeit sie nur von dem später auf Tahiti angesehellen Jesuiten Bataillon übertroffen wurden, welcher selbst erzählt, daß er sich zwei ganz gleiche Gläschen halte, das eine mit wohlriechendem Wasser, das andere mit Taufwasser. Er giesse vom ersten Gläschen den Kindern, zu welchen er (als Arzt) gerufen werde, ein paar Tropfen auf die Stirn und heiße die Mütter dieselben einreiben. Dann vertausche er heimlich die Gläschen und giesse dem Kinde Taufwasser auf die Stirn, wodurch es wiedergeboren werde, ohne daß irgend jemand es merke. Als nun gar der Bischof Stephan Rochouse, zum apostolischen Vikar für die östlichen Südseeinseln ernannt, im Mai 1835 nach den Gambierinseln kam, dessen Stab und Mühe großes Staunen erregte, wollte alles sich belehren, und am ersten allgemeinen Tauf- und Firmelungstage unterstützte der ehemalige Oberpriester von Akena den christlichen Bischof, welcher diese Insel „die Thür zu ganz Polynesien“ nannte und von hier aus das Werk weiter trieb, wozu er gesendet war. Sehr bald war der Katechist Columban, als Zimmermann verkleidet, über Tahiti, wo er zwei Monate verweilte, nach den Sandwichinseln geschickt. Im November 1836 aber landeten Caret und Laval auf der kleineren und wenig besuchten tahitischen Halbinsel Taiarabu und erklärten den dortigen Christen, daß ihre Missionare, welche Weiber hätten, Betrüger, sie aber ihre wahren Lehrer seien, während sie an den Bischof

und den Protestanten einstweilen ein Gebiet überlassen können, welches doch über kurz oder lang ihrem Einflusse sich öffnen mußte. Aber es waren wichtige Gründe vorhanden, welche die Kirche in neuester Zeit bewogen, eine ganz vorzügliche Aufmerksamkeit auf Ozeanien zu richten, und mit einer Art Vorliebe dahin einen Theil ihrer besten Kräfte zu verwenden. . . .“ cf. dagegen Ungewitter, a. a. O., p. 334.

Rochouse
Sie fand
amerikani
tron des
nehmten
geschäfts
Königin
feind war,
sagte: „T
selben Co
aufnahm.
von der
machte, so
und erklär
Kenntnis d
hout behau
protestirte
Königin u
gab und z
worin sie
und ihre M
Missionaren
die Priester
nigen Verk
schen Lehrer
Petrus nach
ja sie verr
botenen Klei
blieb, als b
ihrer Person
(11. Dezemb
Priester noch
nun eilte je
kränkten Ch
wirken, und
angestachelt;
jesuitischen

Am 27.
der Fregatte
Marlesasins
großen Rati
Beschimpfun
liche Abbitte

¹⁾ Und do
schrieben, daß e

²⁾ Über d
1843, p. 96 ff.

Suchardt, Missi

Rochouse schrieb: „Die Eingebornen sind in den Händen des Teufels.“ Sie fanden in dem Belgier Moerenhout, der die Stelle eines nordamerikanischen Konsuls auf Tahiti vertrat, in Wahrheit aber als Patron des Branntweins und der Liederlichkeit, wozu er einen der vornehmsten Häuptlinge, Tati, den er zum Kompagnon seines Zuckerröbereigeschäfts machte, an sich zu ziehen gewußt hatte, sich erwies und der Königin und den Missionaren als Gegnern des Branntweins bitter feind war, einem Manne, der seine Religion in den Worten zusammenfaßte: „Taaroa und Jehova sind nur Namen; wir dienen alle demselben Gott“, einen eifrigen Beschützer, der sie gastlich in seinem Hause aufnahm. Da ein schon bestehendes Gesetz den Aufenthalt jedes Fremden von der Genehmigung der Königin und der Häuptlinge abhängig machte, so wies die erstere die heimlich eingebrungenen Priester zurück und erklärte ihre Anwesenheit für überflüssig, da bereits Lehrer und Kenntnis des Wortes Gottes in ihrem Lande vorhanden wären. Moerenhout behauptete, von dem erwähnten Gesetze nichts zu wissen¹⁾, und protestirte als Konsul gegen die Ausweisung der Priester, denen die Königin unterm 29. November nochmals schriftlich ihren Willen kundgab und zugleich einen an den Bischof gerichteten Brief übersandte, worin sie diesen bat, niemand wieder nach Tahiti zu schicken, da sie und ihre Unterthanen kein anderes Evangelium, als das von ihren Missionaren verkündete, annehmen wollten. Trotzdem weigerten sich die Priester, die Rückreise anzutreten, und fuhren fort, sich für die alleinigen Verkündiger der Wahrheit auszugeben, wobei sie die protestantischen Lehrer mit Simon dem Magier verglichen, der gleichfalls vor Petrus nach Rom gekommen sei, um dort seine Irrthümer zu verkündigen, ja sie verrammelten sich selbst in einem von Moerenhout ihnen angebotenen kleinen Hause, worauf der Obrigkeit von Tahiti nichts übrig blieb, als die Widerspenstigen — übrigens ohne die geringste Verletzung ihrer Person oder Habe — mit Gewalt auf ein Schiff zu bringen (11. Dezember 1836). Ende 1837 versuchten Caret und ein anderer Priester nochmals auf Tahiti zu landen, wurden aber abgewiesen, und nun eilte jener über Valparaiso nach Paris und Rom, um der gekränkten Ehre seiner Kirche und seiner Nation Genugthuung auszuwirken, und die Eitelkeit der „großen Nation“ ward nicht vergebens angestachelt; Ludwig Philipp stellte seine Regierung in den Dienst der jesuitischen Propaganda²⁾.

Am 27. August 1838 erschien der Kapitän Dupetit Thouars mit der Fregatte „Venus“, welche unterwegs zwei Vicuspriester auf den Marquesasinseln abgesetzt hatte, Genugthuung fordernd für die der großen Nation in den Priestern Laval und Caret 1836 widerfahrne Beschimpfung, vor Papeiti, und erzwang von der Königin eine schriftliche Abbitte an den König der Franzosen nebst einer Entschädigungs-

¹⁾ Und doch hatte Columban selbst dem Bischof Rochouse von Tahiti aus geschrieben, daß ein solches bestehe.

²⁾ Über die nun folgenden Ereignisse vergleiche auch Berliner Missionsberichte 1843, p. 96 ff. 137 ff. 167 ff.; 1844, p. 97 f.

summe von 2000 Dollars, die sie nur mit Hilfe einer Anleihe von englischen Kaufleuten aufbringen konnte. Gleichzeitig ward Moerenhout, der von der Regierung der Vereinigten Staaten inzwischen seines Dienstes entlassen war, der Königin als französischer Konsul vorgestellt. Vor seiner Abreise endlich erpreßte der Kapitän von der Königin noch die Unterzeichnung eines Vertrages, in welchem festgesetzt war, daß alle Franzosen, welches auch ihr Gewerbe sei, auf allen tahitischen Inseln frei sollten kommen und gehen können, wodurch zugleich dem Gewerbe der Jesuiten und des Branntweinhändlers Moerenhout die Thür geöffnet ward. Noch im November desselben Jahres schrieb die Königin an Lord Palmerston, ob die päpstlichen Missionare mit Genehmigung der britischen Regierung nach Tahiti gekommen, und beauftragte den englischen Konsul, früher (bis 1837) Missionar, Britchard, bei jenem Minister sich zu erkundigen, wo sie zur Aufnahme von Fremden gezwungen werden könne. Hierauf, sowie auf einen Brief der Königin und der Häuptlinge an die Königin Viktoria, worin sie, die Rot Tahitis darlegend, um den Schutz der britischen Flagge baten, antwortete Lord Palmerston ausweichend, und versprach nur, „daß die Königin mit Vergnügen ihre guten Dienste leisten würde bei vorkommenden Streitigkeiten zwischen der Königin von Tahiti und einer anderen Macht.“ Somit erwies die Hoffnung der Tahitier auf den mächtigen Schutz, welchen Georg IV. dem König Pomare versprochen hatte, da sie zum ersten Mal desselben bedurften, sich als sehr trügerisch und ungewiß. Anfangs 1839 aber erschien Kapitän La Place mit der Fregatte „Artemise“ und verweilte drei Monate, um sein Schiff ausbessern zu lassen, während welcher Zeit er die freundlichste Aufnahme und bereitwilligste Unterstützung fand. Zum Dank suchte er vor seiner Abreise geflissentlich eine Ursache zu Feindseligkeiten auf. Mit Hinweisung auf ein im vorigen Jahre¹⁾ von der Versammlung der Häuptlinge erlassenes Gesetz, nach welchem die Einführung von neuen Kirchensformen auf der Insel verboten sein sollte, ein Gesetz, von welchem die Missionare sowohl als der Konsul Britchard abgeraten, durch deren Vermittlung es auch bei dem kurz nachher erfolgenden Besuche des Bischofs Pompallier und mehrerer Priester von Neuzeeland als gar nicht vorhanden angesehen wurde, verlangte La Place jetzt unbeschränkte Freiheit für die römische Religionsübung und selbst ein Stück Landes zur Errichtung einer katholischen Kirche, obgleich damals gar keine Franzosen auf Tahiti sich befanden, die einer solchen bedurft hätten. Die Königin mußte sich notgedrungen auch in diese Forderung fügen, und nach Szenen scheußlicher Zügellosigkeit, in welcher er seine Matrosen sich ergoß und die Eingebornen verführen ließ, reiste er wieder ab.

Alle Mittel der Jesuiten aber, die belehrten Tahitier auf ihre Weise zu bekehren, schlugen fehl, da die Missionare ihnen die Bibel nicht bloß in die Hände, sondern auch in die Herzen gelegt hatten. Deshalb fannen die Römlinge auf eine neue List. Der edle Konsul

¹⁾ Auf Anraten Dupetit Thouars, der dadurch die Unterzeichnung des erwähnten Vertrags desto gewisser zu erlangen meinte!

Moerenhout
Unterzeich
Herrschaft
Häuptlinge
noch hinz
dem ihnen
die ihnen
dies gleich
des nach
schriften z
mit dringe
den Präsid
Louis Phil
nun mit C
und rief d
der Seefl
hatte eben
am 1. Sep
auf Cimeo
digung von
zosen auf d
Summe nic
der Eröffnu
hout schon
Schiffe des
Schreiben u
vornehmste
über die ta
Drohungen
zösischen Ze
Franzosen
Nation, „ei
Der Admira
seines Schiff
Einflüsse der
sahen jetzt d
je zuvor, un
eröffneten,
Romanismus
meinde, aber
regierenden
nach abgedr
mächte gesch
Protectorates
irre machen.
15. Januar
Tahiti und
bruar, bei n

Moerenhout mußte vier Häuptlinge durch allerlei Vorspiegelungen zur Unterzeichnung eines Briefes verleiten, in welchem den Franzosen die Herrschaft über Tahiti angetragen ward. Ein solcher Antrag einiger Häuptlinge konnte schon an sich nicht von Gewicht sein; es kam aber noch hinzu, daß die vier Männer schmächtig hintergangen waren, indem ihnen ein ganz anderer Inhalt des Briefes angegeben war, als die ihnen zur Unterzeichnung vorgelegte Schrift enthielt. Sie zeigten dies gleich nachher dem britischen Konsul Sunnigham, Stellvertreter des nach England gereisten Britchard, an, sowie daß sie ihre Unterschriften zurückgefordert hätten. Die erschrockene Königin wandte sich mit bringenden Bitten um Beistand an die Königin von England und den Präsidenten der Vereinigten Staaten, und beklagte sich zugleich bei Louis Philipp über den Verrat seines Konsuls. Dieser aber suchte nun mit Gewalt zu erreichen, was er mit List nicht vermocht hatte, und rief den — unterdes zum Admiral erhobenen — Kommandanten der Seekstation im Stillen Meere, Dupetit Thouars, herbei. Derselbe hatte eben die Marquesasinseln in Besitz genommen und erschien nun am 1. September 1842 vor Tahiti, um von der Königin, die eben auf Eimeo war und täglich ihre Entbindung erwartete, eine Entschädigung von 10 000 Dollars zu fordern für Beschwerden, die den Franzosen auf der Insel in den Weg gelegt sein sollten. Daß Pomare diese Summe nicht zahlen konnte, wußte er recht wohl, und schon sah man der Eröffnung der Feindseligkeiten entgegen, als die vier von Moerenhout schon früher bethörten Häuptlinge, welche eine Nacht auf dem Schiffe des Admirals zubrachten, am 9. September 1842 hier ein Schreiben unterzeichneten, worin sie im Namen der Königin und der vornehmsten Häuptlinge um das Protektorat des Königs der Franzosen über die tahitischen Inseln baten. Die arme Königin ward durch Drohungen zur Anerkennung dieses Verhältnisses gezwungen, die französischen Zeitungen aber machten bekannt, die Oberherrschaft sei den Franzosen „freiwillig“ angetragen, und es widerspreche der Ehre der Nation, „einer hilflosen Fürstin den erbetenen Schutz zu versagen“. Der Admiral beschloß endlich seine glorreiche Mission damit, an Bord seines Schiffes eine Orgie der Wollust zu feiern, namentlich um dem Einflusse der evangelischen Missionare entgegenzuwirken. Diese aber besaßen jetzt das Vertrauen ihrer Gemeinden in einem höheren Grade als je zuvor, und obgleich die Priester am 26. September ihre neue Kapelle eröffneten, hatte sich bis zum 1. Dezember noch kein Tahitier zum Romanismus bekehrt, dem nur zwei Häuptlinge, zwar Glieder der Gemeinde, aber schlechte Menschen und von jeher politische Gegner der regierenden Familie, sich zuneigten. Die Königin hatte zwar sofort nach abgedrungener Unterschrift aufs neue an die europäischen Seemächte geschrieben und gegen die „Freiwilligkeit“ ihrer Annahme des Protektorates protestirt, die Franzosen aber ließen sich dadurch nicht irre machen. Darauf berief sie, nachdem ihr neugeborenes Kind am 15. Januar 1843 auf Eimeo getauft war, Häuptlinge und Völk von Tahiti und Eimeo zu einer Generalversammlung auf Tahiti am 9. Februar, bei welcher die fremden Konsuln, der eben anwesende englische

Kapitän Thompson, und auf ausdrückliches Bitten der Königin auch die Missionare zugegen waren. Die Verhandlungen wurden mit Gebet angefangen und beschlossen, den etwa 5000 Versammelten aber die Beschwerde der Königin über die ihr widerfahrene gewaltthame Behandlung vorgetragen, und sodann die einzelnen Häuptlinge über ihre Meinung befragt. Alle nach einander erklärten sich gegen Frankreich und für Großbritannien, von wo sie die Bibel und ihre Lehrer, ihre Zivilisation und ihre Gesetze empfangen hätten. Trotzdem, und obgleich der etwa 14 Tage danach zurückkehrende Britthard von England ermutigende Nachrichten brachte, auch der Befehlshaber des englischen Kriegsschiffes „*Vindictive*“, Kommodore Nicholas, den Anmaßungen der Franzosen mit Entschiedenheit zu begegnen entschlossen war, erkannte die Regierung von England das Protektorat Frankreichs über Tahiti an und begnügte sich mit der Versicherung des französischen Ministers Guizot, daß die englischen Missionare in der freien Ausübung ihrer Religionspflichten geschützt werden würden. Unterdessen beteten die evangelischen Missionsgemeinden in Europa allenthalben für ihre bedrängten Brüder in Tahiti, und die Papisten hatten bis in den September 1843 noch keinen Eingebornen durch ihre Predigt bekehrt; darum mußten denn die französischen Kanonen den verstockten Tahitiern aufs neue predigen.

Am 1. November 1843 kehrte Dupetit Thouars, mit dem Orden der Ehrenlegion geschmückt, aus Frankreich zurück und ankerte mit drei Kriegsschiffen im Hafen von Papeiti. Diesmal nahm er an der Flagge Anstoß, welche auf dem kleinen königlichen Palaste wehte, weil eine Krone darin war, was der Admiral für eine Verletzung des Vertrags erklärte und die Einziehung der Flagge verlangte. Auf Pomares' entschiedene Weigerung ließ er dieselbe durch seine Soldaten herunterreißen, erklärte die Königin für abgesetzt und Tahiti für eine französische Kolonie (4. Nov.); der Palast der Königin ward zu einem Wachthause eingerichtet. Die gemüthhandelte Fürstin begab sich an Bord eines kleinen englischen Kriegsschiffes, appellirte an den König der Franzosen und bat die Königin von England von neuem dringend um ihren Schutz. Das durch den Übermut der Franzosen gereizte Volk aber drohte mit einem Aufruhr, wogegen jene sich durch Errichtung von Batterien zu schützen suchten. Als eine französische Schilbwache von einigen Insulanern entwaffnet worden war, vergriffen sich die Franzosen an dem britischen Konsul Ge. Britthard und schleppten ihn, weil er der Königin mit seinem Räte beigestanden¹⁾, ins Gefängnis, worauf er nach sechstägiger schimpflicher Haft des Landes verwiesen ward²⁾. Sofort nach seiner Abreise brach der Krieg zwischen den Franzosen und den Eingebornen aus. Die französische Regierung erkannte zwar die Besitznahme von Tahiti nicht an und berief ihren Admiral zurück; ehe aber diese

¹⁾ Er hatte sie NB. gebeten, ihre Unterthanen zu ermahnen, keinem Franzosen etwas zu leide zu thun.

²⁾ Seine Regierung sandte ihn später als britischen Konsul nach der Samoa-Gruppe.

Entscheidu
Insel wa
1844 bei
mit Sch
der Tappe
nach ihre
Verwunde
auf, etwa
letzten M
Königin
waren. —
sich die P
Franzosen
Pomare,
Bord des
nach Maia
daß sie m
Die Geme
sprengt, ih
Güter ber
Laugenich
Volkes wol
Missionare,
flüchtet wa
betriibt, da
ansingen u
Gottes sie
in Lebensge
Missionar
Venus, stat
Im 2
Joseph, L
gewonnenen
Ende sei, T
meten sich
hittischen Vi
die verlassen
vorläufig an
lange vorbe
Königin Po
Brief voll
welche verge
Gewalt unter
ausersehenen
empfang die
Sekretär des

¹⁾ cf. Bef

algin auch
t mit Ge-
t aber die
e Behand-
ihre Mei-
kreich und
hre Zivili-
obfchon der
nd ermuti-
nen Kriegs-
der Fran-
kannte die
Tahiti an
Ministers
bung ihrer
beteten die
ir ihre be-
n den Sep-
elehrt; dar-
Tahitiern

dem Orden
rte mit drei
der Flagge
weil eine
s Vertrags
omares eyt-
unterreißn,
fche Kolonie
thause ein-
ines kleinen
nzen und
ren Schuß.
drohte mit
atterien zu
igen Inju-
en an dem
der Königin
nach sechs-
Sofort nach
den Einge-
Bestignahme
aber diese

im Franzosen
der Samoa-

Entscheidung in der Südsee anlangte, dauerte der Krieg fort und die Insel ward verwüstet. Eine förmliche Schlacht ward am 18. März 1844 bei Mahaina geliefert, in welcher die Tahitier, nur zur Hälfte mit Schießgewehren, zur andern Hälfte mit Speeren bewaffnet, mit der Tapferkeit der Wut und Verzweiflung kämpften, und die Franzosen nach ihrer eignen Angabe mit einem Verluste von 48 Toten und 70 Verwundeten den Sieg erkaufen. Die Insulaner verschanzten sich darauf, etwa 1500 Mann stark, bei Papenoo, um ihr Vaterland bis zum letzten Blutstropfen zu verteidigen, während alle Bemühungen der Königin und der Missionare, die Gemüther zu beruhigen, vergeblich waren. — Auch nach Eingang der französischen Entscheidung änderte sich die Lage der Dinge nicht, da den Tahitiern das Protektorat der Franzosen nicht minder verhaßt war, als deren Herrschaft. Die Königin Pomare, welche seit der Besitzergreifung, ein halbes Jahr lang, an Bord des englischen Kriegsschiffes „Basilist“ zugebracht hatte, zog sich nach Raiatea zurück und erklärte dem französischen Gouverneur Bruat, daß sie nur als souveräne Fürstin ihr Land wieder betreten werde. Die Gemeinden auf Tahiti befanden sich im traurigsten Zustande, versprengt, ihrer Schulen und Kapellen, die einzelnen ihrer Hütten und Güter beraubt. Nur einige lieberliche Dirnen und hin und wieder ein Taugenichts hielten mit den Franzosen Freundschaft; der Kern des Volkes wohnte im Lager und in den Schluchten der Berge, wo die Missionare, deren Frauen und Kinder nach Huahine und Raiatea geflüchtet waren, mit ihnen auch Gottesdienst hielten, darüber am meisten betrübt, daß ihre Gemeinden im Getümmel des Krieges zu verwilbern anfangen und es ihnen immer unmöglicher wurde, mit dem Worte Gottes sie regelmäßig zu bedienen. Dazu schwebten sie selbst täglich in Lebensgefahr, und am 30. Juni 1844 ward sogar einer von ihnen, Missionar M'Kean, während eines in seiner Nähe bei Gaapape, Point Venus, stattfindenden Gefechtes von einer Kugel getödtet.

Im August 1844 verließen deshalb vier von den Missionaren, Joseph, Howe, Jesson und Moore, in der nach reiflicher Beratung gewonnenen Überzeugung, daß alle wirksame Missionsarbeit hier zu Ende sei, Tahiti, langten im Januar 1845 zu London an und widmeten sich hier zum Teil der Besorgung einer neuen Ausgabe der tahitischen Bibel. Die Missionare Barff, Thomson und Johnstone, die verlassenen Stationen mit übernehmend, blieben mit drei anderen vorläufig auf der Insel zurück, während der alte Missionar Nott nicht lange vorher (3. Mai 1844) zu seiner Ruhe eingegangen war. Die Königin Pomare schrieb am 1. September 1844 von Raiatea aus einen Brief voll schmerzlicher Klagen an die Londoner Missionsgesellschaft, welche vergebens bei der französischen Regierung für die mit schmachlicher Gewalt unterdrückten und von der römisch-katholischen Kirche zur Beute ausersehenen Tahitier sich verwendet hatte. Mit diesem Briefe zugleich empfing die Gesellschaft ein Schreiben von dem obersten Häuptling und Sekretär des Missionshilfsvereins zu Borabora, Lapoa¹⁾, worin es

¹⁾ cf. Besser, J. Williams, p. 139. 207. Calw. Missionssbl. 1845, p. 76.

u. a. heißt: „Dies ist eine Zeit großer Heimsuchung. Ein Uebel ist entsprungen auf unsern Inseln, Blut ist vergossen, und die Quelle dieses Übels ist Frankreich; sie sind gekommen, unser Land uns aus den Händen zu winden, und wir haben kein Verlangen nach ihnen. Was wir noch heute wünschen, ist, mit Britanniern verbunden zu bleiben, mit den Missionaren, mit dem Evangelio — das ist unser Wunsch. Wir haben nicht das allerfernste Verlangen nach Frankreich, weil es eine andere Lehre bringt, die nicht stimmt mit dem Evangelio. Um dieser Lehre willen wollen wir mit den Franzosen nichts gemein haben und deshalb, weil sie unser Reich umkehren wollen in das Reich Frankreich.“ — In allen protestantischen Ländern rief das Verfahren der Franzosen in Tahiti gerechten Unwillen hervor, und insbesondere hatten die protestantischen Missionsgesellschaften Ursache zum regsten Anteil an diesen Angelegenheiten, welcher sich bei vier deutschen Missionsgesellschaften¹⁾ in einem gemeinsamen Aufruf zu ernstlicher Fürbitte und zu offenem Zeugnis wider das Verfahren der Papisten und ihrer Bundesgenossen (Berlin, 6. Juni 1844) und in einem gemeinsamen Trost- und Ermahnungsschreiben an die tahitischen Christen²⁾ kundgab. Die Direktoren der Londoner Missionsgesellschaft aber ersuchten in einer besonderen Zuschrift³⁾ vom 19. Dezember 1844 sämtliche deutsche Missionsvereine um ihre Fürbitte für Tahiti am ersten Sonntag und am 6. Januar des folgenden Jahres⁴⁾, und von London, Paris, Genf, Basel, Hamburg und Berlin gingen Adressen der verschiedenen evangelischen Missionsgesellschaften⁵⁾ daselbst an Louis Philipp ab, welche, durchaus absehend von den politischen Verhältnissen, nur die im höchsten Grade gefährdete Gewissens- und Glaubensfreiheit ihrer hart bedrängten Brüder auf Tahiti zum Gegenstand ihrer Bitte machten.

Während nun das Missionswerk auf Tahiti seiner gänzlichen Auflösung entgegengeführt zu werden schien, hatte die Insel Oimeo, obgleich politisch mit Tahiti vereinigt, von den Unruhen und Leiden des Krieges weit weniger zu empfinden, obschon auch hier manche Störungen in dem Gange der Mission eintraten, theils durch den Anschluß eines Theils der Einwohner an das tahitische Heer, theils durch Abfall der Zurückgebliebenen vom christlichen Glauben und Wandel. Zwei Stationen befanden sich auf der Insel, O'lest Town und Griffins Town⁶⁾, die letzte mit einem theologischen Institut, in welchem 1844 vier Ein-

¹⁾ cf. Calver Beleuchtungen 1845, p. 4. 15 f.

²⁾ cf. Berliner Missionsberichte 1844, p. 137 f.

³⁾ cf. Calver Missionsblatt 1845, p. 16.

⁴⁾ Es war beim Londoner Missionsfest d. J., wo der schottische Prediger Dr. Cumming die seitdem oft benutzte und auf die Mission überhaupt angewandte Geschichte von der Mutter, die den Felsen hinanklimmt, um ihr geraubtes Kind aus dem Absterben zu zurückholen, erzählte, worauf Dr. Haller von Manchester Tahiti, welches der französische Adler gepackt und davongetragen, mit dem geraubten Kinde, die Londoner Missionsgesellschaft aber mit der Mutter desselben verglich.

cf. Besser, der Missionar und sein Lohn, p. 155 f.

⁵⁾ cf. Berliner Missionsbericht 1845, p. 71 ff.

⁶⁾ Ersteres identisch mit Papetoai, letzteres mit Afareaitu, an der Ostseite der Insel.

geborene U
vier Stat
Raiatea
auf Rau
Glieder d
123, auf
gesellschaft
Einnahme
von denen
Brantwe
Eingeborn
liegenden
teils als

Die
Franzosen
französisch
Leewardins
Franzosen
aber von
schlagen un
lage entzün
die Franzo
hitter hatte
drangen fo
Missionar,
der Franzo
und Lager
wartend; d
Papenoo, r
gezogen hat
wöhnlich, d
zeigte, daß
Missionar
es nicht ab
lassen; der
keiten wurd
fort, gegen
Gebirge sich
1846, wo f
Waffen gen
Friede und
Februar 18
eine Zustuch
lehren¹⁾. D

¹⁾ Gedru
von Quahine

²⁾ cf. Ca

³⁾ cf. Ba

geborene Unterricht empfangen. Auf den übrigen Inseln befanden sich vier Stationen, zu Fare Harbour auf Huahine, Utumaoro auf Raiatea, Vaitoara auf Tahaa, Deulab auf Borabora, während auf Maupiti zwei eingeborne Lehrer thätig waren. Die Zahl der Glieder der engeren Gemeinde betrug auf Huahine 402, auf Raiatea 123, auf Tahaa 50; auf allen Inseln aber bestanden Hilfsmissionsgesellschaften, von denen z. B. die auf Raiatea im Jahre 1844 eine Einnahme von 36 Pf. Sterling hatte, Gesetzbücher waren eingeführt, von denen das Huahinische¹⁾ schon 1821 die Todesstrafe abschaffte, und Branntweinverbote erlassen, die indes nicht streng befolgt wurden. Eingeborne vom Gesellschaftsarchipel endlich wirkten auf vielen der umliegenden Inseln, wie wir später sehen werden, theils als Vorarbeiter, theils als Gehilfen der Missionare für die Ausbreitung des Evangeliums.

Die traurige Störung der Mission auf Tahiti aber durch die Franzosen dauerte immer noch fort. Im Januar 1846 griff eine französische Fregatte von 64 Kanonen auch die Tahiti benachbarten Leewardinseln (die westliche Gruppe des Gesellschaftsarchipels) an, die Franzosen landeten auf Huahine und verbrannten die Hauptstadt, wurden aber von den kräftigen Eingebornen mit großem Verluste zurückgeschlagen und mußten wieder abziehen²⁾. Die Kunde von dieser Niederlage entzündete auf Tahiti von neuem den Kampf. Im April waren die Franzosen allein auf die Hauptstadt Papeiti beschränkt; die Tahitier hatten alles Land im Besitz, schlugen die Angriffe mutig ab und brangen sogar einmal in die Stadt hinein. Der einzige Londoner Missionar, der sich noch in Papeiti aufhielt, besuchte mit Erlaubnis der Franzosen an einem Sonntage die Tahitier in ihren Stellungen und Lagern. Er fand ihre Vorhut bewaffnet und treulich des Dienstes wartend; die Schildwachen auf den Verschanzungen ebenfalls; aber zu Papeeno, wohin das Hauptheer sich zur Begehung des Sonntags zurückgezogen hatte, war alles still. Wohlgekleidet besuchten sie, wie gewöhnlich, den Gottesdienst. Gewehre waren nicht zu sehen und nichts zeigte, daß man sich unter einem kriegsführenden Volke befand. Der Missionar suchte die Häuptlinge zum Frieden zu bereben, sie wiesen es nicht ab, wenn der französische Statthalter sich wollte biinig finden lassen; der gab aber eine ausweichende Antwort, und die Feindseligkeiten wurden fortgesetzt. Die christlichen Patrioten von Tahiti fuhrten fort, gegen die Angriffe der französischen Truppen in den Festen ihrer Gebirge sich zu verteidigen. Dieser Zustand dauerte bis zum Dezember 1846, wo sie nach dem endlichen Siege der überlegeneren französischen Waffen genötigt wurden, der Gewalt des Protectorates sich zu ergeben. Friede und öffentliche Ordnung wurden darauf wieder hergestellt, im Februar 1847 durfte die Königin Pomare, welche unterdes in Raiatea eine Zufluchtsstätte gefunden hatte, in das Land ihrer Väter zurückkehren³⁾. Durch einen Vertrag zwischen der englischen und französischen

¹⁾ Gedruckt daselbst unter dem Titel: E Turo na Huahino noi (das Gesetz von Huahine hier) 1826. 36. S. 8.

²⁾ cf. Calw. Missionsblatt 1846, p. 19. 128 f. Gossner, Diene 1847, p. 13 f.

³⁾ cf. Basler Missionsmagazin 1848, I, p. 142.

Ubel ist
uelle dieses
aus den
nen. Was
u bleiben,
r Wunsch.
ell es eine
Um dieser
haben und
ich Frank-
fahren der
dere hatten
Anteil an
missionsgesell-
te und zu
r Bundes-
nen Trost-
gab. Die
n einer be-
e Missions-
g und am
ris, Genf,
enen evan-
ab, welche,
im höchsten
bebrängten

llichen Auf-
imeo, ob-
Leiden des
Störungen
chluß eines
Abfall der
Stationen
Town⁴⁾,
vier Ein-

he Prediger
angewandte
audies Kind
nchster Ta-
m geraubten
den verglich.

Offseite der

Regierung ward in demselben Jahre die Unabhängigkeit der westlichen Inseln, Guahine, Raiatea und Borabora, sowie der kleinen benachbarten und von ihnen abhängigen Eilande förmlich anerkannt¹⁾; gegen Ende 1847 aber besuchten acht junge Tahitier, Säuwlinge und Häuptlingsöhne, Paris²⁾, wo die evangelische Missionsgesellschaft ihrer aufs wohlwollendste sich annahm. Seitdem hat sich auf Tahiti die politische Lage nicht verändert, den Missionaren aber wurden fortwährende Einberungen ihrer Arbeit³⁾ bereitet durch die Gewaltthätigkeit des französischen Gouverneurs Lavaut, welcher den die religiöse Freiheit der Insulaner gewährleistenden Vertrag von 1842 für nichts achtete und diese Freiheit mit Füßen trat. So erklärte er die Kapellen und Missionshäuser der Londoner Missionsgesellschaft für Nationaleigenthum, behielt sich das Recht der Schulprüfung, soweit es den weltlichen Unterricht anbetraf, vor, beschränkte die Arbeit der Missionare auf bestimmte Bezirke und versperrte ihnen polizeilich den freien Zutritt andernwärts, in zwei Fällen stellte er sogar römische, von der französischen Regierung besoldete Priester als — angeblich weltliche — Lehrer in den Missionschulen an. Doch dankten die Missionare Gott, daß nur wieder Friede herrschte und die Kirchen und Schulen wieder geordnet waren. Zwar waren manche den Missionaren entfremdet worden und die Mission hatte dadurch abgenommen, aber im ganzen hingen die Einwohner doch noch ihren englischen Hirten an, und die Sonntagsgottesdienste wurden ordentlich besucht. Im Jahre 1850 arbeiteten⁴⁾ auf Tahiti undimeo zusammen 8 Missionare der Londoner Gesellschaft an sechs verschiedenen Stellen unter einer Bevölkerung von etwa 9500 Eingebornen und etwa 400 Europäern, abgerechnet die französischen Truppen und Zivilbeamten. Von den Eingebornen waren etwa 800 Kirchenmitglieder, und 1000 Kinder empfangen Unterricht in den Schulen. Von den Europäern aber hatten sich nur 5—6 an ihre Gemeinden geschlossen. Die Stationen auf Tahiti waren: Papeiti, wo die Missionare Howe und Thompson angestellt waren und von hier aus die Distrikte von Point Venus und Papeoo auf der einen, und von Taava auf der andern Seite besuchten, auch die Presse, welche Herr C. Barff besorgte, beaufsichtigten, während Howe kürzlich auch die Unterrichtsanstalt für junge Männer mit 2 Studenten wieder eröffnet hatte. In Bunaavia arbeitete Missionar Darling unter gegen früher sehr verschlechterten Umständen; in Papara setzte der sehr geschwächte und fast ganz blinde Davies mit Hilfe des Missionars Thompson die Arbeit unermüßlich fort und besorgten beide auch den vormalig von Missionar Joseph besorgten Distrikt mit 950 Einwohner. In Taarabu stand auf der Station Teahumboo Missionar Drsmoond, auf Tautira Missionar J. Barff. In Sibia (Sitaa), zu welchem Distrikt auch Mahaina, der Schauplatz des oben erwähnten Gesechts, gehörte, war Missionar Chisholm thätig, während Papaoa wie

¹⁾ cf. Calw. Missionsblatt 1847, p. 102.

²⁾ cf. Calw. Beleuchtungen 1848, p. 25 f.

³⁾ cf. Basler Missionsmagazin 1849, IV, p. 156; 1850, II, p. 294 f.

⁴⁾ cf. Calw. Missionsblatt 1850, p. 30 f.

Point
in Pape
römisch
ellischen
war noch
getreten,
Kinder; t

Tro
bestand,
nare „vor
Auf mehr
rung und
geborenen
Evangelist
konnten zu

Mitte
schaftsins
weg, so da
betrug. A
abgesehen
dem Schut
breiten un
gewesen w
Missionsge
besten Zeit

Auf d
in früheren
glücklicher
Gemeinden
wirkte um
nar, Krau
er in den
Borabora
familie der

Auf T
naren in d
beschränkt,
der fünfzig
aber auch
und die M
ihm eine
Landgemein

¹⁾ cf. B
²⁾ Basler
amerika ausge
beginnen. De
im folgenden

Point Venus unter der Pflege der Brüder in Papeiti fand. Hier in Papeiti hatten auch drei von den fünf auf der Insel befindlichen römisch-katholischen Priestern ihren Sitz, eine Kapelle und eine von etlichen barmherzigen Schwestern besorgte Schule. Bis dahin aber war noch kein einziger Eingeborner daselbst zum Katholizismus übergetreten, und in ihrer Schule waren nicht mehr als 3—4 eingeborne Kinder; die übrigen gehörten französischen Eltern.

Trotz der ungünstigen Verhältnisse, unter denen die Mission fortbestand, war dennoch zeitweise die treue, unermüdlige Arbeit der Missionare „von mancherlei gnädigen Zeichen des göttlichen Segens begleitet“. Auf mehreren Stationen erlebte man eine Zeit der geistlichen Erneuerung und der Rückkehr zur ersten Liebe, eine große Anzahl von Eingebornen ward zu den Gemeinden hinzugezogen, und drei eingeborne Evangelisten, von den Missionaren sorgfältig unterrichtet und erzogen, konnten zum Hirtenamte ordinirt werden.

Mitte 1854 raffte eine furchtbare Seuche, die sich über die Gesellschaftsinseln verbreitete, auf Tahiti allein mehr als 700 Einwohner hinweg, so daß die überlebende Bevölkerung nur noch etwa 8000 Seelen betrug. Am Schluß des Jahres 1856 aber¹⁾, nachdem der Romanismus, abgesehen von dem nachtheiligen Einfluß seiner sittenlosen Anhänger und dem Schutz, den er schlechten Leuten gewährte, vergeblich sich auszubreiten und die evangelische Kirche zu untergraben bis dahin bemüht gewesen war, belief sich die Zahl der protestantischen Christen in den Missionsgemeinden von Tahiti auf 1680, d. h. mehr, als sie in den besten Zeiten ihrer Unabhängigkeit zählte.

Auf den übrigen Gesellschaftsinseln hatte der politische Streit, der in früheren Zeiten den Missionaren so viel Not und Sorge machte, glücklicherweise sein Ende gefunden, und der Zustand der verschiedenen Gemeinden ließ eine erfreuliche Zukunft hoffen. — Auf diesen Inseln wirkte um die Mitte der vierziger Jahre auch ein Gofnerscher Missionar, Krause, und zwar zunächst auf Tahaa²⁾, später auch, nachdem er in den Dienst der Londoner Missionsgesellschaft eingetreten war, auf Borabora, wo er 1851 die letzte aus acht Personen bestehende Seidenfamilie der Insel taufte.

Auf Tahiti aber wurden die Schwierigkeiten, die man den Missionaren in den Weg legte, immer größer. Ihre Arbeit wurde derart beschränkt, daß sie schließlich die Insel verlassen mußten. Am Schlusse der fünfziger Jahre befand sich nur noch Missionar Gome zu Papeiti, aber auch nur als Prediger für die dort ansässigen evangelischen Weissen und die Mannschaften der dort verkehrenden Schiffe. Später wurde ihm eine etwas freiere Stellung vergönnt und ihm der Besuch der Landgemeinden gestattet. Die Gemeinden der Eingebornen mußten von

¹⁾ cf. Basler Missionsmagazin 1858, p. 480 ff.

²⁾ Basler Missionsmagazin 1847 III, p. 207. Krause war 1840 nach Centralamerika ausgesandt, um dort unter den halbivilisirten Indianern eine Mission zu beginnen. Da dies nicht gelang, kam er 1842 nach Atui (Herveyinsel), von wo er im folgenden Jahre nach Raiatea resp. Tahaa übersiedelte.

inländischen Predigern (es waren ihrer 30), die sie selbst erwählten, bedient werden. Für die Besoldung, 3—4 Dollar monatlich, der letzteren sorgte die französische Regierung, aber ihre Bildung war erklärlicherweise vielfach sehr mangelhaft. Die Wahl und Anstellung dieser Pastoren blieb den Mitgliedern des betreffenden Distrikts (Provinces civiles) überlassen, ohne daß die jeder Organisation entbehrende Kirche eine Möglichkeit gehabt hätte, die Wahl qualifizirter Leute durchzusetzen. Es soll vorgekommen sein, daß Männer, die nicht die geringste Vorbereitung genossen hatten, ja — kaum glaublich! — selbst Katholiken zu evangelischen Pastoren gewählt wurden. Missionsnachrichten kamen in jener Zeit nur sehr selten nach Europa. Aus dem Berichte der österreichischen Novara-Expedition war zu ersehen, daß (1860) die Bemühungen der Katholiken auf Tahiti nichts weniger als erfolgreich gewesen waren. Sie hatten keine 100 Anhänger gewonnen. Auch wird bemerkt, daß der Handel unter französischer Protektion keine Fortschritte gemacht habe. Ärgerlich erschien es übrigens auch dem Berichtserstatter, „daß der Gouverneur die vom Landesgesetze verbotenen unzüchtigen Tänze gerade vor seinem Palast aufzuführen befohlen hatte, um die Missionare zu ärgern¹⁾.“ — Die Gemeinden hatten bei der Regierung beantragt, daß für eine angemessene Ausbildung ihrer Prediger gesorgt werden möge. Man verwies sie jedoch nur auf die katholischen Schulen. In diesen war der französische Unterricht obligatorisch gemacht, wodurch alle Eingeborne vom Lehramt ausgeschlossen wurden, das lediglich in die Hände katholischer Schulbrüder und Schwestern gelegt wurde. Einige tahitische Jünglinge waren wohl in das Seminar auf Tahaa eingetreten, aber es war wenig Hoffnung, wenigstens daß sie in amtlicher Stellung später in ihrer Heimat wirksam sein dürften. Doch gelang es dem treulich ausdauernden Missionar Howe immer mehr, in nicht offizieller Weise die Oberleitung der inländischen Prediger in seine Hand zu bekommen. Er hat in dieser Beziehung in reichem Segen gewirkt und viel dazu beigetragen, die evangelische Kirche auf Tahiti vor dem Untergange zu bewahren. Zwei Jahrzehnte hatte dieselbe der drohenden Gefahr fest widerstanden²⁾. Dennoch mußten anderweitige Maßregeln getroffen werden, wenn die heidenchristliche Kirche dort in ihrer Isolirung von der evangelischen Mutterkirche nicht verkümmern sollte. Die Besorgnis der französischen Regierung vor dem englischen Einfluß auf der Insel mußte jeden neuen Versuch der Londoner Missionsgesellschaft, ihre Thätigkeit zu erneuern, von vorn-

¹⁾ Basler Missionsmagazin 1863, S. 160.

²⁾ „Wenn man unter solchen Umständen einen vollständigen Sieg der katholischen Kirche hätte voraussehen müssen, so ist es interessant und lehrreich, daß gerade das Gegenteil der Fall war. Die Eingebornen — — — sind, so ungenügend auch die von ihnen gewählten Geistlichen sein mögen, doch dem Protestantismus und den englischen Missionaren treu geblieben.“ Die Abneigung gegen die Franzosen mag daran teil gehabt haben, aber sie erklärt nicht allein die Erscheinung, in der man den Beweis erkennen muß, wie tief der durch das Evangelium im Volke hervorgerufene Eindruck gewesen sein muß. Reiniche, Die Inseln des Stillen Ozeans, II, S. 192.

ber ein ver-
darauf, be-
wußten es
jährlich 5
evangelisch
holten Ge-
übernahm
erfolgen.
graute A
hilfe wurd
Mitglieder
gesellschaft
Missionsge

Arbor
von der R
schriftlich
Empfehlung
der in der
Eindrücke,
waren vor
aller Unvo
und eifrig
die Predigt
schrieben;
der Thronen
zu vervollst
begrüßte fre
auf dessen
bisheriger
Pastor wäh
Gouverneur
die vierteljä
gelisten der
die französ

Im fol
aus, um in
selbst lehrte
erschiedenen
fahrungen v
gebunden, d
Leben u. f.
von dem sitt
entwickelten

¹⁾ Schloß
322 ff.
²⁾ Basler
³⁾ Derselb
Nachfolger auf

herein vereiteln. Aber die Evangelischen in Frankreich selbst fannen darauf, den Umständen auf Tahiti abzuweichen. Die Missionsfreunde mußten es 1860 in der gesetzgebenden Versammlung durchzusetzen, daß jährlich 5000 Franc für zwei auf der Insel anzustellende französische evangelische Geistliche gewährt wurden, gemäß den schon öfters wiederholten Gesuchen um Prediger seitens der Eingebornen. Die Aussendung übernahm ein Comité evangelischer Männer; aber erst 1863 konnte sie erfolgen. Der bereits in 25jährigem Missionsdienst in Südafrika ergraute Arboussset wurde Hofprediger der Königin Pomare; als Gehilfe wurde ihm sein Schwiegersohn Atger beigegeben. Die meisten Mitglieder des erwähnten Comité gehörten der Pariser Missionsgesellschaft an, welche zwei Jahre später, 1865, die Fürsorge für dies Missionsgebiet mit übernahm¹⁾.

Arboussset wurde vom Gouverneur freundlich aufgenommen und von der Königin Pomare, die sich gerade in Raiatea aufhielt, wenigstens schriftlich aufs freundlichste begrüßt. Den Gemeinden ließ er einen Empfehlungsbrief von den evangelischen Pastoren in Paris mitteilen, der in der Landessprache von allen Kanzeln verlesen wurde. Die ersten Eindrücke, welche der erfahrene Missionar von den Gemeinden empfing, waren vorwiegend günstig. Er mußte sich nur wundern, daß trotz aller Unvollkommenheit der einheimischen Prediger dieselben so treu und eifrig an Gottes Wort hingen. Die Kirchen waren gedrängt voll, die Predigten wurden von Männern und Weibern teilweise nachgeschrieben; die Leute waren allgemein entzückt über den neuen Plan, der Thronerbe begierig, mit Hilfe des neuen Lehrers sein Französisch zu vervollkommenen — alles sah wahrhaft einladend aus²⁾. Keiner aber begrüßte freudiger den neuen Missionar, als der ehrwürdige Howe³⁾, auf dessen Veranlassung die Gemeinde von Papeiti jenen, nachdem ihr bisheriger Pfarrer Daniela sein Amt niedergelegt hatte, zu ihrem Pastor wählte. Arboussset versammelte darauf unter Genehmigung des Gouverneurs die sämtlichen inländischen Prediger zu einer Konferenz, die vierteljährlich wiederholt wurde. Mit den Diakonen und Evangelisten der Hauptstadt hielt er wöchentliche Besprechungen. Auch für die französischen Protestanten (30) richtete er einen Gottesdienst ein.

Im folgenden Jahre kam Arbousssets Schwiegersohn Atger hinaus, um in die von jenem eingerichtete Arbeit einzutreten. Arboussset selbst kehrte 1865 in die Heimat zurück. In seinem 2 Jahre später erschienenen Buche: Tahiti et les îles adjacentes hat er seine Erfahrungen veröffentlicht, jedoch so sehr durch die politischen Rücksichten gebunden, daß „der Leser durchaus kein Gesamtbild von dem dortigen Leben u. s. w. zu gewinnen vermag.“ Im ganzen denkt er sehr gering von dem sittlichen Stande der Eingebornen. „Einen mehr oder weniger entwickelten natürlichen Verstand, einen Mutterwitz der an Pfliffigkeit

¹⁾ Schlossprediger Kiebusch in der Allgemeinen Missionszeitschrift 1876, S. 322 ff.

²⁾ Basler Missionsmagazin 1863, S. 536.

³⁾ Derselbe starb einige Monate später auf der Heimreise zu Karotonga. Sein Nachfolger auf Tahiti wurde Rev. Morris.

grenzt, Energie ohne viel Ausdauer, liebenswürdige Formen, Abwesenheit von bitterem Groll, wohl eingerichtete einfache Religionsübungen“ hat er überall gefunden, dabei aber „ein bedauerliches Grundübel, daß nämlich aufs sittliche Gefühl kein rechter Verlaß ist. Die Befehrung der meisten kommt ohne viel Kämpfe zu stande und geht daher nicht tief. Dieses Übel hat natürlich der steigende Verkehr mit den Fremden bedeutend verschlimmert, indem er noch weitere schädliche Einflüsse, wie sie der Zivilisation eigen sind, einführte! Zu diesen wird wohl auch die Ausdringlichkeit der katholischen Priester zu rechnen sein, welche mit großer Beharrlichkeit und List die römische Kirche aus der Bibel beweisen, an Orten, wo sie keine Gemeinde haben, wenigstens Schulen errichten, welche auch von der protestantischen Jugend — nach den Kolonialgesetzen — besucht werden müssen, und nach den Berichten von Utter (1867), nun endlich da und dort entschiedene Fortschritte machen. Unter den evangelischen Predigern finden sich sehr tüchtige und originelle Männer¹⁾.“

Etwas mehr erfährt man aus einem Berichte des Missionar Green von Tahaa, der 1869 die Insel besuchte²⁾. Dem Rev. Morris (Homes Nachfolger) wurde um jene Zeit auch viel weitere Freiheit gewährt, sich mit an der Missionsarbeit zu beteiligen. Er konnte ungehindert in den verschiedenen Distrikten herumreisen und predigen³⁾. Inzwischen waren die beiden Missionare der Pariser Gesellschaft Biénot (1866) und Vernier (1868) in die Arbeit eingetreten. Unter der Bevölkerung von 6000 Seelen (oder einschließlich Timeo 8000) hatte die katholische Kirche 600 Anhänger gewonnen, obgleich sie bisher außerordentlich begünstigt war⁴⁾. Green fand die Zahl der evangelischen Gemeinden mit Einschluß derer auf Timeo (das in neuerer Zeit mit dem Namen Moorea bezeichnet wird) von 37 auf 21 vermindert. Die inländischen Prediger wurden ihm in betreff ihrer Begabung, ihres sittlichen Standpunkts und ihrer Befähigung für ihren Beruf, als auf sehr verschiedenen Stufen stehend, geschildert; mehrfach fehlte die Kraft, wirkliche Kirchenzucht zu üben. Einige sind in der Anstalt zu Tahaa ausgebildet und üben einen segensreichen Einfluß aus.

Die Behörden übten damals eine wohlthuende Unparteilichkeit gegen die Protestanten und Katholiken. Kein Priester durfte ohne Erlaubnis des betreffenden Pfarrers in einer Gemeinde predigen; ohne Aufforderung der Lokalbehörden durfte keine neue Schule oder Kirche gegründet werden u. s. w. Auf Moorea hatten die Katholiken noch gar keinen Halt gewonnen. Nur Verbindung der Evangelischen mit der englischen Missionsgesellschaft wurde nicht gestattet. Trotzdem

¹⁾ Basler Missionsmagazin 1867, S. 509 ff.

²⁾ Report of the London Mission Society 1867, p. 218.

³⁾ Basler Missionsmagazin 1870, S. 177 ff.

⁴⁾ Die Regierung gab in einem Jahre für den katholischen Kultus 65 000 Fr., für den evangelischen nur 6000 Fr. aus. Jahre lang wurde an einer mächtigen Kathedrale gebaut; der ungünstige Grund ließ, wie es scheint, den kostbaren Bau nicht zur Vollenbung kommen.

waren die
gethan, w
Melonen,
Missionar
ihn auf d
nach seiner
Moorea, n
zu Papetoe
stände, da
manchen i
namentlich
befördert u
Spirituosen
überhaupt
mitglieder
widerstehen
meinte, lie

Im Ja
1869: 266
die katholis
hatten, eine
mochte. Die
(1866: 145

Hören
bei seiner h
Dissentermis
und ihre A
(jetzt) keines
hat der gan
ohnebies la
mit einer fr
wonnen. E
einigen Abg
wird aus de
sehen, welch
wahren kann

Von Pa
leute, die W
Regierungsge
andere öffent
und Gärten
verleihen der

¹⁾ Sowohl
Garnison gab
²⁾ D. Rou
S. 188.

Abwesen-
übungen“
übel, daß
Belehrung
her nicht
Fremden
flüsse, wie
wohl auch
welche mit
Bibel be-
s Schulen
nach den
Berichten
Fortschritte
hr tüchtige

Missionar
v. Morris
Freiheit ge-
annte unge-
predigen“).
haft Wienot
ter der Be-
0) hatte die
her außer-
wangelischen
er Zeit mit
indert. Die
bung, ihres
ruf, als auf
e die Kraft,
zu Tahaa

parteilichkeit
te ohne Er-
digen; ohne
oder Kirche
oliken noch
lischen mit
Trogdem

waren die Eingebornen derselben noch immer mit herzlichem Danke zugethan, was sie durch die reichlichen Geschenke an Kotosnüssen, Pams, Melonen, Bananen, Hühnern und Schweinen bezeugten, welche sie dem Missionar Green zum Abschiede überreichten. Herzlich gern hätte man ihn auf der Insel festgehalten; wenigstens hat man dringend, daß er nach seiner Rückkehr seinen Aufenthalt auf Tahiti nehmen möge. Auf Moorea, wo sich zu Anfang des genannten Jahres Missionar Vernier zu Papetoai niedergelassen hatte, fand er in manchen Stücken bessere Zustände, da die dort gehandhabte strengere Kirchengesetz die Gemeinden vor manchen Übeln, die auf Tahiti eingerissen sind, schützt. Dort war namentlich über die Trunksucht zu klagen, die in einigen Fällen dadurch befördert wurde, daß die Regierung den beim Straßenbau Beschäftigten Spirituosen verabreichen ließ. Die Hafenstadt Papeiti mußte aber überhaupt als eine große Lasterhöhle bezeichnet werden¹⁾; die Gemeindeglieder hatten dort nicht mehr moralische Kraft, den Verlockungen zu widerstehen, und manche, auf die der Seelsorger fest rechnen zu dürfen meinte, ließen sich wie die andern verführen.

Im ganzen war die Zunahme der Kommunikanten (1866: 2153, 1869: 2662) ein erfreuliches Zeichen; ein betäubendes dagegen, daß die katholischen Missionare, so wenig Erfolge sie unter den Erwachsenen hatten, einen großen Teil der Kinder in ihre Schulen zu ziehen vermochte. Die Zahl der evangelischen Schüler verringerte sich beträchtlich (1866: 1451, 1869: 1209, 1874 sank sie sogar auf 722).

Hören wir noch einige Bemerkungen eines Reisenden, dem man bei seiner hochkirchlichen Richtung kein zu günstiges Vorurteil für die Dissentermission zutrauen darf²⁾. Er sagt unter anderm: „Die Königin und ihre Anhänger lieben diese Fremdherrschaft nicht, doch ist dieselbe (jetzt) keineswegs herb, und die Anwesenheit einer europäischen Macht hat der ganzen Gruppe bedeutende materielle Vorteile gebracht. Die ohnedies laxen Sitten der Tahitier haben freilich durch den Verkehr mit einer französischen Garnison und französischen Offizieren nicht gewonnen. Es besteht eine Kopfsteuer und auch der Handel unterliegt einigen Abgaben, aber ein beträchtlicher Teil der Verwaltungskosten wird aus dem kaiserlichen Schatz bestritten, und es ist schwer einzusehen, welchen Vorteil ein so kostspieliges Protektorat Frankreich gewähren kann.“

Von Papeiti heißt es: „Die Warenlager und Wohnungen der Kaufleute, die Werfte längs des Napoleonskai, der Palast der Königin, das Regierungsgebäude, der Gerichtshof, die Kasernen, das Spital und andere öffentliche Gebäude, die nebst einigen hübschen Privathäusern und Gärten eine mit dem Kai gleichlaufende schattige Straße bilden, verleihen der Stadt, die auch einen Bischof und eine im Bau begriffene

¹⁾ Sowohl die hier verkehrenden Schiffer, wie die hier stationirte französische Garnison gab dazu Veranlassung.

²⁾ D. Routh im Mission Life 1869; vergl. Basler Missionsmagazin 1870, S. 188.

Rathebrale hat, ihr Hauptgepräge. Der Hafen wird häufig von französischen, englischen und amerikanischen Kriegsschiffen und von kalifornischen, australischen und chilenischen Rauffahrern besucht, denn Tahiti ist der Mittelpunkt des Handels mit den verschiedenen Inseln seiner Nachbarschaft. Seine im Zunehmen begriffene Ausfuhr an Kotosöl, Baumwolle¹⁾ und andern Produkten beläuft sich schon jetzt auf mehr als 400 000 Mark²⁾. Im Verhältnis zur Bevölkerung sollte allerdings der Betrag der zu Markte gebrachten Produkte viel größer sein. Allein Brotfruchtbäume und Bananen gedeihen fast ohne Pflege, und einige Stunden Arbeit genügen, um eine Familie mit Nams, Taro und Fischen zu versorgen, so daß niemand gern für Lohn arbeitet und jeder mann sich damit begnügt, europäische Zeuge und andere kleine Luxusgegenstände aus dem Erlös der Orangen und des Kotosnufsöls zu befireiten, das sie mühelos von den sich anmutig über ihre Wohnungen herneigenden Bäumen gewinnen. Da sie kein Verlangen tragen Schätze aufzuhäufen, deren sie nicht bedürfen und keine Furcht vor Mangel kennen, betrachten sie „das süße Nichtsthun“ als den größten Lebensgenuß³⁾.

Die Tahitier sind ein fröhliches, wohlwollendes, entgegenkommendes Volklein, das gerne im Schatten seiner schönen Bäume plaudert und mit seinen Kindern spielt oder abends sich gruppenweis versammelt, um „Gymnies“ — wie man dort sagt — zu singen. Diese Zusammenkünfte haben aber ihren ursprünglich religiösen Charakter in betrübender Weise verloren. — Viele Tahitier sind von sehr schöner Gestalt. Gewöhnlich tragen sie weite Gewänder von europäischen Zeugen und große Strohütte eigner Fabrikation. Einen recht malerischen Anblick gewähren ihre schwarzseidenen und leichten bunten Kleider, wenn sie am Namensstage des Kaisers in Scharen hinausziehen, die ihnen von der Regierung bereiteten Lustbarkeiten zu genießen. Die Frauen sind von sehr einnehmendem Wesen, doch liegt in ihrem Ausdruck etwas Mattes und Sinnliches.“

Auch der Königin Pomare machte der Reisende seinen Besuch. Sie hielt sich damals gerade in einem Dorfe an der Ostküste auf, bei dem Häuptlinge (ihrem Schwager?), der zugleich Prediger der dortigen Gemeinde ist. Mr. Nough wurde von diesem freundlich aufgenommen, und auch Pomare schüttelte ihm herzlich die Hand. „Ehe man sich zur Ruhe begab, hielt der Häuptling die Familienandacht, wobei die Königin

¹⁾ Der Baumwollenbau in der Südsee hatte, solange in Amerika die Folgen des Bürgerkrieges denselben niederhielten, einen bedeutenden Aufschwung gewonnen. Nachdem er sich dort erholt hat, sind jedoch die Plantagen auf den Inseln eingegangen, da sie der theuern Arbeitskräfte wegen mit dem amerikanischen Produkt nicht konkurriren konnten.

²⁾ Eine Angabe von 1875 sagt 2 200 000 Mark, und nennt unter den Artikeln Copra, Perlmutterschalen, Tripang, Apfelsinen (4 Milliarden?) u. s. w.

³⁾ Eine englische Gesellschaft, welche auf dem vorzüglichen Boden Plantagenbau zu treiben begann (1864), mußte um ausreichende Arbeitskräfte zu haben, chinesische Kulis einführen.

und ihre
französi
mit Ach
ein beträ
er vollende
trägt sie e
im allgem
und ziehen
ihren Nare

Es w

und nach
Rev. Mor
übernehmer
schon bei
auf Tahiti
sind in den
als von d
Dazu hat
und Baum
und 20 mi

Aber a
strenungen
Brun 1870
ging dahin,
Organisation
Synodalverf
einmal trat
wurde durch
erkennung v
balverfassung
rufenen Rom
Protestant u
schaft) ausge
am 6. Febr
inseln, publi
Planche hoff
Gleichstellung
denen sie bis
des Staats
ihre bedeuten

Die gro

¹⁾ Die ob
Tahiti zu umfa
ein sehr leiser.

²⁾ Leider is
artige öffentlic
an diesen evang
den höheren Ed

und ihre Schwiegertöchter zwischen ihren Dienern niederknieten. Die französischen Behörden behandelten Pomare, eine beliebte älteste Dame, mit Achtung und dem ihrem Range gebührenden Zeremoniell. Sie hat ein beträchtliches Einkommen, und ihr Palast in Papeiti wird, wenn er vollendet ist, reich ausgestattet werden. Bei festlichen Gelegenheiten trägt sie ein prunkendes Sammetkleid und ein juwelenbesetztes Diadem; im allgemeinen aber finden die Tahitier die europäische Kleidung lästig und ziehen es vor, sich in weiten leichten Gewändern zu bewegen, in ihren klaren Bächen zu baden und möglichst wenig zu arbeiten."

Es wurde schon angedeutet, daß die Londoner Mission nach und nach auch auf Tahiti wieder freien Spielraum bekam. Schon Rev. Morris durfte die Oberleitung verschiedener inländischer Prediger übernehmen. Sein Nachfolger wurde Rev. Green, den die Eingebornen schon bei seinem Besuche 1869 hatten festhalten wollen. Zehn Prediger auf Tahiti und drei auf Moorea stehen mit ihm in Verbindung und sind in den Jahresberichten der Londoner Missionsgesellschaft aufgeführt, als von derselben angestellt. Sie versorgen 2526 Kommunikanten. Dazu hat der Missionar die Leitung der Mission auf den Austral- und Paumotuinseln. Die Zahl der Schulen betrug 20 mit 600 Schülern und 20 mit 400 Schülerinnen¹⁾.

Aber auch die Pariser Missionsgesellschaft hat weitere Anstrengungen gemacht. Sie sandte ein paar weitere Missionare aus: Brun 1870 und Allard 1875. Das Hauptbestreben ihrer Arbeiter ging dahin, der evangelischen Kirche von Tahiti zu einer selbständigen Organisation zu verhelfen. Es gelang ihnen wirklich, 1874 einer Synodalverfassung gesetzliche Anerkennung zu verschaffen. Doch nur einmal trat die Synode zusammen. Die Ausführung ihrer Beschlüsse wurde durch den französischen Kommandanten trotz der erwähnten Anerkennung verhindert. Neuestens ist nun jedoch auch eine Synodalverfassung von einer besonderen, durch den Kolonialminister berufenen Kommission, unter Vorsitz des Admirals Jauréguiberry (er ist Protestant und Mitglied im Direktorium der Pariser Missionsgesellschaft) ausgearbeitet worden, die bereits Gesetzeskraft erlangt hat und am 6. Februar 1880 im *Bea*, dem amtlichen Organ der Gesellschaftsinseln, publiziert ist. Von der Unparteilichkeit des neuen Kommandanten Blanche hofft man die ungehinderte Durchführung, sowie auch eine Gleichstellung der evangelischen mit den katholischen Schulen, hinter denen sie bis jetzt (obgleich auch als öffentliche Schulen unter Aufsicht des Staats anerkannt), bedeutend zurücktreten mußten. Dennoch waren ihre bedeutend größeren Erfolge nicht zu leugnen²⁾.

Die großen französischen Nationalfeste, die mit größter Ausge-

¹⁾ Die obigen Angaben scheinen jedoch die gesamte evangelische Kirche von Tahiti zu umfassen. Der Einfluß der Londoner Mission ist überhaupt wohl nur ein sehr leiser.

²⁾ Leider ist die ganz unpädagogische Art, den Ehrgeiz der Kinder durch paraderartige öffentliche Preisverteilungen anzukasteln, wie dies in Frankreich üblich, auch an diesen evangelischen Schulen auf Tahiti eingebürgert. Die Unterrichtssprache in den höheren Schulen ist erklärlicherweise die französische.

lassenheit gefeiert werden, üben leider noch immer auf die Bevölkerung einen sehr depravirenden Einfluß aus. Der Upaupatanz entsaltet zum Ergötzen der französischen Soldaten und Offiziere seine ganze Gemeinheit. — Gelegenheit zur Missionsarbeit im engeren Sinne des Wortes bieten auf Tahiti immer noch solche heidnische Eingeborne, die von andern Inseln als Handarbeiter u. s. w. einwandern. Ihre Christianisirung lassen sich die inländischen Pastoren bestens angelegen sein¹⁾.

Einen großen Verlust erlitt die evangelische Kirche auf Tahiti durch den Tod der Königin Pomare. Nach kurzer Krankheit ging sie heim am 17. September 1877 im Alter von 64 Jahren. Sie war ein treues Mitglied der Gemeinde. In der Kirche saß sie oft mit ihrem Notizbuch, Stellen der Predigt nachschreibend. In der Liste der Abendmahlsgegnossen war ihr Name ohne Titel aufgeführt, und wenn sie aufgerufen wurde, antwortete sie wie die andern mit sanfter Stimme: „Ist hier.“ Sie war auch in der Sonntagschule selbst thätig. Dem Worte Gottes war sie mit unwandelbarer Verehrung zugethan, ebenso wie der puritanischen Sitte, in der sie von Jugend auf erzogen war. Während sie sonst sich den Forderungen der französischen Regierung fügte, konnten die Beamten oft nicht mit ihr fertig werden, wenn es sich um Festlichkeiten handelte, durch die sie ihr Gewissen verletzt fühlte. War sie auch nicht frei von Schwachheiten, wie sie bei ihren tahitischen Landesgeschwestern sonst noch in größerer Weise zu Tage treten, so haben doch viele ihre Freundlichkeit schätzen gelernt und ihre im Feuer der Trübsal erwachsene Beständigkeit anerkannt²⁾. Auf dem Throne folgte ihr ihr Sohn Ariiaue unter dem Namen Pomare V. Es verlautet von demselben nur, daß er ab und zu den protestantischen Gottesdienst besucht.

Obgleich das Protektorat Frankreichs anfänglich die weitgehendsten Besorgnisse der Missionsfreunde erregte, bekennet nun schließlich die Londoner Missionsgesellschaft selbst³⁾, daß es nicht ohne beträchtliche Vorteile für die Bevölkerung gewesen ist. Auf den Südeinseln ist das inländische Regiment noch schwach und war noch schwächer vor 40 Jahren. Hartnäckig auf ihr Recht bestehend, schnell bereit etwas übel zu nehmen, sind die Häuptlinge und ihre Unterthanen oft in Streitigkeiten und Kämpfe verwickelt worden. Öffentliche Ordnung, gegenseitige Achtung und Freundlichkeit sowohl wie persönlicher Glaube und Frömmigkeit sind oft sehr gefährdet gewesen oder ganz über den Haufen geworfen. In den kleinen Kriegen auf Huahine, Raiatea und Samoa nach Einführung des Christentums war die Schädigung, welche durch den Mangel einer festen Ordnung herbeigeführt wurde, bedeutend.

In dieser Beziehung hat sich die französische Herrschaft auf Tahiti als ein wichtiger Vorzug bewiesen. Sie hat Sicherheit gewährt nach

¹⁾ Obiges ist den Privatmitteilungen des Herrn Schlossprediger Kiebusch entnommen, dem ich für dieselben hiermit meinen besten Dank ausspreche.

²⁾ Acht Tage nach dem Tode der Königin folgte ihr ihr früherer Hofsprecher, der alte Arbouffet, der als Pastor zu St. Sauvant in Poitou heimging.

³⁾ Report 1878, p. 98 ff.

innen un
gute Gef
landes
große A
erreicht,
worden.
freiheit h
mittel en
gegen die
tionen nu
Gemeinde
sondern fi
und sind
dies beim
gesegneten
unterworfe

Auf
tektorat F
wickelung
langen Kä
dort wuchse
auf letzten
einige gut
24 junge
religiöse
Missionar
konnte auch
Anfiebler
bereiteten.
gemeinde a
vorkamen.
entschieden
zuwov. Leid
wieder zu
auf Huahine
in mehreren
gelangt war
sodas die
Kämpfe auf
Niederlage
Dpoa sich b
bannt, nach
ganze Zeit
viel Schaden
nur in neu

¹⁾ Es wa
Duchardt, Mi

innen und nach außen, und das materielle Leben der Bevölkerung hat gute Gelegenheit gehabt, sich zu entwickeln. Die Quellen des Wohlstandes haben sich gemehrt, die Industrie ist angeregt worden, eine große Anzahl von inländischen Familien haben Vermögen und Komfort erröcht, und die Pläne von ausländischen Abenteurern sind vereitelt worden. Bei dieser Ordnung der Dinge und der garantirten Religionsfreiheit hat sich nun die Kirche Tahitis unter der Wirkung der Gnadenmittel entwickeln können und vermochte unter derselben auch zu erstarken gegen die Versuchungen, welche die Verbindung mit europäischen Nationen nun doch einmal veranlaßt hatte. Unter Gottes Segen sind die Gemeinden auf den Gesellschaftsinseln nicht bloß extensiv gewachsen, sondern sie sind beträchtlich über ihre Laster und Schwachheiten erhoben und sind in sittlicher Beziehung ein höheres und edleres Volk, als sie bies beim Beginn jener Heimsuchung waren. Das ist die Folge der gesegneten Lucht gewesen, der sie Gott nach seiner gnädigen Vorsehung unterworfen hat.

Auf den übrigen Inseln der Gruppe, die nicht von dem Protectorat Frankreichs berührt wurden, war inzwischen die stille Entwicklung der dort gepflanzten evangelischen Kirche fortgegangen. Die langen Kämpfe auf Raiatea und Tahaa waren beigelegt, und auch dort wuchsen die Gemeinden. Segensreich wirkte besonders das Seminar auf letztgenannter Insel, das, wie bereits erwähnt, auch für Tahiti einige gut vorgebildete Prediger lieferte. Es befanden sich dort (1864) 24 junge Leute in Ausbildung. In jener Zeit zeigte sich eine erfreuliche religiöse Bewegung unter der Bevölkerung von Raiatea, und der alte Missionar Platt, welchem Missionar Vivian zur Seite getreten war, konnte auch den fremden, deutschen, amerikanischen und französischen Ansiedlern das Zeugnis geben, daß sie dem Evangelio keinerlei Hindernis bereiteten. Im genannten Jahre wurden 55 Mitglieder zur Kommunionsgemeinde aufgenommen, während nur zwei Fälle von Ausschließung vorkamen. Im ganzen hatte sich der sittliche Ton der Bevölkerung entschieden gehoben. Auch die Schule befand sich in Blüte wie nie zuvor. Leider führten im Jahre 1865 die politischen Parteistreitigkeiten wieder zu offenen Kämpfen. Die Missionare Vivian und Green mußten auf Huahine Schutz suchen, nachdem der König mit seinen Anhängern in mehreren Gefechten besiegt und die Gegenpartei damit zur Herrschaft gelangt war. Green nahm jedoch seine theologischen Jünger mit sich, so daß die Thätigkeit des Seminars nicht unterbrochen wurde. Die Kämpfe auf Raiatea dauerten 1 1/2 Jahre lang¹⁾ und endeten mit der Niederlage der Empörer, unter denen auch ein untreuer Pastor von Opoa sich befand. Dieser wurde mit den Führern des Aufstandes verbannt, nachdem der König wieder zur Herrschaft gelangt war. Diese ganze Zeit hatte jedoch den christlichen Gemeinden bei weitem nicht so viel Schaden gethan, wie man hätte erwarten sollen, und es bedurfte nur in neun Fällen einer Anwendung der Kirchenzucht. Missionar

¹⁾ Es war jedoch nur ein Verlust von vier Menschenleben zu beklagen.

Murray, der im Jahre 1869 die Inſel beſuchte, berichtet, wie erfreulichweiſe alle Spuren des Krieges wieder verſchwunden ſeien, ja daß ſogar auf den Sturm beſſere Zuſtände als früher gefolgt ſeien. Da Miſſionar Green, wie ſchon erwähnt, nicht wieder nach Tahaa zurückkehrte, ſo übernahm Vivian zu Raiatea auch das Seminar, während die erſtgenannte Station nur mit einem inländiſchen Paſtor beſetzt wurde. Als Vivian 1874 durch den Tod aus ſeiner hingebenden Thätigkeit abgerufen wurde, folgte ihm M. Pearſe von Borabora. Er gab bald nach ſeinem Amtsantritt daſelbſt folgenden Bericht:

Die Bevölkerung der Inſel hat in den letzten 2 Jahren zugenommen. Nicht nur eine große Zahl der in früheren Kämpfen Verbannten iſt zurückgerufen, ſondern auch die nach dem letzten Kriege Verwiesenen. Raiatea kann nicht unter 1200 und Tahaa nicht unter 900 zählen. (Die Angaben 1864 rechneten für beide Inſeln nur 1200). Es iſt nur je eine Kirche auf jeder von den beiden Inſeln. Nicht ganz die Hälfte der Bewohner lebt in den Hauptniederlaſſungen. Die Kirche auf Raiatea (Baoara) iſt gewöhnlich von 400, die zu Tahaa von 250 Zuhörern beſucht. An den Abendmahlsſonntagen aber kommt eine viel größere Zahl aus den über die Inſel zerſtreuten Wohnſitzen. Doch gibt es dort auch ſolche, die lau geworden ſind und ſich nicht einfinden. — Dieſe Zerſtreuung, gegen welche die Regierung aus politiſchen Rückſichten nichts thun wollte, war dem Fortſchritte des chriſtlichen Lebens recht hinderlich. Doch war die Zahl der Abendmahlsgeſtiffen bald gewachſen bis auf 575.

Rev. Pearſe hatte denn auch das Seminar übernommen. In einem ſpäteren Berichte ſagt er von ſeinen Zöglingen, ſie blieben allerdings hinter den Erwartungen zurück, dennoch mache ihm der arbeitsvolle Unterricht Freude. Die Gemeindefchulen hoben ſich ſchnell; die Schülerzahl wuchs von 250 auf 400. Es regte ſich weit und breit die Lernbegierde, und mancher Jüngling und Jungfrau, die noch nicht leſen konnten, ſtellten ſich beſchämt ein, um das Verſäumte nachzuholen.

Im Jahre 1875 wurden die ſchönen Inſeln von einem jener kurzen aber ſo verderbenbringenden Stürme heimgesucht, wie ſie öfter in jenen Gegenden vorkommen. In 7/8 Stunden waren 34 Häuser völlig zerſtört und faſt alle übrigen ſchwer beſchädigt. Hunderte von Bäumen, beſonders Kokospalmen und Brotfruchtbäume waren entweder entwurzelt oder entzwei geknickt. Bäume und Brücken wurden hinweggeſpült von den Gießbächen, die ſich von den Bergen ſtürzten. Auch der Miſſionar mit ſeiner Familie war in Lebensgefahr; ſie fanden aber Schutz in dem Hauſe eines der Seminaristen. Das ganze Schulhaus war zerſtört. Die übrigen Miſſionsgebäude ſchwer beſchädigt. Durch die Bereitwilligkeit der Seminaristen wurde der Schaden jedoch bald wieder gut gemacht. — Die neueren Nachrichten über die Zuſtände auf den beiden Inſeln lauten recht günſtig.

Auf Huahine arbeitete bis zum Jahre 1864 treulichſt der alte Miſſionar Darff, bis er nach 46jährigem Dienſte erſchöpft nach Austra-
lien ſich zurückzog¹⁾. Er hatte noch gute Früchte des Evangeliums in ſeiner Gemeinde ſehen dürfen, die nicht bloß zu Fare, der Hauptſtation an der Weſtſeite der Inſel ſich befand, ſondern ſich über fünf weitere Dörfer ausdehnte. Die Zahl der Kommunitanten betrug (1862) mehr als die Hälfte der Seelenzahl. Die Kirchenälteſten ſorgten treulich für

¹⁾ Das Miſſionſſchiff, der „John Williams“, auf dem er reiste, litt bei Pula-puta Schiffbruch; es wurden aber alle gerettet.

Aufrechter
mehr als
Dingen w
waren be
bau getrie
ihre Probu
inländiſche
dort 10 J
Miſſionar
Tahiti und
darunter je
kirchlichen
tereffant iſt
Jahre auf
chriſtlichen

Auf
wirkte einig
Krause, bei
Brüder Got
tonga verſe
vertraut un
Sie zählte 1
wird dieſe J
Miſſionar a
Miſſionsarb
er hier bis
Ankunft fan
wuchs wäh
hier immer
Trunksucht
in allen ihre
daß nicht die
betreffenden
fehlte es nich
thun, und ſi

Unter v
einer Predig
ſame Predig
Jedesmal fol
recht ſegensre

Rev. A.
glieder noch
auf die poly
die Religion

¹⁾ Vergl. I
Dabei no
ſeine Leiſtung g

Aufrechterhaltung der christlichen Ordnung. Die Schulen mit 309 Kindern, mehr als 28 pCt. der Bevölkerung, waren in Blüte. Auch in äußeren Dingen waren bedeutende Fortschritte nicht zu verkennen. Die Häuser waren besser gebaut und bequemer eingerichtet, es wurde mehr Gartenbau getrieben, und die Bevölkerung hatte 3 Schuner bauen lassen, um ihre Produkte auszuführen. — Bis 1866 wurde die Station von einem inländischen Pastor verwaltet, dann trat Missionar Saville ein, der dort 10 Jahre gearbeitet hat. Nach ihm ist bis jetzt kein europäischer Missionar daselbst angestellt worden. Dann und wann besucht der von Tahiti und der von Raiatea auch diese Insel. Die Gemeinde scheint darunter jedoch gelitten zu haben, denn die letzten Berichte sagen, daß die kirchlichen Verhältnisse nicht ganz den Erwartungen entsprechen. Interessant ist der Zuwachs der Bevölkerung, die zu Anfang der sechziger Jahre auf 1100 angegeben wurde, während 1878 die Seelenzahl der christlichen Gemeinde 1665 betrug.

Auf Borabora, oder wie man in neuester Zeit schreibt Borapora, wirkte einige Jahre (1850 ff.) der von Götner ausgesandte Missionar Krause, bei dem sich 1852 auch die für die Australinseln bestimmten Brüder Hornes und Mohn aufhielten. Später wurde er nach Karotonga versetzt, und die Gemeinde blieb einem inländischen Prediger anvertraut und wurde nur dann und wann von einem Missionar besucht. Sie zählte 1862 etwa 360 Kommunikanten. In den folgenden Jahren wird diese Insel nur selten erwähnt. Erst 1870 bekam sie wieder einen Missionar an Rev. A. Pearse, der eigentlich sich nur für die weitere Missionsarbeit auf den westlichen Inseln vorbereiten sollte. Doch blieb er hier bis 1874, wo er dann auf Raiatea eintreten mußte. Bei seiner Ankunft fand er die Zahl der Kommunikanten auf 264 gesunken. Sie wuchs während seiner Amtsführung wieder auf 308. Freilich war auch hier immer wieder manche Anwendung der Kirchenzucht nötig, denn die Trunksucht hatte Eingang gefunden. Auch über Betrügerei (Deception) in allen ihren Formen war zu klagen, wobei es am betrübensten war, daß nicht die Schulb, sondern die Entdeckung der Unrecllichkeit bei den betreffenden Personen Traurigkeit hervorrief. An Erkenntnis des Rechtes fehlte es nicht. Aber den meisten fehlte der sittliche Mut das Rechte zu thun, und sie ergaben sich den Versuchungen ohne männlichen Kampf¹⁾.

Unter verschiedenen Arbeiten hatte der Missionar auch die Leitung einer Predigerklasse, die 12 junge Leute umfaßte. Es wurden gemeinsame Predigtübungen angestellt, Dispositionen aufgegeben u. s. w. Jedesmal folgte dann eine Kritik²⁾. Diese Übungen erwiesen sich als recht segensreich.

Rev. A. Pearse macht über den religiösen Zustand seiner Gemeindeglieder noch einige interessante Bemerkungen, die in weiterem Maße auf die polynesischen Christen anzuwenden sein dürften. „Während die Religion tiefe Wurzeln in ihrem Herzen hat,“ sagte er, „treten die

¹⁾ Vergl. The Chronicle of the L. M. S. 1875, p. 191 ff.

²⁾ Dabei nahm freilich mancher Gelegenheit, seinen Kameraden zu betrüffeln und seine Leistung geringschätzig zu behandeln.

Elemente der Liebe, Singschulung und Enthusiasmus wenig dabei hervor. Es herrscht mehr Furcht als Liebe. Furcht war einst das Hauptmotiv in ihrem alten Selbentum und wurde durch die Priester rege erhalten; daher ist die Nachwirkung davon nicht gerade verwunderlich. Siebzig Jahre sind keine lange Zeit, um Furcht in Liebe, Scheu in Gemeinschaft, Aberglauben in fröhlichen Glauben zu verwandeln. Aber die Religion wird wachsen, und jene disharmonischen Elemente werden sich in die Harmonie einer klaren, sonnigen Liebe auflösen. Der Mangel an Wärme und Freude an einem gottgefälligen Wandel wird überwunden werden durch Zunahme der Frömmigkeit und Innigkeit. Es liegt in der Natur des Volkes, mehr aus Pflicht als aus Lust zu arbeiten. So ist auch der Gottesdienst vieler nur weil's einmal so sein muß, nicht aber aus innerer Lust hervorgegangen.“ Auch ihre Befehrung ist ein Entschluß, mit dem nichts von den inneren Kämpfen verbunden ist, wie sie die Christen in den heimatischen Kirchen so viel erfahren. Hier geht alles viel simpler zu. Es ist dabei leicht die Gefahr, daß sie ihr Heil leichtthin auf einem falschen Fundamente gründen und sich dabei beruhigen. Bei alledem muß der Missionar bekennen, daß viele „ein gutes und nützliches Leben führen, daß sie sich der Gnadenmittel erfreuen, ihre Bibel lesen und lieben, zur Ausbreitung des Reiches Gottes Beiträge geben (außer den Summen, die für eigne kirchliche Bedürfnisse aufgebracht werden), und daß die Hausandacht nie vergessen wird.“

Ein anderes Uebel ist die Neigung zu thörichter Lustbarkeit (excitement). Gejangpartien sind bei ihnen sehr beliebt, aber immer verbunden mit Ubel. Es werden immer noch heidnische Lieder, in denen manche einfältige und abergläubische Trabition sich erhalten hat, neben manchem spaßigen Verse eigener Komposition gesungen. Es fehlt dem Gesang der ideale Schwung christlicher Lieder. Von der nationalen Rasenstöße wird noch manches ekelhafte Lied begleitet. Tanzen, immer dumm, oft gemein, ist üblich. Und wenn das alles an sich noch nicht so schlimm wäre, es gibt zu Schlimmerem Anlaß. Auch eine Bürgerwehr mit ihren Exercitien, wirkte in ähnlichem Sinn. Die Bestrebungen des Missionars gegen diese Lustbarkeiten waren zuletzt von nicht geringem Erfolge begleitet. — Hierzu ist doch wohl zu bemerken, daß nur das positive Verfahren, die Herausbildung einer christlichen, vollstimmlichen Geselligkeit eine gründliche Abhilfe schaffen dürfte. Es ist das ein Punkt, in dem der Mangel der puritanischen Form des Christentums, wie sie auf den Südpazifikinseln eingeführt ist, noch oftmals zu Tage treten wird.

Die Gemeinde in Borabora sah ihren Missionar mit großer Betrübniß scheiden. Sie wendeten sich an die Missionsgesellschaft, um ihn zurück zu erbitten, oder wenigstens einen andern englischen Missionar. Der Bitte aber konnte nicht entsprochen werden. Sie wurden denn auch befriedigt durch einen Brief von London, der sie darauf verwies, daß sie nicht mehr Kinder, sondern zum Mannesalter Christi herangewachsen sein sollten. Der Missionar aber besucht sein Arbeitsfeld noch so oft es die Verhältnisse erlauben, und wird immer mit herzlicher

Freude en-
den Stand
Auch
autti, im
inländische
Die
hiti und
Jahre 187
Gemeinden

Raiatea
Tahaa
Huahine
Raiaoa
Porapora
Maupiti

Im en-
inseln steht
die von den
100 Meilen
selben zieht
sind, in ostfü-
ist ein Lagun
alle vulkanis-
auch ihre G-
stimmen sie
geprägter die
und die Reg-
winde der h-
östlichen In-
nicht zulassen
inseln sind
Daher ist be-
bewohnten I-

1. Kim
hoch. Der f
2. Nur
3 Meilen im
Thälern, um
3. Tub
Rücken verbu-
denen viel La

Freude empfangen. Auch in neuester Zeit konnte er befriedigend über den Stand der Gemeinde berichten.

Auch die kleinen Inseln Raupiti und Tapamanoa oder Matautiti, im letzten Jahresberichte als Matas aufgeführt, sind nur mit inländischen Pastoren besetzt und werden von Raiatea aus besucht.

Die sämtlichen Gemeinden auf den Gesellschaftsinseln (außer Tahiti und Oimeo) bringen für die Mission reichliche Beiträge auf. Im Jahre 1877 beliefen sich dieselben auf 6100 Mark. Die Stärke der Gemeinden möge folgende Tabelle zeigen:

	Inländische Pastoren.	Inländische Prediger.	Kommuni- kanten.	Aufhänger.
Raiatea	—	42	397	1400
Tahaa	—	32	278	700
Guahine	—	27	531	1665
Matao	1	—	—	—
Porapora	1	30	389	800
Raupiti	1	7	90	400

3. Die Australinseln und die Paumotuinseln. (Mangarewa und Pitcairn).

Im engsten Zusammenhange mit der Mission auf den Gesellschaftsinseln steht die Einführung des Christentums auf den Australinseln, die von den Franzosen die Tubuaiinseln genannt werden. Etwa 100 Meilen südlich von dem genannten Archipel und parallel mit demselben zieht sich die Reihe von 7 Inseln, von denen nur 5 bewohnt sind, in ostkübdöstlicher Richtung hin. Nur die westlichste (Gull, Sands I.) ist ein Lagunenriff mit einigen unbewohnten Inselchen; die übrigen sind alle vulkanischen Ursprungs, den Gesellschaftsinseln sehr ähnlich, wenn auch ihre Großartigkeit nicht erreichend. Auch in physikalischer Hinsicht stimmen sie ganz mit denselben überein, nur hat das Klima hier ausgeprägter die trodene Jahreszeit, die mit unserm Winter übereinstimmt und die Regenzeit vom Mai bis zum Oktober, in die rauhere Westwinde der höheren südlichen Breiten die Gruppe streifen, und auf den östlichen Inseln, jedenfalls auf Rapa wenigstens, den Brotfruchtbaum nicht zulassen, während auch die Kokospalme verkümmert. Alle diese Inseln sind schwer zugänglich bis auf einen größeren Hafen auf Rapa. Daher ist der europäische Verkehr hier sehr unbedeutend geblieben. Die bewohnten Inseln sind von Westen her folgende:

1. Rimatara, $\frac{1}{2}$ Meile lang, in der Mitte etwa 100 Meter hoch. Der sanft nach den Küsten abfallende Boden ist sehr fruchtbar.
2. Rurutu (auch Heteroa oder Ohiteroa genannt) ist größer, 3 Meilen im Umfange. Die Mitte ist bergig mit gut bewässerten Thälern, umgeben von einer reichen Küstenebene.
3. Tubuai ist noch etwas größer und enthält zwei durch einen Rücken verbundene Berggruppen, die meist von sumpfigen Strichen (in denen viel Taro gebaut wird) umsäumt sind, während der Boden nach

dem Ufer hin etwas ansteigt. Die Insel bietet ein malerisches Bild; es fehlt ihr jedoch die mannigfache Vegetation der Gesellschaftsinseln, und die Berge sind zum Theil kahl.

4. Rawaſwai auch Wawitao ober Highbland genannt, ist etwa so groß wie Rurutu, und von einem steilen Bergrücken durchzogen, und in ein östliches und westliches Gebiet getrennt, dessen Bewohner in alter Zeit sich vielfach betriegten. Auf beiden Seiten liegen fruchtbare Thäler, die in den flachen Küstenrand münden.

5. Rapa (bei ihrem Entdecker Vancouver: Oparo), ist die größte der Australinseln ($1\frac{1}{2}$ Meilen lang), sowie die gebirgigste. Die malerischen Felsenberge, welche Türmen und Burgen ähneln, lassen nur wenig ebenes Land übrig. Die Vegetation ist spärlich. Nur auf der Nordseite gibt es höhere Bäume; sonst sind die Berge kahl oder mit niedrigem Gesträuch, Formen oder Gras bedeckt. Auf dieser Insel findet sich Steinkohle, die auch von den Eingebornen zum Kochen gebraucht wird.

Jenseits Rapa liegt noch die unbewohnte Gruppe, meist nackter, steiler Felsen, welche von den Europäern Bakrocks, von den Eingebornen Morotiri genannt werden.

Die Bewohner der Australinseln zeigen die größte Verwandtschaft nach 2 Seiten: mit den Tahitiern und den Herveyinsulanern. Meistens hält sie für Stammesgenossen der letzteren, die durch ihre politische Verbindung mit Tahiti, resp. Einwanderung von dort beeinflusst wurden. Jetzt herrscht der tahitische Dialekt. Die Bevölkerung ist infolge von Epidemien sehr zusammengeschmolzen, und mag jetzt nicht über 12—1300 betragen (genauere Angaben fehlen), während Rapa allein zur Zeit seiner Entdeckung, vor 90 Jahren, auf mehr als 1500 Einwohner geschätzt wurde: jetzt zählt es deren nur noch 128. Dem Charakter nach gleichen sie den Tahitiern, doch zeichnen sie sich vor jenen bedeutend aus durch strengere Sittlichkeit, Fleiß und Betribsamkeit. Schon in alten Zeiten standen sie mit den Staaten auf den Gesellschaftsinseln in Verbindung, und zwar die beiden westlichen mit Raiatea, während die östlichen unter der Herrschaft von Tahiti standen. Bei dem Eindringen der Franzosen wurden infolge davon wenigstens Tubuai und Rawaſwai dem Protektorat unterworfen; aber auch Rapa wurde 1867 herangezogen, als es eine englische Dampfergesellschaft — besonders mit Rücksicht auf die dort befindlichen Kohlen — zu ihrer Station machen wollte.

Die Einführung des Christentums geschah in den Jahren 1820—26 von den Gesellschaftsinseln aus, und zwar zuerst auf Rawaſwai. Pomare II. von Tahiti hatte auch auf dieser Insel, trotz ihrer Entfernung, großen Einfluß, und da er nach seiner Belehrung zum Christentum für dessen Ausbreitung sehr eifrig war, besuchte er sie im Jahre 1820 mit einem tahitischen Lehrer, Para, stiftete eine Versöhnung zwischen den beiden kriegführenden Parteien, bewog sie ihre Götzen wegzuerwerfen, und ließ neben Para noch einen Lehrer zurück, um sie im Lesen und Schreiben und andern nützlichen Fertigkeiten zu unterrichten. Alles wandte sich dem Christentum zu, ein Bethaus, später

eine 180
Kast über
im andern
zum Teil
Para leh
daß Missi
Kott¹⁾ vo
Henry d
Deputirten

Auch
legenheit
ein europä
welche $\frac{1}{2}$
übrig gebl
führung be
putirten de
abgethan u
vollzog im
übrigen Te

Besond
christlichen
Tubuai bes
hinterlassen
wurden. A
nahmen auf
an, um den
entrinnen.
Zeit, in de
nach der Se
erfaßt und
schaft des ei
andere unter
Ungemachs
den Weissen
noch einmal
und, da sie
von den W
namentlich
getrieben w
denben Kurr
die neu erle
der Kirche u
sie entschied
emfiger Begl
kehr in die
sein finstere

¹⁾ cf. Bas

eine 180 Fuß lange und 80 Fuß breite Kirche von Flechtwerk mit Rast überzogen, ward am Meeresstrand errichtet und vor einer kleineren im andern Distrikt die abgesehten Bögen aufgestellt, aus denen man zum Teil auch Kirchstühle machte. (Tabuhu, der König der Insel, und Para stellten, als Kapitän Grimmes 1821 zufällig Raiwaiwai besuchte, daß Missionare kommen möchten, und so brachte denn 1822 Missionar Rott¹⁾ von Tahiti noch 2 Lehrer und, Ende 1823 vollzog Missionar Henry die erste Taufe an 52 Eingebornen in Gegenwart der beiden Deputirten Tyermann und Bennet.

Auch auf Tubuai hatte Missionar Rott bei der erwähnten Gelegenheit zwei Lehrer zurückgelassen. Dort war 2 Jahre zuvor durch ein europäisches Schiff eine ansteckende Krankheit eingeschleppt worden, welche $\frac{1}{2}$ der Bevölkerung hingerafft hatte. Nur 300 Seelen waren übrig geblieben. Die Lehrer wurden willig aufgenommen, und die Einführung des Christentums ging ohne Hindernis von statten. Die Deputirten der Missionsgesellschaft fanden 1824 das Heidentum bereits abgethan und konnten der Erfindungstaufe beiwohnen. Missionar Davies vollzog im folgenden Jahre das Sakrament an 84 Personen. Die übrigen Teile der Bevölkerung scheinen ihnen bald gefolgt zu sein.

Besonders interessant ist die Geschichte von der Pflanzung der christlichen Kirche auf Kurutu. Das Schiff, welches im Jahre 1820 Tubuai besuchte, war auch hier gelandet und hatte dieselbe Krankheit hinterlassen, so daß von 6000 Einwohnern zuletzt nur noch 314 gezählt wurden. Da erbauten sich (1821) zwei Häuptlinge zwei große Boote, nahmen auf was Platz hatte, und vertrauten sich Wind und Wellen an, um dem Jorn der Götter, welchem man die Seuche zuschrieb, zu entinnen. Zuerst kamen sie nach Tubuai, von wo sie nach einiger Zeit, in der Hoffnung daß die Pest zu Ende sein werde, sich wieder nach der Heimat aufmachten, unterwegs aber von gewaltigem Sturm erfasst und regellos auf dem Meer umhergetrieben wurden. Die Mannschaft des einen Bootes wurde bald ein Raub des Hungertodes; die andere unter dem Häuptling Auura trieb nach 3 Wochen unsäglichem Ungemachs auf der westlichen Gesellschaftsinsel Maurua an, wo sie von den Weißen und den durch sie entstandenen Veränderungen hörten, sich noch einmal auf das Meer begaben, um die Friedensboten aufzusuchen, und, da sie die einzige Anfuhr der Insel Borabora nicht finden konnten, von den Wellen nach dem damals in Christentum und Zivilisation, namentlich durch J. Williams schon ziemlich fortgeschrittenen Raiatea getrieben wurden. Groß war die Verwunderung der 25 hier landenden Kurutuer, als sie die nette Kleidung, die schönen Wohnhäuser, die neu erlernten Künste der Raiateer sahen, als sie den Gesang in der Kirche und die Predigt in ihrer Sprache hörten; doch bald waren sie entschrieben, und Auura und mehrere seiner Begleiter fingen an mit emfiger Begier zu lernen. Nach 3 Monaten schickten sie sich zur Rückkehr in die Heimat an, der Häuptling aber erklärte, er könne nicht in sein finsternes Geburtsland zurückkehren, ohne ein Licht in der Hand zu

¹⁾ cf. Basler Missionsmagazin 1824, II, p. 238.

haben, womit er sagen wollte, daß man ihm Lehrer für sein Volk mitgeben möchte. Sein Wunsch ward unter der Gemeinde zu Raiatea bekannt gemacht, und sogleich traten zwei Nationalgehilfen, Mahamene und Puna, hervor und sprachen: „Hier sind wir, sendet uns!“ Auch die ganze Gemeinde bezeugte ihre Theilnahme, indem der eine ein Messer, der andere eine Scheere, ein dritter ein Stück Leinwand, ein vierter einige Nägel oder irgend ein nützliches Werkzeug brachte, das sie mitnehmen sollten. So ging denn im Juli 1821 das erste Missionsboot nach Kurutu ab. Hier angekommen, knieten alle auf dem Gesabe nieder und dankten Gott für ihre Erhaltung, ohne darauf zu achten, daß der Ort, wo sie sich befanden, dem Oro geheiligt war. „Sie werden sterben“, verlautete es alsbald unter den übrigen Kurutuern; und als jene vollends gemeinschaftlich mit den Frauen Speise zu sich nahmen, erwartete man zuversichtlich, daß sie am Leibe schwellen und tot zur Erde fallen würden. Als nichts erfolgte, hieß es: „Vielleicht wird der Gott in der Nacht kommen und sie töten; wir wollen warten und sehen.“ Am Morgen aber verwandelte sich das Erstaunen der in ihrer Erwartung abermals getäuschten Eingebornen in förmlichen Arger, daß sie so lange schon von dem bösen Geiste betrogen worden seien. Die angekommenen Lehrer begannen nun ihr Werk, und Auru veranstaltete eine Versammlung des Königs, der Häuptlinge und des Volkes, in welcher er auf Abschaffung des Götzendienstes antrug, die Lehrer seinen Landeleuten empfahl, zwei Widersachern aber den Mund stopfte, worauf auch die beiden Lehrer zur Annahme des Evangeliums ermahnnten. Am Tage nach dieser Volksversammlung ward beschloffen, daß alle zusammen essen sollten, was zugleich über die Wahrheit des Wortes entscheiden sollte, da die Götzpriester geweisst hatten, sobald eine Frau von einem Schwein oder einer Taube oder an einem heiligen Plage etwas genieße, werde sie vom bösen Geiste getroffen werden. Geschehe dies nun nicht, so sollten alle Götzen ins Feuer wandern. So kamen sie denn zusammen und aßen mit einander, ohne den geringsten Schaden zu leiden, und nun fielen alle Götzbilder und Altäre auf einen Tag. Schon nach einem Monat lehrte das erste Missionsboot von Kurutu zurück, zum Staunen der Christen auf Raiatea bis oben mit Götzen angefüllt. Man las in öffentlicher Versammlung die Briefe, welche Puna und Mahamene dazu geschrieben, vor und dankte dem Herrn für das Gelingen dieses ersten von Raiatea ausgegangenen Missionsversuches. Unter den zur Schau ausgestellten Götzen erregte der Hauptgötze Aia besonders Aufmerksamkeit, da er nicht nur von außen mit kleinen Götzen überdeckt war, sondern auch eine Öffnung im Rücken hatte, die, als man sie aufthat, das seltsame Schauspiel von 24 kleinen Götzen darbot, die er im Leibe trug. Im Oktober 1823 machte Williams von Raiatea aus einen kurzen Besuch auf Kurutu, und als er und Bourne nach den Deputirten der Londoner Missionsgesellschaft, Tyerman und Bennet, welche schon im September 1822 und später im Dezember 1823 daselbst vorfuhren, im Oktober 1825 wieder dahin kamen, fanden sie die ganze, nicht viel über 200 Seelen betragende Bevölkerung bereits getauft; sie waren sauber gekleidet und

anständig
Kirche, der
wurde, un-
ansehnliche
Thätigkeit

In al-
durch tathit
war bei selb
eine häßsch
Teil der B
sahen mit
der Insel n
leben. In
zunächst im
Williams to
Zwei Jahre
darunter der
lung festgest
arbeit thun
während jen

Nach M
Eingebornen
hatte (1825)
alles was f
einigen Woch
und Nene, in
gebenen Erlä
Im se'gender
Lehrern nach
bau verstand.
Jahre später
Christentum l
vermindert.

1836 nur noc
Die Auf
der Gesellscha
nicht, da die
Götterschen
lassung 1851
nahmen die
drängten mit
Nordamerika
Pflege eingebo
auf Raiatea er
und es zeigen
Leben. Das
suchungen läßt
berichten ist f

anständig in ihren Sitten, hatten hübsche Wohnhäuser rings um ihre Kirche, deren Rangel von den in Ruhe versecten Kriegsspeeren getragen wurde, und fleißig bearbeitete Gärten; Erwachsene und Kinder machten ansehnliche Fortschritte im Lernen und zeigten einen großen Trieb zur Thätigkeit und Betreibung europäischer Künste.

In aller Stille war auch die Bevölkerung von Rimatara 1822 durch tahitische Lehrer christianisirt worden, und Missionar Williams war bei seinem Besuche im folgenden Jahre nicht wenig erstaunt, bereits eine hübsche, 60 Fuß lange Kirche vorzufinden, sowie den weiblichen Theil der Bevölkerung in anständigen Kleidern zu sehen. Die Männer sahen mit ihren großen Bärten noch etwas wild aus: es fehlten auf der Insel noch die Rasermesser. Alle schienen in großer Eintracht zu leben. In der Schule saßen 130 Schüler. Auch Erwachsene lernten zunächst im Sande schreiben, da es an allen Schulbüchern fehlte. Williams konnte ihnen 50 Exemplare der Apokalypse zurüchlassen. Zwei Jahre später besuchte er die Insel wieder und kaufte 25 Personen, darunter den König. Damals wurde durch Beschluß der Volksversammlung festgesetzt, daß fortan nicht mehr die Frauen die schwere Feldarbeit thun sollten, welcher von nun an sich die Männer unterzogen, während jene ihre Thätigkeit auf den häuslichen Kreis beschränkten.

Nach Rapa kam das Evangelium infolge eines Besuchs zweier Eingebornen von dort auf Tahiti, welche ein Schiffslapitän mitgebracht hatte (1825). Missionar Davies nahm sie mit in die Schule. Von allem was sie sahen und hörten, belamen sie tiefe Eindrücke. Nach einigen Wochen lehrten sie in Begleitung zweier tahitischer Lehrer, Hopa und Nene, in ihre Heimat zurück. Nach den von ihren Begleitern gegebenen Erläuterungen wurden letztere mit Begeisterung aufgenommen. Im folgenden Jahre kam Missionar Davies selber mit zwei weiteren Lehrern nach der Insel, deren einer sich auch auf Häuser- und Bootbau verstand. Bald hatte die christliche Kultur Wurzel gefaßt. Fünf Jahre später fand der Missionar fast die ganze Bevölkerung zum Christentum bekehrt. Leider wurde dieselbe bald durch Epidemien sehr vermindert. Von den früheren 1500—2000 Einwohnern waren schon 1836 nur noch 500 am Leben.

Die Australinseln wurden dann und wann von den Missionaren der Gesellschaftsinseln besucht; stationirt werden konnten solche dort nicht, da die Häuflein zu klein waren. Nur für kurze Zeit waren die Goknerschen Brüder Mohn und Hornes, die auf Kraußes Veranlassung 1851 ausgesendet waren, auf Murutu thätig. Bald darauf nahmen die Franzosen Tubuai und Hawaitai in Besitz und verdrängten mit ihrem Einflusse jene deutschen Missionare, die sich nach Nordamerika zurückzogen. Obwohl die christlichen Gemeinden nur der Pflege eingeborner Geistlichen anvertraut sind, welche ihre Ausbildung auf Raiatea erhalten, halten sie doch treulich fest an ihrem Christentum, und es zeigen sich unter ihnen manche Spuren von regem christlichen Leben. Das Fehlen des starken europäischen Verkehrs mit seinen Versuchungen läßt sich hier besonders wohlthuend spüren. In den Missionsberichten ist selten Genaueres über dieses abgelegene Stückchen des

Miſſionsſelbes erwähnt. Nur gelegentlich der Beſuche, welche das Miſſionſſchiff der Londoner Geſellſchaft (der „John Williams“) dort etwa alle 2 Jahre macht, bringen einige kurze Notizen zu uns herüber. Es ſind dies allemal beſondere Freudentage für die chriſtlichen Gemeinden. Leider kann ſich das Schiff nicht lange bei den einzelnen Inſeln aufhalten. Der Miſſionar von Raiatea kommt ans Land, es wird mehrmals Gottesdienſt gehalten, die Schule geprüft, die Gemeinden bringen ihre oft bedeutenden Beiträge für die Miſſion in Kofosöl und Arowroot¹⁾, ſowie große Haufen Früchte und Nahrungsmittel, als Geſchenke für den Miſſionar und die Schiffsmannſchaft. Für jenen gibt's gewöhnlich noch viel zu thun, Schriftſtellen zu erklären, Bücher zu verkaufen, Punkte der chriſtlichen Lehre zu erörtern u. dergl. Die Eingebornen umbrängen ihn bis in die Nacht hinein. Der Abſchied iſt ebenſo wie die Ankunft ſehr bewegt, und der Miſſionar hat zu thun, um allen die Hand zu reichen. Meißtenteils machten die Miſſionare bei dieſen Viſitationen erfreuliche Erfahrungen. Nur auf Tubuai, wo ohnehin ſchon vielleicht der franzöſiſche Einfluß nicht günſtig wirkte, hatte ſich ein ganz beſonderer Feind eingefunden und ſchwere Verheerungen angeſtiftet: der Mormonismus. Schon 1864 wurde berichtet, daß die Bevölkerung ſich in traurigſter Lage befinde — das religiöſe Intereſſe ſei ganz eingeſchlafen.

Um jene Zeit wurde Rapa ſchwer heimgesucht. Es war die Periode, wo der beſonders von Peru aus betriebene Menſchenhandel in Blüte ſtand, über den wir an einer andern Stelle noch ausführlicheres mitzuteilen haben. Die Regierung von Peru, welche die ſchändliche Quälerei der Südpacifiſchen Inſulaner unter ganz ungewohnten Arbeiten doch nicht unter ihren Augen hingehen laſſen konnte, beſtimmte ein Schiff, auf dem 360 dieſer unglücklichen Menſchen in ihre Heimat zurückgeführt werden ſollten. Auf dem Schiffe aber brachen die Pocken aus und rafften nicht weniger als 344 der Inſulaner hin. Die 16 Überlebenden ſetzte der Kapitän auf Rapa ab²⁾, wo alsbald eine fürchterliche Pockenepidemie ausbrach, die ein Drittel der Bevölkerung hinraffte. Nach allen Nöten fand Miſſionar Green die Überlebenden (128?) treulich in ihrem Chriſtentum verharrend. Sie gaben ſogar 104 Mark als Opfer für die Miſſion.

Am erfreulichſten klingen die Berichte immer von Rurutu. Ihre Liebe zu Gottes Wort haben die Leute dort in neuerer Zeit wieder durch den Bau einer ſchönen, kunſtvollen Kirche bewieſen, welche die ganze Bevölkerung der Inſel (660?) zu faſſen vermag. Neben aller jahrelangen Arbeit, die ſie darauf verwandten, haben ſie auch für allerlei dazu importirtes Material etwa 16 000 Mark ausgegeben. Zur feierlichen Einweihung ſandten ſie einen ihrer Schuner nach Tahiti, um den Miſſionar Green zu holen, der die Feier vollzog. — Vor einigen

¹⁾ Rurutu (600 Seelen) opferte 1874—75 mehr als 213 Dollar — 852 Mark.

²⁾ Die Eingebornen wollten ſich zundächſt weigern, die Kranken aufzunehmen, da ſie die Anſteckung fürchteten. Der Kapitän aber erklärte, er würde jene einfach über Bord werfen. Daraufhin wurden ſie aufgenommen.

Fahren m
Leute ein
derſelben
Schulezan
ihrem abg
geblieben

Die f

Londoner

von Jahre

auf die ne

Päſtoren

153 Schül

Ebenſ

eine dieſen

öſtlich geleg

Sie umfaſſe

die zum Te

gehen. Es

Gewirr von

nördlichen

blauen Geſſ

Ausdehnung

Namen Pa

Archipels be

Namen beſi

als Inſelwo

päſiſcher An

und iſt beſh

iſt der Archi

reichen Riſſe

beſondere Ge

Auch das iſt

Bildung (M

die übrigen

nahmen der

inſeln. Im

durch verſchie

bedeutend, wä

über erreichen

während ande

ſich um die ſ

³⁾ „Die im
Antrag der Abg
werden ſollte, h
Regierungsberich
⁴⁾ An einige
breiter.

Jahren machte der König von Kurutu mit einer größeren Anzahl seiner Leute eine Vergnügungsreise nach den Herveyinseln, wo sich einige derselben auf Karotonga bei dem mit Preisverteilung verbundenen Schuleramen beteiligten. Sie mußten jedoch inne werden, daß sie auf ihrem abgelegenen Inselchen auch im Unterricht noch etwas zurückgeblieben sind.

Die statistischen Angaben, welche sich in den Jahresberichten der Londoner Mission über die Australinseln finden, sind seit einer Reihe von Jahren schon immer die gleichen. Man sieht, daß sie nicht bis auf die neueste Zeit fortgeführt sind. Darnach gibt es dort 4 ordinierte Pastoren und 23 Prediger, 421 Kommunitanten, 1340 Anhänger, 153 Schüler und Schülerinnen, Beiträge: 564 Marl.

Ebenso wie die Australinseln im Süden der Gesellschaftsinseln eine dieselbe parallele Kette bilden, läßt sich auch in den östlich und südöstlich gelegenen Paumotuinseln die gleiche Streichungslinie erkennen. Sie umfassen jedoch nicht bloß eine Kette, sondern deren mehrere (4—5), die zum Teil so dicht neben einander liegen, daß sie in einander übergehen. Es sind nicht weniger als 78 Inseln resp. Inselgruppen, „ein Gewirr von Korallenriffen und Atollen, welches zahlreich und (im nördlichen Teile) dicht gedrängt, wie die Sterne einer Konstellation die blauen Gefilde des Ozeans im Osten der Gesellschaftsgruppe in einer Ausdehnung von 15 Breitengraden übersäet.“ Darnach hat man den Namen Paumotu, mit welchem die Tahitier jenen nördlichen Teil des Archipels benennen¹⁾, (während die Eingebornen gar keinen umfassenden Namen besitzen, sondern nur die einzelnen Inseln resp. Atolle benennen) als Inselwolke gedeutet. Die Deutung legt jedoch zuviel von europäischer Anschauungsweise in das Sprachbewußtsein der Eingebornen und ist deshalb schwerlich zutreffend. Von den europäischen Entdeckern ist der Archipel ganz bezeichnend „der gefährliche“ genannt, da die zahlreichen Riffe bei außerordentlich heftiger Brandung hier dem Schiffer besondere Gefahren darbieten. Andre sagen: „die niedrigen Inseln“. Auch das ist zutreffend, wenn wir die südlichen Inseln vulkanischer Bildung (Mangareva, Pitcairn u. s. w.) ausschließen wollen. Alle die übrigen Inseln gehören nämlich mit ein paar unbedeutenden Ausnahmen der flachen Korallenformation an und sind sämtlich Laguneninseln. Im einzelnen weichen sie allerdings sehr von einander ab, durch verschiedene Ausdehnung und Gestalt. Einige sind ganz unbedeutend, während andre eine Ausdehnung von 10 Meilen und darüber erreichen; einige bilden einen unregelmäßigen Kranz von Inselchen, während andere ein zusammenhängendes schmales Band bilden²⁾, das sich um die spiegelglatte Lagune schlingt, während draußen unablässig

¹⁾ „Die im tahitischen Parlament gespielte Komödie, wonach der Name auf Antrag der Abgeordneten von Anaa in Tuamotu (entfernte Inseln) umgewandelt werden sollte, hat nichts zur Folge gehabt. Der neue Name ist auf die französischen Regierungsberichte beschränkt geblieben.“ Meinike II, S. 430.

²⁾ An einige Stellen nur einige Hundert Schritte, an andern $\frac{1}{2}$ Meile und breiter.

die weißschäumende Brandung tobt. Auf eilichen der Inseln ist die Lagune bereits verschwunden, aber ihre frühere Stelle in der Mitte durch die vertiefte Lage wohl noch zu erkennen. Meistens erheben sie sich nur wenige Fuß über die Flutmarke. Der Boden besteht aus Korallen sand, ist dürr, wasserarm und daher unfruchtbar, die Vegetation einförmig und auf wenige Arten (20—50) beschränkt, die meistens der tahitischen Strandvegetation entsprechen. Ohne die reichlich vertretene Kokospalme würden die Inseln kaum bewohnbar sein. In neuerer Zeit sind namentlich auf den westlichen Inseln weitere Pflanzen eingeführt worden, wie Brotfruchtbaum, Banane, Taro, Ananas u. Auch die Tierwelt ist nicht durch viele Arten vertreten. Man findet eine Ratte, einige Landvögel (Papagei, Taube, Drossel), einige Eidechsen und sehr wenige Insekten. Im Gegensatz dazu sind die Seethiere ebenso häufig als verschiedenartig: Delphine, Seevögel aller Art, Seeotter und Schildkröten, in größter Fülle aber Fische (in mehreren Lagunen giftige), Mollusken (darunter die für den Verkehr wichtige Perlmuschel, wonach der ganze Archipel bei den Händlern zuweilen die Perlinseln genannt wird), Krustaceen, Holothurien und Zoophyten.“

Die sämtlichen Inseln aufzuzählen, welche zumeist von verschiedenen europäischen Seefahrern benannt, auf unsern Karten mehrere Namen tragen — das würde hier über unsern Zweck hinausgehen. Wir beschränken uns auf die, die für die Mission wichtig geworden sind.

Nordöstlich von Tahiti liegen vier größere Lagunengruppen, welche Cook die Palliserinseln benannte. Arutua (Rogebues Kurik), 5 Meilen lang, hat auf der Süd- und Südostseite mehrere schmale Inseln, deren größte $\frac{1}{2}$ Meile lang ist, während die Südwestseite bloß ist und auf der Ost- und Nordseite einige Inselchen zerstreut liegen, die gut bewaldet sind, doch nicht viel Palmen tragen. Auf der Nordseite finden kleine Schiffe einen Eingang in die Lagune. Südlich davon liegt Raikura (Aurua im tahitischen Dialekt), die sich in ovaler Form 6 Meilen in westsüdwestlicher Richtung hinzieht, hat auf dem Niff, das an 2 Stellen für Boote Durchlaß bietet, viele kleine, gut bewaldete Inseln mit Palmen. Außer diesen gehören zu den Palliserinseln noch Apataki (Apatai; Krusensterns: Sagemeister) und Loau (Elizabeth). Nordwestlich von denselben liegt die größte der Baumotuiniseln, Rangiroa (tahitisch Ra'iroa¹), 13 Meilen lang und 5 Meilen breit. Die mächtige Lagune ist nur auf der Nordseite von längeren Inseln eingefaßt. Nicht viel kleiner ist Fakarawa (Fakarawa), im Südosten der Palliserinseln, die Bellinghausen: Wittgenstein nannte. Unter den kleinen gut bewaldeten Inseln auf der Ostseite sind Rotoawa und Tetamanu hervorzuheben. Die ausgedehnte Lagune, welche weniger als die übrigen von Korallenbänken gefährdet ist, bildet den besten Hafen des Archipels, zu dem ein paar genügend breite Kanäle durch das Niff führen. Auch die nordöstlich von Fakarawa gelegene Insel Ra-

¹) Daraus entstand durch einen Stichefehler auf der Arrowsmith'schen Karte der Name Raikura, der auch von Willens aufgenommen und sich überhaupt ganz allgemein auf den Karten eingebürgert hat. Ich bitte, denselben auf Polynesien Nr. 9 meines Atlases zu streichen.

wehi hat
liegt An a
stärksten b
littische Be
Palmen b
durch die f
fahrzeuge z

Alle d
weiter zerf
haben (10
übergefen
noch nicht
dieser Insel
neren Grup
gewinnen.
schaften ist
nicht. Wohl
Einfluß gen
in ähnlicher
sich, wie ich
Sprache der
rotonga nah
allen polyne

Im gan
nestern zurü
die neueste
zeigten sie in
Polynesier.
Reuschheit,
Kämpfen fin
widlung na
und mit Un
liegt, sind of
Kokospalme
das Meer:
Muscheln.
Regenwasser
brauch des I

Die ger
ganz naht.
Inseln aber
eingeführt. A
Tahiti aus e
zu haben. A
pflanzung der
der Fische
Boote sind be
geschägt. Auf

weht hat in ihrer Lagune einen guten Hafen. Südlich von jener liegt Anaa (von Cool Chain I. — Ketteninsel — genannt), die am stärksten bewohnte Insel des ganzen Archipels, welche allein einige politische Bedeutung erlangt hat. Das Riff hat viele kleine, gut mit Palmen besetzte Inseln. Der seichte Bootkanal bei Tuuhora ist durch die französische Regierung vertieft und erweitert und so für Küstenfahrzeuge zugänglich gemacht worden.

Alle die übrigen Inseln, die in der südöstlichen Hälfte des Archipels weiter zerstreut gelegen sind und meist nur eine geringe Bewohnerzahl haben (10—20, nur wenige über hundert) oder ganz unbewohnt sind, übergehen wir. Die Zahl der Bevölkerung läßt sich zur Zeit noch nicht genau feststellen, da dieselbe infolge der dürftigen Süßwasserquellen dieser Inseln zum Teil ein eigentümliches Wanderleben führt, und in kleineren Gruppen von einer Insel zur andern schifft, um ihre Nahrung zu gewinnen. Die Stellung der Paumotuier unter den polynesischen Völkern ist noch nicht ermittelt. Identisch sind sie mit den Tahitiern nicht. Wohl aber haben die letzteren auf den westlichen Inseln solchen Einfluß gewonnen, daß selbst ihre Sprache jetzt dort eingebürgert ist, in ähnlicher Weise wie auf den Australinseln. Auf den übrigen hat sich, wie schon die Namen zeigen, die vom Tahitischen abweichende Sprache der Eingebornen erhalten. Letztere soll dem Dialekt von Rarotonga nahe stehen. Auffallend ist die Verschiedenheit der sonst in allen polynesischen Sprachen gleichen Zahlwörter.

Im ganzen sind diese Insulaner weit hinter den meisten Polynesiern zurückgeblieben. Auf den entlegeneren soll sogar noch bis auf die neueste Zeit Anthropophagie vorkommen. Gegen die Europäer zeigten sie immer viel mehr Mißtrauen und Furchtsamkeit, als andere Polynesiern. Doch hat man bei ihnen Nettigkeit, Zuverlässigkeit und Keuschheit, sowie Energie und Ausdauer kennen gelernt. In ihren Kämpfen sind sie wild und grausam. Auch ihrer körperlichen Entwicklung nach übertreffen sie die Tahitier; doch sind sie äußerst schmutzig und mit Ungeziefer bedeckt. Die Frauen, denen die härteste Arbeit obliegt, sind oft auffallend häßlich. Ihre Nahrung ist sehr einseitig. Kokospalme und Pandanus bieten ihnen die einzige Pflanzenspeise; das Meer: die oft roh gegessenen Fische, Schildkröten, Krebse und Muscheln. Bei der Seltenheit des süßen Wassers sammeln sie das Regenwasser in Löchern im Korallenfels. In neuerer Zeit ist der Gebrauch des Tabaks allgemein geworden.

Die geringe Kleidung besteht aus Matten; oft gehen die Männer ganz nackt. Tatuierung wird reichlich angewendet. Auf den westlichen Inseln aber ist durch Einfluß der Tahitier schon die europäische Tracht eingeführt. Von Landbau ist keine Rede. Die Versuche, denselben von Tahiti aus einzuführen, scheinen noch keinen bedeutenden Erfolg gehabt zu haben. Dagegen hat die Nachfrage nach Kopra schon größere Anpflanzung der Kokospalme zur Folge gehabt. Das Hauptgeschäft ist der Fischfang, in dem die Eingebornen sehr geschickt sind. Ihre Boote sind besser gebaut als die der Tahitier und selbst von letzteren geschätzt. Auf den Lagunen brauchen sie solche aus ausgehöhlten Kokos-

ſtammen; für die See haben ſie große, durch eine Plattform verbundene Doppelboote. Sehr geſchickt ſind ſie im Mattenſtechten. Ihre Geräte ſind ſehr einfach und beſtehen noch größtentheils nach alter Weiſe aus Knochen, Muſcheln, Steinen und Holz.

Das Heidentum hat ſich auf dem Paumotuarchipel wahrſcheinlich mehr als auf irgend einem andern des ganzen Polyneſiens erhalten. Hier gibt es noch Marae, auf denen Menſchen geopfert werden, ſo wie auf Tahiti vor hundert Jahren. Auch das Tapu mit allen ſeinen Beſchränkungen beſteht noch in Kraft. Die weſtlichen Inſeln hatten ſchon lange Verbindung mit Tahiti gehabt. Dahin retteten ſich in den Kriegen oft Flüchtlinge der überwundenen Partei. Pomare I. (Otu) unterwarf ſie ſeiner Herrſchaft, erhob von den Bewohnern einen beſtimmten Tribut und nahm von dorthier die ſtärkſten Krieger für ſeine Leibwache. Das franzöſiſche Protektorat hat jenen Teil des Archipels ohne weiteres mit annektirt, iſt aber dem Namen nach über das ganze Gebiet ausgedehnt worden, um deſſen größten Teil die Regierung ſich auch nicht im entferntekſten beſtimmt. Nur auf Anaa, zu Tuuhora, iſt ein franzöſiſcher Reſident, der Verwaltung und Gerichtsbarkeit des großen, weiten Reiches ausüben ſoll.

Die Einführung des Chriſtentums erfolgte wie es ſcheint zuerſt auf Anaa, Pomare II. ſchon 1817 einen Lehrer ſchickte. Auf den übrigen Inſeln fand es ſehr unvermerkt und allmählich ſeinen Eingang. Als 1822 zwei dort bekehrte Paumotuinſulaner als Lehrer in ihre Heimat (Fatarawa?) zurückgeſendet wurden, fanden ſie daſelbſt, inſolge des tahitiſchen Einflusses, den Götzendienſt bereits abgeſchafft. Im Jahre 1826 waren die hauptſächlichſten jener weſtlichen Inſeln bereits dem Evangelio gewonnen, und die jungen Chriſten bemüht ſich, daſſelbe auf den benachbarten Inſeln auszubreiten¹⁾. Überall wurde der Sonntag gefeiert und in jeder Hütte Hausgottesdienſt gehalten. Alles Rohe und Unanſtändige war ſchnell der chriſtlichen Kultur gewichen. Die Miſſionare von Tahiti kamen dann und wann um die chriſtlichen Gemeinden zu beſuchen, ſie mit Büchern zu verſehen und die Lehrer zu ſtärken. Aus dem Jahre 1842 werden 4 Stationen auf den Paumotuinſeln erwähnt. Wahrſcheinlich waren es Arutua, Rautura, Fatarawa und Anaa.

Die Berichte aus neuerer Zeit ſind ſehr dürftig. Nach der Vertreibung der evangeliſchen Miſſionare von Tahiti, ſcheint es, wurden dieſe Inſeln ſehr vernachläſſigt. Erſt in den Londoner Berichten von 1870 finden wir eine kurze Notiz, daß zur Belebung der Chriſtengemeinden 5 Jüdlinge des Seminars von Tahaa ausgeſandt waren. Sie trafen mit Ausnahme der 4—5 ganz evangeliſirten Inſeln traurige Zuſtände. Auf einer Inſel hatten die Eingebornen eine Kirche gebaut,

¹⁾ Beſonders wird ſolche Miſſion auf Makatea (Aurora I.) erwähnt, einer kleinen, in ihrem Bau ganz abweichenden gehobenen Koralleninſel, weſtlich von Rautura. Später iſt auch von Bow I. (Sao, La Garpe), 70 Meilen öſtlich von Anaa und Hyam Martin (Pinati), 30 Meilen ſüdlich von da, die Rede. Jedenfalls iſt noch hier und da eine oder die andre Inſel von Eingebornen chriſtianiſirt worden, worüber nie ein Bericht gedruckt wurde.

hielten ſie
Auf einer
wollten ger
dieſes Feld
Seit d
katholiſche
aber ebenſo
ſie mehrere
auf den öſt
die drei für
reiſen durch
18—20 Lon
ſterblichen B
ganz mit G
der Kürze h
und wird off
Aufopferung
dient alle An
äußerſt arm.
Kotospalmen
zuweilen mit
bloß von der
luſten. Auf e
wo Kränze vo
Auf manchen
hingebenden
ſehr äußerlich
wege bringen,
länger verweil
Zuerſt wird e
und Kinder, ſ
entſteht eine fr
Kirchhofe, auf
Alleen von Kol
pruntvolle Pro
der „heiligſten
Wenn der Miſſ
ſchlimmen Fein
die auf einigen
auf viele ander
noch einige An
haben ſie auf A
von Anaa geleg

¹⁾ Ein neuerer
auf Rangiroa, Rautura
die wegen des Eiſes
zuwenden könne.

²⁾ Sie gehörten

hielten sie aber geschlossen, weil sie nicht wußten, wie sie beten sollten. Auf einer andern Insel sagten sie, sie hätten keine Religion, aber wollten gerne beten lernen. Seitdem ist jedoch in den Berichten über dieses Feld nichts weiter zu finden.

Seit der französischen Besitzergreifung hat sich selbstverständlich die katholische Mission bemüht, Eingang zu finden. Es soll ihnen dies aber ebenso wenig wie auf Tahiti gelungen sein. Nur auf Anaa hat sie mehrere Gemeinden¹⁾. Dagegen arbeitet sie mit ziemlichem Erfolge auf den östlichen Inseln. Die Hauptstation ist Anaa, von wo aus die drei für den ganzen Archipel angestellten Missionare²⁾ ihre Rundreisen durch denselben machen. Es dient dazu ein eigenes Schiff von 18—20 Tonnen, das „zur Erinnerung an das große Konzil des unsterblichen Pius IX.“ den prunkvollen Namen „Vatican“ trägt und ganz mit Eingebornen bemannt ist. Manche Inseln werden nur in der Kürze besucht; auf andern verweilt der Missionar monatelang und wird oft durch ungünstige Verhältnisse länger festgehalten. Die Aufopferungsfreudigkeit, mit der diese harte Arbeit getrieben wird, verdient alle Anerkennung. Meist sind die Inseln, wie schon oben bemerkt, äußerst arm. Der mitgebrachte Vorrat von Kopra wird da, wo die Kokospalmen rar sind, bald weggegeben, und der Missionar lebt dann zuweilen mit jenen eben erst der größten Wildheit entrissenen Menschen bloß von der kümmerlichen Frucht des Pandanus, Fischen und Molusken. Auf einigen Inseln stehen bis jetzt noch die Götzenplätze (Marae), wo Kränze von den Schädeln der geopfertten Menschen aufgehängt sind. Auf manchen aber ist das Heidentum überwunden. Leider bringen jene hingebenden Männer den Insulanern das Christentum nur in einer sehr äußerlichen Fassung. Das erste, was sie mit ihren Katecheten zu Wege bringen, ist das Auswendiglernen der üblichsten Gebete. Wo sie länger verweilen, geben sie sich viel Mühe mit dem Bau der Kirchen. Zuerst wird ein Kalkofen hergestellt. Alle Eingebornen, auch Weiber und Kinder, schaffen vom Strande Korallenblöcke herbei u. s. w. Es entsteht eine freundliche Kirche, umgeben von einem sauber angelegten Kirchhofe, auf dem Kreuze aufgerichtet werden. Auch pflanzen sie lange Alleen von Kokospalmen. Ist die Bevölkerung erst gewonnen, so werden prunkvolle Prozessionen angestellt, Wittgänge zu den mit den Bildern der „heiligsten Herzen“, mit Lichtern und Fahnen geschmückten Stationen. Wenn der Missionar scheidet, gibt es einen rührenden Abschied. — Einen schlimmen Feind finden die katholischen Missionare an den Mormonen, die auf einigen Inseln festen Fuß gefaßt und ihre Irrlehre von dort auf viele andere verbreitet haben. Auf Anaa haben sie freilich nur noch einige Anhänger und sind am Aussterben. Desto festeren Halt haben sie auf Makemo und Takume, beide in nordöstlicher Richtung von Anaa gelegen. Manche Insulaner, die schon gute Katholiken zu

¹⁾ Ein neuerer Bericht sagt, daß ganz Apataki katholisch sei, und erwähnt auch auf Rangiroa, Rautuaa und Falarawa Häuflein von Katholiken, denen man freilich die wegen des Eifers der Irrgläubigen (Evangelischen) so nöthige Seelenpflege nicht zurechnen könne.

²⁾ Sie gehören der Gesellschaft der heiligsten Herzen (Joseph und Maria) an.

sein Scheinen, werden von ihnen wiederum zum Abfall verführt — natürlich hat besonders die mormonische Polygamie viel Anziehungskraft. Dennoch sollen bereits viele jener östlichen Inseln tren der katholischen Kirche angehören (Hao, Bow I., Fongatau, Tahitahi u. a.), während die noch wilden Eingebornen „scharnweise in das Schiff Petri eintreten“. Unter den regelmäßig besuchten Inseln werden noch Rairoira, Takoto, Amanui, Aitaki, Kaputa u. s. w. genannt¹⁾.

Im weiteren Sinne rechnet man zu dem Paumotuarchipel auch noch einige im Süden sich anschließende Inseln, die allerdings durch ihre vulkanische Bildung einen andern Charakter zeigen als die oben beschriebenen.

Wir nennen hier zunächst Mangarewa oder die Gambiergruppe, so genannt von dem Entdecker Kapitän Wilson (1797), zu Ehren des damaligen Präsidenten der Londoner Missionsgesellschaft. Aus der Lagune eines ausgebreiteten Korallenriffs erheben sich mehrere hohe Inseln, deren Berge (die in dem Duffberge sich 1250 Fuß erheben) völlig mit Wald bedeckt sind. Die größte derselben, Mangarewa, ist über eine Meile lang; die andern sind Tarawai, Aolena und Amamaru nebst einigen kleineren Inselchen. In physikalischer Hinsicht stimmen die Inseln mit Tahiti überein. Die Eingebornen aber sind Karotonganer, wie ihre Sprache beweist. Ihre Zahl wurde früher wohl übertrieben auf 4000 geschätzt. Um die Mitte unseres Jahrhunderts mögen es noch 1500 gewesen sein; 1872 zählte man 936. Von Tarawai kam im Jahre 1832 ein Eingeborner, Teroura, auf einem englischen Schiffe nach Tahiti, wurde hier im Christentum, dessen Wahrheiten er begierig aufsaßte, unterwiesen, und lehrte nach drei Monaten mit einem tahitischen Lehrer nach seiner Heimat zurück, ward aber hier von dem Volke, das eine eben herrschende Epidemie einem früheren, durch Lehrer aus Rapa gemachten Belehrungsversuch zuschrieb, argwöhnisch angesehen und auf Mangarewa selbst ausgeplündert, weshalb der Tahitier sogleich wieder umkehrte. Noch einmal kam im Februar 1833 ein durch Missionar Orsmond gesandter Lehrer von Rapa mit seinem Weibe nach den Gambierinseln, wo er auf Aolena eine kleine Gemeinde um sich zu sammeln wußte.

Um jene Zeit aber saßte man in Rom den Plan, der evangelischen Mission in der Südsee nachdrücklich entgegenzutreten. Die ersten katholischen Missionare langten 1835 vor Mangarewa an. Man wollte sie zunächst nicht aufnehmen und sie mußten auf Aolena landen, wo sie dem protestantischen Lehrer bald solche Konkurrenz machten, daß dieser kaum die nötige Nahrung erhalten konnte und sich zurückzog. Nicht lange darauf gewannen sie auch den König und die Bevölkerung der Hauptinsel für sich. Schon 1838 rühmte einer der Priester bei seiner Rückkehr nach Europa, daß er die sämtlichen Insulaner der Gruppe bekehrt habe. Seitdem ist Mangarewa die Basis für die weiteren Unternehmungen der katholischen Mission in der Südsee geworden.

¹⁾ Vergleiche die eingehenden Berichte in den Jahrbüchern zur Verbreitung des Glaubens, 1872 und 1873.

Auf
gegründet.
nicht genu
große mit
Zeit aber
früher zu
fänger den
in den Jah
zuhalten h
eille in eig
nichts über
Schließ
cairninsel
steigt mit ih
ohne Korall
mit ihrem
sich eine an
wasser ist s
wiesen. So
Steinbeile u
wie sie sich
findet man
ruht, obglei
kommt. Zu
aber auf eig
war Kapitän
dort nach W
Meuterei aus
in Booten an
nach Tahiti,
begaben sich
Die „Bounty
als aber eine
hittier ihm sel
Auf grauenwo
später nannte
fürchtbaren G
Bibel und fir
Erziehung des
und Seelsorge
archaischen B
von derselben

²⁾ Die gewö
die Europäer un
ein Versuch zu er
Diese brachten an
Adams der einzig
Burchardt, Missi

Auf dieser Gruppe schien der Katholizismus unerschütterlich fest gegründet. Die Ergebenheit und Frömmigkeit der Eingebornen konnte nicht genug gerühmt werden. Die Hauptinsel hat 4 Kirchen (eine große mit 3 Schiffen) und auch die andern haben je eine. In neuerer Zeit aber scheint das Volk seinen geistlichen Führern nicht mehr wie früher zu folgen. Meincke sagt, daß der zahlreiche Besuch der Perlenfänger den katholischen Missionaren Schwierigkeiten bereitet habe, und in den Jahrbüchern ist von Prüfungen die Rede, die diese Mission auszuhalten hatte, und 1872 war sie von neuem bedroht. Der Bischof eilte in eigner Person herbei, um diese zu beschwören. Ich finde aber nichts über den Erfolg.

Schließlich haben wir hier noch die kleine ($\frac{1}{2}$ Meile lange) Pitcairinsel zu erwähnen, die südlichste des ganzen Archipels. Sie steigt mit ihren malerischen Felswänden unmittelbar aus dem Meere auf ohne Korallenriff, ist mit üppiger Vegetation bedeckt und erhebt sich mit ihrem höchsten Gipfel über 1000 Fuß. An der Nordseite breitet sich eine anbaufähige Hochebene mit fruchtbarem Boden aus. Trinkwasser ist sparsam. Die Bewohner sind meist auf den Regen angewiesen. Schon in alten Zeiten ist Pitcairn bewohnt gewesen, wie alte Steinbeile und Überreste von Marae mit rohen Bildsäulen (ganz ähnlich wie sie sich auf Nawaiwai und der Osterinsel finden) beweisen. Auch findet man Gräber mit Skeletten, deren Kopf auf einer Perlmuschel ruht, obgleich dieselbe in dem umgebenden Meeresgebiet nicht vorkommt. Zu Ende der vorigen Jahrhunderte war sie unbewohnt, wurde aber auf eigentümliche Weise wieder bevölkert. Im Jahre 1789 nämlich war Kapitän Bligh nach Tahiti gesendet, um den Brotfruchtbaum von dort nach Westindien zu verpflanzen. Auf dem Schiffe (Bounty) brach Meuterei aus. Der Kapitän mit einem Teil der Mannschaft wurde in Booten auf offnem Meere ausgesetzt, die Meuterer segelten zuerst nach Tahiti, von wo sie 6 Männer und 12 Weiber mitnahmen, und begaben sich nach Pitcairn, um sich der gerechten Strafe zu entziehen. Die „Bounty“ wurde verbrannt. Anfänglich lebten alle in Eintracht; als aber eines Engländers Frau verunglückt war und einer der Tahitier ihm seine Frau überlassen sollte, entstand Mord und Mordschlag. Auf grauenvolle Weise kamen alle Männer bis auf einen, Alex. Smith — später nannte er sich John Adams — um das Leben¹⁾. Durch die furchtbaren Erlebnisse kam Adams zur Besinnung, las fleißig in seiner Bibel und fing ein neues Leben an. Er widmete sich mit Eifer der Erziehung des heranwachsenden Geschlechtes und wurde Vater, Regent und Seelsorger der kleinen Kolonie, die sich nun in friedlich patriarchalischen Zuständen entwickelte. Erst 1808 kam eine flüchtige Kunde von derselben nach Europa, 1815 und dann wieder 1825 (durch

¹⁾ Die gewöhnliche Version ist folgende: Die Tahitier verschworen sich gegen die Europäer und brachten sie um; nur Adams vermochte zu entkommen wie er war, ein Versteck zu erreichen, in dem er von den Frauen mit Zärtlichkeit gepflegt wurde. Diese brachten aus Rache alle tahitischen Männer um. — Jedenfalls blieb seit 1801 Adams der einzige Mann auf der Insel.

Burkhardt, Missions-Bibliothek. IV, 2. 2. Aufl.

Beckey) wurde die Insel besucht und ausführlich beschrieben. Adams stellte die Kolonie unter britischen Schutz. Als er 1829 starb, wurde ein ausgeübter Steuermann, Hobbs, sein Nachfolger. Die britische Regierung ließ 1832 das ganze Völkchen (87 Personen), um seine Lage zu verbessern, nach Tahiti übersetzen. Die meisten aber kehrten bald voll Heimweh in ihre stille Heimat zurück. Dort mehrten sie sich bis auf 194. Dann und wann konnte ein Besucher ihr friedliches patriarchalisches Leben, ihre Lebenswürdigkeit und Sittenreinheit rühmen¹⁾. Hobbs²⁾ wurde bei einem Besuche in London als Pastor der Gemeinde ordiniert (in Verbindung mit der Society for the Propagation of the Gospel). Da aber die Bevölkerung auf der Insel nicht mehr die genügenden Lebensbedingungen fand (durch Ausrottung des Waldes wurde der Regen vermindert), versetzte sie die britische Regierung 1856 nach der nordwestlich von Neuseeland gelegenen Norfolkinsel, wo bisher eine Verbrechertolonie bestanden hatte, die damals aufgehoben worden war. Die vorhandenen Gebäude, Einrichtungen u. s. w. wurden den Pitcairnern geschenkt. Hier führten sie ihr einfaches Leben ungestört weiter. Ihre Zahl war 1871 auf 340 gestiegen (obwohl eine Gesellschaft von ihnen nach Pitcairn zurückgekehrt war — ?). Gelegentlich der melanesischen Mission, die dort ihre Bildungsanstalt für Eingeborne errichtet hat, werden wir die Norfolkinsel nochmals zu erwähnen haben.

Nur kurz im Vorübergehen sei an dieser Stelle die ziemlich vereinzelt gelegene Insel *Rapanui* erwähnt. Der Entdecker (Hoggeveen 1722) nannte sie *Paascheyland*, Osterinsel, Cook: *Baihu* oder *Teapi*. Sie liegt 250 Meilen östlich von Mangarewa und 500 Meilen westlich von der südamerikanischen Küste, ist vulkanischer Formation, etwa $\frac{1}{4}$ Quadratmeile groß und von Karotongern bewohnt, die noch eine Tradition von ihrer Einwanderung besitzen und ihre Sprache bewahrt haben. Früher schätzte man ihre Zahl auf 1500, nach den Unthaten peruvianischer Sklavenhändler waren 1868 noch 930 übrig; 1870 raffte eine Pockenepidemie viele hinweg und verminderte die Bevölkerung auf 600. — Die katholische Mission hatte hier seit 1866 eine Station, und es schien als wenn sämtliche Bewohner gute Katholiken wären. Anfangs der sechziger Jahre aber wird berichtet, daß die Missionare sich ungünstiger Verhältnisse halber zurückziehen mußten. Ihre treuesten Anhänger nahmen sie nach Mangarewa mit. Die Station wurde aufgegeben.

4. Die Marquesainseln.

Nördlich von den Baumotuinseln (von Anaa etwa 150 Meilen nordöstlich) liegen die 1595 von Mendana entdeckten und seinem Gönner, dem Vizekönig von Neuspanien (Marques A. S. de Mendoza) zu Ehren

¹⁾ Man erkennt bei ihnen die Mischung europäischen und polynesischen Blutes. Sie sprechen beide Sprachen, tahitisch und englisch.

²⁾ Ich bin nicht gewiß, ob sich dies auf den oben genannten oder auf seinen Sohn bezieht.

benannte
Nur die
gegen Gr
inseln ge
sich für

Die
sich über
sein. S
Mangel
Küstenebe
erheben,
sind. Se
die Berge
Thäler u
jedoch nu
widelung.

Die
1. F
Spitze na
Basis 1
starken Br
liebliche
Panawan
Dai Vonre

2. L
legen, ist
an Gestalt
schwarzen
sich tief ein
unter einan
Felsen zu
steigen. Au
Thäler, ob
Wattahubat
obwohl —
von den B

3. Gi
tap der vor
Gruppe un
dürren Ber
Gipfel ist d
sind gut be
die ergiebig
freilich für
bewohnten
menu genar
Berge nach
Westküste ist

benannten Marfjasinseln. Der Archipel zerfällt in zwei Gruppen. Nur die südöstliche hatte der Spanier entdeckt. Die andre wurde erst gegen Ende des vorigen Jahrhunderts aufgefunden und Washingtoninseln genannt. Der obige Name aber hat, den letzteren verdrängend, sich für den ganzen Archipel eingebürgert.

Die Inseln gehören der vulkanischen Formation an und erheben sich überall steil aus dem Meere, ohne von Barrierriffen umgeben zu sein. Selbst Küstentriften finden sich nur selten. Damit hängt der Mangel an guten Häfen zusammen. Ebenso fehlen die fruchtbaren Küstenebenen. Die Berge, deren höchste Gipfel sich bis 1600 Meter erheben, bilden Ketten, die zu beiden Seiten von Thälern durchfurcht sind. Letztere, gut bewässert, zeigen die üppigste Fruchtbarkeit, während die Berge meist kahl sind und scroffe Felswände mit Wasserfällen die Thäler umgeben. Landschaftliche Schönheit bieten die Inseln reichlich, jedoch nur in geringem Maße die Bedingungen weiterer Kulturentwicklung.

Die südliche Gruppe besteht aus folgenden Inseln:

1. Fatuhiwa (Ohitaoa, La Diabaleña) bildet fast ein mit der Spitze nach Süden gerichtetes Dreieck (2 Meilen lang, nordöstliche Basis 1 Meile). Die östliche Küste ist besonders schroff und bei der starken Brandung schwer zugänglich. Die Westseite hat namentlich zwei liebliche Thäler, das von Omoa im Süden, etwas nördlicher das von Hanawawa. Dieses öffnet sich in die Bai de Bierges, jenes in die Bai Bonrépos, welche Ankerplätze gewähren.

2. Tahuata (St. Christina), 10 Meilen nordnordwestlich gelegen, ist nur wenig kleiner als die vorige, der sie bei gleicher Richtung an Gestalt nahe kommt. Zwischen den schauerlich düster blickenden schwarzen Felsenhängen liegen zahlreiche (13) grüne Thäler, an die sich tief einschneidende Buchten anschließen. Der Verkehr dieser Thäler unter einander geschieht meist zu Wasser, da die dazwischen gelegenen Felsen zu schroff sind und unmittelbar aus tiefem Meeresgrund aufsteigen. Auch hier ist die Ostküste schwerer zugänglich, daher die dortigen Thäler, obwohl weiter als die der Westküste, weniger bewohnt. Die Wattahubai auf der letzteren bietet größeren Schiffen leidlichen Schutz, obwohl — wie überhaupt in diesem Archipel — plötzliche Windstöße von den Bergen her gefährlich werden können.

3. Hiwa'oa (La Dominica) mit ihrem Südkap, von dem Nordkap der vorigen nur $\frac{3}{4}$ Meilen entfernt, ist die größte Insel dieser Gruppe und hat 14 Meilen im Umfang. Eine lange Kette von rauhen, dünnen Bergen durchzieht sie in westöstlicher Richtung. Der höchste Gipfel ist der von Hanamenu (1600 Meter). Die unteren Bergabhänge sind gut bewaldet, dazwischen viele Thäler. Überhaupt ist Hiwa'oa die ergiebigste und am besten bevölkerte Insel. Die Ankerplätze bieten freilich für größere Schiffe nur wenig Platz. Als die wichtigsten der bewohnten Thäler mögen auf der Nordküste Paumau und Hanamenu genannt werden. Von dem letzteren führt ein Pfad über die Berge nach dem auf der Südseite gelegenen Atuona. Die ganze Westküste ist unbewohnt und unerforscht.

4. Motane und 5. Fatuhuku sind nur kleine unbewohnte Inseln.

Die nördliche Gruppe umfasst:

1. Uapou, 16 Meilen nordwestlich von Siwa'oa, kommt dem Grundriß und der Größe nach den oben unter 1. und 2. beschriebenen nahe, ist aber vor allen Inseln des Archipels durch „die felsigen und bizarren, Thürmen und Säulen gleichenden Formen der Berge ausgezeichnet; im Gegensatz dazu bilden die Küsten mit ihren stillen anmutigen Thälern das lachendste Bild.“ Von den Baien der Westküste ist die nördlichste Waleo (Anso de bon accueil) der beste Ankerplatz; weniger gut die südlichste von Fatatao.

2. Mahuta, 10 Meilen nordöstlich von der vorigen, etwas kleiner. Während die Südseite von tiefen Buchten eingeschnitten ist, bilden die drei andern Seiten fast einen weiten Bogen, an dem die Felsentaste wie es scheint gar keine Wohnplätze bietet. Ankerplätze sind zu Waitata und Hananai, letzteres eine weite Bai, vor der zwei Felsklippen liegen.

3. Nukuhiva (Nukahiva), ist die größte Insel des Archipels, etwa 8 Quadratmeilen groß, westlich von der vorigen, nördlich von Mahuta gelegen. Auch hier zeigen sich wieder „wilde, rauhe Berge von großartiger Bildung mit kahlen Spitzen und dünner, dürftiger Vegetation“, von denen die „reichen malerischen und wohlbewässerten Thäler“ absteigen. Vor den übrigen hat sie die mehrfachen guten und sichern Ankerplätze voraus, deren besser zu Taiobae (Port Anna Maria) im Süden ist. Die dürre felsige Westküste ist ganz unbewohnt.

Vier andre kleine zu dieser Gruppe gehörige Inseln sind auch unbewohnt.

Die Marlesaner¹⁾ sind ein polynesisches Volk, das die größte Verwandtschaft mit den Tahitiern besitzt, aber sich doch in manchen Beziehungen von diesen unterscheidet. Was ihren Charakter betrifft, so sind sie wie alle Polynesier im Verkehr mit Fremden freundlich, höflich und gefällig. Ihre Neigung zum Stehlen ist groß, in sittlicher Rügellosigkeit aber übertreffen sie alle andern polynesischen Völkern. Ihre Hauptfehler sind Vergnügungssucht und Trägheit. Dabei sind sie in hohem Grade reizbar, empfindlich und der Rachsucht ergeben, entschieden, mutig und kriegslustig: Eigenschaften in denen sie den Neuseeländern wenig nachgeben. Krieg und Kampf lieben sie ebenso sehr, wie sie der Arbeit abgeneigt sind. Aber eines unterscheidet sie auffallend von allen andern Polynesiern, daß sie trotz der auch bei ihnen unverkennbaren Sinnneigung zu den Europäern doch gegen die Bildung derselben eine so entschiedene Gleichgültigkeit an den Tag legen. Sie haben von ihnen außer Waffen, Branntwein und Tabak nur noch Raster angenommen, die sie noch nicht kannten, leben im übrigen wie von ihnen unberührt, und sind immer wesentlich in demselben Zustande geblieben, in dem sie sich vor einem Jahrhundert zu Cooks Zeit befanden.

Ihre Zahl hat in diesem Jahrhundert sehr abgenommen insofern

¹⁾ Meinide, a. a. O. II, S. 245 ff.

viele
zwischen
11 900
vorteilhaft
inseln.
Jügen ha
von Süde
glatt ober
arter, an
legen¹⁾.
fehlt es n
fehlen),
heiten ist
Jahren all
Ihre
die Brotfr
säuert, fern
festen Sud
fische und
Schweine f
zeiten der
Anthropoph
zu diesem
überfallen
Frauen nich
ist bei den
bestimmten
geschlossen.
nommen un
Die R
mal durch e
etwas länge
frei läßt.
Falschmuck
Deeren beset
schlechter fall
holz wohltrie
Tatuirung, i
den Körperfo
nesischen Volk
Armen und
Art der Bes
Die Häu
ab. Sie liege
3 bis 4 Fuß

¹⁾ Doch sp
bebaubenden R

viele Kriege und Epidemien. Die älteren Schätzungen schwanken zwischen 15. und 30 000. Die neueste Zählung 1872 ergab 6045 gegen 11 900 im Jahre 1855. Ihre körperliche Bildung ist eine sehr vorteilhafte. Sie gelten als der schönste Menschenschlag der Südseeinseln. Schlank, kräftig und muskulös gebaut, mit offenen gefälligen Zügen haben sie ein so helles Braun zur Körperfarbe, daß sie sich wenig von Südeuropäern unterscheiden. Das Haar ist lang und schwarz, glatt oder sich kräuselnd. Auch die Frauen sind, obgleich kleiner und zarter, an Anmut und Zartheit den übrigen Polynesierinnen sehr überlegen¹⁾. Ihr Gesundheitszustand ist zwar im ganzen befriedigend; doch fehlt es nicht an Geschwüren, Hautkrankheiten (Elephantiasis scheint zu fehlen), Skrofeln, dann Lungen- und Leberleiden. Von fremden Krankheiten ist die Syphilis eingeführt, sowie die Pocken, die seit 15—20 Jahren allerdings weit schlimmere Verheerungen angerichtet haben.

Ihre Nahrung ist eine überwiegend vegetabile, hauptsächlich die Brotfrucht, teils frisch gebaden oder geröstet, teils in Gruben gesäuert, ferner Bananen, Kokos- und andre Früchte, Wurzeln und bei Festen Zuckerröhr. Fische werden nicht viel, meist roh gegessen; Gattische und Rochen aber erst, wenn sie in Fäulnis übergegangen sind. Schweine sind den Vornehmen vorbehalten; Ratten essen sie nur in Zeiten der Not; sonst fangen sie sie, um die Schweine damit zu füttern. Anthropophagie ist selbst jetzt noch häufig. Kriegsgefangene werden zu diesem Zwecke getötet, auch wohl Leute eines fremden Distrikts überfallen und weggeführt. Die scheußlichen Mahlzeiten, an denen Frauen nicht teilnehmen dürfen, haben religiöse Bedeutung. Ravatrinken ist bei den Vornehmen täglicher Gebrauch. Doch geschieht es nur an bestimmten heiligen Orten und auch davon sind die Frauen ausgeschlossen. Branntwein und Tabak haben sie von den Europäern angenommen und beide sind bei ihnen sehr beliebt.

Die Kleidung der Männer ist noch immer der Maro, der manchmal durch einen Blättergürtel ersetzt wird. Die Frauen haben eine etwas längere Schürze und eine Art Mantel, der den rechten Arm frei läßt. Diese wie jene tragen vielen Pierat. Der auffallendste Halschmuck ist namentlich eine Art Ringtragen aus weichem, mit roten Beeren besetztem Holz, den besonders die Priester führen. Beide Geschlechter salben den ganzen Körper mit Kokosöl, das sie mit Sandelholz wohlriechend machen. Die größte Sorgfalt verwenden sie auf die Tätuirung, die bei ihnen kunstvoller, eleganter, ausführlicher und mehr den Körperformen angepaßt ist, als bei irgend einem andern polynesischen Volke. Die Frauen aber haben nur einige Linien auf den Armen und Beinen, den Lippen und Ohrlappen. Die oben erwähnte Art der Beschneidung (S. 19) ist auch hier noch in Gebrauch.

Die Häuser weichen in der Bauart von allen andern polynesischen ab. Sie liegen auf Plattformen von viereckigen Steinen (Paepae) von 3 bis 4 Fuß Höhe, die man mittelst einer Leiter oder roher Stufen

¹⁾ Doch sprechen ihre Mienen anstatt des Ausdrucks von Sanftmut und des beglückenden Lächelns häufig nur Frechheit.

erkelegt, und die an allen Seiten über einige Fuß breit über das am Rande der einen längeren Seite gebaute viereckige Haus reichen, das nach Umständen 20—100 Fuß lang und 8—20 Fuß breit ist. Es besteht aus zwei Reihen Pfosten, welche das Dach tragen und zwischen denen eine Füllung von Kolosblättern, Farnkraut oder Matten angebracht ist. Während jedoch die Pfosten der Hinterwand 16 Fuß messen, sind die vorderen nur 4 Fuß hoch, so daß das mit Brotfruchtbaumblättern gedeckte Dach nach dieser Seite steiler abfällt. Der Boden ist durch Steinplatten noch 2 Fuß über die Plattform erhöht. Im hinteren Theile des Hauses gehen 2 zugerundete Kolosstämme 4 Fuß von einander entfernt durch die ganze Länge, und der Raum zwischen ihnen ist mit trockenem Grase gefüllt und mit Matten bedeckt. Er dient zum gemeinsamen Bett aller Hausbewohner, so daß die Köpfe auf dem hinteren Balken ruhen, die Füße über den andern herabliegen. Geräthe und Waffen hängt man an die Wände oder Dachsparren. Die Häuser der Vornehmen sind sorgfältiger gebaut, auch manchmal durch Matten in verschiedene Zimmer geteilt. Außerdem aber kommen noch Wohnungen vor, die auf 8 Fuß hohen Pfosten errichtet sind und die Vornehmen besitzen ähnliche Häuschen, welche nur für die Männer als Schlafzimmer dienen und von Frauen nicht betreten werden dürfen. Auch gibt es kleine, zum Kochen bestimmte Schuppen, neben den für die gesäuerte Brotfruchtmasse bestimmten Gruben. Die Häuser liegen gewöhnlich unter Bäumen zerstreut und bilden selten kleine Dörfer.

Der Landbau ist auf den Markesainseln sehr beschränkt; es wird demselben nicht viel Sorgfalt gewidmet. Auch der Verkehr mit den Walfischfängern hat die Insulaner darin nicht vorwärts zu bringen vermocht. Ebenso geringe Sorgfalt wird auf den Fischfang verwendet. Ihre Boote sind roh und ungeschickt, von allen polynesischen die schlechtesten; die Spitzen derselben sind mit geschnitzten Götzenbildern, Menschenköpfen u. s. w. verziert. Die Verfertigung des Lapatuchs verstehen sie, aber nicht so gut wie die Tahitier, noch treiben sie sie in der gleichen Ausdehnung wie diese. Auch ihre Matten und Körbe stehen denen anderer Polynesier nach. Ihre Schnitzarbeiten an manchen Geräten beweisen, daß es ihnen nicht an Anlagen fehlt. Alles aber zeugt von Trägheit und Verkommenheit.

Die Religion der Markesaner befindet sich bereits sehr in Zersetzung. Von den höheren Göttern der andern Polynesier kennen sie keinen mehr; dieselben sind ihnen in das unbestimmte Atua verschwommen. Dagegen werden die Seelen der verstorbenen Vornehmen mit großer Furcht verehrt. Dies sind ihre Götter, von denen sie auch rohe Bilder machen. Sie haben Priester, die in verschiedene Klassen zerfallen, deren oberste (geradezu Atua genannt) göttliche Ehre genießt. Ihre Tempel (Me'ae) sind den Wohnhäusern ganz ähnlich gebaut und liegen in dichten Hainen von Tamambäumen¹⁾. Der Götzendienst besteht in Gebeten und Opfern, Lebensmitteln, Blumen und bei wichtigen Gelegenheiten auch Menschenopfern, die z. B. beim Tode eines Häuptlings oder

¹⁾ Calophyllum, vergl. oben S. 38.

vor dem
wird von
einer alten

Auch
ernte, nach
reien. —
verhältniß
auf, beson
daher sie
nehme lan
Gegenständ
erhält und
widlung
bezeichnet

Der C
Sawaiki u
dies Wort
sein sollen.

Die W
wobei für
sie in Tah

Die p
auf den G
wohnbaren
finden über
den Gemein
gehört.

Was d
Polygamie,
Verlobungen
zeremonien
eltern ein F
der Ehe üb
Mädchen erg
und die Cu
Frauen sind
ihre eigenen
ist auf den
Mehrzahl der
zu sein. Di
und den Ver
werden mit C
Bei den groß
edigen feiner
schauerstgen
religiöse, lyri
ditionen des
herziehen und

vor dem Ausbruch eines Krieges nicht fehlen dürfen. Die Opferung wird von Gefängen begleitet, und zwar stimmen die Priester solche in einer alten, ihnen selbst nicht mehr verständlichen Sprache an.

Auch feiern sie zu Zeiten große Feste, z. B. nach der Brotruchternte, nach Friedensschlüssen, letztere oft wochenlang mit vielen Schmausereien. — Das Tapu besteht in vollster Kraft, durchbringt alle Lebensverhältnisse und legt dem Volke eine Menge lästiger Beschränkungen auf, besonders den Frauen. Diese dürfen u. a. nie ein Boot betreten, daher sie immer nur schwimmend an die Schiffe kommen. Jeder Vornehme kann mit Genehmigung des obersten Häuptlings auf gewisse Gegenstände das Tapu legen, das durch den Priester seine Gültigkeit erhält und durch Stangen mit langen weißen Fahnen, oder durch Umwidlung des betreffenden Gegenstandes mit trockenen Kokosblättern bezeichnet wird.

Der Glaube an eine jenseitige Welt ist vorhanden; man nennt sie Hawaiki und versteht sie unter das Meer. Auch andre Polynesier haben dies Wort für eine andre Welt, aus der ihre Vorfahren gekommen sein sollen.

Die Vornehmen werden in den schon erwähnten Tempeln beigelegt, wobei für die erste Zeit eine ähnliche Einbalsamirung stattfindet, wie sie in Tahiti gebräuchlich war.

Die politische Verfassung ist bei weitem nicht so entwickelt wie auf den Gesellschaftsinseln. Die abgesonderte Lage der einzelnen bewohnbaren Thäler war für dieselbe ein ungünstiger Boden. Wir finden überall nur kleine Häuptlinge mit ihren Vornehmen, die scharf den Gemeinen gegenüberstehen und denen aller Grund und Boden gehört.

Was die ehelichen Verhältnisse betrifft, so besteht zwar die Polygamie, doch haben die meisten Männer nur eine Frau. Die Verlobungen finden gewöhnlich schon in der Jugend statt, Hochzeitszeremonien fehlen; der Bräutigam gibt ein Geschenk, die Schwiegereltern ein Fest. Die Ehescheidungen sind leicht und bequem, das Band der Ehe überhaupt sehr locker, denn nicht bloß die unverheirateten Mädchen ergeben sich einer Zügellosigkeit, die allen Glauben übersteigt und die Europäer nicht selten mit tiefem Ekel erfüllt hat, auch die Frauen sind nichts weniger als keusch; — Männer und Väter bieten ihre eigenen Frauen und Töchter den Seeleuten an. Kindermord aber ist auf den Marjesasinseln nie Sitte gewesen. Die Frauen haben die Mehrzahl der Arbeiten zu verrichten, ohne jedoch dadurch hart bedrückt zu sein. Die Männer sind höchst träge und entfalten nur beim Kriege und den Vergnügungen ihre Thätigkeit. Tänze sind sehr beliebt und werden mit Gesang, Musik und Zusammenschlagen der Hände begleitet. Bei den großen Festen werden besondere Tänze aufgeführt, auf vieredigen steinernen Plattformen, die von niedrigen Terrassen als Zuschauertitzen umgeben sind (Tahua). Die Lieder sind verschiedener Art: religiöse, lyrische, vor allem aber historische, in denen auch die Traditionen des Volkes erhalten werden. Es gibt besondere Dichter, die umherziehen und ihre Lieder vortragen, um sich damit ihr Brot zu ver-

bienen. Sie haben eine sehr niedrige soziale Stellung. Die Sprache welche mit der tahitischen am nächsten verwandt ist (r wird durch eine Aspiration ersetzt), zerfällt in mehrere Dialekte, die auf den verschiedenen Inseln gesprochen werden.

Im Jahre 1810 entdeckte ein Amerikaner auf den Markesasinseln Sandelholz. Dies führte zu einem lebhaften Verkehr mit den Weißen, der aber bald wieder infolge der rücksichtslosen Vertilgung des Holzes ein Ende nahm. Jetzt beschränkt sich der Handel auf Schweine und einige andere Lebensmittel, die für europäische Geräte, Tabak, besonders aber für Flinten und Pulver eingetauscht werden.

Die Mission wurde auf den Markesasinseln bereits bei der ersten Ausföndung der Londoner Missionsgesellschaft begonnen. Leider sollte dies nur ein vorübergehender Versuch bleiben. Am 5. Juni 1797 ankerte der „Duff“, von den Freundschaftsinseln kommend, zu Resolutionbai in Tahuata. Unter den Besuchern des Schiffes befand sich der Häuptling Tenae, welcher, mit dem Zweck der Ankömmlinge bekannt gemacht, seine Bereitwilligkeit zur Unterstützung desselben erklärte. Demnach machten die Missionare Harris und Crook einen kurzen Besuch auf der Insel, und am 7. Juni nahm Crook daselbst seinen Aufenthalt, von allen Einwohnern freundlich empfangen und von dem Häuptling bald als Sohn behandelt. Am 14. Juni folgte ihm Harris, ward aber bergerstalt von Angst ergriffen, daß er am 24. Juni wieder an Bord ging und am 27. Juni mit dem „Duff“ nach Tahiti zurückkehrte. Crook blieb 12 Monate unter den Eingebornen, welche gutmütig mit ihm ihre kargliche Nahrung teilten; seine Arbeiten aber hatten nicht den geringsten Erfolg. Ein amerikanisches Schiff, an dessen Bord er sich gerade befand, als ein widriger Wind dasselbe zwang die Anker zu lichten und Tahuata zu verlassen, setzte ihn darnach auf Nukuhiva ab, wo die hier noch zahlreichere Bevölkerung ihn ebenfalls gutmütig aufnahm. Nach 7 Monaten schiffte sich Crook von hier, in der Absicht, mit den Direktoren der Gesellschaft sich über erfolgreichere Maßnahmen für das Bekehrungswert auf den Markesasinseln zu besprechen, auf einem englischen Schiffe nach England ein, welches er am 19. Mai 1799 erreichte. Er hoffte in kurzer Zeit zurückzukehren, aber die Gefangennahme des „Duff“ und die Unfälle der tahitischen Mission verzögerten noch auf lange Jahre jeden wiederholten Versuch zu Gunsten jener Inseln, während Crook seit 1803 bis 1817 in Neu-Südwaes verweilte, und sodann wieder als Missionar auf den Gesellschaftsinseln eintrat. Hier sprach bereits in demselben Jahr ein von der Insel Hiwa'oa gebürtiger Markesaner, Fana, der während der großen Katastrophe auf Tahiti sich aufgehalten und sein Heidentum aufgegeben hatte, den Wunsch aus, einen Missionar in seine Heimat zu begleiten. Als dann einige Jahre später die Deputirten der Londoner Missionsgesellschaft, Tyerman und Bennet¹⁾, bei ihrem Aufenthalt auf den Gesellschaftsinseln eine günstige Schiffsgelegenheit dorthin fanden, traten sie selbst mit Missionar Ellis nebst zwei tahitischen Lehrern

¹⁾ cf. *Bastler Missionsmagazin* 1832, II, p. 182 ff.

und deren
nach den
Dennoch
und Missi
Lehrern v
wegs starb
27 Jahren
kommenet
nach Tah
des Königs
lasterhaft,
ließen. Z
für Tahuat
kehrten. M
inseln in 3
buch ihrer
hard und
derselben so
für völlig u
Missionar
hiwa zurück
Lehrer gesto
ihren Verlu
hiti zurückna
willen bezu
Tahuata ihr
Versuch aber
mit einer M
nur von kur
Doch bi
noch nicht a
dieselben ab
mehrmonatli
Darling und
Totete gūn
lutionbai sich
sich nicht sein
neigung gege
Jahr, und F
zurück, da er

¹⁾ Ein and
Das Schiff war
Siehe unten A.
²⁾ cf. *Bastl*
³⁾ Die and
⁴⁾ cf. *Bastl*
⁵⁾ cf. *Göpp*

und deren Frauen die Reise an, wurden aber verschlagen¹⁾ und kamen nach den Hawaiiinseln, ohne die Markesasinseln berührt zu haben. Dennoch beschlossen die Missionare auf Tahiti einen weiteren Versuch, und Missionar Crook²⁾ schiffte sich anfangs 1825 mit vier eingebornen Lehrern von hier und Huahine, von denen jedoch einer schon unterwegs starb, nach Tahuata ein, wo er nach einer Abwesenheit von 27 Jahren noch von manchem Einwohner wiedererkannt und bewillkommen wurde und, da er seinen Auftrag ausgerichtet, am 3. April nach Tahiti zurückkehrte. Die drei Lehrer blieben unter dem Schutze des Königs Totete³⁾ zurück, fanden aber die Einwohner so wild und lasterhaft, daß sie schon bald nach Crooks Abreise die Insel wieder verließen. Im Oktober 1827 wurden vier andere Lehrer gesendet⁴⁾, zwei für Tahuata und zwei für Uapou, von denen die ersteren 1828 zurückkehrten. Missionar Crook aber verfaßte eine Geschichte der Markesasinseln in 3 Bänden und ein über 1400 Wörter enthaltendes Wörterbuch ihrer Sprache. Im Jahre 1829 besuchten die Missionare Britchard und Simpson die Inseln, fanden aber den sozialen Zustand derselben so zerrüttet, daß sie die Niederlassung bloßer Nationallehrer für völlig unfruchtbar erklären mußten. Zwei Jahre später ließ indes Missionar Darling drei Lehrer auf Tahuata und zwei auf Fatuhiva zurück, während er auf Uapou einen der dort 1827 abgesetzten Lehrer gestorben fand, und die Witwe, welche mit großer Ergebung ihren Verlust getragen hatte, sowie den anderen Lehrer mit nach Tahiti zurücknahm, da das Volk gegen allen Unterricht den größten Widerwillen bezeugt hatte. Als endlich im März 1832 auch die Lehrer auf Tahuata ihren Posten verließen, blieb nur noch Fatuhiva besetzt; ein Versuch aber, den 1833 die Amerikaner⁵⁾ von den Sandwichinseln aus mit einer Missionsniederlassung auf Fufuhiva machten, war ebenfalls nur von kurzer Dauer.

Doch die Londoner Missionsgesellschaft wollte die Markesasinseln noch nicht aufgeben, und ordnete noch einmal ein paar Missionare für dieselben ab: Stallworthy und Hodgerson, welche nach einem mehrmonatlichen Aufenthalt zu Tahiti im Oktober 1834, begleitet von Darling und 4 tahitischen Nationalgehilfen, Tahuata erreichten, bei Totete günstige Aufnahme fanden, und in Waitahu oder an der Resolutionbai sich niederließen, bei dem Volk aber, obschon es im übrigen sich nicht feindlich erwies, doch fortwährend eine unüberwindliche Abneigung gegen den Unterricht erfuhren. Darling blieb daher nur ein Jahr, und Hodgerson kehrte ebenfalls im Oktober 1837 nach Tahiti zurück, da er es bei der Wildheit und Zügellosigkeit der Markesaner nicht

¹⁾ Ein anderer Bericht sagt: der Kapitän änderte seinen ursprünglichen Plan. Das Schiff war dasjenige, welches Georg IV. dem König von Hawaii schenkte. Siehe unten A. 6.

²⁾ cf. Basler Missionsmagazin 1827, II, p. 299 f.

³⁾ Die andre Schreibart Totite dürfte richtiger sein.

⁴⁾ cf. Basler Missionsmagazin 1830, I, p. 8 f. 46 ff.

⁵⁾ cf. Gogner, Diene 1857, p. 27.

für gerathsam hielt, mit Welb und Kindern noch länger unter ihnen zu verweilen. Es blieb also nur Missionar Stallworthy, zu welchem 1830 noch Missionar Thompson sich gesellte. Vier Jahre hatte jener nicht ohne Erfolg gearbeitet, eine Anzahl Eingeborne zum Christentum belehrt und das Vertrauen des Häuptlings sich immer mehr zugewendet, als die katholischen Missionare auf Mangarewa hiervon Kunde erhielten. Sie faßten den Beschluß, auch auf den Markesasinseln die protestantische Mission zu zerstören, und ersuchten ihren Freund Dupetit Thouars, zu diesem Zwecke zwei von den übrigen unter dem Schutze seiner 68 Kanonen dort zu landen. Bereitwillig erfüllte er ihren Wunsch, und brachte im Jahre 1838, kurz vor seiner ersten Heldenthat in Tahiti, zwei römische Priester nach der Resolutionbai, eben dem Orte, wo Stallworthy seinen Sitz aufgeschlagen hatte¹⁾. Dieser hielt den römischen Eindringlingen vor, es gebe ja noch heidnische Inseln genug im Archipel, auch auf Tahuata selbst noch unbefetzte Gegenden in Menge. Aber die Priester erwiderten, man werde seiner Zeit auch die noch besetzen, jetzt jedoch sei es gerade auf den Ort abgesehen, wo er wohne²⁾. Im Namen Frankreichs traten die Eindringlinge ans Land, und schon im nächsten Jahre (1839) folgten ihnen 10 Gehilfen, von denen 5 später nach Nukuhiva gingen. Der Häuptling Totete, durch Geschenke angelockt, räumte ihnen Land ein, und nun boten sie alles auf, um die durch die Predigt des Evangeliums bei den Eingebornen gemachten Eindrücke halbmöglichst zu vertilgen. Auch der sonst ausgezeichnete Weltumsegler Dumont d'Urville trug dazu bei, durch schamlose Unzuchtsskandale, die er auf seinen Schiffen zuließ, deren eines namentlich, nach der Versicherung französischer Offiziere, an Rohheit und Gemeinheit alles Denkbare übertrafen. Unter diesen Umständen blieben die protestantischen Missionare nur noch bis Ende 1841 auf ihrem Posten, um welche Zeit sie es, im Einverständnisse mit den Missionaren auf Tahiti, für ihre Pflicht hielten, sich zurückzuziehen. Nach der im Jahre 1842 erfolgten förmlichen Designation der Markesasinseln durch die Franzosen mußte die evangelische Mission daselbst völlig aufgegeben werden.

Es ist unzweifelhaft, daß jene politische Aktion leblich auf Witten der katholischen Missionare erfolgte, welche an der Macht des Staates einen Rückhalt suchten. Die Geschichte dieser französischen Kolonie, sagt Meinike, ist eine wahrhaft klägliche. Man gründete Befestigungen und eine kostspielige Verwaltung, verlegte den Sitz der Regierung bald hier bald dorthin, versuchte verschiedene Kolonialsysteme, bis man zu der Überzeugung kam, die man schon durch die einfache Betrachtung der Bildung dieser Inseln sich hätte verschaffen können, daß alles umsonst sei. Daher gab man 1861 die Niederlassung auf und ließ bloß zur Wahrung des Besitzrechtes einen Residenten auf Nukuhiva zurück. Europäische Kolonisten hat es hier nie gegeben, einige Spekulanten

¹⁾ cf. Berliner Missionsbericht 1843, p. 15 f.

²⁾ cf. Besser, Der Missionar und sein Lohn, p. 132 f. Calw. Beleuchtungen 1845, p. 33.

ausgenomme-
lungen, besa-
Arbeiter einig

Die lat-
Unterstützung
wurde nach
Auch auf an-
Stationen an-
französischen
verlassen. D-
geborne zur
doch vollständ-
katholischen M-
von Jahren
wenig ermutli-
auch die Reg-
Auf Awa'oa
Branntwein
tägliche Verg-
ringsherum n-
im Gange.

Von gar-
Mission wieh-
Matunui, kan-
Bitte aussprach
Die dortige M-
entsprach der
und Sam. R-
helant und
Mission bestim-
den Markesas-
ihnen für den
gemietet, am
seinem Tochter
Aufenthalt au-
auf Fatuhitwa
jössische Brigg
der Häuptlinge
wieder nach de-
Franzosen geh-
und die Missi-

Die han-
Stand. Sie e-
viele Menschen
machte die M-

¹⁾ Er hatte
frank zurückgelass-
Die höhere Bildn-

ausgenommen, die unter dem Schutz der französischen Waffen Pflanzungen, besonders von Baumwolle angelegt und deshalb chinesische Arbeiter eingeführt hatten.

Die katholische Mission hat trotz der nachdrücklichsten politischen Unterstützung nichts Erhebliches geleistet. Der Mittelpunkt derselben wurde nach Rukuhwa verlegt, wo man einen Bischofsitz errichtete. Auch auf andern Inseln (Uapou, Siwa'oa und Fatuhiva) wurden Stationen angelegt; doch gab man Tahuata bei der Zurückziehung der französischen Garnison (1849) auf, und auch Fatuhiva wurde 1855 verlassen. Hier und da, besonders auf Siwa'oa wurden einzelne Eingeborne zur Annahme der katholischen Religion bewogen, die aber dabei doch vollständige Heiden und rohe Barbaren geblieben sind. In den katholischen Missionsberichten ist über dieses Arbeitsfeld seit einer Reihe von Jahren nichts zu hören gewesen. Der letzte Bericht (1872) klingt wenig ermutigend. Nicht bloß einige angesiedelte Europäer, sondern auch die Regierung selbst legten der Mission Hindernisse in den Weg. Auf Siwa'oa versuchten die Missionare die Eingebornen besonders vom Branntwein abzuhalten, indem sie ihnen „gegen etwelche Arbeit eine tägliche Vergütung gaben.“ Leider blieben nicht alle standhaft, und ringsherum waren Handel, Mordthaten, Kriege und Menschenfresserei im Gange.

Von ganz unerwarteter Seite wurde jedoch auch die evangelische Mission wieder erneuert. Ein Häuptling von Fatuhiva, namens Matunui, kam im Jahre 1853 nach den Hawaiiinseln, wo er die Bitte aussprach, daß ein Missionar ihm in seine Heimat folgen möchte¹⁾. Die dortige Missionsgesellschaft (Hawaiian Evangelical Association) entsprach der Bitte aufs bereitwilligste, und die Prediger J. Kekele und Sam. Rauwealoha, sowie die Diakone und Lehrer Lot Kuatibelani und Jesaja Raiwi samt ihren Frauen wurden für die neue Mission bestimmt; Missionar Parker aber, der schon 1833 mit auf den Marquesasinseln gewesen, sollte sie nach Fatuhiva begleiten und ihnen für den Anfang mit Rat und That beistehen. Ein Schiff wurde gemietet, am 16. Juni gingen sie samt dem Häuptling Matunui und seinem Tochtermann Puu aus Maui unter Segel, und nach 12tägigem Aufenthalt auf Tahiti kamen sie am 26. August 1853 wohlbehalten auf Fatuhiva an. Einige Tage nach ihrer Ankunft brachte eine französische Brigg von Tahiti einen katholischen Priester, welcher von einem der Häuptlinge verlangte, man solle die protestantischen Missionare wieder nach den Hawaiiinseln zurückschicken, da die Marquesasinseln den Franzosen gehörten; allein solcher Annahme wurde leicht widersprochen, und die Missionare blieben und fingen ihre Arbeit an.

Die hawaiischen Missionare hatten allerdings einen schweren Stand. Sie erlebten schauerliche Kämpfe (besonders 1855), in denen viele Menschen verzehrt oder Schweine damit gefüttert wurden. Dennoch machte die Mission Fortschritte, und es konnten auch andre Inseln,

¹⁾ Er hatte seine Tochter einem jungen Hawaier. Puu, der von einem Schiffe krank zurückgelassen worden und dann wieder hergestellt war, zur Frau gegeben. Die höhere Bildung desselben hatte auf ihn tiefen Eindruck gemacht.

namentlich Hiwa'oa und 'Uapou beſetzt werden. Die Beſuche des amerikaniſchen Miſſionsſchiffes (Morning-Star) ſtärkten und kräftigten ſie. Die Miſſionare gewannen doch auch einigen Einfluß auf die wilden Eingebornen. Den tieſten Eindruck machte die Todesverachtung des blinden Miſſionar Kapohaku, dem ſie das Haus über dem Kopfe anzündeten, ehe ſein Gebet ihre Wut in Hochachtung verwandelte.

Die Nachrichten, welche über dieſes Miſſionsfeld zu uns gelangten, ſind ſehr ſpärlich. Früher war von demſelben öfters in den Blättern des American Board die Rede. Die letzten Mittheilungen finde ich in dem Jahresbericht von 1870. Danach beſtanden folgende Stationen auf den Martefas-Inſeln: auf Fatuhiva — Omoa und Hanavave, auf Hiwa'oa — Puamau, Hanamenu und Atuona, auf 'Uapou — Galahela und auf Uahula. In den meiſten dieſer Plätze waren ſo viele Eingeborne bekehrt worden, daß ſchon kleine Gemeinden beſtanden, die zuſammen 95 Mitglieder und 28 getaupte Kinder umfaßten. Dieſe Gemeinden bildeten einen Verband, die Marquesas Evangelical Association, die jährlich eine Verſammlung hielt, in der jede der Gemeinden durch Abgeordnete vertreten war. Außer verſchiedenen andern Schulen, hatte Rev. Kefela eine Koſtſchule zu Puamau. Sie mußte aber des Krieges wegen verlegt werden. Überhaupt waren die Stationen immer wieder und wieder durch die Kämpfe der Heiden bedroht.

Das Fehlen jeder geordneten Regierung, die beſtändige Feindseligkeit verſchiedener Stämme, die herrſchende Trunkſucht und die Händel der katholiſchen Miſſionare, wurden als ſtarke Hinderniſſe der Miſſion empfunden. Der Jahresbericht der Hawaiian Evang. Assoc. von 1879 enthält keine näheren Angaben über den Zuſtand der Miſſion. Man erſieht nur, daß auf Hiwa'oa die Stationen Atuona und Puamau, ſowie eine dritte auf 'Uapou beſetzt ſind. Die beiden zuerſt auf dieſes Feld geſandten Miſſionare ſind dort noch thätig.

5. Die Hawaitiſeln.

Etwa 700 Meilen nördlich von den Geſellſchafts-Inſeln, und ebenſo weit entfernt von der nordamerikaniſchen Küſte, liegt ziemlich vereinzelt im Stillen Ozean der Archipel der Hawaii-Inſeln, unter den polyneſiſchen der einzige, welcher der nördlichen Halbkugel angehört. Von ſeinem Entdecker Cook (1779) erhielt er den Namen Sandwich-Inſeln¹⁾, der in neuerer Zeit ganz außer Gebrauch gekommen iſt. Wie die Geſellſchafts-, Austral- und Paumotu-Inſeln, ſo haben auch die Hawaitiſeln eine nordweſtliche Streichungslinie. Sie erſcheinen als die Gipfel eines mächtigen Gebirgszuges, der ſich vereinzelt von dem Grunde des weiten Meeres erhebt und der ſich noch in einer Reihe von niedrigeren Inſelchen und Korallenriffen, die gewöhnlich nicht mehr zu dieſem Archipel gerechnet werden²⁾, bis auf eine Ausdehnung von 250 Meilen verfolgen läßt.

¹⁾ Nach dem damaligen Chef der britiſchen Admiralität, Lord Sandwich.

²⁾ Doch ſind ſie offiziell von der hawaitiſchen Regierung annektirt worden, da ſich an einigen Punkten nicht unbedeutende Guanolager finden. Es ſind nämlich dieſe ſonſt unbewohnten Eilande der Sammelplatz ungeheurer Schwärme von Seevögeln.

Auf den Sandwich-Inſeln. Aus t Gebirge, deren ſieigen. Dab deren etliche n

Ziehen d Raſe auf ſich aßen, bei dem Verkehr der b die Gewäſſer d vorhanden iſt.

Der Arch ſelchen — vier etwa einen Flä näher in Auge

Mit dem kommen, könn nächſt aus weit die Zinnen des land mit dem g Meilen entfernt nicht, ſondern d Land: die lang 1000 Meter hoch ſie verſchwimme Geſicht behalten. und dieſesmal ger fluten. Obglei des Archipels, d bedeutendſten W haben wir ihre Küſtenebene, hin macht im ganzern folgt bis an de ſtaubiges Land, einen Garten ve beſſer angebaut Nur hier und da Häuſer oder auch Landſchaft dem Dampfſchiff nordw Küſtenriff in dem reichs Hawaii li ragt von Kirchtü Reißen von Gär ſich weiterhin in das alles bietet

Auf den Hawaiiinseln im engeren Sinne findet sich wenig von Korallenbildung. Nur in beschränktem Maße treten hier und da Küstenriffe auf. Aus tiefem Grunde erheben sich majestätisch die vulkanischen Gebilde, deren höchste Gipfel die der Berner Alpen beträchtlich übersteigen. Dabei weisen sie Krater von erstaunlicher Großartigkeit auf, deren etliche noch unausgesetzt thätig sind.

Ziehen diese Inseln dadurch das geologische Interesse in besonderem Maße auf sich, so gibt ihnen ihre Lage zwischen Nordamerika und Ostasien, bei dem in neuester Zeit außerordentlich schnell aufblühenden Verkehr der beiden Kontinente eine großartige Bedeutung, zumal da die Gewässer des Archipels überall sicher sind und ein vorzüglicher Hafen vorhanden ist.

Der Archipel umfaßt — abgesehen von einigen unbedeutenden Inselchen — vier große und vier kleinere Inseln. Alle zusammen haben etwa einen Flächeninhalt von 285 Quadratmeilen. Nehmen wir sie näher in Augenschein.

Mit dem stattlichen amerikanischen Dampfer von San Francisco kommend, können wir am achten oder neunten Tage der Fahrt zunächst aus weiter Ferne Land erblicken. Die Karte zeigt uns, daß es die Zinnen des 3100 Meter hohen Haleakala sind, des mächtigen Vulkans mit dem größten Krater der Welt, der sich auf der noch 12–15 Meilen entfernten Insel Maui erhebt. Wir nähern uns derselben nicht, sondern dampfen vorüber und haben bald auf derselben Seite Land: die langgestreckte Insel Molokai, deren freilich nur bis zu 1000 Meter hohe Berge schon etwas bestimmter hervortreten; doch auch sie verschwimmen noch zu einem dunkeln Streifen, den wir lange im Gesicht behalten. Endlich erschallt zum dritten Mal der Ruf „Land!“ und diesmal gerade vor uns taucht die Insel Oahu allmählich aus den Fluten. Obgleich nicht der Größe nach, ist dies die wichtigste Insel des Archipels, da sie wegen ihres guten, sichern Hafens zu einem der bedeutendsten Verkehrspunkte in ganz Polynesien geworden ist. Bald haben wir ihre sanft gebuchtete Südküste zu unsrer Rechten. Die flache Küstenebene, hinter der sich wilde Berge mit schroffen Gipfeln erheben, macht im ganzen einen traurigen Anblick. Auf die Sümpfe am Strande folgt bis an den Fuß der Berge ein sanft aufsteigendes, trockenes, staubiges Land, das freilich bei besserer Bewässerung sich würde in einen Garten verwandeln lassen (und auch in der früheren Zeit weit besser angebaut war), jetzt aber grottentheils zur Viehzucht benutzt wird. Nur hier und da zeigen sich Baumgruppen und Pflanzungen, aus denen Säulen oder auch ein Kirchlein hervorschauen. Im ganzen blickt die Landschaft dem Ankömmling düster entgegen. Doch schon steuert unser Dampfer nordwärts, in den geräumigen Kanal, der durch das breite Küstenriff in den Hafen führt. Honolulu, die Hauptstadt des Königreichs Hawaii liegt vor uns. Großartige europäische Gebäude, überlagert von Kirchtürmen, belebte Geschäftsstraßen, die sich weiterhin in Reihen von Gärten mit Villen auflösen, grüne üppige Vegetation, die sich weiterhin in die düstern Gebirge in lachenden Thälern hinaufzieht, das alles bietet einen überraschenden Anblick. Der gänzliche Mangel

der Schornſteine gibt der Stadt ein ſehr freundliches Ausſehen, wenn ſie ſo daliegt unter dem ſtrahlenden, wolkenloſen Himmel, zu ihren Füßen die blaue See, begrenzt von dem Silberrand der Wellen, die ſich ſchäumend an dem fernen Riffe brechen. Die Maſten der zahlreichen Schiffe überragen die Dächer der Häuſer und Warenlager; die Flaggen des Forts und der Konſulargebäude flattern luſtig im Winde, der Schlag des Hammers tönt von den großen Werften herüber¹⁾.

Es iſt eine bunte Menſchenmenge, die uns auf dem Kai erwartet: meiſt in europäiſcher Kleidung, nur die Frauen fallen ſogleich auf mit ihren langen, talarartigen, loſen Gewändern (die Vornehmen aber ſchnüren ſich nach europäiſcher Weiſe). Die verſchiedenen Farbentöne der menſchlichen Haut, vom Europer bis zu dem bläulich tief ſchwarzen Melaneſier, laſſen ſich hier beobachten. Meiſt aber ſind es braune Geſichter, oft in heller Nuance, die uns begegnen, mit offenem heiterem Blick, und manches „Aloha oö“ (Gute Liebe!) wird uns zugerufen, nicht ſelten von blumenbefränzten weiblichen Weſen. Hier und da erſcheint wohl auf ſolchem Geſichte bei allem freundlichen Lächeln ein gewiſſer Ernst mit kindlicher Unſchuld gepaart. Da und dort aber auch ſpricht Frechheit und gemeines Kokettiren aus den ſchwarzen Augen. Dann und wann kommt der Gruß von den Lippen eines ſchlichten Mannes, deſſen halbeuropäiſche Kleidung noch manches zu wünſchen übrig läßt. Da wiederum nicht ihn uns wohlwollend eine ältliche, rundliche Dame zu, die augenſcheinlich der neuteuſt europäiſchen Mode zugethan iſt. Häufig aber drängen ſich geſchäftig durch die Menge der braunen Hawaiter die Chineſen mit ihren ſpigen Strohhüten, langen Zöpfen und gelben Geſichtern. Scheinen jene immer Zeit zu haben, ſo iſt bei dieſen das Gegentheil der Fall. Immer ſieht man ſie geſchäftig, niemals müßig. Sie ſind hauptſächlich Handwerker, Kleintrümer und Gaſtwirte ſchmutziger Speiſelotale. In Rumanu-Avenue haben ſie meiſtens ihre Läden.

Ihre offenen Buden ſehen ſich alle ſo ähnlich, daß man nur ſchwierig und ſelten die richtige wiederfindet, wenn man vielleicht von einem der ſchlitzäugigen Spitzbuben betrogen worden iſt. Hier ſitzt ein alter verrunzelter Schufter mit einer unſörmlichen rundgläſigen Brille auf der Naſe und näht im Verein mit einigen jüngeren Geſellen leichte dünnſohlige weiße Zeugſtiefel zuſammen; dort ſchwirren amerikaniſche Nähmaſchinen, an denen bezopfte Schnelber chineſiſche Gewänder fertigen. Hier ſind Zigarren, Tabak und alle mögliche Gegenſtände des häuſlichen Bedarfs zu haben, dort eine Menge fremdartiger Gläſchen und Schächtelchen mit chineſiſchen Konſerven aufgeſtapelt. Früchteverkäufer preiſen Melonen und Mango an, und in den kleinen Wirtſchaftspelunken ſehen Reißen zingiger Schälſchalen, die an geſchnörte Regenwürmer erinnern, lodend hinter dem Fenſter. — Selten begegnet man auch wohl einem bezopften Reiter hoch zu Roß oder deren mehreren in Geſellſchaft zu Wagen, aber meiſt wohl nur in Geſchäften reſend. Es gibt nur wenige Chineſinnen in Honolulu; die meiſten Chineſen ſind mit Hawaiterinnen verheiratet. Die Regierung ſträubt ſich zwar gegen die Einwanderung, aber die durch einen jüngſt (1876) abgeſchloſſenen Vertrag für freie Einfuhr des Zuckers nach den Vereinigten Staaten wieder aufblühenden Zuckerplantagen brauchen Arbeiter — und die Chineſen ſind die billigſten. Über kurz oder lang werden die Fluten dieſer häßlichen Raſſe mit ihren ſcheußlichen Laſtern zuſammenſchlagen über der einheimiſchen ſchönen und edlen Raſſe, welche rapide ausſtirbt²⁾.

¹⁾ Baſler Miſſionsmagazin 1865, S. 214 ff.

²⁾ Max Buchner, Reiſe durch den Stillen Ozean, Breslau 1878. Auch die nachfolgende Schilderungen ſind meiſt dieſem Buche entnommen. Die Angabe der

Nicht b
pels ſind ſch
2000. So
die Zukunft
Europäer
dieſe aus A
Tappus vorh
(250); einige
Sandsleute,
ziemlich häufig
finden ſich i
Fort Street.
viertel einer
es der Hande
der Verlehr
einer neuen
ſolcher Schiffe
gleichzeitig die
Eingang, die
unvermittelter
polyneſiſchen
Walfiſchfang
ſeitdem der P
nur noch eine
zur Blüte gel
Willen und he
die Geſchäfte
zur Rechten
friſcheſten Gr
fontänen, die
ſchutſchläuchen.

Aber auch
geben. Nur in
neben einander
hin, über welch
ſich zeigt. Die
weſtlichen Arch
ſchiedenartiſten
Bohnen u. ſ.
meiſt vorzüglich
koſmopolitiſches
die Kanaken i
weniger Romſc

Seitenmaſſen, die
der Leſer entſchuld

¹⁾ Freilich ſin
der amerikaniſchen
wenig oder gar ke
dieſe Clement, w

Nicht bloß in der Hauptstadt, fast an jedem größeren Orte des Archipels sind schon Chinesen ansässig. Ihre Zahl belief sich 1872 auf etwa 2000. So entschieden, wie Buchner annimmt, gehört jedoch wohl nicht die Zukunft der Hawaiiinseln den Chinesen; denn es waren ihnen die Europäer daselbst an Zahl überlegen (2500). Meistenteils stammen diese aus Amerika, wie auch zu Honolulu überall der amerikanische Typus vorherrscht. Aber auch Deutsche sind ziemlich stark vertreten (250); einige der angesehensten Handelshäuser sind in den Händen unsrer Landsleute, und selbst auf den Straßen und in den Läden hört man ziemlich häufig deutsch sprechen. Die Geschäftslotale der Weißen befinden sich in der wie alle Straßen der Stadt geradlinig angelegten Fort Street. Dort mag man sich in mancher Hinsicht in das Geschäftsviertel einer amerikanischen Großstadt versetzt fühlen. Größtenteils ist es der Handel, welcher Weiße nach Honolulu führt. Früher war es der Verkehr der Walfischfänger, der die Hawaiiinseln in den Strom einer neuen Kulturentwicklung hineinzog. Sollen doch einmal 170 solcher Schiffe im Hafen von Honolulu geankert haben. Leider fanden gleichzeitig die Schäden und Laster der europäischen Kultur den weitesten Eingang, die um so verderblicher wurden, als diese Kultur in ziemlich unvermittelter Weise auf jene schon öfter erwähnten haltlos gewordenen polynesischen Zustände, wie sie auch dort vorlagen, gepfropft wurde. Der Walfischfang im Stillen Ozean aber ist sehr bedeutend zurückgegangen, seitdem der Bottfisch dort immer seltener geworden ist, und spielt jetzt nur noch eine untergeordnete Rolle, während dagegen der Handel schnell zur Blüte gelangt ist. (Näheres siehe unten.) Schon an den schönen Villen und herrlichen Gärten der europäischen Kaufleute sehen wir, daß die Geschäfte gut gehen. Im ganzen sind die Straßen staubig, aber zur Rechten und Linken glänzen die wohlgepflegten Gärten stets im frischesten Grün, dank der künstlichen Bewässerung. Kleine Spritzfontänen, die sich beständig im Kreise drehen, gespeist vermittelst Kanalschulschläuchen, erhalten den prachtvollen Rasen.

Aber auch die Hawaiter haben ihre Häuser meist mit Gärten umgeben. Nur in den genannten Geschäftsstraßen stehen die Gebäude dicht neben einander; sonst ziehen sich zu beiden Seiten Mauern oder Zäune hin, über welche die Fülle einer reichen, mannigfaltigen Vegetation sich zeigt. Die Flora der Hawaiiinseln stand wohl hinter der mancher westlichen Archipels zurück¹⁾. In neuerer Zeit aber sind die verschiedenartigsten Pflanzen eingeführt (Weinrebe, Tabak, Zitrone, Erbsen, Bohnen u. s. w., aber auch Kulturpflanzen Japans und Chinas), die meist vorzüglich gedeihen. So hat die Vegetation gewissermaßen ein kosmopolitisches Gepräge gewonnen. Unter den schattigen Bäumen haben die Kanaken ihre meist im europäischen Stile und mit mehr oder weniger Komfort eingerichteten Häuser. Oft sieht man sie selbst an

Seitenzäunen, die ich bei meinen früheren Excerpten veräumte, steht auch hier, was der Leser entschuldigen möge.

¹⁾ Freilich finden sich eine ganze Reihe von Spezies, die endemisch sind und mit der amerikanischen Flora Verwandtschaft zeigen, während mit der ostasiatischen wenig oder gar keine Berührungspunkte sind. Hervorragend dagegen ist das indische Element, wie demselben auch alle Kulturpflanzen der alten Zeit angehören,

einem ſchattigen Plätzchen hinter der Mauer, kundenlang dem ſüßen Nichtsthun ergeben, neugierig mit den ſchwarzen Augen die Vorübergehenden mufternd. Sie ſcheinen aus alter Zeit die Vorliebe fürs Freie bewahrt zu haben. Oft überhaupt benutzen ſie die äußerlich angenommene Kultur wenig oder gar nicht, und ihr Leben bildet „ein ſonderbares Gemisch von alter Barbarei und neuer Zivilisation.“ Da mögen ſie ein Drawing room haben mit amerikaniſchen Schanfelſtühlen, Sophas u. ſ. w. — ſie werden es vorziehen, wenn ſie unter ſich ſind, auf den Matten am Boden zu ſitzen. „In der Nahrung hat ſich ſeit Cooks Zeiten nichts Weſentliches geändert. Poi, ein ſäuerlicher Brei aus Taromehl, iſt der Hauptartikel.“ Noch immer wird er in einer Kolosſchale am Boden aufgetragen und geſſen, indem die eingetauchten Finger, geſchickt umgewendet, den anhaften Brei in den Mund befördern. Daneben finden ſich auf dem Bananenblatte, das die Stelle des Tiſchtuchs vertritt, auch noch rohe Fiſche und Hundefleiſch als Lieblingsgerichte.

Auf der Straße ſieht man ſie häufig zu Pferde, und zwar Männer ſowie Frauen und Mädchen — alle haben ſeit der Einführung des großen, ihren Voreltern unbekannten Tieres das Reiten mit Leidenschaft gelernt. Rahn galoppiren ſie dahin, feſt, ohne Sattel, auch das weibliche Geſchlecht wie die Männer rittlings ſitzend. Selbſt des Sonntags ſieht man ſie ſo von auswärt's zum Gottesdienſt kommen.

Die hellen Gewänder flattern im Winde und bedecken nicht immer die feinen Leſelchen und weißen Strümpfe, um die ſie ſonſt vorſichtig gelegt werden. Reiſ ſind dieſe Landmädchen und Frauen mit Blumen bekränzt; eine oder die andre hat vielleicht ein ſoſtettes Federhütchen auf. Ungenirt ſpringen ſie vom Pferde, das ſie an einen Baum binden, um ſchwabend ihre Bekannten zu begrüßen. Die vornehmen Stadtdamen wandeln ſolz das Haupt erhoben mit unübertrefflicher Grandezza in ihren ſchwarzen taillierten Talaren, ſchwarze Sonnſchirmchen in den elegant behandschuhten Händen, und hinter ihnen tragen Dienerinnen die großen Gefangbilder mit goldnem Kreuz. — In der Kirche gibt's ehe der Gottesdienſt beginnt noch frühliches Plaudern, die Häher werden auch während deſſelben in Bewegung erhalten. (Nach Buchner.)

Es gibt in Honolulu 7 Kirchen — ein recht ſilvolles Gebäude iſt jedoch nicht unter ihnen. Beſucht aber werden ſie fleißig, wenn auch die luſtig ſchwagenden Gruppen vor oder nach dem Gottesdienſt, und übermüthig ſich tummelnden Reiterinnen nicht recht zu der andächtigen Feier zu ſtimmen ſcheinen. Freilich Honolulu iſt nicht der Ort, um den Hawaikiſulaner recht kennen zu lernen. Herrſcht doch ſehr allgemein eine ſolche Unſittlichkeit, daß gegen ſie aller kirchliche Einfluß vergeblich zu ſein ſcheint, während an andern Orten auch die Polizei bereitwilligſt die Hand bietet, um dieſelbe in Schranken zu halten¹⁾. — Honolulu hat übrigens auch eine Freimaurerloge.

Neben der Kawaiahokirche iſt das Mausoleum des lezterſtorbenen Königs. „Lunalino la moi † 1872“ (S. der König), iſt die einfache Aufſchrift des kapellenartigen gothiſchen Baus, um welchen innerhalb eines eiſernen Gitters 6 vergilbte Rahili, große Sträuße aus Federn und Blumen, auf Stangen in der Erde ſteden. Von den ſonſtigen

¹⁾ Buchner erzählt, wie, als er in Olo war, ein Poliſt des Nachts das Fotel in dem er logirte, zu bewachen hatte.

Gebäuden faſſen.

Ein wei Sigungen. Miniftern des ſieht zu einem battirt. Eine zwei Redner wollten, der betet. — Es m der Kanalen ſchließlich doch

Wollten für den Unt wird. Die Eine höhere und Töchter Miſſionare g eine engliſche liegt jedoch ſelben.

Ein red beſonders am ſen nach de hin galoppire Straßen mit Ordnung. Ein geſtülrende Sprache; ſie die anderer p meiften derſell Vokal gebildet daß ein gewiſſ Unbehilfliches. teiligung der erinnert an de unfre Aufmerk Erdboden liegt Meer nur bietet Geſchöpfe in iſ und Größe, (m Krebs, Muſch leztere gleich hängen Sepien

An den G hawaiiſcher Sp Zirkus ankündi Inſeln ober ei Bevölkerung bu Burghard, Miſſions

Gebäuden müssen wir wenigstens noch das der Regierung ins Auge fassen.

Ein weiter lustiger Saal im Erdgeschoß dient dem Parlament zu seinen Sitzungen. Hier spielen sich zuweilen gar schnurrige Debatten ab. Unter den vier Ministern des Kabinetts sind drei Weiße, der Präsident ist weiß, und das Haus besteht zu einem Drittel aus Weißen. Es wird sowohl englisch als hawaitisch debattirt. Eine hawaitische Interpellation findet oft eine englische Antwort; oft sprechen zwei Redner zu gleicher Zeit: der eine englisch, der andre hawaitisch; der Fawaiter wüthend, der Engländer kühl und spöttisch. Doch wird zu Anfang der Sitzungen gebetet. — Es macht den Eindruck, als ob die Weißen nicht viel Noth von den Reden der Kanaken nähmen. Sie sind eben Kinder. Man läßt sie schreien und thut schließlich doch was man will.

Wollten wir die Schulen auffuchen, so würden wir finden, daß für den Unterricht der Jugend beiderlei Geschlechts nicht übel gesorgt wird. Die Bevölkerung lernt größtentheils Lesen, Schreiben, Rechnen etc. Eine höhere Lehranstalt ist das Dahu Kollege, in dem sowohl Söhne und Töchter der angesehensten Fremden (ursprünglich war es für die der Missionare gegründet), als auch solcher Eingebornen, die ihren Kindern eine englische Bildung geben lassen wollen, unterrichtet werden. Es liegt jedoch nicht in der Stadt, sondern eine Stunde östlich von derselben.

Ein recht charakteristischer Platz in Honolulu ist der Fischmarkt, besonders am Sonnabend. Durch alle Straßen drängen sich die Menschen nach demselben. Wieder sehen wir Reiter und Reiterinnen dahin galoppiren. Je näher wir kommen, desto mehr füllen sich die Straßen mit Menschen, Wagen, Pferden und Maulthieren in bunter Unordnung. Eine grell gepuzte, blumengeschmückte, lärmende und heftig gestikulirende Menge bedeckt den Platz. Lauschen wir etwas auf die Sprache; sie klingt recht sonderbar, nicht so weich und wohlklingend wie die anderer polynesischer Völker, obgleich sich die Hawaiter mit den meisten derselben verständlich machen können. Die oft nur aus einem Vokal gebildeten Silben werden abgesetzt von einander ausgestoßen, so daß ein gewisses „Gakken“ entsteht. Es gibt das der Sprache etwas Unbehilfliches. Fast alle Laute klingen vom Gaumen her, mit Theiligung der Nasenhöhle, und das L mit dem R-ähnlichen Vorschlage, erinnert an den Schweizer Dialekt. (Buchner). — Doch wenden wir unsre Aufmerksamkeit dem Markte selber zu. In Buden oder auf dem Erdboden liegt auf Blättern oder in Körben aufgehäuft alles, was das Meer nur bietet, zum Verkauf. Holothurien, Kopffüßler und dergleichen Geschöpfe in ihrer ganzen Schlüpfrigkeit, Fische von mannigfacher Form und Größe, (manche mit Papageienschnäbeln) in allen Farben schillernd, Krebse, Muscheln, Schnecken, Seeesterne, Seeigel und Seegurken — letztere gleich biden Würsten, roh und gekocht — und an den Buden hängen Sepien, die acht Saugarme zu Höpfen zusammengeflochten.

An den Ecken sieht man große Anschlagzettel, die in englischer und hawaitischer Sprache allerlei Lustbarkeiten im königlichen Theater oder Zirkus ankündigen. Zuweilen verirrt sich auch ein Virtuoso auf die Inseln oder ein spekulativer Litterat, der den europäischen Teil der Bevölkerung durch den sensationellen Titel eines Vortrags anlockt.

Um uns aber etwas weiter auf der 25 Quadratmeilen großen Insel Oahu umzusehen, wollen wir einen kleinen Ausflug machen und folgen der hauptsächlichsten jener Villenstraßen, die uns tief in das liebliche Kuuanuthal hineinführt. Erst ist es weit, steigt sanft an und erscheint als ein unbeschreiblich schöner Garten; dann windet es sich enger romantisch zwischen den Bergen hin, von deren Abhängen sich muntere Bächlein in den unten rauschenden Waldstrom stürzen. Eine kurze Strecke noch durch ein Dickicht von Hibiskus und andern Bäumen, dann um einige Felsblöcke herum und wir stehen vor dem berühmten, etwa 3 Stunden von Honolulu entfernten Abgrund Pali. Der Anblick ist überwältigend. Wir haben hier die Höhe eines Passes erreicht, der über die Bergkette Konahuanui führt¹⁾. Mehrere hundert Fuß tief fällt der Fels, auf dem wir stehen, beinahe senkrecht ab, und vor uns öffnet sich wie durch einen Zauberschlag ein lachendes Gefilde, in welchem Hügel und Thäler, Wälder und Felser aufs mannigfaltigste wechseln, auf der einen Seite von hohen Bergen, auf der andern vom wogenden Meere begrenzt. Es ist dies ein in der Geschichte der Insel merkwürdiger Ort. Hier verfolgte Kamehameha I., nachdem er dieselbe erobert hatte, seine geschlagenen Feinde und trieb ihrer vierhundert mit ihren Pferden über die Felswand hinab, an deren Fuß sie dann zerschmettert umher lagen. Jetzt führt ein schmaler gefährlicher Pfad hinab, auf dem von der andern Seite her manchmal Frauen mit ziemlich schweren Lasten heraufsteigen, um ihre Ware in Honolulu zu Markte zu bringen²⁾. (In neuerer Zeit ist ein besserer Weg angelegt.) Der Unterschied der Landschaft jenseits des Scheidegebirges von der diesseitigen ist überraschend. Hier düstere kahle Berge und ein verbrannter gelbbrauner Ton³⁾, dort üppige Wälder bis zu den Gipfeln, und um den Fuß der Berge eine durchweg üppig fruchtbare grüne Küstenebene. Dies ist die Gegend der Zuckerplantagen, die fortwährend an Bedeutung gewinnen. Das Innere der Insel ist nicht bewohnt. Alle Niederlassungen liegen an der Küste.

Wenden wir jedoch in Kürze hinüber nach den andern Inseln⁴⁾. — Einige zwanzig Meilen nordwestlich von Oahu liegt die wenig kleinere Insel Kauai, von rundlicher Grundform. Sie gilt für eine der schönsten im Archipel; ihr Boden ist vielmehr als auf den andern aufgelöst, in Erde verwandelte Lava, da sie ganz von dem Passatwinde getroffen wird (dem auf Oahu nur die Nordostseite ihre grüne Landschaft verdankt) und geologisch die älteste der Inseln zu sein scheint. Daher ist der Boden äußerst fruchtbar. Das Innere ist von einem

¹⁾ Diese Kette nimmt die ganze Länge der Insel, etwa 9 Meilen von Nordwest nach Südost streichend, ein. Parallel mit derselben läuft eine kürzere längs der Südwestküste der Insel, dort wo die letztere (nordwestlich von Honolulu) eine größere Breite annimmt.

²⁾ Basler Missionsmagazin 1865, S. 245 f.

³⁾ Nur hin und wieder überziehen in den höheren Partien silberglänzende Kalkbänke (*Alouritos triloba*) eine Strecke. Es ist dies die Pflanze, welche die Lichtung liefert.

⁴⁾ Nach Meinicke, a. a. O., II, S. 282 und 287 ff.

Hochland ein
zu sein schei
wäldern bede
Felsenwände
und den vo
Ofen erhebt
außer den T
sind nicht br
von Hawaii
weniger gut
landschaft dü
Thäler prang

Von Rai
(4 Meilen la
sehr fruchtba
in früheren
seichten Kanal
an, das nur
auch nur 1/2
der Seevögel

Rehren n
nach Südosten
wir nach der
Molokai, der
derselben zerfä
Das östliche
zu fällt es in
bewohnten Gel
etwa 800 Per

„Eine schred
welche absolut un
worden. Sie wa
lich der ersten
Verbreitung erfu
sich sofort auf d
nötigste Vorsicht
säßigen auf eine
unter denen sich
gierung jährlich
neuerer Zeit erst
gewidmet. (Über

Eine Mei
Lanai mit de
der Passatwind
tende Mormon
Mormonen au
Zeit finde ich
Von den
etwa 2 Meilen

Hochland eingenommen, das an einigen Stellen etwa 1000 Meter hoch zu sein scheint; es ist ganz unbewohnt und von dichten sumpfigen Urwäldern bedeckt. Die Westküste tritt mit so steilen, kühn überhängenden Felsenwänden an das Meer, daß die Boote manchmal zwischen diesen und den von ihnen herabstürzenden Wasserfällen durchfahren. Im Osten erhebt sich der 2000 Meter hohe Wataleale. Die Küstenebenen, außer den Thälern der Flüsse allein die bewohnten Teile der Insel, sind nicht breit. Besonders reich ist die nördliche, welche der Garten von Hawaii genannt wird. Hier liegt der beste Ankerplatz zu Hanalei, weniger gut ist der an der Südküste zu Waiimea. Dort ist die Küstenlandschaft dürrer, da sie nicht vom Passat getroffen wird. Nur die Thäler prangen in üppigem Grün.

Von Kauai etwa 5 Meilen westlich liegt die kleinere Insel Niihau (4 Meilen lang, $\frac{1}{2}$ —2 Meilen breit), die neben ihrem Berglande eine sehr fruchtbare Ebene mit Korallenuntergrund hat. Leider scheint sie in früheren Zeiten besser kultiviert gewesen zu sein als jetzt. Von einem seichten Kanal getrennt, schließt sich im Norden das Inselchen Lihua an, das nur von Kaninchen bewohnt wird. Im Südwesten liegt die auch nur $\frac{1}{2}$ Meile lange Insel Kaula, die auch nur wegen der Eier der Seevögel besucht wird.

Rehren wir nun wieder nach Oahu zurück, um von dort die übrigen nach Südosten zu gelegenen Inseln kennen zu lernen. Zunächst kommen wir nach der über 10 Meilen langen, aber nur 1 Meile breiten Insel Molokai, deren Berge wir bereits bei der Ankunft sahen. Das Innere derselben zerfällt in zwei durch einen flachen Isthmus verbundene Teile. Das östliche Bergland ist das höhere und ausgebehntere. Nach Norden zu fällt es in steilen Wänden ab, im Süden liegen vorzugsweise die bewohnten Gebiete. In einem abgelegenen Thale dieser Insel ist eine etwa 800 Personen starke Kolonie von Ausländern angesiedelt.

Eine schreckliche Plage Hawaii's ist nämlich der asiatische Aussatz, die Lepra, welche absolut unheilbar ist. Man behauptet, sie sei von den Chinesen eingeschleppt worden. Sie war im Anfang nur in einzelnen Fällen aufgetreten, bis sie gelegentlich der ersten Blatternepidemie, die ein Walfischfänger brachte, plötzlich die größte Verbreitung erfuhr. Nicht bloß Ärzte, sondern auch Missionare und Beamte stürzten sich sofort auf die Eingebornen, um alles Hals über Kopf zu impfen, ohne die nötige Vorsicht zu wahren, und so kam es, daß die Lanzette das Gift der Ausländer auf eine Menge anderer übertrug. Lange Zeit waren jene elenden Menschen, unter denen sich auch 4 Weiße befinden, ohne ärztliche Pflege. Obgleich die Regierung jährlich 3000 Dollar bot, wollte sich kein Arzt für diesen Zweck finden. In neuerer Zeit erst hat sich der Sohn eines Missionars diesem Werke der Barmherzigkeit gewidmet. (Über die katholische Mission dort siehe unten.)

Eine Meile südlich von Molokai liegt die etwas größere Insel Lanai mit domartigen Lavagipfeln. Sie ist sehr dürr und öde, da der Passatwind sie nicht trifft. Vor 20 Jahren hatte sich eine bedeutende Mormonenkolonie dort niedergelassen, wie denn überhaupt die Mormonen auch auf den andern Inseln vertreten sind. Aus neuerer Zeit finde ich über sie keine Nachrichten.

Von den beiden eben genannten Inseln, durch Meeresstraßen von etwa 2 Meilen Breite getrennt, liegt gegen Südosten die größere Insel

Maut (28 Quadratmeilen). Ihre Form ist sehr unregelmäßig. Sie besteht aus zwei Halbinseln, welche der 2 Meilen breite, flache und mit Korallen sandbänken bedeckte Isthmus Waikapu verbindet, der nur einen Teil des Jahres über als Weideland benutzt werden kann und über den in der Regel der Passat den Sand nach Westen fortreibt. Er bildet nach Süden die große, doch unsichere Bai Maalea. Der einzige Ankerplatz liegt an der Südwestseite der westlichen Halbinsel bei der Stadt Lahaina. Hierher hätten wir die Fahrt mit dem wöchentlich von Honolulu nach der Insel Hawaii fahrenden Dampfer zu machen, der hier anlegt. Die Stadt ist durch den Verkehr der Walfischfänger bereits zu beträchtlicher Blüte gelangt. Leider liegt auch sie auf der weniger begünstigten bürren Seite der Insel, die vom Passat nicht berührt wird. Über die wilden Berge, die wie überall auf den Hawaii-inseln alte Lavaströme, Krater und andre Zeichen einstiger vulkanischen Thätigkeit aufweisen, führt, zum Teil durch das von steilen Wänden und seltsamen Felsnadeln eingeschlossene Thal Ii, ein Weg nach der in üppiger grüner Landschaft gelegene Stadt Wailuku. Das größte Interesse des Reisenden aber nimmt der mächtige alte Vulkan Haleakala, „das Haus der Sonne“, in Anspruch, der fast ausschließlich die größere östliche Halbinsel bedeckt. Von Westen und Süden erscheint der 3100 Meter hohe Berg als ein schöner Kegels, der so sanft ansteigt, daß man seinen Gipfel zu Pferde erreichen kann. Auf der andern Seite ist der Abfall viel schroffer, die Abhänge sind von wilden Klüften zerissen, zwischen den felsigen Wänden stürzen reißende Rastaden herab. Bei 2100 Meter Höhe hört der Walbgürtel auf. Weiter hinauf finden sich nur noch einzelne Pflanzen zwischen den Lavaströmen. Der längst erloschene Krater, welchen der Gipfel des Berges umschließt, ist der größte der Welt.

„Sein Umfang beträgt 12 Stunden und seine Tiefe gegen 700 Meter. Ganz New-York mit allen seinen Straßen und Gärten würde bequem darin Platz haben. — Es lohnt sich wohl, den 6 stündigen Ritt zum Kraterande zu machen. Ein wunderbar schöner Anblick thut sich da vor dem Auge auf. Tief unten breitet sich wie frisch gefallener Schnee ein weißer Wollenschleier aus, der die Sonnenstrahlen mit blendendem Glanze zurückwirft. Erst wenn dieser zerreißt, werden die Spitzen von Westmaui und dem nahen Lanai sichtbar, und rings umher der blaue Ocean, auf dem noch einzelne Wolken wie mächtige Eisberge zu schwimmen scheinen. Nach drei Seiten hin sieht man wohl 80 Stunden weit, und von Hawaii herüber schimmert der Maunakea, wie eine sich aus den Fluten erhebende Mabafterbant.“¹⁾

Besteigen wir nun aber in Lahaina wieder den Dampfer, um die letzte südöstlichste Insel des Archipels zu besuchen, die von allen die größte ist und nach der der ganze Archipel genannt wird: Hawaii. An Bord treffen wir sicher eine bunte Reisegesellschaft, vielleicht nur einen oder den andern Weißen. Aber auch manchen Hawaier in völlig europäischer Tracht mit gebildetem Benehmen und englischer Konversation würden wir trotz seiner bräunlichen Haut für einen Europäer halten, wenn nicht hier und da noch etwas von besonderen Ma-

¹⁾ Basler Missionsmagazin 1865, S. 242.

nieren die
auch aufs
Unterschied
Schiffsmann
lich fehlt un
Wir st
küste von M
Berge auf,
wir näher,
Erwartungen
auch die Rie
so außergewöhn
Insel erreich
küste, eine
sich ein höhe
sich Pflanzun
Bananen. D
Kohala. Si
Weiter folgen
zu Waipio
wuchs hervor
senkrechte Fels
unten schlägt
sich in kurzen
die wir, wenn
Großartigkeit
bald dichter
Wohnungen
alten Bauart
zeichnet sich v
wenn wir die
sich allmählich
brausenden B
Wohnungen d
Hilo — das
größartigsten
Schneestreifen
die „grünste L
sich erhebt“²⁾
den sichern Ha
Hilo ist
keinen guten V
steht neben Ho
Archipels. So
der Verkehr zic

²⁾ Auf 7 1/2
³⁾ Anderson,

nieren die Täuschung verhinberte. Besonders bei den Damen, wenn sie auch aufs vollständigste die Pariser Mode angenommen haben, ist der Unterschied durch manche Ungenirtheit leicht zu erkennen. Die braune Schiffsmannschaft zeigt sich übrigens als recht geschickte Seeleute. Natürlich fehlt unter den Reisenden nicht eine Anzahl Chinesen.

Wir steuern zwischen dem Inselchen Molokini und der Südwestküste von Maui hindurch, und bald tauchen aus der See zunächst zwei Berge auf, deren Gipfel vielleicht mit Schnee gekrönt sind. Rüdten wir näher, so zeigt sich uns Hawaii im Profil, das allerdings unsere Erwartungen sehr enttäuscht, denn die 20 Meilen breite Basis läßt auch die Riesenberg, zumal sie sehr allmählich ansteigen, gar nicht so außergewöhnlich erscheinen. — Nun haben wir die Nordspitze der Insel erreicht, mit ihren Felsenwänden; bald aber zeigt sich uns die Küste, eine liebliche Landschaft mit sanften grünen Höhen, hinter denen sich ein höherer, dicht bewaldeter Rücken erhebt. Da und dort machen sich Pflanzungen von Zuckerrohr bemerlich, sonst überall Palmen und Bananen. Da grüßt uns die hübsche Kirche und das Missionshaus von Kohala. Hier hält der Dampfer an, um Passagiere und Güter abzusetzen. Weiter folgen abwechselnd bewaldete Berge mit lieblichen Thälern. Zu Waipio leuchtet wieder die weiße Kirche aus dem üppigen Pflanzenwuchs hervor. Dann aber wird die Küste schroff und steil. Scheinbar senkrechte Felswände steigen 1000 bis 1800 Fuß aus dem Wasser auf, unten schlagen die brandenden Wogen dagegen. Von oben aber stürzen sich in kurzen Zwischenräumen zahlreiche¹⁾ tosende Wasserfälle herab, die wir, wenn des Tags zuvor ein starker Regen fiel, in ihrer ganzen Großartigkeit bewundern können. Über den Felsenwänden erscheint bald dichter Wald, bald freundliche Dörfer. Wenn auch die meisten Wohnungen in denselben noch Hütten mit Blätterdach nach der alten Bauart sind, das Schulhaus, wenn auch schlicht und einfach, zeichnet sich vor den übrigen durch seine europäische Form aus. Erst wenn wir die Küste des Hamakua-Distrikts hinter uns haben, senken sich allmählich die Felswände. Die waldigen Abhänge mit ihren wildbrausenden Bergbächen bieten noch dicht am Strande Raum für die Wohnungen der Menschen. Endlich öffnet sich vor uns die Bai von Hilo — das Ziel unsrer Reise. Es entfaltet sich vor uns eines der großartigsten Bilder der Welt. Maunaloa vor uns mit glänzenden Schneestreifen in den Spalten, Maunakea zur Rechten, zu ihren Füßen die „grünste Landschaft, die irgendwo vom Strande des dunkeln Meeres sich erhebt“²⁾. Durch den Kanal eines Korallenriffs dampfen wir in den sichern Hafen und der Anker fällt.

Hilo ist durch seinen Hafen — Hawaii hat außer diesem sonst keinen guten Ankerplatz — eine Stadt von Bedeutung geworden, und steht neben Honolulu und Lahaina als der dritt wichtigste Punkt des Archipels. Schon in der Zeit des blühenden Walfischfanges war hier der Verkehr ziemlich stark. Neben manchen auf europäische Art ge-

¹⁾ Auf 7½ Meilen 85.

²⁾ Anderson, The Hawaiian Islands, p. 131.

bauten Häusern findet man hier jedoch noch runde Hütten mit Wänden von hübschem Flechtwerk von Rohr und Blättern und spitz zulaufendem Dache. Außer dem zur Rechten stehenden Leuchtturm ziehen zwei steinerne Häuser hauptsächlich unsere Aufmerksamkeit auf sich: die weiße Kirche mit dem schlanken Turm und ein Lehrerseminar für eingeborne Jünglinge. Auch dem, der nichts von der Sprache versteht, kann es wohl recht sonntäglich zu Mute werden, wenn er dem Klange der hellen Glocken folgend sich in dem Gotteshause einfindet, in welchem eine anständig gekleidete Versammlung brauner Insulaner der Predigt des Evangeliums lauscht, und dann den warmen Händedruck sieht, mit dem viele aus ihrer Mitte beim Nachhausegehen den Lehrer begrüßen. Eine Freude ist's auch, in das schöne Seminar mit seinen geräumigen und zweckmäßig eingerichteten Schlaf-, Speise-, Schul- und Krankenzimmern einzutreten, das 1862 an Stelle des abgebrannten halb auf Kosten der hawaiischen Regierung, halb auf Kosten der amerikanischen Missionsgesellschaft erbaut worden ist. Schon vor 40 Jahren konnte sich ein Besucher über den Erfolg des in der Anstalt erteilten Unterrichts sehr befriedigend aussprechen; namentlich werden die Leistungen im Kopfrechnen gerühmt, die auch einer amerikanischen Schule alle Ehre gemacht hätten¹⁾. Damals waren die Zöglinge auch noch in der Bewirtschaftung einiger Morgen Land thätig.

Hilo ist als Wohnplatz von Fremden nicht sehr beliebt, wegen der häufigen, wolkenbruchartigen Regen. Auch ist die Stadt mehrfach von mächtigen Flutwellen, die mit vulkanischer Aktion und Erdbeben in Verbindung standen, schwer heimgesucht worden. Ein andermal (1855) war es nahe daran, daß sie von einem mächtigen Lavastrom begraben wurde. Der verderbliche Feuerchwall aber mußte eine Meile westwärts halt machen. Bei allen Gefahren sind die Einwohner ein heiteres, fröhliches Völkchen, und die Angst ist immer bald vergessen, sowie dem strömenden Regen immer wieder der lachendste Sonnenschein folgt. Längere Zeit im Jahre ist er anhaltend, und dann prangt die Küstenebene von Hilo wie ein Garten Gottes. Die Zuckerpflanzungen sind auch hier im Zunehmen. — Einen Ausflug machen wir noch nach dem nahen Watanuanue (Regenbogenfall), den der Wailuku, der größte Fluß von Hawaii, der sich in die Bai von Hilo ergießt, eine halbe Stunde von seiner Mündung bildet.

„Etwa 120 (?) Fuß tief schießen die Gewässer in zwei Armen von einer hervorspringenden Felskante in ein kreisrundes Becken herab. Der blickere ausgehöhlte Hintergrund der Bergwand läßt die weißschäumenden Gießbäche um so schärfer hervortreten, in deren aufsteigenden Dunstwolken der Sonnenstrahl in unzähligen Regenbogen sich bricht, manche in den hellsten Farben glänzen, andre in unsicheren Tinten verschwimmend. Die säulenartige Basaltbildung der einschließenden Felsmauer, deren schwarzes Gestein an manchen Stellen hinter einem reichen Teppich von rankenden Gewächsen, Farnkräutern und Moosen sich verbirgt, erhöht den Eindruck dieser lieblichen Naturscene. — Es ist ein Hauptvergnügen der halbamphibischen Eingebornen, sich mit dem Wasserfall von oben herabzufürzen. Freudeauszend lassen sich die Mädchen von Hilo von der Flußschnelle fortreißen, salten die Hände

¹⁾ In einer andern Schule bildete die zeitweise Entziehung des Rechenunterrichts eine eigentümliche Strafe.

anmutig über
der gährende
Nixen aus d

Derne
Hawaii
dessen Seit
beträgt 188
andern Ins
seite. Die
Wirkungen
den Boden
das Innere
bedeckt; nan
Distrikte
birges zahlr
schmäler, u
gewöhnlich a
steht, ohne
fällt, in de
Brunnen ha
bewohnt we
so oft allein
die Fischerei
Die Bergabh
erst in bedeu
Regengüsse,

¹⁾ Hartwo
rinnen der h
verdrücklich
die folgenden
Zöglinge jener
Im Hause lag
Länge von un
Einführung de
ergöhten sich
wandten sich
bei dieser Gele
zu probiren.
wurden aber
zeigte sich, d
er bei der älte
trennte, vor
fühlten bereits
lange Zwischen
war ein Anach
wie die Hawaii
erinnere ich m
meameha I. g
Weibe Geschle
sich die Finger
Gula-Gula geto

anmutig über den mit Blumen bekränzten Kopf zusammen, indem sie hoch oben auf der gärenden Wasserschicht flüchtig erscheinen und tauchen im nächsten Moment wie Nixen aus dem Strudel des Bedens hervor¹⁾.

Lernen wir nun aber die Insel im ganzen etwas näher kennen. Hawaii hat eine Grundform, die sich einem gleichseitigen Dreieck, dessen Seiten je 20 Meilen messen, nahe kommt. Der Flächeninhalt beträgt 188 Quadratmeilen. Auch hier zeigt sich der bereits auf den andern Inseln bemerkte Unterschied zwischen der Wind- und der See-
seite. Die Ostküste ist bis auf einige Stellen, wo neuere, durch die Wirkungen der Luft und Feuchtigkeit noch nicht zerfetzte Lavaströme den Boden bedecken, mit reicher Vegetation geschmückt und bis tief in das Innere und an den Bergabhängen hinauf mit dichten Wäldern bedeckt; namentlich ist der Pflanzenwuchs im Norden der Hilobai, im Distrikte Hamakua, äußerst üppig und glänzend, die Thäler des Gebirges zahlreich und trefflich bewässert. Dagegen ist die Westküste ein schmaler, unbeschreiblich öder und dürrer Strand, dessen Boden gewöhnlich aus nackten Lavaschichten mit einzelnen Ausbruchkegeln besteht, ohne Trinkwasser, da aller Regen, der auf den höheren Abhängen fällt, in dem spaltenreichen Lavaboden sich sofort verliert. Selbst Brunnen haben nur salziges Wasser. Das Küstenland könnte nicht bewohnt werden, wenn sich nicht die Kokospalme fände, die im Ozean so oft allein den Menschen das Leben möglich macht, und wenn nicht die Fischerei eine Bevölkerung auf diesen unwirthlichen Strand zöge. Die Bergabhängen hinter demselben haben ganz die gleiche Beschaffenheit; erst in bedeutender Höhe, über 700 Meter, beginnt die Wirkung der Regengüsse, die hier den Boden treffen, sich zu zeigen: das vulkanische

¹⁾ Hartwig, a. a. O., S. 265. Dr. Buchner schämte sich nicht, den Schülern der höheren Töchter Schule hier aufzuauern, und spricht sich augenscheinlich vertrießlich darüber aus, daß die „frommen Missionare“ der weiblichen Jugend für die folgenden Tage seiner Anwesenheit das Vergnügen unter sagten. Ein paar frühere Zöglinge jener Schule lernte der Reisende unter eigentümlichen Verhältnissen kennen. Im Hause lag eine Leiche und vor demselben wurden die scheußlichen, abscheulichen Tänze von unbeschreiblicher Gemeinheit aufgeführt, welche sich noch immer trotz der Einführung des Christentums nicht ganz haben ausgerottet lassen. Einige alte Weiber ergötzen sich daran. Die jungen Mädchen aber, welche mit zur Familie gehörten, wandten sich mit Widerwillen davon ab. Doch konnten sie es sich nicht versagen, bei dieser Gelegenheit ihre englische Konversation mit den zuschauenden Europäern zu probiren. Diese versuchten es, sich ihnen gegenüber „keine Freiheiten zu nehmen“, wurden aber sogleich „mit hoheitsvoller, störrischer Entrüstung“ zurückgewiesen. Es zeigte sich, daß der unglückliche Tanz der jüngeren Generation ebenso verhaßt, als er bei der älteren beliebt war. Wir hatten zwei Kulturstufen, die eine tiefe Kluft trennte, vor uns. Die Älteren stahlen noch fest in ihrer alten Barbarei, die Jungen sählten bereits europäisch. Daß beide Kulturstufen, anderwärts durch Jahrhunderte lange Zwischenstufen vermittelt, hier auf einem Fleck neben einander vorkommen, war ein Anachronismus, der eben nur bei einer so rapiden Zivilisirung möglich ist, wie die Hawaier sie genossen. In einem Missionsberichte aus den zwanziger Jahren, erinnere ich mich ein Gegenbild zu unserm Erlebnis gelesen zu haben. Als Kamamehā I. gestorben war, trauerte ganz Honolulu um ihn auf folgende Weise: Beide Geschlechter enthielten sich wochenlang jeglicher Beseßung. Einige badeten sich die Finger ab, andre schlügen sich die Vorderzähne aus. Tag und Nacht wurde Gula-Gula getanz und — Unzucht getrieben.“ Soweit Dr. Buchner.

Gestein ist verwittert und in fruchtbare Erde verwandelt, die mit schönen Bäumen bedeckt ist und in welcher die Gärten der Eingebornen angelegt sind, aus denen die Küstenbewohner zum Teil ihren Unterhalt beziehen. In etwa 1000 Meter Höhe tritt dann der hochstämmige, dicht verwachsene Wald auf, der alle Bergabhänge bis zu 2- oder 3000 Meter bedeckt.

Das Innere der Insel wird von einem großen Hochlande eingenommen, dessen Durchschnittshöhe 1000—1200 Meter beträgt und das augenscheinlich allmählich durch die aufeinander folgenden Ausbrüche der Vulkane entstanden ist. Den größten Teil seiner Oberfläche bedecken nämlich drei gewaltige Vulkane mit ihren weit ausgedehnten Abhängen im Nordost-, West- und Südwestteil der Insel, durch welche die Hochebene auf 2 Stellen im Nordwest- und Südostteil beschränkt wird. Der Abfall jener Berge ist meist so sanft, daß man kaum auf ihre erstaunliche Höhe schließen möchte. Der Maunakea, ein längst erloschener Feuerberg (4253 Meter), nähert sich der Höhe des Montblanc, mit dem er den gleichbedeutenden Namen trägt. Sein Gipfel ist eine weite Fläche von $1\frac{1}{2}$ Meilen Umfang, auf der sich mehrere steile Pits aus vulkanischer Asche mit kleinen Kratern erheben. Im Winter bedeckt den ganzen Gipfel Schnee bis weit herab, aber im Sommer erhält sich der letztere nur an einigen besonders geschützten Stellen. Weiter herunter hat der Nordostabhang des Berges eine Menge von Schluchtenthälern mit prächtiger Vegetation, deren Bäche jeder Regenguß in wütende Bergströme verwandelt. Zum Strande hin fällt der Abhang in die schroffen Felswände ab, welche wir mit ihren zahlreichen Wasserfällen schon vom Dampfschiff aus beobachteten.

Nicht ganz so hoch wie der Maunakea sind die beiden andern Hauptberge der Insel, der Hualalai (3000 Meter), südwestlich von jenem, der 1801 einen furchtbaren Lavaausbruch hatte, und der Maunaloa, der südöstlichste von der ganzen vulkanischen Kette, der „große Berg“, der „durch Jahrtausende langes Überlocken seines Gipfelkraters zu einem 4194 Meter hohen Dom erhoben, dessen Kuppel in sanfter Wölbung nach allen Seiten hin gleich regelmäßig abfällt“¹⁾. Noch fortwährend befindet er sich in Thätigkeit, und sein großer Lavafessel, den er 1852, 55 und 59 (das letzte Mal Verderben bringend bis zur Westküste hin²⁾) ausschüttete, brobelt unausgesetzt weiter. Über 3000 Meter unter dem Gipfel breitet sich im Südosten um seinen, sowie des Maunakea Fuß eine Hochebene aus, in welcher sich ein zweites Becken der vulkanischen Thätigkeit befindet: der Kilauea, „das größte Wunder des Archipels, und unzweifelhaft der merkwürdigste aller Vulkane des Erdbodens“, wenn er auch nur als ein Nebenkrater des Maunaloa anzusehen ist.

Der rauhe felsige Boden der Hochebene, über den sich hier und da Berge von mächtiger Höhe erheben, besteht aus Lava in allen Stufen der Auflösung, und ist an einigen Stellen mit jüngeren, ganz nackten Lavaströmen, sonst aber allenthalten

¹⁾ Bingham in Petermanns Mittheilungen 1876, S. 361.

²⁾ Im Jahre 1868 erfolgte ein furchtbarer Ausbruch aus einem etwa 3 Meilen gegen Süden gelegenen Krater.

mit dicht ver-
auch Farnbäu-
und wird vom
verschwindet i-
etwas Trinkt-
Pferden und
wo ihn auch
oben in jener

Der Kilauea
Hochlandes en-
hänge von 50-
schließt, deren
durchschnitten
niedriges Geste-
charakteristische
Im Norden sin-
gelagert, und
in kleinen Tei-
Kraters, auf de-
fläche, sondern
der Mitte eine
gleichzeitig mit
südlichen Tei-
Lava, dessen
kleinere — man
Feuerseen und
Schaupiel, das

Bekannt
Heiligtum der
glauben in de-
sich jagen un-
violant wurde
tume Salt ge-
schüttete, nach
das Wasser, i-
see der falsche

Vom Kilauea
weiten Grasflä-
loa ausgehend
dem sanften
Innern noch
gar ein Bach.
Dorf Waiohin-
die Südküste v-
nur hier und
üppiger Bege-
aber zieht sich
Gebiet bildet
Raps (Rapoh-
bis zum Hil-

Der weiße
durch die un-

mit dicht verwachsenen Wäldern bedeckt, hauptsächlich von Alazien, zwischen denen auch Farnbäume nicht selten sind. Das ganze Land ist ohne Kultur und Bewohner, und wird von Herden verwilderten Hornviehs und Hunden durchstreift. Alles Wasser verschwindet in dem spaltenreichen Boden; nur in Fässern findet sich hier und da etwas Trinkwasser. Zum Kilauea führt jedoch von Hilo ein nicht selten mit Pferden und Maultieren benutzter Saumpfad. Die Zeit ist vielleicht nicht fern, wo ihn auch der Tourist gewöhnlichen Schlages benutzen wird. Steht doch schon oben in jener Ginde des merkwürdigen Kraters — ein Hotel.

Der Kilauea ist eigentlich kein Berg, sondern nur ein Krater. Die Wälder des Hochlandes enden plötzlich an einem steilen, aus Lavabänken gebildeten Felsabhänge von 50—100 Meter Höhe, der eine Ebene von über 4 Meilen Umfang umschließt, deren aus vulkanischen Massen gebildeter Boden von vielen großen Spalten durchschnitten wird, denen Wasser- und Schwefeldämpfe entsteigen. Nur Gras und niedriges Gesträuch, vor allem die für alle vulkanischen Bergspitzen des Archipels charakteristische Pflanze (*Vaccinium penduliflorum*), wachsen zwischen diesen Spalten. Im Norden sind in den Felswänden des Randes Schwefelbänke in der Lava abgelagert, und hier sammelt sich durch Kondensation der Wasserdämpfe etwas Wasser in kleinen Teichen, das einzige Trinkwasser der Gegend. Der Boden des mächtigen Kraters, auf dem sich verschiedene kleine Ausbruchseegel befinden, bildet keine ebene Fläche, sondern zeigt mehrere Terrassen (black lodges). Im Jahre 1868 sank in der Mitte eine runde Fläche von 2 Kilometer Durchmesser um 100 Fuß tiefer, gleichzeitig mit dem oben erwähnten vulkanischen Ausbruch (S. 136 Fußnote). Im südlichen Teile liegt der Halemauau, ein großer See geschmolzener aufsteigender Lava, dessen Gestalt und Größe veränderlich ist. Zuweilen bilden sich daneben kleinere — man hat ihrer bis 60 gezählt. Das unaussprechliche Ueberdauern dieser Feuerseen und die Ausbrüche der kleinen Krater bilden namentlich bei Nacht ein Schauspiel, das keine Feder, keine bildliche Darstellung zu schildern im Stande ist.

Bekanntlich wurde in alter Zeit diese Stätte als das unnahbare Heiligtum der furchtbaren Göttin Pele verehrt, die nach dem Volksglauben in dem Feuersee sich baden und um ihn her mit ihren Geistern sich jagen und tanzen sollte. Durch die heldenmütige Königin Kapiolani wurde der sich an diese Stätte knüpfende Bann, der dem Heidentume Halt gab, gebrochen; 1825 stieg sie in den Krater hinab und schüttete, nachdem sie Loblieder auf den wahren Gott angestimmt hatte, das Wasser, in dem sie ihre Hände gewaschen, verächtlich in den Feuersee der falschen Göttin.

Vom Kilauea südwestlich kommt man auf der Hochebene zu den weiten Grasflächen des Distriktes Kau, die ein wilder, vom Maunaloa ausgehender Lavastrom von der sterilen Westküste scheidet. Auf dem sanften Abhänge nach der Küste zu findet man auch weiter im Innern noch bewohnte Plätze, und im Thale von Waiohinu fließt sogar ein Bach. Hier und da zeigen sich Wohnstätten, und über das Dorf Waiohinu selbst erhebt sich die stattliche Kirche. Sonst aber zeigt die Südküste vorwiegend wilde, wasserlose Lavafelder mit Kraterbergen, nur hier und da unterbrochen von begünstigteren Landstrichen mit üppiger Vegetation, Dörfern und Pflanzungen. Unten an der Küste aber zieht sich auch hier eine ganze Reihe von Dörfern hin. Das ganze Gebiet bildet den Punadistrikt, der sich auch jenseits des östlichen Kaps (Kapoho) unter günstigeren Verhältnissen auf der Nordostküste bis zum Hilodistrikt fortsetzt.

Der weit überwiegende Teil des Innern der Insel ist eingenommen durch die unwirtlichen Abhänge der drei großen Hauptberge. Außer

Berge von
und ist an
Hauptbergen

3 Meilen

der schon erwähnten Hochebene, findet sich eine solche nur noch im Norden, südlich von dem auch noch gegen 2000 Meter hohen Berge von Kohala, der mit seinen Abhängen die Nordspitze der Insel einnimmt, im Distrikte von Waimoa. Dort ist die alte Waldvegetation durch große Graswiesen verdrängt, die diese Gegend vorzüglich zur Viehzucht geeignet machen. Wegen des kühlen Klimas wird dieselbe als Sanatorium geschätzt. Die Hochebene senkt sich allmählich gegen Westen nach Kawaihae herab, das ebenfalls noch zu dem Distrikte Kohala gehört. Von dort führt über die sterilen Abhänge des Huahala ein Weg nach Kailua, das wie der vorgenannte Ort an einer Bai liegt. Hier hat die königliche Familie ihren Sommeraufenthalt. Dieser Teil der Küste bildet den Distrikt Kona, der trotz seiner dünnen Landschaft am Strande, auf eine Strecke von mehr als 10 Meilen, eine ganze Reihe von Dörfern zählt, deren Bewohner hauptsächlich auf die Kokospalme und auf den Fischfang angewiesen sind. Besonders dicht liegen die Dörfer auf der Strecke von Kailua bis Kaawaloa an der Kealahakua-Bai. Dies ist der Ort, wo am 14. Februar 1779 der berühmte Weltumsegler Cook ermordet wurde. An jener Stelle ist ein Denkmal errichtet. Mehrere größere Steinkirchen zeigen aber auch in dieser Gegend, wie die alte Zeit völlig vorüber ist. Im Osten grenzt an den Konadistrikt der von Kau, den wir schon oben erwähnten.

Nachdem wir so das ganze Gebiet der Hawaiiinseln überschaut haben, fassen wir die Bevölkerung etwas näher ins Auge. Leider beziehen sich die ausführlichen Schilderungen der Hawaiter, die uns als Quellen zu dienen haben, überwiegend, wenn nicht ausschließlich, auf den früheren Zustand des Volkes, der durch die außerordentlich schnelle und durchgreifende Verbreitung der europäischen resp. christlichen Kultur in vielen Beziehungen längst völlig verändert ist¹⁾. Wir glauben daher an dieser Stelle von einer ausführlichen ethnographischen Schilderung absehen zu können, die in vielen Punkten mit der oben über die Tahitier gegebenen übereinstimmen würde, und beschränken uns auf einige kurze Notizen, an die wir einige Züge über die heutigen Verhältnisse, soweit sie nicht schon in die obige Beschreibung eingefügt sind, anknüpfen.

Als Cook die Inseln entdeckte, nannten sich die Eingebornen Kanaka. Das Wort entspricht ganz dem Tangata (Ta'ata) anderer polynesischer Völker und bedeutet Mensch. Mit diesen Namen verbanden sie jedoch keineswegs den Dünkel, wie im gleichen Falle die Inuit Grönlands, die alle übrigen Völker als tiefer stehend verachteten. Die Kanaken haben wohl am meisten unter allen Polynesiern von den Weißen sich imponieren lassen und ihnen nachzuahmen und ihre Sitten anzunehmen sich bestrebt. Ihr Charakter stimmt mit dem der Tahitier überein. Nur wurde der Gang zum Stehlen auf Hawaii womöglich noch in höherem Maße beobachtet und soll auch jetzt noch ziemlich all-

¹⁾ Eine eingehende Originalschilderung der heutigen Hawaiter würde für die Missionswissenschaft höchst lehrreich sein.

gemein sein am Volksleben von Spiritu durch das in Schranken verboten, aber über den M gestlagt. Die heit ist umso manchen Be Inseln in die wenig voraus fremden Eins Arbeit entgeg

Ihre Kö htitier ab. In Sein täglich aus dem Meß gebaden, dan der Gährung die Weißen d Bataten, Pfei als Nahrungs den Beschränk nicht wählere Mahlzeiten, w ist freilich ver Herben von N Dennoch ist d vegetabile. D hölzerne Pfeife auch Weiber u

Was die nehmen Federn getrieben wurde

¹⁾ Ein andre kleine Diebstähle, kommt durchschnittlich in China.

²⁾ In den er diesen eingeschleppt Verheerungen an sich die Wätern, d Polynesiern komm liegens auf feuchte nicht beachtet werd

³⁾ Dies ist selbte das Aufkommen

gemein sein¹⁾. Auch die Unsitlichkeit ist noch immer ein Krebsgeschaden am Volksleben. Dagegen gelingt es der Regierung, die mit Einführung von Spirituosen erschauulich aufgesprossene Trunksucht einigermaßen durch das Verbot jenes Handelsartikels (mit Ausnahme von Honolulu) in Schranken zu halten. Das Kawatrinken ist zwar gesetzlich nicht verboten, aber es liegt eine Steuer auf der Bereitung des Getränkes. Über den Mangel an Fleiß und Betriebsamkeit wird ziemlich allgemein geklagt. Die durch das ganze Volk verbreitete Schlassheit und Trägheit ist umsomehr zu bedauern, als es in früheren Zeiten durch die in manchen Beziehungen weniger begünstigten Naturverhältnisse seiner Inseln in diesem Stücke manchen andern polynesischen Völkern nicht wenig voraus war. Die erschauuliche Vergnügungssucht, die durch die fremden Einflüsse in neue Bahnen geleitet wurde, steht der ernsten Arbeit entgegen.

Ihre körperliche Erscheinung weicht wenig von der der Tahitier ab. Im allgemeinen erfreut sich das Volk guter Gesundheit²⁾. Sein tägliches Brot ist der schon erwähnte Drei (Poi oder Poë), aus dem Mehl der Tarowurzel, welche zu diesem Zwecke erst zerrieben, gebacken, dann in einem Mörser gestampft und mit Wasser gemischt der Gährung überlassen wird. Kein Hawaier mag dieses Gericht, das die Weißen äußerst unschmackhaft finden, entbehren. Sonst wurden Bataten, Pfeilwurzel, Wurzeln der Cordylins und auch Seetang viel als Nahrungsmittel verwendet. Die Fleischnahrung unterlag vielfach den Beschränkungen des Tapu auf besondere Klassen. Sonst waren sie nicht wählerisch in Bezug auf allerlei Getier, und noch jetzt sind ihre Mahlzeiten, wie angedeutet, nichts weniger als europäisirt. Das Tapu ist freilich verschwunden, und an Fleisch brauchte kein Mangel sein, wo Herden von Kindern und Ziegen auf den Bergen verwildert leben³⁾. Dennoch ist die Nahrung wie in alter Zeit ganz überwiegend eine vegetabile. Das Tabakrauchen ist allgemein verbreitet. Eine große hölzerne Pfeife pflegt in der Gesellschaft der Reihe nach herumzugehen; auch Weiber und Kinder rauchen leidenschaftlich.

Was die Kleidung betrifft, so waren in alter Zeit bei den Vornehmen Federmäntel in bunten Farben üblich, mit denen viel Luxus getrieben wurde. Die gemeinen Männer gingen bis auf den Malo

¹⁾ Ein anderer Berichterstatler sagt, daß die Gerichte dann und wann wohl über kleine Diebstähle, aber nie über einen Raub zu verhandeln haben. Ein Mord kommt durchschnittlich nur alle drei Jahre vor und die Verbrecher sind meist Chinesen.

²⁾ In den ersten Jahrzehnten nach dem Erscheinen der Weißen richtete die von diesen eingeschleppte Syphilis, welche sich schnell im Volke verbreitete, entsetzliche Verheerungen an. Jetzt scheint sie nicht mehr so verberblich aufzutreten. 1848 zeigten sich die Mäfern, die in den folgenden Jahren viele dahintrastten. Wie bei andern Polynesiern kommt auch hier die Grippe häufig vor, in Folge des unvorsichtigen Liegens auf feuchten Grunde und anderweitigen Veranlassungen zur Erkältung, die nicht beachtet werden.

³⁾ Dies ist sehr zum Nachteil des Landes, da besonders auf der trockenen Seeseite das Aufkommen des Waldes dadurch verhindert wird.

nacht. Die Frauen trugen ein langes, um den Leib gewickeltes Stüd Zeug. Jetzt herrscht die europäische Tracht. Leider wird man vielfach beim gewöhnlichen Volke die Beobachtung machen: fein aber zerlumpt. Der Schwall der Civilisation kam zu plötzlich, als daß sich auch in dieser Beziehung ein Klassenunterschied hätte entwickeln können. Die früher allgemeine Tätowirung ist völlig verschwunden. Der Gang zum Fuß und Schmuck ist groß. Die Mädchen tragen meist Blumen in den Haaren.

Die Wohnungen der Kanaken waren armselige rechteckige Hütten, mit einem weit herunter reichenden Dach, meist von Gras, so daß sie das Aussehen von Heuhaufen hatten, die entweder zu kleinen Dörfern vereinigt waren, oder zerstreut in den Pflanzungen lagen. So viele Häuser jetzt auch nach europäischem (amerikanischem) Muster gebaut werden, so hat der größere Teil der Bevölkerung auf dem Lande doch die alte Bauart beibehalten, und auch darin dürfte sich wenig geändert haben, daß das Haus vorwiegend als Aufbewahrungsort der Geräte und als Zufluchtsort der Menschen bei ungünstiger Witterung angesehen wurde. Man schlief sogar bei gutem Wetter im Freien¹⁾.

Von den Beschäftigungen der Hawaiter war die bei weitem wichtigste der Landbau, und was sie darin geleistet haben, ist erstaunlich und der beste Beweis für ihr Talent und ihre Geschicklichkeit. Die Hauptkultur war die des Taro, und die Kunstfertigkeit, mit der sie das Wasser der kleinen Ströme und Quellen zur Bewässerung der Tarosfelder anwandten, hat nicht selten Bewunderung erregt, wie der Eifer, den sie dabei zeigten, um so anerkennenswerter war, je mehr Mühe diese Kultur machte. An den Hügelabhängen wurden viereckige Terrassen angelegt, die man mit Mauern aus Lava umgab, damit sie das für die Pflanzen nötige Wasser festhielten, dessen Übergang aus dem einen Felde zum andern durch Schleusen vermittelt wurde. Eine ebenso große Sorgfalt wandten sie auf den Bau der Pflanze, welche nächst dem Taro für sie von größter Bedeutung war: der süßen Datate, die an manchen Punkten fast allein gebaut wurde. Yams, hauptsächlich für den Handel, Bananen und Zuckerrohr²⁾ zogen sie auf der Erde, die sie auf die Steindämme um die Tarosfelder brachten — dar: noch andre Pflanzen (wie Curcuma³⁾, Pfeilwurz, Cordyline u. s. w.), Kokos- und Brotfruchtbaum nur wenig, da sie sie meist sich selbst überließen, in größerer Ausdehnung den Papiermaulbeerbaum und den Kawapfeffer⁴⁾.“ Leider finde ich nichts darüber, wie sich in der neuen Zeit der Ackerbau gestaltet hat, der jedenfalls das Fundament des Volkswohlens bilden sollte. Leider scheint er wenig entwickelt, vielmehr sogar gegen früher in Verfall geraten zu sein, wie z. B. die Ruinen von großen Wasserbassins auf Niihau, die zur Bewässerung der Taro-

¹⁾ Jetzt werden die Grasshäuser freilich größer gebaut, mit höherer Thür, auch oft in Wohn- und Schlafzimmer abgetheilt. Sie sind meist sauber gehalten.

²⁾ Wurde nur gekaut und ausgesogen.

³⁾ Als Farbstoff dem Salböl beigelegt.

⁴⁾ Vergl. Meinicke, a. a. D., S. 294.

pflanzungen
größtentheils

In der
sie es weit
tauchen auf
Eigentümlich
wozu für
wurden. Die
Vorrichtung
Wächter ang
deuten. Jag
gestellt (letzte
Bieh auf den

Die Vo
hörten zu der
Jetzt werden
Hawaiter sind
Schiffen. In
Fertigkeit geb
alle anderen,
Mustern (auf
Mattengeflecht
welcher Ausde
war es der
Dagegen hätte
bleibenden In
zu sein scheint
durch Verbund
haben sie gele
wahrscheinlich
räte sind dur
bassen als Gef
und die großen

²⁾ Wie vorn
und junge Schwe
solche zusammen
nehmen sie ihren
schmutzige Stelle.
Bade benehen sie
Oceaniën, II, S.

³⁾ Nur einm
Innern erwähnt.

⁴⁾ Profession
Anderson (p. 231
finden, die Thiere
Es ist zu vermun
gefunden hat. W
gibt, die im Fleck
stande sind, die

pflanzungen benutzt wurden, beweisen. — Die Viehzucht scheint sich größtenteils auf Pferde und Schweine zu beschränken¹⁾.

In der Fischerei (mit Reinen, Haken und durch Betäuben) hatten sie es weit gebracht. Muscheln und Krabben sammelten sie oft durch Tauchen auf den Meeresgrund, worin sie erstaunlich geschickt waren. Eigentümlich ist die Aufbewahrung des Fanges in besonderen Behältern, wozu für Flussfische die erwähnten Tarobassins gleichzeitig benutzt wurden. Die großen zwischen den Rissen angelegten Fischbehälter, mit Vorrichtung zum Ab- und Einlassen des Wassers, bei denen besondere Wächter angestellt waren, scheinen sogar auf künstliche Fischzucht zu deuten. Jagd wurde früher nur auf Vatten und kleine Vögel angestellt (letztere mit Vogelleim); jetzt jagt man auch das verwilderte Vieh auf den Bergen oder fängt es in Fallgruben.

Die Boote der Kanalen waren den tahitischen überlegen und gehörten zu den besten im ganzen Ozean. Sie hatten sämtlich Ausleger. Jetzt werden nur solche von europäischer Bauart gebraucht. Die Hawaiter sind gute Seeleute, manche dienen als Matrosen auf fremden Schiffen. In der Tapafabrikation hatten sie es nicht zu solcher Fertigkeit gebracht wie die Tahitier; doch verstanden sie es besser als alle anderen, das Zeug in den prächtigsten Farben zu färben und mit Mustern (auf Bambus) zu bedrucken. Auch die kunstvollen gemusterten Mattengeslechte wurden nirgends übertroffen. Ich ersehe nicht, in welcher Ausdehnung jetzt noch Tapa bereitet wird²⁾ — wahrscheinlich war es der Konkurrenz mit den fremden Geweben nicht gewachsen. Dagegen hätte sich jene Färberei und Mattenslechterei vielleicht zu einem bleibenden Industriezweig entwickeln lassen, was leider nicht geschehen zu sein scheint³⁾. Eigentümlich war den Kanalen die Kunst, Salz durch Verdunstung zu bereiten. Die Destillation des Branntweins haben sie gelernt; doch ist sie, wie angedeutet, verboten, wird aber wahrscheinlich ziemlich viel im geheimen betrieben. Die meisten Geräte sind durch europäische ersetzt. Doch werden auch noch viel Kalabassen als Gefäße benutzt, wohl auch Kolosschalen anstatt der Tassen, und die großen Steinmörser zur Bearbeitung des Taro. Die Petroleum-

¹⁾ Wie vormalig hat auch jetzt jede Frau ihr Lieblingstier, hauptsächlich Hunde und junge Schweine, die wie Kinder gehätschelt werden. (Früher kam es vor, daß solche zusammen mit den Kindern gefängt wurden. D. B.). Gehen sie aus, so nehmen sie ihren Liebling auf den Arm und tragen ihn über jede holprige und schmutzige Stelle. Bei großer Hitze sind sie sehr fürsorglich für das liebe Tier. Am Bache bewegen sie wohl ihr eignes Oberleib, um es damit zu kühlen. Oberländer, Ozeanien, II, S. 338. Vielleicht etwas zu stark geschildert!

²⁾ Nur einmal finde ich es bei Anderson als Bettuch in einer Grasspütte im Innern erwähnt.

³⁾ Professionelle Handwerke scheinen nur in geringem Maße eingeführt zu sein. Anderson (p. 231) bemerkt nur, daß in den meisten Gegenden der Inseln sich solche finden, die Thüren, Stühle, Kisten, Tische, Bettstellen und Schränke machen können. Es ist zu verwundern, daß das Schmiedehandwerk, wie es scheint, nicht Eingang gefunden hat. Weiter sagt derselbe Berichterstatter, daß es Frauen und Mädchen gibt, die im Flechten von Hüten geschickt sind, und daß nicht wenige von ihnen im Hande sind, die Kleider für sich und ihre Kinder zuzuschneiden und zu nähen.

tes Stüd
man viel-
aber ger-
daß sich
in können.
Der Gang
t Blumen

ge Hütten,
so daß sie
in Dörfern
So viele
ter gebaut
Bande doch
g geändert
der Geräte
ange-

reitem wich-
erkaunlich
keit. Die
der sie das
der Taro-
der Eifer,
mehr Mühe
richtige Ter-
damit sie
rgang aus
rde. Eine
nge, welche
ßen Vatale-
ns, haupt-
sie auf der
n — bar-
u. f. w.),

selbst über-
und den
der neuen
des Volks-
mehr sogar
innen von
der Taro-

Thür, auch
alten.

lampe oder Stearinkerze findet sich wohl nur in den großen Städten; auf dem Lande hat sie die Kukuinuss aleurites triloba (sie wird auf Kofosblattrippen gesteckt; bei besonderen Gelegenheiten zündet man eine ganze Reihe an) noch nicht verdrängt.

Die religiösen Vorstellungen der Kanaken kommen denen der Tahitier so nahe, daß wir hier nicht näher darauf eingehen. Eigentümlich sind auf Hawaii die Götter, in denen die vulkanische Gewalt personifiziert erscheint, und von denen die gefürchtete Pele schon erwähnt wurde. Die Götzenbilder waren fragenhafte Figuren von Stein oder Holz, oft von bedeutender Größe, gewöhnlich mit Zeug bekleidet und mit Federn geschmückt. Nur wenn die betreffende Gottheit darin Platz genommen hatte, wurden sie verehrt. Die Tempel (Heiau) entsprechen ganz den Marae. Andre heilige Plätze, Bohonua, waren Asyl für Verfolgte, die dort vollständige Sicherheit fanden. Sie waren selten; nur zwei bestanden auf der Insel Hawaii. Erbliche Priesterschaft, Menschenopfer, Tapu, Feste war alles ganz ähnlich wie auf Tahiti. — Das Heidentum ist gefallen, von den Heiau sind nur geringe Trümmer übrig; aller Orten erheben sich christliche Kirchen. Es ist freilich nicht zu erwarten, daß alle Anklänge der alten Religion nach einem halben Jahrhundert verwischt sein sollen. Aberglauben findet sich gewiß noch häufig — ist er doch aus unserm Volke nach einem Jahrtausend noch nicht völlig ausgerottet. Ob aber Buchner recht berichtet war, wenn er erzählt, daß der Pele noch jetzt Münzen und andre Kostbarkeiten, ja sogar Schweine und Ziegen geopfert werden, indem man sie in den feurigen Schlund wirft, dürfte doch zweifelhaft sein.

In der Verfassung der Hawaitier finden wir das monarchische Moment kräftiger als bei den südlicheren Polynesiern, wo die Macht des Königs durch die Häuptlinge sehr beschränkt erscheint. Zu Cooks Zeiten bestanden 3 Staaten: Hawaii, Oahu und Kauai. Die großen Inseln waren je in 6 Distrikte geteilt. Diese Einteilung besteht noch jetzt. Für Hawaii haben wir jene Distrikte oben namentlich aufgeführt. Diese zerfielen wieder in kleinere Bezirke (Ahupua). Der Unterschied zwischen Edeln und Gemeinen bestand ebenso scharf wie sonst bei den Polynesiern; die ersteren waren aber hier nicht durch solche Rangordnung geschieden, wie auf den südlichen Inseln. Alles Eigentum war auf Hawaii rechtlich in den Händen des Königs, der es als Lehn an Häuptlinge oder Priester vergab, aber es auch wieder einziehen konnte. Doch kommt auch Erblichkeit nach längerem Besitze vor. Der Anbau des Acker durch Diener oder Pächter. Von allen diesen Ländereien wurden Steuern an den König entrichtet, welche die Distrikthäuptlinge oft unter Bebrückung der Nutznießer oder Pächter einzogen. Die Höhe der Steuern wurde willkürlich vom Könige bestimmt. Diesem waren außerdem vielfache Frohndienste zu leisten, außerdem konnte er auf alles, was er wollte, Beschlagnahme legen. — Unter allen diesen Verhältnissen gelang es dem Kamehameha — wie wir bald näher zu berichten haben — auf festem Grunde seine absolute Monarchie mit kräftiger Hand aufzurichten.

Seit 18
liche König
aus dem Ad
worden sind.
gewählt. In
die aller Un
men zu sankt
System nach
Ein jeder ha
viel Acker ab
nicht, in wels
Auch finde id

Die Heu
König oder d
gewisse Verbr
zogen wurde
liche Büchti
einem Straßg

Die häu
stalteten sich
Frauen war
Die Ehe war
heirateten war
treu. Scheußl
freundschaft.
und selbst me
wurden erwürg
begraben. —
scheint es doch
das nachfolgend
selten sein. D
Lobesstrafe bek
und breit das
wendung von K
kämpfen vermod
da vor, wo die
das „Some-lome
Gastfreundschaft
leicht in Unfittli
wenn wir diese
wollten. Selbst
sucht einem Teil

1) Die Schiffe
quert sich mit den
stalteten die Hände,
fromm aus, als hä

Seit 1840 ist Hawail ein konstitutionelles Königreich. Der erbliche König ernannt die lebenslänglichen Mitglieder der ersten Kammer aus dem Adel oder solchen Ausländern, die hawailische Unterthanen geworden sind. Die zweite Kammer wird alle zwei Jahre vom Volke gewählt. In dem Reichsgrundgesetz wird die christliche Religion als die aller Unterthanen festgestellt, ohne jedoch bestimmte kirchliche Formen zu sanktioniren. Auch der Grundbesitz ist neu geordnet. Dem System nach freilich gehört der ganze Grund und Boden dem König. Ein jeder hawailischer Unterthan aber erhält sein *Kuleana* (Zehn), soviel Acker als er bearbeiten kann. Ich ersehe aus meinen Quellen nicht, in welcher Weise etwa dem Adel weitere Rechte eingeräumt sind. Auch finde ich nichts näheres über die Steuern u. s. w.

Die Rechtspflege war in alten Zeiten höchst mangelhaft. Der König oder der Distrikthäuptling entschied nach dem Herkommen. Auf gewisse Verbrechen stand die Todesstrafe, die zugleich als Opfer vollzogen wurde — oder Blendung, Veraubung des Eigentums oder körperliche Züchtigung. Jetzt sind geordnete Gerichte vorhanden, die nach einem Strafgesetzbuch entscheiden.

Die häufigen Kriege, sowie die Lebensweise in Friedenszeiten, gestalteten sich früher ganz ähnlich wie auf Tahiti. Die Stellung der Frauen war nicht gerade hart, aber doch immer die von Dienerinnen. Die Ehe war locker, Scheidungen häufig, die Fruchtlosigkeit der Unverheirateten war unbeschreiblich, aber auch die Ehefrauen waren oft nicht treu. Scheußlich erscheint uns die Sitte der Polyandrie aus Gastfreundschaft. Der Mord der Kinder bei der Geburt war allgemein, und selbst mehrjährige wurden zuweilen ermordet. Die Kinder wurden erwürgt oder selbst lebendig und noch dazu im Wohnhause begraben. — Kommen auch diese Scheußlichkeiten nicht mehr vor, so scheint es doch fast, als müßten auch jetzt noch Versündigungen gegen das nachfolgende Geschlecht, die dem Kindermorde gleichkommen, nicht selten sein. Der letztere selbst ist abgestellt, seit er vom Gesetz mit Todesstrafe bedroht ist. Die Unkeuschheit aber ist noch heute weit und breit das Nationallaster des hawailischen Volks, und alle Anwendung von Kirchenzucht hat dasselbe bis jetzt nicht erfolgreich zu bekämpfen vermocht. Unzüchtige Gespräche und Gebärden kommen selbst da vor, wo die christliche Sitte sonst pünktlich geübt wird¹⁾. Auch das „*Kome-kome*“ (Gliederkneten), „das als ein Teil der landesüblichen Gastfreundschaft von den Frauenzimmern geübt wird“, scheint nur zu leicht in Unsitte auszuarten. Gewiß aber würden wir sehr greifen, wenn wir diese Zustände auf alle Hawaier ohne Ausnahme deuten wollten. Selbst ein Mann wie Buchner mußte bezeugen, daß die Unzucht einem Teile der Bevölkerung verhaßt ist. (Vergl. oben S. 135)

¹⁾ Die Schiffer, welche Dr. Buchner von Kohala nach Honolulu fuhren und zuerst sich mit den größten Obscenitäten ergötzt hatten, entblößten ihr Haupt und falteten die Hände, als einer von ihnen das Abendgebet sprach, und sahen nun so fromm aus, als hätten sie nie unzüchtige Reden geführt.

Ihren Vergnügungen waren die Hawaiter von jeher sehr ergeben¹⁾. Der Tanz war zu einer Kunst ausgebildet, und es gab berühmte Gesellschaften, die umherzogen und in derselben für Geld Vorstellungen gaben. Auch Musik war sehr beliebt, die meist beim Tanz gebrauchten Instrumente freilich nur dürftig, aber es wurde viel gesungen, und die Lieder (Mele) waren, wenngleich einförmig, doch angenehm, „oft in einer ausdrucksvollen, bilderreichen Sprache, und von epischem, lyrischem und didaktischem Inhalt. Alle Traditionen und Kenntnisse wurden in ihnen aufbewahrt.“ Varden zogen im Lande umher, so daß der Inhalt jener Lieder im ganzen Volke bekannt erhalten wurde. Jetzt sind die alten Tänze, die zwar Geschick und Geschmaç zeigten, aber meist etwas Unzüchtiges hatten, größtenteils unterdrückt, werden aber im geheimen, wie es scheint, weiter getrieben, und Reisende finden noch immer Gelegenheit, sie sich vorführen zu lassen. Vornehme tanzten wahrscheinlich nach europäischer Musik Walzer und Polka. Dagegen ist der Gesang sehr gut weiter entwickelt. Meist werden Lieder religiösen Inhalts gesungen, und wahrscheinlich bilden dieselben, im Gegensatz gegen die noch vorkommenden Tänze, einen tief durch die Bevölkerung gehenden Unterschied. Die vierstimmigen Gesänge, welche Buchner hörte, gaben ihm ein Zeugnis von der glänzenden musikalischen Begabung der Polynesier. — Spiele, vielfach mit Wetten verbunden, waren häufig und scheinen sich auch erhalten zu haben. Es wird ihnen viel Zeit gewidmet. Wir nennen nur: Drachensteigenlassen, Steinwerfen nach einem entfernten Ziel, eine Art Damenspiel mit schwarzen und weißen Steinen. Zu dem Wettlaufen und Wettrudern ist in neuerer Zeit das Wettreiten hinzugekommen.

Was die Sprache betrifft, so weicht das Urteil der wissenschaftlichen Berichte ab von dem oben (S. 129) mitgeteilten Eindruck, den das äußere Anhören auf den Reisenden macht. Sie wird sanft und harmonisch genannt. Das sehr häufige k ist nicht guttural, sondern palatal und steht dem entsprechenden t der andern Dialekte sehr nahe. Die Gutturalen sind durch die schwache Aspiration ersetzt, ng durch n. Als Sprachprobe folgen hier ein paar Strophen eines Liedes, das zur Begrüßung Dr. Andersons in Waimea gedichtet war.

Nani ke aloha la!

Meka olioli pu

I ka malihini hou —

E aloha, aloha oe!

Holo oia a maanei

Mai Amerika mai no

Eia no! ua komo mai —

E aloha, aloha oe!²⁾

¹⁾ Schaukeln, mit einem Brette von einem Felsen herabrutschen, vom Felsen in die Brandung springen, auf einem schmalen Brett sich stundenlang auf den Wellen zu wiegen — dergleichen kommt immer noch vor, und es wird viel Zeit damit verbracht. Auch das Brandungsschwimmen soll noch immer ein beliebtes Vergnügen sein.

²⁾ Übersetzt: Wunderbar ist die aufrichtige Liebe! Groß unsre gemeinsame Freude, denn wir sehen hier den fremden Gast. — Willkommen, willkommen! Weit zu Schiffe kommt er her von dem fernen Amerika — siehe, in Frieden kehrt er bei uns ein — Willkommen, Willkommen!

Durch d
und eine B
Schulbüchern
finden sich auch
erscheinen ein
sich in den B

Schon in
Archipels ein
seitig ihre Pr
stimmten Zeit
handelsverkehr
159 Schiffe e
repräsentirte d
der Ausfuhr u
Juder, Apfelf
dann aber be
fänger. Die
trug, war fre
Aleurites), Sch
bäumen, die z
Bilge für den
fuhr auf 3 M
um 16 pSt.

Es ist nie
verkehr betref
schließlich in d
Chinesen gehör

Damit w
deutlicher über
dahin, und Fre
Das Ausster
festlich schnell v
diesem Falle n
folgenden Zahl
Bevölkerung au
sein, so sind j
Ausnahme der

Im Jahre.	Einge- borne.
1823	—
1832	—
1836	—
1850	82 203

¹⁾ Zuder 187
schon 236 000; Kas
gegangen.
Burtford, Missions

Durch die Missionare ist die Sprache zur Schriftsprache erhoben und eine Litteratur begründet. Außer Bibel, Gesangbuch und den Schulbüchern umfasst letztere freilich meist nur religiöse Werke, doch finden sich auch solche geschichtlichen und volkswirtschaftlichen Inhalts, auch erscheinen ein paar hawaiische Zeitungen. Die alten Traditionen, welche sich in den Liedern erhalten hatten, sind sämtlich schriftlich fixirt worden.

Schon in alter Zeit bestand zwischen den einzelnen Inseln des Archipels ein nicht unbedeutender Handelsverkehr, in dem sie gegenseitig ihre Produkte austauschten, ja an einigen Orten wurden zu bestimmten Zeiten große Messen gehalten. Jetzt ist Hawaii in den Welt-handelsverkehr eingetreten. Schon 1870 liefen in den hawaiischen Häfen 159 Schiffe ein (von zusammen 91248 Tonnen). Die Gesamteinfuhr repräsentirte einen Wert von fast 2 Millionen Dollar, und wurde von der Ausfuhr um 10 pCt. überstiegen. Die Artikel der letzteren sind Zucker, Apfelsinen und Kaffee von den Pflanzungen der Europäer¹⁾, dann aber besonders Lebensmittel für die hier anlegenden Walfischfänger. Die Zahl dieser Schiffe, die 1850—60 noch jährlich 440 betrug, war freilich auf 118 gesunken. Andre Artikel sind Öl (von der Aleurites), Schildpatt, Pulu (die seidenartige Blatthülle von den Farnbäumen, die zum Polstern von Kissen gebraucht wird) und getrocknete Pilze für den chinesischen Handel. Im Jahre 1878 hatte sich die Einfuhr auf 3 Millionen Dollar gehoben, und die Ausfuhr übertraf sie um 16 pCt.

Es ist nicht deutlich, wie weit Hawaiter direkt bei diesem Handelsverkehr beteiligt sind. Es scheint, als wäre der Großhandel fast ausschließlich in den Händen der Weißen, während der Kleinhandel den Chinesen gehört.

Damit werden wir wieder an das Los erinnert, das immer deutlicher über die kanakische Bevölkerung hereinbricht: sie schwindet dahin, und Fremde werden einst an ihrer statt die Inseln einnehmen. Das Aussterben der Eingebornen schreitet hier allerdings so entsetzlich schnell vorwärts, daß auf einen Einhalt und eine Wendung in diesem Falle nicht mehr wie es scheint gerechnet werden darf. Die folgenden Zahlen sind leider zu sprechend. Mag Cooks Schätzung der Bevölkerung auf 400 000 Seelen auch viel zu hoch gegriffen gewesen sein, so sind jedoch folgende Angaben zuverlässig und beruhen (mit Ausnahme der ersten) auf genauen Zählungen.

Im Jahre.	Eingeborne.	Mischlinge.	Fremde.	Zusammen.	Abnahme der Eingebornen.	In wieviel Jahren.	Durchschnittlich jährlich in Prozenten
1823	—	—	—	142 050	—	—	—
1832	—	—	—	130 315	11 735	9	0,96
1836	—	—	—	108 579	21 736	4	4,55
1850	82 203	—	1912	84 165	24 414	14	1,83

¹⁾ Zucker 187 000 Zentner — 1863: 52 000, 1854: 5000, dagegen 1877 schon 236 000; Kaffee 4150 Zentner — 1861: 450, 1877: auf 1400 Zentner zurückgegangen.

Jm Jahre.	Einge- borne.	Misch- linge.	Fremde.	Zu- sammen.	Abnahme der Eingebornen.	In wieviel Jahren.	Durchschnitt- lich jährlich in Prozenten.
1853	71 019	—	2119	73138	11 194	3	4,90
1860	67 084	—	2716	69800	4035	7	0,90
1866	58 765	—	4194	62 959	8319	6	2,38
1872	49 044	2487	5366	56 897	9721	6	2,99
1878	44 088	3420	10 477 ¹⁾	57 985	4958	6	1,77

Beachtenswert ist es, daß die Abnahme gleichmäßig über alle Inseln verbreitet ist, und in den kaum von Europäern berührten abgelegenen Gegenden ebenso auftritt wie in den großen Städten²⁾. Die unverhältnismäßig stärkere Abnahme in zwei Perioden erklärt sich einerseits durch Epidemien, andererseits dadurch, daß vor dem Erlaß des Verbotes der Spirituosen die Trunksucht schon bedeutende Vermüstungen angerichtet hatte. Abgesehen aber von jenen Besonderheiten zeigen die obigen Zahlen, daß im Volke konstant wirkende Ursachen vorhanden sein müssen, aus denen dies Dahinschwinden entspringt. Alle Berichte stimmen darin überein, daß diese vorzugsweise in den Lastern der Unkeuschheit zu suchen sind. Abortion ist jedenfalls häufig und infolge davon auch fernere Kinderlosigkeit³⁾. Dazu kommt die ungenügende Kinderpflege, bei der die Sterblichkeit der Kinder sehr groß ist. Endlich auch der Leichtsinns in Bezug auf die Gesundheit, welche unter den Einflüssen der Kultur weniger widerstandsfähig geworden zu sein scheint als in früheren Zeiten. Würde aber das Verbot der Spirituosen aufgehoben, wie von Seiten mancher Weißen gewünscht wird, so dürfte das Aussterben der Bevölkerung dadurch außerordentlich beschleunigt werden. — Wie die Kanaken hinschwinden, so mehren sich die Weißen und zunächst mit ihnen noch die Mischlinge. Ob die letzteren eine lebensfähigere Rasse bilden werden als ihre polynesischen Mütter, ist mindestens zweifelhaft. Beachtenswert ist die bedeutende Zunahme der Chinesen. Jedenfalls ist sie eine Folge der wachsenden Zuckerindustrie. Dieselbe aber befindet sich in den Händen der Weißen und diese sind es doch, denen einst das schöne Land der Kanaken als Erbteil zufallen wird. Es liegt nahe, daß einst Hawaii mit in die Vereinigten Staaten von Nordamerika aufgehen wird.

6. Die Mission auf den Hawaifinseln⁴⁾.

Etwa 40 Jahre lang hatten die Kanaken bereits mit Europäern Berührung gehabt und durch die fremde Kultur tief eingreifende Veränderungen erfahren, ehe die Mission begann, ihnen das beste Teil der

¹⁾ Darunter 5916 Chinesen, 1872: 1938.

²⁾ Sehr wichtig wäre es, zu erfahren, ob die Abnahme auch bei den Mitgliedern der christlichen Gemeinden in gleichem Maße sich findet, oder ob in denselben sich ein gesunderer, lebenskräftigerer Keim der Bevölkerung gebildet hat, wie man hoffen möchte. Es finden sich jedoch darüber keinerlei Angaben.

³⁾ Buchner findet auch in der Leidenschaft des weiblichen Geschlechts für das Weiten (nach Art der Männer) eine Ursache in der Unfruchtbarkeit.

⁴⁾ Vergleiche Gunderts Aufsatz im Basler Missionsmagazin 1865, S. 266 ff.

Kultur, das
auf diese in
Im Ja
er die beiden
bornen über
Kunde verbr
Mythen wur
aus Eiferfu
seinem Schif
und man ho
identifiziert u
Aufenthalt n
lantischen Da
um die ent
Schiffe vor
Ereignis ersa
in entscheiden
gekommen ih
lafektuabat au
Zehn- bis fünf
die Wunder
Massenhaft n
nicht wer ein
der große W
daß der Prie
Getau führte,
seht, und unt
Auch wurden
Ähnlich ging's
nicht enden.
die Frembling
und suchte sich
entstanden die
Cool vom töd
wurde den G
verbrannt; die
Teil von den
traurigen End
Wut an den
verbrannt, Eig
Weiber währe
zum unzünftige
sahen gedanken
Vorb gebracht

¹⁾ Um den (andere) Weiber aufzubringen, die

Kultur, das Christentum zuzuführen. Werfen wir zunächst einen Blick auf diese in vieler Hinsicht keineswegs günstige Vorbereitung.

Im Januar 1778 hatte James Cook den Archipel entdeckt, indem er die beiden westlichsten Inseln berührte. Das Erscheinen der Eingebornen über die neue Erscheinung war grenzenlos. Die unerhörte Kunde verbreitete sich schnell über den ganzen Archipel. In den alten Mythen wurde von Lono erzählt, einem Könige, der in grauer Vorzeit aus Eifersucht sein Weib erschlagen und darauf im Wahnsinn mit seinem Schiff die Insel verlassen habe. Er wurde als Gott verehrt, und man hoffte, er solle einst wiederkommen. Mit diesem wurde Cook identifiziert und auch immer mit diesem Namen genannt¹⁾. Nach kurzem Aufenthalt war derselbe (zur Aufsuchung der Durchfahrt nach dem Atlantischen Ocean) nordwärts gesegelt und kam erst im November wieder, um die entdeckten Inseln weiter zu erforschen. Als die englischen Schiffe vor Maui ankerten, war dort soeben ein wichtiges politisches Ereignis erfolgt. Kalinopu, König von Hawaii, hatte den von Maui in entscheidender Schlacht überwunden. Der Sieger meinte, Lono sei gekommen ihn zu begrüßen. Am längsten hielt sich Cook in der Realefetuabat auf, wohin der König ihm nach einiger Zeit gefolgt war. Zehn- bis fünfzehntausend Personen waren dort öfters versammelt, um die Wunder anzustaunen und dem Gotte Ehrerbietung zu beweisen. Massenhaft wurden Geschenke auf das Schiff gebracht. „Man weiß nicht wer eine klüglichere Rolle dabei spielte, die blinden Heiden oder der große Weltumsegler.“ Dieser ließ es ohne Widerstreben geschehen, daß der Priester ihn durch die sich in den Staub beugende Menge zum Heiau führte, wo er in ein rotes Tuch gehüllt, zwischen die Götzen gesetzt, und unter feierlichen Gesängen ihm ein Schwein geopfert wurde. Auch wurden ihm Gesicht und Hände mit gelauter Kokosnuß gesalbt. Ähnlich ging's so oft der Kapitän das Land betrat. Der Jubel wollte nicht enden. Das Volk freilich, das immer die reichlichen Gaben für die Fremdlinge herbeischaffen mußte, fing an unter der Last zu seufzen und suchte sich durch Diebstähle zu entschädigen. Daraus, kurz gesagt, entstanden die Verwickelungen, die zuletzt zum Kampf führten, in welchem Cook vom tödlichen Speer durchbohrt sein Leben endete. Sein Leib wurde den Göttern geopfert, das Fleisch von den Knochen gelöst und verbrannt; diese später zum Teil den Engländern wiedergegeben, zum Teil von den Priestern als Heiligtümer aufbewahrt. — Bald nach dem traurigen Ende des Kapitän's ließen die übrigen Europäer ihre ganze Wut an den Eingebornen aus. Viele wurden getötet, viele Häuser verbrannt, Eigentum geraubt u. s. w. Dabei aber blieben eingeborne Weiber während dieser Kämpfe auf dem Schiffe — wie sie schon immer zum unzünftigen Verkehr mit den Matrosen sich eingeklinkt hatten — und sahen gedankenlos zu, wenn Köpfe ihrer erschlagenen Landsleute an Bord gebracht wurden, ja freuten sich über die brennenden Häuser.

¹⁾ Um den Gott zu besänftigen, sandte ein Häuptling seine Töchter und einige andre Weiber auf das Schiff, welche als erste Gabe der Weißen Syphilis und Pocken mitbrachten, die hernach so verderblich für das ganze Volk werden sollten.

Zulezt wurde Friede geschlossen, und nachdem die Engländer die zurückgelieferten Gebeine des Befehlshabers feierlich in die Tiefe senkt, segelten sie ab. Auf Oahu und Kauai wurde ihnen kein freundlicher Empfang, und die Schiffe verließen den Archipel.

Erst nach mehreren Jahren wurde derselbe von englischen und amerikanischen Handelsschiffen wieder aufgesucht, und es entspann sich allmählich ein Handelsverkehr, der freilich vielfach mit Verrat, Blut und Schandthaten von beiden Seiten bezeichnet ist. Zwei Amerikaner J. Davis und J. Young gerieten bei einer solchen Gelegenheit in die Hände der Eingebornen von Maui. Dies wurde für die Einführung europäischer Kultur höchst wichtig, denn der König machte diese beiden Männer zu seinen Ratgebern, und namentlich Young wurde sein innigst vertrauter Freund. Dieser König aber war Kamehameha I., ein Mann von außergewöhnlicher Begabung, Mut, Thatkraft und unermüdblicher Ausdauer in Verfolgung seiner Ziele. Schon Cook hatte ihn mit seinem Onkel Kaliniopu nach der Eroberung von Maui gesehen. Die Erscheinung der Weißen hatte auf den Jüngling einen tiefen Eindruck gemacht, und sein ganzes Streben ging dahin, mit den Mitteln der Europäer sich die größtmögliche Macht zu erwerben. Feuerwaffen besaß er schon als die genannten unfreiwilligen Kolonisten bei ihm eintraten, von denen er nun mit dem größten Eifer sich und seinen Unterthanen allerlei europäische Künste beibringen ließ. Dabei aber gewannen sie doch auch in mancher Beziehung einen nicht zu verkennenden Einfluß auf sein Herz — wenigleich es mit ihrem Christentum vielleicht nicht gerade stark bestellt war, und sie in vielen Stücken die Sitten der Kanaken annahmen, so ging doch von ihnen in jenem finsternen Heidentum noch ein merklicher Schimmer des Segens aus. Namentlich Young verhinderte oft die Grausamkeit des Königs und milberte die Ausbrüche seiner leidenschaftlichen Natur.

Einen wichtigen Einfluß auf den König hatte auch der englische Kapitän Vancouver, welcher 1792—94 die Hawaaiinseln mehrmals besuchte. Er war ihm behilflich Schiffe nach europäischem Muster bauen zu lassen, und gab ihm Anleitung zur Organisation seiner Truppen. Die Bemühungen zur Abstellung der fortwährenden Kämpfe waren freilich nicht erfolgreich; doch hatte Kamehameha von dem ganzen Verhalten des Kapitäns solchen Eindruck empfangen, daß er durch ihn um christliche Lehrer bitten ließ. Übrigens wünschte er auch politisch mit dem Könige von England in Verbindung zu treten, was Vancouver so aufnahm, als wolle er denselben die Oberhoheit über sein Land übertragen, und ließ zum Zeichen der Besitzergreifung die britische Flagge aufpflanzen. Europa aber war in jener Zeit zu sehr erregt, als daß man sich hätte um die fernen Inseln kümmern mögen. Und auch die Bitte um Missionare war wie im Winde verhallt. „Branntwein und Waffen wurden nach wie vor auf die Inseln gebracht und Betrügereien und Schandthaten aller Art auf denselben verübt; dann und wann landete auch ein edlerer Kapitän, der Teilnahme fühlte für das reichbegabte und doch so unglückliche Volk, das unter der von Europäern genährten Trunksucht und den von ihnen gebrachten

Krankheiten
gingen, bi
machtem.“

Unter
viel Blute
sein Scepte
erreicht hat
widmung,
geistert und
Reich heben
konnte. Ni
selbst. Er
Vor allem
minister, ve
von Hauptl
fühlte bald
Seine Reside
Der Verthe
Jahr zu Ja
immer aufs
gaben Fürst
starb als ein
auf Heiden
mehr Men
wurden.

„Schon
Tapu zu wa
sinn war es
Strafe der G
zu ahnen und
herüber kam
bemächtigte si
bestehenden C
Übermut, teil
Götzen zeugen
mit Ungebuld
um seinen M
Frauen das
beugen hatten
Witwen Ra
Enkelin des
ihre Söhne
Kamehame
nanea, die 18

¹⁾ Keopouli
zweiten Gemahl
luohi, die nach

Krankheiten zu Scharen dahinstarb — aber noch volle 25 Jahre vergingen, bis die ersten Sendboten christlicher Liebe sich dahin aufmachten.“

Unterdessen vollendete Kamehameha seine Eroberungen. Nicht ohne viel Blutvergießen vereinigte er sämtliche Inseln des Archipels unter sein Scepter. Für diese begann, nachdem er das Ziel seines Ehrgeizes erreicht hatte, eine Zeit verhältnismäßiger Ruhe und friedlicher Entwicklung, und Kamehameha verstand es eine solche zu fördern. Begeistert und von eifrigem Streben beseelt war er für alles, was sein Reich heben und dem Zustande der europäischen Staaten näher bringen konnte. Auch um Landwirtschaft und Handwerke bestimmte er sich selbst. Er wußte aber auch die rechten Männer dazu heranzuziehen. Vor allem blieb Young sein Ratgeber. Auch Kalaimoku, sein Premierminister, verdient Erwähnung. Dann umgab er sich mit einem Rat von Hauptleuten, machte Gesetze gegen Mord und Diebstahl, und man fühlte bald überall in seinem Reiche eine sonst nicht gekannte Sicherheit. Seine Residenz hatte er abwechselnd in Honolulu, Lahaina und Kailua. Der Verkehr der Weißen, die stets willkommen waren, mehrte sich von Jahr zu Jahr. Aber neben den Vorzügen ihrer Kultur brachten sie immer aufs neue ihre Laster, und niemand war, der diesem hochbegabten Fürsten die Schätze des Heils in Christo gebracht hätte. Er starb als ein Heide, am 8. Mai 1819, und seine Totenfeier geschah auf heidnische Weise (vergl. oben S. 135), nur das wahrscheinlich nicht mehr Menschen, sondern nur Hunde und Schweine dabei geopfert wurden.

„Schon zu Kamehamehas Lebzeiten hatte das drückende System des Tapu zu wanken begonnen. Bald in der Trunkenheit, bald im Leichtsinne war es von einzelnen ins geheim verletzt worden, ohne daß die Strafe der Götter erfolgte. Zitternd fing das Volk an seine Freiheit zu ahnen und an der Macht der Götter zu zweifeln.“ Von Tahiti herüber kam die Kunde der großen Umwandlung, und auch auf Hawaii bemächtigte sich der Herzen ein tiefes Verlangen nach Abschaffung der bestehenden Ordnungen. Selbst die verkommenen Seeleute, teils im Übermut, teils unter Regung eines Restes von Christentum gegen die Götzen zeugend, mußten dazu mitwirken. „Trug das Volk nur noch mit Ungeduld das dreifache Joch, das Könige, Häuptlinge und Priester um seinen Nacken geschmiedet hatten, so fanden auch die fürstlichen Frauen das Tapu, unter das sie sich gleich dem ärmsten Weibe zu beugen hatten, immer unerträglich, und zwar besonders die königlichen Witwen Raahumanu und Keopoulani.“ Die letztere hatte als Enkelin des Königs von Hawaii und Maui den höheren Rang, und ihre Söhne Liholihō und Kaulikeaouli bestiegen nach einander als Kamehameha II. und III. den Thron. Ihre Tochter war Kaihenehanea, die 1836 starb¹⁾. Raahumanu aber, eine hochbegabte Frau, war

¹⁾ Keopoulani hatte übrigens mit voller Zustimmung des Königs noch einen zweiten Gemahl, Hoapili, wie auch jener noch eine weitere Gattin besaß, Kelelanuohi, die nach seinem Tode seinem Sohne und Nachfolger als Gattin zuziel.

des Königs Lieblingsgemahlin gewesen, in die er sehr viel Vertrauen setzte, und der er das Amt eines Premierministers und gewissermaßen die Vormundschaft über seinen Nachfolger übertrug, der, obwohl gutmütig und liebenswürdig, doch so vergnügungssüchtig und dem Trunke ergeben war, daß der Vater ihm nicht ohne weiteres die Zügel des Regimentes überlassen wollte. Die genannten beiden Witwen erhielten bald eine Hauptrolle in der Politik, und so verschieben ihre Bestrebungen sonst waren, in dem einen stimmten sie zusammen: sie blühten die Spitze der Neuerungspartei¹⁾ und begehrten vor allem die Macht des Tapu zu brechen. Ein Oberpriester, Hewahewa, der mit seinen Göttern längst zerfallen war, wurde dazu ihr Gehilfe.

Nach langem Drängen bewegten beide Frauen den jungen König, das Tapu zu brechen. Festlich geschmückt aß er öffentlich mit ihnen; und nun hallte die Freudenbotschaft durch das Volk: „Das Tapu ist gebrochen!“ Bald aber auch mußte der zweite Schritt folgen; — gleichsam um sich zu vergewissern, daß der Zorn der Götter nicht mehr zu fürchten, befahl Liholiho alle Götzen zu verbrennen und alle ihre Heiligtümer zu zerstören. Hewahewa war der erste, der dazu die Fackel ergriff, und bald bezeugten die Rauchsäulen auf allen Inseln, daß der Götzendienst abgeschafft sei.

Freilich nicht völlig wurde der königliche Befehl ausgeführt. Die Priester waren meist unzufrieden; viele derselben retteten ihre Götzen in Höhlen und Klüfte und sammelten um sich eine Partei, welche mit den Waffen in der Hand die alte Religion erhalten wollte. Ein Vetter Liholiho's, Rakuaokalami, einer der obersten Priester, trat an die Spitze, nicht ohne die Absicht, die Krone des Reiches an sich zu reißen. Ein Versuch der Königin-Mutter, zwischen beiden Parteien zu vermitteln, hätte dieser beinahe selbst das Leben gekostet. So kam es zur Schlacht. Ehe noch die Empörer sich völlig organisiert hatten, wurden sie (November 1819) in der Ebene Ruamu, am südlichen Ufer der Kealakekua-Bai, von den königlichen Truppen angegriffen und vollständig geschlagen. Ihr Anführer und dessen Gattin, die auch mitgekämpft hatte, fielen in der Schlacht.

Damit war der Götzdienst auf Hawaii völlig überwunden, und es war Zeit, daß dieboten des Evangeliums auf dieses zubereitete Feld eintraten. Durch Gottes Fügung aber war dazu bereits alles vorbereitet.

Schon mehrfach hatten Insulaner mit fremden Schiffen ihr Vaterland verlassen. Namentlich in den Neuenglandstaaten hatten einige derselben das Interesse der dort um jene Zeit sich sammelnden Missionsfreunde auf sich gezogen. Schon 1808 war dies der Fall mit einem Schiffsjungen Obutahaja (Obutia), der weinend an der Schwelle des Kolleges zu Newhaven gefunden wurde, weil er seinen Wissensdurst nicht stillen konnte. Er wurde bei dem Prediger S. Mills (vergl. oben II, 1. S. 95) erzogen und später in die „auswärtige Missionschule“ zu Cornwall (Connecticut) aufgenommen, nachdem er von Herzen gläubig

¹⁾ Davon aber hatten sie wohl nicht das geringste Verständnis, was mit ihnen geschah, als sie nebst Kalaimotu bei einem Besuche auf dem Schiffe des französischen Seefahrers Freycinet — getauft wurden, ohne allen Unterricht, nach römischem Ritus.

geworden; er
Doch befand
Kanaten, un
und damalig
bildung über
in jenen Kre
Nament

war in jener
nach Hawaii
Bingham
boten. Nach
Board C. L.
ihren Gattin
(Polman), e
berlain) —
den kanakisch
der genannte
gingen die 23
30. März 18
folgten Umw
Wie erstaunte
„Ramehameh
Die Götzen
Herr den Ad
ginnen sollten

Doch war
denn Liholiho
Vielweiberei
denken äußert
bieten wollen.
Fremde Anstie
flüsteren ihm
auf den Insel
lani und Ra
erwiderten ih
hewa sprach:
die wir mit
diente ihnen,
sind immer g
im Himmel

Zwölf J
Nat der Häu
enthaltserlau
man mit ihr
wohnten da
gewiesene Hü

¹⁾ Basler

geworden; er starb jedoch 1818, ehe seine Ausbildung vollendet war. Doch befanden sich damals in der genannten Anstalt noch vier andere Kanaken, unter ihnen Georg Kaumalii, der Sohn des früheren Königs und damaligen Gouverneurs von Kauai, der einem Kapitän zur Ausbildung übergeben und nach mancherlei wunderbaren Führungen endlich in jenen Kreis christlicher Freunde gekommen war.

Namentlich durch den Bericht von dem seligen Ende des Obukahaja war in jenem Kreise die längst beabsichtigte Angelegenheit einer Mission nach Hawaii zur Reife gediehen. Zwei angehende Geistliche, Siram Bingham und Asa Thurston, hatten sich zu Missionaren angeboten. Nachdem sie ordinirt waren, wurden sie durch den American Board C. F. M. am 15. Oktober 1819 zu Boston abgeordnet, mit ihren Gattinnen, sowie zwei Lehrern (Ruggles und Whitney), einem Arzt (Holman), einem Buchdrucker (Zoomis) und einem Ackerbauer (Chamberlain) — auch einige von diesen mit ihren Frauen — und endlich den kanakischen Missionszöglingen: Hopy, Honuri und Kanui. Auch der genannte Georg (Kaumalii) schloß sich ihnen an. Am 23. Oktober gingen die 23 Personen mit der Brigg „Thadäus“ unter Segel.¹⁾ Am 30. März 1820 landeten sie auf Hawaii. Von den inzwischen erfolgten Umwälzungen war noch keine Kunde in das Ausland gebrungen. Wie erstaunten die Missionare, als sie begrüßt wurden mit der Kunde: „Kamehameha ist tot! Liliho ist König! Das Kapu hat ein Ende! Die Götzen sind verbrannt.“ Über Bitten und Verstehen hatte der Herr den Acker zubereitet, auf dem nun die Säeleute ihr Werk beginnen sollten.

Doch waren damit nicht alle Hindernisse aus dem Wege geräumt; denn Liholiho mit vielen seiner Häuptlinge war noch so tief in die Vielweiberei verfrickt, daß er gegen die Missionare sogleich das Verbot ausfertete, wenn er ihnen zu bleiben gestatte, werden sie ihm gebieten wollen, wie sie selbst auch nur eine einzige Frau zu haben. Fremde Ansiedler, die lieber in der Finsternis wandelten als im Lichte, flühten ihm ferner die Befürchtung ein, eine amerikanische Mission auf den Inseln könnte seinen Beziehungen zu England schaden. Keopua-lani und Kaahumanu aber nahmen die Missionare freundlich auf und erwiderten ihren Besuch auf dem Schiff; und der Oberpriester Hewahewa sprach: „Ich wußte, daß die hölzernen Bilder unserer Götter, die wir mit unsern Händen machten, uns nicht helfen können; aber ich diene ihnen, weil es die Sitte unserer Väter war. Meine Gedanken sind immer gewesen, daß es nur einen einzigen großen Gott gibt, der im Himmel wohnt.“

Zwölf Tage hatten die Missionare an Bord zu bleiben, bis im Rat der Häuptlinge beschlossen war, ihnen vorerst für ein Jahr Aufenthaltserlaubnis zu erteilen. Missionar Thurston und der Arzt Holman mit ihren Frauen ließen sich nun in Kailua nieder und bewohnten da eine Zeit lang gemeinschaftlich eine ihnen vom Könige angewiesene Hütte mit nur einem Gemach, ohne Bretterboden, Fenster,

¹⁾ Badler Missionsmagazin 1865, S. 289 ff.

ober irgendwelche Einrichtung, mitten in dem ſchmutzigen, geräuſchvollen Heidenborſe. Die andern ſegelten weiter nach Honolulu, damals ein aus elenden Hütten beſtehendes Dorf mit 3000 Einwohnern. Auch hier konnten ſich's die Miſſionare nicht viel bequemer machen als in Kailua; denn das Schiff, das ſie aus Amerika brachte, war zu klein und überfüllt geweſen, um Geräthſchaften mitzunehmen, und auf keiner der hawaiſchen Inſeln war auch nur ein Stuhl zu bekommen. Von Honolulu aus gingen die beiden Lehrer Whitney und Ruggles nach Kauai hinüber und brachten Kaumalii ſeinen Sohn zurück. Nitzend's wurde den Miſſionaren ein ſo herzlicher Empfang wie hier.

Einige Jahre vorher hatte der alte König einem Amerikaner, der über die Vorzüge der chriſtlichen Religion mit ihm zu ſprechen verſuchte, zur Antwort gegeben: „Was ſagt Ihr mir von den Vorzügen Eurer Religion; habt Ihr nicht meinen Sohn zum Sklaven gemacht? Behandelt ihn, wie es recht iſt, und bringet mir ihn mit einer guten Erziehung oder mit ſeinem Eigentum wieder zurück, ehe ihr mich von der Vortreflichkeit eurer Religion überzeugen wollt.“ Jetzt, da er ſeinen Sohn wieder hatte, wollte er auch die chriſtlichen Lehrer nie mehr fortlaffen und verſprach ihnen, ein Vater zu ſein, wie ſie jenem Vater geweſen ſeien. Mit großer Anſtrengung lernten er und ſeine Familie leſen und ſchreiben, und ſchon Ende Juli diktierte er in ſeinem gebrochenen Engliſch einen Brief an die amerikaniſche Miſſionsgeſellſchaft, den er dann mit eigener Hand abſchrieb. „Wenn Eure guten Leute mich unterrichten wollen, bin ich bereit, Euren Gott anzubeten. Ich bin ſehr vergnügt, daß Eure guten Leute uns zu Hilfe gekommen ſind. Wir ſind hier gar unwiſſend. Es wird mich freuen, Eure guten Leute hier zu ſehen. Wenn Ihr kommt, werde ich für Euch ſorgen. Ich hoffe, Ihr werdet auch für meine Leute in Eurem Lande ſorgen. Ich danke Euch, daß Ihr meinen Sohn unterrichtet habt.“ Und in gleicher Weiſe ſchrieb ſeine Gemahlin an die Mutter einer der Miſſionsfrauen: „Ich bin froh, daß Eure Tochter hierhergekommen iſt. Ich will jetzt ihre Mutter und ſie ſoll meine Tochter ſein. Ich bin ihr gut, gebe ihr Tapa und gebe ihr zu eſſen genug. Nach und nach ſpricht Eure Tochter hawaiſch. Dann unterrichtet ſie mich im Leſen und Schreiben und Nähen und ſpricht viel von dem großen Atua, den die frommen Leute in Amerika lieb haben. Ich fange an zu buchſtabiren. Leſen kommt ſehr ſchwer, wie Stein. Ihr ſeid ſehr gut, habt Eure Tochter einen großen Weg geſchildet, die Heiden zu lehren.“

In Kailua waren Thurſtons Schüler, Itholihō ſelbſt mit ſeiner Familie. Bevor er leſen gelernt hatte, geſtattete er nicht, daß das Volk unterrichtet werde. Es währte dies jedoch nicht lange, denn der König war ſehr gelehrt; nur ſeine Trunksucht und Leidenschaftlichkeit machte den Miſſionaren viel Sorge. Dieſe hatten übrigens harte Arbeit, um ſich die Landeſſprache anzueignen. Als bald darauf der Hof nach Honolulu überſiedelte, hielt es Thurſton für geraten, ihm für einige Zeit dorthin zu folgen. Loomis, der Drucker, war ſchon vorher nach Hawaii zurückgekehrt, um in Kawaihae mit einer Klaſſe von dem Miniſter Kalaimoku ausgewählter junger Leute auch dieſen ſelbſt und ſeine Gemahlin zu unterrichten.

Schon aber ſing in Honolulu der Widerſtand der Feinde ſich zu regen an. Übelwollende Fremde ſuchten die Miſſionare als politiſche Agenten darzuſtellen, die unter einem ſchönen Vorwande ſich eingeſchlichen hätten und am beſten wieder fortgeſchickt würden. Man verſicherte, die engliſchen Miſſionare haben auf den Geſellſchafts-Inſeln das Band an ſich geriffen und das Volk zu Sklaven gemacht, und die amerikaniſchen Miſſionare werden auf den Sandwich-Inſeln das gleiche thun,

wenn man ſie
den König v
ihnen ſeinen

Dieſe B
der König v
ſprechen erfüllt
ſach genannte
nach Honolulu
inſeln reiſen
angeſchloſſen,
berichteten. I
daß auf die
ſeinen Tabille
Sprache er ſe

Den Am
ſprache zu erh
war auch die
möglich. Vor
und ſchreiben;
an, die vollſt
anfangs die d
als ihr außſchl
die Vorteile d
ſich weitere
ſelbſt, daß, we
mit geſchloſſene
war, weil es
in Scharen be

Am 24. I
die Abſchaffung
dienſt eröffnete
drängten ſich
in der Kirche,
Nachmittag an
ländiſcher Klei
Reihe mit ein
Miſſionare un
Freude: die U

Im Früh
der Miſſionare
Nun konnte au
nach Lahaina
Wohnort zu v

¹⁾ Vergleiche

²⁾ Sie lande
demption is now
ſeitdem, in die S
geworden iſt.

wenn man sie dulde; zudem sei ihre Anwesenheit eine Beleidigung für den König von England, den Schutzherrn der hawaiischen Inseln, der ihnen seinen Zorn darüber wohl könnte zu fühlen geben.

Diese Verleumdungen wurden jedoch bald dadurch widerlegt, daß der König von England ein bereits Kamehameha I. gemachtes Versprechen erfüllte, durch Schenkung eines Schiffes, das zugleich die mehrfach genannten Deputirten der Londoner Mission und Missionar Ellis nach Honolulu brachte, die freilich ursprünglich nach den Martesainseln reisen wollten¹⁾. Auch ein paar tahitische Häuptlinge hatten sich angeschlossen, die dem Könige über die Umwandlung ihres Vaterlandes berichteten. Von großem Werte war es für den Fortgang des Werks, daß auf die Bitte der Häuptlinge Missionar Ellis sich entschloß, mit seinen Tahitiern längere Zeit auf den Inseln zu verweilen, in deren Sprache er schon nach zwei Monaten predigen konnte.

Den Amerikanern war es unterdessen gelungen, sie zur Schriftsprache zu erheben, und die Presse hatte die Arbeit begonnen. Dadurch war auch die Arbeit in den Schulen erleichtert und ihre Erweiterung möglich. Bornehme und Geringe lernten mit großer Leichtigkeit lesen und schreiben; die meist nur von Erwachsenen besuchten Schulen fingen an, die vollständigen Spiele zu verdrängen; die Häuptlinge, welche anfangs die dort zu erwerbenden Kenntnisse wie jeden andern Besitz als ihr ausschließliches Vorrecht betrachtet hatten, waren jetzt verlangend, die Vorteile der Zivilisation auch dem Volke zuzuwenden, und erbaten sich weitere Lehrer, namentlich auch in den Handwerken; das Volk selbst, das, wenn die Missionare, wie sie zu thun pflegten, beim Gebete mit geschlossenen Augen dastanden, zuerst ängstlich vor ihnen geschohen war, weil es sie für gefährliche Zauberer hielt, stellte sich allmählich in Scharen bei der Predigt des Evangeliums ein.

Am 24. April 1823 ward ein großes Volksfest zum Andenken an die Abschaffung des Götzendienstes gefeiert. „Ein feierlicher Gottesdienst eröffnete dasselbe auf Oahu, und Scharen von Eingebornen drängten sich herbei. Die königliche Familie und alle Häuptlinge waren in der Kirche, wo Ellis predigte. Ein großes Gastmahl füllte den Nachmittag aus. Da walteten die Frauen des Königs in abendländischer Kleidung und Sitte über der Tafel, und gemischt in bunter Reihe mit eingebornen Häuptlingen saßen europäische Handelsleute, Missionare und Schiffskapitäne. Nur eines verbunkelte die heitere Freude: die Unmäßigkeit des Königs Liholiho.“

Im Frühling 1823 langte die von Amerika erbetene Verstärkung der Missionare an und wurde von Liholiho mit Freuden empfangen²⁾. Nun konnte auch der Wunsch Keopuolantis erfüllt werden, einige Lehrer nach Lahaina mitzunehmen, wohin sie eben im Begriff war, ihren Wohnort zu verlegen. Die neu angekommenen Missionare Richards

¹⁾ Vergleiche oben S. 120 ff.

²⁾ Sie sangen mit dem Gesange: „Wako, Isles of the South! your redemption is near“ (wachtet auf, Inseln der Südsee, eure Erlösung ist nahe), welcher seitdem, in die Hawaiiisprache übersetzt, zu einem Nationalgesang auf diesen Inseln geworden ist.

und Stewart und Auna, einer der Tahitier, wurden für diesen Posten bestimmt. Da die beiden ersteren die Landessprache noch nicht kannten, war es Auna, der bei der ehrwürdigen Königin die Stelle eines Hauskaplans bekleidete.

Tochter einer Königsfamilie, Gemahlin eines Königs und Mutter zweier Könige, wurde diese durch ihre natürliche Sanftmut und Lebenswürdigkeit nicht minder als durch ihren Rang ausgezeichnete Frau der Erkläner der hawaiischen Kirche. In den alten heidnischen Zeiten galt ihre Person für so heilig, daß an manchen Tagen niemand es wagen durfte sie anzublicken, und wenn sie gegen Abend, ihrer gewöhnlichen Ausgangszeit, sich in den Straßen zeigte, fiel das Volk vor ihr auf sein Angesicht nieder. Sie hatte neben Hoapili noch einen zweiten Gemahl. Als nun im Sommer des Jahres 1823 die Kraft des Evangeliums ihr Herz erfaßte, ließ sie diesen rufen, um die Erklärung zu vernehmen: „Ich habe unserer alten Religion, dem Glauben der hölzernen Götter entsagt. Ich habe die Religion Jesu Christi angenommen. Er ist mein König und Heiland, und ihm wünsche ich zu gehorchen. Demnach kann ich nur einen Mann haben und künftig nimmer mit Euch leben.“ Ihre christliche Entschiedenheit zog ihr das Mißfallen mancher Häuptlinge und eines Theils des Volks zu, aber sie ließ sich dadurch nicht irre machen. Nachdem sie am 24. August noch mit großer Freude die Einweihung der Kirche zu Lahaina mitgefeiert hatte, erkrankte sie. Auf ihrem Sterbelager sprach sie zu den versammelten Häuptlingen: „Jehovah ist ein guter Gott; unsere vorherigen Götter waren falsch, aber er ist der Gott, durch den wir alle ewig im Himmel leben. Ich kann euch sagen, ich habe den Herrn Jesus lieb; ich weiß, er liebt mich auch, und er wird mich zu sich nehmen.“

Die letzten Tage ihres Lebens benutzte sie zu verschiedenen Anordnungen zum Besten ihres Volkes und ihrer Familie. Am Morgen ihres Todestages kamen die Missionare Ellis unduggles von Honolulu an, und der König selbst wünschte, daß ihr im Sterben noch das Siegel der Jünger Jesu aufgedrückt werde, dem sie sich schon vor ihrer Krankheit zum Eigentum übergeben habe. Eine Stunde, nachdem sie von Missionar Ellis die heilige Taufe empfangen hatte, entschlief sie, am 16. September. Ihrem letzten Willen gemäß unterblieben bei ihrem Tode alle heidnischen Zeremonien und Greuel, und sie wurde als Christin zur Erde beisetzt. Ein großer Trauerzug meist europäisch gekleideter Eingeborenen folgte ihrem Sarge, den die fünf Frauen Hiholihos und eine andere statliche Häuptlingsfrau trugen. Aus den Steinen eines alten Felsan wurde die Einfassung des Grabes gebildet. Nur Häuptlinge und Häuptlingsfrauen legten dabei Hand an. Auch Kamamalu, über alle andern ihres Geschlechtes hervorragend, trug einen großen Stein, während das Volk mit Fächern in der Hand neben seinen schwer beladenen Häuptern herging. Missionar Ellis hielt eine eindringliche, von der großen Versammlung mit Andacht und Aufmerksamkeit vernommene Rede über Off. 13, 14, und nach der Beerdigung hörte man Kalaimotu zum Könige sagen: „Was für Thoren sind wir doch gewesen, unsere Toten zu verbrennen und ins Meer zu werfen, anstatt sie dem Grabe zu übergeben und die Befriedigung zu haben, noch in ihrer Nähe zu wohnen.“ — Es war ein entscheidender Tag in der Geschichte Hawaïis, an dem der früheren Unflutte bei den Leichenfeierlichkeiten der Häuptlinge für immer der Abschied gegeben wurde.

Hiholihos war seiner Mutter mit großer Liebe und Ehrerbietung ergeben gewesen, aber der Same des Wortes Gottes fand wenig Grund in seinem oberflächlichen Gemüth; wenn er eben einen Anlauf zum Bessern genommen hatte, sank er gar oft, von fremden Gästen und Ratgebern verführt, wieder in seine alten Ausschweifungen zurück. Unedel zeigte er sich auch gegen den alten Raumali, dessen treue Hingebung er damit lohnte, daß er ihn verträtscherweise gesangen nahm und unthätig in Honolulu zurückhielt, während es diesem doch ein leichtes gewesen wäre, nach Kamehamehas Tode wieder den unab-

hängigen Besitz
der König eif
Kenntnis von
anderer Lände
plötzlich den
Besuch in Eng
Fall, daß er
Bruder Kaiti
Menge Volks
einschiffte, begl
Wie von einer
legte, die das
rief: „O Him
Volk! Liebe eu
Vater litt!“
Inseln von der
genommen. S
das etwas auff
schienen; der A
streich unter de
streuungen aller
den Mätern, un
In Honolulu
und durften un
Früchte des G
schon im Laufe
der edle Raumali

Der letztere w
meha gewesen, sei
keinem Mittel zur
segnet, und auf sei
Jugend an, du
Jesus Christum, i

Sehr verschied
der einstige Böglin
nicht mehr die Bild
alten Königs vernä
nischen Elite und
der Unzufriedenen
Nach wenigen Blut
verirrten Königsso
gelegenen Thale d
an den Folgen der
Erwartungen nicht.
nachdem er wieder
damals erwachten
machte, in der Folg
Vermögen verlor.
Sünder. — Hoju
war nicht vergessli

Als Lebendi
seine von den K

hängigen Besitz seiner anererbten Inseln zu behaupten. Dagegen lernte der König eifrig lesen und schreiben und erwarb sich schnell einige Kenntniss von der Lage, den Sitten, Erzeugnissen und Regierungsformen anderer Länder. Einen Monat nach dem Tode seiner Mutter fasste er plötzlich den Entschluß, mit seiner Lieblingsgemahlin Kamamalu einen Besuch in England und den Vereinigten Staaten zu machen. Für den Fall, daß er nicht wiederkehren sollte, bestimmte er seinen jüngern Bruder Kautiaouli zu seinem Nachfolger. Traurig stand eine große Menge Volks am Ufer, als am 27. November 1823 sich das Königspaar einschiffte, begleitet von den Häuptlingen Voti, Kapihi und Kekuanaoa. Wie von einer bangen Ahnung ergriffen, wandte sich Kamamalu, die letzte, die das Boot bestieg, auf dem Hafendamm noch einmal um und rief: „O Himmel! O Thäler! O Berge und Meere! O Hüter und Volk! Liebe euch allen! Lebe wohl, o Boden, o Sand, für das mein Vater litt!“ Obgleich nicht erwartet, wurden diese Kinder der fernen Inseln von der englischen Regierung doch freundlich und gastfrei aufgenommen. Schneider und Schuhmacherinnen schafften schnell Hilfe für das etwas auffallende Kostüm, in dem die königlichen Gäste zuerst erschienen; der Adel überschüttete sie mit Aufmerksamkeiten; die Zeit verstrich unter Besuchen, Ausflügen und einem wahren Strudel von Zerstreuungen aller Art. Aber bald erkrankte die ganze Gesellschaft an den Miasmen, und der König und die Königin starben.

In Honolulu arbeiteten unterdessen die Missionare wacker fort und durften unter den um sie versammelten Häuptlingen köstliche Früchte des Glaubens reifen sehen. Zwei der neubekehrten wurden schon im Laufe des Jahres 1824 in die ewigen Scheunen gesammelt: der edle Kaumalii und Keaumotu, sein Nachfolger auf Kauai.

Der letztere war einer der listigsten und wildesten Krieger des ersten Kaumehameha gewesen, seinem Herrn treu ergeben, aber zur Erreichung seiner Zwecke vor keinem Mittel zurückbeugend. Ihm wurde besonders die Unterweisung Honuris gesegnet, und auf seinem Krankenlager betete er: „Herr, du kennst meine Thaten von Jugend an, du kennst meine Sünden. Herr vergib sie, mache mich selig durch Jesum Christum, den einzigen Heiland.“

Sehr verschieden von diesen beiden Männern endete der arme Georg Kaumalii, der einstige Zögling der Missionsschule in Cornwall. Als Keaumotus feste Hand nicht mehr die Zügel der Regierung führte und das Volk von Kauai den Lob seines alten Königs vernahm, erwachte in manchen Herzen wieder der Hang zur alten heidnischen Sitte und das Verlangen nach politischer Unabhängigkeit. An die Spitze der Unzufriedenen stellte sich zum großen Schmerz der Missionare der junge Kapihi. Nach wenigen blutigen Geheften hatte Kalaimotu den Aufstand unterdrückt; den verirrten Königssohn aber fand er halb verhungert, halb betrunken, in einem abgelegenen Thale der Insel. Von Kalaimotu freundlich behandelt, starb er später an den Folgen der Trunksucht. — Auch Kanui entsprach den von ihm gehegten Erwartungen nicht. Er mußte bald unter Kirchenzucht gestellt werden und wurde, nachdem er wieder in die Gemeinde aufgenommen war, im Jahre 1848 von dem damals erwachten Goldfieber nach Kalifornien getrieben, wo er gute Geschäfte machte, in der Folge aber durch den Fall eines Handlungshauses wieder sein ganzes Vermögen verlor. Er starb jedoch 1864 als ein bußfertiger und gottbegnadigter Sünder. — Popu und Honuri blieben dem Dienst am Worte treu, und ihre Arbeit war nicht vergeblich.

Als lebendige Christen traten namentlich der Nebner Nahe und seine von den Königen von Hawaif abstammende Gemahlin Rapiolani

hervor, deren heldenmütiger Gang zum Krater des Kilaua bereits erwähnt wurde. Als die Missionare sie 1820 zuerst erblickten, saß sie eben auf einem Felsen und salbte ihren Körper mit Öl. Damals war sie eine abergläubische, dem Sinnengenuß ergebene Frau; einige Jahre später konnte sie keine größere Freude mehr, als anständig gekleidet in ihrem wohleingerichteten Hause an der Kealahouabai die Boten ihres Herrn und Heilandes zu empfangen, deren Schülerin sie zuerst in Kailua, dann in Honolulu gewesen war, und sich mit ihnen über das Wohl ihres Volkes zu beraten. In Gemeinschaft mit ihrem Gemahle erbaute sie in Kaawaola und den benachbarten Dörfern Versammlungshäuser, in denen sie und einige ihrer Freunde sangen, lasen und dem Volke verkündeten, was sie von dem Evangelium wußten. Oft sandten sie auch Samstags ein Boot nach Kailua, um für den Sonntag einen der dort stationirten Missionare zu holen. Im Jahre 1824 bezog dann Missionar Ely, den später Ruggles ablöste, die Missionswohnung, die sie in der Nähe ihres eigenen Hauses erbaut hatten. Die schnelle Einführung des Christentums an der Westküste Hawaiis, wo Kapitolanis Besitzungen lagen, hatte ihren Grund größtenteils in dem Einfluß dieser durch und durch bekehrten Fürstin.

Ein warmer Freund des Evangeliums wurde ferner der weise und kräftige Minister Kalaimoku, von den Kanakas das Eisenheil, von den Engländern nach ihrem eigenen großen Staatsmanne oft William Pitt genannt. Wenn irgend jemand auf den Inseln schmerzlich getroffen wurde von der Nachricht von dem Tode des Königspaares, so war es Kalaimoku, der vieljährige Ratgeber Kamehamehas I., der die Kinder seines Herrn hatte unter seinen Augen aufwachsen sehen. Als im Mai 1825 ein englisches Kriegsschiff unter Lord Byron¹⁾ die Reichen nach Oahu zurückbrachte, und das Wehklagen des Volkes das Rauschen der Brandung übertönte, sprach Kalaimoku: „Wir dürfen wohl weinen, aber laßt uns nichts Arges denken von Gott. Er hat nicht Unrecht gethan, sondern wir. Wir wollen uns beugen unter seine Hand. Alle Belustigungen sollen still stehen. Unsere tägliche Arbeit soll aufhören. Laßt alles Volk 14 Tage lang sich demütigen vor Gott.“

Die wunderbarste Veränderung aber ging mit Kaahumanu vor. In den Tagen des Heidentums war sie die stolzeste, gebieterischste und grausamste ihres Geschlechts gewesen. Keiner ihrer Unterthanen konnte ohne Zittern ihren Blick ertragen, wenn sie zürnte; auf der andern Seite aber hatte ihre ungewöhnliche Kraft, Entschlossenheit und Gewandtheit, unterstützt von Kalaimokus Einsicht und Erfahrung, mehr als einmal das Land aus einer schwierigen Lage gerettet. Den Missionaren zeigte sie sich zwar gleich anfangs geneigt, ihr Benehmen gegen dieselben war jedoch stolz und verächtlich. Im Jahre 1822, noch ehe sie das Alphabet gelernt oder der Verkündigung des Evangeliums ihr Ohr geliehen hatte, machte sie sich schon zur besondern Aufgabe, auf einer Reise durch Hawaii alle in den Felsen und Klüften verborgenen

¹⁾ Nicht der Dichter, sondern ein Verwandter desselben.

Götzen aufsuchend als eine demüthige und Selbstsuchende Fürstin wurde. Geringsten die nun einher, da die Umwandlung Hawaii kam, das Beispiel gewannen. Jesus lebte.“

Diese Frau jährigkeit als des Gouverneurs nate übergeben lerne.“ In ein der Hauptlinge und am Schluß zum ersten Mal Inseln eine Christenheit verkündete. Die Thatsache alle zu bringen, Herzen, als den einer nach Kailua borne ein, um Jahre noch ließ errichten, das wurde aus den an den 180 Fuß gewölbten Dach lärmenden Volks gesehen hatten, bei seiner Einweihung und Hoapiliwahine demselben auch Christentums kündete.

Zu ihren die möglichste Richtung von Sch wurden, sondern des Kindsmorbs, und des Diebstahls einführte, waren die dahingehenden Ärger erregten; die offen hervor, die Weibern nicht mehr. Mehrmals kam es

Götzen aufsuchen und zerstören zu lassen. Nicht lange darauf, saß sie als eine demüthige Jüngerin zu den Füßen Jesu; das Eis der Härte und Selbstsucht schmolz vor seiner Liebe, und die einst fast unnahbare Fürstin wurde die treu besorgte Mutter ihres Volks, die gerne dem Geringsten die Hand zum Gruße reichte. Mild und doch fest ging sie nun einher, dankbar gegen ihre Lehrer, gütig gegen alle. So groß war die Umwandlung ihres ganzen Wesens, daß, als sie später wieder nach Hawaii kam, das Volk sie nur „die neue Kaahumanu“ nannte. Ihr Beispiel gewann viele für das Evangelium; man fühlte, „daß sie mit Jesus lebte.“

Diese Frau wurde nun für die Zeit von Kaulikeaoulis Minderjährigkeit als Regentin bestätigt, der neunjährige König auf den Rat des Gouverneurs von Hawaii dem regelmäßigen Unterricht der Missionare übergeben, „damit er die Verirrungen seines Bruders meiden lerne.“ In einem während Lord Byrons Anwesenheit gehaltenen Rat der Häuptlinge wurde das Christentum als Landesreligion anerkannt, und am Schluß des Jahres empfing Kaahumanu mit neun derselben zum ersten Male das heilige Abendmahl. So war die Regierung der Inseln eine christliche geworden, ehe noch dem ganzen Volke das Evangelium verkündet war, eine in der Missionsgeschichte fast einzig dastehende Thatsache. Die süße Botschaft nun aber möglichst schnell vor alle zu bringen, lag den Häuptern der Kanaken jetzt nicht minder am Herzen, als den Missionaren selbst. Im Herbst 1826 fanden sich bei einer nach Kailua einberufenen Volksversammlung an 10 000 Eingeborne ein, um die Predigt des Evangeliums zu hören. Im gleichen Jahre noch ließ der Gouverneur Adams dort ein Versammlungshaus errichten, das fast 5000 Personen zu fassen vermochte. Das Bauholz wurde aus den Bergwäldungen herbeigeschafft, und Tausende arbeiteten an den 180 Fuß langen und 78 Fuß breiten Wänden und dem weitgewölbten Dach der Hütte. Einen wunderbaren Kontrast mit den lärmenden Volkshaufen, welche die Missionare bei ihrer Ankunft hier gesehen hatten, bildete die Versammlung, welche das neue Gotteshaus bei seiner Einweihung füllte. Kaahumanu, Kuatini, Kaihe, Kapiolani und Hoapiliwahine sprachen selbst zu dem Volke; der (?) letztere erklärte demselben auch den Entschluß der Regierung, die Vorschriften des Christentums künftig zu ihrer Richtschnur zu nehmen.

Zu ihren Regententpflichten rechnete Kaahumanu freilich nicht nur die möglichste Förderung der Predigt des Evangeliums und der Errichtung von Schulen, die damals von etwa 5000 Eingebornen besucht wurden, sondern auch die möglichste Beschränkung und die Bestrafung des Kindsmords, der Unzucht, der Trunkenheit, der Sonntagsentheiligung und des Diebstahls. Das kurze Gesetzbuch, das sie nun in Hawaii einführte, waren einfach die zehn Gebote. Es konnte nicht fehlen, daß die dahinzuleitenden Verordnungen bei vielen ihrer Unterthanen bitteren Argers erregten; die Botschaft brach aber zuerst von Seiten der Fremden offen hervor, die sich nicht darein finden konnten, daß den eingebornen Weibern nicht mehr wie früher gestattet war, ihre Schiffe zu besuchen. Mehrmals kam es vor, daß die Matrosen Krawalle in den Straßen

erregten, um die Zurücknahme jener Geseze zu erzwingen, und daß der Kapitän, der jetzt nicht mehr die gewohnte „Reisegefährtin“ mitnehmen konnte, auf die Seite seiner Mannschaft trat. Natürlich wandte sich der Haupthaß den Missionaren zu, die man als die Urheber der ganzen Veränderung betrachtete. Nicht nur wurden sie von dem rohen Schiffspöbel wiederholt persönlich bedroht, sondern auch von Kapitänen und Kaufleuten in englischen und amerikanischen Zeitungen mit Lügen und Schmähungen überschüttet, als hätten sie gewaltthätig die ganze Regierung der Inseln an sich gerissen. Selbst der englische Konsul gehörte zu ihren Anklägern, und drohte ihnen, katholische Priester als ihre Gegner herbeizurufen. Auf dies hin richteten die Missionare nach Amerika die Bitte um Untersuchung ihres Verhaltens. Ihr Wunsch wurde erfüllt und Kapitän Jones, der mit dem Schiffe *Beacock* am Ende des Jahres 1826 nach Honolulu kam, mit dieser Untersuchung beauftragt. Sein Bericht lautete: „Diese große Prüfung schlug zum vollkommensten und glänzendsten Triumph der Missionare aus, den ihre wärmsten Freunde nur immer wünschen konnten. Kein Jota, das gegen ihren Charakter spräche“ u. — Auch der alte Young trat mit seinem Zeugnis für sie ein; er schrieb:

„Da manche Personen behauptet haben, die Arbeiten der Missionare auf diesen Inseln seien mit Übelthünden und Nachtheilen für das Volk verknüpft, bezeuge ich hiermit mit Freuden das Gegentheil. Ich bin vollkommen überzeugt, daß das Gute, das sie bewirken und schon bewirkt haben, nicht wenig ist. Die große und gründliche Wendung zum Bessern, welche schon in den Sitten und Gewohnheiten dieses Volkes eingetreten ist, hat meine kühnsten Erwartungen weit übertroffen. Während meines vierzigjährigen Aufenthaltes habe ich tausende hilfloser Geschöpfe in den vernichtenden Kriegen grausam hinschlachten sehen. Ich habe Scharen meiner Mitmenschen den Götzen opfern sehen. Ich habe diese große, einst dicht bevölkerte Insel durch Krieg und Seuchen auf ihre jetzige Einwohnerzahl herabsinken sehen, und bin überzeugt, daß nur das Christentum sie vor völliger Aussterben retten kann. Ich freue mich, daß wahre Religion an die Stelle des Aberglaubens und des Götzendienstes tritt, gute Sitten der Herrschaft des Verbrechens folgen und christliche Geseze künftig statt der Willkür und Bedrückung herrschen werden. Alles das hatte ich längst gewünscht, aber nicht zu erleben gehofft. Ich danke Gott, daß ich es in meinen alten Tagen noch sehen, und wie ich demüthig hoffe, auch an mir selbst erfahren darf.“

Wir lassen hier zunächst eine Übersicht über die Ausdehnung folgen, welche die Mission bis zum Jahre 1825 auf den Hawaiiinseln erlangt hatte. Es bestanden folgende Stationen: Honolulu auf Oahu (s. 1820), wo außer Missionar Bingham mit seiner Gattin, Loomis als Drucker und Chamberlain als Verwalter sämtlicher Stationen, auch Missionar Ellis geraume Zeit arbeitete, bis er nach England reiste, die Kirche war bereits erweitert und wurde fleißig besucht, auch ein Liederbuch in der Hawaiisprache verließ die Presse; Waimea auf Hawaii (s. 1820), Missionar Whitney, mit einem ansehnlichen, fleißig besuchten Bethaus, 2 Schulen mit 120 Kindern und noch andern Schulen auf der Insel, deren Häuptlinge die Sonntagsheiligung geboten, die Trunkenheit verboten und auf den sonst allgemein üblichen Kindermord die Todesstrafe gesetzt hatten; Lahaina auf Maui (siehe 1823), Missionar Richards und Stewart nebst ihren Gattinnen und einem

Gehilfen, m Anfängen beg wo bis dahin Thurston und Lea, jetzt Huggles und erhielten; ein Missionar G.

Auf diese großen Scharen lesen und die waren schon b und der Mission noch eine feine Christentum demselben bereits organ gäste waren.

Einen id den Hawaiiinseln Sand der Regierung war diese: „D kein Schmerz, nun Voti, le zuletzt sogar g freilich Kaahu die der evangel genannten Jah zösischer Abend eingebracht u hatte, prahlte Hawaiiinseln Mission dahin Präsekt mit 2 7. Juli 1827

nahme, doch de ab — sie war

Sie mein Seelen für ih nicht zu beklag ihre eigenen 1828 eröffnete viele Eingebor dienst, den sie die Verehrung einige ihrer Un darin einen M der evangelisch

Gehilfen, mit der von Keopuolani errichteten Kirche, noch in den Anfängen begriffen; Kailua auf der Westseite von Hawaii (siehe 1823), wo bis dahin Th. Hopu als Missionsgehilfe gearbeitet, Missionar Thurston und Bishop nebst Gattinnen, mit einem Bethaus; Wailua, jetzt Hilo, im Distrikte gleichen Namens (s. 1823), Missionar Ruggles und Goodrich mit ihren Gattinnen, die bald noch Verstärkung erhielten; endlich Kaawaloa, an der Kealahewaabai (s. 1824), mit Missionar Ely nebst Gattin, der früher in Kailua gearbeitet.

Auf diesen 6 Stationen wurde das Evangelium regelmäßig vor großen Scharen in der Volkssprache verkündigt. Die Zahl derer, welche lesen und die Leistungen der fleißig arbeitenden Presse benutzen konnten, waren schon bedeutend. Die Häuptlinge zeigten sich allwärts freundlich und der Missionsfache geneigt. Obgleich unter dem Volke immer noch eine feindliche Partei war, zeigte sich doch die große Menge dem Christenthum zugethan, wenn sie auch nur erst sehr oberflächlich von demselben berührt waren. Doch bestanden auf allen jenen Stationen bereits organisirte Gemeinden, deren Mitglieder sämtlich Abendmahlsgäste waren.

Einen schweren Verlust erlitt die Sache des Reiches Gottes auf den Hawaïinseln durch den Heimgang Kalaimotus, der die rechte Hand der Regentin gewesen war (1827). Eine seiner letzten Äußerungen war diese: „Die Welt ist voller Sorgen; aber im Himmel ist keine Sorge, kein Schmerz, da ist's gut, schön und herrlich.“ An seine Stelle trat nun Kofi, sein Bruder, der aber weit hinter ihm zurückstand, und zuletzt sogar geradezu in heidnisches Wesen zurückfiel. Zunächst hatte freilich Kaahumanu an ihm einen kräftigen Beistand in einer Sache, die der evangelischen Mission sehr nachtheilig zu werden drohte. In dem genannten Jahre trafen nämlich römische Sendboten ein. Ein französischer Abenteurer, Rives, der sich in den Dienst des Königs Liholiho eingebrängt und sich bei seiner Reise nach Europa mit eingeschlichen hatte, prahlte in Frankreich mit seinem angeblichen Einfluß auf den Hawaïinseln und gab auch in Rom den Anstoß zu einer katholischen Mission dahin. Vater Bachelot, ein Jesuit, wurde als apostolischer Präfekt mit 2 Priestern und 6 Laienbrüdern abgesandt und langte am 7. Juli 1827 zu Honolulu an. Die Regentin verweigerte ihre Aufnahme, doch der Kapitän, der sie gebracht, ließ sie am Lande und segelte ab — sie waren einmal da und mußten vorläufig bleiben.

Sie meinten es gut mit dem Volke, aber natürlich wollten sie doch Seelen für ihre Kirche gewinnen. Über Unbuddsamkeit hatten sie sich nicht zu beklagen. Die evangelischen Missionare liehen ihnen sogar ihre eigenen Bücher zur Erlernung der Landessprache. Im Januar 1828 eröffnete Bachelot eine kleine Kapelle. Die Neugierde führte viele Eingeborne herbei. Staunend berichteten sie über den Götzendienst, den sie dort gesehen — denn als solcher kam ihnen natürlich die Verehrung der Heiligenbilder vor. Als nun aber nach und nach sich einige ihrer Unterthanen den Katholiken angeschlossen, erblickte Kaahumanu darin einen Rückfall ins Heidentum, und wandte trotz der Abmahnung der evangelischen Missionare die Strafgesetze gegen den Götzendienst

mit Geldduße und Gefängnisstrafen gegen sie an. Den Priestern aber geschah kein Leid, und ihrer Wirksamkeit unter den auf den Inseln ansässigen Fremden wurde nicht gewehrt. Die letzteren aber machten in ihrem Ärger über die wachsende evangelische Mission, die eben wieder Verstärkung erhalten hatte, die Priester glauben, das Volk seufze unter der Bedrückung der evangelischen Missionare nach der Hilfe der katholischen Kirche. An diese Fremden schlossen sich alle die an, welche nach dem Fleischesleben der früheren Zeit gelüftete. Voti ergab sich wieder den alten Ausschweifungen. Leider wurde auch der junge König besonders zur Unmäßigkeit verführt. Es drohte endlich offene Empörung. Da griff der Gouverneur von Oahu mit kräftiger Hand ein, um die Unruhen im Keime zu ersticken, und gab in gemessenen Zeiträumen den Priestern die dreimalige Weisung, die Inseln zu verlassen. Da diese erfolglos blieb, schickte er 1832 die hartnäckigen Eindringlinge auf Kosten der Regierung nach Kalifornien.

Die evangelische Mission aber war inzwischen weiter gewachsen. Im Jahre 1826 wurden in sämtlichen Schulen nicht weniger als 25 000 Schüler von beinahe 400 Nationalgehilfen unterrichtet. Die Zahl der Abendmahlsgenossen mehrte sich, und neue Scharen von Eingebornen konnten durch die Taufe zur Gemeinschaft der Gläubigen hinzugethan werden. Unter diesen Umständen ward eine ansehnliche Verstärkung von Missionsarbeitern nebst vier in Amerika erzogenen Insulanerjünglingen in diese große Ernte ausgesandt, die am 29. März 1828 in den Hafen von Honolulu einliefen und zu den älteren Stationen bald mehrere neue hinzufügten. Bei ihrer Ankunft bestanden auf den Inseln schon 6 große Gemeinden mit 12 000 Seelen, 26 000 Schüler wurden von 440 Nationallehrern unterrichtet, und noch mehr als 100 000 Insulaner, die bereits dem Götzendienste entsagt hatten, bedurften dringend weiterer Unterweisung. Die Übersetzung dreier Evangelien war nach Amerika zum Druck gesandt, während das Ev. Lucä in 20 000 Exemplaren in Honolulu gedruckt wurde. Die älteren Missionare hatten sich in die Übersetzung der übrigen neutestamentlichen Schriften getheilt, die Geschichte Josephs war in 15 000 Exemplaren gedruckt und ward sehr begehrt, das um 35 Gesänge vermehrte Niederbuch in der Hawaaisprache war auf 108 Seiten gedruckt, und viele dieser Nieder bereits Lieblingsgefänge der Insulaner geworden. Ein Augenzeuge aus dem Jahre 1829 gibt uns von den kirchlichen Zuständen auf Hawaii folgende Schilderung¹⁾:

„Raum hatten wir diesen Morgen unser Frühstück auf dem Schiffe eingenommen, als wir bereits in der Ferne einige Häuser Insulaner, in ihre großen Mäntel eingehüllt, ihren Weg von den verschiedenen Richtungen her die Hügel herab nach der Kirche nehmen sahen, um den Sonntag in derselben zu feiern. Bald nahmen ihre Scharen so sehr zu, daß jeder Weg längs der Küste hin und von den nahen Bergen herab von einer ununterbrochenen Reihe von Menschen jeden Alters gefüllt war, welche nach dem Hause Gottes hinwallten. Wir saßen gestern Abend so wenig Boote und so wenige Menschen in Bewegung gesehen, daß man hätte glauben sollen, die Bevölkerung dieses Distriktes müsse nur gering sein. Aber

jezt strömten sie über die große mich des Erbau vielmehr über Die Erinnerung ganze Seele, un stattgefunden ha vier Jahren n Lehrer und der segnen konnte, un geliumb ihr Oh „Schon hatte de waren um die s funden hatten. so völlig angefüll geblieben war. die ganze Versan pfindungen zu h von Insulanern Boden saßen, da von mehr als 90 meine Seele, das lößbar. Die Tausende, die sich kleidet, und so nischen Zustandes halb unterdrückte und freubigen Ge Desein einer unfe schmelzen und zu schaffen hat.“ — vor. „Es war ein fundem Aussehen (Mantel) eingehüllt ihr Haupt aufwä schlingen. Ihr nicht ohne Hochad ihre gefurchten W Sünden, aber wir will, wenn wir i angusehen, und e i h m nahen. — I Ihre Lippen bewog Predigers. Ein ihr Auge zerfloß i

In demselben waren (5. Juni) zum Besten ihre ihrem Lande ge Name ständiger der nun als Ka ein Spielball se Freunde. Er w bald zeigte sich, das Land verbr Die Schulen wu

¹⁾ cf. Basler Missionsmagazin 1839, I, S. 100.

jetzt strömten so viele Insulaner von allen Seiten herbei, daß unser Schiffsvoll über die große Menschenmenge in laute Verwunderung ausbrach. Ich selbst konnte mich des Erstaunens nicht enthalten, nicht sowohl über die Menge des Volkes, als vielmehr über den Gegenstand, der diese Menschenmasse in so rege Bewegung setzte. Die Erinnerung an die Vergangenheit ergriff mit unwiderstehlicher Gewalt meine ganze Seele, und die große und seltsame Veränderung, welche an dieser Missionsstelle stattgefunden hat, setzte mich in freudiges Erstaunen, wenn ich zurückdachte, wie vor vier Jahren noch das Beispiel der Häuptlinge, die täglichen Ermahnungen der Lehrer und der Reiz der Neugierde kaum ein hundert dieser Insulaner in Bewegung setzen konnte, um auf kurze Zeit auch nur mit einiger Ruhe der Predigt des Evangeliums ihr Ohr zu leihen.“ — Den Gottesdienst selbst schildert er folgendermaßen: „Schon hatte der Gottesdienst begonnen, als unser Boot landete, und große Scharen waren um die Kirchenthüren her versammelt, weil sie im Innern keinen Platz gefunden hatten. Die Kirche ist ein mächtig großes Gebäude, und dennoch war sie so völlig angefüllt, daß für uns kaum noch ein Räumchen unter der Kanzel übrig geblieben war. Ich hatte mich hinter den Prediger, Herrn Goodrich, gestellt, um die ganze Versammlung desto leichter zu überschauen. Kaum vermag ich die Empfindungen zu beschreiben, die mein Inneres durchdrangen, als ich die große Menge von Insulanern erblickte, welche auf schönen Matten so dicht neben einander auf dem Boden saßen, daß man nichts als lauter Köpfe wahrnehmen konnte, die einen Raum von mehr als 9000 Quadratfuß bedeckten. Unwiderstehlich trat der Eindruck in meine Seele, daß hier der Geist Gottes wohne, denn sein Wesen war allenthalben spürbar. Die Missionsfamilie und einige Häuptlinge ausgenommen, waren die Tausende, die sich hier eingefunden hatten, in ihre ursprüngliche Nationaltracht gekleidet, und so trug diese Versammlung das volle Bild ihres vormaligen heidnischen Zustandes. Aber die atemlose Stille, die gespannte Aufmerksamkeit, die halb unterdrückten Seufzer, das laute Weinen, die Mannigfaltigkeit der traurigen und freudigen Gefühle, die sich in den Gesichtern malten: alles verfländigte das Dasein einer unsichtbaren aber allmächtigen Gewalt, die allein Menschenherzen zu schmelzen und zu erneuern vermag, sowie sie auch allein das Menschenherz geschaffen hat.“ — Ein Einzelbild aus diesem Gesamtgemälde hebt er besonders hervor. „Es war eine kleine Frau, von hohem Alter gebeugt, so daß sie, bei sonst gesundem Aussehen, nur Haut und Knochen darbot. In ihren schwarzen Tapa (Mantel) eingehüllt, lehnte sie an dem Fuße eines Pfeilers der Kanzel gegenüber, ihr Haupt aufwärts gerichtet und mit dem Blick des Auges den Prediger verfolgend. Ihr edles, wohlwollendes Angesicht mit den grauen Haaren konnte nicht ohne Hochachtung betrachtet werden, insofern eine Thräne um die andere über ihre gefurchten Wangen herabrollte. Der Prediger sprach etwa: Wir alle sind Sünder, aber wir haben einen Gott und Heiland, der uns die Sünden vergeben will, wenn wir ihn darum bitten. Es liegt uns allen ob, ihn um diese Gnade anzusuchen, und er erhört gern das Gebet derer, die sich mit aufrichtigem Herzen ihm nähern.“ — In diesem Augenblicke fiel zufällig mein Blick auf die alte Frau. Ihre Lippen bewegten sich: sichtbar wiederholte sie die eben gesprochenen Worte des Predigers. Ein heiteres Lächeln breitete sich über jeden ihrer Gesichtszüge aus; ihr Auge zerfloß in Thränen, und sie eilte, ihr Gesicht im Mantel zu verbergen.“

In demselben Jahre, in dem die katholischen Missionare ausgewiesen waren (5. Juni), entschlief Kaahumanu in Frieden. Sie hatte treu zum Besten ihres Volkes und zur Förderung des Reiches Gottes in ihrem Lande gearbeitet. Ihr Andenken wurde dadurch geehrt, daß ihr Name ständiger Titel des Premierministers wurde. Der junge König, der nun als Kamehameha III. selbst die Regierung antrat, war nur ein Spielball seiner eignen Lüste und der Einflüsterungen schlechter Freunde. Er widerrief die strengen Sittengesetze der Kaahumanu, und bald zeigte sich, wie das Christentum sich doch nur oberflächlich über das Land verbreitet und noch nicht tiefe Wurzeln geschlagen hatte. Die Schulen wurden verlassen, auch eingeborne Lehrer fielen ab. Alle

Safter, besonders Trunkenheit und Unzucht schossen wieder empor, es gab wahre Saturnalien. Auf Hawaii wurde in einem Distrikt in der That der alte Gögendienst erneuert. Kinau, die Halbschwester des Königs, eine fromme Frau, welche den Posten des Premierministers bekleidete, versuchte vergeblich ihren Einfluß gegen das schreckliche Treiben geltend zu machen. Sie setzte sich damit Beschimpfungen und Verfolgungen aus und mußte zuletzt mit wenigen Getreuen im Fort von Honolulu sich einschließen, um sicher zu sein.

Zum Glück dauerte der Laumel nicht lange. Auf die Aufregung folgte eine dumpfe Abspannung. Der junge König fing wieder an, den Mahnungen seiner Schwester Raum zu geben und sich von dem Einfluß der Fremden los zu machen. Diese Wandlung wirkte weithin durch das ganze Volk. Zucht und Ordnung wurde wieder hergestellt. Ramameha III. blieb freilich ein schwankendes Rohr. Bald schwelgte er in sinnlichen Genüssen, bald sah man ihn andächtig in der Kirche. Doch lernte er als Regent mehr und mehr das Rechte treffen. Die Gesetze traten wieder in Kraft, der verderbliche Verkauf geistiger Getränke wurde beschränkt u. s. w.

Die bisher oft hervorgetretene Unzulänglichkeit der inländischen Lehrer, die meist nur kürzere Zeit von den Missionaren für ihren Beruf vorgebildet wurden, führte 1831 zur Gründung des Lehrerseminars zu Lanaihaluna auf Maui, in dem die jungen Leute neben körperlicher Beschäftigung in Landbau zc. in einem vierjährigen Kursus eine gründliche Bildung erlangten. Die Anstalt zählte 1837 schon 118 Zöglinge. Auch war mit derselben eine Presse verbunden, welche eine religiöse Zeitschrift: Lo Kama Hawaii, der hawaiische Lehrer, lieferte. Die Hauptpresse zu Honolulu hatte bereits 1832 die Übersetzung des Neuen Testaments fertig gestellt; die der ganzen Heiligen Schrift wurde von Missionar Bingham am 25. März 1838 vollendet. — Sehr fühlbar machte sich noch immer die geringe Zahl der weißen Missionsarbeiter. Dieselbe wurde jedoch fort und fort vermehrt. Im Jahre 1836 namentlich fand eine größere Ausfendung statt, die an 30 Personen umfaßte. Aber auch nachdem alle Stationen genügend besetzt waren und die regelmäßigen Arbeiten an der Bevölkerung in gutem Gang gekommen waren, blieb immer noch ein Wunsch übrig: Eine Erweckung unter den Scharen der Insulaner, die äußerlich bereit standen sich der Kirche anzuschließen, aber noch ganz ohne inneres Leben waren. Um eine solche Erweckung, um den Gnadenregen über die Inseln, ist viel und inbrünstig gebetet worden. Auch die Christen amerikanischer Heimat wurden ernstlich dazu veranlaßt. Und die Gebete blieben nicht unerhört.

Die Erweckung begann 1838 zunächst fast auf allen Stationen von Hawaii. Bald wurden auch die übrigen Inseln ergriffen. Stumpfe, unwissende und verkommene Leute fingen an zu denken und zu fühlen und wurden aufmerksame Hörer der Predigt. Solche, die früher nie eine Gewissensregung gezeigt hatten, fragten ängstlich nach dem Wege des Lebens. Wo und wann irgend der Missionar eine Versammlung ankündigte, war er stets sicher, aufmerksame Zuhörer zu finden. So

große Masse
keine Unordn
wirklich uner
lufu wollte r
sonen zusam
jekt in weiter
Teil aus Nach
sprang. Frül
sah nur noch
gehalten, in d

Im Jah
zählt; 1842 u
Durch die Ro
eingeführt, ob
nach kongrega
1860 die Ein
zum Abschluß

Mittlerw
erneuert. Ber
her ein irländ
bedeutet, daß
welcher ihn h
Doch gelang e
enthalt auszun
zubreiten, welc
zog. Zu ihm
Bachelot und
Land ging. W
sie eine Gelege
kündigt, daß si
sogleich zurück
nicht folgen w
kunft des engl
Dometit Thou
obchon unter
heimreisten un
hernach für G
Erlaubnis des
Landesgesetzes

¹⁾ Auch gegen
Ehefrauen gingen
In Lapaina wurd
jedoch die Sitte
Geltung gelangt.
tigen Gefühlsäuße
Urteile laut. Sel
ganzen keiner zu le
würde man sie do
daß solche Erschei

große Massen auch zusammen strömten, kamen doch im allgemeinen keine Unordnungen vor. Die Versammlungen waren in jener Zeit wirklich unermesslich. Selbst das große Versammlungshaus zu Wailuku wollte nicht mehr ausreichen. In Hilu kamen oft 5—6000 Personen zusammen. Den zahlreichen Bitten um die heilige Taufe konnte jetzt in weiterem Maße nachgegeben werden als früher, wo es zum großen Teil aus Nachahmung oder aus Rücksicht auf hochgestellte Personen entsprang. Früchte des Lebens zeugten von innerer Umwandlung. Man sah nur noch selten betrunkene Eingeborne, der Sonntag wurde heilig gehalten, in den meisten Familien wurde Hausgottesdienst gehalten¹⁾.

Im Jahre 1837 hatte die hawaiische Kirche 1259 Mitglieder gezählt; 1842 umfaßte sie 19 210 und im folgenden Jahre 23 804 Seelen. Durch die Konferenz von 1839 wurde die Presbyterialverfassung eingeführt, obgleich es den einzelnen Gemeinden unbenommen blieb, sich nach kongregationalistischen Grundsätzen zu konstituieren. Doch kam erst 1860 die Einsetzung von vier Presbyterien auf den vier Hauptinseln zum Abschluß.

Mittlerweile hatten indes auch die Katholiken ihre alten Angriffe erneuert. Bereits am 30. September 1836 erschien von Balparaiso her ein irländischer Priester, Robert Walsh, zu Honolulu, ward aber bedeutet, daß er die Inseln wieder verlassen müsse, und der Schiffer, welcher ihn heimlich gelandet hatte, erhielt einen strengen Verweis. Doch gelang es dem Priester, sich die Erlaubnis zum längeren Aufenthalt auszuwirken gegen das Versprechen, seine Religion nicht auszubreiten, welches er indessen auf geheime Proselytenmacherei nicht bezog. Zu ihm gesellte sich am 17. April 1837 der zurückgekehrte Bachelot und der Priester Short, welcher letztere verkleidet an das Land ging. Beide gaben vor, nur wenige Tage bleiben zu wollen, bis sie eine Gelegenheit zur Abreise fänden; es ward ihnen jedoch angekündigt, daß sie an Bord des Schiffes, auf dem sie gekommen wären, sogleich zurückkehren müßten, und dieser Befehl, da sie demselben sich nicht fügen wollten, mit Gewalt ausgeführt. Allein die Dazwischkunft des englischen Kapitäns Belcher und des französischen Kapitäns Dumetis Thouars brachte es dahin, daß sie wieder ans Land durften, obschon unter der Bedingung, daß sie mit der ersten Gelegenheit wieder heimreisen und inzwischen nicht predigten. Ein Traktat erwirkte zwar hernach für Engländer und Franzosen das Recht, ohne vorhergehende Erlaubnis des Königs zu landen und so lange zu bleiben, als sie den Landesgesetzen gemäß sich verhielten: doch ward durch diese Überein-

¹⁾ Auch gegen das übermäßige Tabakrauchen richtete sich die Bewegung. Die Frauen gingen mit gutem Beispiel voran, und meist folgten die Männer nach. In Lahaina wurden 25 000 Pfeifen abgeliefert. Wie wir bereits oben sahen, ist jedoch die Sitte oder Unsitte in neuerer Zeit auf den Inseln wieder allgemein zur Geltung gelangt. — Über die Bewegung überhaupt, welche hier und da mit heftigen Gesühlsäusserungen verbunden war, wurden schon in jener Zeit verschiedene Urtheile laut. Selbst die Missionare schätzten sie nicht alle gleicherweise, obwohl im ganzen keiner zu leugnen wagte, daß sie ein besonderes Gnadenwerk sei. Deutzutage würde man sie doch vielleicht etwas nüchterner ansehen, und besonders nicht übersehen, daß solche Erscheinungen nicht gleichermaßen intensiv wie extensiv wirken können.

kunst das gesetzliche Verbot der Ausbreitung der römischen Religion auf den Inseln nicht aufgehoben. Am 30. October 1837 segelte demnach Schort nach Walparaiso ab, und im November bestieg Dachelot einen Schoner, den er zusammen mit dem kurz zuvor angekommenen aber zurückgewiesenen Priester Maigret gekauft hatte, und verließ ebenfalls die Insel Oahu, auf welcher als einziger römischer Priester nur Walsh zurückblieb, der fortwährend an heimlicher Wirkksamkeit für seine Kirche sich genügen ließ. Am 18. December 1837 aber publicirte der König eine Verordnung gegen die römisch-katholische Religion. Im Eingang derselben wurde die frühere Teilnahme der Priester an den politischen Bewegungen und ihre deshalb erfolgte Verbannung erwähnt, und die Tendenz des römischen Glaubens, Zwietracht im Lande zu stiften, dargelegt, darnach aber allen Einheimischen und Fremden verboten, in irgend einem Teile des Reiches jenen Glauben zu lehren, auch sollte keinem Lehrer desselben anders als im Falle der Noth die Erlaubnis verstattet werden. Die in Anwendung eines Gesetzes von 1819 zur Unterdrückung des Götzendienstes hier und da über Anhänger der römischen Priester verhängten Religionsstrafen, in Gefängnis und harter Arbeit bestehend, wurden jedoch durch eine Verordnung vom 17. Juni 1839 abgeschafft. Nicht lange nachher, im Juli 1839, erschien der französische Kapitän La Place, der in der ersten Hälfte des Jahres den Jesuiten auf Tahiti vorgearbeitet, mit der Fregatte „Artemise“ vor Honolulu, um im Auftrage seines Königs (Louis Philipp) der angeblichen üblen Behandlung der Franzosen auf den Sandwichsinseln ein Ende zu machen, und verlangte nicht nur eine bedeutende Geldbuße für die Ausweisung der römisch-katholischen Priester, sondern auch, daß der römisch-katholische Gottesdienst völlig freigegeben und den Katholiken gleiche Rechte mit den Protestanten verliehen würden. Weiter forderte er ein Stück Land zur Erbauung einer Kirche in Honolulu, Freilassung der ihrer Religion wegen im Gefängnisse befindlichen Katholiken, endlich eine Bürgschaftssumme von 20 000 Dollars, welche einer der ersten Häuptlinge an Bord seiner Fregatte bringen sollte. Im Falle der Weigerung drohte er mit unverzüglichem Beginn der Feindseligkeiten, wobei er allen in Honolulu befindlichen Europäern Sicherheit anbot, mit alleiniger Ausnahme der evangelischen Missionare. So ward ein Vertrag von dem König Kamehameha erzwungen, in welchem u. a. bestimmt wurde, daß kein Franzose für irgend ein Verbrechen anders als durch eine von dem französischen Konsul aus den ansässigen Fremden erwählte Jury gerichtet werden könne, und daß französische Waren, namentlich Wein und Branntwein, gegen eine Abgabe von 5 Prozent des Wertes zugelassen werden sollten. Infolge dieses Vertrages vermehrten sich die Branntweinschenten, und der Priester Walsh trat mit größerer Kühnheit auf. Er verdächtigte die hawaiische Bibelübersetzung, behauptete, daß die von Protestanten eingegegneten Ehen ungültig seien, daß die Missionare selbst im Ehebruch lebten, und daß sie bei der bald zu erwartenden Ankunft eines Bischofs und mehrerer Priester beschämt das Feld räumen würden; auch soll er nach den Aussagen der evangelischen Sendboten selbst zum Gebrauch

von Wein, in Aussicht
Priestern vo
katholische
Burg und
samen,“ und
und Schulen
selbst im g

Wir m
hältnisse wer
hatten. Die
wiesen worde
bitten lassen,
wenn sie au
ihre Stellung
Kamehameha
ländischen Ra
europäischen
völlig zerrütt
bitten lassen,
haupt Männ
fördern, Han
Board meint
halb seiner M
nare ihre Mi
politische Hil
des Königs u
sowohl durch
das Wohl des
übernahm die
jährlich 40 00
sich der schwe
Männer haben
Hawaitinseln
Umstand, daß
läßt schon ern
Kirche anlehn
einer erfolgrei
1839 veröffent
an die bürger
und mit denen
zu Gunsten se
bereits oben
ausgearbeitet
liberalem Sin
politischen Gr

¹⁾ Anerkennung
nach amerikanisch
der einen andern

von Wein, Brantwein und Tabak ermuntert haben. Der von ihm in Aussicht gestellte Succurs, bestehend in dem Bischof und drei Priestern von der Picpusgesellschaft, kam 1840 auch an, und die katholische Kirche wurde von nun an unter französischem Schutze „eine Burg und Zuflucht aller Wiberkpenstigen, Gefeklosen und Angehorsaamen,“ und gab der Regierung sowie auch den protestantischen Kirchen und Schulen genug zu schaffen; doch hatten ihre Bemühungen und Proselyten im ganzen zunächst noch einen geringen Erfolg.

Wir müssen jedoch auch noch einen Blick auf die politischen Verhältnisse werfen, wie sie sich im Laufe der dreißiger Jahre gestaltet hatten. Die Missionare waren von vornherein von dem Board angewiesen worden, sich von allen politischen Angelegenheiten fern zu halten, wenn sie auch natürlicherweise die Herrschenden wie die Unterthanen ihre Stellung im Lichte des göttlichen Wortes auffassen lehrten. Doch Kamehameha III. war bald inne geworden, daß es ihm mit seinen inländischen Ratgebern nicht möglich sein werde, sein Reich in die Bahnen europäischen Staatslebens zu leiten. Besondere Not machten ihm die völlig zerrütteten Finanzen. Er hatte daher die Missionsgesellschaft bitten lassen, ihm einen Staatsmann zuzuwenden, wie er denn überhaupt Männer, die sein Volk in allerlei äußeren Angelegenheiten fördern, Handwerke und Industrie einführen sollten, wünschte. Der Board meinte darauf nicht eingehen zu können, da dergleichen außerhalb seiner Aufgabe liege; doch genehmigte er, daß drei seiner Missionare ihre Missionsthätigkeit aufgaben, um dem König die gewünschte politische Hilfe zu leisten. Es waren dies Missionar Richards, der des Königs und der Häuptlinge volles Vertrauen besaß und es auch sowohl durch seinen klaren Verstand als auch durch seinen Eifer für das Wohl des Landes vollkommen verdiente. Missionar Armstrong übernahm die Leitung des Unterrichtswesens, für das die Regierung jährlich 40 000 Dollar aussetzte, und der Arzt, Dr. Judd, unterzog sich der schweren Aufgabe, den Staatshaushalt zu ordnen. Diese drei Männer haben ihre Aufgabe mit großem Geschick gelöst¹⁾. Auf den Hawaiiinseln ist Staat und Kirche nie verbunden gewesen. Aber der Umstand, daß die Ordner des Staatswesens frühere Missionare waren, läßt schon erwarten, daß dieses sich in freundlichster Beziehung an die Kirche anlehnte. Ohne dieses Verhältnis würde es auch schwerlich zu einer erfolgreichen politischen Neugestaltung gekommen sein. Im Jahre 1839 veröffentlichte der König bereits die Grundsätze, nach denen fortan die bürgerlichen Verhältnisse seines Reiches geordnet werden sollten, und mit denen er viel von seiner bisherigen absoluten Herrschergewalt zu Gunsten seines Volkes aufgab. Im folgenden Jahre erschien die bereits oben (S. 143) in ihren Hauptzügen angedeutete Verfassung, ausgearbeitet von Richards. Im Jahre 1852 wurde sie nochmals in liberalem Sinne verändert. Nachdem die früheren Missionare so die politischen Grundlagen des Reiches gesichert, auch die Rechtspflege und

¹⁾ Anerkennenswert ist es, daß sie sich hielten, republikanische Einrichtungen nach amerikanischem Muster herbeizuführen, wie auch ein englischer Berichterstatter, der einen andern kirchlichen Standpunkt einnimmt, bemerkt hat. (Soptins.)

die Finanzen in guten Gang gebracht, nahm in der Folge ihr Einfluß auf die Regierung ab, die nach und nach auch andre Amerikaner und Europäer für ihre Dienste zu gewinnen wußte.

Die Verwickelungen der Regierung mit dem englischen Konful, die 1843 zu einer englischen Festbergreifung führte, welche jedoch schon nach einigen Monaten wieder aufgehoben wurde, berühren wir nur im Vorübergehen. Wichtiger ist, daß Richards in Begleitung eines Häuptlings auf einer Reise nach Europa die Anerkennung der Hawaiiinseln als eines unabhängigen Staates seitens Englands und Frankreichs herbeizuführen wußte. Auch seitens der Vereinigten Staaten erfolgte bald darauf die Anerkennung. Trotzdem erlaubte (1849) sich Frankreich einen Eingriff — den man nur als einen brutalen Akt der Rache bezeichnen kann. Dem damals einzigen (?) französischen Kaufmann sollte Unrecht geschehen sein, durch eine zu hohe Besteuerung des von ihm eingeführten Branntweins. Die Sache wurde nicht, wie man nach obigem erwarten sollte, durch diplomatische Verhandlungen beigelegt, sondern es erschienen ein paar französische Kriegsschiffe, das Fort von Honolulu wurde besetzt und bald darauf in die Luft gesprengt. Die Insulaner waren kultivirt genug, um angesichts solches Gewaltakts vollständige Ruhe zu bewahren. Erst im Jahre 1858 hat Frankreich mit dem Inselreich einen neuen Vertrag geschlossen, durch den der Einfuhr von Spirituosen noch weiterer Spielraum gewährt wird. Die Gesetze gegen die letzteren lassen sich aber auf Oahu wenigstens nicht aufrecht erhalten; auf den übrigen Inseln scheint es trotzdem bis in die neueste Zeit gelungen zu sein¹⁾.

Die Mission hatte inzwischen treulich ihre Arbeit fortgesetzt. Nach der „großen Erweckung“ war freilich eine Zeit der Abspannung gefolgt. Manche taube Blüten fielen wieder ab, und manche Früchte, die schon zu reifen schienen, gingen wieder verloren. Dennoch mußten die Missionare dankbar anerkennen, daß die zu erwartende Reaktion bei weitem weniger, als man es erwarten mußte, die Scharen der Bekehrten durch Rückfall verringerte. Mit dem Schluß des dritten Jahrzehntes der Missionsarbeit war ein Viertel der gesamten Bevölkerung in die volle Kirchengemeinschaft aufgenommen, und auch in den übrigen Teilen derselben war das Heidentum so vollständig überwunden, daß man den Hawaiiinseln den Namen eines christlichen Landes nicht mehr vorzuenthalten konnte. Ein Bericht aus jener Zeit gibt folgende Schilderung:

¹⁾ Das weise Bestreben der Regierung gegen das Laster der Trunksucht wurde natürlich in hohem Maße unterstützt durch die von den Missionaren unterhaltene Temperanceagitation. So nützig und so heilsam es war, daß die Missionare eifrigst gegen jenes Laster ankämpften, so muß man doch zugestehen, daß sie in diesem Stillsitzen in eine nicht gesunde Überspannung gerieten, wie sie ja auch in Amerika nicht selten ist. Der Missionar der Brüdergemeinde, Wiertsching, der 1850 als Dolmetscher einer Nordpolarexpedition nach Honolulu kam, berichtet, daß die Missionare sich weigerten, die Kinder einer deutschen Kaufmannsfamilie zu taufen, weil der Vater sich nicht entschließen wollte, sein Glas Wein von seinem Tische zu verbannen. Doch waren es „sehr hübsche Leute“, wie der schlichte Bruder sagt. Die Missionare verdammen jede Art spiritueller Getränke: und trinkt ein Mitglied ihrer Kirche ein Glas Wein, so wird er von ihrer Gemeinschaft ausgeschlossen.“

Jetzt sind
daß ihre Sonn
schieben sind u
wirklich zu we
damit verknüpft
schulen werden
richtet. Die G
Die Bibel ist
gefunden werde
andern Fächern
sind unter uns
nicht Kinder G
wissend oder in
und wird wohl
sind noch unmi
ständnis, in de
in allem. Ma
Daher darf ma
suchung zu wid
kommenen Alte
erkannte und g
sind unsre Frei
kraft und unse
ein großes herr
ganze Volk ihr
Ehrlichkeit wird
Nationen oder
Leben und Eige
Auf Reisen hän
an einen Baum
Verbrechen sind
Klasse von Freie

Unter d
als vollendet
richtungen zu
Verbindung g
gestellt werden
herigen Leiter
nare in allzu
geborne Pred
von Gemeinb
Häuser und
eigentum ang
Bürger auf
zeit ihr Geha
Nun folgten
ländischen Pr
geteilt; diese
nisse allein zu

¹⁾ Aberglaube
den Hawaiiinseln
des Christentum
Die Einbildung
Zweck erreicht,

Jetzt sind die vor 20 Jahren noch fast nackten Kanalen so anständig gekleidet, daß ihre Sonntagsversammlungen in ihrer äußeren Erscheinung nicht sehr verschieden sind von den amerikanischen; manche von ihnen gehen in dieser Beziehung wirklich zu weit. Die natürlichen und geselligen Bande werden geachtet und die damit verknüpften Pflichten durch die Geseze geregelt und überwacht. In 336 Volksschulen werden 16 153 Schüler, in 5 höheren Lehranstalten 534 Jüglinge unterrichtet. Die Elementarschulkenntnisse sind so ziemlich über alle Inseln verbreitet. Die Bibel ist in den Händen des Volkes. Selten wird ein Kind über 10 Jahre gefunden werden, das nicht mehr oder weniger fließend liest, während Tausende in andern Fächern verschiedene Fragen ziemlich richtig zu beantworten wissen. — Freilich sind unter unsern Gemeindegliedern viele, von denen wir fürchten müssen, daß sie nicht Kinder Gottes sind. Manche, fürchten wir, sind Heuchler, während andre unwissend oder in Selbsttäuschung befangen sind. Neben dem Weizen wächst Unkraut, und wird wohl fortwachsen bis zum großen Erntetag. Die meisten Gemeindeglieder sind noch unmündige Kinder in Christo — Kinder in der Erkenntnis, im Verständnis, in der Weisheit, in der Erfahrung, in der Beständigkeit, in der Kraft — in allem. Manche von ihnen sind in der Finsternis des Heidentums aufgewachsen. Daher darf man auch von wahrhaft Bekehrten nicht erwarten, daß sie der Versuchung zu widerstehen vermögen, wie ein erstarter Mann in dem Maß des vollkommenen Alters Christi. Aber wir haben manche lebendige, von allen Menschen erkannte und gelesene Briefe — erprobte und treue Streiter des Kreuzes. Diese sind unsre Freude und Krone. Jedes Jahr wächst ihre Zahl, ihre Erfahrung, ihre Kraft und unser Vertrauen zu ihnen. Jedes Jahr liefert neue Beweise, daß Gott ein großes herrliches Werk unter diesem Volke gethan hat.“ — In Bezug auf das ganze Volk schreibt Missionar Titus Coan bei einer andern Gelegenheit: Außere Sittlichkeit wird hier im allgemeinen mehr geübt als in den meisten christlichen Nationen oder vielleicht mehr als in irgend einer. Nirgends auf der Erde ist Leben und Eigentum sicherer. Man kann unbeforgt bei offenen Thüren schlafen. Auf Reisen hängen die Eingebornen oft Proviant, Kleider u. s. w. neben dem Wege an einen Baum bis zu ihrer Zurückkunft, und niemand entwendet verglichen. Verbrechen sind sehr selten; sie wachsen leider mit der Niederlassung einer gewissen Klasse von Fremden¹⁾.

Unter diesen Verhältnissen konnte die eigentliche Missionsarbeit als vollendet betrachtet werden, und der Board begann 1848 Einrichtungen zu treffen, wodurch dies Gebiet allmählich aus der bisherigen Verbindung gelöst und die christliche Kirche in Hawaii auf eigene Füße gestellt werden sollte. Man wollte freilich alles thun, um ihr die bisherigen Leiter zu erhalten, was ihr um so nötiger war, als die Missionare in allzu großer Vorsicht bis dahin noch nicht gewagt hatten, eingeborne Prediger zu ordiniren und ihnen die selbständige Verwaltung von Gemeinden zu übertragen. Deshalb wurden den Missionaren die Häuser und der der Mission gehörige Grund und Boden als Privateigentum angeboten, falls sie sich entschließen würden, als hawaiische Bürger auf den Inseln zu bleiben, auch wurde ihnen für ihre Lebenszeit ihr Gehalt gesichert. Die meisten nahmen das Anerbieten an. Nun folgten mehrere Jahre des Überganges. Die tüchtigsten der inländischen Prediger wurden ordinirt und ihnen eigne Gemeinden zugewiesen; diese wurden angeleitet, die Kosten für ihre kirchlichen Bedürfnisse allein zu bestreiten; es bildete sich eine besondere Gesellschaft, die

¹⁾ Aberglaube und sonstige Reste von Heidentum finden sich natürlich noch auf den Hawaiiinseln ebenso wie unter unserm Volke nach tausendjährigem Bestehen des Christentums. Das schauerlichste der Art ist, daß Leute einander tot beten. Die Einbildungsraft unterstützt diese Zauberei so, daß sie oft ihren teuflischen Zweck erreicht, ähnlich wie das Obia in Westindien.

Hawaiian Evangelical Association, welche die weiteren, nunmehr in das Gebiet der inneren Mission einschlagenden Missionsarbeiten übernahm, und bereits im Mai 1853 war die neue Organisation soweit vorgeschritten, daß der American Board dieses Feld sich selbst überlassen konnte. Seitdem ist die evangelische Kirche auf den Hawaïinseln selbständig. Sie zählte damals 22 236 Kommunitanten und 13 387 getaufte Kinder. Freilich für längere Zeit noch kamen von Amerika, besonders für einige Schulen, Unterstützungen, denn das gesamte Schulwesen ging bei jener Auseinanderlegung in die Hände des Staats über. Besonders erwünscht war die Hilfe für ein theologisches Seminar, das zu Waialua (an der Nordwestküste von Oahu), angelegt wurde, und aus dem bis jetzt eine ganze Reihe inländischer Pastoren hervorgegangen sind. Die junge Kirche aber hat alsbald in wunderbarer Weise ihre Lebensfähigkeit bethätigt. Nicht bloß alle die Einrichtungen, welche im eigenen Lande christliches Leben zu pflegen und zu fördern bestimmt sind, als Bibel- und Traktatgesellschaft, Enthaltungsverein, Rettungshaus und dergl. sind in Thätigkeit, sondern auch eine ausgedehnte Heidenmission, die entweder, wie wir bereits sahen, ganz selbständig auf den Markeasinseln, oder, wie in der Folge zu beschreiben, in Verbindung mit dem American Board auf den Inseln Mikronesiens getrieben wird¹⁾, geben Zeugnis von reichen Früchten des Evangeliums, wie sie nach der erst einige Jahrzehnte zuvor erfolgten Aussaat niemand hätte erwarten dürfen. Zum letzten Mal werden die Hawaïinseln im Jahre 1870 in den Berichten des American Board erwähnt. Es waren damals 58 Gemeinden, deren 39 unter der Leitung inländischer Pastoren standen, während 6 von Kandidaten bedient wurden. Nur an 3 Gemeinden waren noch die alten Missionare thätig, und an 3 andern Söhne von Missionaren, völlig naturalisirte Hawaïier. Die übrigen noch lebenden Missionare, sowie eine ganze Reihe von Söhnen, haben wichtige Ämter im Schulfach, in der Verwaltung u. s. w. inne, und die ausgedehnten Familien der Glaubensboten werden sich noch lange auf den Inseln durch fortwirkenden Segen bemerklich machen.

Was die Stärke der Gemeinden betrifft, so war sie 1870 bis auf 14 850 Mitglieder²⁾ gesunken, hatte also gegen 1852 um mehr als ein Drittel abgenommen, und dies trotzdem zu Anfang dieser Periode noch immer neue Mitglieder in größerer Zahl hinzugekommen waren³⁾.

¹⁾ Auch der nach den Hawaïinseln eingewanderten heidnischen Chinesen ist nicht vergessen. Für die unter ihnen ganz von Hawaïiern betriebene Mission wurden 1870 mehr als 1200 Dollars, eine ausschließlich von Eingebornen aufgebrauchte Summe, verwendet. In neuester Zeit ist zu Honolulu eine besondere Kirche für die Chinesen erbaut.

²⁾ Die Beiträge, welche dieselben im Laufe des Jahres für kirchliche Zwecke leisteten, beliefen sich auf 31 070 Dollars, so daß auf den Kopf mehr als 2 Dollar entfällt.

³⁾ Während der Korrektur erhalte ich die Septembernummer des M. Herald (Boston), welche aus dem jüngsten Jahresbericht (1880) der Hawaiian Evangelical Association folgende Daten mitteilt: 56 Gemeinden mit 7—8000 Mitgliedern. Alle bis auf 7 werden von Pastoren, meist hawaischen, bedient. Einige dieser Gemeinden sind kräftig (wie z. B. eine 14 000 Dollars für ein neues Gebäude aufbringen konnte), andre sind schwach. Doch können viele bezeugen, daß trotz der

Leiber zeigt
bornen Bev
stärkere zu
zugeben hatte
gelischen Gen
der für den
schritte be
merkten, sie
verfehlte doch
tiefen Einbr
Macht besch
den auf den
Rückhalt, da
kommener wa
Freundschaft g
lischen Sendb
verschweigen,
schlichte Bene
ziehung die
haben. Nam
kannt. Schon
18 Priester t
der großen m
zählten 23 00
ein Seminar
Seelenzahl tra
Freilich schei
schüttelt zu w
— — „Mehr
Haus zu gebe
lehr, die Irrg
wurden 593
richteten ist die
aber hat die
es kann ihr
bornen nicht
Mitglieder zu

Dieselbe
entgegen, näm
d. h. von einer
durch den Kön
durch Kameh
lebt ein guter

römischen und
äußere Mission
4428 Dollar beig
das Einschwinden

Leider zeigt sich auch hier also das traurige Hinschwinden der eingebornen Bevölkerung. Ja die Abnahme scheint hier sogar eine viel stärkere zu sein, als wir sie oben von der Bevölkerung überhaupt angegeben hatten. Es ist dies jedoch nur scheinbar, denn für die evangelischen Gemeinden wirkt noch ein anderer Grund der Verminderung, der für den Missionsfreund auch nur betrübend sein kann: die Fortschritte der katholischen Kirche. Obwohl, wie wir oben bemerkten, sie zuerst bei der Bevölkerung nicht viel Anklang fand, so verfehlte doch das gewalthätige Benehmen Frankreichs nicht, einen tiefen Eindruck auf die Bevölkerung auszuüben, und die von dieser Macht beschützten Missionare gewannen mehr und mehr Anhänger. Bei den auf den Inseln lebenden Ausländern gewannen sie bald einen Rückhalt, da sie mit ihrer laxen Praxis den zügellosen Leuten willkommenener waren, als die sittenstrengen amerikanischen Missionare. Die Feindschaft gegen die letzteren wurde oft die Bundesgenossin der katholischen Sendboten. Die Gerechtigkeit verlangt jedoch, daß wir nicht verschweigen, wie die aufopfernde Treue in ihrem Verufe und das schlichte Benehmen ohne hohe soziale Ansprüche ihnen in vieler Beziehung die Zuneigung auch der besser gesinnten Weißen erworben haben. Namentlich wurde ihre Arbeit unter den Ausjägigen anerkannt. Schon in den sechziger Jahren waren auf den Hawaiiinseln 18 Priester thätig, unterstützt von 12 eingebornen Katechisten. Außer der großen massiven Kirche in Honolulu besaßen sie 58 Kapellen und zählten 23 000 Seelen zu ihrer Herde. Auch hatten sie 50 Schulen, ein Seminar und ein Nonnenkloster. Zehn Jahre später wird die Seelenzahl trotz der Abnahme der Bevölkerung auf 24 000 angegeben. Freilich scheint die Beständigkeit der Gemeinden auch zuweilen erschüttert zu werden. Ein katholischer Bericht vom Jahre 1871 sagt: — „Mehrere christliche Frauen faßten den Plan, von Haus zu Haus zu gehen, um die Sünder zur Buße, die Abtrünnigen zur Rückkehr, die Irrgläubigen zur Bekehrung zu führen.“ In jenem Jahre wurden 593 Tausen und 198 Ehen vollzogen. In den neueren Berichten ist die Mission auf den Hawaiiinseln nicht erwähnt. Jedenfalls aber hat die katholische Kirche dort ein sehr bequemes Arbeitsfeld, und es kann ihr bei dem zum Wankelmuth neigenden Charakter der Eingebornen nicht schwer werden, der jungen evangelischen Kirche manche Mitglieder zu entziehen.

Dieselbe Gefahr aber tritt derselben noch von einer andern Seite entgegen, nämlich von der sogenannten „reformirt-katholischen“, d. h. von einer ultra-ritualistischen-anglikanischen Mission. Dieselbe war durch den König selbst nach den Inseln gezogen worden. Freilich nicht durch Kamehameha III., welcher schon 1854 starb. Er war bis zuletzt ein guter Freund der amerikanischen Missionare geblieben, aber

römischen und anglikanischen Lockungen kein Abfall vorgekommen ist. Für die äußere Mission wurden, abgesehen von dem, was für die Chinesen geschieht, 4428 Dollar beigegeben. — Aus der genannten Mitgliederzahl ergibt sich leider, daß das Hinschwinden der evangelischen Gemeinden in wachsender Schnelligkeit vor sich geht.

auch ein echter Kanake in seiner Lebenswürdigkeit wie in seinen Fehlern. Ich finde nicht, ob er überhaupt getauft worden ist, 1850 war dies noch nicht der Fall, denn „der König liebte die Weinfasche mehr als das Christentum“. Seine beiden Kinder waren vor ihm gestorben. Nach seinem Tode bestieg sein Adoptivsohn, Kihiko, 21 Jahre alt, unter dem Namen Kamehameha IV. den Thron. Er hatte einige Jahre zuvor mit seinem Bruder eine Reise nach Europa gemacht und an den Höfen von Paris und London eine schmeichelhafte Aufnahme gefunden. Unangenehm dagegen hatte ihn auf der Rückreise in den Vereinigten Staaten die Gleichgültigkeit berührt, mit der man ihm entgegentrat. In England war er Freimaurer geworden; auch hatte er sich von den Formen der bischöflichen Kirche sehr angezogen gefühlt. Dadurch entstand in ihm später der Wunsch, einen englischen Geistlichen in Honolulu zu haben, der zugleich der englischen Kolonie und dem Hofe predigen sollte. Dieser Wunsch wurde von dem hochkirchlich gesinnten englischen Konsul Hopkins unterstützt. Derselbe wußte Freunde in England für die Sache zu interessiren, und in Verbindung mit der Society for the Propagation of the Gospel wurde Dr. Staley, nachdem er die Bischofsweihe empfangen hatte, nebst zwei Kaplanen nach Honolulu gesandt. Dort führte er sich als Vertreter „des englisch-reformirten Zweiges der heiligen katholischen Kirche“ ein und wurde mit Zuversicht bei Hofe empfangen. Seine mit viel Gepränge gehaltenen Gottesdienste wurden aus Neugierde viel besucht. Die amerikanischen Missionare ignorirte er völlig. Diese neue Mission sah denn auch die ganze hawaiische Bevölkerung als Objekt ihrer Thätigkeit an und suchte von der gesicherten Stellung aus, die der Bischof als Hofprediger hat, Proselyten aus den Reihen der evangelischen Gemeinden zu machen. Die Erfolge sind jedoch bisher nicht sehr bedeutend gewesen. In Honolulu hat sich um die mit vielem Aufwand gebaute Kathedrale eine Gemeinde von 300 Seelen gesammelt, der sich viele Engländer der Kolonie sowie vornehme Hawaier angeschlossen haben. Der Hof ist nämlich dieser Denomination treu geblieben, obgleich der König, der sie herbeigerufen hatte, bald starb (1863). Sein Bruder Lunakino¹⁾ folgte ihm auf den Thron und fuhr fort den reformirt-katholischen Gottesdienst zu begünstigen, ebenso die Königin-Witwe Emma, eine Enkelin des oben genannten Amerikaners Young. So war denn diese Art des Christentums unter den hawaiischen Großen Modesache geworden, und ein früherer Major war sogar selbst Geistlicher geworden und hatte die erste Weihe empfangen. Später wird er jedoch in den Berichten nicht weiter erwähnt. An den andern Punkten der Insel aber, wo der Bischof Stationen errichten ließ, haben dieselben nur sehr wenig Fortschritte gemacht. In Lahaina, wo eine Erziehungsanstalt für Töchter angelegt, aber wie es scheint nach einigen Jahren wieder aufgegeben wurde, war 1875 eine Gemeinde von 50 Seelen vorhanden. Die Station an der Kealahakuaibai scheint unbedeutend geblieben zu sein, während die auf Kauai ganz aufgehoben

¹⁾ Er ist inzwischen auch bereits gestorben (1872).

wurde. M. Staley nach 1872 ein. gegeben, die 51 Hawaier

Der B. eine Reihe v. auf den Har. Associati. Staaten die sich mit be 1828 (?) au in dem Ver. Einführung sehen zu mü. Stillschweige. Vorstellungen und schloß Association auf ihre Fah der Insel M. mehreren Au. Später trat bis in die ne obgleich die halb Amerika

In einer der Gesellschaft. Erscheinungen der Rasse. gedulbig, dem es geht wie z. des Abgrunds seine Kleider, Gerade so ge. Volk zerstört Mittel anzuw. zu verschlimm. Uebelstand dar. gelischen Kir. (diese Pastore es einige find

¹⁾ Aus dem im Boston Her. ihre Beihilfe ein

²⁾ Siehe N. VI und VII. D. richtigen.

wurde. Mehrere Jahre war der Bischofsitz verwaist gewesen, da Dr. Staley nach Europa zurückkehren mußte. Sein Nachfolger Willis trat 1872 ein. Im Jahre 1878 wird die Kommunikantenzahl auf 190 angegeben, die sich aus folgenden Nationalitäten zusammensetzt: 99 Weiße, 51 Hawaier, 35 Mischlinge und 5 Chinesen¹⁾.

Der Vollständigkeit wegen haben wir hier noch zu erwähnen, daß eine Reihe von Jahren noch eine andere evangelische Missionsgesellschaft auf den Hawaiiinseln gearbeitet hat: die American Missionary Association²⁾. Als in den vierziger Jahren sich in den Vereinigten Staaten die Sklavenfrage regte und alle Mission der nördlichen Staaten sich mit dem Abolitionismus identifizierte, glaubte der bereits seit 1828 (?) auf den Hawaiiinseln arbeitende Missionar J. S. Green, in dem Verhältnis der Eingebornen zu den Häuptlingen (auch nach Einführung der Konstitution) nur eine besondere Form der Sklaverei sehen zu müssen, die man nicht wie die andern Missionare thäten, mit Stillschweigen übersehen dürfte. Da man im American Board seinen Vorstellungen nicht Gehör gab, so löste er seine Verbindung mit letzterem und schloß sich der erst kürzlich gegründeten American Missionary Association an, welche von vornherein das abolitionistische Prinzip auf ihre Fahne geschrieben hatte. In ihrem Dienste arbeitete er auf der Insel Maui. Die Station war Malawao, an der Nordseite, nebst mehreren Außenstationen. Auch hatte Mrs. Green eine Mädchenschule. Später trat Rev. Mr. Green jun. als Gehilfe ein. Die Arbeit scheint bis in die neueste Zeit stille und im Segen weiter geführt zu sein, obgleich die Gesellschaft seit dem Jahre 1874 alle ihre Stationen außerhalb Amerika und Afrika aufgegeben hat.

In einem der letzten Berichte des greisen Missionars, welche von der Gesellschaft veröffentlicht wurden, hebt derselbe unter den betäubenden Erscheinungen auf den Hawaiiinseln hervor, zunächst das Hinschwinden der Rasse. Auf Gottes Gnade möchte man noch rechnen, „wenn alle geduldig, demütig und gebetsvoll wären. Aber alle sind nicht so, sondern es geht wie zu den Zeiten Jeremia, als das jüdische Volk am Rande des Abgrunds schwankte. Und niemand entsetzte sich, noch zerriß seine Kleider, weder der König noch seine Knechte.“ (Jerem. 36, 24.) Gerade so geht es hier. Der König und seine Räte wissen, was das Volk zerstört und was es allein retten kann; aber weit entfernt das Mittel anzuwenden, thun sie alles was in ihren Kräften steht, das Übel zu verschlimmern.“ Sodann aber sieht Rev. Green einen großen Übelstand darin, daß auf dem ganzen Inselreiche die Leitung der evangelischen Kirche in die Hände von Eingebornen übergeht. „Wenn alle (diese Pastoren) tüchtige und würdige Leute wären (wie ich hoffe, daß es einige sind), so wäre die Gefahr nicht groß. Aber ich habe zu

¹⁾ Aus dem jüngsten Report, der noch nicht in meine Hände gelangte, finde ich im Boston Herald die Notiz zitiert, „daß es der Gesellschaft gelungen ist, durch ihre Beihilfe eine interessante Mission von ihrem Untergange zu retten.“

²⁾ Siehe Näheres über diese Gesellschaft: Allgemeine Missionszeitschrift 1880, VI und VII. Der betreffende Passus auf Seite 279 daselbst ist nach obigem zu berichtigen.

manchen von ihnen wenig Vertrauen. Sie haben keinen gegründeten christlichen Charakter¹⁾.

Nur mit Wehmut kann der Missionsfreund auf dieses einst so viel versprechende Missionsfeld zurückblicken, auf dem das Evangelium so überraschende Siege errungen hat. Nie in der Weltgeschichte ist in so kurzem Zeitraume eine so vollständige, so tiefgreifende Umwandlung eines Volkes vor sich gegangen. Auch all die Schwächen der hawaiischen Christen, auf welche die Feinde der Mission, diese verpöndend, so gern mit den Fingern weisen, sind bei weitem nicht ein Zeugnis wider sie. Legt man die Fehler, Untugenden und Schattenseiten unsrer Voreltern, 500 Jahre nach der Einführung des Christentums, auf die eine Waagschale, und die der Hawaiter, die kaum 50 Jahre Christen sind, auf die andre, so wird der Vergleich der mittelalterlichen mit der neuen Mission glänzend zur Rechtfertigung der letzteren ausschlagen. — Ob aber die Mission nicht auch irgend etwas, oder mehr als sie wirklich gethan hat, hätte beitragen können, um den Untergang aufzuhalten? Das ist eine ernste Frage, welche von der Missionsmethode noch eingehender als es bisher geschehen ist, studirt zu werden verdient. Der Verfasser magt sich in dieser Sache kein Urtheil an. Doch scheint ihm die Geschichte dieser Mission einen Schaden anzudeuten, der wahrscheinlich mit zu den Ursachen der ungenügenden Lebensfähigkeit der Hawaiter zu rechnen ist: sie erhielten zu schnell und zu viel Freiheit, wie sie ein bisher despotisch regiertes Volk nicht vertragen kann. Vielleicht hätte unter den christlich gemilderten Fesseln feudaler Einrichtungen das Volk für spätere Zeiten allmählich zu der Freiheit erzogen werden können, die es jetzt nicht zu benutzen versteht.

Ob sich unter den hinschwindenden Hawaitern noch ein Rest befindet, den der Herr als ein Denkmal seiner Gnade aus dem hereinbrechenden Verderben retten wird? und ob einst auf den von Amerikanern nebst allerlei Europäern und Chinesen bevölkerten herrlichen Inseln in fernen Zeiten christliche Kanalenhäuflein unvermischt ihre besonderen Anlagen und edeln Gaben weiter entwickeln werden, als wie es jetzt in der Zeit ihrer Kindheit geschehen kann? oder ob nach wenigen Jahrzehnten der letzte Kanale unvermischten Blutes begraben werden, und bald unter der Masse der Mischlinge die letzte Spur polynesischer Eigenart verschwunden sein wird? Wer mag diese Fragen beantworten. Doch ob wir es auch erlebten, sie alle begraben zu sehen, wie anders würde das Begräbnis sein als dasjenige, welches sie gefunden haben würden, wenn nicht die Mission ihnen das Licht des Evangeliums gebracht hätte! Sicher wäre dann jetzt schon ihre Uhr abgelaufen, und unter Krieg, Trunkenheit, Unzucht und den schädlichen Einflüssen habgütiger Weißen würden sie elend vergangen sein. Jetzt ist es ein christliches Begräbnis, das ihrer wartet, und über manchen ihrer Gräber wird Gottes Gnade leuchten wie der milde Abendsonnenstrahl, der da zuversichtlich hinüber weist auf das zukünftige Morgenrot.

¹⁾ XXII Annual Report. A. M. A. 1868, p. 83.

Rehren
Halbtagel
sehen von e
die Manih
Mission auf
neuerer Zeit
ginnen wir
auch nach i
daß dieser 2
und 3 unben
unter ihnen
südöstliche E
Gipfel desfel
Da ihnen di
sind, so sind
berührt wort
Feld gesunde
Was die
der der Gese
nur auf einig
tiere vorhand
ist herrlich;
Stürme ein,
Von Süden k
1. Man
eine gehobene
1 1/2 Meilen
auf; die höch

In diesen
bratische Seen
Der Boden der
Farnen und Ge
Bäumen bewald
Hilgen sind über
hauptsächlich an
flossen, die sich
haupt sparsam,
mangel. Der s
sehr fessig und
Küstenriff, das
ist die Landung
möglich.“ Die
schmalen Stran
in der Breite v
begrenzt ist. Zu
seite in schönen

2. Naro
hohe Insel vo
höchster Gipfe

7. Die Herveyinseln.

Rehren wir von den Hawaiiinseln nun wieder nach der südlichen Halbkugel zurück. Gerade nach Süden segelnd, berühren wir (abgesehen von ein paar wenig oder gar nicht bewohnten Inselchen) zunächst die Manihiki-Gruppe und dann den Herveyarchipel. Da die Mission auf dem letzteren ihre Wirksamkeit begann, und jene erst in neuerer Zeit gleichsam als Filiale durch dieselbe besetzt wurde, beginnen wir mit den Herveyinseln, die in den geographischen Werken auch nach ihrem Entdecker als Cooksarchipel bezeichnet werden, ohne daß dieser Name viel Anwendung findet. Es sind 6 bewohnte Inseln und 3 unbewohnte. Die drei verschiedenen Formationen sind sämtlich unter ihnen vertreten. Ihre Lage zeigt die schon mehrfach erwähnte südöstliche Streichungsklinie. Sie erscheinen als die nordwestlichsten Gipfel desselben Berglandes, auf welchem auch die Australinseln ruhen. Da ihnen die Häfen fehlen und sie wegen ihrer Riffe schwer zugänglich sind, so sind sie von fremdem Verkehr viel weniger als andre Gruppen berührt worden. Die Mission hat daher hier ein besonders günstiges Feld gefunden.

Was die Vegetation dieser Inseln betrifft, so stimmt sie ganz mit der der Gesellschaftsinseln überein. — Von zahmen Tieren fanden sich nur auf einigen Schweine und Hunde. Jetzt sind alle europäischen Haustiere vorhanden. In großer Zahl finden sich die Ratten. Das Klima ist herrlich; nur treten in den Monaten Januar bis März häufig Stürme ein, die sich manchmal zu höchst verderblichen Orkanen steigern. Von Süden beginnend betrachten wir die einzelnen Inseln:

1. Mangata, 75 Meilen westlich von Nimatara gelegen, ist eine gehobene Koralleninsel von annähernd rundlicher Gestalt und etwa $1\frac{1}{2}$ Meilen Durchmesser. Das Innere steigt in Stufen von der Küste auf; die höchsten Punkte erheben sich 90 Meter.

In diesen Kalkbergen liegen große Stalaktitenhöhlen, deren einige kleine brackische Seen enthalten, andre mit dem Meere unterirdisch in Verbindung stehen. Der Boden der Höfen ist arm und unfruchtbar, gewöhnlich mit verdorrtem Grase, Farnen und Gestrüpp bedeckt. Die Abhänge sind gut, aber einsörmig mit niederen Bäumen bewaldet, die von steilen Felswänden eingeschlossenen Thäler zwischen den Hügelu sind überaus reich und fruchtbar, mit schöner Vegetation besseidet, und die hauptsächlich angebauten Teile der Insel. Sie werden von kleinen Bächen durchflossen, die sich oft in dem höhlenreichen Boden verlieren. Frisches Wasser ist überhaupt sparsam, und in der trockenen Zeit leidet die Bevölkerung durch Wassermangel. Der schmale Strand, auf dem die Dörfer der Eingebornen liegen, ist sehr felsig und enthält wenig anbaufähigen Boden. Es begrenzt ihn ein schmales Küstenterrass, das von keinem zum Lande führenden Kanal durchbrochen ist. Daher ist die Landung sehr schwierig und überhaupt nur auf den Booten der Eingebornen möglich. Die Hauptansiedlung Oneroa liegt im Nordwesten. Hinter dem schmalen Strande erhebt sich eine schroffe Felswand, über der sich eine felsige Ebene in der Breite von $\frac{1}{4}$ Stunde hinzieht, die abermals von einer ähnlichen Felswand begrenzt ist. Zwei andere Dörfer, Iorua und Tamarua, liegen an der Ostseite in schönen angebauten Thälern.

2. Karotonga, 20 Meilen nordwestlich von der vorigen, eine hohe Insel von wunderbarer Schönheit mit malerischen Bergen, deren höchster Gipfel (Tuputea) sich 890 Meter erhebt. Von Ost nach West



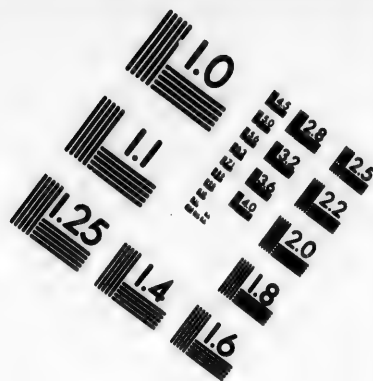
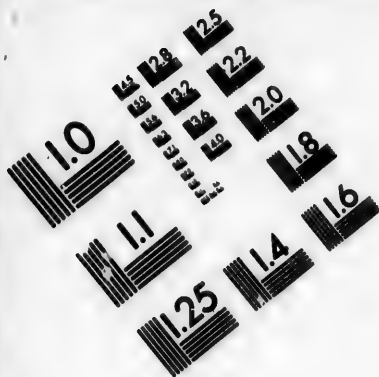
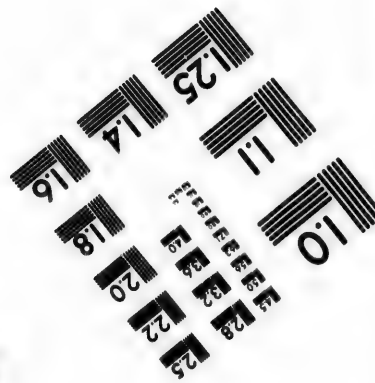
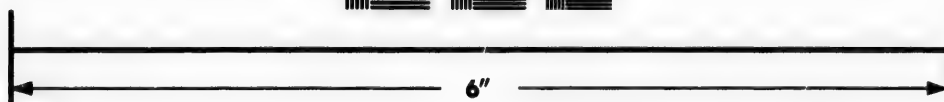
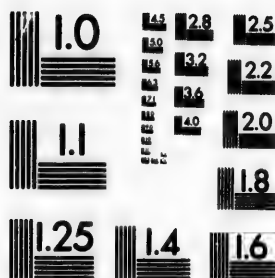


IMAGE EVALUATION TEST TARGET (MT-3)



**Photographic
Sciences
Corporation**

23 WEST MAIN STREET
WEBSTER, N.Y. 14580
(716) 872-4503



ist sie $1\frac{1}{2}$ Meilen lang; die Breite beträgt eine Meile. Was sie von andern hohen Inseln auszeichnet, ist die breite Küstenebene, die sich nach dem Fuße des Gebirges ein wenig zu einem sumpfigen Gürtel herabsenkt, auf der andern Seite durch einen schmalen Sandstrand von der Lagune geschieden wird. Das breite Riff, das bei der Ebbe trocken liegt, hat ein paar Kanäle, welche Booten den Eingang gewähren.

Williams fand die Insel im höchsten Zustand der Kultur, so daß der Anblick von den Bergabhängen zum Strande hin ein wahrhaft entzückender war. Vom Fuße des Gebirges bis ans Meer erstreckten sich regelmäßig angepflanzte Reihen der prächtigsten Süßfelekanien (*Inocarpus edulis*), ungefähr 1000 Schritte von einander entfernt. Die Zwischenräume waren in Laroselber geteilt, die 4 Fuß tief ausgegraben waren und nach Bedürfnis bewässert werden konnten. Die Dämme um die Felder hatten geneigte Abhänge und oben eine 6–8 Fuß breite Fläche. Auf diesen Abhängen wuchs der Kape, riesige Laro, während die flachen Dammrücken in regelmäßigen Abständen mit schöngeformten Brotfruchtbäumen bespaukt waren. Die erbsengrünen Blätter des die Niederungen anfüllenden Laro, die außerordentliche Größe und dunkle Farbe des Kape und die stattlichen Baumreihen bildeten Kontraste von der lieblichsten Wirkung. Um die ganze Insel schlang sich ein bequemer Weg, Ara Mēbua, der Mutterpfad¹⁾ genannt, an beiden Seiten mit Bananen eingefaßt, die mit Barringtonien und andern schattigen Bäumen den Wanderer vor den Strahlen der tropischen Sonne schützten und sogar in der heißen Mittagsstunde einen kühlen und schattigen Spaziergang gewährten. Die Häuser der Eingebornen lagen 10–30 Schritt vom Wege entfernt und hatten ein äußerst liebliches Aussehen. Jeder Pfad, der zu den vereinzeltten Wohnungen führte, war mit schwarzem und weißem Steingeröll bestreut, und an beiden Seiten mit Dracänen und riesigem Laro eingefaßt. Ruhestühle und Bänke, aus zwei glatten Steinen gebildet, deren einer zum Sitzen, der andere in die Erde eingesenkt, als Rücklehne diente, standen vor den Häusern längs dem Mutterpfade aufgereiht. Es waren meistens Reliquien des Altertums, für welche das Volk oft große Ehrfurcht bezeugte, und darauf hinweisend zu sagen pflegte: Hier saß mein Vater, mein Großvater oder dieser und jener große Häuptling.²⁾ Hier bringen nach den Arbeiten des Tages die Einwohner ihre Abende zu, indem sie mit einem Blumenkranz um die Stirn, der mit einem wohlriechenden Die getränkt ist (?), sich hier gesellig niederlegen und mit jedem hebseligen Vorübergehenden über die Angelegenheiten ihrer kleinen Welt sich besprechen.

Ein guter Ankerplatz für große Schiffe ist auch hier nicht vorhanden. Der beste ist noch der bei Awarua, an der Nordküste. Auch bei Atania, im Südosten, wo gleichfalls ein Kanal durch das Riff führt, das hier mit einigen Inselchen geschmückt ist, ankern zu Zeiten Schiffe, hier wie dort außerhalb des Rifffes, oft durch Winde gefährdet. An der Nordküste liegt noch das Dorf Arorangi (im Westen), auf der Westküste Matavera, und im Süden Titikavela nebst Ngatangaia.

3. Atiu. Dies ist die tahitische Form des Namens, der bei den Eingebornen Ratutia lautet. Die Insel liegt 24 Meilen nordnordwestlich von Rarotonga, hat 3–4 Meilen Umfang und gehört wie Rarotonga der gehobenen Korallenbildung an, doch steigen ihre Berge bis 120 Meter. Auch hier finden sich Stalaktitenhöhlen. Das Land aber auch auf der Höhe ist fruchtbar, und das Dorf liegt nicht am Strande, sondern mitten auf dem Hochlande. Das Wasser ist sparsam; man sammelt Regenwasser in Eiskernen. Das Riff hat keine Kanäle, und außerhalb ist kein Untergrund zu finden.

¹⁾ Nach anderen wohl richtiger: Pfad der Väter.

²⁾ Sartwig, a. a. D., S. 336.

4. Takut
bewohntes Flach

5. Mitte
falls niedrig, be
Süden. In de
seite ist fruchtba
unfruchtbarer R

6. Mauke
Durchmesser, ge
viel über 12 M
Bäumen umgebe

7. Manu
mehrerer Inseln
nordwestlich von
sie verlassen.

8. Tituta
hobene, bergige S
Meere liegen. E
westen liegt vor
eine schöne Bega
das Riff, welches
ein Kanal, der f

9. Palmer
gunenriff mit me
aber hatte sich
niedergelassen.

Die Bewo
öhnlich Raroton
scheiden sich jedo
Bei der ersten L
keinen so guten G
als stolze, graus
wurft traf freilich
Seiten des poly
vielen Beziehung
wie dies auf La
Kinder mord mit
lagen und Fähi
schen Völkern ei
vor diesen allen
Namentlich die V
erscheinen außerli

Seider habe
Grippe, Keuchhu
sehr vermindert.
sich auch schnell

¹⁾ Es fehlen die

²⁾ Auf Rarotonga

4. Takutea, 3 Meilen nordwestlich von Atiu, ist ein meist unbewohntes flaches Inselchen.

5. Mitiero, etwa 8 Meilen ostnordöstlich von Atiu, ist ebenfalls niedrig, doch 1 Meile lang, in der Richtung von Norden nach Süden. In der Mitte befindet sich ein See. Die Nord- und Westseite ist fruchtbar; die Süd- und Ostseite ist etwas erhaben, voll dürre, unfruchtbarer Kalkfelsen.

6. Maufe, 6 Meilen südöstlich von der vorigen, $\frac{1}{2}$ Meile im Durchmesser, gehört zu den gehobenen Koralleninseln, ist aber nicht viel über 12 Meter hoch. Das Dorf liegt in der Mitte auf einer von Bäumen umgebenen Wiese.

7. Manual und Auotu (oder Herveyinsel), sind die größten mehrerer Inselchen, die auf einem dreieckigen Lagunenriff 15 Meilen nordwestlich von Atiu liegen. Früher waren sie bewohnt. Jetzt sind sie verlassen.

8. Titutaki, liegt 12 Meilen weiter nordwestlich und ist eine gehobene, bergige Koralleninsel, deren höchste Punkte 125 Meter über dem Meere liegen. Sie ist etwa 1 Meile lang und ebenso breit. Im Nordwesten liegt vor den Bergen eine breite Küstenebene. Die Insel hat eine schöne Vegetation, doch ist das frische Wasser sparsam. Durch das Riff, welches nur an der Nordseite eine weite Lagune bildet, fährt ein Kanal, der für Boote Einfahrt gewährt.

9. Palmerston, die westlichste Insel des Archipels, ist ein Lagunenriff mit mehreren sonst unbewohnten Inselchen. In neuerer Zeit aber hatte sich ein englischer Kaufmann mit 30 Polynesiern dort niedergelassen.

Die Bewohner des Archipels, die man nach der Hauptinsel gewöhnlich Karotonger nennt, sind den Tahitiern nahe verwandt, unterscheiden sich jedoch merklich durch die dialektisch verschiedene Sprache¹⁾. Bei der ersten Berührung mit den Europäern machten sie auf diese keinen so guten Eindruck, wie meistens die andern Polynesier. Sie wurden als stolze, grausame Wilde und Diebe berüchtigt. Der letzte ärgere Vorwurf traf freilich zu; bei näherer Bekanntschaft aber lernte man die besseren Seiten des polynesischen Charakters auch bei ihnen kennen, und in vielen Beziehungen fand man sie nicht so tief in die Laster versunken, wie dies auf Tahiti und Hawaï der Fall war. So war z. B. der Kindermord mit einer Ausnahme²⁾ nicht üblich. Auch nach ihren Anlagen und Fähigkeiten hatten sie von vornherein unter den polynesischen Völkern eine hohe Stellung. Durch die Mission aber sind sie vor diesen allen auf eine bewundernswerte Bildungsstufe erhoben. Namentlich die Bewohner von Karotonga, allgemein europäisch gekleidet, erscheinen äußerlich zivilisirten Menschen fast gleich.

Seider haben in neuerer Zeit ansteckende Krankheiten (Masern, Grippe, Keuchhusten, Dysenterie u. s. w.) auch hier die Bevölkerung sehr vermindert. Doch haben in einzelnen Fällen diese und jene Insel sich auch schnell wieder erholt, und die Bewohnerzahl ist wieder ge-

¹⁾ Es fehlen die Laute h und f, dagegen sind k und ng häufig.

²⁾ Auf Karotonga gab es Kresol, welche die weiblichen Kinder töteten.

liegen¹⁾. Da keine Zählungen vorliegen, so läßt sich schwer darüber etwas Näheres feststellen; jedenfalls aber scheint hier jenes konstante Einschwinden, wie wir es auf den Hawaifinseln bemerkten, nicht vorzuliegen. Die ganze Bevölkerung des Archipels zählte um 1874 etwa 9800 Seelen. Dabei sind für Karotonga jedoch 3500 gerechnet, was wahrscheinlich zu hoch ist; genaue Angaben darüber fehlen.

Besonders bemerkenswert ist der Fleiß, die Geschicklichkeit und Sorgfalt der Karotonger im Ackerbau, in dem sie mehr als die andern verwandten Völker leisten. Früher waren dabei freilich die Frauen hart belastet; seit der Christianisierung scheint die Arbeit gleichmäßiger auf beide Geschlechter verteilt zu sein, und der Ackerbau hat sich noch bedeutend gehoben, indem zweckmäßige Werkzeuge gebraucht werden, während sonst nur der „Ko“, — ein zugespitzter Stod aus hartem Holze — wie bei manchen andern Polyneesiern angewendet wurde. Auch bauen sie Baumwolle und Kaffee. Trotz der schwierigen Gelegenheit zum Landen hat sich doch in neuerer Zeit ein ziemlich starker Verkehr mit fremden Schiffen entwickelt, die hier Lebensmittel einnehmen, zugleich aber auch die genannten Waren einhandeln. Dieser Verkehr wird auf das strengste von den regierenden Häuptlingen überwacht, und dadurch manche auf andern Inseln zu Tage tretende Nachteile verhütet.

Die Mission auf den Herveyinseln

führt uns in ihren Anfängen auf den Mann, dem man mit gutem Grunde den Namen eines Apostels der Südsee beigelegt hat: John Williams²⁾. Wir lernten ihn bereits auf Raiatea kennen, wo er im Jahre 1818 seine Missionsthätigkeit begann. Für einen Mann aber mit so großartigem Unternehmungsgeist, von so rascher Geschäftigkeit wie Williams, war das Feld „innerhalb der engen Grenzen eines einzelnen Riffs“, wie er selbst sagte, viel zu beschränkt. Sein Blick ging weit hinaus, und umspannte schon in jenen Anfangszeiten selbst die äußersten Gebiete Melanesiens, auf denen erst vor wenigen Jahren die Erfüllung seines großartig angelegten Planes begonnen hat. Sein ganzes Wesen und sein leuchtender Verkehr mit den Insulanern ließ ihm überall, wo er einige Zeit verweilte, die Herzen zufallen; und diese gewinnende Macht seiner Persönlichkeit verschaffte ihm aus jenen selbst Gehilfen von der größten Hingebung, durch die er bis über die entferntesten Inseln hin einen gesegneten Einfluß auszuüben mußte, wie solchen sonst ein halbes Duzend europäischer Missionare kaum auszuüben würde im Stande gewesen sein. Durch das erfreuliche Ereignis der Evangelisierung Kurutus durch eine verschlagene Schiffsgesellschaft von Insulanern, wurden jene Pläne in ihm angeregt, an deren Verwirklichung er von da ab bis zu seinem Märtyrertode 1839 gearbeitet hat.

¹⁾ So zählte Mangala (das in den fünfziger Jahren wohl zu niedrig auf 1400 Seelen geschätzt wurde), 1867: 2235 und 1871: 2266.

²⁾ Vergleiche Prout, *The Life of the Rev. J. Williams*, und Pritchard, *The Missionarys Howard*, letzteres in deutscher Bearbeitung von W. F. Besser, der Missionar und sein Sohn, II. Aufl. 1852.

Die erste Gattin wegen in Aufmerksamkeit besonders auf die von einem Euro von der Gemein Evangelium zu wurden sie auf Hausens der In zu schätzen und und trüpfte in es zur Hebung Produkte der In Scott auf 3 Jaz zuführen, und ein eignes Schiff Name von den Auch war er in mitteln besorgt: (Manches davon Erst 1822 lehrte Das neue Schiff Warenabund na rührt und gute Williamu³⁾, wenn verbrennen, unsre annehmen, so lie Eifer aufs neue einige Leute von matoa und die S und so trat er m am 4. Juli 1823 wegs arbeitete er 9. Juli kamen sie

Die Röhre der Auf: „Gut ist das hielten die einen ihre eine Stange mit ein Häuptlings an das den erkannten Willb was die nun auch h landete Williams m führt: jeder wollte buchstabierten lange noch andere sangen

³⁾ Er hoffte durch liebten, den Zuderbo

⁴⁾ So lautet de werden unsre Namen sprechen. So wird

Howard, Missionar

Die erste Gelegenheit dazu bot eine Reise, die er seiner kranken Gattin wegen im Jahre 1821 nach Sydney unternehmen mußte. Seine Aufmerksamkeit war durch Aunra, den Häuptling von Kurutu, besonders auf die Herveyinseln gelenkt, von denen Karotonga damals von einem Europäer noch nicht gesehen war. Zwei Mitglieder wurden von der Gemeinde zu Raiatea erwählt, um auf jener Gruppe das Evangelium zu verkündigen: Papehia und Pahapata. Am 26. Oktober wurden sie auf Titutaki gelandet und trotz des lärmenden wilden Laufens der Insulaner von den Häuptlingen aufgenommen, die sie zu schützen und zu versorgen versprochen. Williams aber reiste weiter und knüpfte in Sydney zunächst Handelsverbindungen an, indem er es zur Hebung der Kultur nötig erachtete, daß Absatzwege für die Produkte der Inseln eröffnet würden. Sodann gewann er einen Herrn Scott auf 3 Jahre, um den Zucker- und Tabaksbau auf Raiatea einzuführen, und wußte endlich trotz aller entgegenstehenden Hindernisse ein eignes Schiff für die Mission zu erwerben: die „*Endeavour*“, deren Name von den Polynesiern in „*Te Matamua*“ verändert wurde. Auch war er im einzelnen für die Einführung von allerlei Kulturmitteln besorgt: Zeug, Schuhe, Strümpfe, Theekessel, Tassen, Thee¹⁾ u. (Manches davon lag vielleicht jenseits des Nötigen und Nützlichen.) Erst 1822 lehrte er mit seiner genesenen Gattin nach Raiatea zurück. Das neue Schiff hatte die Reise vor ihm gemacht, um alsbald eine Warenladung nach England zu schaffen. Es hatte Titutaki wieder berührt und gute Botschaft von den Lehrern mitgebracht. „Sage dem William²⁾, wenn er uns besuchen will, so wollen wir unsre Götzen verbrennen, unsre Marae zerstören und das Wort des wahren Gottes annehmen.“ so ließ der Häuptling sagen. Hierdurch wurde Williams Eifer aufs neue entflammt, zumal da er hörte, daß zu Titutaki sich einige Leute von dem noch unentdeckten Karotonga aufhielten. Tamatua und die Häuptlinge überließen ihm für einige Zeit ihr Schiff, und so trat er mit dem Missionar Bourne und 6 eingebornen Lehrern am 4. Juli 1823 seine zweite Reise nach den Herveyinseln an. Unterwegs arbeitete er für jene eine vorzügliche Instruktion aus. Am 9. Juli kamen sie vor Titutaki an.

Die Röhre der Eingebornen wimmelten gegen das Schiff her unter dem lauten Ruf: „Gut ist das Wort Gottes: glücklich ist jetzt Titutaki!“ Als Friedenszeichen hielten die einen ihre Strohstäbe, andre ihre Buchstabierblätter empor; am Ufer war eine Stange mit einer weißen Flagge aufgespikant. Endlich kam das Boot des Häuptlings an das Schiff heran, und Tebati, der Erstling der Titutaker, erzählte den erstaunten Brüdern, daß kein Götzenbildner mehr auf der Insel zu finden sei, was die nun auch herbeikommenden Lehrer bestätigten. Unter allgemeinem Jubel landete Williams mit seinen Begleitern und ward nach der Missionswohnung geführt: jeder wollte ihm zeigen, welche Fortschritte gemacht worden seien: einige buchstabierten lange Wörter, andere sagten lange Stücke aus dem Katechismus her, noch andere sangen einen Liedervers. Eine neue Kapelle stand fertig, ein Dorflein

¹⁾ Er hoffte durch die Beförderung des Gebrauchs von Thee, den die Insulaner liebten, den Zuckerbau zu fördern.

²⁾ So lautet der Name Williams im Munde eines Polynesiern. Überhaupt werden unsre Namen sehr verändert, da sie nicht zwei Konsonanten nach einander sprechen. So wird z. B. aus Abraham: Aperaßama u. s. w.

war im Van begriffen; und das alles binnen 18 Monaten! Am folgenden Tage wurde durch Anschlagen einer Art gegen einen Stein das Zeichen zu einer gottesdienstlichen Versammlung gegeben, und Williams predigte in dem 200 Fuß langen Bethause über Joh. 3, 16 (welchen Text er seitdem, abwechselnd mit 1. Tim. 1, 15, jeder ersten Predigt auf den von ihm besuchten Inseln zu Grunde legte) vor einer in weißes Zeug reichlich gekleideten Versammlung von 1500 bis 2000 Menschen, die vor 1 1/2 Jahren noch rohe Kannibalen und nun sanft und friedlich wie die Lämmer waren.

Nach einigen Tagen segelten die Missionare mit zwei Häuptlingen der Insel, dem Lehrer Papehia und den bekehrten Karotongern von Atitutaki, deren 31 noch übrige Götzenbilder sie im Schiffsraum als Trophäen mitnahmen, ab, um Karotonga aufzusuchen, und da sie nach längerer Fahrt dieselbe nicht fanden, beschloßen sie endlich am siebenten Tage, auf Mangaia zu landen. Die Eingebornen dort waren über die Erscheinung des Schiffes so erschrocken, daß kaum einer zu bewegen war an Bord zu kommen. Mutig ging Papehia ans Land, wo die Männer drohend ihre Waffen schwenkten. Es gelang ihm sich ruhiges Gehör zu verschaffen, und der Häuptling erklärte sich bereit, zwei Lehrer samt ihren Frauen aufnehmen zu wollen. Als er hernach aber diese vom Schiffe herüberholte, brach die Wildheit von neuem aus.

Sie ergriffen und mißhandelten die Lehrer, zerrissen und zertraten ihre mitgebrachten Sachen und schlepten die Frauen in den Wald hinein, ohne daß der Häuptling ihnen zu wehren vermochte. Eben wollte man Papehia erdrosseln, als ein Kanonenschuß vom Schiffe die Wütenden auseinanderjagte, worauf ein Boot ausgesetzt ward und die bedrängten Lehrer mit ihren Frauen in Sicherheit brachte. Für den Augenblick ließ sich nichts mehr thun, und Williams segelte in nördlicher Richtung weiter. Schon nach wenigen Monaten aber erschienen abermals, mit dem Schiffe, auf welchem Tyerman und Bennet die Südsee bereisten, zwei Lehrer, Davida und Tiere von Tapaa, vor Mangaia und schwammen an derselben Stelle, wie Papehia, ans Land, nichts mitbringend als ein Päcklein auf ihren Kopf gebunden, darin mehrere Stüde des Neuen Testaments in tahitischer Sprache sich befanden²⁾. Und diesmal wurden sie freundlich aufgenommen, denn in einer schrecklichen Pestilenz, welche die Insel heimsuchte, hatten die Eingebornen ein Strafgericht des Gottes der Fremden³⁾ erblickt und demselben das Gelübde gethan, künftighin seine Diener als Freunde aufzunehmen und ihnen zu essen zu geben. Zwar hatten die Lehrer auch hier anfangs noch manche harte Kämpfe durchzumachen⁴⁾, und oft hielten die Heiden nahe beim Bethause ihre Tänze und Spiele, drohten auch den Lehrern ihre Wohnung niederzubrennen und aus ihren Schädeln Trinkschälchen zu machen. Dennoch vermehrten sich die Christen, und zuletzt sollte eine Schlacht ihr Übergewicht entscheiden. Weiderseits standen sie in vier Schachtkolonnen hinter einander: in der ersten die kräftigsten Männer mit langen Speeren, in der zweiten die Älteren Leute mit Streitkolben, in der dritten die Jugend mit Steinschleudern, in der vierten die Weiber. Die Christen siegten, doch ließen sich einige nachher von ihren alten Gewohnheiten zu Grausamkeiten verleiten, so daß die Erbitterung der Heiden noch lange fortdauerte.

Williams aber war weiter gesegelt nach Atiu. Dorthin waren inzwischen 2 Lehrer von Raiatea gesendet, die aber von den Insulanern viel zu leiden hatten. Als das Schiff vor der Insel kreuzte, kam der Oberhäuptling Komatane an Bord, der damalige Beherrscher eines großen Teils der Herveygruppe.

Er war ein schlanker, großer Mann von gebieterischem Ansehen, dem sein langes, schwarzes Haar statlich über die Schultern herabhängte. Der mitgenommenen

²⁾ cf. Badler Missionsmagazin 1833, I, p. 64 f.

³⁾ cf. Missionsfreund 1855, p. 168 f.

junge Häuptling ihm zu Hause annehmen, um Schiffsraum. Lehren; oft aber Boden voll. Am folgenden in Williams Predigt. Er erklärte sich die Missionare als Nachbarn zu sein. Abschied seiner

Sie kamen einem Lehrer kommen, fordergleiter aufzune denn sie fürchtigen König ab Land erobert hatte, scheint es darüber, daß bestimmte. Unterworfen w Inseln besuchte Schwierigkeiten Volk sich um d ging Williams Atitutaki vor der

Lange such der Mangel an sich die Gipfel Veränderungen kam selber auf selben die Insel zurückbleibt fältigen Landbau schon am andern Schiff zurück. Frauen wollen zu bleiben. Unter schon Einbrüche lung sammelte sie sagte, darunter erhielt Papehia Liberio, mit dem gegen die Götzen einen mächtigen ein Volkshaufe die Sage an den

junge Häuptling von Titutaki erzählte seinem „Bruder“ gleich, was Wunder bei ihm zu Hause geschehen sei, forderte ihn in glühender Rede auf, „das gute Wort“ anzunehmen, und zeigte ihm dann die verworfenen Götzen Titutakis im unteren Schiffsraum. Der König blieb über Nacht am Bord und unterhielt sich mit den Lehrern; oft aber sprang er vom Stuhle auf und stampfte mit dem Fuß auf den Boden voll Verdruss, daß er sich so lange von seinen Götzen habe betrügen lassen. Am folgenden Sonntagmorgen wohnte er dem Gottesdienst bei, wo namentlich die in Williams Predigt vorkommende Stelle Jes. 44, 9 ff. großen Eindruck machte. Er erklärte sich bereit, die Marae zu zerstören und dem Götzendienst zu entsagen, die Missionare aber bat er, sie auch zu den unter seiner Botmäßigkeit stehenden Nachbarinseln zu begleiten, worin er willigte, vor der Abreise aber befohl, daß beim Abschied keiner seiner Leute sich das Gesicht zertragen und zer schneiden sollte.

Sie kamen zuerst nach der Insel Mittoro; Komatane ging mit einem Lehrer ans Land, ließ den Häuptling und das Volk vor sich kommen, forderte sie auf, ihre Götzen zu verbrennen und seinen Begleiter aufzunehmen. Die Insulaner waren zwar zuerst sehr erschrocken, denn sie fürchteten den Horn der Götter. Die Furcht vor dem mächtigen König aber, der erst vor einigen Jahren im blutigen Kampfe ihr Land erobert und den größten Teil der Bewohner niedergemetzelt hatte, scheint es, war doch größer. So gehorchten sie, sehr erstaunt darüber, daß er das für ihn eben errichtete neue Haus zum Bethause bestimmte. Ähnlich ging es auf Maute, das gleichfalls den Komatane unterworfen war. Als Tyerman und Bennet ein Jahr später diese Inseln besuchten, fanden sie, daß trotz mancher den Lehrern bereiteten Schwierigkeiten der Götzendienst in der That abgeschafft war und das Volk sich um die Predigt des Evangeliums sammelte. — Weiter aber ging Williams Streben, nach Karotonga, obgleich man ihn schon in Titutaki vor den verrätherischen Bewohnern dieser Insel gewarnt hatte.

Lange suchte man die Insel vergeblich. Es war nahe daran, daß der Mangel an Proviant zur Umkehr gezwungen hätte. Endlich zeigten sich die Gipfel der Berge. Die Kunde von den auf Tahiti geschehenen Veränderungen war bereits auch hierher gelangt. Der König Ma'ea kam selber auf das Schiff und war nicht wenig überrascht, auf demselben die Karotongers, die von Mangaia mitgenommen waren, zu finden. Papehia nebst zwei andern Lehrern sollten auf der herrlichen Insel zurückbleiben, die in ihrer Naturschönheit und mit ihrem sorgfältigen Landbau auf Williams einen großen Eindruck machte. Aber schon am andern Tage lehrten die beiden Lehrer entnützt auf das Schiff zurück. Ein andrer Häuptling hatte sie bedroht und ihnen ihre Frauen wollen entreißen lassen. Papehia aber war entschlossen allein zu bleiben. Unter den mitgebrachten Insulanern hatten einige doch schon Eindrücke des Wortes Gottes erhalten, und durch ihre Vermittlung sammelte sich um ihn ein Häuflein, das dem Götzendienst entsagte, darunter auch der älteste Sohn des Königs. Nach vier Monaten erhielt Papehia einen Gefährten an dem aus Raiatea eintreffenden Tiberio, mit dem er nun oft unter Lebensgefahr die Insel durchstreifte, gegen die Götzen zeugend. Endlich schleppte ein Priester aus den Schultern einen mächtigen Götzen herbei, um ihn vor den Lehrern zu verbrennen; ein Volkshaufe lief ihm nach und erklärte ihn für wahnsinnig. Als die Säge an den Götzentopf kam, verliefen sich die Leute vor Schreck

in den Busch, doch der Kopf fiel, der Götz brannte, und die Lehrer rösteten ihre Bananen an dem Feuer. Als sie dieselben ungefährdet öfen, bekamen viele Mut, ihre Götzen auch zu verbrennen; Tinomana, der Häuptling von Atorangi, brachte allein deren vier herbei. Zwar gab es noch manche Unzufriedene; Tinomana aber setzte das Werk mutig fort, und die Götzenpriester, welche das Volk jetzt „Satani“ nannte, mußten sich in einen Winkel der Insel zurückziehen. — Matea war der letzte Häuptling, der dem Götzenwesen entsagte; endlich aber mußte auch seine Göttin Rangatira ins Feuer. Auf einer schönen, walbigen Stelle der Insel ward eine Kapelle aufgerichtet, und alle Hände halfen freudig bauen. Da indes die Heiden nicht aufhörten die Christen zu beleidigen, ja grausam zu mißhandeln, kam es endlich zum Kampfe, in welchem die Christen siegten und durch ihre unerhoffte Milde die Herzen der überwundenen Heiden gewannen, so daß sie sich samt und sonders entschlossen, das Christentum anzunehmen. Noch ehe dies geschah, hatten im Juni 1824 Tyerman und Bennet auch Karotonga besucht und die durch das Evangelium schon binnen Jahresfrist hier bewirkten Veränderungen mit Staunen wahrgenommen; anfangs 1825 aber war ganz Karotonga zum Christentum übergetreten, während es auf den andern Herveyinseln wenigstens die Oberhand hatte.

John Williams war inzwischen wieder eine Zeit lang in Raiatea gewesen und hatte dann mit seinem Schiffe eine längere Reise nach den Australinseln unternommen. Damals wurden seine Pläne schwer erschüttert. Die Missionsdirektion billigte dieselben nicht und verbot die Handelsunternehmungen; gleichzeitig wurden dieselben durch Intriguen in Sydney von andrer Seite lahm gelegt. Das Schiff, auf welches er so viele Hoffnungen gesetzt hatte, mußte verkauft werden. Er konzentrierte seine Kräfte für die nächste Zeit auf Raiatea und ertrug stille die wider ihn erhobenen Verleumdungen, die bis zu einer Disziplinäruntersuchung führten. Die Direktoren aber hatten seinen Vorstellungen wegen der Herveyinseln soweit Gehör gegeben, daß für dieses Feld im Jahre 1825 Missionar Pitman ausgesandt wurde, der mit seiner Gattin eine Vorbereitungszeit auf Raiatea durchmachte, und dann von Williams samt seiner Frau bei einer passenden Schiffsgelegenheit nach Karotonga begleitet wurde (1827). Unendlich groß war dort der Jubel, als Uliamu wieder erschien. Ein großer Volkshaufen führte die Ankömmlinge zur Wohnung der Lehrer. Am folgenden Tage versammelten sich an 3000 Eingeborne zum Gottesdienst, und Williams Hand war ganz lahm von allem Drücken und Schütteln, da keiner sich's nehmen lassen wollte, ihn zu begrüßen. Dann machte sich der ganze Zug auf den Weg, um von dem zu eng gewordenen Dorfe Avarua, wo sie bisher gewohnt, nach dem neu angelegten Ngatanga auf der andern Seite der Insel überzusiedeln, wo die Missionare in eine der Lehrerwohnungen einquartiert wurden. Nach einigen Tagen kam der König und bat sie, draußen vor dem Hause Platz zu nehmen, worauf eine feierliche Prozession von Eingebornen 14 ungeheure Götzenbilder, das kleinste 5 Ellen lang, herbeischleppten und zu ihren

Plätzen niederzulegen und 10 geschnittenen unteren Ende, 3 Ellen im U und um den vordem als dieser Götzen Stücke zerschle Missionsgesells in Ngatanga da das Welha neues und grü 150 Fuß lang lichen Sizen stand¹⁾.

In den e der rarotongis indes durch die der Sprache be schen Predigt e in der Landes mehrere Bücher senen, in 22 A und 3 Monate bis sich das A haben, worauf gaia überließ, 30. Juli nach A herstellte und i prebigte. Ball von Raiatea an Weberi, die ab wieder aufgegeben

Fast ein Hilferufe in be so machte er sich Monaten glitt Wogen, ein Beu nars. Die Bro machte sie mit. hatte, mit reich inzwischen herge

¹⁾ Williams s bekannte Geschichte daß sie ihm seinen des Schreibens nod

Stützen niederlegten. Jedes derselben bestand aus einem etwa 4 Zoll dicken und 10—16 Fuß langen Stück Eichenholz, mit einem roh eingeschnittenen Menschenkopfe am oberen und einer scheußlichen Figur am unteren Ende, das Holz mit Zeug umwickelt, so daß der Stütz etwa 3 Ellen im Umfang hatte; oben unter dem Gesicht steckten rote Federn, und um den Hals war ein Kranz von Perlmuscheln gehängt, welcher vornehm als die Seele des Gottes (Manava) angebetet wurde. Mehrere dieser Stützen wurden vor den Augen der Missionare enthielt und in Stücke zer schlagen; andere von ihnen selbst für das Museum der Missionsgesellschaft in London bestimmt. Am folgenden Sonntag kam in Ngatanga eine Versammlung von 4000 Menschen zusammen, und da das Bethaus kaum halb so viel fassen konnte, ward beschloffen, ein neues und größeres zu bauen, was denn auch schon nach 2 Monaten, 150 Fuß lang und 60 Fuß breit, mit geweißten Wänden und tauglichen Stützen im Innern, für 3000 Menschen hinreichend, vollendet stand¹⁾.

In den ersten Wochen konnte Williams wegen der Eigentümlichkeit der rarotongischen Mundart wenig predigen und unterrichten, ward indes durch die Unterhaltung mit den Eingebornen beim Kirchenbau der Sprache bald so mächtig, daß er die Kapelle mit einer rarotongischen Predigt einweihen konnte. Zugleich fing er an, Buchstabierbücher in der Landessprache zu schreiben und übersezte binnen kurzer Zeit mehrere Bücher des Neuen Testaments. Die Schule für die Erwachsenen, in 22 Klassen geteilt, füllte sich nun von Tage zu Tage mehr, und 3 Monate lang arbeitete Williams hier mit Pitman zusammen, bis sich das Bedürfnis herausstellte, zwei verschiedene Stationen zu haben, worauf Williams seinem Mitarbeiter Pitman das Dorf Ngatanga überließ, und sich selbst mit den Bewohnern zweier Distrikte am 30. Juli nach Avarua zurück begab, wo er alles Verfallene bald wieder herstellte und in der großen Kapelle gewöhnlich vor 2000 Zuhörern predigte. Bald entschloffen sich auch die Rarotonger, das Gesetzbuch von Raiatea anzunehmen, auch Gewerbe wurden eingeführt, namentlich Weberei, die aber trotz alles Geschickes der Eingebornen hernach völlig wieder aufgegeben wurde.

Fast ein Jahr blieb Williams auf Rarotonga. Da alle seine Silberseile in betreff eines Missionschiffes vergeblich verhallt waren, so machte er sich nun daran, selbst ein solches zu bauen. Nach vier Monaten glitt der „Messenger of Peace“ (Friedensbote) über die Wogen, ein Zeugnis von der bewundernswerten Thatkraft des Missionars. Die Probefahrt wurde nach Titutaki gemacht; auch Raiatea machte sie mit. Nach 10 Tagen kehrte das Schiff, das sich bewährt hatte, mit reichen Geschenken zurück. Williams wurde durch einen inzwischen hergestellten Gartenzaun und einen hübsch in Mosaik ge-

¹⁾ Williams selbst leitete den Bau. Bei dieser Gelegenheit ereignete sich die bekannte Geschichte mit dem Holzspan, durch den Williams seine Frau benachrichtigte, daß sie ihm seinen Holzspan schicken möge, wodurch der Boten, welcher von der Kunst des Schreibens noch kein Verständnis hatte, in Erstaunen gesetzt ward.

plakierten Pfad zum Ufer überrascht. Im Februar 1828 traf Missionar Sugacott auf Karotonga ein, um mit Pitman die Pflege der jungen, noch vielfach schwachen Christengemeinde fortzusetzen. Williams aber schiffte sich mit seiner Gattin¹⁾ im April nach Raiatea ein. Lange noch standen am Strande unter vielen Thränen die Abschiedsgefänge dem „Friedensboten“ nach.

In den folgenden Jahren besuchte Williams, zum Teil auf seinen weiteren Reisen vorüberkommend, die Herveyinseln wieder und wieder.

Um 1830 hatten die Missionare auf Karotonga eine schwere Zeit gehabt, da Grenzstreitigkeiten ausgebrochen waren. In denselben war sogar ein Schulhaus und Pitmans Kapelle verbrannt worden. Raiatea aber stellte aufs beste die Ordnung wieder her. Noch schwerer war der Schade, den eine, durch ein europäisches Schiff eingeschleppte Epidemie der Mission brachte, da sie von der Heidenpartei auf die Missionare zurückgeführt wurde. Diese aber bewiesen die aufopferndste Nächstenliebe an Freund und Feind und wurden selber aufs Krankenlager geworfen. Als Williams mit Missionar Barff, von den Samoainseln kommend, 1830 Karotonga besuchte, wurde er unter vielen Thränen empfangen. Hunderte waren auf jeder Station gestorben.

Besser ging es auf Kitutaki, wo bereits die ganze Bevölkerung sich zum Christentum bekannte. Schon 1828 hatten sie, um auch den Bewohnern der kleinen Insel Manuai die Wohlthaten zu teil werden zu lassen, diese sämtlich herübergeholt, damit sie von den Lehrern unterrichtet würden. Die meisten derselben waren auf der Rückreise leider in den Wellen umgekommen. Zwei Jahre später hatte Missionar Barff die Insel berührt und zwei weitere raiateische Lehrer zurückgelassen. Diese wollte Williams nun wieder abholen, um sie nach den Samoainseln zu senden. Die Gemeinden wollten sie jedoch nicht lassen, dafür boten sich zwei von den Insulanern an ihrer Statt für den Missionsberuf an. Der Schulunterricht hatte guten Erfolg gehabt. Auch der erste Missionsbeitrag der Insel wurde bei dieser Gelegenheit geleistet. Es war das erste Geld, das je in die Hände der Kitutakier gekommen war, über 2000 Mark — sie hatten es kürzlich für verkaufte Schweine von einem europäischen Schiffe erhalten.

Schon zuvor hatte Williams Mangaja besucht, wo inzwischen Christen und Heiden harte Kämpfe gehabt, und auch damals noch waren letztere an Zahl überlegen. Doch hatten sie sich soweit beruhigt, daß sie selbst die Lehrer anhörten. Als nun Williams im folgenden Jahre wiederkehrte, fand er weitere Fortschritte und konnte besonders eine große neue Kirche einweihen. Dasselbe geschah schon 1830 auf Atiu, wobei dort mit 20 Christen, unter ihnen auch Komatane, das heilige Abendmahl zum ersten Mal gefeiert werden konnte. Auch hier schien das eingeführte Spinnen und Weben der Baumwolle zu gedeihen — doch ohne nachhaltigen Erfolg. Auf Mauke und Mitiero hatte die Sache des Evangeliums guten Fortgang.

¹⁾ Auch Raiatea begleitete ihn, kehrte aber noch in demselben Jahre von Heimweh getrieben zurück.

Als Raiatea begrüßte man

Raiatea sagte sich genauso wie auf der Insel Raiatea wo der Häuptling geschildert. Die See, hatte an den Korallen hinaufstanden die Rast und des Missionar Seiten der Kapelle Weg entlang, der man finden wir Testaments besch

Im Jahre 1830 Williams war in Häuser zerstört, a Befürzung vorrück Stimme war: „I mütiglich beschloß und Stiel auszusammelte sich die über Jes. 32, 1. Stationen, der Rai war der Juli 1830 und Raiatea ging und andern toßba

Vom 11. Die Samoainseln, blie die Überlegung de auf der Insel: ein erwählt, kaum ein vor, die Schüler v gebrochenen Steine Williams besuchte Reise nach der Se einem neuen Missi 9 anderer Mission Bibelgesellschaft g langte er am 4. geheißen von Rai das dicht gedräng Williams jählich saßen, nicht ahnen man in Avaruan,

Das Pferd Schwein, welches Schwein, und ab ward später der dem Griechischen.
Raiatea hat vor seinem eignen in Karotonga, d den Häuptlingen an, daß sein

Als Williams auf der Rückreise Karotonga wieder berührte, begrüßte man ihn mit dem Freudenrufe: „Die Plage ist vorüber!“

Matea sagte: Ihr habt die Pestilenz hinweggenommen, gleich nach euerem Besuch genasen die Kranken. In den folgenden Jahren finden wir die christliche Kirche auf der Insel lieblich gedeihend. Besonders blühte die neue Station Kororangi auf, wo der Häuptling Tinomana dieselbe treulichst förderte. Neben ihm wird auch Avarua geschildert. Die neuerbaute Kapelle übertraf alle bisherigen Bauwerke in der Gegend, hatte an beiden Seelenseiten Portale, zu denen Emportreppen von gehauenen Korallen hinaufführten, neben sich das 100 Fuß lange Schulhaus, und dahinter standen die Rattischen, von einer Mauer umgebenen Wohnungen des Häuptlings und des Missionars, während die schneeweißen Häuflein der Eingebornen zu beiden Seiten der Kapelle in je zwei Doppelreihen wohl eine Viertelstunde weit den breiten Weg entlang, der das Dorf durchschnitt, sich erstreckten. Neben Tuzacott und Pitman finden wir in jener Zeit auch Barff dort, alle mit der Übersetzung des Neuen Testaments beschäftigt. Papehia arbeitete recht im Eifer.

Im Jahre 1831 suchte einer jener furchtbaren Orkane die Insel heim. Auch Williams war um diese Zeit dort. Die Pflanzungen wurden verwüdet, viele Häuser zerstört, auch der „Friedensbote“ stark beschädigt. Gleich nachdem die erste Befürzung vorüber, ward eine Volksversammlung gehalten, in der nur eine Stimme war: „Der Herr hat uns geschlagen in seinem gerechten Zorn“, und einstimmig beschlossen wurde, die wiederingeführten heidnischen Sitten mit Stumpf und Stiel auszurotten. In dem stehengebliebenen Schulhause zu Kororangi versammelte sich die Gemeinde dann zum Buß- und Dankgottesdienst, wo Williams über Jes. 32, 1. 2 predigte. Unter der vielfältigen Arbeit beim Wiederaufbau der Stationen, der Ausbesserung des Schiffes und der Vollenbung der Bibelübersetzung war der Juli 1832 angebrochen, in welchem Williams mit Tuzacott nach Tahiti und Raiatea ging, von wo sie im September wiederkehrend mehrere Tonnen Mehl und anderen kostbaren Vorrat, außerdem einige Pferde, Esel und Kühe mitbrachten.

Vom 11. Oktober 1832 bis Januar 1833 war Williams mit Matea auf den Samoainseln, blieb dann aber fast ein Jahr auf Karotonga. In dieser Zeit ward die Übersetzung des Neuen Testaments vollendet. Es wehte ein rechter Pfingstgeist auf der Insel: eine Gemeinde der Gläubigen sammelte sich, Gemeindepfleger wurden erwählt, kaum ein Haus war ohne Hausandacht, und die Schulen blühten wie nie zuvor, die Schüler waren so eifrig, daß sie selbst Schreibtafeln aus von den Klippen losgebrochenen Steinplatten und Griffel aus den Stacheln des Seeigels sich machten. Williams besuchte noch einmal die übrigen Herveyinseln und trat dann eine längere Reise nach der Heimat an. Am 11. April 1833 verließ er England wieder auf einem neuen Missionschiff, „Camden“, in Begleitung seines Sohnes John und 9 anderer Missionare mit ihren Frauen, sowie mit 5000 karotongischen, von der Bibelgesellschaft gedruckten Neuen Testamenten. Über die Samoainseln kommend, landete er am 4. Februar 1839 vor Avarua an und wurde freudig willkommen geheißen von Mateas Sohn, Davida, und dem treuen Tuzacott, der ihn durch das dicht gedrängte, grüßende Volk zu dem nun auch alten Matea führte, den Williams zärtlich umarmte und Gott pries, daß beide noch einmal sich wiedersehen, nicht ahnend, wie bald beider Lauf sich enden sollte. Bald kam auch Pitman in Avaruan, und Williams war glücklich, seinen „Pitman“ — so pflegte er

zu nennen. Das Pferd nannten die Eingebornen „buaa“ (das große Schwein, welches Menschen trägt), den Esel „buaa taringa roa“ (das langohrige Schwein), und ähnlich den Hund „buaa aoa“ (das bellende Schwein). Für Pferd ward stattdessen der Name „hio“ gebräuchlich, wie für Brot „areto“, Ramm „areno“, aus dem Griechischen.

Matea starb schon am 19. Oktober 1839. Williams schreibt über ihn, daß er seinen eignen Sohn, den treuen Matea, verloren habe. Er war ein Schatz für Karotonga, alle seine Nacht gehörte dem Herrn. Er ist selig gestorben. Von allen Häuptlingen liebt und ehrt er ihn am meisten. Es ist ein großer Verlust für uns, daß sein Sohn Davida in seinen Fußstapfen wandelt.

ihn mit der polyneſiſchen Form zu nennen — wieder zu ſehen. Nun wurden die 8000 neuen Teſtamente ausgepaßt und mit unendlichem Jubel begrüßt; umſonſt aber ward aus guten Gründen ſeines weggegeben. In Matas palatſchſchem, weißbälgigen Hauſe ward dem Miſſionar die Herberge bereitet, wie er's in ſeinem Waſſerhauſe bequemer haben konnte. Nun wurden mancherlei neue kirchliche Einrichtungen getroffen. Das ſpäter und bis jetzt noch ſo wichtige Seminar für inländiſche Lehrer wurde gegründet, auch eine Kleinſchule, und wir finden ſogar eine engliſche Schule erwähnt u. ſ. w. Noch einmal beſuchte Williams die Geſellſchafts-Inſeln und die Samoainſeln und trat dann ſeine letzte Miſſionsreiſe nach dem Weſten an, wo er auf Tromango am 20. November 1839 erſchlagen wurde. Die Karotonganer, wie alle Inſulaner, denen er das Evangelium gebracht, beſagten ihn ſchmerzlich; auf ein Jahr lang legten ſie Trauertücher an, und zwei Denkmale, von ſchönen Korallenblöcken gebauen, wurden dem Apoſtel der Südee auf ſeiner Lieblingsinſel Karotonga errichtet, eins zu Korangi und eins zu Moarna.

Auf Titutaki iſt nach jenem ſchnellen Siege des Chriſtentums das Heidentum nie wieder aufgelebt. Bald nach Williams' letztem Beſuche (1838) erhielt die Inſel ihren eignen europäiſchen Miſſionar, Rev. S. Royle, der dort 38 Jahre lang gewirkt hat. Seitdem er ſich 1876 zurückzog, werden die Gemeinden nur von eingebornen Paſtoren bedient und gelegentlich von einem Miſſionar beſucht. Dennoch ſind die kirchlichen Zuſtände dort recht befriedigend. Die Bevölkerung, welche früher ſchon einmal auf 1300 geſunken war, hatte ſich 1878 auf 1646 gehoben. Darunter waren etwa 500 Abendmahlsgeſen.

Auf Manganai hielt ſich das Heidentum hartnäckiger. Verſchiedene Male war es zu Kämpfen gekommen. Als Williams 1833 die Inſel beſuchte, hielten die Chriſten gerade einen großen Buß- und Bettag, da wieder ein Angriff der heidniſchen Partei bevorſtand, die durch den vielleicht etwas ungeſchickten Bekehrungseifer gereizt war. Die Häuptlinge hatten aufs neue einen Bund geſchloſſen, um die Chriſten auszurotten. Williams aber ſuchte ſie auf und wußte ſie zu gewinnen. Einige Tage ſpäter löſte ſich jener Bund auf, und die meiſten noch übrigen Heiden ſiebelten nach der Weſtſeite der Inſel über, um ſich den Chriſten anzuschließen. Ein treuer karotongiſcher Lehrer, Meretu, wirkte unter ihnen in rechtem Segen zu Oneroa, ſammelte aber auch eine zweite Gemeinde zu Jovira auf der Oſtſeite. Von Heiden iſt dann weiter nicht mehr die Rede. Seit 1845 hatte die Inſel ihren eignen Miſſionar, Rev. G. Gill, dem 1852 Rev. Wyatt Gill an die Seite trat; ſeit 1857 arbeitete letzterer allein, bekam 1870 an Rev. G. A. Harris einen Gehilfen, der bis jetzt dort thätig iſt, während W. Gill auf Karotonga wirkt. — Trotz der Orkane, die auch dieſe Inſel mehrfach verwüſtet haben, ſteht ſie im Irbiſchen wie im Geiſtlichen in Blüte. Zu den beiden genannten Stationen iſt noch die dritte, Tamarua im Südweſten hinzugekommen. Alle drei haben ſchöne maſſive Kirchen. Von der 2240 Seelen ſtarken Bevölkerung waren 1870 671 Abendmahlsgeſen. Die Inſel wird „das Land der Bibeln“ genannt, ſaß kein Kind iſt dort, das nicht ſeine eigne Bibel hat. Auch manche Evangelikern ſind von dort ausgegangen.

Von Atiu, wo 1842 nur vorübergehend Miſſionar Krauſe arbeitete, iſt in den Berichten wenig die Rede. Die Gemeinden haben immer nur polyneſiſche Paſtoren gehabt. Die dortigen Zuſtände ſollen

meiſt befriedigend die Trunkenheit einer großen Eſſenſtadtgemeinde geſunken.

Auch auf Lehrer angeſtellt, ebenſo ſeine 434 Einwohner.

Nirgendſ Früchte gebracht, Trachtung hier e Lobes war die größere Teil de Chriſtlichen Geme ganze Volk und ziehungen vieler europäiſchen Sa das Chriſtliche de im ganzen wie ſie auch in unſer Dabel freilich iſt Maſſhab anlegt, Rechnung trägt, und da auch b der alten Zeit, d großen Menge weiterem Maße nicht Abendmah ſofort an ihrem Kopfpuz und B Gemeindeglieder gibt es Klaſſen haben und nun durchmachen. I Volk, wo dann l allein 800 Perſ

Eine Reihe auf Karotonga, dort überall die und nach ihm, ſe (vergl. oben S. gearbeitet hatte, gann. Seit ein auf Karotonga,

*) Die in dem ähnlicher Weiſe an

meist befriedigend gewesen sein, namentlich wurden die Geseß gegen die Trunkenheit aufrecht erhalten. Ganz neuerlich kam die Reibung einer großen Erweckung, in der sich 150 neue Mitglieder der Abendmahlsgemeinde angeschlossen hatten. Die Bevölkerung war auf 900 gesunken.

Auch auf Naule und Mittero sind immer nur polyneßische Lehrer angestellt gewesen, das Wort Gottes aber hat an den Gemeinden ebenso seine Kraft bewährt wie auf den andern Inseln. Naule hat 434 Einwohner, Mittero 200, jenes 110 Kirchenglieder, dieses 83.

Nirgends haben John Williams Arbeiten vollere und schönere Früchte gebracht als auf Karolonga, daher wir mit unserer Betrachtung hier etwas länger verweilen¹⁾. Schon um die Zeit seines Todes war die Insel durchaus ein christliches Land; wenn auch der größere Teil der Bevölkerung noch nicht dem engeren Verbande der christlichen Gemeinde sich angeschlossen hatte, so stand doch bereits das ganze Volk unter dem Einfluß des Evangeliums, in manchen Beziehungen vielleicht mehr als die Masse der Namenchristen in manchem europäischen Lande. Die treue Arbeit der Missionare aber entwickelte das christliche Leben der Gemeinden zu hoher Blüte, und es fehlte nicht im ganzen wie im einzelnen an Früchten der gebliebensten Art, wie sie auch in unsern Gemeinden ein treuer Pastor sich nur wünschen kann. Dabei freilich ist es billig, daß man in gewissen Beziehungen einen Maßstab anlegt, der den eigenthümlichen Verhältnissen des Inselvölkchens Rechnung trägt, und es darf uns nicht verwundern, wenn sich hier und da auch bei den eifrigsten Christen ein bitterer Nachgeschmack der alten Zeit, der sie entstammen, findet; so wenig, als wenn in der großen Menge dann und wann immer wieder alte Sünden in weiterem Maße zum Ausbruch kommen. Diejenigen, welche noch nicht Abendmahlsgenossen sind, unterscheidet man übrigens zum Teil sofort an ihrem Außern. Die Männer tragen ihren großen buschigen Kopfschopf und Blumenkränze um den Hals (Mangaia), während die Gemeindeglieder stets den europäischen Strohhut haben. Immer aber gibt es Klassen solcher, die sich zum Eintritt in die Gemeinde gemeldet haben und nun einen vorbereitenden Unterricht und eine Probezeit durchmachen. Dann und wann geht einmal eine Erweckung durch das Volk, wo dann diese Klassen sich sehr füllen. So waren im Jahre 1861 allein 800 Personen hinzugetreten.

Eine Reihe von Jahren arbeiteten noch Pitman und Bugacott auf Karolonga, und besonders der Name Pitimani erweckt noch heute dort überall die herzlichsten Gefühle. Später finden wir Rev. G. Gill und nach ihm, seit 1851, den Gohnerschen Missionar, E. R. W. Krause (vergl. oben S. 99) thätig, der schon 1843 einige Monate auf Atiu gearbeitet hatte, ehe er seine Wirksamkeit auf den östlichen Inseln begann. Seit einer mehrjährigen Unterbrechung arbeitete er bis 1867 auf Karolonga, besonders an dem Lehrerseminar zu Naarua. Schon

¹⁾ Die in dem folgenden Abschnitt geschilderten Zustände finden sich in sehr ähnlicher Weise auch auf den andern Feroeyn-Inseln.

ein Jahr zuvor war Rev. J. Chalmers neben ihm eingetreten; an ſeine Stelle kam 1876 Rev. W. Gill (bis dahin auf Mangaia), der noch jetzt in Thätigkeit iſt. Die eigentliche Arbeit an den Gemeinden iſt freilich ſchon lange überwiegend in den Händen inländiſcher Paſtoren, die ſich meiſt trefflich bewähren. Lange Zeit hat der alte Paapehia, der als hochbetagter Greis noch vor einigen Jahren am Leben war, in reichem Segen ſeinen Landsleuten gepredigt. Sein Sohn, Maia Paapehia, trat in ſeine Fußſtapfen, nachdem er zu ſeiner Ausbildung 3 Jahre lang ſich in England aufgehalten hatte, was dieſem lebenswürdigen Manne vielen Nutzen brachte, ohne die Übel, welche in ähnlichen Fällen ſo gewöhnlich ſind, nach ſich zu ziehen. Er blieb beſcheiden, fleißig und treu im Dienſte des Herrn. Sein freundlicher, feſter Charakter gibt ſeiner Lehre beſtens Nachdruck. Jetzt iſt auch er bereits ergraut, als Paſtor zu Arorangi. Wie er aber, wirken auf den Herveyiſeln noch eine ganze Reihe treuer ordinierten Paſtoren, welche mehr und mehr ganz in die Stellung, die früher die Miſſionare hatten, eingetreten ſind und auch wie dieſe mit dem Namen Drometua genannt werden. Ihre äußeren Verhältniſſe geſtalten ſich immer angemessener. Sie erhalten ihre Beſoldung von den Gemeinden, und die Miſſionsgeſellſchaft hat ſich in Geldangelegenheiten überhaupt nicht mehr um ſie zu kümmern. Neuerlichſt wurde auf einer Verſammlung manches in Bezug auf die Wahrung der Würde ihres Amtes beſchloſſen. Sie ſollen keinen Handel treiben und auf ihren Feldern nur Früchte für den eignen Bedarf bauen. Sie ſollen nicht auf die Schiffe der Weißen gehen, nicht für Geld arbeiten u. ſ. w.

Was die Leiſtungen dieſer inländiſchen Paſtoren betrifft, ſo mögen ja ihre Predigten manches zu wünſchen übrig laſſen, und dürfen wir auch in dieſer Beziehung nicht den Maßſtab unſrer Verhältniſſe anlegen. Vielfach findet man ein breites Gerebe, viele Worte und zum Theil wohl auch ein unfruchtbares Dogmatifiſiren. Immerhin aber fehlt nicht das Eine, was not iſt, und wird oft in einer anfaſſenden, praktiſchen Weiſe in den Mittelpunkt geſtellt, wie ſie auch für unſre Gemeinden überall nur zu wünſchen wäre. Dabei aber — wenn ich die Andeutungen recht verſtehe — geht alles bei ihnen nüchtern und ruhig zu, ohne methodiſtiſche Aufregung. Hier und da ſcheint es ſogar wünſchenswert, daß das Gefühl bei ihnen etwas mehr in den Vordergrund trete. Jedenfalls können ihre Predigten nicht ohne Segen bleiben, wenn ſie dieſelben unter ſo ernſten Gebeten vorbereiten, wie der junge Paſtor zu Tititavela¹⁾.

Aber auch die Gemeinden haben das Gotteswort und das Gotteshaus lieb. Ich ſtehe nicht an zu behaupten, daß ſich in dieſen kleinen Inſelgemeinden vielleicht das regſte gottesdienſtliche Leben findet, daß die evangeliſche Kirche überhaupt aufzuweiſen hat. Nicht bloß Sonntags, ſondern auch an jedem Wochentage außer Sonnabend, ruſen morgens um 5 Uhr ſchon die Glocken Scharen von Männern, Frauen und Kindern in die Kirchen. Von allen Seiten kommen ſie,

¹⁾ Vergl. London Miſſion Chronicle 1872, p. 180.

jeder ſeine
ba Gebetsver
tionen. Am
ſprechung der
mit geringen
Gottesdienſte
engliſcher Ro
auf der ent
nahmen einer
denen es ſich
hielt eine An
Vorliebe wir
Gottesdienſte
vollſtändige
Miſſionare i
Kirchen unter
iſt wenigſtens
verbreitet
nicht nur je
ſeine Bibel.
bei mangelha
tieferen Wirk

Des Leſen
Alle Kinder
bloß auf die
Schulbüchern
Beſondere F
Schüler Preis

Von den
Grenzen dieſer
zu Avarua
werden. Sie
thätigkeit. I
wohnen in de
ſie ſelbſt dur
von der Ga
wieſen und
In neuſter
heiratet war
jene praktiſch
und auch ent
hat eine gro
ſchiebenſten
kann man A
der Inſel

Der Pa
„Er iſt ein
einzelne hina
ſinn durchd

jeder seine Bibel in der Hand. Abends aber werden auch hier und da Gebetsversammlungen gehalten, besonders in den Häusern der Diakonen. Am Sonntag aber folgt ein Gottesdienst dem andern (Besprechung der Predigt, Gebetsversammlung, Sonntagschule u. s. w.) mit geringer Unterbrechung vom Morgen bis zum Abend. Ohne Gottesdienste würden die Karotonger gar nicht bestehen können. Ein englischer Kaufmann hatte eine Gesellschaft aus ihnen gemietet, um sie auf der entfernten Starbuckinsel als Arbeiter zu verwenden. Sie nahmen einen Lehrer mit, der regelmäßig die Gottesdienste hielt, bei denen es stets andächtig zugeht. Auch mancher von den Leuten selbst hielt eine Ansprache oder betete vor der Versammlung. Mit besonderer Vorliebe wird der kirchliche Gesang gepflegt. Aber auch außer dem Gottesdienste gehen die Karotonger viel mit Gottes Wort um. Die vollständige Bibelübersetzung erschien nach zwanzigjähriger Arbeit der Missionare 1852. Es war ein großes Fest, als die Risten in den Kirchen unter den Lobliedern der Gemeinde geöffnet wurden. Seitdem ist wenigstens auf dieser Insel die Heilige Schrift zahlreicher verbreitet als in irgend einem andern Lande der Welt; nicht nur jede Familie, sondern jedes einzelne Familienglied besitzt seine Bibel. Mag bei dem Lesen immerhin viel Gewohnheitsmäßiges bei mangelhaftem Verständnis unterlaufen, doch wird es nicht an den tieferen Wirkungen fehlen.

Des Lesens Unkundige möchten sich nur noch sehr vereinzelt finden. Alle Kinder besuchen die Schule, und der Unterricht scheint sich nicht bloß auf die Elementargegenstände zu beschränken; denn unter den Schulbüchern finden wir u. a. eine illustrierte Geographie, Astronomie &c. Besondere Festtage sind die Schulprüfungen, bei denen die besten Schüler Preise empfangen.

Von der größten Bedeutung aber, weit über die beschränkten Grenzen dieser Inselgruppe hinaus, ist jene höhere Schule, das Seminar zu Avarua geworden, in dem die Prediger und Lehrer vorgebildet werden. Hier hat bis jetzt der europäische Missionar seine Hauptthätigkeit. Die jungen Leute sind größtenteils bereits verheiratet und wohnen in der Nähe der Anstalt. Ihren Lebensunterhalt gewinnen sie selbst durch Bearbeitung ihrer Pflanzungen. Die Frauen werden von der Gattin des Missionars in weiblichen Handarbeiten unterwiesen und zur ordentlichen Führung ihres Haushaltes angeleitet. In neuester Zeit zählte die Anstalt 31 Studenten, von denen 25 verheiratet waren. Mit derselben ist eine Knabenklasse verbunden, in der jene praktisch geübt werden, sowie eine Druckerei, welche das Büllehen und auch entferntere Inseln mit Litteratur versorgt. Dieses Seminar hat eine große Anzahl von Evangelisten geliefert, die in den verschiedensten Theilen des Ozeans im Segen wirken. In dieser Beziehung kann man Karotonga als ein wirksames Missionszentrum sehr wohl der Insel Jona an die Seite stellen.

Der Karotonger hat zum Missionsberuf eine besondere Begabung. „Er ist ein geborner Reisender.“ Aber nicht bloß die Reiselust führt einzelne hinaus, sondern die ganzen Gemeinden sind vom Missions Sinn durchdrungen und beteiligen sich bei dem Werke. Soviel ich

sehe, werden diese Evangelisten von den heimischen Gemeinden ausgerüstet, und auch später senden diese ihnen mancherlei Unterstützungen an Kleidungsstücken, Nahrungsmitteln u. s. w., wie sie auch regen Theil nehmen an den Arbeiten, Leiden und Erfolgen jener Sendlinge unter den wilden Insulanern.

Die Verbindung zwischen den Muttergemeinden und ihren Missionaren wird aufrecht erhalten durch das Missionschiff der Londoner Gesellschaft. Dieses, eins der wichtigsten Hilfsmittel zur Christianisirung der Inselwelt, müssen wir noch etwas näher ins Auge fassen. Williams Ideal, das erst von dem Vorstande der Gesellschaft ohne Verständnis verworfen war, ist durch dasselbe bestens erfüllt, wenn auch das Schiff nicht in der Weise, wie er zuerst es dachte, der äußern Zivilisation dient. Einige Jahre nach seinem Tode wurde durch die Sammlungen englischer Kinder die Summe zusammen gebracht, für welche eine stattliche Bark angekauft wurde, die den Namen „John Williams“ erhielt. Zwanzig Jahre lang stand sie im Dienst, bis sie 1864 bei Poupoula (Danger Island) völligen Schiffbruch litt. Tief wurde der Verlust beklagt von den Missionaren wie von den christlichen Gemeinden der Südpazifik. Der zweite „John Williams“, der neu gebaut und mit den zweckmäßigsten Einrichtungen versehen wurde¹⁾, sollte nicht so viele Fahrten machen. Schon 1867 ging auch dies Schiff völlig verloren, und zwar bei Niu (Savage I.). In beiden Fällen hatte eine Meeresströmung bei Windstille, wo die Segel versagen, das Schiff auf das Riff getrieben. Alle Anstrengungen der Mannschaft in den Booten, es von den verderblichen Klippen fern zu halten, waren vergeblich gewesen. — Ein neues Schiff gleichen Namens ist seitdem in Gebrauch. Um ein ähnliches Unglück zu verhüten, ist es (so wenigstens war seiner Zeit der Vorschlag gemacht) mit Dampfkraft versehen, wenn auch die Fahrten für gewöhnlich mit den Segeln allein gemacht werden. Früher ging das Schiff immer von England aus. Jetzt hat es sein Standquartier zu Sydney und macht von dort aus regelmäßige Fahrten, auf denen möglichst alle Stationen und Außenstationen der Londoner Gesellschaft berührt werden. Jedesmal gerät die ganze Insel in Aufregung, sobald sich die Missionsflagge zeigt. Die von aller Verbindung oft lange Zeit abgeschlossenen Missionare erhalten ihre Briefe und Zeitungen; gewöhnlich kommt einer oder der andre Missionar mit, namentlich um die Inseln, wo nur eingeborne Pastoren oder Evangelisten angestellt sind, zu besuchen. Auch kehren etwa erkrankte Lehrer von jenen westlichen Inseln zur Erholung zurück, oder senden ihre Kinder zur Erziehung in die Muttergemeinde. Die Schiffsmannschaft besteht meist aus Karotongern. Da gibt es denn jedesmal einen freudigen Empfang mit viel Singen, Ansprachen in der Kirche u. s. w. Ein wichtiges Geschäft des Missionschiffes aber ist es auch, die Beiträge der schon christlichen Gemeinden zur weiteren Verbreitung des Evangeliums mitzunehmen. Da werden denn große Haufen von Produkten zusammen-

¹⁾ Zur Anschaffung desselben feuerte Wangaia 1600 Mark bei.

gebracht: Kaffee²⁾. für das Sa von großen müssen, Hüf gewöhnlich Ansprachen alle Auerker Beiträge in sandten sie In neuester sondern in Zeiten der den Hervorgehen selbst hingel vollständig v sende von f durch eine ganzen Laro steht schwere europäischer den so Heimg Inseln von besonders eif herzustellen.

Mit der ziemlich loser organisiert, u und Wangaia Pastoren selbst haben, abgefe die Oberauff Bevölkerung sellschaft beseden tiefsten „Jetzt“ auf ist jenes Gef

²⁾ Zur neuesten Zeit so (Kopra), wie li

³⁾ Doch so

⁴⁾ Dieser eifers in unser nicht übersehen, und in einer l kennen lernen, mehr befeuern

⁵⁾ Regeres

gebracht: Arrowroot, Kotosöl¹⁾, Matten, auf den Herveyinseln auch Kaffee²⁾). Außer diesen Waren aber wird noch reichlicher Proviant für das Schiff selbst geliefert. Da gibt es ein buntes Durcheinander von großen Bananenbüscheln, riesigen Tarotnollen, Schweinen, Kotosnüssen, Hühnern u. s. w. Auch den mitreisenden Missionaren werden gewöhnlich noch außerordentliche Geschenke gemacht und unter feierlichen Ansprachen überreicht. Die Freigebigkeit der Insulaner verdient alle Anerkennung³⁾. Auf Karotonga kam der Wert der eigentlichen Beiträge in einem Jahre auf 2200—2500 Mark. Außerdem aber sandten sie 64 Kisten voll Gaben an die auswärtigen Evangelisten. In neuester Zeit übrigens werden die Beiträge nicht mehr in natura, sondern in Geld gegeben. — Wichtig ist das Missionschiff auch in den Zeiten der Not, wie solche immer wieder und wieder, besonders auf den Herveyinseln, eintreten, wenn verheerende Stürme über dieselben hingehen. So wurden sie namentlich 1846 und wieder 1866 vollständig verwüstet. Kein Haus auf Karotonga blieb stehen; tausende von fruchtbaren Kotospalmen waren wie Strohhalme geknickt, durch eine 30 Fuß über die gewöhnliche Marke steigende Flut die ganzen Taropflanzungen hinweggespült u. s. w. In solchen Fällen entsteht schwere Hungersnot. Dann aber sendet die christliche Liebe der europäischen Missionsfreunde und auch christlicher Gemeinden der Südsee den so Heimgefuhrten reichliche Unterstützung. Gewöhnlich erholen sich die Inseln von solchem Unglück ziemlich schnell, und die Eingebornen sind besonders eifrig darin, zuerst die zerstörten Kirchen und Schulen wieder herzustellen.

Mit der Missionsgesellschaft haben die Herveyinseln nur noch einen ziemlich losen Zusammenhang. Die Gemeinden sind alle selbständig organisiert, und die beiden noch vorhandenen Missionare zu Karotonga und Mangaia⁴⁾ reden ihnen möglichst wenig dazwischen. Sie wählen ihre Pastoren selbst, üben durch ihre Dialone Kirchengewalt u. s. w.; jene haben, abgesehen von der Thätigkeit am Seminar, eigentlich nur noch die Oberaufsicht über die inländischen Pastoren. Dennoch ist die ganze Bevölkerung mit einer rührenden Liebe zu der Londoner Missionsgesellschaft befeelt, und immer wieder lassen sie ihren Vätern in London den tiefsten Dank ausdrücken, wobei immer wieder das „Einst“ und „Jetzt“ auf ihren Inseln verglichen wird. Bei der jüngeren Generation ist jenes Gefühl vielleicht etwas weniger stark.

¹⁾ Zur Aufnahme des Öls hat das Schiff ein großes eisernes Fassin. In neuester Zeit scheint jedoch mehr der zerschnittene oder getrochete Kern der Nuß (Kopra), wie überhaupt im Handel geliefert zu werden.

²⁾ Doch scheint die Kaffeekultur eine ziemlich beschränkte geblieben zu sein.

³⁾ Dieser Punkt bildet ein wirksames Moment zur Anfeuerung des Missions-eifers in unsern Gemeinden. Man darf jedoch, um nicht ungerecht zu werden, nicht übersehen, daß die Südseeinsulaner meist viel weniger Lebensbedürfnisse haben und in einer üppigen, reichen Natur wohnen. Wir werden jedoch bald auch Inseln kennen lernen, die trotz ihrer sehr lügglichen Oflsquellen doch noch verhältnismäßig mehr befeuern.

⁴⁾ Letzteres wird wahrscheinlich später nicht wieder besetzt werden.

Was die politische Verfassung betrifft, so sind darüber nicht viel Angaben zu finden. Die höchste Gewalt ist bei dem Könige und den Häuptlingen¹⁾. In wie weit noch der Unterschied zwischen Grundeigentümern und Eigentumslosen, wenngleich im christlichen Sinne gemildert, fortbesteht, ersehe ich nicht. Wie schon erwähnt, ist seit 1827 das Gesetzbuch von Raiatea eingeführt worden. Die Rechtspflege üben gewählte Richter. Die Strafe besteht gewöhnlich in Arbeit an den öffentlichen Wegen. Auch gibt es angestellte Polizeibeamte, die auch insonderheit den Verkehr der Weißen mit den Insulanern überwachen. Derselbe ist sorgfältig geordnet. An den Landungsplätzen sind große Schuppen gebaut, in denen die Fremden alles Nötige finden. Die Waren werden daselbst unter Aufsicht ausdrücklich dazu bestimmter Personen verkauft.“ Geld war früher selten, es wurden meist europäische Waren im Tausch gegeben. In neuerer Zeit scheint aber auch hier das Geld weiteren Eingang gefunden zu haben. Den Preis der Produkte, scheint es, bestimmen die Häuptlinge, wodurch eine nachtheilige Konkurrenz zu Gunsten der Fremden entstand. Vor einigen Jahren aber war auf Harotonga eine Vereinigung aller Häuptlinge im Gange, um diesen Übelstand zu beseitigen und die Preise auf angemessener Höhe zu erhalten. Dem Andringen von Weißen, sich auf den Inseln niederzulassen und Grund und Boden zu erwerben, hat die einheimische Regierung bisher erfolgreich widerstanden. Auch überwacht die Polizei das Verhalten der Fremden und greift zur Ausweisung, wenn ihr Wandel den Eingebornen nachtheilig wird.

Die kirchlichen Angelegenheiten sind von den bürgerlichen völlig getrennt. Doch der Staat steht hier in freundschaftlicher Beziehung zur Kirche. Meist sind die Häuptlinge treue Kirchenmitglieder, wie z. B. der jetzt auch schon bejahrte Matea jun., dessen Sohn auch in die Fußstapfen des Vaters und Großvaters tritt, oder Tinomana zu Arorangi u. s. w. Der alte Ratoia auf Mangata, ein schon kindisch gewordener Greis, starb mit dem schönen Bekenntnis: „Ich bin in Gottes Hand, Jesus allein ist der Weg, die Wahrheit und das Leben.“ Der Missionar bezeugt, das nie in seinem Wandel etwas vorgekommen sei, was eine besondere Rüge erfordert hätte. Auch von einem andern Häuptling dort wird berichtet, wie er unter den Gefängen und Gebeten seiner Familie selig heimgegangen sei. In seiner Jugend war er noch ein wilder, grausamer Krieger gewesen.

Dennoch dürfen wir nicht glauben, daß die Verhältnisse auf den Herveyinseln so ganz ungetrübt sind. Trotz der strengen Gesetze, die der Gottlosigkeit wehren sollen, bringt der steigende Verkehr der Europäer mit der Insel viel Verführung mit sich. Vor allem ist es der Rum, der die jüngere Generation verlockt. Auch haben sie selbst ein berauschendes Getränk zu bereiten gelernt, und selbst das alte Rava-trinken²⁾ ist wieder aufgelebt. Leider kommt es denn auch zu Zeiten

¹⁾ Nur auf Titutaki wird in neuester Zeit geklagt, daß die einheimische Regierung ihre Autorität verliere, und daß viel englische Politik getrieben werde.

²⁾ Tabakrauchen ist allgemein verbreitet, aber Sonntags strengstens verboten.

vor, daß die in der Jugend blicke Vorkommnisse mitgliedern das Zeiten der Verdammnis oft die schließen. Eine aus Trunkenheit Eine besondere ordnet, in der schärft wurde. aber durch den Erschlagenen hiefendes Gebet — Sohnes willen — alle Mann eine anzusprechen. In der Reschabiten Trunkenheit sind Insel Mante entgegenzutreten, am Exerzieren u

Ein anderer geführt wird, ist triebe folgen, nach sich anwerben lassen bringen. Auch hat Schuldenmachen wurde, um sich der Wurzel angreift, und eine Schulden im Land diese höchst üblen und durchgeführt den Missionsberichten Klagen über belagten sich in bitterem Spott und Geschlecht bewacht der bortigen Jugend jener Schaden so der Berichte schließen auch sei, im ganzen den Herveyinseln

¹⁾ Von Mangata Tabakrauchergemeinschaften dürfen. Es ist tau

vor, daß die in dieser Sache bestellten Aufseher schwach werden, und der Jugend die Fägel schießen lassen, und es gibt dann wohl ärgerliche Vorkommnisse — wenn auch selten jemand von den Kirchmitgliedern dabei beteiligt ist. Es stellt sich aber meist nach solchen Zeiten der Verführung eine Reaktion zum Besseren wieder ein, in der dann oft die Verführten sich bußfertig der Vorbereitungsklasse anschließen. Einen tiefen Eindruck machte es im Jahr 1874, als in einer aus Trunkenheit entstandenen Schlägerei ein Mensch ums Leben kam. Eine besondere Bußfeier wurde in diesem Falle auf der Insel angeordnet, in der besonders den nachsichtigen Aufsehern das Gewissen geschärft wurde. Der Totschläger wurde zum Tode verurteilt, die Strafe aber durch den König in Verbannung umgewandelt. Der Vater des Erschlagenen hielt in einer der kirchlichen Versammlungen ein ergreifendes Gebet — und dankte unter anderm dafür, daß um seines Sohnes willen nicht noch anderes Blut fließen müsse. Auch ging der alte Mann einen weiten Weg, um den Eltern des Verurteilten Trost zuzusprechen. In der Folge wurde unter der Jugend eine „Gesellschaft der Rehabiliten“ (Jerem. 35) gebildet, und die Geseze gegen die Trunkenheit sind seit dem wieder fester gehandhabt worden. (Auf der Insel Maule war, um den schlechten Vergnügungen der jungen Leute entgegenzutreten, ein Freiwilligencorps gebildet. Sie hatten viel Freude am Exercieren und sahen in ihren Uniformen ganz nett aus.)

Ein anderer Umstand, über den in den Berichten mehrfach Klage geführt wird, ist der, daß die jungen Leute immer mehr ihrem Reisetriebe folgen, nach Tahiti oder andern Inseln gehen oder auf Schiffen sich anwerben lassen, und wenn sie zurückkommen, keine guten Sitten mitbringen. Auch hat der Verkehr mit den Weißen manchen zum leichtsinnigen Schuldenmachen verleitet, das absichtlich von den Händlern befördert wurde, um sich stärkern Einfluß zu verschaffen. Das Übel aber ist an der Wurzel angegriffen worden durch ein Gesetz gegen Schulden überhaupt, und eine allgemeine Anstrengung, um sämtliche vorhandene Schulden im Laufe des Jahres 1875 abzutragen. Gebe Gott, daß diese höchst löblichen Grundsätze von dem Völkchen allezeit festgehalten und durchgeführt werden! — Bemerkenswert ist es jedenfalls, daß in den Missionsberichten der letzten 20 Jahre etwa keine Spur von Klagen über Unkeuschheitsünden vorkommt. Weiße Händler beklagten sich in den sechziger Jahren (z. B. im „Auslande“) mit bitterm Spott über die milderhafte Strenge, mit der das weibliche Geschlecht bewacht werde. Darin liegt jedenfalls ein großer Ruhm der dortigen Zustände. Ob auch innerhalb der Bevölkerung selbst jener Schaden so ganz verschwindet, wie man etwa aus dem Schweigen der Berichte schließen möchte, bleibt doch fraglich¹⁾. Wie dem aber auch sei, im ganzen werden wir zugeben müssen, daß die Mission auf den Herveyinseln in dem verhältnismäßig kurzen Zeitraum eines halben

¹⁾ Von Mangaia wurde ein Gesetz erwähnt, daß nur Personen, welche der Abendmahls-gemeinde angehören oder sich in der Vorbereitungs-kasse befinden, heiraten dürfen. Es ist kaum anzunehmen, daß dies aufrecht erhalten worden ist.

Jahrhunderts, außergewöhnlich reichliche und reife Früchte gegessig hat. Unter allen Polynesiern dürfen vielleicht die Bewohner dieser Gruppe als die gefördertsten Christen angesehen werden.

3. Die Außenkationen der Herveyinseln.

Von Kitutaki ziemlich nördlich und 120 Meilen entfernt, liegt die Insel Manihiki (Manakiki), welche einer weitverstreuten Gruppe ihren Namen leihen muß. Es sind 6 kleinere Inseln, die sich auf 4 Breitengrade und mehr als 10 Längengrade verteilen¹⁾. Sie gehören alle der flachen Korallenformation an, doch finden sich an einigen Stellen die Küsten etwas gehoben (20—30 Fuß²⁾), und sind dann von einem niederen Strande umgürtet.

Manihiki ist bereits 1606 von Quiros entdeckt. Er nannte sie Peregrino. Spätere Seefahrer gaben ihr andere Namen, von denen sich Humphrey I. meist noch auf den Karten findet. Das Riff bildet einen Ring, der die Lagunen von 1—1½ Meilen im Durchmesser umgibt, aber durch ein paar niedrigere Stellen in zwei Inseln geteilt wird. Die südwestliche (?) heißt Tainu, die andre Tulao. Beide sind mit dichter Vegetation bedeckt.

Kakaanga liegt 5 Meilen nordnordwestlich von der vorigen und ist nur halb so groß wie diese, gleichfalls ein Ringriff mit Lagune, auf dem sich zwei Inseln befinden. Früher war nur die eine bewohnt, während auf der andern die Schweine gehalten wurden. In neuerer Zeit scheint auch diese bewohnt zu sein.

Tongarewa (Benthyinsel), 45 Meilen nordöstlich von der vorigen, ist ein Ringriff von 9 Meilen Umfang, auf dem sich 15 Inseln befinden, die meist durch sandige Strömen mit einander verbunden sind. Sechs derselben sind bedeutender, und zwar im Westen Omula (Omota), Manganararo und Matunga im Osten, Tautu, Tepula und Mutagobite (?). Die große Lagune ist mit dem Meere durch ein paar Randle in Riffe verbunden, und hat einen guten Ankerplatz, enthält aber sonst viele Korallenbänke.

Endlich gehören zu dieser Gruppe noch die für gewöhnlich unbewohnten Inseln: Caroline, Wokod- und Flint-Insel, deren letztere jetzt jedoch mit einer polynesischen Kolonie im Auftrage eines englischen Unternehmers besetzt ist. Es sind dies gleichfalls flache Koralleninseln.

Für unsre Zwecke aber müssen wir hier noch eine zu einer andern Gruppe gehörige Insel erwähnen: Putaputa oder Danger I. Sie gehört zu den Tokelauinseln oder der Uniongruppe. Es ist ein Riff in Form eines Dreiecks, das die drei kleinen Inseln Putaputa, Kolo und Katoe trägt, von welcher letzgenannten sich eine lange Sandbank

¹⁾ Meinde rechnet noch mehrere andre Inseln zu dieser Gruppe, die wir jedoch lieber mit Petermann den centralpolynesischen Sporaden beizählen.

²⁾ Überhaupt darf man sich die niedrigen Inseln nicht so vorstellen, als wären sie fast gar nicht über den Wasserpiegel erhaben; die mit Vegetation besetzten Teile liegen allemal merklich erhöht.

ins Meer erstreckt. Die drei vorge-

Die Bewohner bewohnt. Früher fahrer, die sie b stark und kräftig fund aus, trogdr Trinkwasser ist milch erseht wer Zeiten der Not dem Tierreich ba Lagunen. Eigen Korallenbänken, zusammen-treiben. die in neuester bereits sehr knap erst in neuerer eine grobe Art und züchten Säbr treiben. Ihre Hä mit einem niedrig nettesten Häuser haben, so hat sich Bevölkerung belie 1600 Seelen, wo später war sie sehr vianischer Sll dem Mangel an Polynesiern sich zu Bord, nahmen sie Peru oder andern der harten Arbeit Bald beteiligten s sauberen Geschäft, sich nicht, in dieser Später wandte sich und suchte sich ein durch das energisch

In jener Zeit da viele Bewohner Jetzt hat sich die drei genannten In

³⁾ Pandanus odor denen der Dracaena, in der Größe eines R aus. Mit dem duften nighens von andern In

ins Meer erstreckt. Aus der Lagune ragen 4 kleine Inselchen auf. Die drei vorgenannten sind gut bewaldet und haben viele Kokospalmen.

Die Bewohner dieser Inseln sind Karotonger, wie ihre Sprache beweist. Früher hielt man sie nach den Aussagen der wenigen Seefahrer, die sie besucht, für besonders wild und räuberisch. Sie sind stark und kräftig gebaut, etwas dunkler als die Tahitier und sehen gesund aus, trotzdem auf diesen Inseln die Hilfsquellen oft spärlich sind. Trinkwasser ist knapp und schlecht und muß meist durch die Kokosmilch ersetzt werden. Die Kuh bildet das Hauptnahrungsmittel; in Zeiten der Not wird auch die Frucht des Pandanus¹⁾ genossen. Aus dem Tierreich haben sie meist Fische und Mollusken reichlich in ihren Lagunen. Eigentümlich ist eine Art Treibjagd, mit der sie auf den Korallenbänken, Palmenzweige schwingend, die fliegenden Fische in Körbe zusammentreiben. Sehr geschickt im Tauchen, sammeln sie Perlmuscheln, die in neuester Zeit aber in solchem Maße ausgeführt wurden, daß sie bereits sehr knapp sind. Ihr Landbau ist äußerst gering, ist vielleicht erst in neuerer Zeit eingeführt und beschränkt sich auf den „Buraka“, eine grobe Art Taro. Jetzt pflanzen sie aber reichlich Kokospalmen und züchten Hühner und Schweine, um mit den Schiffen Handel zu treiben. Ihre Häuser waren früher die elendesten Hütten: vier Pfosten mit einem niedrigen Dach von Kokoszweigen. Jetzt haben sie fast die nettesten Häuser in der ganzen Südsee. Da sie keine Plantagenarbeiten haben, so hat sich ihre Thätigkeit auf die Baukunst gewandt. Die Bevölkerung belief sich anfangs der sechziger Jahre auf mehr als 1600 Seelen, wovon 700 auf Tongarewa kamen. Einige Jahre später war sie sehr zusammengeschmolzen infolge der Raubzüge peruvianischer Sklavenjäger. Jene gottlosen Menschen suchten bei dem Mangel an Arbeitskräften in Peru durch die Einführung von Polynesierern sich zu bereichern. Sie lockten die arglosen Insulaner an Bord, nahmen sie fest und schleppten die Unglücklichen fort, um sie in Peru oder andernwärts an der Küste Südamerikas zu verkaufen. Die der harten Arbeit ungewohnten Polynesier starben meist elend dahin. Bald beteiligten sich auch Schiffe anderer Nationen an diesem unfaulernen Geschäft, und auch selbst einige deutsche Kapitäne entblödeten sich nicht, in dieser „Passagierbeförderung“ in der Südsee zu machen. Später wandte sich das Unwesen mehr nach den westlichen Gruppen und suchte sich einen rechtlichen Anschein zu geben. Jetzt ist es völlig durch das energische Eingreifen Englands unterdrückt worden.

In jener Zeit war namentlich die Insel Tongarewa fast entvölkert, da viele Bewohner aus Furcht vor den Menschendieben geflohen waren. Jetzt hat sich die Bevölkerung wieder vermehrt und beträgt auf den drei genannten Inseln etwa 1080. Die Bewohner von Putapuka

¹⁾ Pandanus odoratissimus (utilis), 2–3 Meter hoch, mit Blättern ähnlich denen der Dracaena, trägt eine einigermaßen an eine Ananas erinnernde Frucht in der Größe eines Kinderkopfes. Man saugt den inneren Teil der Fruchtschuppen aus. Mit dem duftenden Blütenstaub bestreuen sich die Insulanerinnen (wie wenigstens von andern Inseln erwähnt wird) das Haar.

unterscheiden sich in manchen Beziehungen von denen der oben besprochenen Inseln und stehen vielleicht den Samoern näher, obgleich sie auch die rarotongische Sprache reden.

Wie gesagt sind diese Inseln jetzt Außenstationen der Mission auf Rarotonga. Die erste Einführung des Evangeliums wurde 1849 dadurch veranlaßt, daß eine Gesellschaft verschlagener Manihiki (5 Männer und 4 Frauen) von einem europäischen Schiffe gerettet und nach Titutaki gebracht wurde, wo sie die Segnungen des Christentums kennen lernten. Begleitet von zwei rarotongischen Lehrern lehrten sie mit dem „John Williams“ in ihre Heimat zurück und berichteten ihren erstaunten Landsleuten ihre Erfahrungen. Die Häuptlinge wollten anfangs von der neuen Ordnung nichts wissen; doch sammelten sich manche um die Lehrer und es wurden etliche Bethäuser errichtet. Nach und nach kam das ganze Volk zu dem Entschluß ihre Götzen zu verbrennen. Der Tag wurde festgesetzt. Einer von den feindseligen Häuptlingen rief die ganze Nacht hindurch seine Götter an, daß sie dem Frevel durch einen Orkan vorbeugen möchten. Da aber nichts dergleichen erfolgte, so wurde er ärgerlich und warf schließlich auch selber seine Götzen ins Feuer. Im Jahre 1852 kam der rarotongische Pastor Meretu nach Manihiki und wurde nun von vielen aus dem Volke um die heilige Taufe gebeten. Auch besuchte er Rakaanga, wohin das Christentum bereits seinen Weg gefunden hatte, und sammelte auch dort die Erstlinge der christlichen Gemeinde. Nach Tongarewa war von Schiffbrüchigen aus Titutaki und Suahine die Kunde vom Evangelium gekommen, infolge dessen die Inselaner um Lehrer von Rarotonga baten, die sie 1854 erhielten. Der „John Williams“ besuchte die Inseln verschiedene Male; er brachte weitere Lehrer, deren Zahl um das Ende jenes Jahrzehnts sich bereits auf 8 belief. Darunter war auch einer auf Putaputa seit 1857.

Seither hat sich auf diesen Inseln eine wunderbare Umwandlung vollzogen, lediglich unter den Arbeiten polynesischer Lehrer, da nie ein europäischer Missionar dort längere Zeit verweilte. Diese Inselaner, welche noch 1841 als die wildesten und rohesten Eingebornen der ganzen Südsee beschrieben wurden, sind jetzt höfliche, freundliche, zivilisierte Leute. Die schnellen Fortschritte sind jedem Besucher überraschend. Von 460 Seelen waren 1870 auf Manihiki 100 Gemeindeglieder und 179 Schulkinder.

Von Rakaanga schreibt Chalmers 1870: „Dies ist die lieblichste Station in der ganzen Südsee. Die Kirche und Schule übertrifft alles, was ich dert auf andern Inseln gesehen habe.“ Statt der früheren jämmerlichen Hütten finden sich jetzt 60 massive Häuser, alle reinlich und nett. Auch sind die Leute besser gekleidet als irgend welche Polynesier. Ähnliches wird von Manihiki berichtet, obgleich dort noch nicht so viele gute Häuser gebaut sind wie auf Rakaanga, aber überall zeigt sich auch dort höfliches Benehmen und Fleiß als Früchte des Christentums. Dabei wird die Gesundheit des Volkes erwähnt und die verhältnismäßig große Zahl von Kindern, die sich

vorfinden¹⁾. ansehnliche Kirche hatten die künstlich an Händler auf der Insel hat, keine Epit solchen and Da bis der Händler Von 400 Seelen

Tongarewa angerichteten ihnen hinwegge wurde. Als sie das Christentum Lehrer war un in Spaltung u 1870 aber ist e seitdem geht es ausgelegt. Ein fallen war, und eine Ruß war zweifelten Mittel zu essen. Ein D und nicht zu ge Brunnen gut in Branntwein wir welche sich auf zu stiften. — V mehrere Männer Menschen umgeb Hernach ward b wolle man sie n beten lernten.

Auf Putaputa 89 Mitglieder Schule wird von sind die meisten schleppten, sich u den Lehrer lieb ist schrecklich. S geschlossen Dopp Eingehende sich nur selten un

¹⁾ Die Sünden nicht so wie auf and die Keuschheit der W

²⁾ In demselben brüchigen freundlich

vorhanden¹⁾. Trotz ihrer Armut geben die Deutschen bereits nicht unansehnliche Beiträge für die Mission und bezahlen ihre Bibeln. Ihre Kirche hatten sie schon geschmückt, besonders die Kangel aus Rosenholz, die künstlich mit Perlmutter eingelegt ist. In neuester Zeit lebt ein Händler auf der Insel, dem aber der Häuptling zur Pflicht gemacht hat, keine Spirituosen zu verkaufen. Als einst doch eine Kiste mit solchen ans Land gebracht war, wurde sie unter Verschluss genommen, bis der Händler sie mit nächster Schiffsgelegenheit zurückschicken konnte. Von 400 Seelen waren hier 1872 214 Gemeindeglieder.

Tongarewa hat schwer gelitten durch die von den Peruvianern angerichteten Greuel. Auch mehrere christliche Lehrer sind damals von ihnen hinweggeschleppt worden, von denen nie wieder etwas gehört wurde. Als sich die Bevölkerung wieder gesammelt hatte, wollte doch das Christentum nicht rechte Fortschritte machen. Der dort angestellte Lehrer war unfähig und bewährte sich nicht. Die Bevölkerung geriet in Spaltung und Kampf, und er war mit Veranlassung dazu. Seit 1870 aber ist ein andrer treuer und thätiger Lehrer angestellt, und seitdem geht es auch hier besser. Die Insel ist oft Zeiten der Not ausgezehrt. Ein Missionar berichtet, wie lange Zeit kein Regen gefallen war, und die Blätter der Kokospalme hingen dürr herab. Nicht eine Nuß war zu finden, und die Eingebornen griffen zu dem verzweifelten Mittel, die Stämme umzuhauen, um die oberen weichen Teile zu essen. Ein Brunnen war vorhanden, aber das Wasser war schrecklich und nicht zu genießen. Zehn Jahre später fand derselbe Missionar den Brunnen gut in Stand gesetzt und gutes Trinkwasser liefernd. Dem Brantwein wird auch hier mit Erfolg gesteuert, und die 3 Händler, welche sich auf der Insel niedergelassen haben, scheinen wenig Schaden zu stiften. — Vor einigen Jahren waren von einer nördlicheren Insel mehrere Männer hier gelandet, um zu rauben, und hatten ein paar Menschen umgebracht. Sie wurden ergriffen und zum Tode verurteilt. Hernach ward dies Urteil umgewandelt. Weil sie noch Heiden seien, wolle man sie noch leben lassen und gefangen halten, damit sie erst beten lernten.

Auf Putapuka wurde 1864 die Gemeinde gestiftet²⁾, welche jetzt 89 Mitglieder zählt, daneben 40 in der Vorbereitungsstufe. Die Schule wird von 250 Kindern besucht. Unter den 348 Bewohnern sind die meisten junge Leute, weil die Sklavenjäger die Alten hinwegschleppten, sich um die Kinder aber nicht kümmerten. Die Leute haben den Lehrer lieb und kommen gern zum Gottesdienst; aber ihr Gesang ist schrecklich. Sie haben nur zwei bis drei Gutturaltöne, die sie mit geschlossenen Lippen vorbringen.

Eingehende Berichte über diese abgelegenen Außenstationen finden sich nur selten und fast nur bei Gelegenheit des Besuchs europäischer

¹⁾ Die Sünden der Unkeuschheit scheinen schon unter den alten Verhältnissen nicht so wie auf anderen Inseln vorgekommen zu sein, vielmehr wird ausdrücklich die Keuschheit der Weiber auf Tongarewa gerühmt.

²⁾ In demselben Jahre, als der „John Williams“ hier scheiterte und die Schiffbrüchigen freundlichst von den Insulanern versorgt wurden.

Missionare, der allemal ein Freudenfest bildet. Dabei geht es gewöhnlich folgendermaßen zu:¹⁾

Sowie das Schiff in Sicht kommt, verbreitet sich die Kunde mit großer Schnelligkeit über die Insel; aber erst wenn die Missionsflagge mit der Friedenstaube erkannt ist, verwandelt sich die Aufregung in lauten Jubel. Wenn der Missionar mit seinen Begleitern ans Land gestiegen ist, so kommt eine lange Prozession, um ihn zu begrüßen; alle nett gekleidet, wohl gefalbt und mit Blumen geschmückt. Jeder trägt eine Kokosnuß, die er dem Missionar zu Füßen legt, worauf ihm kräftig die Hand geschüttelt wird. Auch die Schulkinder ziehen heran. Sie singen aus vollem Halse. Oft klingt der Gesang weniger süß als stark, aber doch hört man, daß er herzlich gemeint ist. Darauf führt der Lehrer den Missionar in sein Haus, zeigt etwa die Verbesserungen, die daran gemacht sind seit dem letzten Besuch — vielleicht auch die kleine Pflanzung von Nutzpflanzen, die er mühsam und unter vielen Schwierigkeiten pflügt, oder die Möbel, die er sich mit eigener Hand gemacht hat: einen Tisch, Stühle und sogar ein Sopha — alles zeigt von nicht geringem Geschick und findet die verdiente Anerkennung. Während draußen noch der Jubel der Bevölkerung sich immer wieder Luft macht, schließt der Lehrer die Thür, um mit dem Missionar die Kniee zu beugen zu herzlichem Gebet. Dann gibt er seinen Bericht über die Arbeiten des verflossenen Jahres und erzählt seine Erlebnisse, seine Erfolge oder Enttäuschungen, und wie glänzen seine Augen, wenn der Missionar ihm Anerkennung spendet, oder ihn mit freundlichem Troste stärkt. Nun erklingt das Glöcklein und ruft die Menge, deren Aufregung sich allmählich gelegt hat, in die schöne, aus blendend weißem Korallenfels gebaute Kirche, die sich bald füllt. Ein Lied nach einer jener englischen Melodien wird wieder recht kräftig gesungen, dann besetzt der Missionar die kunstvoll geschmückte Kanzel und hält seine schlichte Predigt, wie sie für das Fassungsvermögen dieser einfachen Beute paßt. Andächtig hängen die Augen an seinen Lippen. Hier und da hat einer seine Schiefertafel und den Stift bereit, um das Thema und die Teile niederzuschreiben. Nach Beendigung des Gottesdienstes findet eine Besprechung mit dem Lehrer und den Diakonen über die Angelegenheiten der Kirchengemeinde statt. Da ist manche wichtige Frage zu entscheiden, die Gesichtspunkte festzustellen, nach denen die Kirchenzucht geübt wird u. s. w. Dies ist oft der wichtigste Teil der Visitationsarbeit. Darauf folgt das Schularamen im Lesen, Schreiben und Rechnen. Die Namen der besten Schüler werden notirt. Sie finden sich hernach in der Wohnung des Lehrers zu einer Preisverteilung ein. Vor der Thür drängt sich die Menge und ergeht sich in Mutmaßungen über die schönen Dinge, die nun zum Vorschein kommen werden. Dann werden die Namen der Glücklichen aufgerufen, wobei tiefe Stille herrscht. Jene aber stehen scheu und schüchtern, während der Missionar seine freundliche Ansprache hält. Wenn dann

aber jeder sein
ein Taschentuch
eine blanke Sch
aber sind die
kommen und
der Missionar
er zum allgem
indem er an d
dem Gebiete de
Schluß des Bes
mahls-gemeinde
krament gefeier
Missionar Abs
einige hundert
seine Anker, un
singend, und in

Von Titute
den Übergang v
und Tonga bilde
und hat 8—10
schroff die weisse
die den Weg au
An einigen Stelle
baren Formen,
Gewölbe. Eine
der Insel Frucht
reicht die Vegeta
Inseln. Reichlich
arm. Es finden
weder Schweine

Als Cool in
wollte, stürmten
die Landung ver
Kapitans anzufül
Wesen. Er setzte
Namen Sauvage
harrten lange in
Landes bedingte.
hielten sich für d
ein Schiff zeigte,
den Marae, um
gehen möchten un
bringen. Allmäh
auch Menschen sel
immer kam es d

¹⁾ Vergl. London Missionary Chronicle 1873, p. 269.

aber jeder seinen Preis erhält: dieser eine Jade, jener einen Ramm oder ein Taschenmesser, hier ein Mädchen ein Nähläpfchen, dort ein Tuch oder eine blankte Schere, dann erhebt sich jedesmal ein Jubelsturm. Am frohesten aber sind die Empfänger, wenn sie mit ihren Schätzen erst ins Freie kommen und sie dort von ihren Kameraden bewundern lassen. Hat der Missionar Zeit, um eine Nacht auf der Insel zuzubringen, so fährt er zum allgemeinen Staunen der Insulaner die Laterna magica vor, indem er an die Bilder aus dem Tier- und Pflanzenreiche oder aus dem Gebiete der Technik allerlei nützliche Belehrung anknüpft. — Zum Schluß des Besuches erklingt noch einmal das Glöcklein, und die Abendmahlsgemeinde sammelt sich im Gotteshause. Es wird das heil. Sacrament gefeiert. Mit herzlichster Ansprache und Gebet nimmt der Missionar Abschied. Noch einmal ehe er ins Boot steigt, muß er einige hundert Hände schütteln. Bald lichtet der „John Williams“ seine Anker, und noch lange steht die Schar am Ufer, Abschiedslieder singend, und in manchem Herzen klingt es: Auf Wiedersehen übers Jahr!

9. Riue, die Wildeninsel.

Von Titutaki 150 Meilen gerade westlich liegt eine Insel, die den Übergang von den Herveyinseln zu den westlichen Gruppen Samoa und Tonga bildet: Riue. Sie gehört der gehobenen Korallenform an und hat 8–10 Meilen Umfang. Hinter dem Strande erheben sich schroff die weißen Wände, von einzelnen tiefen Schluchten durchschnitten, die den Weg auf das 50 Meter hohe Plateau des Inneren bieten. An einigen Stellen aber finden sich ausgewaschene Grotten in sonderbaren Formen, hier und da wie ein von künstlichen Pfeilern getragenes Gewölbe. Eine dicke Schicht Dammerbe, die den Boden bedeckt, verleiht der Insel Fruchtbarkeit, zumal da es an Wasser nicht fehlt; doch erreicht die Vegetation nicht den Glanz und die Fülle der vulkanischen Inseln. Reichlich gedeiht die Kokospalme. An Tieren ist die Insel arm. Es finden sich außer Seevögeln Tauben und Papageien; aber weder Schweine noch Kühner waren im Besitz der Eingebornen.

Als Cook im Jahre 1774 die Insel entdeckte und ans Land gehen wollte, stürmten jene so wütend und drohend auf das Boot zu, daß die Landung vereitelt wurde. Sie glichen, um die eignen Worte des Kapitäns anzuführen, mehr einer Schar wilder Bären als menschlicher Wesen. Er setzte seine Reise fort und gab der ungastrischen Insel den Namen Sauvage Island, d. h. die Wildeninsel. Die Wilden aber verharren lange in der Abgeschlossenheit, welche die einsame Lage ihres Landes bedingte. Sie nannten ihren Korallenfelsen die Welt und hielten sich für die einzigen Bewohner der letzteren. Wenn sich einmal ein Schiff zeigte, so wurden sie von Schrecken ergriffen und eilten zu den Marae, um die Götter anzusehen, daß die bösen Geister vorübergehen möchten und nicht Krankheit noch andres Leid über ihr Land bringen. Allmählich freilich lernten sie es einsehen, daß die Weißen auch Menschen seien; es gelang einigen Seefahrern zu landen, aber fast immer kam es dabei zu Unzuträglichkeiten, öfters zum Verrat und

Mord¹⁾. — Im Jahre 1830 versuchte Williams hier zwei Lehrer von Titutaki zu konvertiren. Seine Erfahrungen dabei werden folgendermaßen geschildert²⁾:

An der Küste der Insel zeigten sich Eingeborne, die das mit einem weißen Häutlein gegebene Friedenszeichen ebenso beantworteten, worauf vom Schiffe kugeln ein Boot mit den beiden Titutakiern und einigen Raiateern abgesandt wurde. Die Wilden stellten sich dicht an der Bucht auf, mit ihren Schleudern und Speeren bewaffnet; die Lehrer, bis auf 300 Schritte herangelommen, knieten nieder und bitteten sich durch Gebet. Als die Wilden sahen, daß kein Weiser in dem Boote war, warfen sie ihre Waffen weg und kamen den Gästen mit dem Iku (Friedensgabe) entgegen: eine Brotfrucht, auf Kokosblättern präsentiert. Ein alter Häuptling ließ sich bewegen, das Boot zu besetzen, und kam an Bord des Schiffes. Er sah gräßlich aus; von hohem Wuchs, die Backenknochen hervorstechend, die Gesichtszüge den Ausdruck roher Grausamkeit tragend; über und über mit Kohle geschwärzt, Haar und Bart grau und lang, der Bart außerdem in biden Flechten, wie Ratten Schwänze, bis auf die Brust herabhängend. Kleider trug er gar nicht, einen schmalen Gürtel ausgenommen, in dem sein Speer steckte. Aus dem Verdeck angekommen, rannte der alte Mann wie wahnsinnig umher und ließ gar nicht mit sich reden. Ein Stüd Zeug, das man ihm umwarf, riß er entwei und trat es mit Füßen, indem er schrie: „Bin ich ein Weib, daß ich solchen Unfug umhererschleppen sollte?“ Dann schloß er sich zu einem Kriegestanze an, schwang seinen Speer, sprang hin und her, als redete der Geist der Wildheit aus ihm, verzerrte das Gesicht, riß den Mund auf, flüschte die Zähne und glogte mit den Augen, daß sie beinahe aus ihren Höhlen sprangen; endlich zog er seinen Bart durch die Zähne und nagte ihn, als fräße er Menschenfleisch. Die ganze Zeit über unterhielt er ein lautes und schreckliches Geheul. Ein Weib, ein Messer und einen Spiegel warf er weg, als man es ihm anbot; dagegen riß er einem der Lehrer eine Beckenmuttermuschel aus der Hand und steckte sie in seinen Gürtel; mit dieser Beute beladen kehrte er nach der Küste zurück. Am andern Tage landeten zwar die beiden Titutakier, konnten sich aber nicht halten, weil ständlich neue Scharen von bewaffneten Wilden anliefen, die Miene machten, sie zu „schlachten“. Um nicht ganz leer von der Wilden-Insel zu scheiden, ließen die Brüder sich verleiten, zwei junge Leute, Uea und Riumanga, auf das Schiff zu laden und sie trotz ihres Geheuls mitzunehmen, um sie in Raiatea zu unterrichten. Von hier kehrten sie nach einigen Monaten in ihre Heimat zurück, wo der erste von Kriege fiel, während der andere nach Rarua (Samoa) floh.

Nach einem andern Bericht³⁾ war Williams selbst am Lande und (ohne daß er es gewahr geworden wäre) nahe daran, schon damals den Märtyrertod zu erleiden. Siebzehn Jahre hindurch trosteten die Insulaner weiter der christlichen Kultur und dem Evangelio. Sie waren fast noch ganz so wie Cool sie getroffen. — Schieben wir hier einige ethnographische Bemerkungen ein.

Die verhältnismäßig starke Bevölkerung von Riuë (5000 Seelen) ist mit den Marotongern und den Samoern verwandt, scheint aber den Eingebornen der Tongagruppe noch näher zu stehen; sie sprechen einen der Sprache der letzteren verwandten Dialekt. Sie werden geschildert als stark und wohlgebaut, von hellbrauner Hautfarbe mit krausem oberstlichem Haar. Sie sind mutig und nicht wenig begabt. Anthropo-

¹⁾ Wenigstens steht es fest, daß sie mehrmals schiffbrüchige Polynesier umbrachten; auch diejenigen ihrer Landsleute, welche die Insel verlassen hatten, wurden bei der Rückkehr unfehlbar getötet.

²⁾ Aus der ersten Auflage.

³⁾ Londoner Missionschronik 1873, p. 127.

phagie und sehr dürftig und Blättern gekloppelt bemalten sie ihre Wohnun- leisteten sie schon erwähnt, in be- beigegeben ist. ihre Nege and Religion wissen heilnischer Po- zwischen denen in dem die gut wurden. Die Eltern von ihre mord war herr Worte in ihrer

Der erste, war einer der dort gekauft wo ein unbeständig- erst von 1849 streben und Gef- ein treuer Chri- Peter. Es wur- der Herr beschüt- buldiges friedlic- Anhänger fand. er 1854 ein pa- gebrochen war, Das Heidentum Paulo starb, w- auch schon eine

Im Jahre sprechenden Ader- einen guten We- feindlichen Gebie- besucht hatten. mehrere nette ihrer Mitte fehl- war eine friedlic- jener schlichten L- ständnis ließen hannes den Täu- die Zuhörer wiss-

⁴⁾ Es waren h- war, andre waren

phagie und Kawatrinken war ihnen unbekannt. Ihre Kleidung war sehr dürftig und beschränkte sich selbst bei den Weibern auf einen aus Blättern geflochtenen Gürtel. Die Tätowirung kannten sie nicht; dagegen bemalten sie den Körper mit Kohle und Ocker in verschiedenen Mustern. Ihre Wohnungen waren runde, jämmerliche Hütten. Im Landbau leisteten sie schon Tüchtiges. Besonders werden ihre Ruderrohrpflanzungen erwähnt, in denen jeder Pflanze sorgfältig eine Stange zum Anbinden beigegeben ist. Ihre Boote sind klein und mit Auslegern versehen, ihre Netze ausgezeichnet gearbeitet und haltbar. Was wir von ihrer Religion wissen (Tangaroa, Tapu, Priester), stimmt mit der anderer heidnischer Polynesier überein. Sie zerfielen in mehrere Stämme, zwischen denen es immer wieder und wieder Kampf und Streit gab, in dem die gut gearbeiteten Waffen sicher, verderbenbringend gebraucht wurden. Die Alten und Kranken wurden vernachlässigt. Ofter wurden Eltern von ihren Kindern getödtet. Selbstmord kam oft vor und Kinder-mord war herrschend. „Für Sünde und für Hoffnung hatten sie keine Worte in ihrer Sprache.“

Der erste, der diesem Volke die Botschaft des Evangeliums brachte, war einer der Jhrigen, der eine Zeit lang in Samoa gewesen und dort getauft war. Er kehrte im Jahre 1847 zurück. Aber er war ein unbeschränkter Mann, und der Anfang des Missionswerkes kann erst von 1849 datirt werden. Damals wurde dort unter vielem Widerstreben und Gefahr ein samoischer Lehrer, Paulo, gelandet. Er war ein treuer Christ voll Gottvertrauen und Glaubensmut und ein rechter Peter. Es wurden manche Anschläge gemacht, ihn zu verderben. Gott der Herr beschützte ihn und legte auf sein Zeugnis und auf sein gebuldiges friedliches Benehmen solchen Segen, daß er doch mit der Zeit Anhänger fand. Nachdem er 5 Jahre allein Stand gehalten, bekam er 1854 ein paar Gehilfen aus Samoa. Als schließlich erst das Eis gebrochen war, feierte auch hier das Evangelium einen großen Sieg. Das Heidentum mit allen seinen Sitten wurde abgeschafft, und als Paulo starb, war die ganze Bevölkerung äußerlich christianisirt und auch schon eine Gemeinde gesammelt.

Im Jahre 1861 traf Missionar W. G. Lawes auf diesem versprechenden Acker ein. Er fand die Sonntagsfeier allgemein beobachtet, einen guten Weg um die ganze Insel angelegt, der die sonst einander feindlichen Gebiete verband, deren Bewohner sich sonst nur im Kriege besucht hatten. Anstatt der zerstreuten jämmerlichen Hütten waren mehrere nette Dörfer mit freundlichen Häusern entstanden, und in ihrer Mitte fehlte nicht das Kirchlein. Aus der Horde wilder Varen war eine friedliche christliche Gemeinschaft geworden, durch die Arbeit jener schlichten Lehrer von Samoa¹⁾. Ihre Kenntnisse und ihr Berufsbildnis ließen wohl viel zu wünschen übrig. Einer hatte über Johannes den Täufer gepredigt und war darauf in Verlegenheit, als die Zuhörer wissen wollten, ob dieser im Himmel seinen Kopf in der

¹⁾ Es waren inzwischen ihrer noch mehrere eingetroffen, deren einer ein Judas war, andre waren gestorben. Lawes fand noch drei in treuer Arbeit vor.

Hand ober zwischen den Schultern trage; das erstere schien ihm wahrscheinlicher. Aber nichtsdestoweniger waren diese schlichten Leute echte Zeugen der christlichen Wahrheit, und besonders wirkte das Zeugnis ihres christlichen Lebens.

Als seine Hauptaufgabe bezeichnete Missionar Lames die Übersetzung der Bibel und Erziehung einer selbständigen christlichen Gemeinde durch Heranbildung von Lehrern und Pastoren. Die Erfolge der Missionsarbeit auf Niue schilderte er nach 12 Jahren in Exeter Hall folgendermaßen. „Der Feiertag wird geheiligt. Aus jedem Hause steigt täglich die Stimme des Betens und Dankens zu dem wahren Gott hinauf. In einigen Fällen mag es nur äußere Form sein, mit der noch etwas von Aberglauben verbunden ist, aber ich will doch lieber die Form der Frömmigkeit, als die Kraft des Heidentums haben. Aus der Schar derer, die äußerlich das Christentum angenommen haben, durfte ich mit meinen Händen 1000 Erwachsene durch die Taufe in die Gemeinschaft der christlichen Kirche aufnehmen. Jetzt ist etwa ein Viertel der ganzen Bevölkerung als Glieder der Kirche eingetragen.“ — Ihr Bekenntnis bekräftigen sie durch ihren Wandel. Davon ein paar Beispiele. Einst war jebermann auf Niue ein geborner Dieb. Jetzt wurden von den 1200 Kirchengliedern im Laufe des letzten Jahres nur 6 wegen strafbarer Handlungen verurteilt. — Die Sklavensänger von Peru waren auch nach Niue gekommen. Ein Jüngling war von ihnen erschossen worden. In der kirchlichen Versammlung, die bei dieser Veranlassung gehalten wurde, erhob sich ein alter Mann, einst der gefürchtetste Krieger, zum Gebet. David ist sein Name. Auch sein Sohn war einige Wochen vorher mit andern gestohlen worden. Er betete für die betrübten Eltern um Trost, für die Weggeschleppten um Gottes Hilfe zur Befreiung und dann für die gottlosen Verbrecher, daß der Herr sie durch seine Gnade erleuchte und Vergebung suchen lasse. — Auch manche selig Sterbende hinterließen dem Missionar die volle Überzeugung von der Aufrichtigkeit ihrer Bekehrung. Dazu ist der Eifer für die Ausbreitung des Evangeliums nicht gering. In einem Ausnahmefalle kamen die Missionsbeiträge sogar einmal auf die außerordentliche Summe von 11 200 Mark in einem Jahre; für gewöhnlich betragen sie 4600 Mark. Außerdem aber bringen die Gemeinden die Besoldung der Lehrer resp. Prediger in den Dörfern auf (in neuerer Zeit über 2400 Mark). Die Kirche von Niue ist also in dieser Beziehung schon selbständig; ja mehr als das: sie hat bereits mehrere Missionare ausgesandt (und erst vor einigen Jahren gingen 5 solche von ihren Gemeinden ausgerüstet nach Neuguinea). Die heil. Schrift hatte Missionar Lames größtenteils in die Niue-Sprache übersetzt, und schon damals war das ganze Neue Testament und die Psalmen in den Händen der Inselaner. Was die äußere Zivilisation betrifft, so haben sie gerade in diesem Punkte ganz außerordentliche Fortschritte gemacht. Ihre Kleidung mag manchem etwas eigentümlich und pittoresk vorkommen; doch sie sind gut bekleidet, ja manche schaffen sich zu viel europäische Kleidungsstücke.“ Ihre Häuser sind zweckmäßig und hübsch. Die Zahl der Kokospalmen hatte sich verzwanzigfacht und der Anbau

der Baum
Noch wol
Presse ha
gedruckt n

Sovi
Derfelbe
der Bibel
auf Niue
die Insel
noch große
wolle (jede
Markt gek
ist dadurch
des Missio
durchschnitt
liams“, de
für die ein

Doch
Die alten
Evangelium
kommt ihn
Mannesalt
die peruvia
Lücke ist sel
der Reiselu
im Dienste
Trunksucht
Obgleich sich
gebürgert h
mit einer p
standsfähig
Als Gründe
starke Beklei
Die Hauptf
Eindringen
keineswegs e
in neuester
viele Kinder
als Gemein
selten vor, d
freulich aber
heftige Feind
sind. „Bei
Leute von N

¹⁾ London

²⁾ Die nä
ſer habe ich ni

der Baumwolle bereits eine beträchtliche Ausbehnung gewonnen. — Noch wollen wir nicht übersehen, daß Niue auch schon eine eigne Presse hatte, auf der eine freilich anspruchslos gehaltene Zeitschrift gedruckt wurde.

Soviel entnehmen wir der Ansprache des Missionars von 1873. Derselbe hatte sich längere Zeit in England aufgehalten, um den Druck der Bibelübersetzung zu leiten. Schon seit 1867 ist Rev. F. C. Laves auf Niue thätig. Aus seinem Bericht von 1878¹⁾ ersehen wir, daß die Insel in nationalökonomischer und kommerzieller Beziehung immer noch größere Fortschritte macht. Große Quantitäten Arrowroot, Baumwolle (ebenfalls auch Kopra), sowie besonders für den chinesischen Markt gelieferter Fungus²⁾ werden ausgeführt, und die Bevölkerung ist dadurch reich geworden. Jene oben erwähnte ausnahmsweise Höhe des Missionsbeitrages ist jetzt so ziemlich die Regel geworden: jährlich durchschnittlich 10 000 Mark außer dem Proviant für den „John Williams“, der sich auch auf 600 Mark beläuft, und alle die Unterstützung für die eingebornen Missionare auf Neuguinea.

Doch haben sich in neuerer Zeit die Verhältnisse merklich geändert. Die alten kräftigen Persönlichkeiten, die einst von der ersten Liebe zum Evangelium erwärmt wurden, gehen heim. Die nachfolgende Generation kommt ihnen nicht gleich. Leider sind die kräftigsten, die jetzt im besten Mannesalter stehen würden, in jener traurigen Zeit größtenteils durch die peruvianischen Sklavenhändler hinweg geschleppt worden. Diese Lücke ist sehr fühlbar. Die jüngeren vermögen zu wenig den Reizungen der Neugier zu widerstehen, und ein großer Teil der Bevölkerung ist im Dienste der Fremden abwesend. Viele von ihnen werden durch Trunksucht und andre Laster verdorben und sinken in ein frühes Grab. Obgleich sich jene Laster auf der Insel selbst nicht in besonderem Maße eingebürgert haben, so ist doch deutlich die jüngere Generation durchweg mit einer physischen Schwäche behaftet. Es zeigt sich geringere Widerstandsfähigkeit gegen Krankheiten (besonders Schwindsucht) u. s. w. Als Gründe wird wohl das übertriebene Tabakrauchen und die zu starke Bekleidung, an die sich die Insulaner gewöhnt haben, angeführt. Die Hauptsache wird auch hier das zu plötzliche und zu unvermittelte Eindringen der Kultur thun. Doch zeigt sich auf Niue bis jetzt noch keineswegs eine Abnahme der Bevölkerung. Die Seelenzahl wird sogar in neuester Zeit auf 5300 angegeben. Dazu scheinen verhältnismäßig viele Kinder vorhanden zu sein, und viele von ihnen können schon frühzeitig als Gemeindeglieder aufgenommen werden. Leider freilich kommt es nicht selten vor, daß sie später an ihrem Glauben Schiffbruch leiden. Erfreulich aber ist es, daß alle ältere Leute, auch die, welche einst noch heftige Feinde des Christentums waren, gute Mitglieder der Gemeinde find. „Bei allen Veränderungen“, sagt der Missionar, „haben die Leute von Niue ihre Freundlichkeit zu ihrem Missionar nicht geändert,

¹⁾ London Missionary Chronicle 1879, p. 72 ff.

²⁾ Die nähere botanische Bestimmung dieses oft erwähnten Produkts der Südpazifische Insel habe ich nicht gefunden.

und wir schätzen und lieben sie heute mehr, als während des ersten Jahres unsres Aufenthalts. Im Rückblick — — — können wir nur Gottes Barmherzigkeit rühmen und preisen.“

10. Samoa. Land und Leute.

Reizend sind manche Inseln des Stillen Ozeans, lieblich im mannigfaltigen Schmuck des üppigen Pflanzenwuchses prangend. Es ist nicht leicht zu entscheiden, welchen der erste Preis der Schönheit gebührt. Manche Reisende aber haben ihn schon den Samoainseln zugesprochen und diese für die lieblichsten und reizendsten von allen erklärt. Hier finden wir nichts von den schroffen Felsklanten und scharfen, schneidigen Graten, wie sie auf Tahiti und andern vulkanischen Inseln unter der weichen Hülle der Vegetation verborgen liegen. Sanft senken sich die mächtig hohen Berge zum Strande herab, bedeckt mit herrlichen Wäldern, die einem wohlgepflegten Forste viel mehr gleichen, als dem verworrenen Chaos des tropischen Urwaldes. Statt unburchbringlichen Gestrüches deckt hier ein weicher Moosteppich den Boden, über den die geschlossenen Baumkronen ihren kühlenden Schatten breiten. Es sind majestätische Gaine voll feierlichen Ernstes. Nur das bunte Volk der Vögel bringt Leben in die Stille und tummelt sich lustig in den Zweigen: schöne Tauben, verschiedener Art, mit lieblichem Gegrirr — grüne und rote Papageien mit ihrem durchdringenden Gekreis. Hier und da murmelt auch ein Bächlein, oder springt in munteren Raskaden über schwarze Basaltblöcke. An Großartigkeit mag Samoa hinter Tahiti und Hawaii zurückstehen, an lieblicher Schönheit übertrifft es diese wie alle andern Inseln.

Der Archipel ist im Jahre 1722 von dem Holländer Roggeveen entdeckt, dann aber erst nach 46 Jahren von Bongainville wieder besucht worden, der ihm den Namen der Navigatorinseln beilegte. Nach diesem besuchte La Peyrouse die Inseln. Bei einer Landung, um Wasser einzunehmen, wurden 12 der Europäer von den Insulanern erschlagen, darunter der Kapitän Bangle und der Naturforscher Lamanon, der noch am Abend zuvor in Rousseauscher Schwärmerie die glücklichen Kinder der Natur gerühmt: „sie sind besser als wir selbst.“ Hierdurch wurden die Inseln sehr verrufen und von den Seefahrern möglichst gemieden. Erst durch die Missionare sind sie näher bekannt geworden, und in neuester Zeit haben die deutschen Handelsunternehmungen dazu beigetragen, die geographische Kenntnis über Samoa zu vervollständigen.

Sämtliche Inseln gehören der hohen vulkanischen Form an. Die zahlreichen Krater sind sämtlich erloschen; noch gibt es ein paar heiße Quellen, aber häufig kommen Erdbeben vor, wenn auch nicht in gefährlichem Maßstabe. Daß die vulkanische Kraft sich in diesem Gebiete noch zu bedeutenderer Thätigkeit steigern kann, zeigte 1866 ein von Aschenregen begleiteter unterseeischer Ausbruch. — Die Inseln steigen alle aus sehr beträchtlicher Tiefe vom Meeresboden auf, so daß die Schifffahrt in den sie umgebenden Gewässern ganz sicher ist. Vielfach besteht, namentlich auf Sawai'i, die Küste aus niederen schroffen Fels-

wänden (iron bricht¹⁾). Denselben; Dassen für grü Die Gebirge

4000 Fuß absich in den sawelligen Ebene zuden die Blick das Bild in d Boden, meist d auch die Bewä mancher höher und Flüsse ent in klaren Quells Flüsse, die braschen Gesteines hervorbrechen.

Die eben Sawai'i statt, üppig bewaldet doch denselben von allen, hat bei rhombischer meilen. Da ist am wenigsten b gut wie ganz u mit zahlreichen benen sich wohl der ganzen Gr spätesten erlosche nordöstlichsten erwähnt. Auch Nördlich davon gänglichen Buch trümmten Winter legene Bai von Schiffe bietet. erwähnten Felsen weitem Bogen d Riff umgeben ist tulasai und Sap Die Südseite hat die wegen des I liegt Satupaita.

¹⁾ Christian W.
²⁾ Dasselbst, p. 1

wänden (iron bound coast), an denen sich unmittelbar die Brandung bricht¹⁾. Wo der Strand flach ist, schließt sich meist ein Küstentriff an denselben; Barrierriffe aber fehlen mit wenigen Ausnahmen gänzlich. Häfen für größere Schiffe sind nur wenige vorhanden.

Die Gebirge, deren kuppelförmige Gipfel nirgends die Höhe von 4000 Fuß übersteigen, sind vollständig mit Wald bekleidet, und ziehen sich in den sanftesten Formen hin. Auch die sich daran schließenden welligen Ebenen, „wogend in dem immergrünen Smaragdbleibe“, entzücken die Blicke nicht minder als jene erhabenen Dome, besonders wenn das Bild in der Morgenfrische lachend vor dem Beschauer liegt²⁾. Der Boden, meist aus verwitterter Lava bestehend, ist äußerst fruchtbar; auch die Bewässerung ist reichlich, doch resorbiert der poröse Luffboden mancher höher gelegenen Gebiete die Feuchtigkeit so, daß keine Bäche und Flüsse entstehen, sondern erst in der Nähe des Meeres das Wasser in klaren Quellen wieder zu Tage tritt. Auch finden sich unterirdische Flüsse, die brausend ihren Lauf durch verborgene Höhlen des vulkanischen Gesteines nehmen und an irgend einer tieferen Stelle wieder hervorberechen.

Die eben erwähnte Resorption findet im ausgebreiteten Maße auf Sawai'i statt, der größten Insel des Archipels, die, obgleich ebenso üppig bewaldet wie die übrigen, wegen ihres ausgebreiteten Luffbodens doch denselben an Fruchtbarkeit nachstehen soll. Sie ist die westlichste von allen, hat 8—9 Meilen in der Länge und 5 Meilen in der Breite, bei rhombischer Grundform, und einen Flächeninhalt von 33 Quadratmeilen. Da ihr die Häfen für größere Schiffe fehlen, so ist sie die am wenigsten bekannte unter den Samoainseln. Ihr Inneres ist so gut wie ganz unerforscht. Es scheinen sich zwei parallele Gebirgsketten mit zahlreichen Kratern in nordwestlicher Richtung hinzuziehen, zwischen denen sich wohl ein Hochthal befindet. Die Gipfel sind die höchsten der ganzen Gruppe. Die Thätigkeit der Vulkane scheint hier am spätesten erloschen zu sein; denn die letzten Ausbrüche des Mua (im nordöstlichsten Teile), sind noch in den Traditionen der Bevölkerung erwähnt. Auch finden sich dort noch ziemlich unverwitterte Lavafelder. Nördlich davon liegt das Dorf Asau, an einer nur für Boote zugänglichen Bucht. Sonst verläuft die Nordküste meist in wenig gekrümmten Linien. Wir erwähnen nur die weiter nach Osten zu gelegene Bai von Matautu, die allein einen guten Ankerplatz für größere Schiffe bietet. Ein großer Strich der Nordostküste besteht aus den erwähnten Felswänden und ist unbewohnt. Erst da wo die Küste in weitem Bogen die nordöstliche Richtung gewinnt, flach und von einem Riff umgeben ist, finden sich wieder Ansiedlungen wie Tuasiva, Sapolufai und Sapapalii. Mehrere Bootskanäle führen durch das Riff. Die Südseite hat eine tief ins Land bringende Bai, die von Palauli, die wegen des Riffes aber auch keinen Hafen bildet. An derselben liegt Satupaita. Dann folgt nach Westen wieder meilenweit die un-

¹⁾ Christian Wort 1863, p. 502.

²⁾ Daselbst, p. 503.

bewohnte Feſtküſte, die ſich bei Kap Tanga ſchroff nach Nordweſten wendet. Da wo ſie wieder ſach wird, treten mehr als ſonſt die Buchten auf, an denen zahlreiche Ortschaften liegen, wie Gangaemalae, Sagone, Samata u. a. Falealupo iſt die äußerſte Nordweſtpiſze der Inſeln.

Nur zwei deutſche Meilen von Sawal'i entfernt, folgt die zweitgrößte Inſel der Gruppe, Upolu. In der beide trennenden Meerenge erheben ſich zwei kleine Inſelchen, Apolima und Manono. So klein die letztere auch iſt (kaum $\frac{1}{2}$ Meile lang), bildet ſie doch den politiſchen Zentralpunkt des ganzen Archipels. Eingefchloſſen von einem Riſſ, durch das ſie mit Upolu in Verbindung ſteht, erhebt ſie ſich von niedrigen Ufer Ebenen, welche die höchſte Fruchtbarkeit zeigen, zu einer bewaldeten Kuppe von 150 Meter. Sie iſt ſtark bevölkert und wird als ein einziger Garten beſchrieben. Ihre Bedeutung aber verdankt ſie größtentheils der Nähe von Apolima, einem Eiland, das als Zufluchtsort in Kriegszeiten ſich ganz beſonders geeignet erwies. Der Name bedeutet die hohle Hand, ſehr bezeichnend für das alte Kraterbecken, deſſen ſonſt ſich bis zu 144 Meter erhebende Ringmauer im Norden eingeführt iſt. An jener Stelle leitet ein enger Kanal, der leicht zu verteidigen iſt, in einen ſichern Hafen, von dem man zu dem jezt in der herrlichſten Vegetation prangenden Krater emporſteigt, deſſen nach außen gefehrte rauhe Feſtwände, um deren Fuß unabläſſig die wilde Brandung tobt, ganz unzugänglich ſind. Die Feſtung gewährte den Bewohnern von Manono in Zeiten der Not den beſten Schutz und geſtattete ihnen immer wieder mit geſtärkten Kräften zu neuen Kämpfen hervorzubrechen.

Doch die Zeit der Kriege in Samoa iſt vorüber, und ungleich größere Bedeutung gewinnt Upolu, eine 9 Meilen lange Inſel, von faſt 17 Quadratmeilen Flächeninhalt. Der Länge nach durchzieht ſie eine vulka niſche Gebirgskette von nordnordweſtlicher Streichungslinie, wie ſolche überhaupt für den ganzen Archipel charakteriſtiſch iſt. Manche Nebenketten aber begleiten ſie wie es ſcheint, beſonders auf der Nordſeite. Die außerordentliche Schönheit der Landſchaft wird hier noch gehoben durch die wechſelnden und kühneren Bergformen. Dort iſt ein hutförmiger Kraterberg, da baſaltiſche Dome, hier eine ſteile Feſſenpyramide. Einer jener Krater, der Lanutoo, ſüdlich von Apia, umſchließt einen kreisrunden See von wunderbarer Schönheit. Ganz regelmäßig umſchließt den blauen Waſſerſpiegel ein 100 Fuß hoher Feſſentrang, den die breiten Kronen der feingefiederten Baumfarne und die zierlichen Weibel der Bergpalme bekleiden.

Der See wurde früher in abergläubischer Furcht von den Eingebornen gemieden; man hielt ihn für den Aufenthaltsort böſer Geiſter, die in Form von Kalen, die wie ein Palmenſtamm und mehrere Klafter lang, die Gewäſſer durchſtreichen ſollten. Man glaubte, daß ſie in ihrem Grimm einem Manne das Bein abzubeißen vermöchten. Mehrere Mitglieder der amerikaniſchen Forſchungsexpedition wurden von ihren Führern verlaſſen, als ſie ſich dem See nähern wollten. Der Naturforſcher Dana ſah in demſelben weber Kale noch andre Fiſche und ſam zum großen Staunen der Inſulaner ungebiffen zurück.

Im weſtlichen Teile der Inſel ſenken ſich die Gebirge allmählich zu einer fruchtbaren, wenngleich mit Lavablöcken überſäeten Ebene

herab, aus b
Feſtwänden e
Gebiet bilde
Küſte an der
beſetzt, deren
wird. Im Sü
doch ohne ein
wenige Strede
von der Weſtp

An Ana
gebirgiger iſt u
linie zeigt. In
ſegelnden Schif
meiſt vollkrei
tigen Kolosha
ſelten als rau
ſcheinen. Vom
und auch die A
jener Buchten b
brochenem Riſſ
Süden zu ein
einen Hafen (S
als Sitz des Se

Der öſtlichſt
Nordküſte immer
ffordartig in ba
einen Unterplaz
Teile der Inſel
ſchlängeln, ſindet
nung der Meſorpy
unterhölzt, daß of
klingen.

Einer dieſer un
einen ſenkrecht
ſtanden iſt. Die
hohes Gewölbe, we
über 300 Meter we
alle ferneren Unterſu
Boden dieſer Lavahö
bedeckt, einer Bildun
Höhlle ebenfalls vom
Schwalben zum Brüt
Die aus Moos geba

Die dritte der
eben beſchriebenen

¹⁾ Hartwig, a. a.

²⁾ Sie iſt 4 Mei
von Weſtſüdweſt nach
dieſer Richtung.

herab, aus der sich vereinzelt der alte Vulkan Tofua mit schroffen Felswänden erhebt. Dieses größtenteils mit schönen Wäldern bedeckte Gebiet bildet den Distrikt Nana, den ergiebigsten der Insel. Die Küste an der Nordseite ist wenig gebuchtet und mit zahlreichen Dörfern besetzt, deren eines, Teulomoenga, als Missionsstation zu erwähnen sein wird. Im Süden schneidet die Bai von Lefanga tief in die Küste ein, doch ohne einen brauchbaren Hafen zu bilden. Das Riff, welches, wenige Strecken ausgenommen, die ganze Insel säumt, erstreckt sich von der Westspitze, wie gesagt, bis nach Manono herüber.

An Nana grenzt im Osten der Distrikt Tuamafanga, der viel gebirgiger ist und im Norden wie im Süden eine vielgebuchtete Küstenlinie zeigt. Immer neuer: liebliche Bilder führt dieselbe dem vorübersegelnden Schiffer vor. Auf den vorspringenden Sandzungen liegen meist volkreiche Dörfer, umgeben von üppigen Pflanzungen und prächtigen Kotoshainen. Überall eilen klare Bäche zum Meere, die nicht selten als rauschende Wasserfälle an den Bergen im Hintergrunde erscheinen. Vom Strande aus erhebt sich der Boden in sanfter Steigung und auch die Abhänge der Vorberge sind sämtlich kulturfähig. Eine jener Buchten bildet bei zurücktretenden und von einem Kanal durchbrochenem Riff den wichtigen Hafen von Apia, von wo aus nach Süden zu ein Pfad über das Gebirge führt, nach Safata, das ebenfalls einen Hafen (Sanaapu) besitzt. Westlich von Apia liegt Malua, das als Sitz des Seminars Bedeutung gewonnen hat.

Der östlichste Distrikt von Upolu heißt Utua. Hier wird die Nordküste immer unruhiger, und die Bai von Fangaloa schneidet fast fjordartig in das gebirgige Land ein. Die Südküste, die von Falealili einen Unterplatz bietet, verläuft viel ruhiger. Während im mittleren Teile der Insel zahlreiche Bächlein sich zwischen den Bergen hinschlängeln, findet sich hier wie im Westen die oben erwähnte Erscheinung der Resorption des Wassers. Dort ist auch der Boden dermaßen unterhöhlt, daß oft dumpfe Töne unter den Füßen des Wanderers erklingen.

Einer dieser unterirdischen Gänge hat ungefähr eine halbe Stunde vom Meer einen senkrechten Eingang, der wahrscheinlich durch das Einsinken der Decke entstanden ist. Die Höhle bildet ein regelmäßiges, 5 Meter breites und 2–3 Meter hohes Gewölbe, welches in südöstlicher Richtung sich nach der See hinabsenkt und über 300 Meter weit verfolgt werden kann, wo das Wasser die Decke erreicht und alle ferneren Untersuchungen unmöglich macht. Die Decke, die Wände und der Boden dieser Lavahöhle sind an manchen Stellen mit gelblich weißen Inkrustationen bedeckt, einer Bildung des durchsickernden Wassers. Verganwärts läßt sich die Höhle ebenfalls vom Eingange aus eine Strecke verfolgen. Sie dient zahlreichen Schwärmen zum Brutplatz, und man sieht die Vögel beständig aus- und einfliegen. Die aus Moos gebauten Nester bedecken alle Vorsprünge des Gewölbes).

Die dritte der Hauptinseln, Tutuila¹⁾, unterscheidet sich von den eben beschriebenen dadurch, daß ihr die ausgedehnten Ebenen derselben

¹⁾ Hartwig, a. a. O., S. 349.

²⁾ Sie ist 4 Meilen lang, $\frac{1}{4}$ Meile breit und hat im ganzen die Richtung von Westsüdwest nach Ostnordost, jedoch ohne einen ausgeprägten Gebirgszug in dieser Richtung.

fehlen; sie ist fast vollständig mit Bergen besetzt, die durch die Schroffheit ihrer Abhänge viel großartiger erscheinen, als man nach ihrer nur mäßigen Höhe erwarten sollte. Sie sind wie die auf Tahiti nur mit einem schmalen Küstensaum umgeben, der sich der höchsten Fruchtbarkeit erfreut. Die Küstenlinie ist unruhig gezackt, und eine der Buchten bringt wie ein Fjord so tief ins Land hinein, daß sie die Insel fast durchschneidet. Es ist dies der sichere Hafen von Pangopango an der Südseite, den Wilkes (United States Exploring Expedition) folgendermaßen beschreibt:

„Die Bucht ist eine der merkwürdigsten in Polynesien. Die Küste in der Nähe hat ein besonders schroffes Aussehen, ohne Spur von Einschnitten, und der schmale Eingang ist nicht leicht zu erkennen, sodaß man hier am allerwenigsten einen Zufluchtsort für Schiffe erwarten sollte. Ist man jedoch durch den engen Hals gedrungen, so erweitert sich das Binnenwasser in Form einer rechtwinklig geträumten Bucht. Unzugängliche Steilwände, 800–1000 Fuß hoch, unten fast und höher hinauf üppig bewachsen, umschließen von allen Seiten die Bucht, deren schmaler Flachrand mit schönen Pflanzungen und schlanken Kokospalmen bedeckt, eine ziemlich zahlreiche Bevölkerung ernährt und auch fremde Schiffe mit Lebensmitteln versorgt. — Der Hafen wird jedoch nicht so viel wie der von Apia besucht, da die Ausfahrt wegen des Südostpassats viel Schwierigkeiten macht.“

Die nach Südwest verlaufende Küste wird allmählich etwas niedriger, der Saum fruchtbaren Landes etwas breiter. Beim Kap Nu'uuli wendet sie sich nach Nordwest und bildet bald die weite Bai von Leone. Die Nordküste hat mehrere Häfen, die jedoch alle nur für kleinere Schiffe brauchbar sind. Neben dem von Fagafaga liegt die berühmte Rastacreebai, wo La Peyrouses Begleiter das Leben verloren. Sonst mögen noch Afono und Mafefau erwähnt sein. Dem Südostkap von Utumea gegenüber liegt das kleine Eiland Anu'u.

Fünfehn Meilen östlich von Tutuila finden wir schließlich noch eine Gruppe von drei kleineren Inseln, die bei den Eingebornen den gemeinsamen Namen Manu'a tragen. Die größte derselben ist Manu'atele oder Ta'u, von fast viereckiger Grundform, 1 Meile lang und ebenso breit. Sie besteht aus einem einzigen Berge mit abgestuften Gipfel und schroffen Abhängen, die im Süden besonders einige horizontal verlaufende Ränder bilden. Um den Fuß zieht sich die bewohnte Küstenebene, die gut bewässert ist. Die Hauptansiedlung, Ta'u, liegt auf der Westseite. Raum eine Meile vom Nordwestkap entfernt erhebt sich das Inselchen Olofenga, dessen Ostküste mauerartig aus den Fluten steigt. Im Westen schließt sich, nur durch einen schmalen, seichten Kanal getrennt, die etwas größere Insel Otu an, die kaum 1 Meile lang und $\frac{1}{4}$ Meile breit ist. Auch sie ist bergig, wenngleich weniger als die beiden andern.

Hiermit hätten wir alle namhaften Inseln des Archipels überblickt. Das Klima²⁾ derselben ist sehr gleichmäßig. Es gilt zwar für feucht, doch auch für sehr angenehm und als Tropenklima nicht für ungesund. Der Regen mäßigt die Hitze und bedingt zugleich die Üppigkeit der

¹⁾ Hartwig, a. a. O., 351.

²⁾ Bergl. Reincke, a. a. O., II, 102.

Vegetation. Die letztere geht vollständig der herabbrückt. gewöhnlich sch um die Berge Jahres (22° F und Gewittern ist schwach, we lichen Winden nur selten, ver inseln schon fer Grippe häufige

Werfen w duntler belauht zweigen sich erse die Kronen sind von Pfefferarten zahlreiche Farn werden fast über sind weiß, ober Sonnenstrahlen mögen. Unter von den Eingeb der Reisenden a Tausenden von Boden senken, stamm vereinige tragen, welches ausbreitet. Zu eine Cerberart m aus deren Klebr und eine Urtece Berühren der B sondern wenn die rohr sind sehr h der wilde Ingwe sind nicht so zahl Größe. Das ver einen üppigen E durchschlängeln d Mustatnußbaume mäßigen Abhänge nähert sich der als dies auf den Arten (150) ist

¹⁾ Hartwig, a. a.

Vegetation. Man unterscheidet eine Regenzeit und eine trockene. Die letztere geht vom Mai bis zum November. In diesen Monaten weht beständig der Südostpassat, der das Thermometer zuweilen auf 14° R. herabdrückt. Das Wetter ist bis auf einzelne erfrischende Regenschauer gewöhnlich schön. Den Eintritt der Regenzeit zeigen im Dezember die um die Berge sich sammelnden Wolken an. Sie ist die heißeste des Jahres (22° R.) und dauert bis zum April, mit heftigen Regengüssen und Gewittern, die aber selten schwer sind. Der Passat in dieser Zeit ist schwach, weht mehr von Ost und Ostnordost und wird oft von westlichen Winden unterbrochen. Auch kommen in diesen Monaten, jedoch nur selten, verheerende Stürme vor, wie wir sie z. B. auf den Hervey-Inseln schon kennen lernten. In der Regenzeit pflegen Katarrhe und Grippe häufiger aufzutreten.

Werfen wir noch einen Blick auf die Flora. Die Wälder scheinen dunkler belaubt als in andern tropischen Ländern. Die Bäume verzweigen sich erst in der Nähe des Gipfels. Die Stämme und selbst die Kronen sind oft bis zu den Endzweigen von einem dichten Polster von Pfefferarten, Flagellarien und andern Schlingpflanzen bedeckt, und zahlreiche Farne umkleiden den Fuß der Waldbriesen. Bunte Blumen werden fast überall in diesen Urforsten vermist; die meisten Blüten sind weiß, oder haben eine graue Färbung, wahrscheinlich, weil die Sonnenstrahlen das dichte Laubdach nur selten zu durchbrechen vermögen. Unter den Bäumen zieht eine Bananenart (*Ficus religiosa*), von den Eingebornen Ohwa genannt, vorzüglich die Aufmerksamkeit der Reisenden auf sich. Man findet Exemplare, deren Luftwurzeln zu Tausenden von einem Zoll bis 2 Fuß im Durchmesser, sich in den Boden senken, sich in einer Höhe von mehr als 80 Fuß zum Hauptstamm vereinigen und ein ungeheures Dach von horizontalen Ästen tragen, welches sich schirmartig über die Gipfel der andern Bäume ausbreitet. Zu den bemerkenswertesten Gewächsen gehören auch noch eine Gerberart mit prachtvollen Trauben weißer wohlriechender Blüten, aus deren klebrigem Milchsafte vielleicht Kautschuk zu gewinnen wäre, und eine *Articea*, vor der die Eingebornen große Furcht hegen, da das Berühren der Blätter einen schmerzhaften Ausschlag hervorbringt, besonders wenn die Haut feucht war. Bambusen und das wilde Zuckrohr sind sehr häufig; letzteres wird zum Dachdecken benutzt. Auch der wilde Ingwer wächst überall in den Wäldern. Die Baumfarne sind nicht so zahlreich wie auf Tahiti, erreichen aber eine bedeutendere Größe. Das verschiedenartige Laub der Palmen erteilt der Landschaft einen üppigen Charakter, und 100 Fuß lange Rottange (Flagellarien) durchschlängeln die hohen Baumkronen. Zwei verschiedene Arten des Mustatrußbaumes erregen die Aufmerksamkeit durch ihre in regelmäßigen Abständen quirlförmig hervorstehenden Äste¹⁾. — Im ganzen nähert sich der Charakter der Vegetation noch mehr dem ostindischen, als dies auf den Gesellschaftsinseln der Fall ist. Durch die zahlreichsten Arten (150) ist die Familie der Farne vertreten; Moose haben 100

¹⁾ Hartwig, a. a. O., S. 352.

Arten; auch die Gräser, Cyperen und Palmen sind reichlich. Neben diesen sind vorzugsweise Rubiaceen, Myrtaceen, Malvaceen und Leguminosen zu erwähnen. Vom Brotfruchtbaum werden mehr als 20 Spielarten angebaut. Orangen und Zitronen gedeihen in vorzüglicher Güte.

Außer Schweinen und Hunden bildeten Ratten und große Fledermausarten die einzigen einheimischen Landsäugetiere. Reichlicher vertreten sind die Vögel, unter denen 8—9 Arten Tauben die Hauptrolle spielen. — Das Meer wimmelt auch hier von der großen Menge der Fische, Mollusken und Zoophyten.

Die Samoer sind ein schöner Menschenschlag von hellolivbrauner Hautfarbe: die Männer schlank, stark, kühn, würdevoll und ernsthaft, die Frauen weniger schön wegen der etwas hämmigen Figur; doch findet man unter den jungen Mädchen viele hübsche Gesichter, die durch den Ausdruck der Schamhaftigkeit, der sich hier mehr als auf andern Inselgruppen findet, noch angenehmer erscheinen. Überhaupt sind die Gesichtszüge intelligent und anziehend, obwohl die Nase am Grunde etwas breit und der von vollen Lippen eingefasste Mund etwas groß ist.

Bei diesem polynesischen Stamme, dessen Seelenzahl in den ältesten Berichten sehr übertrieben wurde (selbst Williams schätzte sie noch auf 160 000), findet das bei den meisten andern so in die Augen fallende Zusammenschmelzen nicht statt, vielmehr ist die Zunahme der Bevölkerung unbestritten. Eine Zählung im Jahre 1853 ergab 33 900, dagegen wurden 1874 schon 36 800 gezählt. Davon kommen 18 000 auf Upolu.

Mit Unrecht waren die Samoer lange Zeit als ein wilder, barbarischer Menschenschlag verrufen. Nähere Bekanntschaft zeigt sie dagegen als harmlose, milde, freundliche und immer fröhliche Menschen. Zur Arbeit sind sie freilich ziemlich träge, doch sehr geschickt, und man kann nicht umhin, sie als geistvolles, jedenfalls als ein sehr bildungsfähiges Volk anzuerkennen. Überraschend ist ihre Höflichkeit im geselligen Verkehr, mit der sich Decenz in Worten und Werken verbindet, sowie eine gewisse Grazie und Anmut; auch ihre Reinlichkeit ist zu rühmen. Sie sind in hohem Maße gastfrei, freigebig und hilfsreich; dabei mutig und kampflustig; weniger diebisch als andre Polynesier, aber kindisch begehrlisch und trotz der erwähnten Schamhaftigkeit im Grunde sehr sinnlich und zur Unfittlichkeit neigend. Die vornehmen Frauen sollen davon eine vorteilhafte Ausnahme machen.

Ihr tägliches Brot vertritt der Taro, den sie auf verschiedene Weise zubereiten. Auch essen sie viel Bananen, die sie wohl auf einige Tage in die Erde graben, um sie nachreifen zu lassen. Selbstverständlich spielt die Kokosnuß und die Brotfrucht in ihrer Küchentunst eine namhafte Rolle. Letztere läßt man auch hier in Erdgruben gähren, um sie monatelang aufzubewahren (Masi). Schweinefleisch gibt es fast nur bei Festen, öfter Hühner und andre Vögel, Schildkröten und besonders Fische und Mollusken. Der früher so beliebte Hundbraten scheint abgekommen zu sein. Kannibalen waren die Samoer nie, wenn es

auch in den F
Prableret ein
ist Wasser, dar
wie bei ander
wird bei festli
hier werden die
Ofen mit heiß
Mittag und zu
mittags ist jed

Die alte u
Gürtel mit her
Einfluß des C
keineswegs aber
Von den Frauen
Stück Zeug mit
Die Männer sch
schlungen: an Sti
gnügen; doch si
Ziemlich allgem
Frauen, bei letzte
hundreds Mode n
die Frauen dage
umgekehrt; doch
wendet, mit Blu
noch bei älteren
Körper vom Unte

Ihre sehr n
fertigkeit. Sie
ausgebogenen G
Seite gesehen ein
die immer einen
selben wird von

„Es lag in eine
sich unter der Last d
schönen kreisförmigen
Die ihn beschattende
selbst hatten alle ei
der mit sehr feinen
Feuchtigkeit geschlägt,
genug, um mehrere
in ihrem Inneren g
scher Form gebaut u
europäischen Architek
waren durch Säulen
sauber gearbeiteten K
künstlich wie Fischsch
und niedergezogen w

1) Jetzt wird de
Dörfern finden.

Buchardt, Missions-Z.

auch in den Kriegen vorgekommen ist, daß einer aus Rachsucht oder Prahlerei ein Stück Menschenfleisch verschlang. — Ihr Hauptgetränk ist Wasser, daneben Kokosmilch; Branntwein hat nicht in dem Maße wie bei andern Polynesiern Eingang gefunden, aber der Kawatrank wird bei festlichen Veranlassungen noch immer gern genossen. Auch hier werden die Speisen von den Männern zubereitet, in den bekannten Öfen mit heißgemachten Steinen. Ihre Mahlzeiten nehmen sie um Mittag und zu Abend. Nur die letztere vereinigt die Familienglieder; mittags ist jeder für sich, wo er sich gerade befindet.

Die alte ungenügende Bekleidung der Samoer, die nur in einem Gürtel mit herabhängenden Cordylineblättern bestand, ist unter dem Einfluß des Christentums durch eine vollständigere ersetzt worden; keineswegs aber ist die europäische Tracht allgemein angenommen. Von den Frauen namentlich wird die tahitische Tiputa, das aus einem Stück Zeug mit Öffnung für den Kopf bestehende Oberkleid, getragen. Die Männer scheinen sich noch vielfach mit einem um die Hüften geschlungenen Stück Zeug, oder mit einem europäischen Hemd zu begnügen; doch sind auch Beinkleider in ausgedehntem Maße in Gebrauch. Nämlich allgemein angenommen ist der Strohhut bei Männern und Frauen, bei letzteren in der Form, wie er in Europa im Anfang des Jahrhunderts Mode war. Sonst trugen auch hier die Männer die Haare lang, die Frauen dagegen kurz geschoren; nach der christlichen Sitte ist's jetzt umgekehrt; doch wird noch immer viel Sorgfalt auf Kopfschmuck verwendet, mit Blumen, Stirnbändern u. dergl. Tatuierung ist meist nur noch bei älteren Leuten vorhanden; einst war bei allen Männern der Körper vom Unterleib bis zu den Knien mit bunten Mustern bedeckt.

Ihre sehr netten und zierlichen Häuser zeugen von hoher Kunstfertigkeit. Sie gleichen bei oblongem Grundriß mit halbkreisförmig ausgebogenen Giebelseiten einem umgekehrten Boote, oder von der Seite gesehen einem Bienenkorbe. Sie stehen in Dörfern beisammen, die immer einen höchst angenehmen Anblick gewähren¹⁾. Eines derselben wird von La Peyrouse folgendermaßen beschrieben:

„Es lag in einem Gehölz, oder vielmehr in einem Fruchtgarten, dessen Bäume sich unter der Last der Früchte beugten. Die Hütten standen rings um einen sehr schönen kreisförmigen Grasplatz her, der ungefähr 300 Fuß im Durchmesser hatte. Die ihn beschattenden Bäume verbreiteten eine wohlthuende Kühle. Die Hütten selbst hatten alle einen erhöhten Fußboden von ausgetretenen kleinen Kieselsteinen, der mit sehr feinen und zierlich gearbeiteten Matten bedeckt war und so, gegen die Feuchtigkeit geschützt, zugleich zur Schlafstätte diente. Die Hütten waren geräumig genug, um mehrere Familien beherbergen zu können, und es herrschte fast überall in ihrem Inneren große Reinlichkeit und Sauberkeit. Meist waren sie in elliptischer Form gebaut und mit so zierlicher Krümmung, wie man von dem geschicktesten europäischen Architekten nur irgend hätte verlangen können. Die Seitenwände waren durch Säulen gebildet, die etwa 5 Fuß von einander standen, aus sehr sauber gearbeiteten Baumstämmen gemacht waren, und zwischen denen feine Matten künstlich wie Fischschuppen einander deckten und durch Schnüre wie Vorhänge auf- und niedergezogen werden konnten. Das Dach bestand aus Kokosblättern.“ In

¹⁾ Jetzt wird derselbe noch erhöht durch die netten Kirchen, die sich in allen Dörfern finden.

einer Hütte ſand er zu ſeinem Erſtaunen ein geräumiges vergittertes Kabinett, das einen neuen rühmlichen Beweis lieferte, wie weit es die Inſulaner in der Baukunſt gebracht hatten¹⁾.

Jetzt werden zwar auf Samoa für die Häuptlinge und für europäiſche Anſiedler Häuser ganz in europäiſchem Styl gebaut und auch mit Möbeln nach europäiſchem Muſter ausgeſtattet, wobei die ſamo-iſchen Zimmerleute und Tiſchler eine große Geſchicklichkeit beweifen; im ganzen aber hat ſich der Häuſerbau nach alter Art biſher erhalten. Die hohen Dächer ſind gewöhnlich mit Zuderrohr gedeckt. Das Innere wird von einer Reihe von Mittelpfeilern getragen, zwiſchen denen ſich eine Art Herd befindet, auf dem abends ein Feuer von trockenen Koloſblätteru unterhalten wird, um durch den Rauch die Moſkiten zu verſcheuchen, ſowie zur Beleuchtung, für die ſonſt auch die auf Stäbchen geſteckte Aleuritesnuß gebraucht wird. Gelocht wird ſtets außerhalb. Zur Nacht wird für jede Perſon eine beſondere Stelle aus aufgehängten Matten hergeſtellt. Man ſchläft auf dem Boden, mit dem hölzernen Kopfkiffen, das Geſicht mit einem Stüde Zeug bedeckt.

Die hauptſächliche Beſchäftigung der Eingebornen iſt der Landbau, der aber bei der hochbegünſtigten Natur ihrer Inſeln keine große Ausdehnung gewonnen hat. Nur Tarofelder werden mit Sorgfalt angelegt und mit Mauern von Korallenfels gegen die Schweine geſchützt. Außerdem baut man noch Bananen, Zuderrohr, pflanzt Koloſpalmen, Brodfrucht bäume u. ſ. w. Das einzige Gerät, das ſie früher für den Landbau hatten, war ein ſpatenartiger Stod, 'Oſo genannt. Viehzucht war gering und beſchränkte ſich auf Schweine und Hühner. Mehr aber als andre Polyneſier lagen ſie der Jagd ob, die ſie nicht bloß zum Vergnügen betreiben. So jagen ſie in den Wäldern mit abgerichteten Hunden die wilden Schweine, was zuweilen nicht ungefährlich iſt. Dagegen iſt der ſehr beliebte Taubenfang nur ein Sport der Häuptlinge.

Mit dem unvermeidlichen Kawatrank wird das feſtliche Vergnügen eingeleitet. Dann ziehen die Verſammelten nach dem Fangplatze aus, einem runden freien Fleck im Walde, der ringsum mit Verſteden verſehen iſt, in denen die Häuptlinge je mit einem kleinen Käſcher an einer 10—12 Meter langen Bambusſtange Platz nehmen. Außerdem hat jeder einen mit größter Sorgfalt abgerichteten Lodoogel, der an eine 40—50 Meter lange Schnur gebunden iſt. Auf ein gegebenes Zeichen läßt jeder ſeinen Vogel fliegen. Sie umſchwirren eine Weile den Platz und bald finden ſich die wilden Tauben ein, die geſchickt mit den Käſchern eingefangen werden. Man benutzt dieſelben übrigens nicht zur Speiſe (früher wenigſtens waren ſie Tabu), ſondern zum Vergnügen. Man lehrt ſie von einem Stode wegfliegen und wieder dahin zurückkehren²⁾. „Eine gut eingeſchulte Taube wird von dem Eigenthümer mit demſelben Wohlgefallen zur Schau geſtellt, wie etwa bei uns ein mit überflüſſiger Zeit verſeher Junker oder Student am Lobe ſich ergötzt, welches den Künſten ſeines vortrefſlich abgerichteten Pudels geſpendet wird³⁾).

¹⁾ In der Mitte eines jeden Dorfes beſand ſich auf einem freien Platze (Malae das Gemeindegauſ, das zu Verſammlungen, zur Beherbergung von Fremden diente und Faletete genannt wurde.

²⁾ Ein ganz ähnliches Spiel treiben die Kinder in Flandern mit abgerichteten Sperlingen.

³⁾ Hartwig, a. a. D., S. 355.

Erſter

fang, bei dem nicht die verſchiedenſten erwidert werden, er nicht ſelten der Federbi

Da ziehen die mit einem ſich ausläßt und die Haifische um die Aufmerk zu klopfen. Sie er ſich auf dem ruhig in die See die Schlinge über ziehen die Männ iſt er ziemlich hü (tötet).

Die Boote einzelnen Bretter zu weiteren Bauart, durch ſind. Obgleich Beziehung den

Die Verſeher bereits beſch kommenheit wie ſind die höchſt geſchick geſlochte und Güte, je n oder zum Schla danusblättern g gut verfertigt. quetſchten Fleiſch Das Öl tröpfelſch nicht bloß für d Handel. In leſe Topra, verwen man die Haut a Weiſe wohlriech Schon in alter Knochen und Ha erſtaunlicher Kun

¹⁾ H. Oberländer angegeben.

²⁾ Der oben erri geographiſchen Land die Eingebornen, ſor Archipel kreuzten.

Ernstes und wichtiger ist der mit großem Eifer betriebene Fischfang, bei dem sie viel Geschick und Mut entwickeln. Wir zählen hier nicht die verschiedenen Methoden auf, welche mit den bereits erwähnten fast ganz übereinstimmen. Nur den eigentümlichen Haifischfang betrachten wir etwas näher. Trotz seiner Gefahren wird er nicht selten betrieben, da das Fleisch dieses Fisches als ein besonderer Lederbissen gilt.

Da ziehen die Fischer mit Kanoes aus, ein jedes mit 2—3 Leuten bemannt, die mit einem starken Seil ausgerüstet sind, das an dem einen Ende in eine Schlinge ausläuft und Abfälle von Fleisch trägt. An den Rand der Lagune (?) steuernd, wo die Haifische unter dem Schutze der Riffe liegen, werfen sie den Köder über Bord, um die Aufmerksamkeit eines Haifisches darauf zu lenken, und ihn mit dem Fraz zu foppen. Sie schauen dann ins Wasser, und wenn einer den Hai bemerkt, wie er sich auf dem Sande unter den überhängenden Felsen ausstreckt, so gleitet er ruhig in die See hinab, taucht mit dem Tau in der Hand unter, wirft dem Fisch die Schlinge über den Schwanz und steigt empor. Sobald er wieder im Vordr ist, ziehen die Männer an dem Haifisch, bis der Schwanz über Wasser kommt; dann ist er ziemlich hilflos, wird mit einem Ruck ins Wasser geschleudert und sofort getötet¹⁾.

Die Boote der Samoer sind alle sorgfältig und zierlich gebaut aus einzelnen Brettern, mit Auslegern versehen und mit Muscheln geschmückt. Zu weiteren Fahrten benutzen sie jetzt nur Fahrzeuge europäischer Bauart, durch welche die alten Doppellanoes ganz verdrängt worden sind. Obgleich die Samoer tüchtige Schiffer sind, stehen sie in dieser Beziehung den Tonganern nach²⁾.

Die Verfertigung der Rindenzeuge, hier Siapo genannt, ist in der bereits beschriebenen Weise üblich, ohne jedoch die gleiche Vollkommenheit wie auf andern Inseln zu erreichen. Um so rühmlicher sind die höchst geschmackvollen Matten, die von den Frauen mit großem Geschick geflochten werden. Es gibt deren von verschiedener Feinheit und Güte, je nachdem sie zur Kleidung, oder als Segel, zum Sitzen oder zum Schlafen gebraucht werden. Die feinsten werden aus Pandanusblättern gemacht. Auch Körbe, Stricke und Netze werden sehr gut verfertigt. — Kokosöl bereiten sie durch Auspressung des zerquetschten Fleisches der Nuß in einem mit Löchern versehenen Boote. Das Öl tröpfelt in darunter gestellte Gefäße. Sie benutzen dasselbe nicht bloß für den eignen Bedarf, sondern auch eine Zeit lang für den Handel. In letzterem wird jetzt jedoch wohl nur der getrocknete Kern, Kopra, verwendet. Der eigne Bedarf aber ist noch ziemlich stark, da man die Haut allgemein mit Öl einreibt, das dazu auf verschiedene Weise wohlriechend gemacht, auch mit Curcuma gelb gefärbt wird. — Schon in alter Zeit, als sie nur ihre Werkzeuge aus Basaltstein, Knochen und Haifischzähnen hatten, verfertigten sie manche Geräte mit erstaunlicher Kunstfertigkeit. So machten sie große hölzerne Schüsseln

¹⁾ H. Oberländer, Oceanien, II, 216. Leider ist dort die Originalquelle nicht angegeben.

²⁾ Der oben erwähnte Name Navigators Islands, der in die meisten unsrer geographischen Handbücher als Schifferinseln übergegangen ist, bezieht sich nicht auf die Eingebornen, sondern auf die europäischen Seefahrer, deren Kurse sich bei diesem Archipel kreuzten.

(Tanoa) aus einem Stück und wußten ihnen eine so vortreffliche Politur zu geben, daß sie mit dem feinsten Firnis überzogen zu sein schienen. Kleine Kästchen, Fächer und Kämme aus Kokosblattrippen, Fliegenwedel u. s. w., alles wird zierlich und geschmackvoll angefertigt. Es wurde schon erwähnt, wie geschickt sie jetzt auch Möbel und Geräte nach europäischen Mustern herstellen.

„Was die religiösen Vorstellungen¹⁾ der Samoer betrifft, so glaubten sie an Götter (Atu), deren sie zwei Klassen annahmen: die oberen ursprünglichen und die aus den Seelen der Vornehmen nach ihrem Tode entstandenen. Ein fester Unterschied zwischen beiden bestand jedoch nicht. Die ersteren, obschon die höheren, erhielten keine Verehrung mehr. Weiter zerfielen sie in 4 verschiedene Abteilungen: nationale, Distrikts-, Dorf- und Familiengöttheiten. Die nationalen, vom ganzen Volke anerkannten, umfaßten natürlich die oberen Götter, aber es gab auch unter ihnen vergötterte Häuptlinge (wie Fosi und Tiiti). Der angesehenste von jenen war Tangaloa, der Schöpfer der Welt und der Menschen, der im Himmel lebte, nächst dem seine Tochter Etna, die Vermittlerin zwischen ihm und den Menschen, Mafu'e, der Erzeuger der Erdbenen, Moso und Sepo, Kriegsgötter, Lesaa, die samoasche Ceres, Taäma und Tilafatiga, die besonderen Götter der Tatuiter u. Alle diese Göttheiten waren für den Kultus ohne alle Bedeutung. Die Erinnerung an sie hatten sich nur in den zahlreichen Mythen erhalten. Die übrigen Götter sind fast alle aus verstorbenen Vornehmen hervorgegangen. Die Distriktsgötter standen den Distrikten vor und sollten sich den Jhrigen in Meteoren zeigen, um ihnen in Kriegen ihren Willen kund zu thun. Die Dorfgötter standen den Dörfern vor und wurden bei allgemeinen Angelegenheiten derselben angerufen, auch jedes Kind wurde ihnen bei der Geburt geweiht. Die Familiengötter (Atu Fale) galten für im Hause des Familienvaters anwesend, und sollten durch diesen den Familiengliedern ihre Forderungen bekannt machen. Außerdem hatte jeder noch einen besonderen Gott, dem er Achtung und Verehrung schuldig war; denn bei der Geburt eines Kindes wurden die Namen der verschiedenen Götter laut ausgerufen; der, bei dessen Namen die Geburt erfolgte, galt als Gottheit des Gebornen.“

Bilder der Götter gab es nicht. Allgemein war der Glaube an die 'Etu', daß nämlich jeder Gott einen Gegenstand zu seinem temporären Aufenthalt wähle, der dann das Etn seines Verehrers war. Es waren dies Geräte aller Art, Steine, Pflanzen, Tiere, selbst einzelne Teile der letzteren (wie das rechte Bein oder der Schwanz eines Hundes). Diesen Etn erwiesen die Verehrer der Götter hohe Achtung. Sie mußten sich, wenn es Tiere oder Pflanzen waren, vor dem Genuß oder der Verletzung derselben hüten, weil sonst der erzürnte Gott in den Schuldigen einbringe und dadurch, daß er darin das Etn erzeuge, seinen Tod herbeiführe. Die geringe Verehrung der oberen Götter zeigte sich auch darin, daß sie keine Etn besaßen. Viele Götter hatten besondere Tempel, in denen sich gewöhnlich das Etn vorfand. So

¹⁾ Meinicke, II, S. 116 ff.

hatte jedes G
Hain, bei
sind die Aui
errichteten G
Gottheit Fale
jeder Gott, d
Priester des
Familiengotte
den Willen
Namen der G
der Distrikt
nach bestimm
haupt ein sol
fehlte, das Fe
bestanden beso
auf den Bode
die Opfernden
gebrachten Op
Opfern der G
Von bestimmt
das jährlich in
aller Art. In
Samoor auffal

„Der Gla
breitet. Es la
Sie hatte auch
die Speisen zu
gelegt werden.
Anbestung gew
in den Boden
man. Am W
der Fasa hieß
größere für die
war. Die Ur
trieben darin d
einem Hausen
die Oberwelt z
machen. Die
lotu hieß, und
stand unter eine
körper, unten e
der Vornehmen
der toten Häup
Samoor sehr an
ihrer Phantasie
Vorherverkündig

¹⁾ Pritschard,

hatte jedes größere Dorf seinen Tempel oder statt dessen einen heiligen Hain, bei kleineren vertrat das Faletete seine Stelle. Merkwürdig sind die Ruinen eines ganz nach dem Modell eines samoischen Hauses errichteten Gebäudes am Singangokusse bei Apia, die nach einer alten Gottheit Tale o Lefee heißen¹⁾. Priester, deren Amt erblich war, hatte jeder Gott, daneben aber war in jedem Dorfe der oberste Häuptling Priester des Dorfgottes, in jeder Familie der Hausvater der des Familiengottes; sie wurden von den Göttern inspirirt und thaten dann den Willen derselben kund, leiteten den Gottesdienst, forderten im Namen der Götter Opfer und setzten fest, wann die Familie, das Dorf, der Distrikt ein Fest feiern sollte. Der Gottesdienst bestand in Gebeten nach bestimmten Formulare; bei jedem Abendessen hielt das Familienhaupt ein solches, bei dem Kawa getrunken, oder, wenn der Trank fehlte, das Feuer zum helleren Brennen gebracht wurde. Die Opfer bestanden besonders in zubereiteten Lebensmitteln; Trankopfer wurden auf den Boden gegossen oder gen Himmel geschleudert, nachher nahmen die Opfernden an dem Genuß der Speisen teil. An den in Kriegzeiten gebrachten Opfern durften sich nur die Männer beteiligen. Auch das Opfern der Fingerringe (siehe unten unter Tonga) war Gebrauch. Von bestimmten regelmäßig wiederkehrenden Festen wird eines erwähnt, das jährlich im Mai gefeiert wurde mit Schmauserien und Spielen aller Art. In der Beobachtung der religiösen Ceremonien waren die Samoer auffallend streng und pünktlich.“

„Der Glaube an das Tapu (das hier Saa hieß), war allgemein verbreitet. Es lag diese Kraft in allem Göttlichen und den Vornehmen. Sie hatte auch hier die Folge, daß die damit Behafteten nicht selber die Speisen zum Munde führen durften. Sie konnte auch auf alles gelegt werden. Die damit belegten Obstbäume bezeichnete man durch Anbestung gewisser Gegenstände, oder indem man einen Speer daneben in den Boden steckte. — Auch an ein Leben nach dem Tode glaubte man. Am Westende von Savai'i lag der Eingang in die Unterwelt, der Fasa hieß: ein doppeltes rundes Loch in dem Felsen, wovon das größere für die Vornehmen, das kleinere für die Gemeinen bestimmt war. Die Unterwelt war der oberen nachgebildet, und die Toten trieben darin die Geschäfte der Lebenden, aber nachts wurden sie zu einem Haufen von Feuerfunken und es war ihnen dann gestattet, auf die Oberwelt zurückzukehren und ihren Angehörigen Mitteilungen zu machen. Die Vornehmen besaßen ihre besondere Unterwelt, die Pulo hieß, und in der sie allen Vergnügungen hingegeben lebten. Sie stand unter einem mächtigen Gotte Laveasileo, der oben einen Menschenkörper, unten einen Fisch- oder Schlangenleib hatte und mit den Seelen der Vornehmen in einem Palast wohnte, dessen Pfeiler aus den Leibern der toten Häuptlinge bestanden. Überhaupt war die Mythologie der Samoer sehr ausgebildet und gibt ein Zeugnis von der Lebhaftigkeit ihrer Phantasie. Allgemein war endlich der Glaube an Zauberer und Vorherverkündigungen durch Meteore sowie durch den Flug der Vögel.

¹⁾ Pritschard, Polynesian Reminiscences, p. 119 f.

Um Verbrecher zu ermitteln, wandte man eine Art Schwur auf ein heilig gehaltenes *Stu* an."

Was das häusliche Leben betrifft, so war Polygamie gestattet, doch hatten gewöhnlich nur die Häuptlinge mehrere Frauen. Sie wurden gekauft, und die Mädchen fügten sich ganz der Bestimmung der Eltern, so alt und unliebenswürdig auch der Käufer sein mochte. Die Häuptlinge entließen ihre aus niederem Stande genommenen Frauen sehr häufig wieder ohne Schwierigkeit. Solche durften sich hernach nicht wieder verheiraten¹⁾. Die Frauen aus edlem Geschlechte konnten nicht entlassen werden; ihnen waren die übrigen als Dienerinnen unterthan. Die Hochzeit wurde ohne religiöse Cerimonien auf dem *Malae* gefeiert. Williams beschreibt die des Oberhäuptlings (Maliotoa) folgenbermaßen:

Sie begann mit einem Festgesange, in dem die Thaten des Maliotoa und seiner Vorfahren gepriesen wurden. Ein Chor von Frauen, im Schatten eines edlen Baumes unweit des königlichen Hauses sitzend, führte diesen Gesang aus. Ihnen gegenüber, unter einem Broifruktbaume, saß die neugelaufte Braut, ein schlankes hübsches Mädchen von etwa 18 Jahren. Sie war in eine feine Matte gekleidet, die von den Hüften auf die Schenkel herabfiel; ein geschmackvoll gewundener Kranz schmückte ihre Stirn; ihr Oberkörper war mit wohlriechendem Kokosnussöl gesalbt und teilweise mit einer roten Farbe geätzt; zwei Ketten großer blauer Perlen hielten den Hals. Ihr ganzes Wesen war sanft und züchtig. Der Chor der singenden Frauen vergößerte sich von Viertelstunde zu Viertelstunde, indem immer neue Sängerrinnen ihnen sich zugesellten. Als endlich der Gesang schloß, ward ein eigener, sehr künstlicher Hochzeitstanz ausgeführt. Das *Kalele* war dazu mit Matten zierlich ausgelegt; vier Mädchen, mit Kränzen geschmückt, stellten sich einander gegenüber und führten dann den Tanz in langsamen, anmutigen Bewegungen aus, wozu die Braut ein Lied von den Thaten ihrer Väter nach einer feierlichen Weise sang; drei ältere Frauen, schlugen mit kurzen Stäben zu Tanz und Lied den Takt auf einer ausgepannten Matte und fielen zuweilen als Chor in den Gesang ein. Auch bei diesem Tange kam durchaus nichts von den schandbaren Dingen vor, die in den Aufführungen der *Areoi* auf andern Inseln nie fehlten. Zuletzt ward die Braut in feierlichem Zuge in die Wohnung ihres Gemahls geführt."

Auf Keuschheit vor der Ehe wurde bei den Töchtern der Gemeinen nicht gehalten, desto mehr bei den Edelen, welche die ihrigen streng von alten Frauen überwachen ließen²⁾. Im übrigen war die Stellung der Frauen auf Samoa überhaupt eine viel günstigere als auf andern Inseln. Es galt ihnen gegenüber eine feinere Sitte, wie solche auch sonst in den gesellschaftlichen Verhältnissen der Samoer zu Tage tritt, und sie hatten ein sorgloseres und bequemer Leben als bei den meisten andern Polynesiern.

Von den Kindern starben infolge nachlässiger und ungeschickter Pflege vor Einführung des Christentums nicht weniger als Zweidrittel, und noch jetzt ist die Sterblichkeit bis zum zweiten Lebensjahr eine sehr starke. Zwar waren die Samoer von jeher zärtlich für ihre Kinder und

¹⁾ Gewöhnlich verfielen sie der Prostitution und hielten sich in der Nähe des *Kalele* auf.

²⁾ Vor der Hochzeit fand bei ihnen eine Untersuchung statt, und eine Braut, die sich nicht als Jungfrau erwies, wurde auf der Stelle vom Vater oder den Brüdern getödtet.

thaten, we
von äußerl
die zahllose
nicht beben

Die Aus
von denen m
der sie verur
sang: „O M
er auf, schwa
niemand aber
Außer einem
gegessen hatte
Arzenei; jede
den Teil
Mittel dieser
stehende Zaub
widerte und
Krankheit den
Kranken weni
Deshalb ging
anzugeben wu
than, mochte
sie ein Stück
auf, so wies
zuwerfen.“ Z
kennen, namen
sonderes Unh
wünsungen
gegen den Kro
zum Beichtstul
wurden. —
Muschelschale
zu lassen. Be
mittel, Stiehu
Baumblatt, in
Kassanienholz,
herauszubringe
Einschnitt und
für die Krank
eingeheimischer
wurde sie von

Sah die
fernt wohner
Freund noch
der zu solche
wertvolle Sa
Hintritt dies
Sobald das
unbeschreibli
von den will
ihre Kleider,
in die Augen

¹⁾ Kinderr

thaten, wenn sie krank wurden, gern alles für sie; aber mit Ausnahme von äußerlichen Mitteln gegen Hautübel hatten sie keine Arzeneien gegen die zahllosen Kinderkrankheiten¹⁾. Überhaupt war die ärztliche Kunst nicht bedeutend.

Die Auszehrung nannten sie Moomoo, und es gab gewisse eingeborne Ärzte, von denen man glaubte, sie könnten die Krankheit oder vielmehr den bösen Geist, der sie verursachte, erlösen. Der Arzt setzte sich vor dem Patienten nieder und sang: „O Moomoo, o Moomoo! Ich bin im Begriff dich zu erlösen“; dann stand er auf, schwang seinen Speer über den Kopf des Patienten und verließ das Haus, niemand aber unterstand sich während der Zeremonie zu sprechen oder zu lächeln. Außer einem Brechmittel, das sie zuweilen einnahmen, wenn sie einen giftigen Fisch gegessen hatten, und einigen heilenden Säften kannten die Samoer keine innerliche Arznei; jede Krankheit aber hatte, wie in Ägypten, ihren eigenen Arzt. Den leidenden Teil des Körpers mit wohlriechendem Öl zu salben, war ein gewöhnliches Mittel dieser einheimischen Ärzte, wozu häufig noch aus einigen Waldblumen bestehende Zaubermittel kamen, die man in ein Stück einheimischen Kleidungsstoffes wickelte und oberhalb dem Patienten in das Dach steckte. Da man indes jede Krankheit dem Mißfallen eines besonderen Gottes zuschrieb, lag den Freunden des Kranken weniger an Arznei, als daran, die Ursache des Übels herauszubringen. Deshalb gingen sie denn zu dem Oberpriester des Dorfes, der unfehlbar eine solche anzeigen mußte, und was er ihnen vorschrieb, um dieselbe zu entfernen, ward gethan, mochte er nun verlangen, daß sie dem Gott ein Kanoe opfereten, oder daß sie ein Stück Land hergaben und verglichen. Legte er ihnen kein besonderes Opfer auf, so wies er sie wohl an, die Familie zu versammeln, zu beichten und auszuwerfen.“ Bei dieser Zeremonie mußte jedes Familienglied seine Verbrechen bekennen, namentlich wenn es etwa der Familie oder dem Kranken im Jorn ein besonderes Unheil angewünscht hatte, und zum Beweis, daß man alle diese Verwünschungen widerrufe, nahm man ein wenig Wasser in den Mund und spie es gegen den Kranken aus. So ward das Krankenbett eines geliebten Freundes oft zum Beichtstuhl, vor welchem lange verhehlte und empörende Verbrechen eingestanden wurden. — Die Wundarzneikunst beschränkte sich darauf, Geschwüre mit einer Muschelschale oder einem Haifischzahn aufzustoßen und ebenso auch am Arme Blut zu lassen. Bei entzündlichen Geschwüren waren Einreibungen mit Öl das Hauptmittel, Hiebwunden wusch man mit Seewasser aus und verband sie mit einem Baumblatt, in Wunden an der Kopfhaut blies man den Rauch von verbranntem Kastanienholz. Um den Widerhaken eines Speers aus einem Arm oder Bein herauszubringen, machten sie von der entgegengesetzten Seite des Gliedes einen Einschnitt und stießen gerade durch; ein Glied abzunehmen haben sie nie versucht. Für die Kranken that man alles Mögliche: man ließ es ihnen an keiner Art von einheimischer Speise fehlen, die sie verlangen mochten; bei Nacht oder bei Tag wurde sie von ihren Freunden herbeigeschafft, wenn es irgend anging.

Sah die Krankheit gefährlich aus, so schickte man Boten an entfernte wohnende Verwandte, damit sie Gelegenheit hätten, den sterbenden Freund noch bei Zeiten sehen und verabschieden zu können; jeder aber, der zu solchem Krankenbesuch kam, brachte eine feine Matte oder andere wertvolle Gaben mit zum Abschiedsgruße für den Sterbenden, nach dessen Hintritt diese Geschenke unter die Familienglieder ausgeteilt wurden. Sobald das Auge im Tod erstarrte, wurde das Haus ein Schauplatz unbeschreiblichen Wehklagens und Jammers, das man weithin hörte, von den wildesten Äußerungen des Schmerzes begleitet. Sie zerrissen ihre Kleider, rauchten sich das Haar aus, schlugen sich ins Gesicht und in die Augen, brannten den Leib mit kleinen spitzen Feuerbränden

¹⁾ Kindermord war auf Samoa nicht üblich; doch kam Abortion sehr häufig vor.

und zerschlugen sich den Kopf mit Steinen, bis das Blut lief. Etwa nach einer Stunde hörte das Geschrei ein wenig auf, und die Zurüstungen zu dem in diesem Klima bald notwendigen Begräbnis wurden getroffen. Die Leiche ward auf eine Matte gelegt und mit wohlriechendem Öl gesalbt, das man für das Gesicht, um das leichenhafte Aussehen zu mildern, mit ein wenig Gelbwurz färbte. Dann wurde der Leichnam mehrmals mit einheimischem Kleiderzeug umwunden und das Kinn mit einem kleinen Bündel desselben Stoffs aufwärts gestemmt, Gesicht und Kopf aber blieben unbedeckt, und der Leichnam war einige Stunden lang von den weinenden Verwandten umringt. War die Person an einer Krankheit gestorben, die schon einige andere Familienglieder hinweggerafft hatte, so öffneten sie den Leichnam, um die Krankheit zu suchen, und wenn sie irgend etwas Entzündetes fanden, so ward es herausgenommen und verbrannt, in dem Glauben, daß dies eine weitere Fortpflanzung der Krankheit auf andere Familienglieder verhindere. So lange ein Toter im Hause lag, ward unter demselben Dache nichts gegessen; die Familie hielt ihre Mahlzeiten außer dem Hause oder in einer andern Wohnung. Die, welche den Toten abgewartet hatten, durften ihre Speise nicht selbst berühren, sondern mußten sich füttern lassen, bei Strafe der Kahlköpfigkeit und des Verlustes der Zähne, womit ihr Hausgötze in solchem Fall sie bedrohte. Fasten war in solchen Zeiten gewöhnlich, und nur bei Nacht wurde dann etwas gegessen. Der fünfte Tag war ein Tag der Reinigung; Gesicht und Hände wurden im Wasser gebadet, und dann war man rein und konnte wieder essen wie gewöhnlich. Das Begräbnis fand gewöhnlich am Tage nach dem Tode statt, und alle nicht zu weit entfernten Freunde kamen dazu, Geschenke mitbringend, die am Tage nach der Beerdigung alle wieder so verteilt wurden, daß jeder für das, was er gebracht hatte, wieder etwas mit fortnahm. Vormalß wurde der Leichnam, nur die Hauptlinge ausgenommen, ohne Sarg begraben, jetzt aber ist es ganz gewöhnlich, daß man die Enden eines der Familie gehörigen Kanoes abschneidet und einen Sarg daraus macht. Der Leichnam wurde hineingelegt, das ganze wieder mit einheimischem Zeug umwunden und auf den Schultern von 4 oder 5 Männern zu Grabe getragen. Die Freunde folgten, aber in keiner besondern Ordnung, und am Grabe ging das Lamentiren und Wehklagen wieder an. Das Grab selbst war etwa 4 Fuß tief und so, daß der Kopf des Leichnams gegen Aufgang der Sonne und die Füße gegen Westen gelegt wurden. Die Kleidung, der Trinkbecher, das Kopfstücken und andere während der Krankheit des Verstorbenen in Gebrauch gewesene Dinge, sowie die Stäbe, mit denen man statt eines Spatens das Grab ausgegraben hatte, wurden mit hineingelegt, weil man meinte, daß, wenn andere sie in Gebrauch nähmen, Krankheit und Tod sich weiter ausbreiten würde. Über den Leichnam breitete man dann noch mehr Matten, darüber eine Lage von weißem Sand aus der Bucht, und endlich ward das Grab ausgefüllt. Die Unbegrabenen machten den heidnischen Insulanern große Unruhe, da sie glaubten, der Geist eines Ertrunkenen oder im Kriege Gefallenen, dem kein Grab geworden, gehe verlassen und trübsal umher.

Sie b
und meinte
falt!“ Sie
baren Seel
eine Person
konnte man
Ellen von i
den Boden
an: „O sei
Mannes er
sei der abge
einen Wiber
zog, worauf
den Erfolg
Schmetterlin
gewidelt, zu
mit aller ge
wirklich dari

Die
weil man
überall bei
Inseln zerf
bereits nar
biete alter
wahrscheinl
ihre Entstel
Distrikte ge
Missionsber
scheinen, da
fassen pfleg
Klassen, die
in mehrere
Familie ger
milie steht
Hauptlingen
und Weisige
sämtlichen
Würde eine
stärken, eine
Familie als
bewohnt ein
selben. Über
ling (Ali'i)
sind ihrer ne
auch gewisse
Anspruch an
Auch seine
diese auf se
lichen Angel

*) Meint

Sie bildeten sich ein, der abgeschiedene Geist belästige sie bei Tag und Nacht und meinten sogar, ihn im flüchtigen Tone rufen zu hören: „O wie kalt! o wie kalt!“ Sie hielten es für möglich, den abgeschiedenen Geist in irgend einer faßbaren Seelenwanderungsgehalt festhalten zu können. An der Ducht, in deren Nähe eine Person ertrunken, oder auf dem Schlachtfeld, wo eine andere gefallen war, konnte man eine Gruppe von 5 oder 6 Männern still dastehen sehen, und einige Ellen von ihnen saß ein anderer, der ein Stück einheimischen Kleidungszeugs auf den Boden vor sich ausgebreitet hatte. Dieser rief irgend eine Familiengotttheit an: „O sei gnädig gegen uns! Laß uns ohne Schwierigkeit den Geist des jungen Mannes erfassen!“ Das erste Ding, was sich auf dem Tuche zeigte, meinte man, sei der abgeschiedene Geist. Kam nichts, so wurde angenommen, der Geist habe einen Widerwillen gegen die betende Person, die sich deshalb nach einiger Zeit zurückzog, worauf ein anderer ihre Stelle einnahm, zu einem andern Gott betete und den Erfolg erwartete. Mit der Zeit kam endlich etwas, eine Heuschrecke, ein Schmetterling, eine Ameise, oder was es sonst sein mochte; es wurde sorgfältig eingewickelt, zur Familie und den versammelten Freunden gebracht und das Päckchen mit aller gebührenden Feyerlichkeit begraben, wie wenn der Geist des Abgeschiedenen wirklich darin saße.

Die politischen Verhältnisse der Samoer¹⁾ sind lehrreich, weil man an ihnen die Auflösung der staatlichen Ordnung, wie sie überall bei den Polynesiern eingetreten war, beobachten kann. Die Inseln zerfallen in Distrikte, von denen wir die drei auf Upolu liegenden bereits nannten; im ganzen gibt es ihrer zehn. Ob sie als die Gebiete alter Staaten zu betrachten sind, läßt sich nicht entscheiden, so wahrscheinlich es auch ist. Jedenfalls sind diese Abteilungen alt, wie ihre Entstehung (in Upolu) durch besondere Mythen erklärt wird. Die Distrikte zerfallen wieder in kleinere Bezirke, die mit dem, was in den Missionsberichten Dorf oder Stadt genannt wird, übereinzustimmen scheinen, da diese Benennung gewöhnlich mehrere kleine Weiler zu umfassen pflegt. — Die Bevölkerung zerfällt in zwei bestimmt geschiedene Klassen, die Gemeinden und die Vornehmen; die letzteren aber wieder in mehrere Abteilungen. Die Grundlage des Staates bildet was hier Familie genannt wird, deren mehrere ein Dorf ausmachen. Jede Familie steht unter einem Haupte (Tulafale), und diese sind außer den Häuptlingen die einzigen Grundbesitzer und dienen zugleich als Räte und Beisitzer der Häuptlinge. Ihre Würde ist erblich, doch besitzen die sämtlichen Familienglieder eine Art Ernennungsrecht und können die Würde einem andern als dem ältesten Sohne, ja, um die Familie zu stärken, einem ganz Fremden übertragen: ein Beweis, wie sehr diese Familie als ein politischer Verband zu fassen ist. Eine solche Familie bewohnt einen Weiler und ist gemeinsam im Besitz des Faletete desselben. Über den Tulafale steht der Vorsteher des Dorfes, der Häuptling (Ali'i) aus einer bevorrechteten Familie (in manchen Dörfern sind ihrer mehr als einer), der jedoch keine bedeutende Macht, wenn auch gewisse Vorrechte besitzt (Befreiung von Beiträgen zu Geschenken, Anspruch auf gewisse Leistungen der Tulafale, äußere Ehrenbeweise). Auch seine Würde ist erblich; allein ganz wie bei den Tulafale üben diese auf seine Ernennung einen großen Einfluß aus, und alle öffentlichen Angelegenheiten des Dorfes muß er mit den Tulafale beraten

¹⁾ Meintze, II, 119.

und beschließen. Mehrere Dörfer bilden zusammen einen Bezirk, dessen Vorsteher den Titel Tupu führt, aber in gleicher Weise wie die Ali'i die allgemeinen Angelegenheiten nur im Beirat aller Grundbesitzer entscheiden darf. Ganz in dem gleichen Falle sind die den Distrikten vorstehenden Häuptlinge, die Tui (Könige), die von dem Räte ihrer Tupu abhängig sind und über diesen steht noch eine höhere Würde unter verschiedenen Namen (Tamafainga, Malietoa), die für die Stellvertretung der ganzen Nation gelten kann, und dem angesehensten unter den Tui von Savai'i und Upolu zukommt, die sich auf der kleinen Insel Manono niedergelassen haben und von da aus den entscheidendsten Einfluß auf jene beiden größten Inseln und dadurch auf alle übrigen ausüben. Man bezeichnet diese herrschende Partei der Tui mit dem Namen Malo (Regierung) und nennt die von ihr unterworfenen Distrikte Va Ivai (die Besiegten)¹. Aber selbst diese vornehmsten Häuptlinge, denen äußerlich auffallende Ehrfurcht bewiesen wird (niemand darf sich ihnen anders als liegend oder knieend nähern, sie werden auf den Schultern ihrer Vasallen von Ort zu Ort getragen), hängen doch wesentlich von der Zustimmung und Anerkennung ihrer Untergebenen ab und wie viel unter diesen Umständen persönliche Eigenschaften wirken, ist von selbst klar². — In neuerer Zeit ist diese Verfassungsform durch den Einfluß des Christentums und der fremden Kolontisten, sowie infolge innerer Kriege wesentlich modifiziert. Die Macht des Malo von Manono ist ganz gesunken, und eine Regierung im Dorfe Molinu'u bei Apia gegründet, von ganz modern europäischem Zuschnitt, die aus einer Exekutive von 7 Häuptlingen und einem gesetzgebenden Räte der Häuptlinge besteht, der auch unter Mitwirkung der europäischen Konsuln eine Gesessammlung bekannt gemacht und eine Kopfsteuer eingeführt hat.

„Daß bei solchen Verfassungsformen an eine geordnete Verwaltung nicht zu denken ist, begreift man leicht. Die ganze Leitung der Angelegenheiten lag nicht in den Händen derjenigen, welche die Herrschenden zu sein schienen, sondern in denen ihrer Untergebenen, die sie zur Teilnahme an den Geschäften zu berufen gezwungen waren. Daher waren in Samoa die öffentlichen Versammlungen zur Beratung über Staatsangelegenheiten (Fono) von großer Bedeutung. Sie wurden auf dem Malae gehalten, auf dem die Distrikts- oder Dorfhäuptlinge gesondert in Reihen saßen. Die Nebner sprachen auf- und niedergehend, oder auf einen Stab oder Speer gestützt, mit dem Fliegenwedel in der Hand. Sie zeigten dabei ebensoviel Nebnertalent als Anstand und Würde. Zuletzt faßte der Leiter des Staats das Ergebnis der Beratung zusammen. Im übrigen leitete jede Abteilung des Volks, bis zur Familie herab, sich selbst, ohne irgend einem fremden Einflusse zu folgen. — Es gab von alters her feststehende Strafen für gewisse Ver-

¹) Bei den Kriegen, die Jahre lang Samoa beunruhigten, gelang es anderen Häuptlingen, diese einflußreiche Stellung zu erkämpfen, die sich nun als Malo bezeichneten, bis die alte Partei mit ihrem Anhang ihre Stellung zurück gewann.

²) Noch sei die Einrichtung erwähnt, daß dem Schwestersohne des Häuptlings eine weitgehende Macht eingeräumt ist.

gehen (Diebstahl). Auf Ehebruch flohen war, wurden Strafbarbarische Strafen die jetzt längst setzte die Strageführt.“

Bei den a die Kriegslust fand. Alle Er geboten, der in eingeleiteten B den Feind aus der Kriege fingen. Ihre Holz und so ge wurde, Speere denen sie zwei- Sicherheit war hat das Christen gehalten und ei

In ausgeh Vor allem sind gehalten werden schmücken. Mit gefungen. Die kommen auch k denen andrer A aus hohlen Stä habe verschieden unvollkommene

Das erfris wie auf Tahiti. Spiel gewidmet.

Beim Lupepie vor und streckt ban Rücken der Hand selbe Anzahl Finger Spiel aus¹). — A überstehenden Perso der Mimosa scand sie mit dem Rücken hat, hat gewonnen zahl Apfelstinen je t muß, so daß sie in ließ, hat verloren.

¹) Ganz etwas in Italien.

gehen (Diebstahl, Mord, Ehebruch, Beleidigung eines Häuptlings). Auf Ehebruch und Mord stand der Tod ober, wenn der Thäter geflohen war, Einziehung seines Vermögens und Verbannung. Sonst wurden Strafgebelb erlegt oder es kamen andre, zum Teil harte und barbarische Strafen in Anwendung (Aufhängen an den Weinen u. s. w.), die jetzt längst abgeschafft sind. Früher entschied der Häuptling und setzte die Strafe nach Willkür fest; jetzt sind Dorfrichter (Faiipule) eingeführt.“

Bei den ange deuteten Verhältnissen ist es nicht zu verwundern, daß die Kriegslust der Samoer oftmals Gelegenheit zur Bethätigung fand. Alle Erwachsene wurden von den Häuptlingen zum Kampfe aufgeboten, der in homerischer Weise mit einem durch prahlerische Reden eingeleiteten Zweikampf eröffnet wurde. Ofter noch aber suchte man den Feind aus dem Hinterhalte zu überfallen. Die traurigsten Folgen der Kriege sind die Zerstörung der Dörfer und Verwüstung der Pflanzungen. Ihre Waffen waren früher nur Keulen aus hartem, schwerem Holz und so geschärft, daß ein Schädel mit einem Hieb zerschmettert wurde, Speere mit dem Stachel des Rochen, und Schleudern mit denen sie zwei- bis dreipfündige Steine mit erstaunlicher Kraft und Sicherheit warfen. Jetzt haben sie Flinten und Kanonen; denn leider hat das Christentum bis jetzt die politischen Wirren noch nicht niedergehalten und einen bleibenden Frieden herstellen können.

In ausgedehntem Maße geht der Samoer dem Vergnügen nach. Vor allem sind Tänze beliebt, die gewöhnlich abends bei Mondschein gehalten werden und zu denen sich Männer und Weiber möglichst schmücken. Mit den Händen wird der Takt geschlagen, oder auch dazu gesungen. Die Lieder preisen meist die Thaten der Vorfahren; doch kommen auch lyrische vor. Die musikalischen Instrumente stehen hinter denen andrer Polynesier zurück und beschränken sich auf Trommeln — aus hohlen Stämmen oder gespannten Matten; auch werden Bambusstäbe verschiedener Länge auf Steine geschlagen — natürlich eine sehr unvollkommene Musik.

Das erfrischende Bad und die Siesta ist auf Samoa ebenso beliebt wie auf Tahiti. Viel Zeit wird von dem leichtlebigen Völkchen dem Spiel gewidmet.

Beim Lupeispiel hält der eine dem gegenüberstehenden Gegner die geballte Faust vor und streckt dann schnell eine beliebige Anzahl Finger aus, indem er mit dem Rücken der Hand auf die Matte schlägt. Zeigt der Gegner nicht augenblicklich dieselbe Anzahl Finger vor, so verliert er den einen Gang. Zehn Gänge machen das Spiel aus¹⁾. — Auch Tasolitupa wird von zwei auf einer Matte einander gegenüberstehenden Personen gespielt. Zwischen beiden liegt ein Häufchen Bohnen (von der Mimosa scandens). Jeder nimmt vier davon; wirft sie in die Luft und fängt sie mit dem Rücken der Hand auf. Wer auf diese Weise zuerst 100 Stück gefangen hat, hat gewonnen. — Tanefanua wird von 5—6 Personen gespielt, die eine Anzahl Apfelsinen je in die Luft werfen, die der andre wieder fangen und wieder werfen muß, so daß sie in steter Bewegung bleiben. Wer dreimal die Apfelsine fallen ließ, hat verloren. Sehr beliebt ist das Tuimuri, bei dem zwei Parteien in einem

¹⁾ Ganz etwas Ähnliches bildet einen beliebten Zeitvertreib des gemeinen Mannes in Italien.

Kreise einander gegenüberstehen, in dem eine an einem Bindfaden befestigte Apfelsine herumgeschwungen wird, die jeder der Mitspielenden beim Vorüberkommen mit einem spitzen Stäbchen aufzuspießen sucht. Die verschiedene Art, wie der eine oder andere nach seiner Gemüthsart sich dabei anstellt, trägt viel zur Belustigung der Gesellschaft bei. Die Partei gewinnt, welche zuerst 50 Treffer aufweist. Oft besteht der Preis in einem gebratenen Schwein, das von der verlierenden Partei gestellt, aber gemeinsam verzehrt wird. — Auch gibt es Wettspiele, wie das Pitia, bei dem sich ganze Dörfer betheiligen. Leichte Stäbe von Hibiskusholz, 10 Fuß lang und nur fingerdick, werden von zwei Parteien nach einer markirten Entfernung geworfen (25 Meter und weiter). Die Partei, welche zuerst 50 Würfe über die Marke thut, hat gesiegt. Auch hierauf folgt eine allgemeine Schmauserei auf Kosten der Besiegten. Auch Bogen und Ringen nebst andern Kraftspielen werden erwähnt, die jetzt wohl mehr in den Hintergrund getreten sein mögen.

Der alte Gruß des Nasendrückens ist durch das Schütteln der Hand verdrängt worden; doch pflegen sie noch dabei sich zu bilden, um den Rücken der letzteren mit der Nase zu berühren. „In der Unterhaltung sind sie überaus artig und höflich, und vermeiden sorgfältig alles, was als üble Vorbedeutung dienen könnte. Dant¹⁾ für ein Geschenk beweisen sie dadurch, daß sie dasselbe an den Kopf drücken, heftigen Ausbruch der Freude, wie andre Polynesier, durch Weinen. Zurückweisung eines Geschenkes gilt als große Beleidigung, Verletzung des Eigentums durch ein Messer oder Weil für eine noch größere. Grüne Zweige oder eine Kawawurzel sind Symbole des Friedens. Sie sitzen mit untergeschlagenen Beinen; diese auszutreten verzeiht man nur den Europäern. Es ist ein Zeichen der Ehrfurcht, in Gegenwart eines Höheren zu sitzen; daher erheben sich die Kirchgänger niemals während des Gottesdienstes. Sehr beliebt sind gemeinsame Reisen zu Besuchen von Bekannten (Malanga), auf denen sie einen großen Teil des Lebens hinbringen.“

Beim Handel bedienten sie sich anstatt des Geldes früher der Matten; jetzt werden europäische Zeuge gebraucht. An Stelle der früher viel eingeführten Glasperlen werden in neuerer Zeit mehr eiserne Geräte, Schießgewehre, Flaschen, Seife und Tabak begehrt. Ausgeführt werden Kopra, Arrowroot (aus *Arum esculentum*?), Schildpatt, Kofosfasern u. s. w.

Die Sprache der Samoer ist eine der sanftesten und fließendsten unter allen polynesischen²⁾, der tongaschen nahe verwandt. Statt r setzt sie l, statt h — s, statt der schwachen Aspiration k. Das g ist immer nasal. Bierzehn Buchstaben genügen, um sämtliche Laute der Sprache auszudrücken.

11. Die Mission auf Samoa.

Die Gründung der Mission auf den Samoainseln ist das Werk des rastlosen Südseepostels John Williams. Während seines Aufenthaltes auf Karotonga hatte er unter andern auch jene Inselgruppe bereits bestimmt ins Auge gefaßt. Seine ängstliche Gattin

¹⁾ Die Samoer sind die einzigen Polynesier, die in ihrer Sprache ein Wort für „Dant“ haben.

²⁾ Die Tahitier lernen unsre Sprache nicht,“ sagen die Samoer, „ihre Kinnbäden sind zu steif.“

konnte lang
baren ziehe
ward und
er in seinen
7 polynesisch
selbst noch
geblich Nue
den Method
andere Inse
von Savai'i
unglücklicher
Seine Frau
neigt. Jetzt
zulehren un
sorgnis hegt
das Schiff d
ersten Eing
Kunde, daß
Entzückt spr
devolo! (De
das Lotu an
zu landen, m
Ducht (wahr
war, wies
setzte ihnen a
rühmte die
Zeitliche. A
mehrere Ort
Savai'i züch
rächen. Sei
Missionare f
Freundschaft
Kind. Nach
Ankömmlinge
aber noch rü
kleidet, erschie
tieffter Chrsu
tabitisches M
hagen hüllte.
Upolu aufzug
Verwandten
wolle er ein

Am frühern
einem geschänd
nicht ausgegan
und brachten di

¹⁾ Vergleich

konnte lange keine Freubigkeit finden, ihn nach jenem Lande der Barbaren ziehen zu lassen, bis ihr Sinn durch eine Krankheit geändert ward und sie ihm selbst zuredete. Es war am 24. Mai 1830, als er in seinem selbstgebauten „Friedensboten“ mit Missionar Barff und 7 polynesischen Lehrern Raiatea verließ. Über die Herveyinseln, wo selbst noch einige Lehrer von Aitutaki mitgenommen wurden, und vergeblich Niuë berührend¹⁾, kam er zunächst nach Tongatabu, wo er von den Methodistenmissionaren brüderlich aufgenommen wurde und einige andere Inseln des Archipels besuchte. Er fand dort einen Häuptling von Savai'i, namens Fauea, der sich seit 11 Jahren (ebenfalls infolge unglücklicher Kämpfe aus seinem Vaterlande vertrieben) dort aufhielt. Seine Frau hatte sich bekehrt; er selbst war dem Evangelio (Totu) geneigt. Jetzt versuchte er mit dem Missionschiff in seine Heimat zurückzukehren und versprach ihnen allen Vorschub zu leisten. Große Besorgnis hegte er jedoch vor dem Oberhäuptling Tamafaiinga. Als aber das Schiff am 22. August sich dem Ufer Savai'i näherte und die ersten Eingebornen an Bord kamen, wurde er überrascht durch die Kunde, daß jener, sein Feind, 10 Tage zuvor ermordet worden sei. Entzückt sprang er auf Williams los mit dem Ausruf: *Ua mato le devolo!* (Der Teufel ist tot!) und verhiess, ganz Savai'i würde nun das Totu annehmen. Bei Sapapali'i, an der Westküste, gedachten sie zu landen, mußten aber widrigen Windes halber zuvor in einer kleinen Bucht (wahrscheinlich der von Palauli) vor Anker gehen. Da Sonntag war, wies Fauea die zum Verkaufen kommenden Insulaner zurück, setzte ihnen aus einander, was die Missionare für Leute wären und rühmte die Vorteile des Christenglaubens — allerdings meist fürs Zeitliche. Als man am folgenden Dienstag weiter fuhr, sah man mehrere Ortschaften in hellen Flammen stehen. Der Malietoa von Savai'i züchtigte die Bewohner, um den Tod des Tamafaiinga zu rächen. Sein jüngerer Bruder, Tamalelangi, begrüßte indessen die Missionare freundlich wegen der seinem Verwandten Fauea bewiesenen Freundschaft und gestattete die Ausschiffung der Lehrer mit Weib und Kind. Nachmittags kam auch Malietoa, dem man Botschaft über die Ankömmlinge gesandt. Ein hochgewachsener Krieger, 65 Jahre alt, aber noch rüstig und schön, nur mit einem schmalen Blättergürtel bekleidet, erschien er am Bord des „Friedensboten“, wo Fauea ihn in tiefster Ehrfurcht begrüßte. Die Missionare aber schenkten ihm einen tahitischen Mantel, in den er sich, da es kühl war, mit sichtlichem Behagen hüllte. Er versprach die Lehrer zu schützen; aber den Krieg mit Upolu aufzugeben, konnte er nicht bewogen werden: er müsse seinen Verwandten rächen. Doch sollte dies sein letzter Krieg sein; danach wolle er ein Diener Jehovas werden.

Am frühen Morgen des folgenden Tages ließ Malietoa die Missionare auf einem geschmückten Boote ans Land nach Sapapali'i holen, und da die Sonne noch nicht aufgegangen war, zündeten die Eingebornen große Feuer auf dem Ufer an und brachten die Fremdlinge in prachtvollem Fackelzug nach dem königlichen Palast,

¹⁾ Vergleiche oben S. 198.

während eine dichte Masse mit Speeren bewaffneter Krieger ein Spalier für sie bildete und die von allen Seiten sich herzubringende Volksmenge abwehrte, die selbst auf die Felsbäume kletterte, um die Ankommenden zu sehen. Als Williams unterwegs gegen Tamalelangi, ihren Führer, über Müdigkeit klagte, ward er alsbald von einer Anzahl kräftiger Jünglinge eine Viertelstunde weit auf den Armen getragen und endlich vor dem Könige auf eine für ihn bereit gelegte Matte niedergelegt. Malietoa hieß die Brüder willkommen auf Savai'i, bot ihnen sein eignes Haus zum Quartier an (was sie jedoch ausschlugen und lieber in der Hütte ihrer mitgebrachten Lehrer blieben), und bat sich für sein Gebiet vier Lehrer aus, während Tamalelangi die andern vier in seinen Schutz nahm. Vor einer großen Volksmenge, die sich versammelt, um der Zusammenkunft Malietoa's mit Le Alii Papalang (den fremden Königen) beizuwohnen, erfolgte die feierliche Vorstellung, Übergabe und Annahme der Lehrer, wobei Williams versprach, übers Jahr wiederzukommen, und wenn er alles nach Wunsch fände, einen englischen Missionar zur Weiterführung des Werkes der Lehrer zu bringen. Darnach ließ er die für Malietoa und seinen Bruder bestimmten Geschenke auspacken, wovon der König jedes einzelne Stück nahm, es auf seinen Kopf legte und bei jedem von neuem sagte: Faafetai! Faafetai! (ich danke, ich danke!), übrigens aber versicherte, daß er von den Missionaren noch viel mehr halte, als von ihren schönen Geschenken. Er sei zwar von jeher ein großer Mann gewesen, aber heute fühle er sich größer, denn je zuvor, weil zwei große englische Häuptlinge gekommen seien, um seine Bekanntschaft zu machen und ihm Liebe zu erweisen. Am Ende entstand noch ein edler Wettstreit zwischen beiden königlichen Brüdern, indem Tamalelangi die ihm zugetheilten Geschenke seinem älteren Bruder Malietoa brachte mit den Worten: „Ich konnte nicht erwarten, daß mir ein besonderes Geschenk zu teil werden würde, vielmehr glaube ich, daß alles dein gehört. Du bist mein älterer Bruder, und es macht mir Freude, wenn du annehmen willst, was du glaubst, das mir gehöre.“ „Nein, Bruder!“ fiel ihm Malietoa ins Wort, „diese Alii Papalang haben es dir gebracht; es gehört dir zu, du mußt es behalten.“

Vor der Abreise wurde den Missionaren noch reichlicher Proviant aufs Schiff geliefert, darunter 15 Schweine. Auch Matatau, der König von Manono, ein riesenhafter Mann, fand sich ein, um Lehrer zu erbitten. Leider mußte er bis übers Jahr vertröstet werden. Unter dem vielstimmigen „Alofa“ segelten die Missionare nach bewegtem Abschied von den Lehrern ab, indem sie den Matatau nach Manono geleiteten, und ihn durch zahlreiche kleine Geschenke erfreut ans Land setzten. Voll Dank über die auf Samoa geöffnete Thür kehrte Williams über die Hervey- und Australinseln nach Raiatea zurück.

Erst 1832 konnte Williams von Karotonga aus seinen Besuch der Samoagruppe wiederholen, in Begleitung des Königs Mafaea. Diesmal berührte er zuerst Manu'a, wo er freudig überrascht wurde durch die gelegentliche Nachfrage der Eingebornen, ob dies das von ihnen längst erwartete Religionschiff sei? Einige vom Sturm verschlagene Hawaianaer hatten hierher die Kunde des Evangeliums gebracht, und bereits war ein Kirchlein erbaut, in dem man nach ihrer Anleitung Gottesdienst hielt. Auch auf Olofenga bat ihn der alte Häuptling bringend um einen Lehrer, obwohl er an jenem Tage zum ersten Male etwas vom Christentum hörte und versprach seinen Kriegerspeer zu zerbrechen, wenn seine Bitte erfüllt werde. Diesmal war dies leider nicht möglich, denn der einzige Lehrer, den Williams bei sich hatte, war für Manono bestimmt. — Weiter ging die Reise nach Tutuila. Ein Eingeborner dieser Insel, der auf Manu'a einigermassen mit dem Lotu bekannt geworden, befand sich am Bord und wies den Weg nach der Leonebai, nachdem an der östlichen Küste von einem dort

angesiedelten
sowohl wurd
freudig über

Ein Insu
sagte, es gäbe
den Strand vo
die Massacreba
ins Wasser und
Der Missionar
rief: „Wir sin
großer Häuptlin
nach Savai'i g
gelassen habe.
der Rückkunft o
besonders, jeder
schiede von den
groß. Auf sein
weißen Abzeich
und leitete den
war. Er sahre
Stück Religion
einen Mann, de
setzen muß, sie
zeichnen, verspr
einen Lehrer er
schlagen zu müß
eines andern Di
Savai'i mitgebr
Bord kommend
als wären sie ei
tagitisch, halb sa
in gebrochenem
Blüher und ant
kommen.

Auch auf
das Religions
Matrosen, die
langen der In
geredet. Vor
er seinen Lehre
jezt bin ich gl
die Fahrt nach
bottschaft durch
Lehrer kommt!

Auf Savoa
bestimmte Frist
des Wiedersehen
fand. Über B
lietua, sein Br
des Distrikts h

1) Vergleich
2) „Himmelst
der Vorstellung, d

angefielten Engländer vernommen, daß blutiger Kampf herrsche. Umso mehr wurde Williams durch seine Erlebnisse an der genannten Bai freudig überrascht.

Ein Insulaner, der an Bord kam, nannte sich einen „Sohn des Wortes“ und sagte, es gäbe deren mehr in seinem Distrikte. Als Williams darauf beim Landen den Strand voll Bewaffneter sah und abgerte (es scheint, daß er die Leonebai für die Massacrebai hielt¹⁾), ließ der Häuptling Amoamo seine Leute zurücktreten, sprang ins Wasser und hielt das Boot fest mit den Worten: „Sohn, willst du nicht landen?“ Der Missionar erwiderte, er habe vernommen, daß sie wilde Leute seien; jener aber rief: „Wir sind nicht mehr wild, wir sind Christen!“ Dann erzählte er, daß ein großer Häuptling vom Lande der Papalangi²⁾, namens Wiriamu, vor 20 Monaten nach Savai'i gekommen und dort einige Tamasailotu (Religionsmacher) zurückgelassen habe. Dort hätten mehrere seiner Leute das Wort gelernt und hätten nach der Rückkunft andre seines Volkes unterrichtet. Diese, etwa 50 an Zahl, standen besonders, jeder mit einem weißen Tuch um den Arm als Abzeichen, zum Unterschiebe von den Heiden. Als sich Williams nun zu erkennen gab, war die Freude groß. Auf seine weiteren Nachforschungen trat einer von den Leuten mit dem weißen Abzeichen hervor und erzählte: er sei bei den Religionsmachern gewesen und leite den Gottesdienst, für den eine etwa 100 Menschen fassende Hütte errichtet war. Er fahre jede Woche einmal in seinem Boote nach Savai'i und hole ein Stück Religion, das er seinen Landsleuten mitteile. Nun bat er: „Gib uns einen Mann, der voll ist von Religion, damit ich nicht immer mein Leben daran setzen muß, sie so weit her zu holen.“ Amoamo hatte noch nicht das Christenzeichen, versprach jedoch sogleich ein Eiskist (Gläubiger) werden zu wollen, wenn er einen Lehrer erhielte. Es war schmerzlich, auch diese Bitte vor der Hand abzulegen zu müssen. — Auf dem Schiffe war inzwischen bei Malea der Häuptling eines andern Distrikts eingetroffen, der gleichfalls berichtete, wie er das Wort von Savai'i mitgebracht habe, und um einen Lehrer bat. Als Williams wieder an Bord kommend seine Angaben noch bewieselte, hielt er seine Hände vors Gesicht, als wären sie ein Buch, und sagte einen Abschnitt aus der tahitischen Bibel, halb tahitisch, halb samoisch her; dann rief er: Lasset uns beten! kniete nieder und betete in gebrochenem Tahitisch das Vaterunser. Williams gab ihm tief bewegt ein paar Bänder und andre kleine Geschenke und versprach auf der Rückreise wieder zu kommen.

Auch auf Upolu fand man schon „Söhne des Wortes“, die auf das Religionsschiff warteten, zugleich aber zwei entlaufene englische Matrosen, die im schändlichen Eigennutz und allerlei Sünden das Verlangen der Insulaner ausbeuteten. Ihnen wurde scharf ins Gewissen geredet. Vor Manono begrüßte sie der erfreute Matetau, der, als er seinen Lehrer Teava sah, ausrief: Leilei, leilei; lava (gut, gut; jetzt bin ich glücklich). Da es aber Sonnabend war, setzte Williams die Fahrt nach Sapapali'i fort, während jener mit der lauten Freudenbotschaft durch die Brandung schwamm: „Williams, der versprochene Lehrer kommt!“

Auf Savai'i waren die Lehrer schon sehr besorgt gewesen, da die bestimmte Frist längst verstrichen war. Um so größer war die Freude des Wiedersehens, die in einem vollen Thränenstrome ihren Ausdruck fand. Über Bitten und Verstehen günstig lauteten ihre Berichte. Malietoa, sein Bruder, die andern Häuptlinge und fast alle Bewohner des Distrikts hätten das Christentum angenommen; eine 700 Zuhörer

¹⁾ Vergleiche oben S. 206 u. 202.

²⁾ „Himmelsdurchbrecher“, so nennt man in ganz Polynesien die Weißen, in der Vorstellung, daß sie durch das Gewölbe des Horizonts hineingebrochen seien.

fassende Kirche war im tahitischen Styl gebaut, mit Zuderrohr gedeckt. Sie sei immer gefüllt; nach 30 Punkten hin hätte man die Saat des Evangeliums ausbreiten können. Am andern Morgen predigte Williams vor der dicht gedrängten Schar, die „mit ausgestrecktem Nacken und offenem Munde“ das verkündigte Wort verschlang. Erst um Mittag kehrte der auf Laubensfang abwesende Malietoa zurück, schon in seinem Äußeren völlig umgewandelt — er trug ein weißes Hemd, eine Weste, dazu statt der Beinkleider eine schöne Matte. Er begrüßte Williams und Makea auf das herzlichste. In einer weiteren Versammlung sprach auch Malietoa und erklärte, er wolle sich keine Ruhe gönnen, bis das ganze Land von dem Worte Jehovahs bedeckt sei. Makea erzählte in lebendiger Weise von der Belehrung seines Volkes und dem Segen des Christentums. Am liebsten hätte man Williams ganz da behalten. Er versprach jedoch nach England zu reisen und ihnen Missionare zu verschaffen. Am Schlusse der Versammlung sollte Williams, auf des Königs Veranlassung, das, was einem Christen verboten (Saa = Tabu) sei, bezeichnen. Als Hauptpunkte, die sie meiden mußten, zeigte er diesen noch schwachen Kindern zunächst nur Krieg, Rache, Ehebruch, Stehlen, Lügen und Trügen.

In einer ruhigen Stunde ließ sich Williams später von den Lehrern ihre bisherigen Erlebnisse auf Savai'i erzählen, die Belehrung des Erstlings der Christen auf dieser Insel, die Losjagung des Malietoa und seiner Familie vom Götzendienste u. a., und nachdem er dann die arbeitslustigen Eingebornen beim Zimmern eines Missionsbootes und beim Bau einer neuen, geräumigen Kapelle angestellt, machte er sich, von Makea und einigen der Lehrer begleitet, zu einer Wanderung nach den übrigen Ortschaften der Insel auf, deren mehrere reizend gelegen und sehr nett gebaut waren. In dem 3 Stunden von Sapapali'i entfernten und von zwei jungen, dem Christentum sehr geneigten Häuflingen regierten Amoa, dessen Einwohner ein Bethaus errichtet und sich sämtlich zum Unterricht im Christentum vereinigt hatten, begrüßte ihn eine von ferne kommende Deputation von etwa 70 Frauen und Mädchen mit allerlei Geschenken, von einer Häuflingsfrau angeführt, der die Lehrer das Zeugnis gaben, daß sie einige Zeit auf der Missionsstation zugebracht habe und äußerst fleißig im Unterricht gewesen sei. Später sei sie zu ihrer Niederlassung, zwei Stunden von hier, zurückgekehrt, habe alle Frauen ihres Distrikts zusammengerufen und diese durch ihre Erzählungen bewogen, ihrem Beispiel zu folgen und den heidnischen Gebräuchen den Abschied zu geben. So oft nun der kleine Vorrat ihrer Erkenntnis zu Ende sei, komme sie zu der Station zurück, sammle sich begierig neue Schätze der Erkenntnis ein und trage dieselben sorgfältig zu ihren Freundinnen zurück; auch habe sie ein Bethaus in ihrem Orte aufgerichtet, wo sie bisher in Ermangelung eines Lehrers selbst den Gottesdienst gehalten habe. Auf dem Wege nach der Niederlassung Malawa, zwei Stunden vom Seeufer, kamen Williams und seine Begleiter auch durch ein Ruibevolo oder „Teufelsdorf“, wie die Eingebornen selbst die noch heidnischen Dörfer im Gegensatz zu den christlichen nannten, wie denn auch ein hier angerebeter Mann sich als Fakabevolo (Mann des Teufels)

bezeichnete. galoa nicht begrüßt, mit und recht sich getragenen Gedanken den Besuch u. a.: „Ich Gedanken begehren ist, nicht ein ein.“

Als endlich sehr betrübt, Abschiedslieder Geleitet, da die mit dem er in Hand zu reich Matetau überboten zum Ge-

Im Hause besserung. W daß sich auch Hier erhielt er der nach seine Reppelinsel ver diese Insel das selbe, um die noch zweimal bessern, und fe

Die Erfolge Natürlich darf tums in jener barkeit der alt führten die tiefsten Bedeutu

In Engl wurde, gelang e Juni 1836 auf Punkte des Arch Arbeiten findet erst aus den Samoamission. dem schönen Mi gebrechlichen „E

¹⁾ überhaupt seit 1833–38 sehr viele seit 1834 schon Mission von den stilleren

Burthard, Mission

bezeichnete. In Malawa ward Williams von dem Häuptling Tan-galoo nicht mit Nasenreiben, sondern mit einem herzlichen Händedruck begrüßt, mit Lebensmitteln reich beschenkt, und konnte in der geräumigen und recht stattlichen Kapelle einen vom Gebetsgeist der Versammelten getragenen Gottesdienst halten. Der Häuptling selbst fühlte sich durch den Besuch des „großen Religionshäuptlings“ sehr geehrt und sagte u. a.: „Ich bin jetzt ein Diener Jehovas; mein Herz und meine Gedanken brennen in Liebe zu dem guten Wort, und mein aufrichtiges Begehren ist, daß dasselbe bald durch das ganze Land laufen und daß nicht ein einziger Fataldevolo übrig bleiben möge.“

Als endlich der Tag der Abreise herannahte, war ganz Sapapali'i sehr betrübt, und die Weiber sangen bei ihren Tänzen improvisirte Abschiedslieder. Bei Manono gab Malietoa dem Missionar das Geleit, da dieser ihn allerdings nicht ohne Mühe bewog, dem Matetau, mit dem er in verdräulichen Streit geraten war, zur Versöhnung die Hand zu reichen. Das Versöhnungswerk gelang; Teava wurde dem Matetau übergeben. Dann knieten alle auf dem Verdeck des Friedensboten zum Gebete nieder und schieden von einander.

Im Hafen von Apia auf Upolu bedurfte das Schiff einer Ausbesserung. Bei seinem Aufenthalte dort hatte Williams die Freude, daß sich auch der dortige Häuptling für das Christentum entschied. Hier erhielt er die Nachricht, daß einer von den Lehrern auf Savai'i, der nach seiner Heimath Kurutu gereist, auf der Rückreise nach der Reppelinsel verstorben sei. Dadurch war auch auf diese Insel das Evangelium gekommen. Williams berührte nun dieselbe, um die hinterbliebene Witwe des Lehrers abzuholen, mußte dann noch zweimal auf den Tongainseln anlegen, um sein Schiff auszubessern, und kehrte 1833 über Karotonga glücklich nach Raiatea zurück.

Die Erfolge auf den Samoainseln waren über alles Erwarten. Natürlich darf man sich jedoch von den dortigen Anhängern des Christentums in jener Zeit keine zu hohen Vorstellungen machen. Die Unhaltbarkeit der alten Zustände und das Verlangen nach etwas Neuem, führten die Bevölkerung dem Evangelio zu, ohne daß sie von der tiefsten Bedeutung desselben eine rechte Ahnung hatten.

In England, wo Williams überall mit Begeisterung begrüßt wurde, gelang es ihm, für Samoa 6 Missionare zu erhalten, die im Juni 1836 auf Upolu landeten und sich von dort auf verschiedene Punkte des Archipels verteilten. Über ihre Niederlassung und ihre ersten Arbeiten findet sich leider nichts Näheres in den Quellen¹⁾. Wir hören erst aus den Berichten über Williams nächsten Besuch etwas von der Samoamission. Erst im Jahre 1838 verließ er sein Vaterland mit dem schönen Missionschiff „Camden“, das nun an die Stelle seines gebrechlichen „Friedensboten“ treten sollte. — Am 24. November

¹⁾ Überhaupt sind unsere Quellen über die Mission auf Samoa in den Jahren 1833–38 sehr lückenhaft. Nach dem Basler Missionsmagazin 1863 S. 52, wäre seit 1834 schon Missionar Platt auf den Inseln gewesen und 1836 Missionar Barff von den östlicheren Gruppen den jungen Missionaren zu Hilfe gekommen.

ankerte er in der reizenden Bai von Pangopango auf Tutuila, wo Missionar Murray stationirt war, der den erfreulichen Bericht erstatten konnte, daß fast keine Heiden mehr auf der Insel zu finden seien. In einer der Versammlungen, in welchen auch einige Eingeborne ihre „kleinen Reden“ hielten, sagte ein Häuptling, daß ein alter Mann verkündigt hätte, bald nach seinem Tode werde ein großer Häuptling der Weißen erscheinen und ihnen eine neue Religion bringen. Kurz vor Williams' erstem Besuch war jener Mann gestorben. „Jetzt ist die Weissagung erfüllt,“ sagte der Häuptling, indem er auf den Missionar wies. An der Leonebai hatte Missionar Barnden gearbeitet, und Amoamo, der ein treuer Christ geworden war, hing mit ganzer Seele an ihm. Neben dem alten Kirchlein befand sich ein neues Gotteshaus im Bau, das 1500 Personen fassen konnte. Barnden sollte fortan bei der Presse zu Apia thätig sein¹⁾. Sein Abschied wollte dem Häuptling das Herz brechen.

Weiter segelte der „Cambden“ nach Upolu, wo Missionar Mills zu Apia mit einer großen Schar Eingeborner die Reisenden mit Freuden empfing. Die auf dem von schweren Kriegen erschütterten Upolu eingetretenen Veränderungen waren außerordentlich. Es gab bereits 10 große und mehrere kleine Kirchen auf der Insel. Die Kämpfe waren beigelegt, überall gab sich das dringende Verlangen nach Lehren kund. Weit und breit fand man schon eine bewundernswürdige Fertigkeit im Lesen. In den meisten Häusern war tägliches Gebet Sitte geworden; aber es gab auch schon manche tiefer erweckten und aufrichtig belehrten Seelen. Die Missionare hatten alle Hände voll zu thun. Der zweite Missionar, Heath, hatte allein für gegen 12 000 Menschen zu sorgen, die 12 Meilen längs der (Süd-) Küste wohnten. Williams ließ sich durch diese Verhältnisse bewegen, selber seinen Sitz auf Upolu zu wählen (statt auf Karotonga). Eigentlich freilich war es nur für seine Familie, da er selbst sich rastlos zu den westlichen Inseln gezogen fühlte. Doch blieb auch er einige Zeit in Fasootai (4 Meilen westlich von Apia), zur unendlichen Freude der dortigen Eingebornen. Hier errichtete er ein Missionshaus für inländische Lehrer, eine Schule etc., und besuchte von hier die übrigen Stationen der Samoainseln. Auf Savai'i war schon 1837 eine Gemeinde gebildet, indem 12 Erwachsene und 11 Kinder getauft wurden. Mit der Taufe war man damals noch sehr vorsichtig; später wurde sie den bittenden Scharen in weiterem Maße gewährt.

Im Oktober 1839 wurde Williams vom Missionar Pratt auf Fasootai abgelöst; und nun zog er nach Westen, wo er bald auf Erromanga die Märtyrerkrone finden sollte. Die Samoer waren eben aus den Banden des Heidentums erlöst und gaben die schönsten Hoffnungen, als ihnen ihr Tama (Vater), ihr geliebter William entrisen wurde. In jener Zeit schätzte man (etwas zu hoch!) auf Upolu 20 000, auf Savai'i gegen 13 000, auf Manono 1000, und auf Tutuila 6000 Christen. Die Presse begann im Mai 1839 ihre Thätigkeit, bis

¹⁾ Wenige Wochen später erkrankte er daselbst beim Baden.

bahin war
50 000 a
Neuen Te
hatten sich
Missionar
Vertrag z
Missionsge
die Method
sollten. Je
indem ihne
schlossen sic
ruhte die
Im
durch welch
liegen die
sehnlicher

Seit Wil
auf dem neu
vorigen Wan
nicht für den
Burm frag
sich selten in
Krankheit, un
er nach Sap
lich pflegten.
Garbie als ein
und ermahnte
zu verbleiben;
1841 starb M
lanten zwar h
wollten und d
nicht, und als
geliums sagen:
denn es hat ge
wie der riesige
löser gemacht
geworfen werde

Die im
denn in den
ausgesandt.
Palauli im
tātu an der
der Insel. D
1844 mehr

Auf M
dem nach M
Er war nach

¹⁾ Im Er
Missionaren an
anerkannt.

Tutuila,
Bericht er-
zu finden
einge-
ein alter
ein großer
on bringen.
den. „Seht
er auf den
runden ge-
r, hing mit
h ein neues
runden sollte
wollte dem

onar Mills
fenden mit
erschütterten
h. Es gab
Insel. Die
rlangen nach
undernswerte
liches Gebete
ten und auf-
voll zu thun.
00 Menschen
. Williams
h auf Upolu
feln gezogen
(4 Meilen
Eingebornen.
e Schule 2c.,
nseln. Auf
Erwachsene
nan damals
in weiterem

Pratt auf
b auf Erro-
en eben aus
nsten Hoff-
nu entrißen
olu 20 000,
uf Tutuila
ätigkeit, bis

bahin waren die nötigen Bücher auf Suahine gedruckt, von wo gegen 50 000 auf Samoa eingeführt waren. Die wichtigsten Bücher des Neuen Testaments waren bald übersetzt und verbreitet. — Auf Savai'i hatten sich bereits 1835 von den Tongainseln Methodistischen eingefunden, Missionar P. Turner mit einer Anzahl tonganischer Lehrer. Ein Vertrag zwischen den beiden Missionsgesellschaften¹⁾ aber regelte die Missionsgebiete so, daß Samoa ausschließlich den Londonern verbleiben, die Methodistischen dagegen die Mission auf den Vitiinseln übernehmen sollten. Infolge davon zogen sich die Methodistischen 1839 wieder zurück, indem ihnen im „Camden“ freie Fahrt gewährt wurde; ihre Anhänger schlossen sich meist den Londoner Missionaren an, und für einige Jahre ruhete die konfessionelle Störung.

Im Jahre 1841 ging eine Erweckung über die Samoainseln, durch welche die christlichen Gemeinden reichlich vermehrt wurden, auch stiegen die für die Mission in Produkten gelieferten Beiträge zu ansehnlicher Höhe. In demselben Jahre starb Malietoa.

Seit Williams' Tode war es mit ihm eher rückwärts als vorwärts gegangen auf dem neuen Wege, sei es wegen des Mangels an dieser und jener Lust des vorigen Wandels, oder aus verborgenem Hochmut, der ihn unzulässig machte, als er nicht für den ausgezeichnetsten Christen seines Volkes sich gehalten sah, genug, ein Wurm fraß an seinem Herzen. Er hielt sich fast beständig in Upolu auf und ließ sich selten in Sapapali'i sehen. Da schlug ihn Gott mit einer schmerzhaften Krankheit, und er erkannte und bekannte, er habe sie verschuldet. Todkrank ward er nach Sapapali'i gebracht, wo seine Geschwister und Kinder ihn leiblich und geistlich pflegten. Sein Herz aber war gebrochen; weinend bekannte er sich dem Missionar Gardie als einen großen Sünder, der nur durch Jesum selig zu werden verlange, und ermahnte seine Familie, sich dem Heiland ganz zu ergeben und ihm treu zu verbleiben; er erfahre erst jetzt im Grunde, wie schwer das sei. Am 11. Mai 1841 starb Malietoa. Sein Begräbniß war einfach, nach christlicher Weise. Viele kamen zwar herbei, die die alten heidnischen Gebräuche bei dem Begräbniß setzen wollten und die Bekehrten dazu zu verführen trachteten; aber das gelang ihnen nicht, und als sie abzogen, hörte man einige der hartnäckigsten Gegner des Evangeliums sagen: „Es ist vergeblich, noch länger dem Worte Gottes zu widerstreben, denn es hat gesiegt; und wir, die wir bisher unsere stolzen Häupter erhoben hatten, wie der riesige Kolossbaum am Meeresufer, dessen Wurzeln doch los und immer loser gemacht werden durch die Wellen, bis er umfällt, — wir werden auch niedergeworfen werden durch die Macht Gottes.“ Und so geschah es.

Die immer wachsende Arbeit erforderte weitere Kräfte. So wurde denn in den folgenden Jahren eine ganze Reihe weiterer Missionare ausgesandt. Auf Savai'i wurden ferner folgende Stationen angelegt: Palauli im Süden an der großen Bai, Salailua (Saleaula) und Matutu an der Nordküste, und Falealupo an der nordwestlichsten Spitze der Insel. Die Zahl der Gemeindeglieder auf diesen Stationen betrug 1844 mehr als 1000.

Auf Manono hatte die Mission schnelle Fortschritte gemacht, seitdem nach Matetaus Tode der gewaltige Bea zur Herrschaft gekommen. Er war nach Malietoa der mächtigste Samoafürst, doch auch ein auf-

¹⁾ Im Grunde war schon 1830 dieser Vertrag zwischen Williams und den Missionaren auf Tonga abgeschlossen und wurde nun offiziell von den Direktionen anerkannt.

richtiger Diener Christi. Auf Upolu ruhten eine Reihe von Jahren hindurch die alten blutigen Kriege, und Häuptlinge, die sich einst in jenen hervorgethan hatten, wirkten als Lehrer des Evangeliums. Dennoch blieb die Zahl der Kirchenglieder noch lange hinter Savai'i zurück. Von den weiteren Stationen hatte namentlich Saluafata (östlich von Apia an der Nordküste gelegen), von wo 50 Lehrer durch Missionar Darbutt geleitet wurden, ein ausgebreitetes Werk aufzuweisen. Die Presse arbeitete zu Deulumoenga, in der Nähe von Fasitootai. Auch an der Südküste waren einige Stationen errichtet: Lepa, nahe der Südspitze, und Vateo, am Sanaapuhafen. Besonders wichtig wurde das 1844 zu Malua, westlich von Apia gegründete Lehrerseminar. Nach einigen Jahren bestand die Anstalt aus einem großen massiven Schulgebäude mit den nötigen Klassenräumen, 9 guten Wohnhäusern, 50 Morgen Land, das von den meist verheirateten Jünglingen selbst bewirtschaftet wurde. Die Missionare Turner und Hardie bildeten hier eine große Zahl von tüchtigen Lehrern nicht bloß für Samoa, sondern auch für die Mission auf den westlichen Inseln. — Schon 1844 nahnte sich hier die römisch-katholische Konkurrenz. „Wir fürchten die Priester nicht,“ schrieb damals einer der Missionare, „es sei denn, daß sie französische Kanonen hinter sich haben.“ Sie haben denn auch nicht besonders bedeutende Erfolge gehabt, obwohl es ihnen ja gelungen ist, durch Heranziehung von Unzufriedenen einige Gemeinden zu gründen. Viel gefährlicher aber war es für die evangelische Mission, daß der alte Kriegegeist wieder zum Ausbruch kam. Namentlich auf Manono war noch eine heidnische Partei vorhanden, die im Jahre 1847 die Veranlassung nahm, auf Upolu einzubrechen und einen ganzen Landstrich zu verwüsten. Daraus entstanden langwierige Kämpfe, welche ein Jahrzehnt hindurch die Insel nicht zur Ruhe kommen ließ. Obwohl die Missionare als völlig neutral geachtet wurden, und zwischen den Kämpfenden ungefährdet hin- und hergehen konnten, mußte doch in dieser Zeit das Missionswerk schweren Schaden leiden. Obgleich auch von den Kriegern noch die christlichen Formen beobachtet, in den Waffen gebetet wurde u. s. w., begann doch wieder in bedenklicher Weise die alte Verwilderung in die christlichen Gemeinden einzureißen. Der Hauptpunkt, um den es sich in diesen Kämpfen handelte, war die Oberherrschaft, auf die ein oder der andere Distrikt Anspruch zu haben meinte. Endlich gewann die Friedenspartei die Oberhand. Unter dem Einflusse der sich mehrenden weißen Ansiedler wurde 1857 die Gleichberechtigung der verschiedenen Distrikte anerkannt, und in einigen derselben ein Anfang mit einer Art konstitutionellen Verfassung gemacht. — Zu jener Zeit zählte das Seminar zu Malua 57 junge Männer von bewährtem christlichem Charakter.

Weniger gestört wurde der Fortschritt der Mission auf Tutuila, wo sich von vornherein solch ein starkes Verlangen nach dem Evangelio kundgegeben hatte. Seit 1840 erfolgten hier mehrfach Erweckungen, durch welche die Gemeinden wuchsen. Bei einer solchen, 1843, wurden über 100 „lebendig gemacht und zum Volke Gottes hinzugethan.“ Die beiden englischen Missionare wirkten zu Pangopango und Leone. Einen

treuen Gehilfen
schon 1837
purer Heide-
erweckt und
Das schändliche
Mission man
so durch, daß
päischen Schi-

Missionar
einem Schiffe in
in ein Haus un-
zweites und die
auf den Knieen.
Unrecht bekennen

Auf der
Teava das Ge-
gebildet werde
ihnen der Göt-
die fünf getau-
und keine and-
benen Raub un-
die Insassen d-
freundschaftlich
Missionsversam-
entsendet hatten
der Erweckung
an einem Tag
Manu'agruppe
Missionsbeiträge

Die Über-
der vierziger
Bibelgesellschaft
horne verteilt
des Alten Test
sehr schnell ver-
benutzt.

Geben wir
mission nach de-
„Der Friede“,
nare konnten in
Erneuerung der
soviel Kummer
Verjüngtheit u
nach gewissen
baren Fortschrit-
christlichem Lebe-
bereiteten sich 5
zum Lehr- und

treuen Gehilfen hatten sie an einem englischen Seeoffizier, der sich schon 1837 auf der Insel niedergelassen hatte. Damals war er „ein purer Heide“. Später wurde er durch einen belehrten Eingebornen erweckt und war seitdem mit Leib und Seele der Mission ergeben. — Das schändliche Betragen der weißen Seefahrer hatte auch hier der Mission manche Hindernisse bereitet; doch die christliche Zucht drang so durch, daß oft auch nicht eine Frauensperson sich auf einem europäischen Schiffe sehen ließ.

Missionar Murray schrieb 1841: Vor einiger Zeit gingen etliche Männer von einem Schiffe im Hafen nach den Dörfern, sichtbar in schlechter Absicht. Sie traten in ein Haus und hörten die Bewohner das Lob Gottes singen; sie besuchten ein zweites und die Leute lasen die Bibel; im dritten fanden sie die Insulaner betend auf den Knien. Beschämt kehrten sie aufs Schiff zurück, offen vor einander ihr Unrecht bekennend.

Auf der Manu'agruppe wurde zuerst durch den oben genannten Teava das Evangelium gepredigt, und 1842 konnte die erste Gemeinde gebildet werden. Der Evangelist Huukiu kam mit 5 Eingebornen, unter ihnen der Häuptling Atiu, nach Tutuila hinüber; und hier wurden die fünf getauft. Manua war sonst die Behausung scheußlicher Greuel, und keine andere Samoainsel hatte so barbarische Bewohner, unter denen Raub und Mord im Schwange gingen. Niemals auch kamen hier die Insassen der verschiedenen Distrikte, wie auf den übrigen Inseln, freundschaftlich zusammen, bis sie endlich im Mai 1842 die erste Missionsversammlung hielten, zu welcher alle drei Inseln die ihrigen entsendet hatten. Seitdem ging es auf Manua rasch vorwärts; Zeiten der Erweckung kamen auch hier, wie auf Tutuila; im Mai 1844 wurden an einem Tage 30 Erwachsene getauft, 2 Jahre später gab es auf der Manu'agruppe zusammen etwa 300 Abendmahlsgenossen; auch wurden Missionsbeiträge im Werte von 540 Mark zusammengebracht.

Die Übersetzung des Neuen Testaments war gegen Ende der vierziger Jahre vollendet, und 1850 trafen von der britischen Bibelgesellschaft 15 000 Exemplare ein, die schnell unter den Eingebornen verteilt wurden. Zehn Jahre später war auch die Übersetzung des Alten Testaments vollendet. Die Fertigkeit des Lesens hat sich sehr schnell verbreitet, und die viel begehrten Bücher bleiben nicht unbenutzt.

Geben wir hier noch einen allgemeinen Überblick über die Samoa-mission nach dem Jahresbericht der Londoner Gesellschaft von 1868. „Der Friede“, wird gesagt, „dauerte ungestört fort, und die Missionare konnten ihre verschiedenen Arbeiten für die religiöse und soziale Erneuerung des Volks ohne Unterbrechung fortsetzen; auch wurden sie, soviel Kummer und Entmutigung ihnen die Nachwirkungen früherer Versunkenheit und die eigentümlichen Gewohnheiten der Eingebornen noch jeweilen bereiten, dennoch vielfach erfreut durch die unverkennbaren Fortschritte, welche die dortigen Gemeinden in Erkenntnis und christlichem Leben gemacht haben. In dem Erziehungsinstitut zu Malua bereiteten sich 57 junge Männer von bewährtem christlichem Charakter zum Lehr- und Evangelistenamt vor. Die eingebornen Gehilfen auf

dem ganzen Archipel wurden durch Beiträge der Einwohner selbst unterhalten, die im Laufe des verfloffenen Jahres über 600 Pfund Sterling als Beitrag an die Muttergesellschaft einsandten und außerdem über 300 Pfund zum Ankauf heiliger Schriften ausgaben.“ Im Jahre 1859 aber brachten sie als Missionsbeiträge ungefähr 12 900 Mark, an Naturalien zum Wert von circa 1200 Mark, zum Unterhalt für eingeborne Evangelisten circa 9900 Mark, für Bibeln, Schulbücher u. wandten sie auf circa 6000 Mark. Damals zählten die Gemeinden 2000 Abendmahlsgenossen und etwa zehnmal so viele Anhänger in 212 Dörfern. Auf dem ganzen Archipels aber waren nur noch 10 Heiden vorhanden.

Noch haben wir eine betrübende Erscheinung in der Entwicklung der Samoamission, der die Londoner Missionsgesellschaft treulichst alle Pflege zugewandt hatte, zu erwähnen: nämlich das Eindringen der Methodisten. Wir erwähnten bereits, wie sie infolge des erwähnten Vertrages 1839 ihre Missionare von Savali zurückgezogen hatten. Aber schon 1841 waren wieder einige tonganische Lehrer (angeblich ohne Vorwissen der Missionare) nach Samoa gekommen und hatten ihre früheren Anhänger, die größtentheils zu den Londoner Gemeinden übergetreten waren, wieder zu sammeln gesucht. Mancher Protest dagegen war vergeblich; erst 1852 wurden auch diese Lehrer durch die Direktoren der Methodistenmissionsgesellschaft angewiesen, Samoa zu verlassen. Die meisten folgten dem Befehle, nur einige blieben zurück, scheinbar aus verwandtschaftlichen Rücksichten. Sie unterhielten aber fortwährend die Sektirerei. Endlich erschien auch 1855 wieder ein Missionar auf einer Untersuchungsreise, und 1857 kam Missionar Adams im „John Wesley“, um einen jüngeren Bruder (Dyson) auf Manono zu stationiren. Drei Jahre später ward ein zweiter und bald ein dritter angestellt. Alle Proteste scheiterten diesmal daran, daß die Missionare nicht von den Direktoren der Wesley'schen Mission in London, sondern von der australasiatischen Konferenz in Sydney gesandt waren, deren Vertreter behaupteten, daß jener Vertrag sie gar nichts angehe. Die Einfälligkeit dieser Ausrede liegt auf der Hand. Umsonst wurde auf den dringenden Mangel an Kräften in der Bittmission und auf die vielen noch im Heidentum verharrenden Inseln hingewiesen, während Samoa ausreichend besetzt sei — umsonst wurden die schweren Schäden für das Reich Gottes, welche diese Konkurrenz nach sich ziehen mußte, dargelegt¹⁾ — die methodistischen Missionare waren da und blieben, und antworteten nur, daß sie ihre Schäflein nicht den römischen Wölfen anheimfallen lassen dürften. Aber im Gegentheil: die schlauen Priester mußten manchen Samoer zu fangen mit der Argumentation: Die Wahrheit kann nur eine sein; Londoner und Methodisten sind wider einander; also können sie nicht die Wahrheit haben. Die Spaltung der evangelischen Mission hat sich bis in die neueste Zeit nicht abstellen lassen.

¹⁾ Jeder trotziges Säuptling, der sich darin gefiel, auch in kirchlichen Angelegenheiten eine Hauptrolle zu spielen, drohte einfach Methodist zu werden, wenn man ihm nicht den Willen thue.

Bei der
leyaner kon
Anhang vers
und besetzten
von Tutuila
ein Annex de
Jahren finden
kreisen (Circ
Auf Savali
Palaulibai.
ähnlicher Wei
nach Westen
die größtent
liegen die Sta
leyaner manch
wurde abtrünn
als diese abge
Missionar besu
folgt die Stati
kommen wir n
von der Londo
hatte der Meth
Lauigkeit zu kl
gefunden, bis
liegt. Dort ka
hebnissem Sa
ling tatuirte, un
Gemeinde ab.

Der Upo
nono, die späte
weit von Salu
Auch das Sem
35 junge Leute,
von Atua war
bedroht, und vi
Priester anzusch
pätischer Missio
Einen besondere
den östlichsten
Stationen Fale
einer Anzahl G
sich auch im H
verwechseln mit
Londoner Statie

Bis zur W
einen ziemlich
Kirchenglieder
aber kam eine

Bei der Mäßigkeit und geistlichen Geschäftsmäßigkeit, der Wesleyaner konnte es ihnen nicht fehlen, daß sie sich einen bedeutenden Anhang verschafften. Ihre Stationen reiheten sich eine an die andre und besetzten den größten Teil der Küsten von Savai'i und Upolu; von Tutuila blieben sie fern. Zunächst galt das Gebiet nur als ein Anney des Tongadistrikts. Aber schon in den ersten sechziger Jahren finden wir einen besonderen Samoadistrikt konstituiert, mit zwei Kreisen (Cirouits), deren jeder eine der genannten Inseln umfaßt. Auf Savai'i ist die Hauptstation zu Satupaitea, im Süden an der Palaulibai. Dort wurde auch das Predigerseminar gegründet und in ähnlicher Weise eingerichtet wie das zu Malua. Die Küstengegend nach Westen zu gehört in den Bereich dieser Station. Weiterhin folgt die großenteils unbewohnte steile Felsküste; weiterhin an der Westseite liegen die Stationen Gangaemalae und Sagone. Hier haben die Wesleyaner manche Schwierigkeiten gehabt. Ein tonganischer junger Pastor wurde abtrünnig, wodurch die Gemeinden unisomehr Schaden litten, als diese abgelegenen Gegenden nur selten von einem europäischen Missionar besucht werden können. Weiter nach der Nordwestspitze hin folgt die Station Neiafu, und jenseits der letzteren, auf der Nordseite, kommen wir nach Asau, Safotu und Saleaula, letztere beide nicht fern von der Londoner Hauptstation Matalutu. In jener Gegend, scheint es, hatte der Methodismus noch weniger Fuß gefaßt. Es war viel über Ungezogenheit zu klagen. Auf der Ostküste hatte derselbe keinen Eingang gefunden, bis auf die südlichste Strecke, wo die Station Saleolonga liegt. Dort kam (wie auch auf andern Stationen) noch manches von heidnischem Sauerteig zu Tage. Noch 1864 wurde ein junger Hauptling taturit, und infolge davon fiel ein großer Teil der wesleyanischen Gemeinde ab.

Der Upolukreis hatte seine Hauptstation auf der Insel Manono, die später nach Fusiufusi (auf der Nordküste von Upolu, nicht weit von Saluafata, etwa 2 Meilen östlich von Apia) verlegt wurde. Auch das Seminar ist dorthin verpflanzt; im Jahre 1875 zählte es 35 junge Leute, von denen 26 verheiratet waren. Dort im Gebiete von Atua war der Einfluß der Wesleyaner sehr durch die Katholiken bedroht, und viele ihrer Anhänger machten Miene, sich dem römischen Priester anzuschließen, weil er Arzneien austeilte, wenn nicht ein europäischer Missionar, der das Gleiche thue, in jene Gegend kommen würde. Einen besonderen Zweig der Mission bildet das Aleipatagebiet, welches den östlichsten Teil der Insel einnimmt. An der Südküste sind die Stationen Salealii und Safata zu erwähnen, die ebenfalls Mittelpunkte einer Anzahl Gemeinden der Londoner Mission sind. Endlich befindet sich auch im Nordwesten der Insel die Station Fasitoota (nicht zu verwechseln mit dem oben genannten Fasitootai), ganz in der Nähe der Londoner Station Deulumoenga.

Bis zur Mitte der sechziger Jahre hatten die Wesleyaner bereits einen ziemlich großen Fortschritt gemacht. Sie zählten über 1100 volle Kirchenglieder und im ganzen einen Anhang von 5000 Seelen. Dann aber kam eine Zeit des Rückganges, der durch den Ausbruch des sogleich

zu erwähnenden Krieges verstärkt wurde. Schon 1869 fiel die Mitgliederzahl auf 797, und die folgenden Jahre haben eine weitere Verringerung aufzuweisen. Erst mit der Mitte des folgenden Jahrzehnts beginnt aufs neue ein schnelles Wachstum, das jetzt die Mitglieder fast auf 1600 gemehrt hat, während die Anhänger auf 6000 angegeben werden können.

Über die näheren Verhältnisse dieser Wesleyanischen Gemeinden finden wir nur wenig Andeutungen in den Jahresberichten der englischen Methodistenmissionsgesellschaft, da dieses Gebiet unter die Direktion der australasiatischen Konferenz in Sydney gehört. Auch aus den Londoner Berichten gewinnt man keine Einsicht in das gegenseitige Verhältnis der wesleyanischen und der kongregationalistischen Christen auf Samoa, das jedenfalls von manchen Unzuträglichkeiten begleitet sein muß.

Noch schärfer freilich ist der Gegensatz der von den Katholiken Gewonnenen, deren Zahl bei den sehr bedeutenden Arbeitskräften¹⁾ sich in einigen Distrikten doch allmählich etwas vermehrte, während sie in andern Gegenden sehr beschränkt blieb. So hatten die Katholiken auf Tutuila im Jahre 1869 trotz aller Anstrengungen nur 100 Bekehrte aufzuweisen. Welcher Art übrigens ihre Anhänger vorkommendenfalls für ihren Glauben zu wirken versuchten, zeigt das Beispiel, in dem eine evangelische Gebetsversammlung von Römischen mit den Waffen angegriffen wurde, und zwar nicht etwa in Kriegszeiten. Ein ganz andrer Kampf wurde zwischen den beiden Parteien erst kürzlich ausgefochten, als in Folge der Aufforderung eines Häuptlings auf Tutuila eine öffentliche Disputation stattfand, zwischen dem römischen Priester nebst seinen Gehilfen einerseits und drei inländischen evangelischen Pastoren anderseits. Die alten Schüler von Malua sind bibelfest und wußten ihre Gegner sehr in die Enge zu treiben. Auch die Gemeinden stehen, so viele Schwachheiten sonst vorkommen mögen, sehr treu und unerschütterlich zu ihrem Bekenntnis, und das Lotu Popi (Katholizismus) ist ihnen ein Greuel.

Bemerkenswert ist die Liebe der Samoer zu der Bibel. Der Wunsch, ein eigenes Exemplar zu besitzen, bringt sie zu außergewöhnlichen Anstrengungen, während sie sonst bei natürlicher Trägheit sehr schwer zur Arbeit zu bewegen sind. Manche gehen eine Zeit lang nach Apia und arbeiten bei den Fremden für Tagelohn, andre fischen in der Nähe und bringen ihren Fang zum Verkauf — bis das nötige Geld, um eine Bibel anzuschaffen, zusammen ist. Dann allerdings pflegen sie in die alte geringe Thätigkeit zurückzukehren. Der Preis einer Bibel ist nicht niedrig; es scheint, daß das Exemplar für mehr als 6 Mark verkauft wird. Dennoch war eine neue Ausgabe von 10 000 Exemplaren von der Mitte bis zum Schluß der sechziger Jahre fast schon wieder ausverkauft, und der britischen Bibelgesellschaft wurden die sämtlichen Herstellungskosten vollständig erstattet. — Ebenso rege aber sind die

¹⁾ 1865 waren 2 Bischöfe, 14–15 Priester und mehrere barmherzige Schwestern auf Samoa. Londoner Missionsmagazin 1865, p. 261.

Gemeinden, Londoner Mission 28 000 Mark Besoldungen. Den letzteren Einer derselbe niederlegen zu ihm einen ju Schriftvorlesu Als er zuletzt daß er in ihr könnten. Er Heimatsort zu

Diese inlische Ausbildu Christentum a Befenner noch das Evangelium wie sich dies vielleicht mand nicht gewachse Kriege, welche

Um jedo lernen, dürfen großer Bedeut Dieselbe beschr Apia, ist aber i in Polynesien die sich namen Godefroy und gesellschaft über Handelskolonie, Schildpatt und zentrierte. In schen Kriege, wolle zu kultiv unkultivierte Sa verkauft; freilich besonders da a banden waren. Dieses Verfah und dem gewa Die näheren B tage 1879 vor dargelegt. Es

¹⁾ Man quäl und entfremdet st

Gemeinden, wenn es gilt die Missionsbeiträge zu sammeln. Die Londoner Mission erhält in neuester Zeit jährlich von diesem Archipel etwa 28 000 Mark; dabei ist nicht zu übersehen, daß die Gemeinden alle Besoldungen der inländischen Prediger und Lehrer gleichfalls tragen. Den letzteren hängen sie meist mit großer Liebe und Verehrung an. Einer derselben war in hohem Alter erblindet und meinte sein Amt niederlegen zu müssen. Man ließ ihn aber noch nicht, sondern gab ihm einen jungen Manne zur Seite, der an seiner Statt immer die Schriftvorlesung übernahm; der blinde Greis aber predigte weiter. Als er zuletzt wegen Alterschwäche sich zurückziehen mußte — baten sie, daß er in ihrer Mitte bleibe, damit sie ihn bis ans Ende pflegen könnten. Er aber folgte der allgemeinen Sitte und lehrte in seinen Heimatsort zurück.

Diese inländischen Geislichen, die in Malua eine schlichte aber treffliche Ausbildung erhalten¹⁾, sind ein besonders starker Halt für das Christentum auf den Inseln, das ja bei einem großen Teile seiner Bewohner noch auf einer ziemlich niedrigen Stufe steht. Dennoch ist das Evangelium in der ganzen Bevölkerung dort eine Macht geworden, wie sich dies deutlich in schweren Prüfungszeiten bewiesen hat, denen vielleicht manche andre Völker in so kurzer Zeit nach ihrer Bekehrung nicht gewachsen gewesen sein dürften. Wir meinen die langjährigen Kriege, welche nun schon seit einem Jahrzehnt die Inseln erschüttern.

Um jedoch die neueren Verhältnisse derselben näher kennen zu lernen, dürfen wir einen Faktor nicht übersehen, der dort bereits zu großer Bedeutung angewachsen ist: die Ansiedlung der Weißen. Dieselbe beschränkt sich freilich zunächst noch auf die Umgegend von Apia, ist aber in schnellem Steigen begriffen. Es sind außer den überall in Polynesien anzutreffenden Amerikanern vor allen Dingen Deutsche, die sich namentlich in Verbindung mit dem Hamburger Handels Hause Godefroy und Sohn (das später das Geschäft auf Samoa einer Aktiengesellschaft überließ) dort niedergelassen haben. Zuerst war es eine reine Handelskolonie, welche den Handel mit Kokosöl resp. Kopra (auch Schildpatt und Arrowroot) von verschiedenen Inselgruppen hier konzentrierte. In der Zeit der Baumwollennot, während des amerikanischen Krieges, fing man auf dem ergiebigen Boden Upolus an Baumwolle zu kultiviren mit großem Erfolg. Das zum großen Teil ganz unkultivirte Land wurde von den Häuptlingen zu sehr geringen Preisen verkauft; freilich machte die Abholzung viel Schwierigkeit und Kosten, besonders da auf Samoa durchaus nicht angemessene Arbeitskräfte vorhanden waren. Sie mußten auf andern Inseln angeworben werden. Dieses Verfahren ist jedoch nicht mit dem früher erwähnten Kulihandel und dem gewaltsamen Fortschleppen von Insulanern zu verwechseln. Die näheren Verhältnisse sind ausführlich in der dem deutschen Reichstage 1879 vorgelegten Denkschrift über den deutschen Südseehandel dargelegt. Es erhebt, daß alles Ungeheuerliche dabei vermieden wurde

¹⁾ Man quält sie nicht mit fremden Sprachen oder allerlei gelehrtem Ballast und entfremdet sie nicht durch europäische Lebensweise ihrem Volke.

und Arbeiter nur mit Zustimmung des Häuptlings und ihrer Anverwandten nach einem freiwillig eingegangenen Kontrakt (zu dessen Abschließung auch die polynesischen Prediger, wenn solche vorhanden, mit herangezogen wurden), aus ihrer Heimat, meist von den Gilbertinseln herübergeführt wurden. Die Baumwollenkultur nahm bald einen großen Aufschwung. Große Lagerräume, sowie die Anstalt zu der mit Dampfkraft betriebenen Reinigung des Produkts, gaben dem Hafenort ein neues Gepräge. Diese Kultur hatte dann wieder auf den Handel steigende Rückwirkung, und die Zahl der Schiffe unter deutscher Flagge mehrte sich vor Apia — nicht ohne den Reiz eines reisenden Franzosen zu erregen¹⁾.

Dies waren die Zustände bei Apia, als dort im Jahre 1869 schon angekündete Krieg zum Ausbruch kam. Leider waren, wie oben erwähnt, seit der Einführung des Christentums, doch noch auf den verschiedenen Inseln der Gruppe mehrfache Kämpfe vorgekommen. Die politische Zersplitterung, der Mangel eines einheitlichen Regiments, der Stolz der Häuptlinge und ihr zähes Halten an ihrer alten Würde — das sind die Gründe, die es nicht zu einem bleibenden Frieden bringen konnten ließen. Dieser Krieg aber entsprang daraus, daß, als 1859 der Malietoa von Tuamafanga starb, von der Versammlung der Häuptlinge dessen Sohn Laupepa samt seinem Onkel Pe'a mit der Königswürde betraut wurden. Dieses Duumvirat bestand ungestört bis 1868. Damals aber war unter Einfluß der weißen Ansiedler eine neue Verfassung mit einem Parlament eingeführt, das nicht in Maitia, der alten Hauptstadt, sondern in Apia tagen sollte. Diese Versammlung begann ihre Thätigkeit damit, daß sie beschloß, fortan solle nur Laupepa als Inhaber der Würde des Malietoa gelten. Dem widersprach Pe'a, indem er mit einer Schar bewaffneter Anhänger sich im Westen der Apiabai verschanzte. Er sammelte um sich eine ganze Schar Bundesgenossen, nicht bloß von Upolu, sondern von Savai'i und Manono. Diese Partei strebte eine Regelung der politischen Verhältnisse durch Vereinigung der sämtlichen Häuptlinge unter eine neu zu konstituierende Regierung an, die aus Vertretern der verschiedenen Distrikte gebildet werden sollte. Die Missionare suchten zwischen den beiden Parteien zu vermitteln; doch umsonst. Am Charfreitag begannen die Feindseligkeiten, und es wurde in verschiedenen Scharmützeln bis zum 1. Osterfesttag gekämpft. Laupepas Anhang mußte fliehen, zum Teil über die Berge nach der Südseite, zum Teil in den Booten. Ungefähr 20 Dörfer waren völlig zerstört. Bei aller kriegerischen Leidenschaftlichkeit waren jedoch von den Kämpfenden gewisse Orte als Zufluchtsstätten für Weiber und Kinder und zur Unterbringung der Verwundeten gespart worden. Auch die Prediger, ihre Familien und ihr Eigentum waren unverletzt geblieben. In den zerstörten Dörfern waren Kirchen und Pfarrhäuser gleichfalls unverletzt. Auch die Befestigungen der Weißen wurden gespart und Apia (nachdem gegen den

Willen der Feinde kommen war),

Natürlich schlimme Folgen um des Krieges zahl aber überdies die alte Füge der alten trotz dem immer den Gefallenen mal dieses Sie wurden die K oft auf eine m die ganz von d fluß. — Leider Amerika gehört und selbst dies, sie zu ihrem D

Die damaligen Kampf. Es bis zum Jahre Es gelang den Ordnung der W wurde, konnten der Krieg wieder stande. Es wur Aber auch diese in den neuesten Kämpfen die M hältnisse.

Unter allen belästigt geblieben Seeland. Auch meinen ist es mo²⁾ Jen Volkes hat. Die Londo gesamte Seelenz pirten sich auf kleine Gruppe i früher hatte sie Jahren aber ent bewährten inländ noch Methodist Station Pangopo

¹⁾ Das Seminar die Kriegsführenden
²⁾ Nicht überall worden zu sein, wo der engern Kircheng

¹⁾ Bergl. Oberländer a. a. O., S. 225.

Willen der Führer freilich die Plünderung eines Warenlagers vorgekommen war), für neutral erklärt.

Natürlich mußte der Krieg für die christlichen Gemeinden sehr schlimme Folgen nach sich ziehen. Einige von den Mitgliebern hielten sich um des Christentums willen vom Kampfe fern¹⁾. Bei der Mehrzahl aber überwiegt der Patriotismus und die Kriegslust. Manche Jüge der alten Wildheit traten wieder hervor, und doch zeigte sich trotzdem immer wieder die Macht des Christentums. Freilich wurden den Gefallenen die Köpfe abgeschnitten, und der Sieger brachte jedesmal dieses Siegeszeichen ins Lager vor den Führer. Dann aber wurden die Köpfe noch vor Sonnenuntergang den Hinterbliebenen, oft auf eine weite Entfernung zugesendet. Die letztere Einrichtung, die ganz von der alten Sitte abweicht, zeigt jedenfalls christlichen Einfluß. — Leider diente alles, was sie von den Kriegen in Europa und Amerika gehört hatten, den samoischen Kriegern zur Entschuldigung, und selbst dies, daß die Weißen auch am Sonntag kämpften, nahmen sie zu ihrem Dedmantel.

Die damals besiegte Partei sammelte ihre Kräfte und erneuerte den Kampf. So ging es mit längeren oder kürzeren Unterbrechungen bis zum Jahre 1871 fort. Beide Teile schienen des Fehdens müde. Es gelang den Missionaren Frieden zu vermitteln. Als aber die neue Ordnung der Verhältnisse gemeinschaftlich von beiden Parteien beraten wurde, konnten sie sich nicht einigen — und nach einiger Zeit brach der Krieg wieder aus. Noch einmal kam 1873 ein Friedensschluß zu stande. Es wurde ein Parlament für die ganze Inselgruppe eingesetzt. Aber auch diese Einrichtung hat noch nicht die Ruhe gesichert. Noch in den neuesten Nachrichten ist von immer wieder vorkommenden Kämpfen die Rede — doch finde ich nichts über die näheren Verhältnisse.

Unter allen diesen Unruhen sind die weißen Ansiedler ganz unbelästigt geblieben — ganz anders wie während des Krieges auf Neu-Seeland. Auch trotz der üblen Rückwirkung auf die christlichen Gemeinden ist es geradezu staunenswert, wie das Christentum des samoischen Volkes bei dieser schweren Anfechtung sich aufrecht erhalten hat. Die Londoner Mission zählte 1878 6413 Kirchenglieder²⁾; die gesamte Seelenzahl der Anhänger belief sich auf 27 373. Diese gruppirten sich auf die folgenden Hauptstationen: 1. Manu'a. Diese kleine Gruppe ist von den besprochenen Kriegen nicht berührt worden; früher hatte sie freilich auch ihre Kämpfe. Seit einer Reihe von Jahren aber entwickelt sie sich friedlich, unter der Leitung eines alten bewährten inländischen Pastors, umsomehr, als dort weder Katholiken noch Methodisten vorhanden sind. Auf Tutuila ist jetzt nur noch die Station Pangopango mit einem europäischen Missionar besetzt, während

¹⁾ Das Seminar wurde bis auf spätere Plünderungen seiner Pflanzungen durch die Kriegsführenden nicht berührt.

²⁾ Nicht überall scheint jedoch die strenge Praxis wie auf Tutuila durchgeführt worden zu sein, wo bei einem Kriege alle, die sich mit Waffen dabei beteiligt, aus der engern Kirchengemeinschaft ausgeschlossen wurden.

die andre, Leone, von einem der 22 ordinirten inländischen Pastoren verwaltet wird. Eine Zeit lang hatten in dem östlichen Distrikt der Insel Mormonen Fuß gefaßt. Sie scheinen aber keine weiteren Fortschritte gemacht zu haben; es ist lange von ihnen nichts zu hören gewesen. Auf Upolu sind Missionare zu Apia im Norden, Falealili im Süden und Teulumoenga im westlichen Nanadistrikt stationirt. Außerdem leitet Dr. Turner das Malua-seminar, unterstützt von einem inländischen Vizeinspektor. Sein Sohn auf der letztgenannten Station ist zugleich Arzt, wie denn überhaupt die Missionare mit dem Austeilen von Medizin nicht wenig in Anspruch genommen werden. Auf Upolu sind 100 inländische Pastoren thätig. Auf Savai'i sind zwei Hauptstationen: Matautu im Norden und Tuasiva im Osten; die beiden Missionare haben 54 Pastoren unter ihrer Leitung. Die Schulen auf sämtlichen Inseln werden von 4503 Knaben und 4024 Mädchen besucht. In finanzieller Hinsicht sind die Gemeinden ganz selbstständig. Überhaupt lernt dies Gebiet mehr und mehr auf eignen Füßen stehen, und die europäischen Missionare werden allmählich zurückgezogen. Nach einiger Zeit wird ein einziger genügen, um die Oberleitung der sämtlichen Gemeinden zu führen, während ein zweiter die Ausbildung der Pastoren auf dem Seminar leitet.

Bei den vielen erfreulichen Zügen, die bereits 40—45 Jahre nach ihrer Pflanzung die samoische Kirche darbietet, bleibt nur zu bedauern, daß sie nicht an sichern geordneten politischen Verhältnissen ihren Halt hat. Es schien zwar, als sollte eine auswärtige Macht in denselben eine Besserung hervorbringen. Zunächst (1874) war die Rede davon, daß die Vereinigten Staaten, welche eine Kohlenstation zu Pangopango anlegten, die Inselgruppe annektiren wollten. Es wurden Untersuchungen angestellt, und die Missionare freuten sich bereits auf Zeiten der Ordnung und Sicherheit. Doch der erwartete Schritt folgte nicht. Zwei Jahre später schloß das Deutsche Reich mit dem samoischen Parlamente einen Freundschafts- und Handelsvertrag ab und begann sich endlich um seine auf den Inseln lebenden Unterthanen etwas mehr zu kümmern. Die Regierung war doch zu der Einsicht gelangt, daß man hier die Früchte deutschen Fleißes, wie so vielfach an andern Punkten des Auslandes leider geschehen ist, nicht schließlich in andre Hände gelangen lassen dürfte. Durch jenen Vertrag hätte das deutsche Reich Grund genug, in die zerfahrenen politischen Verhältnisse etwas Ordnung zu bringen, und sicher würde solch ein Schritt auch für die weitere Entwicklung der christlichen Kirche auf Samoa nicht ohne segensreichen Einfluß sein. Eine Veranlassung dazu war vor Jahresfrist geboten, als die oben erwähnte deutsche Handelsgesellschaft, welche unter den veränderten Verhältnissen des Baumwollenmarktes augenblicklich mit ernstern Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, durch englische Intriguen zum Fall gebracht wurde. Der Reichskanzler begriff sofort die Pflicht des Reiches, mit den verhältnismäßig geringen Opfern sich jene Früchte deutschen Fleißes zu erhalten. Doch der Reichstag lehnte die Sache ab. Wie man hört, soll jedoch auf privatem Wege die Wiederherstellung jener Handelsgesellschaft ermöglicht worden sein. Wenn

man bedenkt, daß die Inseln noch unfruchtbar sind, die sieben Inseln nähren, so erst unsere deutsche Kolonie werde, und vor angemessener Missionen der Inseln sehr fördernd einwirken hier eine Aufregung dürfte.

Sechzig
Gruppe der To
wird. Sie be
niederer Koralle
sind von Inseln
Samoasprache je
Der Boden ist
und besteht haupt

Die nächste
zu der gleichnam
Ringinsel von 1
über dem Meere
ist an den breite
Bäumen bedeckt,
große Lagune wo
das Wasser ist zu
deutlich den Ein
Mendana entdeck
bevölkert, wie m
Zeit wieder von
und einer Anzahl
Zum Unterricht
Bedürfnisse der
Weise wurde DL

Zwanzig W
(großes Land),
Dies ist die Hau

¹⁾ In meinem
sehen Stiefel
Passatwind.

²⁾ Zuweilen wi
da die Bevölkerung

man bedenkt, welche weiten Strecken des fruchtbaren Aders auf den Inseln noch unbenutzt liegen, und wie dieselben sehr gut im Stande sind, die sieben- oder achtfache Zahl ihrer jetzigen Bevölkerung zu ernähren, so erscheint es freilich wünschenswert, daß von dem Strome unsrer deutschen Auswanderer ein Zweig nach jenen Inseln geleitet werde, und vorausgesetzt, daß ihr Verhältnis zu den Eingebornen in angemessener Weise geregelt wird, dürfte ein Zusammenwirken beider Rassen der weiteren Entwicklung der christlichen Kultur auf diesen Inseln sehr förderlich sein — während, wenn keine europäische Macht ordnend eingreift, unter den fortwährenden Kämpfen schließlich auch hier eine Aufreibung der eingebornen Bevölkerung zu befürchten sein dürfte.

12. Außenstationen der Samoamission.

Sechzig Meilen nördlich von den Samoainseln liegt die kleine Gruppe der *Totela*-Inseln¹⁾, die auch wohl *Union*-Gruppe genannt wird. Sie besteht aus den folgenden 4 Inseln²⁾, die sämtlich der niederen Korallenformation angehören, Lagunen haben und bewohnt sind von Insulanern, die den Samoern sehr nahe stehen, wie auch die Samoasprache jetzt als Kirchensprache bei ihnen eingeführt worden ist. Der Boden ist meist wenig ergiebig, die Vegetation arm an Arten und besteht hauptsächlich aus Kokospalme und Pandanus.

Die nächste Insel ist *Olofenga*, deren Name auf Beziehungen zu der gleichnamigen Insel der *Manu'*-Gruppe andeutet. Es ist eine Ringinsel von 1 Meile Durchmesser, deren höchste Punkte nur 16 Meter über dem Meere liegen, umsäumt von einem Küstenriff. Das Land ist an den breitesten Stellen nur etwa $\frac{1}{4}$ Kilometer breit, mit schönen Bäumen bedeckt, unter denen sich starke alte Stämme finden. Die große Lagune wurde früher als ein Süßwassersee beschrieben. Aber das Wasser ist zu salzig, um irgend einem Zwecke zu dienen, und zeigt deutlich den Einfluß der Ebbe und Flut. Die Insel wurde schon von *Mendana* entdeckt und *Solitaria* genannt. Sie war in früheren Zeiten bevölkert, wie manche Spuren beweisen, wurde aber erst in neuerer Zeit wieder von einem Amerikaner, *Mr. Jennings*, mit seiner Familie und einer Anzahl Samoern besetzt. Er treibt dort Kokosölfabrikation. Zum Unterricht für seine Kinder und zur Fürsorge für die geistlichen Bedürfnisse der Samoer erbat er von *Upolu* einen Lehrer. Auf diese Weise wurde *Olofenga* Außenstation der Samoamission.

Zwanzig Meilen weiter nördlich liegt *Fakaafo* auf *Fanuafoa* (großes Land), oder von den Europäern *Bowditch Island* genannt. Dies ist die Hauptinsel der kleinen Gruppe, der über die beiden andern

¹⁾ In meinem Atlas ist auf der Karte Polynesien Nr. 7 durch einen übersehenen Stichfehler der Name fälschlich *Totela* angegeben. Er bedeutet soviel als Passatwind.

²⁾ Zuweilen wird auch hier *Upulapa* gerechnet, das wir bereits oben erwähnten, da die Bevölkerung den *Marotongern* verwandt ist.

Inseln in politischen wie in religiösen Dingen einst die Suprematie zu stand. Sie besteht aus einem 2 Meilen langen und 1 Meile breiten Lagunenriff, auf dem sich 58 Inselchen erheben, von denen aber nur die eine, die ebenfalls Fataafo genannt wird, bewohnt ist. Nur sie hat einen Brunnen, der sorgfältig behütet wird, denn das Trinkwasser ist, wie auf allen diesen Inseln, sehr rar. Das Riff hat keinen Kanal, die Landung ist schwierig. — Acht Meilen weiter nordwestlich liegt Nukunono, ein ganz ähnlich gebildetes Lagunenriff (doch mit einem Eingang in die Lagune), das 95 kleine Inseln trägt. Die letzte Insel der Gruppe ist Atafu (Oatafu, Duke of York¹), ebenfalls ein Riff mit 63 kleinen, baumreichen, aber das Trinkwasser völlig entbehrenden Inseln. An einigen Stellen können Boote mit der Flut über das Riff in die Lagune gelangen.

Die Einführung des Christentums auf diese Inseln wurde bereits in der Mitte der fünfziger Jahre durch ein besonderes Ereignis vorbereitet. In Fataafo war Mangel an Nahrungsmitteln, und eine Gesellschaft junger Männer wagte sich in einem gebrechlichen Fahrzeug hinaus, um Ofenga aufzusuchen; man hatte Berichte, daß diese Insel unbewohnt und doch reich an Kokospalmen sei. Auf der gefährlichen Fahrt wurden sie von einem amerikanischen Walfischfänger aufgenommen und nach ihrem Ziel gebracht. Hier trafen sie den genannten Mr. Jennings und traten in dessen Dienste. Einige aber kamen in einem Handelschiff nach Samoa, wo sie nach längerem Aufenthalt lesen lernten und getauft wurden. Der eine, Fatwa, war der Sohn des Oberhäuptlings von Fataafo. Dieser nun hatte Verlangen, auch in sein Vaterland die neue Lehre einzuführen. Es gelang ihm, in einem Handelschiffe seine Heimatinsel zu erreichen — aber sein Vater war inzwischen gestorben, und dessen Nachfolger wollte vom Lotu der Papalangi nichts wissen. Da Fatwa hier nichts ausrichten konnte, reiste er weiter nach Atafu, wo seine Erzählungen von der Neugestaltung auf Samoa besseren Anklang fanden. Der Häuptling und das ganze Volk gaben ihren Götzendienst auf, und Fatwa lehrte bald darauf mit der Bitte um Lehrer nach Upolu zurück. Infolge dessen besuchte einer der Missionare im Jahre 1861 im „John Williams“ jene Inseln mit mehreren samoanischen Lehrern. Kurz zuvor war bereits der katholische Bischof dort gewesen und hatte, veranlaßt durch ein paar nach Uea verschlagene Insulaner, dort katholische Lehrer abgesetzt. Aber nur auf Nukunono hatte er die ganze Bevölkerung für sich gewonnen, auf Fataafo war ihm ein kleinerer Teil zugefallen, während der größere mit dem Könige jetzt einen evangelischen Lehrer aufnahm, und auf Atafu hatte der Katholizismus (Lotu Popi) gar nicht Fuß gefaßt. Die inländischen Lehrer haben in aller Stille gearbeitet. Leider wurde das Missionswerk schwer unterbrochen durch das schändliche Treiben der peruanischen Sklavenjäger, die 1863 von diesen Inseln 247 Personen, etwa

¹) Im Chronicle der Londoner Missionsgesellschaft ist irrthümlicherweise öfter Atafu geschrieben und diese Insel sogar in einer Übersicht neben Oatafu aufgezählt.

ein Drittel davon waren nur 40 zurückgeblieben mit den Weibern besser geworden die Lehrer wurden meinden gesamt der Eingeborene jene Lehrer sogar verwalten können darunter 44 auf Insel sind katholische Seelen evangelische Abendmahl feierte Brot noch Wein Unterhalt für Stämmchen für Artikel (Matten) verwerten sind. ähnlich, wie wir

Hundert Meilen nach Nordnordwestliche, die in den während sie in den Murray ihnen bekannt Inseln genannt der der Tofelaut tiefen Gruben nach und hier und Banane vor. Pflanzungen und Pandanus. Lagune umschließen tragen. Von den trachten wir die

1. Nukunono breit. Die Lagune von den 12 Eilanden auch insbesondere

2. Funafuti vorigen, 3 Meilen Kanäle zugänglich die Insel, die größte ist das Wasser liegt:

3. Nukunono

¹) Zum Teil sind Fortschritte hat die

ein Drittel der ganzen Bevölkerung wegschleppten. Auf Nukunono waren nur 40 übrig geblieben. Durch dieses Ereignis waren die zurückgebliebenen Inselaner so eingeschüchtert, daß sie allem Verkehr mit den Weißen sich entzogen. Nach und nach ist's auch hier wieder besser geworden. Jährlich besuchte der „John Williams“ die Inseln, die Lehrer wurden auf ihren einsamen Posten gestärkt, es konnten Gemeinden gesammelt werden, und jedesmal fand sich eine größere Zahl der Eingebornen zur Taufe vorbereitet. In neuester Zeit sind nun jene Lehrer sogar ordiniert worden, so daß sie selber die Sakramente verwalten können. Auf Fataafo umfaßt die evangelische Gemeinde 162, darunter 44 Abendmahlsengenossen — die übrigen 45 Bewohner der Insel sind katholisch¹⁾. Auf Atafu ist die ganze Bevölkerung von 167 Seelen evangelisch, darunter 72 Abendmahlsengenossen. Das heilige Abendmahl feiern die Beutlein mit Kokosnuß und Wasser, da sie weder Brot noch Wein haben. Aus ihrer Armut bringen sie nicht nur den Unterhalt für die Prediger auf, sondern es bleibt sogar noch ein Stümchen für die Mission übrig, obgleich manche ihrer gelieferten Artikel (Matten, geflochtene Hüte u. s. w.) schwer oder gar nicht zu verwerten sind. Die Besuche des „John Williams“ gestalten sich hier ähnlich, wie wir sie oben bei der Manihiki-Gruppe schilderten.

Hundert Meilen westlich von den Tokelauinseln beginnt eine sich nach Nordnordwesten auf die gleiche Entfernung hin erstreckende Inselkette, die in den geographischen Werken als Elliceinseln bekannt sind, während sie in den Missionsberichten gewöhnlich mit dem von Missionar Murray ihnen beigelegten, freilich sehr allgemeinen Namen Laguneninseln genannt werden. Ihre ganze physische Beschaffenheit kommt der der Tokelauinseln nahe, doch ist ihre Vegetation etwas reicher. In tiefen Gruben wird sogar eine Art grober Taro (Buraka) gezogen, und hier und da kommen in geringem Maße Brotfruchtbaum und Banane vor. Bei weitem aber überwiegt auch hier die Kokospalme und Pandanus. Die meisten der Inseln bestehen aus Riffen, die eine Lagune umschließen und eine größere oder geringere Anzahl Eilande tragen. Von der unbewohnten südlichsten, Roky Island abgehend, betrachten wir die folgenden im Südosten beginnend:

1. Nukulaelae (=lailai), Mitchell-I., 1 Meile lang, $\frac{1}{2}$ Meile breit. Die Lagune ist für Fahrzeuge nicht zugänglich. Nur eines von den 12 Eilanden, das auf der Ostseite gelegen, den obigen Namen auch insbesondere führt, ist bewohnt. Das Trinkwasser ist schlecht.

2. Funafuti, Ellice-I., 15 Meilen nordnordwestlich von der vorigen, 3 Meilen lang, 2 Meilen breit. Die Lagune, durch mehrere Kanäle zugänglich, bildet einen prächtigen Hafen. Die bewohnte Nordostinsel, die größte der 32 des Riffs, ist fast 3 Meilen lang. Auch hier ist das Wasser brackisch. Abermals 15 Meilen weiter nordwestlich liegt:

3. Nukufetau, Peysher-I., ein viereckiges Riff mit 18 kleinen

¹⁾ Zum Teil sind die katholischen Eingebornen nach Uea übergesiedelt. Weitere Fortschritte hat die katholische Mission auf Fataafo nicht gemacht.

Inſeln, von denen eine der weſtlichſten, Fale, bewohnt iſt. Bei derſelben hat das Riſſ einen ſichern Eingangskanal.

4. Waitupu, Tracy-I., 18 Meilen nordnordweſtlich von Funafuti, bildet auf dem unzugänglichen Korallenriff faſt einen ovalen Ring von 1 Meile Durchmeſſer, der die kleine Lagune umſchließt.

5. Nui, Niederländiſch Eiland, liegt wieder weiter nach Weſten, ſo daß die hierdurch und über Kutufetau gedachte Linie die Parallele zu der Streichungslinie der übrigen Inſeln bildet. Von der genannten iſt ſie 20 Meilen entfernt. Auf der Weſtſeite des 1 Meile langen Riſſs, das bei geringer Breite nur eine kleine Lagune umſchließt, liegen 8 Inſeln, von denen die ſüdlichſte, Tokiniui, bewohnt iſt.

6. Riutao, Speiden-I., iſt etwa 21 Meilen von Waitupu entfernt, eine kleine gehobene Koralleninſel mit Hügel von 20 Meter, während die übrigen Inſeln der Kette ganz flach ſind. Im Innern findet ſich in einem Mangroveſumpfe die Stätte der früheren Lagune. Die Inſel hat nur $\frac{1}{2}$ Meile Durchmeſſer.

7. Nanumanga (Gran Cocal, Sherſon oder Hubſon-I.), 20 Meilen von Nui, iſt kaum $\frac{1}{2}$ Meile lang, $\frac{1}{4}$ Meile breit und ſchwer zugänglich.

8. Nanomea (S. Auguſtin) und Natenga, ſind größer als die vorige und liegen in einem gemeinſamen Lagunenriff von 3 Meilen Länge.

Die Bevölkerung der Inſeln, die ſich jetzt auf 2500 Seelen beläuft, früher aber, vor den frevelhaften Kaufahrten der Peruaner, bedeutend ſtärker war (von Nukulaelae wurden z. B. $\frac{2}{3}$ der ganzen Bevölkerung hinweggeſchleppt), iſt den Samoern nahe verwandt, wie auch in ihren Traditionen beſtimmte Kunde von der Einwanderung vorhanden iſt, die etwa vor 300 Jahren ſtattgefunden haben mag, wie ſich aus der Reiſe der Könige von Waitupu ſchließen läßt. Von dort aus verbreiteten ſich die Einwanderer über die andern Inſeln. Nur Nui iſt von dem nördlich gelegenen, zu Mikroneſien gerechneten Gilbertsarchipel beſiedelt worden. Seine Bewohner zeigen daher auffallende ethnographiſche Abweichungen und ſprechen namentlich eine ganz verſchiedene Sprache.

Der Charakter der Elliceiſulaner wird (nach Meinicke) ſehr günſtig geſchildert. Sie haben die ganze Freundlichkeit und Zutraulichkeit der Polyneſer und ſind heiter und fröhlich. Sie ſind ſtark und ſchön gebaut, dunkelbraun mit ſchwarzem Haar und Bart, leiden aber viel an Hautauſchlägen. Sie leben hauptſächlich von Kokoſnüssen, die ſie auch trocknen (Talatata), Pandanus¹⁾ und der erdöhlten Wurſt, dann von Fiſchen und Muſcheln. Tabak tauen ſie auch. Die Männer tragen den Raro aus Pandanusblättern, dazu manchmal eine Matte über den Oberleib;

¹⁾ Wir müſſen hier einige Bemerkungen über die für die niedrigen Inſeln des Ozeans ſo wichtige Pflanze nachholen. Die Bäume wachſen ähnlich wie die Dracänen und haben am obern Theile der ſonderbar ſich ſtreckenden Äſte je einen Büſchel von 1 Meter langen, lineal-ſchwertförmigen, glänzend grünen Blättern, zwifchen denen ſich oft bis zur Größe eines Kinderkopfes die gelblichen oder rötlichen Früchte zeigen, die einer Ananas ähnlich ſehen. Meißt nur in Zeiten der Not werden dieſelben als Nahrungsmittel benutzt. Man ſaugt den innern Theil der Fruchtſchuppen aus. Die Blätter geben ein vortreffliches Flechtmaterial.

die Frauen haben zerſchliffenen Bläſe gewöhnlich lang vor. Ohrſchädel haſchale darin, auch die Naſenwand. Häufiger vor als mit Koloſſi gefalt niedrig. Die Straßiſternen, um das wurde ſchon angeſie im Flechten da hat ſich auf dieſen leben einige Agentgeſellſchaft Godeffre

Die Miſſioſigung vorbereanfangs 1861 e mit Kind) in e dort Bauholz zu ſie unterwegs.

Reiſe gegangen; aus dem ledern I leſt nur noch zu einer von ihnen, lichen Gebete und Als die letzte Nu ward das morſch wurden von den mühsam bis unter ein Eingeborner, ein Feuer an und ſie in einem Boe Nukulaelae. Dori ging durch das I ſeien, und daß E Teſtament, ein Matthäi, die er d

Einige Zeit v angelegentlich ger than und wartete ſollten, um ihnen Manthier nun o ſo gut er konnte. etwas leſen.

Als ſich dan kommen, begab er Lehrer den dortigen langen Umwegen, erreichte er jenes

Burkhardt, Miſſions-Ei

die Frauen haben den biden, oft 15 Pfd. schweren Titi, einen kurzen Rod aus verschliffenen Blättern und Kolosajern; die Kinder gehen nackt. Die Haare tragen sie gewöhnlich lang und in Zöpfen geflochten; auch das Färben derselben kommt vor. Obrischer haben sie tief herabhängend mit Ringen von Schildpatt oder Koloschale darin, auch tragen sie solche Halsbänder, und auf Manumea durchbohrt man die Nasenwand. Die Tätuirung ist eigentümlich und kommt bei den Frauen häufiger vor als bei den Männern, denen sie oft ganz fehlt. Der Körper wird mit Kotosöl gesalbt. Die in Dörfern vereinigten Häuser sind viereckig, klein und niedrig. Die Straßen zwischen denselben werden reinlich gehalten. Oft findet man Zisternen, um das Regenwasser aufzusammeln. Der geringe Landbau in Gruben wurde schon angedeutet; Fischfang treiben sie stark. Besondere Geschicklichkeit haben sie im Flechten von Matten und Anfertigung von Kotosseilen. In neuerer Zeit hat sich auf diesen Inseln ein beträchtlicher Handel entwickelt, und auf fast allen leben einige Agenten (wie z. B. auf mehreren solche der deutschen Südseehandels-gesellschaft Godeffroi) oder Händler.

Die Mission auf diesen Inseln wurde durch eine ganz besondere Fügung vorbereitet. Von dem fernen Inselchen Manihiki begab sich anfangs 1861 eine Gesellschaft von 9 Personen (darunter eine Frau mit Kind) in einem Doppelboot auf die Reise nach Rataanga, um dort Bauholz zu holen. Sie wurden verschlagen. Neun Wochen waren sie unterwegs. Die mitgebrachten Kotosnüsse waren längst auf die Neige gegangen; nach Übereinkunft erhielten nur die, welche das Wasser aus dem leeren Fahrzeug schöpften, ein Stückchen, und das konnten zuletzt nur noch zwei; die übrigen waren schon zu kraftlos. Eleana, einer von ihnen, ein Diakon der christlichen Gemeinde, leitete die täglichen Gebete und Sonntagsandachten, in denen sie um Rettung flehten. Als die letzte Nuss verzehrt war, zeigte sich Land. In der Brandung ward das morsche Boot zertrümmert; mehrere ertranken, 5 Männer wurden von den Wellen auf den Strand geworfen und schleppten sich mühsam bis unter die Kolospalmen. Nach mehreren Stunden kam ein Eingeborner, vor dem sie sich zunächst fürchteten. Doch er zündete ein Feuer an und bereitete ihnen etwas Speise. Bald darauf wurden sie in einem Boote des Königs auf die Hauptinsel geholt — es war Rukulaelae. Dort versorgte man sie freundlich, und eine große Freude ging durch das Volk, als man hörte, daß die Schiffbrüchigen Christen seien, und daß Eleana Bücher bei sich habe — es war ein Neues Testament, ein Gesangbuch und ein Kommentar zum Evangelium Matthäi, die er durch die Brandung gerettet hatte.

Einige Zeit vorher hatte nämlich ein Schiffskapitän den Inselanern angelegentlich geraten, ihre Götzen zu verbrennen. Das hatten sie gethan und warteten nun verlangend auf die Lehrer, die da kommen sollten, um ihnen das Wort zu verkündigen. Während die unglücklichen Manihikier nun aufs beste gepflegt wurden, unterrichtete sie Eleana so gut er konnte. Seine Bücher theilte er, und viele lernten von ihm etwas lesen.

Als sich dann eine Schiffsgelegenheit bot, um nach Samoa zu kommen, begab er sich dorthin, um die Bitte der Inselaner um einen Lehrer den dortigen Missionaren vorzutragen. Nur auf großen und langen Umwegen, die ihn noch einmal zuvor nach Rukulaelae brachten, erreichte er jenes Ziel. Die Missionare behielten ihn selbst — er war

damals in der Mitte der Dreißiger — im Maluaseminar, und er selbst wurde ausgebildet. Leider bot sich erst 1865 dem Missionar Murray Gelegenheit, die Inseln in einem Handelschiff zu besuchen und 3 Lehrer dorthin zu führen, unter denen sich nun bereits Elefana befand. Am 16. Mai kreuzte die „Augustita“ vor Nukulaelae. Mit wehmütiger Freude wurde Elefana und der Missionar empfangen, denn 1863 hatten die peruanischen Sklavensänger hier ihre Frevel verübt und über 200 Männer weggeschleppt. Es war rührend, wie die alten Männer und die Witwen mit ihren Kindern ihren alten Lehrer begrüßten. Es wurde hier jedoch nun ein anderer stationirt, da jener einen schwierigeren Posten besetzen sollte. Auch auf Funafuti wurde ein Lehrer zurückgelassen. Auch hier hatte das Volk schon 1860 seine Götzen und Heiligtümer zerstört, auf Zureben desselben Kapitäns. Auf Nukufetau hatte man auch schon inzwischen von dem, was auf den Nachbarinseln geschehen war, Kunde erhalten und ein gleiches gethan. Die Augen des jungen Häuptlings leuchteten, als er hörte, daß man ihm einen Lehrer bringe. Hier blieb Elefana zurück. Auf den nördlichsten Inseln der Kette herrschte noch das finsternste Heidentum. Dort hatte sich auf Niutao und ebenso auf Nui einer jener nichtswürdigen Weißen, wie sie öfters in der Südsee angetroffen werden, für einen Missionar ausgegeben und bei einem Sündenleben im Namen des Christentums in habgütiger Weise von den Eingebornen Massen von Kolossal erpreßt. Die Leute zu Niutao waren froh, daß sie mit guter Manier diesen Menschen wieder los geworden waren, und wollten nun überhaupt nichts von einem christlichen Lehrer wissen. Anders auf Nui. Dort hatte Bob, bei dem doch noch manche christliche Reste vorhanden sein mochten, wirklich der Mission einigermaßen vorgearbeitet. Er hatte die Insel verlassen, und die Insulaner baten den Missionar Murray nun um einen Lehrer. Auch Waitupu war willig, einen solchen aufzunehmen. So wurden denn noch in demselben Jahre durch die gütige Vermittlung der reformirtpresbyterianischen Mission mit dem „Dayspring“ jenen beiden Inseln Lehrer zugesendet.

Seitdem sind diese interessanten Außenstationen regelmäßig etwa alle zwei Jahre von Samoa aus besucht worden. Jedesmal fand der Missionar eine Anzahl Taufkandidaten auf jeder der Inseln vor, mit denen aber, so weit es die Zeit erlaubte, immer eingehende Prüfungen angestellt wurden. In manchen fand sich deutlich ein Gnadenwerk des Heiligen Geistes; andre wurden bei geringen Früchten des christlichen Unterrichts doch auf Hoffnung getauft, manche dagegen für diesmal noch zurückgewiesen. So ist auch hier bei der Sammlung der christlichen Gemeinde mit aller Sorgfalt verfahren worden. Dennoch konnte auf den meisten der Inseln schon ein größerer Teil der Bevölkerung in die engere Kirchengemeinschaft aufgenommen werden, während andre noch in Vorbereitung stehen und die ganze Jugend den christlichen Unterricht genießt. Nur auf den nördlichen Inseln sind die Fortschritte nicht so schnell gewesen. Während auf den übrigen Inseln nominell gar keine Heiden mehr vorhanden sind, hält sich auf Nanumea und Nanumanga noch immer die heidnische Partei im Über-

gewicht. Doch Lehrer. Auf je gliedern, doch nannten aber 11 Personen 8 Inseln 533 Schüler. Mehr ordinirt werde bis zu den sel

In außer wir sie oben b mähige Häuser Kleidung, Fert haben manche Mission gemacht befördert wird.

Stiebig I Schiffer die erst mit seinen viel weiter nach Sil dieser Gruppen geraten, bis sie die mittlere G nahme, die er f unsere Geograph ichtste Gruppe Die wichtigste I breiteten die Sch von 1806—11 gehende Beschrei West¹⁾ geliefert.

Die drei e die kleinen Gilan namhafter Größß Inseln, 15 haben niedrig. Die S gruppe, der süd hat. Es ist Lo Insel, durchschnitt sie sich einem D gewandt ist, wä Inhalt von 6 D.

¹⁾ Ten Years 1865. Bergl. Bas

gewicht. Doch haben auch diese Inseln schon seit längerer Zeit ihre Lehrer. Auf jener bestand 1876 die christliche Gemeinde erst aus 6 Mitgliedern, doch waren 61 Taufkandidaten vorhanden. Auf der letzteren nannten aber war noch keine Gemeinde konstituiert; doch warteten 11 Personen der heiligen Taufe. Im ganzen waren damals auf den 8 Inseln 533 Gemeindeglieder und 238 Taufkandidaten sowie 628 Schüler. Mehrere von den eingebornen Lehrern konnten in neuerer Zeit ordinirt werden, und so brauchen die sakramentlichen Handlungen nicht bis zu den seltenen Besuchen des Missionars hinausgeschoben werden. In äußerer Kultur aber sind ebensolche Fortschritte gemacht, wie wir sie oben bei den Manihikinseln erwähnten: hübsche Kirchen, zweckmäßige Häuser für die Lehrer, allmähliche Annahme anständigerer Kleidung, Fertigkeit im Lesen, schöner Kirchengesang u. s. w. Auch haben manche dieser Inseln schon recht bedeutende Beiträge für die Mission gemacht, was durch den in letzter Zeit sehr gestiegenen Handel befördert wird.

13. Tonga. Land und Leute.

Siebzig Meilen südwestlich von den Samoainseln erreicht der Schiffer die ersten Inseln des Tongaarchipels, der sich in 3 Gruppen mit seinen vielen, fast durchgängig niedrigen Inseln etwa 50 Meilen weiter nach Süden erstreckt. Schon Abel Tasman hatte die südlichste dieser Gruppen 1643 entdeckt. Aber sie war fast wieder in Vergessenheit geraten, bis sie Cook auf seinen beiden letzten Reisen besuchte, der auch die mittlere Gruppe bekannt machte. Wegen der freundlichen Aufnahme, die er fand, nannte er den Archipel: Friendly Islands, was unsere Geographen in Freundschaftsinseln übersetzt haben. Die nördlichste Gruppe wurde erst 1781 von dem Spanier Maurelle entdeckt. Die wichtigste Kenntniz von diesen Inseln und ihren Bewohnern verbreiteten die Schilderungen Mariners, eines englischen Matrosen, der von 1806—11 als Gefangener dort zurückgehalten wurde. Eine eingehende Beschreibung der Tongainseln hat in neuerer Zeit Rev. Th. West¹⁾ geliefert, dem wir hier vielfach folgen.

Die drei Gruppen Tonga, Haabat und Barau umfassen, die kleinen Gilande mitgerechnet, mehr als 150 Inseln, deren 32 von namhafter Größe sind. Etwa 35 gehören zu den gehobenen Koralleninseln, 15 haben die hohe vulkanische Form, alle übrigen sind ganz niedrig. Die Hauptinsel des ganzen Archipels liegt in der Tonga-Gruppe, der südlichsten, die wie jener von ihr den Namen erhalten hat. Es ist Tongatabu (die heilige Tonga), eine flache Koralleninsel, durchschnittlich etwa 6 Meter hoch. In der Grundform nähert sie sich einem Dreieck, dessen etwa 5 Meilen lange Basis nach Norden gewandt ist, während die Spitze nach Süden weist, bei einem Flächeninhalt von 6 Quadratmeilen. Die ebene Oberfläche erhebt sich nur

¹⁾ Ten Years in South-Central Polynesia by Rev. Thomas West, London 1865. Vergl. Basler Mag. 1866, S. 353 ff.

an einigen Stellen zu niedrigen Hügeln, deren höchster 20 Meter über den Meeresspiegel steigt. Der Boden besteht aus einer starken Schicht äußerst fruchtbarer Dammerde, die zum Teil auf Thonlagern ruht¹⁾. Bäche und Flüsse sind nicht vorhanden; Wasser, doch von schlechter Beschaffenheit, findet sich in Brunnen und Tümpeln. Die Nordküste, an welcher die Hauptstadt Nukualofa liegt, ist östlich von der letzteren durch eine bedeutende Lagune unterbrochen, die sich bis auf 1 Meile verbreitend, tief in das Land einbuchtet. Sie ist von Riffen durchzogen und enthält 4 kleine Inseln. An ihrem südlichen Ende liegt Mua, an ihrem kanalartig verengten südwestlichen Ende Vea. Außerdem haben wir als namhafte Plätze noch Sifohifo zu erwähnen, auf dem äußersten Nordwestteil der Insel, und Houma an der Südwestküste. Die Ostküste zeigt auf größeren Strecken niedrige Kalkfelsenwände. Vor der Nordküste aber breitet sich ein ausgedehnter Komplex von Riffen aus, auf dem sich mehr als ein Duzend grüner walbiger Inselchen erheben. Nicht ohne Gefahr findet das Schiff seinen Weg durch das schmale Fahrwasser zwischen den Riffen, über welche mit donnerähnlichem Getöse die Brandung hinschäumt, und zwischen denen mit Macht sich die Strömung der Flut hindurch drängt. Doch ein brauner Lotse führt das Fahrzeug sicher auf die gesicherte Rheide vor Nukualofa, wo auf vortrefflichem Grunde sich ankern läßt.

Von hier hat man das interessanteste Panorama fast der ganzen Nordküste vor sich: freilich keine großartige Ansicht wie vor Tahiti oder Marotonga, aber eine liebliche Landschaft im laudendsten Sinn, das sich sogar hier und da mit Gruppen von Myoporen bis ins Meer hineinbringt. Unzählige Kokospalmen wiegen ihre Kronen lieblich im Winde über dem Saume von Gebüsch, mit dem der flache Strand besetzt ist. Der höchste sichtbare Punkt ist ein kleiner Hügel, der einst eine Kolo (Festung) trug. Sie ist längst gefallen; an ihrer Stelle leuchtet freundlich und bezeichnend ein Kirchlein. Nach Osten zu wird die Aussicht durch das kleine Eiland Bangalmotu begrenzt, hinter dem der von der Lagune getrennte Distrikt Fakale liegt. Im Westen blickt man nach Sifohifo hinüber, und nach Norden hin schließt das Bild mit der Insel Atata ab.

Nukualofa hat sich aus einem unscheinbaren Dörflein nicht bloß zum kirchlichen und politischen Centrum des ganzen Archipels erhoben, sondern ist jetzt auch ein Punkt von Bedeutung für den Welthandel geworden. Wir dürfen uns die Residenzstadt des König Georg Tubou freilich nicht wie eine europäische Stadt vorstellen. Wohl ist es durchschnitten von breiten Wegen, die sorgfältig von Unkraut und Schmutz reingehalten werden; aber zu beiden Seiten steht man nur nette Kohrzäune, mit welchen die Grundstücke (Afi) der Häuptlinge und ihrer Angehörigen eingezäunt sind. Diese Plätze sind reichlich mit Brotfruchtbäumen, Bananen, Kokospalmen, Apfelsinen-, Zitronen- und Pampelmusenbäumen besetzt, sowie mit zahlreichen Schattenbäumen, deren überhängende Zweige auch auf der Straße Schutz gegen die glühenden Sonnenstrahlen gewähren. Die zahlreichen Häuser sind ohne Ordnung in diesen Painen verteilt und liegen meist an den Orten, wo der beste Schatten ist. Auf den ersten Blick pflegt sich daher der Fremde in Nukualofa vergeblich nach den Wohnhäusern umzusehen.²⁾

¹⁾ An manchen Stellen liegen diese Schichten in einer Mächtigkeit von 7 bis 10 Meter über dem Korallenfelsen.

²⁾ Diese Schilderung von West dürfte in neuerer Zeit dahin zu ergänzen sein, daß eine größere Anzahl von villenartigen Häusern weißer Ansiedler doch mehr in den Vordergrund treten.

Zwei Me
große Insel E
sich manche off
gruppen — vi
menschlichen B
bläulichen Rau
Im südlichen
ist niedriger.
beste Trinkwass
Bach besitzt, de
von 200 Mens
groß ist. Das
Nördlich liegt
ist. — Noch w
Ata (Pylstaart
Tongagruppe g

Die mittle
teilungen zerleg
zu der Komu
nannt wird. I
der vorgenannte
Lagune liegt in
ganze Anzahl K
größtenteils unb
nach Südwesten
inseln Hungaton
Komula folgt d
enthält, von de
1/4 Meile breit),
gegen Nordosten
südlichsten Insel
sich etwa 8 Mei
nur an einem P
Die nördlichste i
die größte, Sifu
auf Ualeva un
diese Inseln sind
sandiger, das Tr
bar. Westlich v
eine ganze Anza
40 umfaßt, von
werden unter dem
gefaßt.

Größer und

¹⁾ West spricht
Insel vulkanischer
Insel.

Zwei Meilen südöstlich von Tongatabu liegt die etwa halb so große Insel Eua, welche sich mit ihren walbigen Bergen¹⁾ — auf denen sich manche offene Wiesengründe zeigen, unterbrochen von dichten Baumgruppen — viel malerischer als jene ausnimmt. Aber keine Spur von menschlichen Bewohnern entdeckt der vorübersegelnde Schiffer, als den bläulichen Rauch, der sich hier und dort über die Baumgipfel erhebt. Im südlichen Teile sind die höchsten Berge (180 Meter), der Norden ist niedriger. Es ist zu bedauern, daß diese Insel, die vielleicht das beste Trinkwasser im ganzen Archipel hat und Quellen, ja sogar einen Bach besitzt, der in Rastaden sich über bemooste Felsblöcke stürzt, nur von 200 Menschen bewohnt wird, obgleich sie gegen 3 Quadratmeilen groß ist. Das Fehlen eines Hafens trägt wohl die Schuld daran. — Nördlich liegt die kleine flache Insel Euaiki, die etwa $\frac{1}{2}$ Meile lang ist. — Noch wird die 20 Meilen südwestlich gelegene vulkanische Insel Ata (Pylstaart d. i. Schwalbenschwanz, von Tasman genannt) zu der Tongagruppe gerechnet. Sie war nur vorübergehend bewohnt.

Die mittlere Gruppe des Archipels läßt sich weiter in drei Abteilungen zerlegen. Von Tongatabu kommt man gegen Norden zunächst zu der Romulagruppe, die nach der gleichnamigen Hauptinsel benannt wird. Diese gleicht ihrer physischen Beschaffenheit nach ganz der vorgenannten, hat aber nur 3–4 Meilen Umfang, und die kleine Lagune liegt in der Mitte der Insel. In der Umgebung liegen eine ganze Anzahl kleinerer flacher Inseln, die noch wenig erforscht und größtenteils unbewohnt sind. Auch gehören dazu die beiden etwas weiter nach Südwesten belegenen hohen, nur von Seevögeln bewohnten Felseninseln Hungatonga und Hungahaabai. — Drei Meilen nördlich von Romula folgt die Rotugruppe, die nur unbedeutende niedrige Inseln enthält, von denen wir nur die größte, Haaseva ($\frac{3}{4}$ Meile lang, $\frac{1}{2}$ Meile breit), nennen. Durch einen breiten Kanal getrennt, folgt gegen Nordosten die Haabaigruppe im engeren Sinne. Die hauptsächlichsten Inseln derselben liegen auf einem und demselben Riff, das sich etwa 8 Meilen lang von Nordosten nach Südwesten erstreckt, und nur an einem Punkte von einem tieferen Kanal unterbrochen wird. Die nördlichste ist Haano, dann folgt Foa, an die sich fast unmittelbar die größte, Lifuka (2 Meilen lang, $\frac{1}{2}$ Meile breit), anschließt, darauf Maleva und Uha, und endlich weit im Südwesten Alefa. Alle diese Inseln sind noch niedriger als Tongatabu, und der Boden ist sandiger, das Trinkwasser sehr schlecht, doch sind auch sie reichlich fruchtbar. Westlich von dieser Kette liegt noch auf wenig erforschten Riffen eine ganze Anzahl kleinerer Inseln, so daß die Gruppe deren überhaupt 40 umfaßt, von denen 18 bewohnt sind. Die genannten 3 Gruppen werden unter dem gemeinsamen Namen der Haabaigruppe zusammengefaßt.

Größer und wichtiger als dieselbe ist die 10 Meilen nördlicher

¹⁾ West spricht von dunklen Felsen, was die Angabe bestätigen würde, daß die Insel vulkanischer Formation wäre. Nach Meinicke ist sie eine gehobene Koralleninsel.

gelegene Wawaugruppe, die auch Haafuluhao genannt wird. Die vielgebuchtete Hauptinsel gleichen Namens hat 9 Meilen im Umfang. Sie ist bedeutend höher über den Meeresspiegel erhoben als Tongatabu, und ein Punkt steigt sogar bis 130 Meter an. Die Küsten bestehen meist aus schroffen, hohen Kalkfelsen, besonders im Norden. Der Boden aber ist auch hier sehr fruchtbar. Die größte Wichtigkeit erhält Wawau durch ihren vor einem von Südwesten her tief einschneidenden Sund gebildeten Hafen (Porto del Refugio, P. Valdez), der der beste im ganzen Archipel ist. Der Hinterplatz liegt bei dem Dorfe Neiafu. Die Südseite jenes Sundes wird von mehreren Inseln gebildet: Bangaimotu, Falewai und Niwababu, deren letztere die Höhle mit unterirdischem Eingange enthält, an die sich eine Sage knüpft, die Byron zum Stoffe eines Gedichtes gewählt hat¹⁾. Auch Falewai enthält eine prächtige Stalaktitenhöhle, in die man mit einem Boote einfahren kann. Von den übrigen Inseln nennen wir nur noch Funga, nordwestlich von Niwababu. Die andern sind klein, liegen auf ausgedehnten Riffen im Süden zerstreut und sind bisher noch wenig erforscht.

Außer den genannten Inseln aber gehören zum Tongaarchipel noch eine Reihe vulkanischer Inseln mit mehreren thätigen Vulkanen, die westlich von der Haabai und Wawaugruppe sich in nordnordöstlicher Richtung hinziehen und sich über die letztere hinauserstrecken. Es sind von Süden beginnend: Tofua, mit seinem immer noch rauchenden 854 Meter hohen Kegel, der in der Mythologie der Eingebornen eine große Rolle spielt; Kao, ein erloschener Vulkan (1524 Meter); dann 10 Meilen von Wawau die Insel Late (von etwa 2 Meilen Umfang — die vorgenannten sind kleiner), deren zuderhutförmiger Pif 1854 einen furchtbaren Ausbruch hatte; ferner Fonualei, die seit dem Ausbruche von 1846 ihrer ganzen Vegetation beraubt worden ist.

Als politische Dependenz von Tonga sind hier sogleich die beiden zwischen diesem und dem Samoaarchipel vereinzelt gelegenen Inseln resp. Gruppen, Niuatobutabu und Niuafoou zu nennen. Die erstere umfaßt die beiden Inseln Tafahi und Niuatobutabu (Berraader- oder Keppel-Insel), diese von dreieckiger Gestalt, etwas über $\frac{1}{4}$ Quadratmeile groß und hügelig, doch nicht von bedeutender Höhe, jene etwas größer, von runder Grundform, besteht aus einem einzigen 610 Meter hohen dicht bewaldeten Berge. Beide sind von Riffen umgeben und durch einen 1 Meile breiten Kanal getrennt. Die Zahl der Bewohner, die den Bewohnern von Tonga ganz nahe stehen und mit ihnen dieselbe Sprache sprechen, wird auf 1000 geschätzt. Die überwiegende Mehrzahl derselben wohnt auf Niuatobutabu.

Niuafoou liegt 22 Meilen westnordwestlich von der eben genannten Gruppe, ist über 1 Meile lang, 200 Meter hoch, zeigt zwischen der Bewaldung viele schwarze Lavafelsen, und hat in der Mitte einen Kratersee, der einen großen Teil ihres Flächenraumes einnimmt. Am Ufer desselben finden sich heiße Schwefelquellen, während sich über den

stillen, blauen, erhebt. Die Wege, wie 186 Insel 19 Klein Sandung ist se dem Hauptdort gleichen ganz Oberhöheit des Ähnlich ist die

Nur im nordwestlich (5 Gruppen Nea einem großen erloschenen Vulkan Seite, auf der zu den weniger gelungen ist, zu der katholischen Zentraloceanien gebornen auf b

Rehren wir zurück.

Das Klima schlaffend¹⁾, in Eine häufig wie

Schon die ja Stürme richten oft erhebenden Wirbel alle sieben Jahre einen solchen Sturm in jetzt der wogenbe Bäume, die durch sanften Kokosnuss Getöse der einflutenden Bilder, welches während beweist sich Auf Wawau wurde gleich sie sämtlich

Weniger ge sie den leichten und somit nicht sind. Die Entstehung Vulkan von Tonide, oder aber umwälze. Daß dem Erdbeben,

¹⁾ Ein junger Häuptling soll seine zum Tode verurteilte Geliebte dorthin gerettet haben.

¹⁾ Bei der A

flüssen, blauen, von dunkelwäldigen Höhen umgebenen Spiegel ein Krater erhebt. Die vulkanischen Kräfte aber schafften sich immer neue Auswege, wie 1867 bei einem furchtbaren Ausbruche an der Südseite der Insel 19 kleine Krater entstanden. Die Insel hat keine Risse; die Gegend ist sehr beschwerlich und geschieht meist an der Nordseite bei dem Hauptdorfe Ngaha. Auch die Bewohner dieser Insel (12—1500), gleichen ganz denen von Tonga; ihr Oberhäuptling steht unter der Oberhoheit des dortigen Königs und wird sein Gouverneur genannt. Ähnlich ist die politische Stellung von Niuatobutabu.

Nur im Vorübergehen erwähnen wir an dieser Stelle zwei weiter nordwestlich (50 resp. 70 Meilen westlich von Samoa) gelegene kleine Gruppen Uea (Wallis-J.) und Futuna. Jene umfaßt 12 von einem großen Barrierriff umschlossene kleine bergige Inseln mit mehreren erloschenen Vulkanen; jene, ebenfalls hoch, hat die kleinere Afofi zur Seite, auf der die vulkanischen Mächte noch thätig sind. Beide gehören zu den wenigen Inseln des Ozeans, auf denen es dem Katholizismus gelungen ist, zur Alleinherrschaft zu gelangen. Uea ist ein Hauptzentrum der katholischen Mission und der Sitz des apostolischen Vikars von Zentralozeanien. Die Zahl der mit den Samoern verwandten Eingebornen auf beiden Gruppen beläuft sich auf etwas über 6000.

Rehren wir jedoch zu einer näheren Beschreibung der Tongainseln zurück.

Das Klima derselben ist feucht, die Hitze oft drückend und erschlafend¹⁾, in den oft empfindlich kühlen Nächten fällt reichlicher Tau. Eine häufig wiederkehrende Landplage sind Stürme und Erdbeben.

Schon die jährlich in der Regenzeit (Dezember bis März) sich einstellenden Stürme richten oft viel Schaden an. Viel furchtbarer aber sind die sich plötzlich erhebenden Wirbelstürme, mit denen die eine oder andere Gruppe des Archipels etwa alle sieben Jahre einmal heimgesucht wird. Himmel und Erde scheinen bei einem solchen Sturme in Bewegung, das Großartigste dabei ist die unvergleichliche Mächtigkeit der wogenden See. Das Heulen des Windes, das Krachen der fallenden Bäume, die durch die Luft schwirrenden Zweige, die gleich Kanonentugeln dahin sausen den Koloßnüsse, der wolkenbruchartige Regen, die ungewohnte Finsternis, das Getöse der einsflügenden Häuser — alles dies zusammen gibt eines der schrecklichsten Bilder, welches Naturereignisse hervorrufen können. In nicht geringem Maße zerstörend beweist sich dabei auch die Macht des in Strömen niederfallenden Regens. Auf Bauau wurden bei einem solchen Sturme von 39 Kirchen 34 zerstört, obgleich sie sämtlich zu den solidesten Gebäuden des Archipels gehörten.

Weniger gefürchtet sind die häufigen und oft starken Erdbeben, da sie den leichten Holzhäusern der Eingebornen keinen Schaden zufügen und somit nicht von dem Gefühle persönlicher Unsicherheit begleitet sind. Die Entstehung derselben führt der alte Mythos auf den im Vulkan von Tofua schlafenden Gott Maui zurück, der manchmal stark nide, oder aber, wenn ihm sein feuriges Lager zu heiß werde, sich umwälze. Daher machten die Eingebornen ein großes Geschrei bei dem Erdbeben, um den Gott vollends aufzuwecken, damit er nicht die

¹⁾ Bei der Abwesenheit von Sümpfen sind Fieber selten.

ganze Welt umkehre; und diese Sitte besteht immer noch, obgleich das Volk längst nicht mehr an die falschen Götter glaubt.

Die Flora des Archipels zählt einige Arten mehr als die der älteren Archipels; alles gedeiht in größter Üppigkeit. Was die Thierwelt betrifft, so waren Schweine, Ratten und Fledermäuse die einzigen einheimischen Säugetiere; Hunde wurden von den Witiinseln eingeführt. Unter den Vögeln treten auch hier Papageien und Tauben in den Vordergrund.

Die Einwohner gehören der großen polynesischen Völkerfamilie an. Ihre Seelenzahl ist nicht genau bekannt. Die Angaben schwanken zwischen 50 000 und 16 200; nach den besten Autoritäten dürfte 25 000 der Wahrheit am nächsten kommen. Sie sind (nach Meinicke) groß, stark und schön gebaut, die Frauen etwas kleiner. Die Hautfarbe ist ein helles Kastanienbraun; die Gesichtszüge sind gefällig und denen der Europäer ziemlich ähnlich, dabei ernster und männlicher als bei den Tahitiern und nicht so wild und streng wie bei den Neuseeländern. Die adlerartige Nase ist vorne oft etwas flach, die Augen schwarz, schön und lebhaft, der Mund nicht durch dicke Lippen entstellt, das Haar schwarz und häufig krausgelockt. Im ganzen sind sie gesund. Der Hauptzug ihres Charakters ist Freundlichkeit, Gefälligkeit und Zutrauen, freilich mit Neugier und Zudringlichkeit verbunden. Die zu Anfang dieses Jahrhunderts gegen europäische Schiffe geübten Feindseligkeiten waren durch das Benehmen der Europäer selbst hervorgerufen. Dabei sind sie fröhlich und heiter, zeigen Geschick, Geschmac und entschiedene Talente, auch Fleiß und Thätigkeit läßt sich von ihnen sagen. Sie gehören unbezweifelt zu den geistig bevorzugtesten der polynesischen Völker und stehen auch den meisten an Bildung voran, wie sie es denn auch jetzt zu einer festen, wohlgeordneten, politischen Selbstständigkeit gebracht haben, die man sonst nirgends in der Südsee findet. Ein hervorragender Charakterzug ist Ehrgefühl, Stolz, Freiheitsliebe, die allerdings auch mit Rachsucht verbunden sind. Als Krieger sind sie männlich kühn, unternehmend und haben sich ihren Nachbarn fürchtbar gemacht. Ihre Neigung zum Stehlen ist sehr hervorstechend; aber von der Lieberlichkeit, die sonst den Polynesiern eigen ist, haben sie sich im ganzen frei gehalten, und niemals hat in Tonga eine solche sittliche Ausgelassenheit geherrscht, wie in Tahiti und Hawaii.“ Die Menschenfresserei ist nie Sitte gewesen; nur in einzelnen Fällen kam sie in den Kriegen vor, nachdem man sie auf Witi kennen gelernt hatte. Kawa ist erstaunlich beliebt und wurde früher nirgends so häufig getrunken wie auf Tonga. Es werden dabei noch immer Zeremonien beobachtet, die auf eine frühere religiöse Bedeutung schließen lassen.

Die Zubereitung der Speisen, in der sie sehr geschickt sind, geschieht wie bei andern Polynesiern, doch haben sie jetzt zum Teil sich auch an das Kochen in irdenen und eisernen Töpfen gewöhnt. — Die europäische Kleidung hat längst den alten Maro verdrängt. Den früher mit Muscheln rasirten Bart tragen sie jetzt lang. Allerlei

Schmuck um b
jetzt beliebt.

Die Häuser
oval, und bene
der Firkbalken
selben sind die
nehmen, in R
Überhaupt zeich
und schmuckvoll
jelen Pfosten
werden. Von
mehrere kleinere
seiner Frau zu
nächtigen in der
deckte Fußboden
die Plage der
Zusucht in klei
das Gefäß üb

Die größte
platz, das Mal
haus steht.

Der Land
andern Teils v
angewandte Fru
mehrmal hinter
bis an derselben
Zwischenräumen
deren breite Blä
und die Feuchti
werden die weid
als Dünger lieg
aufschießen. Fil
gezogen werden
Pflanzenlöcher a
Die aufgeworfen
Pulver zerfallen
sich üppig die m
lichte von allem
bei der Einheim
nur Abschlürfung

¹⁾ Kafa, jeder
vorkommende „Ein

²⁾ Zuweilen i
ausgegraben werbe

³⁾ Es wird v
tiwitt, deren Frucht
die chinesische Amer
so sehr von den C

Schmuck um den Hals und an Ohren, Armen und Fingern ist noch jetzt beliebt. Reinlichkeit herrscht allgemein.

Die Häuser sind oblong mit gerundeten Ecken, manchmal fast oval, und denen der Samoer sehr ähnlich. Das Blätterdach ist hoch, der Firstbalken an beiden Enden mit Muscheln geschmückt. An denselben sind die Sparren mit Kokosfaserkriden¹⁾ befestigt, bei Vornehmen, in Kirchen u. s. w. auch damit zum Schmucke umwickelt. Überhaupt zeichnen sich die Häuser der Vornehmen durch eine zierlichere und schmuckvollere Bauart aus. Die Wandfüllung zwischen den einzelnen Pfosten kann jaloustenartig herausgezogen und herabgelassen werden. Von dem Innern sind meist durch Mattenwände ein oder mehrere kleinere Gemächer abgetrennt, deren eines dem Hausherrn und seiner Frau zum Schlafen dient; die übrigen Glieder der Familie nächtigen in dem größeren Raume. Der erhöhte und mit Matten bedeckte Fußboden desselben wird immer sehr sauber gehalten. Wenn die Plage der Moskiten zu schlimm wird, so nimmt man wohl seine Zuflucht in kleine Hütten, in der Nähe des Strandes, auf vier hohen, das Gebüsch überragenden Pfosten.²⁾

Die größeren Dörfer haben wie auf Samoa eine Art Marktplatz, das Malae, einen offenen Grassfeld, auf dem das Gemeindehaus steht.

Der Landbau der Tongainseln steht höher als der irgend eines andern Theils von Polynesien. Dafür spricht schon der hier sorgfältig angewandte Fruchtwechsel. Nie baut man Yamswurzel auf demselben Acker mehrmal hintereinander, sondern läßt je 2—3 Jahre verstreichen, bis an derselben Stelle die Pflanzung wiederholt wird. In bestimmten Zwischenräumen wird solches Feld mit Reihen von Bananen³⁾ besetzt, deren breite Blätter die Knollenpflanze zugleich vor der Hitze schützen und die Feuchtigkeit anziehen. Sobald die Bananen geerntet sind, werden die weichen Stämme umgehauen und bleiben, schnell verrottend als Dünger liegen, während aus den Wurzeln bald neue Pflanzen aufschießen. Für die Yamspflänzchen, die in besonderen Beeten angezogen werden, gräbt man in ganz regelmäßigen Reihen große Pflanzenlöcher aus, von 2—4 Fuß Durchmesser und 3—7 Fuß Tiefe. Die aufgeworfene Erde bleibt eine Zeit lang an der Luft liegen, bis sie zu Pulver zerfallen ist, dann wird sie zurückgeschüttet, und nun entwickelt sich üppig die mächtige Wurzel. Die Pflanzungen werden auf das peinlichste von allem Unkraut frei gehalten. Ebenso sorgfältig geht man bei der Einheimisung zu Werke, da jede Verletzung der Wurzel oder nur Abschürfung der Haut die baldige Fäulnis nach sich zieht. Bei

¹⁾ Kasa, jedenfalls bedeutet das andernwärts in englischen Missionsblättern vorkommende „Cinnet“ denselben Gegenstand.

²⁾ Zuweilen legt man sich sogar in Gruben, die im Sande des Strandes ausgegraben werden, um Ruhe vor den Plagegeistern zu haben.

³⁾ Es wird vorzüglich die *musa sapientum* in verschiedenen Varietäten kultiviert, deren Fruchtbüschel je 30—80 Pfund schwer werden. In neuerer Zeit ist die chinesische Zwergbanane sehr beliebt geworden, welche, nur 4 Fuß hoch, nicht so sehr von den Stürmen zu leiden hat.

den größeren, die 5—6 Fuß lang und 60—80 Pfund schwer werden, ist das Herausnehmen sehr schwierig.¹⁾

Außer Yamis kultivirt man keine anderen Knollengewächse²⁾; den Taro deshalb nicht, weil hier die Bewässerung mangelt. Zuderrohr wird nur in beschränktem Maße gebaut; man kaut es nur. Auch andre eingeführte Pflanzen werden wenig kultivirt, wie Tabak, Mais, Kaffee und viele europäische Küchengewächse, die in beschränktem Maße für Fremde gezogen werden. Dagegen pflanzen sie viel Kokospalmen (in 9 verschiedenen Arten, die alle unter dem Hauptnamen Niu gehen), Brotfruchtbäume, auch Pandanus, Carica papaya, den Papiermaulbeerbaum u. s. w. Das aus der Rinde des letzteren bereitete Zeug wird hier Ngatu genannt. Das einzige Adergeräth auf Tonga ist der Guo, der bekannte Stab aus hartem Holze, der jetzt dort mit einem kleinen spatenartigen Eisen versehen ist. — Irgegendwelche Kulturen für den Export, namentlich Baumwolle, mit der Versuche angestellt worden sind, haben auf Tonga keine Aussicht. Obgleich die Eingebornen nicht träge sind, sind sie nur schwer zu einer Arbeit zu bewegen, die nicht ihre persönlichen Bedürfnisse erfordert. Dabei spielt der tiefeingewurzelte Stolz und das Unabhängigkeitsgefühl eine große Rolle. Auch zwingt sie bei der glücklichen Natur ihres Landes und ihren geringen Bedürfnissen nichts, für Lohn zu arbeiten.

Auf die verschiedenen Arten der ausgebehten Fischerei, wie sie auf Tonga betrieben wird, gehen wir hier nicht ein, so wenig als auf die verschiedenen Formen und Größen ihrer mit großem Geschick gebauten und mit großer Gewandtheit benutzten Boote. Die Tongaer gelten für die tüchtigsten Seeleute unter den Polynesiern — sie haben auch ihre Herrschaft über weit entfernte Inseln ausgebeht und wie z. B. auf Witi Kolonien angelegt.

Die auf Tonga herrschenden religiösen Begriffe hatten mit denen der andern Polynesier große Ähnlichkeit. Auch hier unterschied man zwei Arten der Götter (Dua), deren niedere die Seelen der Edelen waren. Die vier oberen Götter hatten hier zum Theil noch besondere Tempel, die, auf einem freien Platz gelegen, den Häusern der Vornehmen glichen, und die Dörfer, in denen solche standen, wie Maofanga auf Tongatabu, Neiafu und Ngatau auf Bauwau, galten als heilige Stätten.³⁾ Die Verehrung der übrigen Götter geschah an den Begräbnisstätten. Unter den obern Göttern spielt auch hier Maui eine große Rolle, der das Land (d. h. die Tongainseln) aus dem Meere mit einer Angel herauszog. Der Wohnsitz der Götter ist Bolotu, eine weit im Nordwesten gelegene Insel. Dort sollte auch das Paradies für die Edelen sein, welche von Hikuleo, Maui's jüngerem Bruder, dahin geholt wurden. Dem gemeinen Manne war überhaupt keine Aussicht auf ein Fortleben nach dem Tode; man glaubte nicht, daß er eine Seele habe.

¹⁾ Die kleinsten Sorten wiegen etwa 7 Pfund.

²⁾ Tacca pinnatifida wächst reichlich wild, wird aber nur in der Ngatufabrikation gebraucht.

³⁾ Auch die Fufanga, Freistätten, wo Verfolgte Schutz fanden, mochten ihre Bedeutung durch solche Tempel erhalten haben.

Alle Arten v
sie pflügte, soglei
Boden. Diese un
Dufte, Bögel mit
waren voller Sch
sowie sie für die
fernt, daß kein R
gewesen, eine so l
ausdrückliche Will
die Sage, daß el
schlagen wurde. S
den Brotfrüchten g
Schatten gewesen
Häuser, die ganz d
zu spüren. Endlich
als ob ihnen nicht
hinweg zu begeben
zugleich guten Wind
schon nach wenige
waren, sondern a
schnellen Tod bring

In den Te
befanden sich kle
wurden, wenn n
genommen habe.
und Pflanzen, f
wurden und vor
so inspirirt. D
Lebensmitteln un
auch Menschen,
Kinder aus Eher
dahin gehört an
der kleinen Fing
Äquivalent für
wurden von den
Es gab auch ger
Fest Inaji war,
erntete an die Göt
hebung des auf
das Tautau, das
von Moalo gut
von 10 Tagen
sich im Zustande
und Zauberei w
bestand in dem
in dem Tautao (

¹⁾ Hartwig, a.

²⁾ Sie hatte k
Bolle.

Alle Arten von nützlichen und schönen Früchten und Blumen, die, wenn man sie pflückte, sogleich wieder durch neue ersetzt wurden, entsprangen jenem seligen Boden. Diese unsterblichen Pflanzen erfüllten die Atmosphäre mit dem süßlichsten Dufte, Vögel mit den herrlichsten Farben saßen auf den Zweigen, und die Wälder waren voller Schweine, die ebenfalls unsterblich waren und von neuem entstanden, sowie sie für die Göttertafel geschlachtet wurden. — Diese Insel war so weit entfernt, daß kein Kahn sie erreichen konnte; und wäre es dem Schiffer auch möglich gewesen, eine so lange Reise zurückzulegen, so würde er sie doch, wenn es nicht der ausbrütliche Wille der Götter wäre, nie immer verfehlen. Nur einen Fall erzählt die Sage, daß eine Piroge, von den Billinseln zurückkehrend, nach Voloa verdriftet wurde. Von Hunger gequält, landete die Mannschaft; als sie aber nach den Brotfrüchten griffen, konnten sie dieselben so wenig fassen, als wenn sie nur Schatten gewesen wären. Sie gingen durch die Bäume und durch die Wälder der Häuser, die ganz denen auf Tonga glichen, hindurch, ohne irgend einen Widerstand zu spüren. Endlich bemerkten sie einige Atua, die durch ihre Körper hindurchgingen, als ob ihnen nichts im Wege gestanden hätte. Diese rieten ihnen, sich sogleich hinweg zu begeben, da sie keine passende Nahrung für sie hätten, und versprachen zugleich guten Wind und eine schnelle Überfahrt. Doch in ihrem Vaterland starben alle schon nach wenigen Tagen, nicht etwa zur Strafe, weil sie in Voloa gewesen waren, sondern als natürliche Folge der Lust jener Insel, die sterblichen Körpern schnellen Tod bringt.¹⁾

In den Tempeln, bei denen eine erbliche Priesterschaft fungirte²⁾, befanden sich kleine hölzerne Götzenbilder, die aber nur dann verehrt wurden, wenn man annahm, daß die Gottheit darin ihren Wohnsitz genommen habe. Sekleres, glaubte man, könne auch in gewissen Tieren und Pflanzen, ja selbst Geräthen geschehen, dann gleichfalls verehrt wurden und vor allen Dingen tabu waren. Auch die Priester waren so inspirirt. Der Gottesdienst bestand aus Opfern, gewöhnlich von Lebensmitteln und allerlei Geräthen. In Zeiten der Noth opferte man auch Menschen, theils aus gewissen dazu bestimmten Familien, theils Kinder aus Ehen von Vornehmen mit Frauen niederen Standes. Eben dahin gehört auch das Tutunima, das im Abschneiden der Glieder der kleinen Finger bestand, die man als Opfer darbrachte und als Äquivalent für das Opfer des ganzen Menschen ansah. Gebete (Totu) wurden von den Priestern im Auftrage einzelner an die Götter gerichtet. Es gab auch gewisse religiöse Feste, von denen das bedeutendste das Fest Inaji war, das in Darbringung der Erntefrüchte der Pams-ernte an die Götter und an den König des Landes, wie in der Aufhebung des auf die Felder gelegten Tabu bestand. Ein anderes war das Lautau, das man, wenn der Pams zu reisen beginnt, feierte, um von Aloalo gutes Wetter zu erbitten und zwar in Zwischenräumen von 10 Tagen Smal. Dratel gab besonders der Priester, wenn er sich im Zustande der Inspiration befand. Auch der Glaube an Omina und Zauberei war sehr verbreitet und die letztere sehr gefürchtet. Sie bestand in dem Aussprechen von Verwünschungen (Tufi, Vangi) oder in dem Tatao (Eingraden des Eigentums des Betreffenden, in einem

¹⁾ Hartwig, a. a. O., S. 376.

²⁾ Sie hatte bedeutenden Einfluß und ihr Unterhalt lastete schwer auf dem Volke.

Tempel oder bei dem Grabe eines Vornehmen, was seinen Tod herbeiführen sollte), Gegenzauber wandten die Priester auch an.¹⁾

Wenn ein Vornehmer starb, so geschah die Bestattung unter umständlichen Ceremonien. Das Grab wurde angelegt auf dem Feitola (Familiengrabstätte), einem 3 Meter hohen künstlichen Hügel, der außen mit mächtigen Quadern von Korallenfels eingefast war. Da die Leiche mit der Erde nicht in Berührung kommen durfte, wurde sie ganz in Korallen sand gebettet, den die Trauernden selbst in langen Bügen herbeischafften. War das Grab geschlossen, so wurde die Stätte mit künstlich geordneten schwarzen und weißen Kieseln belegt und darüber ein Häuschen errichtet. Auch hier pflanzte man stets Kasuarinen an die Gräber. Die Begräbnisfeierlichkeiten, auf die wir hier nicht näher eingehen können, hatten nach dem Range des Verstorbenen verschiedene Ausdehnung. Es fehlte dabei nicht an Schmausereien, aber auch nicht an den schrecklichsten Ausbrüchen des Schmerzes: Verwundung mit dem Haifischzahn, Einbrennen von Flecken im Gesicht mit glimmenden Zeugstücken, Schlagen u. s. w. Die Sitte, daß bei der Beerdigung eines Königs eine seiner Frauen getötet und mit begraben wurde, war schon zu Mariners Zeiten abgestellt. — Jetzt sind die Feitola, die sonst aufs Sorgfältigste rein gehalten wurden, völlig verwildert. Dichtes Gesträuch wächst aus den Fugen der Mauern, über das Ganze wölbt sich das Laubdach der Waldbäume.

Hinsichtlich ihrer politischen Verfassung standen die Tonganer allen übrigen Polynesiern voran. Sie hatten einen festgeordneten Staat, der den ganzen Archipel, ja selbst fernere Inseln umschloß — selbst Futuna und Uea sollen einst dazu gehört haben. Jede Insel war in mehrere Distrikte mit verschiedenen Unterabteilungen geteilt. Das Volk zerfiel in die mit der Kraft des Tabu begabten Vornehmen und in die desselben entbehrenden Gemeinen. Die ersten ordneten sich nach den drei Stufen: Hau, Eiki und Matabule. Die ersten sind die Mitglieder des königlichen Geschlechtes. Der König selbst, Tuitonga, war nicht bloß politisches Oberhaupt, sondern hatte auch die höchste priesterliche Würde.²⁾ Er hatte unbeschränkte Gewalt und genoß göttliche Verehrung. Neben ihm wird noch der Tui Ardeo als eine Person von gleicher Würde und Heiligkeit erwähnt — vielleicht der Nachkomme einer entthronten Herrscherfamilie. Die Eiki, Häuptlinge, wurden vom Tuitonga als Distriktsvorsteher eingesetzt, obgleich ihre Würde erblich war. Ihr Titel war Tui mit Beifügung des Namens ihres Distriktes. Sie ließen die Steuern erheben u. s. w. Einige derselben hatten zugleich eine weitere Würde als Berater des Tuitonga in Verwaltung, Krieg³⁾ und Kultus. Die Matabule, die niederste Stufe des Adels, waren auf jedenfalls Grundbesitzer, wie die Eiki, aber besaßen sich

¹⁾ Meinike, a. a. D., II S. 82.

²⁾ Er war weder tatuirt noch beschnitten, ein Umstand der viel zum Verständnis dieser beiden polynesischen Sitten beiträgt. Durch beide sollte der einzelne in Beziehung zur Gottheit treten. Der Tuitonga aber war selbst Repräsentant der Gottheit, an ihm durften also diese Zeichen nicht vollzogen werden.

³⁾ Der Tui Kanatubolu (Kriegsminister) war besonders einflußreich.

auch mit einer
fertigung von

Die Geme
größtenteils Da
gegen einen Pa
Handwerke bet
Kriegsgefangene
gegen die Vorn
außerordentlich
Unter dem Ein
sind die gesunde
alten Verhältnis
zeigen, eine bur
geworden, die m
zu treten wagen

Die Tonga
Nur selten aber
Kämpfe. Dabe
sammen, um sic
zu beteiligen un
trieb sie noch au
Ansehen erwarbe
öfter; „es scheint
schwärmten.“ —
während von R
im Frieden enttr

Die Vornehm
und den Vergnü
großem Geschid
werden. Die H
sonderen Wärter
auch die Mua
verwendet wurde
und diejenige, w
von. Das Gan
beschlossen. Tar
dem waren auch
Zeitvertreib übli

In großer
tauchenden nächst
sind Nasenflöte,
Baumstämme (1
der Kirchenglocke

¹⁾ Ihre Wasser
wurzeln mit Rohr
Eisenstein ausgelegt

auch mit einigen besonders geachteten Handwerken: Bootbau, Anfertigung von Waffen und künstlich mit Elfenbein ausgelegten Geräten.

Die Gemeinen zerfielen in die *Mua*, Handwerker, und die *Tua*, größtenteils Bauern, die auf den Gütern der Adligen lebten und sie gegen einen Pachtzins bebauten. Sie durften nur einige der niedersten Handwerke betreiben (Küche und Barbieren). Auch gab es Sklaven: Kriegsgefangene und Verbrecher. Die Ehrerbietung der Gemeinen gegen die Vornehmen, von denen sie oft hart bedrückt wurden, war außerordentlich groß. Sie lebten und starben im Danne des Tabu. Unter dem Einflusse des Christentums ist dieser Damm gelöst, dagegen sind die gesunden Elemente einer festen politischen Ordnung aus den alten Verhältnissen herübergenommen. Tonga ist, wie unten näher zu zeigen, eine durch ein Parlament der Häuptlinge beschränkte Monarchie geworden, die mit in die Reihe der von Europa anerkannten Staaten zu treten wagen konnte.

Die Tonganer waren in früheren Zeiten ein kriegslustiges Volk.¹⁾ Nur selten aber boten Bürgerkriege im eigenen Lande Gelegenheit zum Kampfe. Daher thaten sich öfter Scharen von jungen Leuten zusammen, um sich an den fortwährenden Kämpfen auf den Fidschiinseln zu beteiligen und dort ihre Vorheren zu suchen. Oder ihr Heldenmut trieb sie noch auf weitere Reisen, von denen zurückkehrend sie hohes Ansehen erwarben. Selbst auf den fernen Elliceinseln erschienen sie öfter; „es scheint, daß sie einst wie die Wikinger weit über das Meer schwärmten.“ — Während Samoa auch seit der Christianisirung fortwährend von Kriegen beunruhigt worden ist, hat sich Tonga ungestört im Frieden entwickeln können.

Die Vornehmen widmen einen großen Teil ihrer Zeit dem Sport und den Vergnügungen. Sehr beliebt ist die Vogeljagd, bei der mit großem Geschick abgerichtete Lockvögel beiderlei Geschlechts verwendet werden. Die Reichsten hatten für jedes Pärchen derselben einen besonderen Wärter. Volkstümlicher war die Rattenjagd, bei der sich auch die *Mua* beteiligen durften, und zu der Pfeil und Bogen verwendet wurde. Die Jagdgesellschaft war in zwei Parteien geteilt und diejenige, welche die ersten 10 Ratten erlegte, trug den Sieg davon. Das Ganze wurde mit einer gemeinfamen festlichen Mahlzeit beschlossen. Taubenfang wurde wie auf Samoa getrieben. Außer dem waren auch hier Wettspiele und mancherlei Belustigungen und Zeitvertreib üblich.

In großer Ausdehnung fanden die auch jetzt noch hie und da auftauchenden nächtlichen Tänze statt. Von den musikalischen Instrumenten sind Nasenflöte, Panflöte und die Trommel aus einem ausgehöhlten Baumstamme (*lali*) zu erwähnen. Letztere wird jetzt allgemein statt der Kirchenglocke gebraucht.

¹⁾ Ihre Waffen, Speere, Keulen aus Kasuarinenholz, Bogen aus Mangrove-wurzeln mit Kobr Pfeilen, waren vortrefflich gearbeitet und zum Teil schön mit Elfenbein ausgelegt.

Was das eheliche Leben betrifft, so war die Polygamie gestattet, aber nur die bedeutenderen Häuptlinge pflegten davon Gebrauch zu machen. Die Frauen wurden (sehr verschieden von den meisten heidnischen Völkern) mit Liebe und Achtung behandelt, und ihnen keinerlei harte Arbeit zugemutet. Ihr hauptsächlichste Beschäftigung war das Flechten der Matten und Körbe, sowie die Bereitung des Ngatu. Der Ackerbau und alle schwere Arbeit, ja selbst das Kochen war Sache der Männer. Bei den verheirateten Frauen herrschte auch in alter Zeit strenge Keuschheit, und auch bei den Unverheirateten war nie die Unzucht so wie auf andern Inseln vorhanden, oder wurde nur zuweilen durch die Züchellofigkeit europäischer Matrosen hervorgerufen. Kindermord war völlig unbekannt.

Die Sprache von Tonga ist ein polynesischer Dialekt, der sich von den übrigen durch ein paar gequetschte Laute (asch und tsch, beide jedoch mit „j“ geschrieben) unterscheidet. Der Nasenlaut „ng“ wird immer durch das einfache „g“, dessen Laut die Sprache nicht besitzt, ausgedrückt. So schreibt man also Toga, Suga u. s. w. „R“ wird immer durch „l“ ersetzt. Die Mundarten der verschiedenen Gruppen des Archipels zeigen nur sehr geringe Abweichung.

14. Die Mission auf Tonga.

Der erste Missionsversuch auf den Tongainseln ging von der Londoner Missionsgesellschaft aus, die bei ihrer ersten Aussendung 10 Saltenbrüder dorthin sandte. Am 12. April 1797, zwanzig Jahre nach Cooks zweitem Besuche, dessen Schilderungen so viel versprechend waren, landete der „Duff“ sie auf Tongatabu. Ein seit Jahresfrist dort ansässiger Engländer, Ambler, der bereits der Sprache mächtig war, leistete als Dolmetscher willkommene Dienste. Er riet den Missionaren, sich in Nihifo niederzulassen und den dortigen Häuptling als Beschützer zu wählen.¹⁾ Sie erhielten ein Haus und mehrere Grundstücke mit Poms und Bananen angewiesen. Zuerst schien alles gut zu gehen. Neugierig sahen die Eingebornen den Bauarbeiten der Missionare zu und freuten sich über die Geschenke derselben. Durch die letzteren aber entstand bald Neid und Mißbilligkeit unter den Häuptlingen, da manche von ihnen andere für bevorzugt hielten. Bald wurden auch die Gaben ungestümer gefordert, und die Gabelier trat immer bedrohlicher zu Tage. Das Schlimmste aber war, daß jener Ambler und zwei andre Europäer, deren einer von der Verbrecherkolonie zu Botanybai entsprungen war und die in heidnischer Weise ein Leben voller Müßiggang und Ausschweifung führten, bald bittere Feinde der Missionare wurden, welche gegen sie bei den Eingebornen

¹⁾ Meistenteils wird er Finau Mufalala genannt, der als finsterner mährischer Mann beschrieben, der immer nur jorrig und wie mit Iwensstimme brüllend sprach. West erwähnt davon nichts, und da jener später auf Waiwau ein Häuptling desselben Namens vorkommt, so dürfte hier wohl eine Verwechslung vorliegen.

in schändlichsten und Beten der Sprache besser Bläse verteilt. Jahr. Eine Er einer der Missi andern (Georg eingebornen We geschlossen werde Schwierigkeiten beiden Jahren äußere Zivilisati sorge für ihr le müsse, mitwirkte die Sprache an schreiben, brach Ende machte.

Als die W Insel.¹⁾ Ihm des jetzt regieren giment mehr un beim Volke herv Führer Tubou Sofort loberte d Beeson kämpfte aber und zwei a übrigen irrten sich in ihrem K schreibenlichen Müß 1800 von einem gebracht.

Beeson blieb der Schilderung ab er, nachdem er die „Wenn man alle d mission eine große muß, und der in T zu werden, daß kein heiligen Berufes un

¹⁾ Er war jed Träger dieser höchst gefunten, obgleich i Er lebte, wie es sch volu übergegangen, oder auf den Seil-

²⁾ Diesfach wir (auch im Basler W nicht erwähnt.

gestattet,
auch zu
den heid-
nischen
war das
tu. Der
Sache der
alter Zeit
die Un-
zuweilen
Kinder.

sich von
h, beide
g" wird
ht besitzt,
R" wird
Gruppen

von der
Sendung
ig Jahre
sprechenb
jahresfrist
mächtig
den Mis-
elling als
Grund-
alles gut
itten der
Durch
n Haupt-
t. Bald
hier trat
h jener
erbrecher-
er Weise
d bittere
geborenen

mürrischer
nd sprach.
ling des-
gen.

in schändlicher Weise Mißtrauen setzten und namentlich das Singen und Beten der Brüder als Grund einer Seuche bezeichneten. Um die Sprache besser lernen zu können, hatten sich die Brüder auf verschiedene Plätze verteilt. Unter vielen Anfechtungen verbrachten sie das erste Jahr. Eine Erquickung war bald der Besuch des „Duff“, mit dem aber einer der Missionare krankheits halber zurückkehren mußte. An einem andern (Georg Beeson) erlebten sie den Kummer, daß er mit einem eingebornen Weibe nach heidnischer Sitte zu leben begann und ausgeschlossen werden mußte. Dabei machte ihnen die Sprache noch große Schwierigkeiten und von eigentlichem Missionswert geschah in den ersten beiden Jahren nichts; wozu der falsche Gesichtspunkt, daß erst die äußere Zivilisation eingeführt werden, und daß man zunächst durch Fürsorge für ihr leibliches Wohl das Vertrauen der Eingeborenen gewinnen müsse, mitwirkte. Als endlich Bowell, derjenige der Brüder, welcher die Sprache am besten meisterte, daran war eine Grammatik zu schreiben, brach der Krieg aus, welcher dem ganzen Unternehmen ein Ende machte.

Als die Missionare ankamen, war Nuani der Herrscher der Insel.¹⁾ Ihm folgte nach seinem Tode Luluaho, der Großvater des jetzt regierenden Königs, ein despotischer Mann, dessen hartes Regiment mehr und mehr Unzufriedenheit unter den Häuptlingen und beim Volke hervorrief. Es bildete sich eine Revolutionspartei, deren Führer Tubou-Niua am 21. April 1799 den König ermordete.²⁾ Sofort loderte die Flamme des Krieges überall auf der Insel empor. Beeson kämpfte mit in der Reihe der blutdürstigen Wilden. Bowell aber und zwei andre Brüder wurden bald grausam erschlagen. Die übrigen irrten schutzlos von Ort zu Ort und dachten manchemal daran, sich in ihrem kleinen Boote dem Ocean anzuvertrauen. Nach unbeschreiblichen Mühsalen und Entbehrungen wurden sie endlich im Januar 1800 von einem englischen Schiff aufgenommen und nach Port Jackson gebracht.

Beeson blieb auf Tongatabu zurück, wo er zuletzt fast ganz verirrte. In der Schilderung aber, die er später von seinem Aufenthalte in Tonga machte, sagt er, nachdem er die Zahl und Verschiedenheit lodender Versuchungen erwähnt: „Wenn man alle diese Hindernisse erwägt, so muß es den Befürwortern der Südsee-mission eine große Genußthuung gewähren, von einem, der sich selbst verdammen muß, und der in Tongatabu blieb, nachdem alle Brüder es verlassen hatten, versichert zu werden, daß kein anderer der Missionare, die er dahin begleitete, sich seines heiligen Berufes unwürdig betrug.“

¹⁾ Er war jedoch nicht Tuitonga. Unter dem politischen Verfall war der Träger dieser höchsten politischen und religiösen Würde zu geringem Einfluß herabgesunken, obgleich ihm noch weit und breit die größte Ehrerbietung gezollt wurde. Er lebte, wie es scheint, in Niua. Die höchste Macht aber war auf den Tuilatanu-bolu übergegangen, ganz ähnlich wie auf den Major domus des Frankenreichs oder auf den Seit-teishogun in Japan.

²⁾ Diefach wird, wie in der ersten Ausgabe, Finau als Mörder bezeichnet (auch im Basler Magazin 1866, S. 378). Ich folge West, der hier den Finau gar nicht erwähnt.

Erst zweiundzwanzig Jahre nach dem traurigen Ende jener Mission ward ein zweiter Versuch gemacht und zwar durch den in Neusüdwales arbeitenden Methodistenmissionar Walter Lawry, der von einem jener Londoner Missionare, der dort zurückgeblieben war, lebhaft für die Tongainseln interessirt, von der Distriktkonferenz die Erlaubnis erbat, um dort einen weiteren Missionsversuch zu unternehmen. Er führte denselben fast ganz auf eigene Kosten aus, begleitet von Weib und Kind, sowie von zwei christlichen Handwerkern, Biley und Tindall. Am 16. August 1822 landete er auf Tongatabu, wo er mit großer Freundlichkeit aufgenommen wurde. Seinen Wohnsitz nahm er in Mua. Von dort durchzog er nun die Insel, ward jedoch bald als vermeintlicher Spion argwöhnisch beobachtet und auch das alte Märchen wieder vorgebracht, daß die Weißen die Eingebornen zu Tode beten und die Insel in Besitz nehmen wollten. Auch war nichts vor den diebischen Händen der Eingebornen sicher, und ihre Gleichgiltigkeit so groß, daß sie sagten: „Eure Religion ist sehr gut für euch, und unsere ist sehr gut für uns.“ Ofter schien sein Leben bedroht. Als er jedoch nach 14 monatlichem Aufenthalt sich wieder nach Neusüdwales einschiffte,¹⁾ versammelten sich große Volkshaufen, um ihn abreisen zu sehen, und gerade als er ins Boot steigen wollte, brückte einer der Hauptredner ihm den Dank des Volkes für seinen Besuch und die Hoffnung aus, daß er zurückkehren möchte.²⁾

Um jene Zeit hatte aber auch schon die Konferenz der Wesley'schen Methodisten in London, angeregt durch die inzwischen hervorgetretenen Erfolge der Londoner auf Tahiti, beschlossen, eine Mission auf den Tongainseln zu beginnen. Doch vergingen noch vier Jahre, ehe der Beschluß zur Ausführung kam.

Im Juni 1826 endlich landeten die beiden von dort gesandten Missionare Thomas und Hutchison auf Tongatabu und ließen sich auf Tindalles Rat nicht in Mua, sondern in Fihifo nieder, wo sie ein festes Haus bauten, sich eifrig an das Lernen der Sprache machten und sofort die Hauptwahrheiten des Christentums den Eingebornen mitzuteilen begannen. Inzwischen aber war unter Gottes wunderbarer Leitung das Evangelium bereits durch andre Vermittelung auf der Insel gepflanzt worden und hatte feste Wurzel geschlagen. Es waren ein paar tahitische Lehrer 1825 nach den Witiinseln gesandt, auf ihrer Reise aber von dem Könige Tubou in Tongatabu festgehalten.³⁾ Obgleich sie sich zuerst nur schwer verständlich machen konnten, so machten ihre Berichte über die Umwandlung auf Tahiti einen tiefen Eindruck. Der König selbst wurde gewonnen und ließ

¹⁾ Seine zwei Begleiter ließ er unter dem Schutze des Häuptlings Fatu zurück. Derselbe hielt aber seine Versprechungen nicht, mißhandelte seine Schützlinge und sie konnten wenig oder nichts ausrichten.

²⁾ Lawry verließ die Inseln wieder, weil seine Frau das Klima nicht vertragen konnte.

³⁾ Schon zwei Jahre früher kamen drei Lehrer von Borabora nach Waiwau; zwei derselben fielen jedoch bald ins Heidentum zurück: der dritte schloß sich den oben erwähnten an.

zu Nukualofa mächtig dem G. distenmissionar wegung nicht Hand zu treiben. Wankelmuth der Schutz zugesagt niederzubrennen gebornen mehr als um den U und bestohlen. aber die Freun eine Deputatio wurden zwei n Groß, abgesan losa niederließe Feld überlassen Davies, der sie Thür weit auf in dem ganzen Tongatabu gesch nach dem Evan einen bei ihm mit der Bitte u Taufaahau, während daheim heidnische König des ganzen Arch eine besondere s seine Heimatinse die Rechte seiner lingen gegenübe legenheit genug, der siegreiche He Klugheit alle Ge seine Feinde un neße des Königs zeremonielle Bes Lehrern die Gru auf ihn einen feierlichen Schw mehr auf die Si an den Sonntag laßte er einen e Gottesdienst zu

Seine erwä der Missionare nächsten Jahre n

Burghardt, Missions-

zu Nukualofa eine Kirche bauen, in der gegen 300 Personen regelmäßig dem Gottesdienst der Tahitier beizuhören. Obgleich die Methodistenmissionare davon Kunde hatten, glaubten sie sich mit dieser Bewegung nicht identifizieren zu sollen, sondern ihre Arbeiten auf eigene Hand zu treiben. Sie hatten aber bald schwere Erfahrungen von dem Wankelmuth der Eingebornen zu machen. Der Häuptling Ita, der ihnen Schutz zugesagt, zeigte sich später sehr feindselig und drohte ihr Haus niederzubrennen. Es trat immer deutlicher hervor, daß es den Eingebornen mehr um die englischen Waren und Geräte zu thun war, als um den Unterricht. Die Missionare wurden ungeschont beschimpft und bestohlen. Schon meinten dieselben sich zurückziehen zu müssen, aber die Freunde in Neusüdwales verhinderten den Schritt und schickten eine Deputation, um die Verhältnisse zu untersuchen. Infolge dessen wurden zwei weitere Missionare, Nathaniel Turner und William Croß, abgesandt, die 1828 auf Tonga eintrafen und sich zu Nukualofa niederließen, wo ihnen von den tahitischen Lehrern das fruchtbare Feld überlassen wurde, unter Zustimmung des Londoner Missionars Davies, der sie ausgesandt hatte. Seitdem war dem Missionswerk die Thür weit aufgethan. Kirche um Kirche, Schule um Schule wurde in dem ganzen Distrikt gegründet, und die Berichte über das, was auf Tongatabu geschah, erweckten auch auf den andern Gruppen ein Fragen nach dem Evangelio. Finau, der König von Wawau, ließ durch einen bei ihm lebenden Engländer einen Brief an Turner schreiben, mit der Bitte um Zusendung eines Missionars, und der von Saabai, Laufaahau, kam selber nach Nukualofa, um einen solchen zu erbitten, während daheim schon eine Kapelle gebaut worden war. Dieser junge heidnische König war kein anderer als der jetzige greise Beherrscher des ganzen Archipels, König Georg. Schon als Jüngling zeigte er eine besondere Thätigkeit und dachte auf weite Reisen. Als aber seine Heimatsinseln vom Bürgerkriege erschüttert waren und es galt, die Rechte seiner Familie den nach Unabhängigkeit strebenden Häuptlingen gegenüber wieder zur Anerkennung zu bringen, hatte er Gelegenheit genug, seinen Thätendurst daheim zu stillen. Bald war er der siegreiche Held der Schlachten, dessen Körperkraft und scharfsichtige Klugheit alle Gegner erschreckte. Dabei war er jedoch großmüthig gegen seine Feinde und gewann die volle Liebe seiner Anhänger. Als Großneffe des Königs (Josiah) Tubou zu Nukualofa, hatte er dort öfters zeremonielle Besuche abzustatten. Dabei hatte er von den tahitischen Lehrern die Grundwahrheiten der Heiligen Schrift kennen gelernt, die auf ihn einen solchen Eindruck machten, daß er in der Folge einen feierlichen Schwur that, er wolle seine Götzen wegwerfen und nicht mehr auf die Lügen seiner Priester hören. Er fing auf eigene Hand an den Sonntag zu feiern. Da er keinen andern dazu hatte, veranstaltete er einen englischen Matrosen, in einem dazu errichteten Gebäude Gottesdienst zu halten.

Seine erwähnte Bitte mußte leider abgelehnt werden, da keiner der Missionare abkömmlich war. Als er sie bei seinem Besuche im nächsten Jahre wiederholte, bot man ihm einen eingebornen Lehrer an,

wodurch er sich sehr beleidigt fühlte. Voll Ärger trat er die Heimreise an, auf der ein schwerer Sturm ihn in Lebensgefahr brachte. Darin sah er Gottes Finger, der ihn zu strafen drohe, weil er seinen Diener verworfen habe. Bald nachdem er seine Insel glücklich erreicht hatte, kehrte er noch einmal gebemüht nach Tongatabu zurück, um den zuvor verschmähten Lehrer zu holen.

Schon im folgenden Jahre sollte er einen englischen Missionar erhalten. In Sihifo hatte nämlich Rev. Thomas mit dem Häuptling Ata viel Schwierigkeiten, obgleich es ihm vergönnt war, einen Stiefsohn desselben, Solohoa, auf seinem Krankenlager zu taufen, der zwei Tage später starb. Die Masse des Volkes aber hielt sich fern vom Missionar, und Ata selbst, der in äußeren Dingen denselben nicht ungern hatte, erklärte doch so nachdrücklich und bestimmt, daß er vom Evangelium nichts wissen wolle, daß es geraten schien, die dortige Station gegen ein versprechenderes Arbeitsfeld zu vertauschen, obwohl dort außer den anderen Gebäuden auch schon eine Schule errichtet war. Auf der Umsiedlung verweilte Thomas einige Zeit in Nukualofa, wo seine beiden Amtsgenossen bereits herrliche Fortschritte erleben durften. Die Schwierigkeiten der Sprache hatten sie überwunden, die Schulen waren gut besucht und die Fortschritte der Schüler erstaunlich, die Sonntagsversammlungen so überfüllt, daß die Kapelle vergrößert werden mußte; viele waren schon getauft und immer mehr konnten getauft werden, am Abend des ersten Pfingsttages 1829 aber wurde zum ersten Male von 26 dazu besonders vorbereiteten christlichen Eingebornen das heilige Abendmahl gefeiert. „Ganz Nukualofa scheint bewegt. Lesen zu lernen, zur Schule gehen, getauft zu werden und in den Himmel zu kommen, sind die Hauptgegenstände der Unterhaltung,“ so konnten damals die Missionare schreiben, die niemand ohne Aufgabe der Vielweiberei in die Kirche aufnahmen.

Manche der Neubekehrten gaben erfreuliches Zeugnis von der wirklichen Veränderung ihres Herzens. So der Häuptling Boula, der kurz nach seinem Übertritt ernstlich erkrankte, seine Leiden aber geduldig ertrug und während mehrerer Wochen „ein gutes Bekenntnis ablegte vor vielen Zeugen“. Schon früher hatte er den Seinigen verboten, ihn nach heidnischer Tongaweise zu begraben; kurz vor seinem Tode (23. Mai) aber sagte er: „Ich bin ruhig und zufrieden; groß ist die Liebe Jesu Christi zu mir; ich mag hier nicht bleiben, ich will zum Himmel gehen.“ Einige seiner Freunde wollten seinen Kopf auf seinem Kissen zurecht legen. „Laßt das,“ sagte er, „ich bin glücklich,“ und gleich darauf verschied er. Am andern Tage ward er auf dem neuen Kirchhofe in feierlicher Stille nach christlicher Weise, ohne die wilden Ausbrüche des Schmerzes, denen die Heiden sich sonst hingaben, beerdigt. — Bei aller Arbeit in Nukualofa wurden auch die benachbarten Dörfer, namentlich Savelu, Soso und Fanga, wo sie Schulen errichteten und Versammlungen von 50—100 Zuhörern hatten, von den Missionaren nicht vernachlässigt. Bei einem ihrer Besuche daselbst ward ein junger Neubekhrter so ergriffen, daß er gleich nach dem Ende der Predigt aus freiem Antriebe den Zuhörern die eben ausgesprochenen Wahrheiten ans Herz legte und in sie drang, die Auferstehung der Toten und das Weltgericht zu bedenken. Er war der erste von der großen Zahl, die seitdem als eingeborne Prediger angestellt sind.

Während Missionar Thomas noch in Nukualofa verweilte, wurden hier auch monatliche Missionsbetstunden für die Eingebornen

eingerrichtet, nachdem am waren, am getauft mit sich gewählt.

Auch an Umwandlung in Feindseligkeit Evangeliums heit mußte er strebenden Pr durch Vorgebe schlug er ohne erste Bekehrte vertraut hatte Predigt willern allem Ernste Ende des Jah außerordentlich aufgegeben; der Missionar Tho das Feld weis 18 der Grupp Arbeit. Wäh sammelte seine sich. Nach Z sammelt, auch seine Kräfte an krank das Art seine Gemeinde Nachfolger Be Missionar für lang zur Seite Monaten. Tr und Moungaon Mit Ausnahme tempel zerstört Seidentum auf Insel trogte de hieß er seit sei lingen nahe Be nachdrückliche u auch diese Inse

Auf Wan oben erwähnte mußte (1828), seinen Untertha Allein die Ber

eingerrichtet, das erste Liebesmahl von 150 Versammelten gefeiert, und nachdem am 20. Dezember wieder 26 Männer und 58 Frauen getauft waren, am 18. Januar 1830 auch der König Tubou öffentlich getauft mit dem Namen Josiah, den er selbst eine Zeit lang vorher sich gewählt.

Auch auf der Saabalgruppe hatte sich inzwischen eine wunderbare Umwandlung vollzogen. Die Häuptlinge waren dem Könige vollends in Feindseligkeit gegenüber getreten, als er als offener Bekenner des Evangeliums auftrat. Mit seiner Kraft, Unerbittlichkeit und Klugheit mußte er sie jedoch niederzuhalten, sowie er auch mit den widerstrebenden Priestern kurzen Prozeß machte. Eine Priesterin, die ihm durch Vorgeben einer besonderen Inspiration zu imponiren suchte, erschlug er ohne weiteres. Von seinem Lehrer Peter Wi (er war der erste Bekehrte von Tonga, dem die Missionare ein solches Amt anvertraut hatten) lernte er lesen, beschützte ihn, wenn er um seiner Predigt willen angefochten wurde, und suchte in manchen Stücken mit allem Ernste die Vorschriften des Christentums zu befolgen. Gegen Ende des Jahres aber entstand auf fast allen Inseln der Gruppe eine außerordentliche Bewegung. Die alten Götter und Gebräuche wurden aufgegeben; die Masse des Volkes drängte sich zum Christentum. Als Missionar Thomas am 30. Januar 1830 in Lifuta landete, fand er das Feld weiß zur Ernte. Bis auf drei Inseln hatten die sämtlichen 18 der Gruppe dem Heidentum vollständig entsagt. Da gab's viel Arbeit. Während der Missionar Knaben und Männer unterrichtete, sammelte seine Frau zu gleichem Zwecke die Frauen und Mädchen um sich. Nach Jahresfrist war eine Gemeinde von 125 Personen gesammelt, auch der König gehörte derselben an. Aber Thomas rief seine Kräfte auf und mußte schon am Schlusse des nächsten Jahres krank das Arbeitsfeld verlassen. Er hatte jedoch die Freude gehabt, seine Gemeinde auf 550 Glieder anwachsen zu sehen. Unter seinem Nachfolger Peter Turner, der 1831 mit Watkin und Wood als Missionar für Tonga ausgesandt, dem scheidenden Bruder eine Zeit lang zur Seite gestanden hatte, verdoppelte sich jene Zahl in wenigen Monaten. Treue Gehilfen wirkten auf Gaano, Foa, Nomuka, Dua und Moungaone (Mangone); vierzehn Schulen waren fast überfüllt. Mit Ausnahme einer einzigen Insel waren auf allen andern die Götzentempel zerstört oder standen verlassen. Den letzten Halt hatte das Heidentum auf Uiha, wo die Gräber der Könige sich befanden. Die Insel trogte dem Christentum wie dem Könige Georg Tubou — so hieß er seit seiner Taufe — und obwohl er dort unter den Häuptlingen nahe Verwandte hatte, brach der Aufruhr aus, der jedoch durch nachdrückliche und kluge Maßregeln unterworfen wurde, und bald war auch diese Insel dem Lotu geöffnet.

Auf Bawau war der König Finau Ulatala, nachdem seine oben erwähnte Bitte um einen Missionar abschlägig beschieden werden mußte (1828), sehr trotzig dem Christentum entgegengetreten und hatte seinen Untertanen verboten, zu dem Gotte der Fremden zu beten. Allein die Verbindung mit Nukualofa brachte auch dorthin immer

mehr Lichtfunken, so daß das königliche Verbot die Wahrheit nicht mehr unterdrücken konnte.

Zwei Männer, Faone und Rube, waren die ersten, die mit offenem Bekenntnis hervortraten. Sie wurden verbannt und gingen nach Saabai, wo sie damals ebenfalls Schmach und Anfechtung ihres Christentums wegen zu erdulden hatten. Als Finau sie nach einiger Zeit zur Rückkehr auffordern ließ und ihre Frauen und Güter ihnen wiederzugeben versprach, ließen sie ihm sagen, sie würden kommen, wenn er ihnen erlaube zu beten. Ein Leben in Armut, bei dem sie zu Gott beten könnten, sei ihnen lieber als Frauen, Häuser und Felder ohne Gott. — Sie blieben in der Verbannung.

Im April machte Laufaahau mit einer Flotte von 24 Fahrzeugen einen Staatsbesuch auf Wawau. Er wie seine Begleiter benutzten die Gelegenheit, dem Evangelio dort Bahn zu machen. Endlich gelang es auch den Groll des Finau soweit zu beschwichtigen, daß er sich bereit erklärte, einen englischen Missionar aufzunehmen. Da inzwischen die oben genannten Brüder bereits eingetroffen waren, so vermittelte Laufaahau, indem er sofort nach Mutualosa reiste, den Beschluß, auch die nördlichste Gruppe zu besetzen. Als er zurückkam, wurde von den Saabaiern ein öffentlicher Gottesdienst gefeiert, an dem auch Finau teilnahm; gleich darauf verbrannte er seine Götzen. Doch waren zunächst noch manche Häuptlinge und aus dem Volke, die durch des Königs Feindschaft gegen das Christentum eingeschüchtern gewesen waren, ziemlich mißtrauisch, zumal da das Feuer bei heftiger Witterung nur langsam brannte und drei Tage lang die Stätte des orts herigen Heiligtums rauchte. Als aber kein Unglück erfolgte, erhob das Volk allgemein seine Stimme für das Lotu und benutzte die Anwesenheit der haabaïschen Gäste, um sich möglichst viel davon mitteilen zu lassen. Alle Arbeit ruhte. „Wenn ihr fort seid, haben wir Zeit dazu,“ sagte man, „jetzt müßt ihr uns lehren, wie wir Jehova dienen sollen.“

Doch behielt das Heidentum noch eine Partei auf Wawau, die an dem von Witi zurückkehrenden Halbbruder Finaus, Saulalo, ihren Führer fand. Politische Verhältnisse thaten das Ihre dazu. Die Unzufriedenen begannen zu plündern und zuletzt offenen Krieg, indem sie sich bei Otea auf der Insel Salewai verschanzten. Der nach der Herrschaft strebende Saulalo hatte mit der Zeit einen solchen Anhang gewonnen, daß Finau die Vermittlung Laufaahaus erbat. Dieser erschien mit einer Flotte. Da aber eine gütliche Unterwerfung der Rebellen nicht gelang, so kam es zum Kriege. Die haabaïschen Bundesgenossen belagerten die Festung und nahmen sie schließlich mit List, ohne Blutvergießen — ein in der Kriegsgeschichte Tongas noch nicht vorgekommenes Ereignis. Nun fügte sich ein Häuptling nach dem andern dem Finau und dem Lotu. Noch ehe der Missionar die Insel betreten, hatte letzteres den Sieg erlangt. Finau selbst starb schon 1833 und zwar im Glauben an den Erlöser. Auf seinen Vorschlag hin wurde Georg Tubou zu seinem Nachfolger gewählt, ohne daß sich damals ernstlicher Widerspruch erhoben hätte.

Auf To
getrieben und
gefunden, da
ließen, um
leben zu könn
gottlosen Trei
Natur wankel
Es kam nicht
tum betgetrete
nahe trat. U
des Evangelium
Anfangs
an, indem er
ließ. Allein e
Frau kam in
Arbeitsfeld, w
den Volke. Y
werden. Im
methodistische C

Bei der Pred
meinde so erschüt
Sünden bekannten
in ihre Häuser zu
beisammen. Noch
Gottes in Christo
Dorfe dieselben W
Dorf zu Dorf un
gewaltigen Geistes
sogar die Schülere
gehalten. Sobald
Einige fielen auf
sei der Herr! u. f.
den Namen Char
dieser Zeit in Wa
erkenntnis zur sel

Auch nach
gewaltigen G
auch Tongatabu
und Veltag an
in Tonga zum
Inseln.“ Die

¹⁾ Dasselbst h
christliche Literatur
²⁾ Der Missi
jeder von ihnen t
³⁾ Basler Mi
Arbeit Dr. Gunde
⁴⁾ Dort wa
getreten.

Auf Tongatabu¹⁾ hatte das Christentum bereits starke Wurzeln getrieben und selbst zu Hihifo trotz Atas Feindseligkeit solchen Eingang gefunden, daß seine Söhne mit einigen Anhängern ihre Heimat verließen, um sich auf Josiahs Gebiet anzubauen und ihrem Glauben leben zu können. Dagegen bereiteten einige weiße Ansiedler mit ihrem gottlosen Treiben und ihren fortwährenden Versuchungen für das von Natur wandelmütige und leicht erregbare Volk der Mission viel Not. Es kam nicht selten vor, daß manche von den so schnell dem Christentum beigetretenen Massen wieder abfielen, sobald ihnen eine Lockung nahe trat. Überhaupt bedurfte auf dem ganzen Archipel die Sache des Evangeliums noch sehr der Vertiefung.

Anfangs 1832 trat Missionar Croß seine Reise nach Wawau an, indem er dem Bruder Thomas das Arbeitsfeld in Nukualofa überließ. Allein er litt in den Rissen von Tongatabu Schiffbruch; seine Frau kam in den Fluten um. Dennoch ging er auf das bestimmte Arbeitsfeld, wo er vollauf Arbeit fand unter dem des Wortes harrenden Volke. Nach zwei Jahren mußte er von P. Turner abgelöst werden. Im Jahre 1834 durfte dieser auf Wawau eine regelrechte methodistische Erweckung erleben.²⁾

Bei der Predigt eines Gehilfen über die Thränen Jesu wurde die ganze Gemeinde so erschüttert, daß viele laut aufschrien in ihrer Seelenangst und alle ihre Sünden bekannten. Sie wollten nicht eher, als bis sie Frieden gefunden hätten, in ihre Häuser zurückkehren, und blieben den größten Teil der Nacht im Gebete beisammen. Noch ehe der Morgen kam, konnten viele sich der beseeligenden Gnade Gottes in Christo trösten. Am nächsten Sonntage zeigten sich in einem andern Dorfe dieselben Wirkungen des Wortes, und nun verbreitete sich die Bewegung von Dorf zu Dorf und von Insel zu Insel, bis das ganze Volk nur noch von einer gewaltigen Geistesregung beseelt schien. Eine oder zwei Wochen hindurch wurden sogar die Schulen geschlossen und statt des Unterrichts täglich Gebetsversammlungen gehalten. Sobald die Prediger zu reden anfangen, zerfloß das Volk in Thränen. Einige fielen auf ihr Angesicht nieder und suchten um Gnade; andere riefen: Gelobt sei der Herr! u. s. w. Auch König Georg und seine Gemahlin, die in der Taufe den Namen Charlotte erhalten, wurden erst während eines Besuchs, den sie in dieser Zeit in Wawau machten, „gründlich belehrt und von der bloßen Verstandes-erkenntnis zur seligen Herzenserfahrung geführt.“³⁾

Auch nach den Haabatinseln verbreitete sich diese Erweckung mit gewaltsamen Gefühlsäußerungen, und zuletzt erreichte die Bewegung auch Tongatabu, wo der König in dieser Sache einen eigenen Buh- und Betttag ansetzte.⁴⁾ „Doch war die Zahl derer, die in jener Zeit in Tonga zum vollen Frieden kamen, nicht so groß wie auf den andern Inseln.“ Die Wirkungen der Erweckungen werden als sehr bedeutend

¹⁾ Dasselbst hatte Wood eine Druckerei eingerichtet, die bald reichlich die nötige christliche Literatur lieferte.

²⁾ Der Missionar hatte sich mit einigen eingebornen Christen verbunden, daß jeder von ihnen täglich um Mittag um die Ausgießung des Heiligen Geistes bete.

³⁾ Basler Magazin 1866, S. 393. Auch im weiteren folge ich meist jener Arbeit Dr. Sunderts.

⁴⁾ Dort war inzwischen neben Missionar Thomas auch Ch. Lutzer eingetreten.

gerühmt. Abgesehen von der Zahlenangabe,¹⁾ „war das ganze Leben von nun an ein anderes. Der Sonntag wurde im buchstäblichsten Sinne des Wortes heilig gehalten. Keiner brachte seine Ruhestunden in Müßiggang oder mit Vergnügungen zu, und außer den zu einsamer Andacht festgesetzten Zeiten hatte jeder Tag auch seine gemeinsamen Gottesdienste. — Sie sind fleißiger, sparsamer, gehorsamer und begieriger geworden, alle Vorzüge der Europäer nachzuahmen; nur das Böse zu thun fürchten sie sich.“ Es ist sehr erklärlich, daß den erfreuten Missionaren die ganze Situation damals in einem etwas zu günstigen Lichte erschien.

Nach seiner Erweckung ward König Georg selbst Klassenführer und bald auch Nationalprediger. Mit seiner hohen Würde sich nicht brüsten, sondern in der Kirche Gottes mit geziemender Demut sich benehmend, predigte er mit großer Klarheit und Einfachheit und in genauer Übereinstimmung mit der Lehre des Wortes Gottes. Im August 1835 schenkte er, angeregt durch die englische Emanzipation, allen seinen Sklaven die Freiheit; um dieselbe Zeit ließ er auf Uisula eine neue Kapelle (38 Meter lang und 15 Meter breit) erbauen, wobei alle Häuptlinge der benachbarten Inseln mit etwa tausend von ihren Leuten Hilfe leisteten. Aus Kriegsspeeren machte der König das Geländer des Altars, und zwei früher als Götzen verehrte Streitkolben von schöner Arbeit wurden am Fuß der Kanzeltreppe befestigt. Am 9. September ward das neue Gotteshaus feierlich eingeweiht, und nachdem der König über 1 Kön. 8 gepredigt, taufte Missionar Luder 20 Erwachsene und konnte nun sagen, daß auf der ganzen Inselgruppe nur noch eine ungetaufte Person sei, und diese war durch Krankheit an ihr Haus gefesselt. Die Schulen besserten sich und gediehen, selbst alte Leute lernten mit Eifer lesen. Zwei auf einander folgende Ortane, die in den folgenden Jahren die Inseln verheerten und Hungersnot und Krankheiten im Gefolge hatten, waren schwere Prüfungen, unter denen jedoch „die Kirche in Haabai wuchs und zunahm an Frömmigkeit“.

Leider sollte in den folgenden Jahren dieses Wachstum nicht unbeträchtlich gestört werden, und zwar durch Kriegerunruhen. Auf Tongatabu hatte in einigen Distrikten (namentlich Hihifo, Houma, Bea und Mua) das Heidentum noch sehr festen Halt. Mit zunehmender Schwachheit des alten Königs Jossiah wurden die dortigen Häuptlinge immer trotziger gegen ihn, und schon in den Jahren 1835 und 1836 zeigte sich die Absicht der heidnischen Partei, den christlichen König vom Throne zu stoßen. Im folgenden Jahre aber eröffnete sie die Feindseligkeiten, und Jossiah sah sich genötigt, seinen Großneffen Georg von Haabai zu Hilfe zu rufen. Der kam und zeigte sich trotz seines Predigtamtes noch als der unerschrockene, schlagfertige und kluge Kriegermann. Es währte nicht lange, so waren die Heiden geschlagen und der Friede wieder hergestellt.

War der Krieg aber auch nur kurz gewesen, so mußten die

¹⁾ „2260 Personen sind in 6 Wochen auf Wawau vom Tode zum Leben hindurchgedrungen.“ Solche Angabe dürfte allerdings nicht unbedenklich erscheinen.

Missionare da
selben bemerkt
Wie es sonst
Friedens hier
zu erschlagen
Andererseits ab
der Macht ihr
Jahren versch
Nabone bege

Grade da

Im Januar
Feindseligkeiten
versuchte zun
in die ihm ge
seinen Anhäng
Festung wurde
Milde; aber
Seitdem mehr
gab's keinen d
durch Atas M
Bea und Hou
Vermittlung
der wissenschaft
fehl. Es folg
schanz. Auch
Christen geklü
zungen verwi
meuchlerisch e
Inseln überzu
bringen. Da
Ruhe herzu
Anzahl seiner
von ein paar
da seine Verk
Dabei wurde
(21. Juni 18
Nabone mit
zurück, und e
Kampfes mü
blieb noch la
namentlich d
Jossiahs aner
Inzwischen
noch weiter
Wawauer na
und einer de
tobutabu r
aber wurde

Missionare doch bald mit Betrübnis den entfittlichenenden Einfluß desselben bemerkten. Manche Kirchenglieder mußten ausgeschlossen werden. Wie es sonst auf Tonga Sitte war, daß trotz des wieder hergestellten Friedens hier und da einzelnen der Feinde aufgelauret wurde, um sie zu erschlagen, so dauerte auch jetzt noch ein Zustand der Unsicherheit. Andererseits aber wurden auch manche Feinden nach der Niederlage an der Macht ihrer Götter irre. So konnten z. B. in Hihifo die seit acht Jahren verschlossenen Missionsgebäude wieder besetzt werden; Missionar Rabone begann dort eine gesegnete Wirksamkeit.

Grade dort aber sollte der Krieg aufs neue wieder entflammen. Im Januar 1840 begannen die heidnischen Häuptlinge wieder die Feindseligkeiten. König Georg kam als Bundesgenosse Josiahs und versuchte zunächst friedliche Unterhandlungen, bei denen er selbst beinahe in die ihm gelegte Falle zu Hihifo gegangen wäre, wo ihn Ata mit seinen Anhängern ermorden wollte. Als bald begann der Krieg. Atas Festung wurde belagert und mußte sich ergeben. Der Sieger übte Milde; aber Ata war fortan dem Regimente Josiahs unterworfen. Seitdem mehrte sich in jenem Distrikte die Zahl der Christen, und bald gab's keinen dort, der sich offen zum Heidentum bekannte. — Obgleich durch Atas Niederlage eingeschüchtert, planten doch die Häuptlinge von Bea und Houma immer wieder einen Angriff auf Nukualofa. Ein Vermittlungsversuch des amerikanischen Kommodore Wilkes, der mit der wissenschaftlichen Expedition damals auf Tonga landete, schlug fehl. Es folgte eine traurige Zeit. Beide Parteien hatten sich verschanzet. Auch die Missionare mußten ihre Station, in die sich viele Christen geflüchtet hatten, besetzen und es ansehen, wie die Pflanzungen verwüstet und mehrere ihrer Gemeindeglieder in denselben meuchlerisch ermordet wurden. Schon dachten sie daran, nach andern Inseln überzusiedeln, oder wenigstens ihre Familien in Sicherheit zu bringen. Da kam ein englisches Schiff, dessen Kapitän, Croker, die Ruhe herzustellen sich bemühte. Mit drei leichten Geschützen und einer Anzahl seiner Mannschaften zog er vor die mit Geschütz, durch Hilfe von ein paar verkommenen Europäern, besetzte Festung Bea, die er, da seine Verhandlungen nicht zum Ziele führten, allzu schnell angriff. Dabei wurde er selbst getötet und mehrere seiner Leute verwundet (21. Juni 1840). Das Schiff nahm die Missionsfamilien Luder und Rabone mit nach Wawau. Die Missionare kehrten nach drei Wochen zurück, und es gelang ihnen schließlich, zwischen den Parteien, die des Kampfes müde sein mochten, einen Frieden herzustellen. Trotzdem blieb noch lange die heidnische Partei ein Hemmnis für die Mission, namentlich da der Distrikt Mua noch immer nicht die Herrschaft Josiahs anerkennen wollte und seine Festung unter den Waffen erhielt.

Inzwischen war das Christentum von den bisher erwähnten Inseln noch weiter ausgebreitet worden. Schon 1832 hatten es bekehrte Wawauer nach Niuafoou gebracht, wohin sie vom Sturme verschlagen, und einer derselben war als Lehrer zurückgeblieben. Auch auf Niua-tobutabu war es damals schon bekannt geworden. Fester begründet aber wurde es dort 1835 durch P. Turner, der sich eine Zeit lang

dort aufhielt. Es gelang ihm, den König Gogo zur Abstellung seiner Vielweiberei zu bewegen. Derselbe konnte getauft werden und bewies bald einen großen Eifer zur Ausbreitung des Evangeliums. Als Turner abreiste, hinterließ er dort unter der Pflege inländischer Lehrer 514 getaufte Erwachsene. Der König aber unternahm bald darauf einen Zug nach Nea, um auch dort dem Christentum Eingang zu verschaffen — wurde jedoch dort mit den meisten seiner Begleiter im Kampfe erschlagen. P. Turner war hernach auf die Samoainseln gegangen, und wir erwähnten bereits, wie 1839 die wesleysche Mission daselbst, zufolge des Vertrages mit der Londoner, zunächst wieder aufgegeben wurde. Einige Jahre zuvor aber war auch auf Eua das Christentum eingeführt, dem die dortige — freilich nur spärliche Bevölkerung ohne Ausnahme zufließ. Später hat dort der alter Peter Wi, jener erste tongasche Prediger, in aller Treue gearbeitet.

Einen festen Halt gewann auch die Tongamission dadurch, daß die wesleysche Konferenz zu London einen besonderen Superintendenten zur Leitung der Südseemissionen in der Person des Rev. John Waterhouse, eines erfahrenen hochgeachteten Geistlichen, anstellte, der seinen Sitz in Sydney nahm. Dazu war auch ein besonderes Schiff, der „Triton“, zum Dienste dieser Mission angeschafft worden.

Im Januar 1841 besuchte der Superintendent die Tongainseln. Von Eua, wo er zuerst landete, kam er nach Tonga, wo er Missionar Tucker und seine Gattin so angegriffen fand, daß ihre Heimkehr nach Europa beschlossen ward, und dem König Georg und der Königin Charlotte vorgestellt wurde. „Ich freute mich sehr,“ schreibt er, „diesen christlichen König zu sehen. Er ist ein schlanker, gut aussehender und gut gewachsener Mann, mit einem durchdringenden Blick und würdevoller Haltung. Christliches Wohlwollen glänzte in seinem Gesicht. Er sprach wenig, aber seine Worte waren gewählt. Er denkt nicht laut, sondern überlegt, ehe er spricht.“ Am folgenden Sonntag hörte er ihn predigen, und sagt darüber: „Der König sah besonders gut aus in seiner schneerweißen Halsbinde und seinem schwarzen Rock. Es gibt englische Geistliche, deren Hautfarbe dunkler ist, als seine. Er macht nicht viel Gebärden, sondern redet überlegt und eindrucksvoll, indem er in seinem Außern die Würde eines Königs, die Einfachheit eines Christen und die Milde eines Mannes vereinigt, der berufen ist, das Evangelium des heiligen Gottes zu predigen.“ In Begleitung des alten Königs Josiah besuchte Waterhouse dann die christliche Festung Sibiso, und später gelang es ihm, eine vollständige Aussöhnung des Königs und der Rebellen in Nua, der Feste des Häuptlings Fatu, zu Stande zu bringen. Nachdem er danach auch Nea besucht, begab er sich nach Saabai und von hier nach Bawau, wo er überall die segensreichen Wirkungen des Evangeliums beobachten konnte; nur bemerkte er, daß die Leute in nützlichen Kenntnissen nicht so weit fortgeschritten waren, als man erwarten konnte, und daß die eingebornen Lehrer noch eines gründlicheren Unterrichts bedürften, was den Beschluß zur Folge hatte, eine besondere Anstalt zu ihrer Auszubildung unter Missionar F. Wilsons Leitung zu begründen. Water-

house machte die Nua und Nea. auf Tonga aber durch Matth. das theologische mit neun eingeborenen bereits 15 in Nua, Nua ward der unermesslich schon am 4. M.

Inzwischen bedroht. Bereits Kriegsschiff von kleiner Schoner land, den König in Begleitung et zu einer Niederla abwesend war un Hinweises auf T fanden sie bald von Nea einen k Katholizismus be gewährte. Könige hindern; dem ein folgenden Jahre lichen Dörfern zu nahmen das Pap Lehrern, daß sie ihre Tänze u. a. Eingebornen von nur wenig Unter fanden die Kömif

Obgleich die verharrete, standen lichen Priester. los: Tungi, de Leute der evangel harrten in ihrer Inzwischen von den evangel erwählt, so daß in seiner Hand v vielfach durch die schen Priester, die

¹⁾ Es wird öfter Distritten lebend, de Lebensfalls war dies

house machte dann noch einen kurzen Besuch auf den beiden Stationen Nua und Uea. Ein Haupterfolg der durch ihn bewirkten Versöhnung auf Tonga aber war die Wiederherstellung der Mission zu Ohiso durch Matth. Wilson. Noch am 13. Juli desselben Jahres wurde das theologische Institut zu Netafu auf Wamau durch F. Wilson mit neun eingebornen Jünglingen eröffnet; im Jahre 1844 hatte dasselbe bereits 15 Schüler, und vier junge Leute aus demselben konnten in Nua, Nua Fooou und Uea angestellt werden. Leider aber ward der unermüdlche Wilson seiner Thätigkeit an dieser Anstalt schon am 4. März 1846 durch den Tod entzissen.

Inzwischen aber wurde auch diese Mission von römischer Seite bedroht. Bereits am 17. Dezember 1841 landete auch ein französisches Kriegsschiff von 22 Kanonen bei Netafu und gleich nach ihm ein kleiner Schoner mit dem römischen Bischof Pompallier von Neuseeland, den König Georg schon 1838 aufzunehmen sich geweigert hatte, in Begleitung eines Priesters, um auf Wamau einen neuen Versuch zu einer Niederlassung zu machen, mußten aber, da der König gerade abwesend war und die Häuptlinge standhaft blieben, trotz des drohenden Hinweises auf Tahiti, unverrichteter Sache wieder abziehen. Dagegen fanden sie bald darauf einen Zugang in Tonga, wo der Häuptling von Bea einen katholischen Priester, der mit mehreren auf Uea zum Katholizismus belehrten Tonganern bei ihm sich niederließ, Aufnahme gewährte. König Josiah Tubou war leider zu schwach, solches zu hindern; dem einen Priester schlossen sich bald mehrere an, und im folgenden Jahre (1843) versuchten sie ihre Lehre auch in den christlichen Dörfern zu verbreiten. Die Häuptlinge von Bea und Nua nahmen das Papsitum an, „machten jedoch einen Kontrakt mit ihren Lehrern, daß sie nicht verlangen sollten, ihre Weiber abzuschaffen oder ihre Tänze u. a. heidnische Gebräuche aufzugeben.“ Die evangelischen Eingebornen von Tonga fanden zwischen Papsitum und Heidentum nur wenig Unterschied; nur an der politisch unzufriedenen Partei fanden die Römischen ihren Halt.

Obgleich die Bevölkerung der betreffenden Distrikte im Heidentum verharrte, standen die Häuptlinge völlig unter dem Einfluß der katholischen Priester. Einer von ihnen machte sich freilich von denselben los: Tungi, der Häuptling von Nua, schloß sich mit 200 seiner Leute der evangelischen Kirche an (1849); Bea und Houma aber verharrten in ihrer feindseligen Stellung.

Inzwischen war nämlich 1845 König Josiah gestorben und Georg von den evangelischen Häuptlingen auf Tonga zu seinem Nachfolger erwählt, so daß er nunmehr die Herrschaft über den ganzen Archipel in seiner Hand vereinigt hatte. Auf Tonga aber wurde sie ihm noch vielfach durch die genannten Häuptlinge und die Intriguen der römischen Priester, die immer mit französischer Macht drohten, verleidet.¹⁾

¹⁾ Es wird öfters der Tuitonga erwähnt, als in den heidnisch-katholischen Distrikten lebend, der selbst katholisch wurde. Ich finde darüber nichts weiteres. Jedenfalls war dies ein Schattenfürst, der unter dem politischen Verfall nur den

Nachdem er schon seinen Sitz in Nukualofa genommen hatte, kehrte er 1847 wieder nach Saabai zurück. Erst als er 1851 vernahm, daß seine Feinde auf Tonga wieder etwas gegen ihn im Schilde führten und die Festungen von Dea und Houma in Verteidigungszustand setzten, kam er wieder. Es folgte nun wieder eine Zeit der Unsicherheit auf der ganzen Insel. Hier und da kam es zu kleineren Zusammenstößen, bei denen leider die Missionare bemerken mußten, wie auch in König Georgs Kriegen die alte Grausamkeit wieder erwachte, obgleich er ihnen ernstlich befohlen hatte, sich möglichst in der Defensive zu halten. Endlich ging es an die Belagerung der Festungen. In Houma fing zuerst der Mut der Rebellen an zu sinken; und am 12. Juli ergaben sie sich auf Gnade und Ungnade.

Gesenkten Hauptes erschienen die Häuptlinge, Kränze von Hiblättern als Zeichen tiefter Demütigung um den Hals tragend, in Georgs Lager. Offenbar trauten sie der königlichen Versicherung, daß ihr Leben gesichert werden sollte, nicht recht. Als dann aber nicht nur der Gerold ihnen zurief, ihre Hiblätter abzulegen, was einer feierlichen Begegnung gleichkam, sondern auch der König beim Herumreichen des Kawatrankes ihnen ihre alten Plätze anwies, und sie damit wieder in ihren früheren Rang einsetzte, waren sie so hingerissen von der Milde des Siegers, daß sie bei der Abendandacht mit niederknieten und sich beugten vor dem Gott, dessen Religion solche Früchte wirkte. — Auf gastfreundlichsie Beherbergung, gingen sie am andern Morgen nach Houma zurück, um auch den dort Eingeschlossenen die volle Vergebung des Königs zu verkündigen. Nur die Festung sollte seinen Truppen eingeräumt werden, um entweder von ihnen besetzt oder geschleift zu werden. Am folgenden Sonntag hielt Missionar West (seit 1846 in Tonga) in Houma die erste Predigt vor einer großen Versammlung halb zum Gefühl der Wahrheit erwachter Heiden, aus deren Zahl gleich 100 den Entschluß aussprachen, Christen zu werden.“

Dea aber, wo die französischen Priester die Hoffnung aufrecht erhielten, ein französisches Kriegsschiff werde zu Hilfe kommen¹⁾, widerstand noch länger. Endlich erschien ein Schiff — doch nicht ein französisches, sondern ein englisches. Da entsant den heidnischen Häuptlingen der Mut. Die Verhandlungen wegen der Übergabe begannen. Während derselben gelang es den Kriegen, von Wamau in die Stadt einzubringen und sie in Brand zu stecken. Der König und die Missionare eilten herbei, um die Leidenschaft der dabei schon plündernden Truppen zu zügeln. Glücklicherweise wurde alles Blutvergießen gehindert und den Flammen möglichst Einhalt gethan. Das katholische Missionshaus und die Kapelle wurden gerettet, wenn auch andere zugehörige Gebäude niederbrannten. Der Widerstand der Feinde aber war gebrochen.

Der fünfmonatliche Krieg hatte freilich wieder keinen guten Einfluß geübt auf die Entwicklung der christlichen Gemeinden. „Eine Abnahme des geistlichen Lebens bei vielen, ein Umgetriebensein von weltlichen Sorgen bei andern, ein förmliches Verlassen der Kirche von solchen, die mehr nur den Schein als die Kraft der Gottseligkeit hatten,

Namen beibehalten hatte, während die Macht längst in der Hand des Königs Tubou lag. Doch wurde jener Tuitonga viel gebraucht, um König Georg als einen unberechtigten Usurpator darzustellen.

¹⁾ Auch sollen die Priester den Rebellen Munition u. s. w. verschafft haben.

und ein bedeutendes Mangel an Lebensmitteln war. Der französische Kriegsschiff ankerte, untersuchte und bedeutete die Verhältnisse der Insel.

Von nun an wurden die Kriege ein Aufschwung. Kolonga im Jahr verstarb, stand die ganze Bevölkerung mit Australien. Die Missionsschiffe hatten der Super Missionare mit einer besonders war in Nukualofa wie das in der Wirkung entfalten. Die junge Leute waren mehrere näher kennen nach 1853 abgehalten.

Die Böglinge bei der Prüfung, die die Missionen geleitet. Sie bestand aus 14 Lehrern und eine die Königin weniger Frau, und so beugte der Bögling. Die gehaltenen jungen Leute in der Erwachsenenbildung. Ferner die melodische zur Prüfung herbeigeführt. In der Georg auch dann

¹⁾ Doch gestanden von Nationalgehilfen anders gesorgt sein. Die Böglinge der Schulen einfließen beim Lernen der Insel in merkwürdige Weise (ein Königssohn) erste Tonganer, der

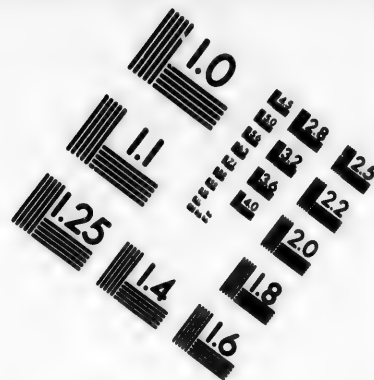
und ein bedeutender Ausfall der Einnahmen für die Zwecke des Evangeliums war auf sämtlichen Inseln zu spüren.“ Dazu kam auch Mangel an Lebensmitteln, Krankheit u. s. w. Noch drohte auch die französische Einmischung. Aber Kapitän Belland, der mit dem französischen Kriegsschiffe *Moselle* nach einigen Monaten vor Nukualofa anlerte, untersuchte die Sache, fand König Georg völlig gerechtfertigt und bedeutete die Priester, daß sie sich nicht wieder in politische Umtriebe mischen dürften.

Von nun an beginnt eine neue, schöne Zeit auf Tonga. Die Wunden des Krieges heilten bald. Auf allen Lebensgebieten zeigte sich ein Aufschwung. Mit Ausnahme von zwei Dörfern, dem katholischen Kolonga im Osten und einem andern, dessen Häuptling im Selbstmord verharrete, stand die ganze Insel den Missionaren offen. Im folgenden Jahre konnte gemeldet werden, daß mit Ausnahme von 50 Personen die ganze Bevölkerung christianisirt sei. Die Verbindung des Archipels mit Australien wurde seit 1848 durch das schöne, schnell segelnde Missionschiff „John Wesley“ vermittelt. In dem genannten Jahre hatte der Superintendent Lawry die Mission visitirt und vier neue Missionare mitgebracht, deren zwei die Presse übernahmen, während einer besonders dem Erziehungswesen sich widmete. Für diesen Zweck war in Nukualofa ein neues Seminar eingerichtet (in ähnlicher Weise wie das in Malua auf Upolu), das eine ausgedehnte, segensreiche Wirkung entfaltete. Schon 1852 waren siebzehn dort ausgebildete junge Leute an verschiedenen Punkten thätig.¹⁾ Mit dem Seminar waren mehrere andre Schulen verbunden. Lernen wir dieselben etwas näher kennen nach dem Berichte des Superintendenten Young über seine 1853 abgehaltene Visitation.

Die Böglinge der verschiedenen Schulen fanden sich nach einander in der Kapelle ein zur Prüfung, die im ganzen acht Stunden dauerte. „Da erschienen zuerst europäisch gekleidet die Klasse der Erwachsenen, die sich zu Lehrern ausbilden wollten. Sie bestand aus 14 Personen, darunter 3 Frauen — die Königin, die Frau eines Oberrichters und eine Friseurin, die Dichterin von Tonga. Es gehe nicht an, daß die Königin weniger verstehe, als irgend einer ihrer Unterthanen, meinte die hohe Frau, und so beugte sie sich unter die Schulregeln und mühte sich ab, wie jeder andre Bögling. Dann folgten in der Landestracht, singend, 26 kräftige wohlgestaltete junge Leute; es war die unter dem besondern Schutz des Königs stehende Erwachsenenschule. Sie waren noch nicht entlassen, so hörte man schon in der Ferne die melodischen Stimmen von 80 Kindern, die jetzt, förmlich von *Ol* triefend, zur Prüfung hereingezogen kamen und sich mit ihren Schiefertafeln auf dem Boden niederließen. An ihrer Spitze saß in seiner Landestracht der junge Prinz, den König Georg auch dann in der Missionsschule zu lassen pflegte, selbst wenn er zeitweise

¹⁾ Doch gestanden sich die Missionare noch 1854, daß für die geistliche Bildung von Nationalgehilfen, die einst die europäischen Missionare ersetzen sollten, ganz anders gesorgt sein müßte. Ihre tüchtigsten Männer waren bis jetzt nicht die Böglinge der Schulen, sondern Männer wie der alte Fiska, der den Missionaren einst beim Lernen der Sprache behilflich war, ein Mann, der alle Traditionen der Insel in merkwürdiger Vollständigkeit besaß, oder der unerschrockene Prediger Fautula (ein Königssohn von Viti), oder der thatkräftige Häuptling Latufelu, der erste Tonganer, der ordiniert wurde.



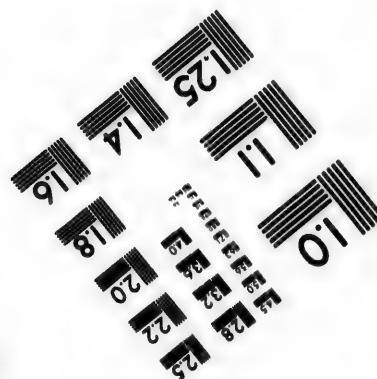


6"



Photographic Sciences Corporation

**23 WEST MAIN STREET
WEBSTER, N.Y. 14580
(716) 872-4503**





nicht in Antualofa reſidierte.¹⁾ Schade nur, daß die mitunter recht häßliche Schrift der Kinder auf manchen Tafeln kaum ſichtbar war, wegen des fortwährend aus ihren Haaren herabträufelnden Niſi! In der Geographie wußten ſie ordentlich Beſcheid, beſtanden aber ſchlecht im Rechnen. — Die Kleinen wurden abgeleiſt durch die unter dem Schutze der Königin ſtehende Schule der Frauen und Jungfrauen. Hundert an Zahl, nahten ſie in feierlicher Prozeſſion unter dem ergreifenden Geſang eines Liebes, deſſen Text und Melodie von jener dichterischen Haartünſlerin ſtammt. Die Königin hatte ihren Anzug gewechſelt und erſchien in Landeſtracht an der Spitze ihrer Schule, bei welcher ſie ſelbſt die Prüfung leitete. Sichtbar beſcriebigt von den Fortſchritten ihrer Schützlinge, zog ſie ſich mit dieſen zurück, um einer aus 70 jungen Frauen beſtehenden Schule Platz zu machen, deren Beſitzerin und Lehrerin die Frau des Oberrichters war. Man ſagte, daß ſie die Schönheiten des Orts; Eitelkeit wenigſtens war in dieſem Kreiſe unverkennbar. Die jungen Frauen ſchienen mit einander gewetteifert zu haben, der Landeſtracht möglichſt viel Abwechſelung zu verleihen und ſie möglichſt reizend zu machen. Alle hatten ſich ſtark mit O gefalbt und einige überdies noch ihre Stirnen ſarmoniſch-rot gefärbt und gemahltes Sandelholz auf den Kopf geſtreut. Die Prüfung beſtanden ſie übrigens gut. Es folgte nun noch eine Schule von 60 Männern, unter dem Schutze eines beſährten Häuptlings, und endlich eine von 150 im kräftigſten Alter ſtehenden Inſulanern, die mit einem Eifer buchſtabirten, laſen, Zeile des Katechiſmus herſagten, Fragen über bibliſche Geographie beantworteten und rechneten, als ob die Kriegſtrompete ſie zur Schlacht gerufen. Das Einmaleins ſangen ſie zum nicht geringen Erſtaunen des Examinators nach einer ihrer wiſſen Melodien ab. Der Schirmherr dieſer mutigen Streiterſchar war der Sohn des verſtorbenen Königs Joſiaſa Tubou.“

Damals waren 8000 Tonganer im ſtande, die Heilige Schrift zu leſen; 5000 hatten ſich die Kunſt des Schreibens angeeignet. Was dem Viſitator beſondere Freude gewährte, war die ſtrenge Sonntagsfeier. „Da ſißt man auf nichts, was die heiligen Rechte dieſes Tages verletzte.“ Nur zum Kirchgang verlaſſen die Leute ihre Wohnungen; nur um einen Prediger nach einer andern Inſel zu bringen, geht ein Boot hinaus aufs Meer. „Nirgendſ in der Welt ſah ich je den Sabbath in ſolchem Grade geheiligt.“ — Um die Zeit der täglichen Familienandacht hört man aus jedem Hauſe die Stimme des Lobens und Betens.“

Die heidniſchen Tänze und Spiele waren im ganzen beſeitigt, wenn hier und da dergleichen wohl noch mehrfach im Geheimen getrieben wurde. An die Stelle der alten Volksbeluſtigungen aber war eine wahre Beſieger getreten. Die Preſſe hatte eine wichtige Bedeutung gewonnen. Schon 1848 war die Überſetzung des Neuen Teſtaments vollendet und an Ort und Stelle gedruckt. Young brachte 10 000 Exemplare in beſſerer Ausſtattung mit: ein Geſchenk der britiſchen Bibelgeſellſchaft. Das Verlangen der Inſulaner nach dem Worte Gottes war wahrhaft rührend. Lieber verzichteten manche auf Kleidungsſtoffe und Werkzeuge, um nur ein Neues Teſtament anſchaffen zu können.

¹⁾ Leider mußte der König in der Folge die überaus ſchmerzliche Erfahrung machen, daß dieſer ſein einziger Sohn (Wuna), von Fremden zur Trunkſucht verſührt, zu Grunde ging. Er ſtarb 1862 an der Schwindſucht — als ein buſſfertiger Sünder. Da kann man ſich nicht wundern, wenn der Vater mit aller Gewalt das verderbliche Getränk zu unterdrücken ſucht.

²⁾ Es darf nicht unerwähnt bleiben, daß die vom Könige auf Sabbathſchändung geſetzten Strafen (z. B. Geld, z. B. Arbeit an öffentlichen Wegen) der Eitte ihren feſten Halt geben, wodurch ihr Glanz freilich einigermaßen eingeſchränkt wird.

Ein armer v
in 14 Tagen die
an die Eheſer u
er die erſte Epſte
gelernt hatte, ein
ſein Mittaggeſſen
du heute ſchon et
du denn gehabt?
ganze Epſtel an

Nur vorül
Hausfreund“, f
tongariſchen Bitte

Die Verich
Miſſion iſt ein
jezt auf der
Könige bis zur
Gottesdienſt bek
Kirchenoberen a
abhängig.“ De
Sydney, wo er
ſchon damals m
terhalt der Pred

Auf den b
politiſche Unruhe
und da nicht an
alsbald erſtickt r
liebten Miſſiona
tief ergriff und
Sultans von Fo
inſeln ſich bem
in der wieder
„Biele lau Gew
gründlich belehrt
und bedauerlicher
bende geweſen zu
Erweckung auf
weniger wird ein
ſich von Dorf zu
meinden belebte.

Wir müſſen
werfen, wie ſie
Schon 1839 hatt
ſetzung eines Ge
hatten nach einer
machte ſich aber
bar. Nach Beſp
Rat bei den bö
Es wurde ihm g
mit den erforder

Ein armer verkrüppelter Mann, der das Wort Gottes sehr eifrig las, lernte in 14 Tagen die ganze Epistel an die Galater auswendig, in 3 Wochen die Epistel an die Epheser und in noch 3 Wochen die an die Philipper. Außer diesen konnte er die erste Epistel an die Thessalonicher auswendig, und er pflegte, was er so gelernt hatte, ein Buch zur Zeit herzusagen. Frau Wilson schickte ihm zuweilen sein Mittagessen, und als einst das Mädchen es ihm brachte, fragte diese: „Hast du heute schon etwas zu essen gehabt?“ — „Gewiß!“ erwiderte er. — „Was hast du denn gehabt?“ fragte das Mädchen weiter. „Geht!“ sagte er, „ich habe die ganze Epistel an die Korinther verzehrt.“

Nur vorübergehend erwähnen wir, daß auch eine Zeitschrift, „der Hausfreund“, schon damals herauskam. Im ganzen blieb jedoch der tongaischen Litteratur noch eine größere Reichhaltigkeit zu wünschen.

Die Berichte der folgenden Jahre lauten alle erfreulich. „Diese Mission ist einzig in ihrer Art,“ schrieb ein Missionar. „Es gibt jetzt auf der Erde ein Volk von wesleyschen Methodistern, das vom Könige bis zum geringsten Unterthan herab sich zum wesleyschen Gottesdienste bekennt und die Methodistenvrediger als ihre alleinigen Kirchenoberen anerkennt. Doch ist die Kirche vom Staat völlig unabhängig.“ Der König besuchte 1853 mit Young die Wittinseln und Sydney, wo er mächtige Ansprachen hielt. Ubrigens erklärte er sich schon damals mit seinen Häuptlingen bereit, alle Kosten für den Unterhalt der Prediger auf den Inseln zu tragen.

Auf den beiden nördlichen Gruppen des Archipels waren solche politische Unruhen wie auf Tonga nicht vorgekommen, obwohl es hier und da nicht an einem Reime von Empörung fehlte, der aber jedesmal alsbald erstickt wurde. Bald nach dem Heimgange des allgemein geliebten Missionars Wilson auf Wawau (1846), der die Bevölkerung tief ergriff und unter den Schrecken des furchtbaren Ausbruchs des Vulkans von Fonualei, der mit 14tägigem Erdbeben auf den Wawauinseln sich bemerklich machte, entstand dort eine große Erweckung, in der wieder „das Wesen des Geistes spürbar wurde wie 1834.“ „Viele lau Gewordene oder entschiedene Feinde der Wahrheit wurden gründlich belehrt“ — doch fehlte es nicht an krampfhafter Aufregung und bedauerlichen Auswüchsen. Die Früchte scheinen auch nicht bleibende gewesen zu sein, denn 1854 klagte Missionar West, daß von jener Erweckung auf Wawau wenig Spuren mehr übrig seien. Nichts desto weniger wird ein Jahr später wiederum eine Erweckung erwähnt, die sich von Dorf zu Dorf fortpflanzte und die bis dahin sehr toten Gemeinden belebte.

Wir müssen aber auch einen Blick auf die politische Verfassung werfen, wie sie sich im Reiche des Königs Georg entwickelt hatte. Schon 1839 hatte er den alten schwankenden Rechtszuständen durch Einsetzung eines Gerichtshofes von 4 Mitgliedern ein Ende gemacht. Sie hatten nach einem sehr einfachen kurzen Gesetzbuch zu urteilen. Bald machte sich aber das Bedürfnis einer eingehenderen Gesetzgebung fühlbar. Nach Besprechung mit den Missionaren suchte der König darüber Rat bei den höchsten Justizbeamten der Kolonie Neuseeland (1848). Es wurde ihm gesagt, daß die Einführung des Gesetzbuches von Tahiti mit den erforderlichen Abänderungen das Zweckmäßigste sein werde.

Die Missionare waren freilich bei der Überzeugung u. s. w. dem Könige beihilflich, überließen jedoch, obwohl sie ihre Ansichten aussprachen, diesem und seinen Räten die völlig selbständige Redaktion, so daß die endgültige neue Landesgesetzgebung nichts weniger als ein Machwerk der Missionare ist. In manchen Punkten wich sie von ihren Ansichten ab; im ganzen aber wurde sie als dankenswerter Fortschritt zum Besseren auch von ihnen anerkannt.

Georg aber arbeitete noch weiter, die bedrückenden Vorrechte der Häuptlinge zum Besten des Volkes in angemessene Schranken zu lenken. Im Juni 1862 brachte er mit der Versammlung der 57 Häuptlinge das Werk der Verfassung zum Abschluß. Alle bisherigen Leibeigenen, welche die Menge des Volkes ausmachten, wurden freie Pächter der ihnen zugewiesenen Ländereien, die ihnen nicht entzogen werden durften, solange sie den darauf ruhenden Zins entrichteten. Der König verzichtete gleichfalls auf das Recht, unbezahlte Dienste von den Unterthanen zu beanspruchen. Die Steuern sollten auf alle männlichen Unterthanen, die das 16. Lebensjahr zurückgelegt, gleichmäßig verteilt werden. Zur feierlichen Verkündigung der Verfassung waren in Nukualofa 4000 Fremde anwesend, die mit königlicher Freigebigkeit bewirtet wurden¹⁾. Interessant war der Guldigungszug, in dem die geschmückten Frauen an der Königin vorüberzogen und ehrfurchtsvoll sich beugend ihre Geschenke (Matten, Ngatu, Körbe u. dergl.) zu Füßen legten. Selbstverständlich fehlte nicht die kirchliche Feier des Festes, die tiefergreifend war. Umgeben von seinen alten Kriegeren, die in manchem Kampf einst an seiner Seite gestanden, saß der König vor einer Versammlung von 5000 Menschen im Schatten der hohen Bäume. Friede und Freude leuchtete auf allen Gesichtern. Der Veteran der Missionare (Thomas) sprach das angestimmte Lied vor: „Jesus Christus herrscht als König.“ Dann sprach der Oberrichter Tevita Ahome ein ergreifendes Eingangsgebet, das ein tausendstimmiges Amen beschloß. Dann hielt einer der Missionare die Predigt, an die sich manche Ansprachen von Eingebornen angeschlossen, — unter denen einer auch nach 1 Kor. 8, 9 vor dem Mißbrauch der Freiheit warnte. Dieser Tag bezeichnet die Befestigung der letzten Reste der aus der heidnischen Zeit stammenden Tyrannei auf Tonga. Das christliche Reich hat seitdem eine gedeihliche Entwicklung in Frieden und Ruhe gehabt.

Freilich sollte es dabei ja nicht fehlen, daß auch hier und da eine Erhebung sich einmischte. Besonders kamen solche von römischer Seite. Dem Priester Salinon, der in Bea die Rebellion geschürt hatte, und der an Kapitän Belland keinen Rückhalt hatte finden können, war es

¹⁾ An Georgs Tafel war alles nach europäischer Sitte eingerichtet: silberne Teller und Gabeln, Champagner- und Riqueurgläser u. s. w. fehlten nicht. — Oft war es spasshaft anzusehen, wie die Häuptlinge, die kurz vorher noch mit freien Gliedern in der leichtesten Landestracht sich ergingen, dann wieder in schwarzem Anzug mit weißer Binde auf den prachtvollen Stühlen in seinem Saale saßen. Für die weniger vornehmen Besucher begann schon 6 Uhr morgens im Fremdenhaus die Verteilung von Fleisch, Hams u. s. w. Es sollen dabei 150 000 Hamswürsten und 9000 Schweine außer vielen andern Nahrungsmitteln verbraucht worden sein.

schließlich doch wirten. Es e den König zu sollte er sich Rechte mit den Glaubens will umsonst. Der die Inseln vo Forderungen g baut werden a ertrögt, daß ei befördert wurd Christ und ha wir liegen, so kommen, nehme lange darauf l welche uns zu Glauben festha Seelen das ewi

Trotz aller nicht gelungen, im Jahre 185 andern Angaben später aber ble „Es ist eben se zu belehren, a übrigen in nei Strohmann der Gerechtigkeit wi sinnungen gegen Maofanga, w Hihifo. Auße Wawau mit ei keine ernstliche der katholischen Argernisse imm strengen Sonnt

In den b Beziehung sehr Kolonien. Kön Bauart, und die Jahr gehoben, europäische Unte hier, bei der Abn Doch hat sich b stand der Bevöl äußeren Lebens keine Kosten für

schließlich doch gelungen, schon 1855 Frankreichs Intervention zu erwirken. Es erschien ein Kriegsschiff, welches in bedrohlicher Haltung den König zu einem Freundschaftsvertrage aufforderte. In demselben sollte er sich verpflichten, den Katholiken in seinem Reiche die gleichen Rechte mit den Protestanten einzuräumen; auch die angeblich um ihres Glaubens willen Verbannten zurückrufen. Alle Entgegnungen waren umsonst. Der König mußte unterschreiben. Wiederholt wurden dann die Inseln von französischen Schiffen besucht und allerlei empörende Forderungen gestellt. Den Priestern mußten Häuser und Kapellen gebaut werden an Punkten, wo sie keine Bekehrten hatten, ja es wurde ertrotzt, daß ein Katholik ohne alle Veranlassung in ein höheres Amt befördert wurde. Der König trug alle diese Demütigungen als ein Christ und hat u. a. gesagt: „Wir sind ein ohnmächtiges Volk, und wir liegen, so zu sagen, am Boden. Aber wenn mächtige Völker kommen, nehmen Besitz von uns und werfen uns nieder, wenn sie so lange darauf loschlagen, bis wir von der bösen Nation zerkniet sind, welche uns zu vernichten trachtet, so laßt uns nur immer an unfrem Glauben festhalten und Jesum Christum umfassen, damit so unsere Seelen das ewige Leben haben.“

Trotz aller äußeren Zwangsmaßregeln aber ist es den Katholiken nicht gelungen, große Scharen zu sammeln. Wohl gaben sie schon im Jahre 1858 ihre Mitglieder auf 2000 an, obwohl sie es nach andern Angaben höchstens auf 1200 gebracht hatten. Zwanzig Jahre später aber bleiben ihre Angaben noch immer bei den 2000 stehen. „Es ist eben schwerer“, bemerkt einer ihrer Missionare, „Irrgläubige zu bekehren, als Heiden.“ Die katholischen Missionsberichte lassen übrigens in neuerer Zeit dem Könige, den sie früher immer als einen Strohmann der methodistischen Missionare darzustellen versuchten, mehr Gerechtigkeit widerfahren und bezeugen, daß er keine feindseligen Gesinnungen gegen die Katholiken hege. — Ihre Hauptstationen sind in Maofanga, wo kürzlich eine prächtige Kirche gebaut wurde, Mua und Sihifo. Außerdem wird in neuester Zeit nur noch eine Station auf Wawau mit einer Gemeinde von 200 Seelen erwähnt. Ist jetzt auch keine ernstliche Gefahr für die evangelische Kirche auf Tonga von Seiten der katholischen Mission zu befürchten, so kommen doch allerlei kleine Argernisse immer wieder vor — namentlich durch die Verhöhnung der strengen Sonntagsfeier seitens der Katholiken u. dergl.

In den beiden letzten Jahrzehnten hat sich Tonga in äußerer Beziehung sehr gehoben durch den regen Handel mit den australischen Kolonien. König Georg besitzt selbst mehrere gute Schiffe europäischer Bauart, und die Ausfuhr, hauptsächlich von Kopra, hat sich von Jahr zu Jahr gehoben, obgleich hier nicht, wie auf Samoa, Plantagenbau durch europäische Unternehmer eingeführt worden ist. Für solche Zwecke ist hier, bei der Abneigung der Inselaner gegen bezahlte Arbeit, kein Raum. Doch hat sich die Zahl der Kokospalmen stetig vermehrt. Der Wohlstand der Bevölkerung ist gewachsen und damit der Komfort in der äußeren Lebenseinrichtung. Die Mission hat schon seit langer Zeit keine Kosten für dieses Gebiet aufzuwenden gehabt, außer den Gehältern

der wenigen jetzt noch auf den Inseln thätigen Missionare.¹⁾ Die Gemeinden bringen nicht nur sämtliche Kosten der regelmäßigen kirchlichen Bedürfnisse auf, sondern steuern reichlich zu einem Fonds für innere Mission, sowie für die äußere. Die letzteren Beiträge beliefen sich im Jahre 1876 auf mehr als 93 000 Mark, während auch die ersteren bald 80 000 Mark erreichten. Diese Zahlen bilden ein beschämendes Beispiel für die ganze übrige Christenheit. Dazu liefert, wie wir sogleich sehen werden, Tonga nicht bloß Geldmittel, sondern auch Arbeiter zur weiteren Verbreitung des Evangeliums. Die kirchlichen Verhältnisse des Landes sind ganz selbstständig geordnet. Die Tongainseln bilden einen besonderen Distrikt der austral-asiatischen Konferenz der wesleyanischen Methodisten, dessen Angelegenheiten durch die Distriktsversammlung unter Vorsitz eines der Missionare geordnet werden. Der Distrikt ist nach den drei Gruppen in drei Kreise geteilt (Circuits), in denen ähnliche Versammlungen die kirchlichen Verhältnisse überwachern. Mit Ausnahme der Katholiken halten sich alle Tonganer zu der Methodistenkirche. Die engere Gemeinde der Abendmahlsengenossen zählte (1878) 8325. Freilich wird dann und wann über geistliche Mattigkeit geklagt. Es kommen aber immer wieder jene bereits erwähnten Zeiten der Revival, in denen das geistliche Leben neuen Aufschwung nimmt, und wobei dann immer wieder größere Scharen sich der engeren Gemeinde anschließen, wie z. B. im Jahre 1876 nicht weniger als 800 und darunter manche Katholiken; ja die ganze Bevölkerung eines katholischen Dorfes trat damals über. Diese Erweckung wurde veranlaßt durch die Feier des 50jährigen Jubiläums dieser Mission, das am 28. Juni überall auf den Inseln feierlichst begangen wurde; zugleich feierte der alte Missionar Thomas sein 50jähriges Dienstjubiläum. Welch einen Unterschied bot bei dieser Veranlassung der Rückblick auf das verflossene halbe Jahrhundert dar! Auf diesen Zeitraum war dort die Entwicklung eines christlich kultivierten Volkes zusammengebrängt, die wir bei andern über einen Zeitraum von 500 Jahren und mehr verteilt sehen.

Bald darauf trat auch Deutschland in Beziehungen zu dem jungen christlichen Inselreiche. Auch der deutsche Handel hatte auf den Tongainseln immer mehr Ausdehnung gewonnen. Das Haus Godeffroi hatte dort seine Agenten, auch sonst hatten sich deutsche Kaufleute in Nukualofa namentlich niedergelassen. Um die Interessen dieser seiner Angehörigen wahrzunehmen, schloß das Deutsche Reich einen Freundschaftsvertrag mit Tonga ab, in dem ihm für seine Angehörigen die Rechte der meistbegünstigten Nation zuerkannt wurden. Auch erwarb es an dem besten Hafen des Archipels, dem von Neifou, ein Grundstück zur Anlegung einer Kohlenstation für seine Schiffe, wie dies bisher noch keine andere Nation erlangt hatte. Durch diese Fort-

¹⁾ Es ist nur je ein Missionar für jede der drei Gruppen angestellt, sowie ein Leiter des Seminars, das in neuester Zeit zu Ehren des Königs den Namen Eudou-Kolleg führt. Dasselbe ist neu organisiert und zählte 1871 in fünf Klassen 93 Studenten, die nebenher durch Landbau ihren Unterhalt erwerben.

Schritte des deutschen Politikers auf andere englische der Methodisten ließ. Missionar als Präsident hatte, war bel machte kein Geb der Reihe der d darin einen Sch durch England, Er wünschte de Weiterentwicklung Dazu kam die päpstlicher Ansehnle zugezogen hatte. besser zu schätzen Australien hinü die in gar nicht Deputation gefü daß Baker ein verrät gegen die er sich gegen alle obgleich der alte warf — es half Aufs tiefste beslo angestrebten Eurnahm er Abschieden auf Tong wird mit dafür Arbeitsfeld wünf als ein unabhän

Wir haben Nationen der nannten Inseln Tonga gehören ist die Bevölkeru tonganischer Pre lande regelmä ß Mission bei.

¹⁾ Selbst der Seite wurden sogar Ein Mann von die einen Artikel mit das Wert der Miss

Schritte des deutschen Einflusses auf den Tongainseln wurden die englischen Politiker sehr erbittert, und leider pflanzte sich die Erbitterung auf andere englische Kreise fort, so daß die austral-asiatische Konferenz der Methodisten selbst zu einem bedauerlichen Schritte sich verleitete ließ. Missionar Shirley Waldemar Baker, der mit hingebendem Eifer als Präsident der Distriktskonferenz seit 1870 auf den Inseln gearbeitet hatte, war bei dem Abschluß als Dolmetscher behilflich gewesen und machte kein Hehl daraus, wie er sich freute, durch denselben Tonga in der Reihe der christlichen Kulturstaaten anerkannt zu sehen. Er erblickte darin einen Schutz gegen das nicht fernliegende Los einer Annexion durch England, wie ein solches erst kürzlich die Mikrotinseln gehabt hatten. Er wünschte dem Volke von Tonga seine selbständige unabhängige Weiterentwicklung gesichert. Deswegen nun wurde er verdächtigt. Dazu kam die Feindschaft, die er sich bei einer gewissen Klasse europäischer Ansiedler durch seinen moralischen Einfluß auf die Eingebornen zugezogen hatte.¹⁾ Andere gebildete Europäer freilich wußten den Mann besser zu schätzen. Doch es drangen immer mehr Verleumdungen nach Australien hinüber, und schließlich kam es zur Disziplinaruntersuchung, die in gar nicht sehr brüderlicher Weise von einer besonders gesandten Deputation geführt wurde. Der erste Punkt der Anklage war sogleich, daß Baker ein geheimer deutscher Agent sei. Es wurde ihm Hochverrat gegen die englische Regierung u. s. w. zur Last gelegt. Obwohl er sich gegen alle diese Anklagen mit vielen Zeugen rechtfertigen konnte, obgleich der alte König seinen ganzen Einfluß für ihn in die Waage warf — es half alles nichts, er wurde zur Strafverurteilung. Auf's tiefste beklagt vom Könige und Volke, sowie von einer Reihe der angesehnen Europäer, die eine herzliche Adresse an ihn richteten, nahm er Abschied. — England aber großt umsonst, daß seinen Absichten auf Tonga ein Niegel vorgehoben ist. Das deutsche Reich wird mit dafür sorgen helfen, daß was Rev. S. W. Baker für sein Arbeitsfeld wünschte und erstrebte, ihm gewährt bleibt: die Entwicklung als ein unabhängiges christliches Reich.

Wir haben nur noch einige kurze Bemerkungen über die Außenstationen der Tongamission hinzuzufügen. Es sind dies die schon genannten Inseln Niuafoou und Niua-tobutabu, die jetzt zum Reiche Tonga gehören und durch Gouverneure verwaltet werden. Auf beiden ist die Bevölkerung längst völlig christianisirt und steht unter Leitung tonganischer Prediger. Das Missionschiff besucht diese entlegenen Eilande regelmäßig, und auch die dortigen Gemeinden tragen reichlich zur Mission bei. Auf Uea (Wallis-J.) ist nach jenem mißglückten Unter-

¹⁾ Selbst der englische Konsul war einer seiner bittersten Gegner. Von dieser Seite wurden sogar die alten heidnischen nächtlichen Tänze wieder angeregt u. s. w. Ein Mann von dieser Sorte veröffentlichte damals in der „Gartenlaube“ anonym einen Artikel mit den größten Verleumdungen gegen den Missionar, die dann auf das Werk der Mission überhaupt ausgebeugt wurden.

nehmen des Königs Gogo noch einmal der Versuch gemacht worden, von Niuatobutabu aus das Evangelium einzuführen (1837) und wirklich gelang es diesmal ein paar Häuptlinge zu gewinnen, in deren Distrikten sich eine größere Schar bekehrte. Der König der Insel aber war schon durch einen katholischen Priester gewonnen worden. Es kam nun zu traurigen Kämpfen zwischen der evangelischen und katholischen Partei, bei welcher die letztere den Sieg behielt. Nach längerer Bedrückung wanderten die Evangelischen nach Bawau aus, und Uea war bald ganz in den Händen der katholischen Missionare. Unter ihrer Leitung wurde daraus „ein kleiner Ruferstaat, in welchem ein bürgerliches Geseßbuch nicht nötig ist, da die obwaltenden Differenzen durch den Schiedsrichterspruch der Missionare beigelegt werden und Verbrechen gar nicht vorkommen.“ Einer der Missionare, Bataillon, wurde zum Bischof geweiht und Uea der Mittelpunkt des Bistums von Central-Ozeanien. Die nach Bawau ausgewanderten Evangelischen sind später zum Teil in ihre Heimat zurückgekehrt. Es wurde ihnen ein tongascher Prediger zugesandt. Weiterhin finden wir das Häuflein wieder jahrelang verwaist; nach dem Berichte von 1875 aber befand sich damals wieder ein evangelischer Lehrer auf Uea. Die weiter südwestlich gelegene Insel Futuna ist ganz katholisch.

Von den auf Tonga ausgebildeten Lehrern sind viele in den Dienst der Mission auf den Witiinseln getreten. Auch die neuere Mission der Methodisten auf Neuirland und Neubritannia arbeitet mit tongaschen Kräften.

B. Neuseeland.

1. Land und Rente.

Neuseeland ist für unsern Erdteil ein Antipodenland, und zwar das einzige. Auf unsre Hemisphäre übertragen, fällt seine Lage größtentheils mit Spanien zusammen. Schon diese Lage in dem wärmeren Teile der gemäßigten Zone läßt auf günstige Verhältnisse schließen. Dieselben werden erhöht durch die Stellung zwischen Amerika und Australien, welche dem Insellande eine ähnliche und noch höhere Wichtigkeit verleiht, als dies mit dem Hawaillarchipel zwischen Amerika und Ostasien der Fall ist. Dazu kommt die außerordentlich günstige, physische Beschaffenheit, durch die dasselbe besonders berufen erscheint, ein Schauplatz höherer Kulturentwicklung zu werden. Daher sehen wir Neuseeland schnell dem Ziele einer einflußreichen Weltstellung zustreben, wenn auch der Vergleich, der es „ein zweites Großbritannien“ nennt, vor der Hand doch etwas zu weit greift. Die philosophische Geschichtsbeurteilung mag es als eine Notwendigkeit erklären, daß solch ein Gebiet in den Händen der Europäer seine Entwicklung finde. Dennoch wird es der Menschenfreund beklagen, daß dieselbe mit dem Untergang der

Eingebornen näher kennen, Abel Tasman forschte wurde. Leute Dieffenb

Neuseeland beinahe 5000 (Stewart-I.), grund tritt ge um ein Fünftel Benennungen jetzt den gemein angenommen.

Das ganz der Ostküste ei wie die Ufer t welche die be Weniger geglie nehmlich auf b Höfen an den Sanddünen; b auf einige tief insel ist an de buchtungen, n Klippen gefüllt

In geolo betrachteten In schiedenartige T Teile der Nor herrschen übera Westen, wahren zeigen sie die i Schiefer vor u sich nur unterg heigen diese lichen Alpen“ von 4000 Met Höhe. Der gr aus vulkanische kleinere Ketten

Da uns d wir sie etwas wordenen Geger

¹⁾ Es ist dem schwinden der Ein

²⁾ Dieffenbach Diese wie die ja Reimiche, 1, S. 2

(Eingebornen erkaufte wird.¹⁾ — Doch lernen wir zunächst das Land näher kennen, nur noch zuvor bemerkend, daß es zuerst 1642 von Abel Tasman besucht und von Cook 1769 zuerst des näheren erforscht wurde. Unter den neueren Erforschungen sind die unserer Landsleute Dieffenbach und Hochstetter zu erwähnen.²⁾

Neuseeland umfaßt drei Hauptinseln mit einem Flächeninhalt von beinahe 5000 Quadratmeilen, von denen die südlichste, Raturua (Stewart-I.), aber mit ihren 33 Quadratmeilen ganz in den Hintergrund tritt gegen die Mittelinsel Wahi Punamu und die etwa um ein Fünftel kleinere Nordinsel Ika-a-Maui. Diese gesonderten Benennungen verschwinden übrigens, und auch die Eingebornen haben jetzt den gemeinsamen Namen in der Form Niu-tireni (New Zealand) angenommen.

Das ganze Land ist hoch und gebirgig. Die Nordinsel hat an der Ostküste eine Reihe tiefer mit Inseln besetzter Baien, welche ebenso wie die Ufer der Cooksstraße eine Menge von guten Häfen enthalten, welche die bedeutende Entwicklungsfähigkeit des Landes begründen. Weniger gegliedert ist die Ostküste der Mittelinsel, deren Häfen sich vornehmlich auf die Bankschalbinsel beschränken. Noch mehr fehlen gute Häfen an den Westküsten. Die Nordinsel zeigt hier meist mächtige Sandbänke; die vorhandenen Buchten sind flache Ästuarien, die, bis auf einige tiefere Kanäle, bei der Ebbe trocken liegen. Die Mittelinsel ist an der Westküste bergiger, doch größtenteils ohne viel Einbuchtungen, nur der südlichste Teil ist voll der großartigen mit Klippen gefüllten Sunde.

In geologischer Beziehung weicht Neuseeland von den bisher betrachteten Inseln vollständig ab. Es sondert sich jedoch in zwei verschiedenartige Teile, deren einer die Mittelinsel samt dem südöstlichsten Teile der Nordinsel umfaßt, bis zur Kaimanawakette. In diesem herrschen überall langgestreckte Bergketten vor mit schroffem Abfall nach Westen, während sie sich nach Osten allmählicher herabsinken. Hier zeigen sie die jüngeren sedimentären Formationen; dort aber walten Schiefer vor und die flurische Formation. Vulkanisches Gestein findet sich nur untergeordnet und in geringem Umfang. Im Süden steigen diese Berge in außerordentlicher Großartigkeit als die „südlichen Alpen“ mit Gletschern und Schneefeldern bis zu einer Höhe von 4000 Meter auf, auf der Nordinsel erreichen sie kaum die halbe Höhe. Der größere Teil der letzteren Insel besteht weit überwiegend aus vulkanischem Gestein. Das Land bildet Hochebenen, über die sich kleinere Ketten und noch mehr isolierte konische Gipfel erheben.

Da uns die Nordinsel vor allem interessieren wird, so betrachten wir sie etwas genauer, indem wir die für die Mission wichtig gewordenen Gegenden besonders hervorheben. Der langgestreckte nord-

¹⁾ Es ist bemerkenswert, wie grade auf Neuseeland und auf Hawaii das Einschwinden der Eingebornen im größten Maße stattfindet.

²⁾ Dieffenbach, Travels in New Zealand, 1843. Hochstetter, Neuseeland, 1863. Diese wie die zahlreichen übrigen Quellen sind aufs beste benutzt worden von Meinke, I, S. 247 ff., dem ich hauptsächlich im weiteren folge.

westlichste Teil mit vielgestühter Ostküste bis zum Sauratigolfs würde eine Insel für sich bilden, wenn er nicht durch den schmalen Isthmus von Kulland mit dem kompakteren Hauptteile der Insel verbunden wäre. Der wichtigste Teil dieses ganzen Gebiets ist die Inselbai mit ihren vortrefflichen Häfen, die bis zur Gründung von Kulland den Mittelpunkt für den Verkehr der Europäer bildete. Sie ist 3 Meilen breit, 4—5 tief und wird durch mehrere vorspringende Halbinseln gegliedert. An einer solchen liegt im südlichen Teile der Bai der Hafen von Kororarela, während im Norden der von Trepuna sichere Ankerplätze bietet. Vom Strande erhebt sich das Land bald zu bewaldeten Bergen, auf denen früher die stolze Kaurifichte¹⁾ sich reichlich fand, mit ihrem glatten Stamm von etwa 30 Meter, über dem sich die Krone auch noch 25 Meter erhebt. Wegen ihres brauchbaren Holzes und des zu Lack verwendeten Harzes ist unter diesen schönen Bäumen von habgierigen Händlern leider große Verwüstung angerichtet worden.²⁾ Noch immer aber erregen die Wälder in ihrer Eigenartigkeit, gemischt aus verschiedenen immergrünen Baumarten, die Bewunderung der Beobachter. Das Bergland wird von den Flüssen Keriteri und Waitangi durchzogen, die beide vor ihren Mündungen schöne Fälle bilden. Der letztere führt nach der etwa 4 Meilen entfernten Ebene von Waimate hinauf, deren Fruchtbarkeit in früheren Zeiten überschätzt wurde. Sie enthält viel Spuren vulkanischer Thätigkeit, viele kleine Krater mit Krateröffnung, auch den 620 Meter hohen, alten Vulkan Putenui, sowie der 2 Meilen lange und 1 Meile breite Rauwere See ein alter Krater zu sein scheint. Nicht fern von beiden liegt die Missionsstation Waimate. Überhaupt besteht das ganze Innere hier aus hügeligen von Flußthälern und tiefen Schluchten durchschnittenen Hochebenen, weit und breit mit Farnen bedeckt.

Diese eigentümliche, für Neuseeland so charakteristische Farnhügellandschaft wirkt durchaus unmalerisch. Überall weiche, wellenförmige Contouren und ebenso weiche, unbestimmte Schatten; nirgends eine kräftige Linie, nirgends eine markirte dunklere Tiefe, alles bläulich olivengrün — höchstens hier oder da eine abgebrannte schwarze Stelle. Darüber hinjagende Nebelmassen machen das Bild vollends melancholes.³⁾

Nach Osten zu senkt sich die Waimateebene nach der Hokiangabai herab, deren vielfachen Armen ebensovieler Flußthäler entsprechen. Die Bai selbst ist ein breiter flachhähnlicher Sund, der tief ins Land schneidet

¹⁾ *Dammara australis*, Yellow Pine der Kolonisten, gehört zu den Koniferen. Die Zapfen sind etwas kleiner als Tannenzapfen. Die schwarzgrünen mächtigen Kronen haben bis zu hundertjährigem Alter die Form unserer Fichte (Kottanne), die Älteren verbreitern sich in der Weise der Pinien. Der Kauribaum, welcher der nördlichen Hälfte der Nordinsel eigentümlich ist, tritt nicht in geschlossenen Wäldern auf, sondern in einzelnen Gruppen (olumpa), die dem Walde einen besonders ernsten, majestätischen Charakter verleihen.

²⁾ Der nördlicher gelegene flache Isthmus, welcher zu dem äußersten Hügelrücken der Insel führt, ist auf eine Fläche von 10—15 Quadratmeilen vollständig entwaldet und sein schöner Boden durch die hierauf eingetretene Versandung wertlos geworden.

³⁾ Vgl. M. Buchner, a. a. D., S. 111.

und dessen G. Mit der Flut hatten namen. leit. Der n. erstreckt sich g. Berg dieses g. an einzelnen demselben liegt Manganu, ei der Insel gep. Station Raita

Südlich d. bänen, die sic folgen ein pa. zur Mündung Hokiang, nur ausdehnt und Armen hat, de des Sundes, g. erschwert wird. schäften¹⁾ umg. dem einst die. die Ostküste m. Felsen umgeben. Station lag.

Hiermit h. lichsten Teile. wähnten Isth. Arme des 14. andrerseits von. lichste Verzwei. Ufern von m. mehrere größer. toto), als eine. seinem Südufer.

Die Stadt, gebaut und hat ei. lich ein reges Leb. dunkeln Lavamat. der palastähnliche wohlgepflegten R. und derjenige de. Spagen, Rehe, um dem ursprün. liegen viele eleg. der verschiedenen

¹⁾ In densel. gibt noch Bäume.

und dessen Eingang vom Meere durch eine Sandbarre getrennt ist. Mit der Flut ist die letztere jedoch zu passiren, und die Häfen der Bai hatten namentlich in der Blüthezeit des Holzhandels eine große Wichtigkeit. Der nördlichste Arm der Bai oder das entsprechende Flußthal erstreckt sich gegen den 650 Meter hohen Maungataniwa, den höchsten Berg dieses ganzen Gebiets, der von dichten hochstämmigen Wäldern, an einzelnen Stellen von Rohrsümpfen umgeben ist. Westlich von demselben liegt, durchströmt von dem nach Norden gehenden Flüsschen Rangaunu, ein sehr fruchtbarer Landstrich, der als der ergiebigste Theil der Insel gepriesen wird. Der Mittelpunkt desselben ist die Missionsstation Raitaia.

Südlich von der Hokiangabai zeigt die Küste auf weiße Sandbänke, die sich fast ununterbrochen 10 Meilen weit hinziehen; dann folgen ein paar Meilen flachen, sandigen oder sumpfigen Strandes bis zur Mündung des Katpara. Es ist dies ein ähnlicher Sund wie Hokiang, nur viel größer, der sich parallel mit der Küste auf 11 Meilen ausdehnt und eine ganze Anzahl trefflicher Häfen in seinen verzweigten Armen hat, deren Benutzung jedoch durch die Sandbänke am Eingange des Sundes, zwischen denen sich nur enge gewundene Kanäle finden, erschwert wird. Im Norden ergießt sich in dies von fruchtbaren Landschaften¹⁾ umgebene große Becken der nicht unbedeutende Waitroafluß, an dem einst die Missionsstation gleichen Namens lag. Vor derselben ist die Ostküste mit ihrem tief in das Land bringenden und von malerischen Felsen umgebene Wangarei-(Wangairi)Bai, an der auch einst eine Station lag.

Hiermit hätten wir alle für uns wichtigen Punkte auf dem nördlichsten Theile der Insel berührt und kommen nun an den schon erwähnten Fihimus von Auland. Derselbe wird einerseits von einem Arme des 14 Meilen langen, im Osten gelegenen Hauratigolles, andrerseits von einem solchen der Manukaubai gebildet. Die westlichste Verzweigung des ersteren, mit seinen malerischen fruchtbaren Ufern von mäßiger Höhe, ist die Waitematabai, die, geschützt durch mehrere größere Inseln (darunter der schöne vulkanische Regal Rangitoto), als einer der schönsten Häfen der Welt gepriesen wird. An seinem Südufer liegt die Hauptstadt der Nordinsel: Auland.

Die Stadt, welche 1875 schon 21 000 Einwohner zählte, ist auf sieben Hügel gebaut und hat ein großstädtisches Ansehen. In der Queensstreet entfaltet sich namentlich ein reges Leben, wie in einer europäischen Handelsstadt. Die Steinhäuser von dunkelm Lavamaterial geben ihr ein düsteres Ansehen. Über derselben erhebt sich der palastähnliche Bau des Hospitals der Provinz mit einem schönen Park, mit wohlgepflegten Rasenstücken, an den sich der botanische, der zoologische Garten und derjenige der Akklimatisationsgesellschaft anschließt. In dem letzteren werden Späßen, Rehe, Hasen, Bienen und Hummeln (wegen des Kleebaues) gezüchtet, um dem ursprünglich so tierarmen Lande aufzuhelfen. An der Ostseite der Stadt liegen viele elegante Villen mit wohlgepflegten Gärten. — Kirchen und Kapellen der verschiedenen Denominationen überragen die Häuser.

¹⁾ In denselben finden sich auch jetzt noch Gruppen alter Kaurischichten. Es gibt noch Bäume von 12–14 Meter Umfang, die 7–800 Jahre alt sein mögen.

Der von beiden Seiten vielfach eingebuchtete Fjhmus, der hauptsächlich eine westöstliche Richtung hat, ist an einer Stelle nur einige tausend Fuß breit. Dort pflegten die Eingebornen ohne Mühe ihre Boote hinüber zu schaffen. Der Boden des Fjhmus ist im ganzen eben und von einzelnen Thälern durchschnitten, fruchtbar und bereits gut angebaut. Einst war er reichlich mit Laurisichten besetzt, die völlig verschwunden sind; überhaupt ist hier die neuseeländische Vegetation größtentheils von der europäischen verdrängt. Nur ein alter Libaum (*Cordylino australis*) an dem Wege von Auckland nach dem südlich am Manukauhafengelegenen Orehunga erinnert noch an die alte Zeit. Für den Geologen ist die Gegend besonders wegen der zahlreichen vulkanischen Spuren interessant. Da gibt es eine große Anzahl kleiner Kraterkegel, sämtlich erloschen, die mit ihren schwarzen Lavafelsen der Landschaft ein düsteres Gepräge geben. Auch die grünen Saatlöhler sind eingefast mit Cyclopienmauern aus Lavablöcken, und gewähren ein festungsartiges Ansehen. Von dem höchsten jener Kegel, dem sehr regelmäßigen Mount Eden (198 Meter), hat man ein prachtvolles Panorama. Man blickt nach Nordosten über den Haurakigolf mit seinen Inseln, „unter denen der Rangitoto gebieterisch hervortragt,“ und nach Südwesten über die weite Fläche der Manukaubai, die freilich bei der Ebbe auch viel trodene Schlickbänke zeigt, zwischen denen sich schmale Kanäle hinschlängeln, dennoch aber auch für größere Schiffe zugänglich ist und den besten Hafen der Westküste enthält.

Mannigfaltiger gestaltet als der bisher betrachtete Teil der Insel ist das südlich vom Haurakigolfe liegende Land, dessen Mitte von dem Hochlande eingenommen wird, auf dem noch immer die vulkanischen Kräfte auf verschiedene Weise in Thätigkeit sich befinden. Es liegt 500–600 Meter über dem Meere. An vielen Stellen ist es von Thälern und Schluchten durchschnitten, enthält auch den großen, 8 Meilen langen und 5 Meilen breiten Tauposen, der, von malerischen schroffen Trachytwänden eingefast, mit seinem Spiegel 381 Meter über dem Meere liegt. Am Süden des Sees bei Tarapa sind viele heiße Quellen, Dampfspalten und nicht weit davon einer der auf diesem Gebiete nicht seltenen Geiser. Dort fällt auch der von Süden kommende Tongarotrofluß in den See, der an dem 2800 Meter hohen Ruapahu entspringt, einem erloschenen Vulkan, dessen Gipfel mit ewigem Schnee bedeckt ist. Durch einen Sattel ist mit diesem der niedrigere Tongariro verbunden, der immer noch dampft und des Nachts mit Feuerfchein leuchtet. — Aus der nordöstlichen Ecke des Tauposees, wo die Ufer flacher werden, fließt der Waikato ab, der größte Fluß der Insel, der auf einige Meilen nördlich fließt, dann aber in einem tiefen von Felswänden eingeschlossenen Thale sich nach Nordwesten wendet. Ihm zur Rechten liegt der interessanteste Teil des Hochlandes, das vielbesuchte Seengebiet (Lakedistrikt), wo überall die vulkanische Thätigkeit auf mannigfaltige Weise zu Tage tritt. Wir nennen hier nur den Tarawerafee mit seinen malerischen Ufern und den Rotoruafee mit flacher sumpfiger Umgebung, mit Manukagebüsch, „aus dem es überall unheimlich brodelte, qualmt und dampft.“ Da gibt es Schlamm-

vulkan, Gelfe eines kleinen zeit stundenlang dort gegen ma Gegen N Rücken vullan herab. Das Vegetation sp drigen, strupp Hier ändert f bergen durchb allenthalben und mit den Wellen der nur einen Pa der gleichnam östlich folgt D

Nach No von zwischenli breite äußerst dem er den b schmaleres, st und viel Sün wendet er bei in sein durch für kleinere S die 25 Meilen Themse) und fließen, und f welche gewöhn des Waikato lie Gegend ist ba triebene Kultur

Im Südb von Tarana und dessen hü besitzt, um des Los der Eing Landes schon Küsten im br dasselbe eine einem nach d (Mount Egm Erde gibt, bis

1) In der

2) Leptos myrtenartiger

vulkane, Geiser, Solfataren u. s. w. In dem grünlich trüben Wasser eines kleinen Sees halten die Eingebornen sich in der kühleren Jahreszeit Stundenlang auf, um sich zu wärmen, während weiße Badegäste¹⁾ dort gegen mancherlei Leiden ihre Kur brauchen.

Gegen Norden fällt dieser Teil des Hochlandes in steilen felsigen Rücken vulkanischen Gesteins zu der Küste der weiten Plentybai herab. Das Hochland selbst bietet mit seiner eintönigen kümmerlichen Vegetation spärlicher, meist bald verdorrter Gräser, Farne und niedrigen, struppigen Manulagebüsches²⁾ kein anziehendes Landschaftsbild. Hier ändert sich die Scene. Von vielen kleinen vulkanischen Inselbergen durchbrochen steigt die blane Fläche zum Horizont empor, und allenthalben erscheinen Farmgehöfte mit Gainen importirter Pappeln und mit den Rechtecken von Getreidefeldern umgeben, in die braunen Wellen der Farmlandschaft hineingestreut.“ Die genannte Bai hat nur einen Hafen bei Tauranga. Östlich von da mündet bei Matetu der gleichnamige, aus dem Rotorua kommende Fluß. Noch weiter östlich folgt Opotiki, wo einst eine Missionsstation war.

Nach Nordwesten zu senkt das Hochland drei Gebirgszüge, die von zwischentliegenden Flussebenen getrennt werden. Die eine ist das breite äusserst fruchtbare Becken des Waikato, der bei Taupiri, nachdem er den bedeutenden Nebenfluß Waipa aufgenommen hat, in ein schmaleres, tiefer gelagertes Becken eintritt, das weniger fruchtbar ist und viel Sümpfe und Seen enthält. Seinen hier nördlichen Lauf wendet er bei Havelock scharf nach Westen und mündet bei Kohanga in sein durch eine Barre gesperrtes Aequarium, das jedoch bei der Flut für kleinere Schiffe zugänglich ist. Die zweite der erwähnten Ebenen, die 25 Meilen lang und 7—8 breit ist, wird von dem Waikato (Cook's Thems) und dem Waikato durchströmt, die beide schiffbar sind, parallel fließen, und sich in die breite südliche Bai des Hauratigolfs ergießen, welche gewöhnlich Firth of Thames genannt wird. An der Mündung des Waikato liegt Hauraki, in dessen Nähe Gold gegraben wird. Die Gegend ist dadurch besonders schnell und unvermittelt in eine übertriebene Kultur hineingebrängt worden.

Im Südwesten senkt sich das Hochland zu dem weiten Tieflande von Taranaki herab, das den westlichsten Teil der Insel einnimmt und dessen hügelige Oberfläche einen fruchtbaren, gut bewässerten Boden besitzt, um dessentwillen der traurige Krieg ausbrach, durch welchen das Los der Eingebornen entschieden worden ist. Jetzt ist dieser Teil des Landes schon ziemlich stark mit Kolonisten besetzt. Da wo es seine Küsten im breiten Bogen nach Westen zu vorschiebt, erhebt sich über dasselbe eine ganz isolirte Gebirgsmasse von basaltischer Lava. Aus einem nach drei Seiten sich verzweigenden Plateau steigt der Taranaki (Mount Egmont), einer der prächtigsten Kegelsberge, die es auf der Erde gibt, bis zur Höhe von 2522 Meter empor. Der Gipfel ist mit

¹⁾ In der Nähe ist ein komfortables Gasthaus errichtet.

²⁾ *Leptospermum scoparium*, von den Kolonisten Theebaum genannt, ein myrtentartiger Strauch.

ewigem Schnee bedeckt. Am nördlichen Fuße des Plateaus liegt der Hauptort dieses Gebietes, New Plymouth, der bereits eine viel größere Bedeutung erlangt haben würde, wenn er einen Hafen besäße. Die Stadt hat nur eine offene Rêbe, wie denn überhaupt die Küste ohne alle Einbuchtungen verläuft, auch da wo sie nach Norden streicht. Bis zur Mündung des Waikato hin finden sich nur die flachen, mit Schildbäumen erfüllten Buchten von Kawia und Aotea, sowie der etwas bessere Hafen von Waingarua, an dem der Ort Raglan angelegt ist. Im Hintergrunde dieser Küste erhebt sich der Gebirgszug, der sie von dem Waikato-Becken scheidet. Südlich von Kawia aber findet sich an der unzugänglichen Küstenstraße bis New Plymouth (16—17 Meilen) kaum ein bemerkenswerter Punkt außer der Mündung des Motauflusses, der den nördlichen Teil des Taranaki-Tieflandes durchfließt, dessen Hügel in seinem Quellgebiet in den oben erwähnten Gebirgszug und nach Osten zu in das centrale Hochland übergehen. In den Motau können Küstenfahrer einlaufen, obwohl auch seiner Mündung eine Barre vorgelagert ist. — Jenseits New Plymouth wendet sich die Küste in weitem Bogen um die Gebirgsgruppe des Mount Egmont, und nimmt dann eine ost-südöstliche Richtung an bis zur Mündung des Wanganui, von wo sie allmählich weiter nach Süden umbiegt. Sie besteht meist aus steilen, gelblichen Klippenwänden, die durch die Mündungen einiger kleinerer Flüsse, wie Waimate und Waitotara, unterbrochen werden.

Der Wanganui dagegen ist ein bedeutender Strom, der mit seinem viel gewundenen Laufe ein noch wenig erforschtes, mit dichten Wäldern bedecktes bergiges Gebiet durchfließt, das im Südosten des Tieflandes von Taranaki den Abfall des mittleren Hochlandes zur Cooksstraße hin bildet.

Bisher haben wir nur den größeren vulkanisch gebildeten Teil der Nordinsel betrachtet. Der andere ist, wie schon gesagt, von mehreren parallelen Bergketten eingenommen, welche die Fortsetzung von den Gebirgen der Mittellinsel bilden. An das Hochland schließt sich im Osten zunächst die Kaimanawakeite an, deren nördliche Fortsetzung die Tawaitikette bildet. Wir halten uns nicht damit auf, alle die übrigen Ketten, weiter nach Osten zu, die sämtlich von Nordnordost nach Süd-südwest streichen, zu nennen. Zwischen denselben fließen mehrere Flüsse der Cooksstraße zu, von denen wir den Rangitiki und den Manawatu erwähnen. Die Küste um ihre Mündungen ist ein flacher, sandiger Strand, an welchen sich ein dünenartiges Land mit Farnen bedeckt anschließt. Die Landschaft macht den Eindruck einer Heide; im Hintergrund zeigen sich die blauen Berge. Dunkle Büschel von *Phormium tenax* und die graziösen Rispen von *Arundo conspicua* ragen über der eintönigen Fläche hervor. Zwischen den Bergen im Innern aber ändert sich die Landschaft. Buchner beschreibt uns die Scenerie am oberen Manawatu folgendermaßen: Das helle Grün elegant geformter Farnbäume strahlt prangend aus den dunkleren Farben üppigen Unterholzes und majestätischer Baumriesen, an denen Schwarzerpflanzungen in bunter Mannigfaltigkeit sich hinanschlängen. Wunderbar leicht wachsen alle diese Laubmassen aus einander hervor,

von den über den Gebirgsflüssen sich die samkeit lagert durch das um geien oder zu

Südl., die Stadt Otago nach Süd-südwest der Mittellinsel der Südküste der Stadt Wellington bedeutungsvolle Amerika bildet

Die ganze Kap Kawakawa gradlinig nach weiteres Interesse Westen in das den Provinz, der Waitoaki nördlicher Richtung die Poverty Bay Waipatu wendet der schon erwähnt Hiermit hätten

„Das Klima subtropisches, geht. Das Regenzeit. Des es natürlich, das gleichmäßiges viele Feuchtigkeit gewöhnen. Unangenehm.“

Die Vegetation schiedenartige ein indisches und selbständigen Pflanzenarten Kryptogamen, machen. Krautartigen in den (Loara) haben unserer Erde nützlich, die Anpassung gibt die die von den A

von den überhängenden Zweigen unten, die ins Wasser des schäumenden Gebirgsstromes tauchen, bis hinauf zu den lustigen Höhen, in denen sich die Wipfel der Totarafrüchte wiegen. Tiefe Ruhe und Einsamkeit lagert über dem Ganzen, nur dann und wann unterbrochen durch das um so bestreblicher klingende seltsame Geschrei eines Papageien oder Tui. — — —

Südllich, mehrere Meilen von der Mündung des Manawatu, liegt die Stadt Otaki. Die Fläche streicht von dort noch 10 Meilen weiter nach Südwest und wendet dann plötzlich nach Ostnordost, da wo sie der Mittellinsel am nächsten kommt. Einige Meilen von dort liegt an der Südküste die trefflich geschützte Bai Port Nicholson, an welcher die Stadt Wellington angelegt ist, die bei ihrem guten Hafen eine bedeutungsvolle Station auf der Verkehrslinie zwischen Australien und Amerika bildet und die Hauptstadt der ganzen Kolonie geworden ist.

Die ganze südlliche Küste ist noch nicht 10 Meilen lang. Beim Kap Kawakawa (Walliser) wendet sie sich auf etwa 38 Meilen fast gradlinig nach Nordnordost und hat auf dieser Strecke für uns kein weiteres Interesse. Dann bringt die Hawkebay in weitem Bogen nach Westen in das Land. An derselben liegt die Hauptstadt der betreffenden Provinz, Napier. In den nördlichen Teil der Bai ergießt sich der Wairoafluß. Jenseits der Bai verläuft die felsige Küste in nördlicher Richtung. Von den Buchten derselben erwähnen wir nur die Povertybai mit der Stadt Turanga. Bei dem Ostkap der Insel Waiapu wendet sie sich nach Westen, bis sie beim Kap Runaway von der schon erwähnten Plentybai nach Südwesten gedrängt wird. — Hiermit hätten wir die ganze Nordinsel überblickt.

„Das Klima Neuseelands ist in seinen nördlichen Teilen ein subtropisches, das erst in den südlichen Teilen in ein gemäßigtes übergeht. Das Land hat daher größtenteils statt eines Winters eine Regenzeit. Bei seiner Lage im Ozean und seiner geringen Breite ist es natürlich, daß es durchweg ein ozeanisch-insulares, daher ein sehr gleichmäßiges und feuchtes ist. Europäer müssen sich dort erst an die viele Feuchtigkeit, häufige Temperaturwechsel und den vielen Wind gewöhnen. Allein das Klima ist doch in hohem Grade gesund und angenehm.“

Die Vegetation ist sehr eigentümlich. Es lassen sich drei verschiedenartige Elemente in derselben wohl erkennen: ein australisches, ein indisches und ein südamerikanisches; dieselben sind aber zu einem selbständigen Charakter verschmolzen. Die Zahl der neuseeländischen Pflanzenarten ist gering; auffallend das erstaunliche Übergewicht der Kryptogamen, welche fast drei Viertel aller vorkommenden Arten ausmachen. Krautartige Pflanzen treten gegen die Bäume und strauchartigen in den Hintergrund. Die großartigen Koniferen (Kauri und Hoara) haben wir schon erwähnt. Der Puriribaum steht an Härte unsrer Eiche nicht nach; das Holz des Rimu ist der höchsten Politur fähig, die Rinde anderer Bäume liefert Gerbstoff. Ein tropisches Gepräge gibt die Cordyline mit ihren seltsamen starren Büschelköpfen, die von den Kolonisten Kahlbaum genannt wird. Die wichtigsten ein-

heimischen Pflanzen Neuseelands aber sind die Farne und das *Phormium* oder neuseeländische Flachs. Von den ersteren kommen mehrere zierliche Baumfarne vor, die mit ihren feinen, zarten, hellgrünen Wedeln einen an die tropische Landschaft erinnernden Eindruck machen. Eine andre niedere Spezies bedeckt auf weite Strecken den Boden und ersetzt meistens die Grasflächen. Am wichtigsten aber war für die Eingebornen *Pteris esculenta*, deren Wurzel essbar ist. In gutem Boden wachsen die Blattwedel 10 Fuß hoch, dreijährige Pflanzen liefern die besten Wurzeln, über 1 Zoll dick und 9—10 Zoll lang, je tiefer im Boden, desto reicher. Im November werden sie ausgegraben, in Stücke geschnitten und in Schobern aufgeschichtet, sorgfältig geschützt gegen den Regen, doch so, daß der Luftzug frei durchspielt. Frische Wurzeln sind nicht gut, am besten sind sie ein Jahr nach dem Ausgraben. Im Wasser geweicht und in der Sonne getrocknet, werden sie dann geröstet oder gekocht gekostet, wobei man die ganze Wurzel kaut und die holzigen Fasern ausspuckt. Will man Mehl davon gewinnen — sie liefert 70 Prozent Stärkemehl — so wird die Wurzel auf einem Steine ausge schlagen. Vor Einführung des Getreides und der Kartoffel, die jetzt über ganz Neuseeland verbreitet ist, bildete sie die hauptsächlichste und fast einzige Nahrung der Eingebornen. Nicht zu deren Nutzen ist sie bereits von der Kartoffel fast verdrängt. Der neuseeländische Flachs (*phormium tenax*), der sich an allen feuchten Stellen im Überfluß findet, hat viel Ähnlichkeit mit der Schwertlilie, der seine Blätter an Größe und Gestalt gleichen, während der Stengel wider ist, die Blumen weniger ausgebreitet und von Farbe rot. Diese Staude findet eine mannigfache Anwendung; sie dient zur Bedachung der Hütten, wird zu Segeln, Netzen, Tadelwerk, Stricken, Körben u. verarbeitet, wird als Medizin gebraucht, aus der Blüte wird eine Art Honig bereitet, aus den Fasern werden die mannigfaltigsten Matten, Tücher und (auf der Mittelsinsel auch) Sandalen verfertigt, „die einen so rauh wie Strohmatte, andere mit den feinsten Kaschmirshawls an Zartheit wetteifernd“.

Hinsichtlich des Einflusses der Vegetation auf den landschaftlichen Charakter muß man die Wälder von den offenen, mit Farnen überzogenen Teilen unterscheiden. „Die hochstämmigen Wälder der Nordinsel haben von jeher das Staunen und die Bewunderung der Beobachter erregt. Sie bestehen aus sehr gemischten, doch fast nur immergrünen Bäumen, denen freilich die in der Flora Neuseelands überhaupt seltenen glänzenden Blüten größtenteils fehlen, die vielmehr ausgedehnte grüne Massen, aber von sehr fremdartigem Charakter zu bilden pflegen. Mit Parasiten, Schlingpflanzen und Farnen sind diese Wälder ganz durchwachsen und erhalten dadurch ein ganz tropisches Aussehen; allein sie sind auffallend finster und tot; alles Tierleben tritt gegen die Macht der Vegetation zurück.“ Neben den schon genannten Farnflächen sind auch weite Strecken des mannshohen Manutagebüsches (*Leptospermum*) zu erwähnen. In den Gegenden, wo die Kolonisation am meisten fortgeschritten ist, findet sich zum Teil die einheimische Vegetation durch europäische Pflanzen fast ganz verdrängt.

Die ursprünglichen Säugetiere, die Gänse und Kaimane sind durch die vollständig vertilgt worden. Die europäischen Gänse, Mäuse und Rinder, Schafe, Ziegen, Europäer eingeführt, 83 Arten, meistens Säugetiere, die Vögel, weshalb Papageien, Ziegen, Sumpf- und Wälder (Aptory australe) Aussterben nahe phantopus) ist häufig seine Rasse eine große Rolle.

Die Eingeborenen, das ist ein echtes polynesisches Volk. Ihre in der Wanderer zunächst Sprache mit der glaubwürdig kommen seien, Sawaki deuten, da mit jenem polynesischen Volk begann wahrlich Insel aus wurde besetzt, jedoch nur Insel wurden e kamen nur klein. Die verhältnis einzige Anhalter Einwanderung wanderer eine V wisses ausmachte.

Forster f

dem Anfang u

von 140—180

bachs Zeit 18

*) Einige G Gantfarbe aus D

Die ursprüngliche Tierwelt von Neuseeland war sehr arm an Säugetieren, da es nur zwei Arten von Fledermäusen, australische Hunde und Ratten gab. Reptile, die sich nur von Vegetabilien nährten, sind durch die mit den englischen Kolonisten ankommenden Ratten fast vollständig vertilgt und aufgefressen worden; die Hunde sind gleichfalls verschwunden und auch eine durch Kreuzung mit einheimischen und europäischen Hunden entstandene Rasse im Aussterben begriffen. Außer Mäusen und Ragen, letztere vielfach wieder verwildert, sind Schweine, Schafe, Rinder, Pferde, Esel und andere Haustiere erst durch die Europäer eingeführt worden. Von einheimischen Vögeln gibt es nur 83 Arten, meist mit wenig farbenreichem Gefieder, doch manche treffliche Sänger darunter, merkwürdigerweise aber keine insektenfressenden Vögel, weshalb man Sperlinge von Europa eingeführt hat. Außer Papageien, Tauben, Amfeln, Verrhen zc. gibt es namentlich viel Sumpf- und Wasservögel, auch Albatrosse und Fettgänse. Der Kiwi (*Apteryx australis*), dem Kasuar ähnlich, aber viel kleiner, ist dem Aussterben nahe. Der riesenhafte, 13 Fuß hohe Moa (*Diornis elephantopus*) ist bereits seit 200 Jahren ausgestorben. Man findet häufig seine Knochen, und in der Tradition der Eingebornen spielt er eine große Rolle.

Die Eingebornen Neuseelands, welche mit einem Worte ihrer Sprache, das jenen Begriff ausdrückt, Maori genannt werden, sind ein echtes polynesisches Volk, das in alten Zeiten hier eingewandert ist. Ihre in Liedern erhaltenen Traditionen sagen, daß die Einwanderer zunächst von Karotonga kamen und die Ähnlichkeit ihrer Sprache mit dem dortigen Dialekt machen diese Tradition historisch glaubwürdig. Was sie aber weiter sagen, daß sie von Hawaiki gekommen seien, läßt sich weder auf Hawaii noch auf die Samoainsel Sawai'i deuten, sondern gehört durchaus in das Bereich des Mythos, da mit jenem Worte das Totenreich bezeichnet wird, das bei verschiedenen polynesischen Völkern als Stammland genannt wird. Die Ansiedlung begann wahrscheinlich im Süden des Pazifiks; erst von der Nordinsel aus wurde in nicht allzufrüher Zeit die Mittelinsel und Südinsel besetzt, jedoch nur sehr schwach. Nur die nördlichsten Küsten der Mittelinsel wurden etwas stärker bevölkert; in die entfernteren Gegenden kamen nur kleine Scharen, von denen jetzt schwache Reste übrig sind. Die verhältnismäßig geringe Verbreitung nach dem Süden ist der einzige Anhaltspunkt für die Zeitbestimmung, und danach dürfte die Einwanderung nicht in allzufrüher Zeit verlegt werden. Ob die Einwanderer eine Urvölkerung antrafen¹⁾, darüber läßt sich nichts Gewisses ausmachen.

Forster schätzte die Zahl der Neuseeländer auf 100 000; aus dem Anfang unfres Jahrhunderts rühren die übertriebenen Angaben von 140—180 000 her. Die erste zuverlässige Schätzung zu Dieffenbachs Zeit 1840 ergab 114 000. Aber 1858 zählte man nur noch

¹⁾ Einige Gelehrte wollen die in einigen Gegenden vorkommende dunklere Hautfarbe aus Mischung mit schwarzer Urvölkerung erklären.

55 460, 1863 noch 49 155. Die folgenden Zählungen von 1868 und 1871 fielen deshalb so niedrig aus, weil Mischlinge und viele Maori, die sich zu den Weißen hielten, bei diesen mitgezählt wurden. So war in dem letztgenannten Jahre die Zahl sogar auf 37 502 gesunken. Der letzte Zensus aber, bei dem die Grenze der Nationalität schärfer gezogen wurde, ergab für die Nordinsel 43 538, für die südlichen Inseln (sehr zersplittert in kleine Häuflein) 1932. Man darf aus dieser höheren Zahl nicht auf eine in jüngster Zeit stattgefundene Vermehrung der eingebornen Bevölkerung schließen. Lernen wir die Maori zunächst in dem Zustande kennen, in dem sie die Mission antraf, und wie sie sich trotz aller europäischen Einflüsse zum Teil bis jetzt erhalten haben.¹⁾

In ihrem Charakter²⁾ tritt als besondere Eigentümlichkeit vor allem ihre Kriegslust und Streitsbarkeit hervor, worin sie alle übrigen Polynesier übertreffen, und wenn sie dabei allerdings nicht selten eine gewisse Ritterlichkeit zeigen, so ist doch andererseits die Art ihrer Kriegsführung so eng mit List und Verschlagenheit verknüpft, daß ihnen Verrat fast eine Tugend zu sein scheint und zugleich mit einer Wildheit, Roheit und Grausamkeit verbunden, die sie zumal bei ihrer Vorliebe für Anthropophagie den Europäern sehr oft fürchtbar und entsetzlich gemacht hat. Hiermit hängt die Rachsucht zusammen, die sie zu Greueln aller Art zu treiben vermag und das unselige, mit dem Worte „utu“ bezeichnete System, das in der berechtigten Forderung eines Erlasses für jedes Verbrechen, selbst wenn es einzelne ganz zufällig betroffen hat, besteht. Aber wenn sie nicht durch die Kriegslust aufgeregt werden, erscheinen sie freundlich und gefällig, heiter und froh. Es fehlt ihnen dabei keineswegs an einer gewissen Zartheit des Gefühls; und Erregbarkeit, Leidenschaftlichkeit und Reizbarkeit sind Eigenschaften, die sie in hohem Grade besitzen; Stolz, selbst Hochmut, Selbstgefühl und Selbstachtung empfinden sie in großem Maße. Wenn auch Beispiele von Diebstahl nicht selten erwähnt werden, so sind sie doch im ganzen viel ehrlicher als andre Polynesier. Erst in der neuesten Zeit hat der Einfluß der Europäer Habsucht und Gewinnsucht mehr geweckt und sie gegen ehrenhaftes Handeln gleichgiltiger gemacht. Auch an Fleiß und Ausdauer fehlt es ihnen nicht. Freilich arbeiten sie nur um gewisse Zwecke zu erreichen und lieben es, die übrige Zeit sich müßig dem Vergnügen hinzugeben. Ihre Talente und geistigen Fähigkeiten sind unbezweifelhaft groß; daß sie in hohem Grade bildungsfähig sind, wird allgemein anerkannt. Die Maori, welche jetzt in den gesetzgebenden Versammlungen der englischen Provinzen als Gesetzgeber sitzen, liefern den Beweis dafür. Überhaupt ist es ganz unleugbar, daß sie eins der edelsten unter den polynesischen Völkern und vor den übrigen geistig und selbst physisch entschieden bevorzugt sind. Man hat auch darauf hingewiesen, daß diese Vorzüge in einer gewissen Beziehung zu dem

¹⁾ Der neueste Zensus weist 4764 Heiden und 7715, deren Religion nicht bestimmt werden konnte. Unter letzterer Rubrik dürften manche Weiße eingegriffen sein.

²⁾ Meincke a. a. O., I, S. 313 ff.

Klima des Landes manchen von den Maori, haben sie die Schönheit merkt worden. sie auch an physischen Frauen dagegen auch kleiner als den Europäern, die keine dagegen wohl durch das und entsteht. Schattierungen. das Haar glatt rötlich. Die Maori kurz und etwas sind schwarz und Zungen- und Nasenknäuel häufig vor. Man noch nicht vorge-

Ihre Haut ist sehr essculenta, die sie in und dann aus der Europäern eingewöhnt sich gemeinlich haben zur Nahrung; ich müße. Die Körner nach sehr polynesisch, nachdem sie malen Speisen sehr viel, bewahren auf. Schweine Hunde waren bei sie in ihrem eigentlichen und anderes Unthones. Die einzige Mann Schweinefleisch. getischt und mit früher die Antikideten wurden dazu geschlachtet. heit ist unverkennbar mangelnder an-

¹⁾ Es ist ein an den zahlreichsten letzteren angefangen.

Klima des Landes stehen, das sie bewohnen. Von der Schwäche, welche manchen von den auf den tropischen Inseln lebenden Polynesiern eigen ist, haben sie allerdings wenig. Ihr Äußeres ist sehr vorteilhaft. Die Schönheit namentlich der Männer ist von allen Reisenden bemerkt worden. Sie sind stark, schlank und wohlgebaut, muskulös, wenn sie auch an physischer Kraft den Europäern nachzustehen scheinen; die Frauen dagegen, wenn auch nicht grade häßlich, doch weniger schön, auch kleiner als die Männer. Eigentümlich ist, daß im Vergleich mit den Europäern, Körper und Arme, besonders die Vorderarme, länger, die Beine dagegen kürzer sind. Auch haben sie in den Küstenländern, wohl durch das viele Sitzen in engen Booten, die Füße oft trumm und entstellt. Die Hautfarbe ist olivenbraun in sehr verschiedenen Schattierungen. Das Gesicht ist oft dem der Europäer ganz ähnlich, das Haar glatt und weich, oft gelockt, schwarz, auch wohl braun oder rötlich. Die Augen sind glänzend und durchbringend. Die Nase ist kurz und etwas breit, der Mund groß und etwas dick. — Ihre Sinne sind scharf und wohlgeübt. Von Krankheiten kommen bei ihnen Fieber, Lungen- und Unterleibsleiden, Rheumatismen und besonders Strofeln häufig vor. Masern haben oft großen Schaden gethan, Pocken sind noch nicht vorgekommen, und die meisten Maori sind bereits geimpft.

Ihre Hauptnahrung bestand früher in der Wurzel der *Pteris esculenta*, die sie leicht über dem Feuer rösteten, mit Steinen klopfen und dann auslauten. Jetzt ist diese größtentheils durch die von den Europäern eingeführten Kartoffeln verdrängt, wodurch die Strofeln sich gemehrt haben sollen. Früher dienten noch süße Pataten und Taro zur Nahrung; jetzt genießen sie auch die verschiedenen europäischen Gemüse. Die Körner des Mais essen sie, wie auch häufig die Kartoffeln, nach echt polynesischer Sitte und nicht ohne Nachteil für die Gesundheit, nachdem sie in Gährung überzugehen angefangen haben. Von animalen Speisen brauchten sie besonders Fische, Krebse und Muscheln sehr viel, bewahrten sie auch an der Sonne getrocknet oder geräuchert auf. Schweine (von den Europäern eingeführt) essen sie nur selten; Hunde waren besonders geschätzt, auch Vögel aller Art, deren mehrere sie in ihrem eigenen Fette aufbewahrten. Endlich wurden auch Raupen und anderes Ungeziefer gegessen, im Nothfalle sogar eine Art weichen Thones. Die Maori entwickeln oft einen erstaunlichen Appetit. Ein einziger Mann vertilgte z. B. einmal in 24 Stunden 60 Pfund Schweinefleisch. Die Speisen werden in kleinen flachen Körben aufgetischt und mit der Hand zum Munde geführt. — Ganz allgemein war früher die Anthropophagie. Nicht bloß die Leichen der im Kriege Gebliebenen wurden verzehrt, sondern auch Sklaven bei gewissen Festen eigens dazu geschlachtet. Die religiöse Bedeutung dieser schrecklichen Gewohnheit ist unverkennbar und damit die Erklärung ihrer Entstehung aus mangelnder animalischer Speise widerlegt¹⁾. — Von den Europäern

¹⁾ Es ist eine leere Hypothese, daß die Maori, nachdem sie Jahrhunderte lang an den zahlreichen Riesenobgeln, Moa, Fleischnahrung gehabt, nach Vertilgung der letzteren angefangen hätten Menschenfleisch zu essen.

haben sie den nun leidenschaftlich geliebten Tabak, sowie Kaffee, Thee und Zucker angenommen. Ihr Hauptgetränk war früher Wasser. Jetzt sind manche Brauntweinsäufer geworden; immerhin kann man nicht sagen, daß dies Saker bei ihnen allgemein sei. Die Kawa brauchten sie nicht; dagegen bereiteten sie ein Getränk aus der Frucht der *Coriaria sarmentosa*, dem wässrigen Honig der Blüten des *Phormium tenax* und den gebadenen und im Wasser gekochenen Wurzeln der *Cordyline*. Sie hatten auch die Gewohnheit Harz zu kauen. Die Speisen bereiteten sie in den bekannten Öfen; Fische, manchmal auch Fleisch, braten sie auf Stäbe gesteckt an offenem Feuer; jetzt aber werden meist europäische Kessel und eiserne Töpfe gebraucht. Im Salebisdrick dienen die heißen Quellen zum Kochen. Die Bereitung der Speisen war Sache der Frauen und Sklaven. Die Getränke genossen sie aus Kalbassen, ohne an die Rippen zu setzen.

Die Kleidung bestand ganz aus Matten aus den Fasern des *Phormium tenax*, die manchmal mit Hundsfellen gefüttert oder mit solchen oder Federn besetzt waren. Die Tracht war bei beiden Geschlechtern dieselbe. Die eine Matte wurde mit einem Gürtel um den Leib befestigt und reichte bis zum Knie, die andere längere diente als Mantel, von den Frauen auf der rechten, von den Männern auf der linken Schulter getragen. Dieser Mantel, Ageri, ist ziemlich wasserfest. Wenn der Maori in demselben nach seiner Art die Knie zum Kinn emporgezogen sitzt, so sieht er in einiger Entfernung fast wie ein großer Dienentorb aus. Jetzt haben sie vielfach anstatt ihrer Matten europäische Decken und zum großen Teil haben sie europäische Tracht angenommen. — Das lange Haar trugen Männer und Frauen in einem Knoten auf dem Wirbel zusammen gebunden; Mädchen und Kinder dagegen hatten es kurz geschnitten. Kopfbedeckung war nur selten; dagegen wurden allgemein Federn im Haar getragen, vor allem weiße, was besonders bei Festen und Kriegszügen geschah, wobei die Zahl der Federn den Rang andeutete. Den Sklaven war dieser Schmuck verboten. Die Frauen schmückten das Haar gewöhnlich mit Blumen oder grünen Blättern und trugen Kämme aus Holz oder Knochen darin. Außerdem salbten sich beide Geschlechter mit einem Gemisch aus Fischthran und Ocker. In den durchbohrten Ohrläppchen trugen sie allerlei Schmuckstücke, Federn, Haifischzähne, Muscheln u. s. w. Selten fand sich die Nasenwand durchbohrt, Hals- und Armbänder waren beliebt. Ein eigentümlicher Schmuckgegenstand waren kleine, aus Nephrit geschnittene Menschenbilder, die, sich von Geschlecht zu Geschlecht vererbend, einen hohen Wert hatten. Ganz allgemein war die Sitte, den Körper, besonders das Gesicht, zu bemalen und zwar gewöhnlich mit einem Gemisch von Haifischthran und Ocker. Frauen färbten auch namentlich die Lippen blau mit Eisenphosphat. Die ursprünglich den Standesunterschied anzeigende Tätowirung war zuletzt allgemein nur Körperschmuck geworden. Sie wurde sehr kunstreich ausgeführt. Bei Vornehmen war sie ausgedehnter als bei Gemeinen, am geringsten bei den Frauen, die meinst nur im Gesicht etwas davon hatten.

Die Maori leben in Dörfern zusammen, die sich oft über eine

ziemliche Strecken einander stehen, buchten, am Ufer. Familie hat ihr Jaun oder Sel einschließt, nur Entfernung von einem Bitterwe ausgefällt, wela menfällt, durch rundum gegen Ganze in der sich darstellt. Öffnung, durch der besten Häuser linge sind noch Höhe sonst lauz verschließbare einzulassen, sind ein kleiner offener Hier ist und h sein Lager auf, zu essen bekommen ist rot gemalt; unterstützt, der Gestalt einer befindet sich der Boden ist die b Farrenträutern Waffen und Talabasse und a rung von Federn wird auf dem so wird die Th Schilfrohr gesch bis der Schlaf in solchen Häusern neben ihrer benutzen, und die Einwohner besitzt Aufbewahrung Im Sommer, neeländer träge und schläft. D ein gut Teil de Landbau

¹⁾ Melinde, I

ziemliche Strecke Landes, worauf die Häuser ohne alle Ordnung durch einander stehen, ausbreiten und in der Regel an wohlgeschützten Meeresbuchten, am Ufer der Flüsse und rings um die Binnenseen liegen. Jede Familie hat ihre eigne Wohnung oder Hütte, umgeben von einem Zaun oder Gehege, das im Vergleich mit dem, welches das ganze Dorf einschließt, nur schwach ist. Die angebauten Felder liegen in geringer Entfernung vom Dorfe. Die Hütten bestehen aus etlichen Pfosten und einem Gitterwerk; die Fächer werden mit starkem Gras oder Schilf ausgefüllt, welches, so wie es durch das Trocknen mehr in sich zusammenfällt, durch neues, hinzugestopftes vermehrt wird, bis die Wandung rundum gegen Wind und Wetter gehörig dicht geworden ist, und das Ganze in der Gestalt eines länglichen, oben abgerundeten Heuhaufens sich darstellt. Als Eingang dient unten an der schmalen Seite eine Öffnung, durch welche eben ein Mann durchkriechen kann. Die Länge der besten Häuser beträgt 5 Meter, die Breite 3 Meter, die der Hüttenlunge sind noch etwas größer und etwa 6 Meter hoch, während die Höhe sonst kaum 2 Meter beträgt; eine kleine, durch einen Schublade verschließbare Öffnung dient hier und da, um Licht und frische Luft einzulassen, findet sich indes nicht überall. Vor jedem Hause aber ist ein kleiner offener und lichter Schuppen oder eine Vorhalle angebracht. Hier ist und hier schläft der Neuseeländer, hier schlägt selbst der Kranke sein Lager auf, denn innerhalb des Hauses würde er durchaus nichts zu essen bekommen. Alles Holzwerk der Hütte, auch die Dachsparren, ist rot gemalt; der oberste Firstballen aber wird von einem Pfosten unterstützt, der in der Mitte des Hauses steht, und dessen Fuß nach der Gestalt einer menschlichen Figur ausgeschnitzt ist. Unmittelbar davor befindet sich der Feuerherd, einige auf einander gelegte Steine. Der Boden ist die bloße Erde, obwohl meist mit Matten oder getrockneten Farrenkräutern bedeckt. Das Hausgerät ist sehr einfach; etliche Waffen und Löpfe, eine Art und ein Beil von Stein, eine Wasserkalabasse und allenfalls noch eine kleine geschnitzte Kiste zur Aufbewahrung von Federn und sonstigem Schmutz, das ist alles. „Im Winter wird auf dem Herd ein Feuer unterhalten. Ist es zu Asche abgebrannt, so wird die Thür und das einzige Fenster mit einer Art Jalousie von Schilfrohr geschlossen, und die Hausbewohner rauchen und schwagen, bis der Schlaf sie übernimmt. Hitze, Dampf und verderbte Luft ist in solchen Räumen oft unerträglich.“ Die Hüttenlunge haben gewöhnlich neben ihrer Hütte noch eine andere, die sie als Vorratsmagazin benutzen, und die meist besser gebaut ist, als das Wohnhaus; die übrigen Einwohner besitzen außerdem große gemeinschaftliche Vorrathshäuser zur Aufbewahrung von Lebensmitteln, Kriegsgerätschaften und Fischergerät. Im Sommer, wenn die leichte Feldarbeit vorüber ist, liegt der Neuseeländer träge und nichtsstuerisch herum, sonnt sich, schwagt, raucht und schläft. Die schwere Arbeit thun die Männer, während den Frauen ein gut Theil der übrigen Geschäfte zufällt.

Landbau¹⁾ trieben die Maori mit Eifer, daher auch alle jedes

¹⁾ Meinicke, I, 319.

Standes und Geschlechtes sich damit beschäftigten. Da sie die Düngung nicht kannten, wechselten sie die anzubauenden Äcker, die gern an Abhängen angelegt wurden. Das Land wurde von Steinen und Unkraut gereinigt und ordentliche Wege angelegt. Gewöhnlich wurden die Felder mit Rohrdünen umgeben. Die alten Ackergeräte, die erstaunlich roh waren (das hauptsächlichste war der Ro, ein spatenartiges Holz mit einem Querholz, um den Fuß darauf zu setzen) sind jetzt durch europäische Geräte ersetzt. In alten Zeiten zogen sie besonders süße Bataten, auch Taro, Yams und Kürbisse (zu Kalebassen), sowie den Papiermaulbeerbaum: alles Pflanzen, die sie erst mit der Einwanderung eingeführt haben. Jetzt überwiegt bei weitem der Kartoffelbau; die Kultur des Phormium verschwindet ganz. Sie und da werden auch Weizen, Mais und Gemüse kultiviert, sowie Tabak. Schweine werden jetzt überall gehalten; nur einzelne Maori treiben Rindviehzucht.

Nächst dem Landbau war Fischfang eine Hauptbeschäftigung der Maori. Sie waren darin erstaunlich geschickt und erfahren, und brachten vor allem Netze von verschiedener Form und Größe, darunter überaus große, welche die Bewohner eines Dorfes gemeinsam flochten und in großen Jügen (jederzeit unter Zeremonien wie Opfer u. s. w.) zusammen anwandten, dann Reinen, wie die Netze aus Phormium gemacht, Galen, (aus Holz, Muscheln, Knochen) Speere und an passenden Stellen Wehre. Ihre Boote waren sehr gut und geschickt gebaut und größtenteils geschmackvoll verziert.

Sie zerfielen in drei Klassen. Die kleineren waren aus gehölzten Baumstämmen und an den Seiten durch Planen erhöht, die beiden Enden sehr hoch und mit Schnitzwerk (s. B. einem unordentlichen Kopf mit vorgestreckter Zunge) verziert. Sie hatten gewöhnlich Ausleger. Ganz eigentümlich waren die längst aufgegebenen sehr leichten Boote aus dicken Lagen von Rohr. Die Doppelboote bestanden aus zwei einfachen, die mit Holzplanken oder Stricken verbunden waren. Sie sind jetzt ebenförmig mehr in Gebrauch, als die großen Kriegsboote, die zu weiten Reisen, besonders zu Kriegszügen dienten und sich durch ihre Größe, die Sauberkeit der Arbeit, sowie durch das Übermaß von Zieraten aller Art auszeichneten, niemals Ausleger hatten und nur durch Ruder bewegt wurden. — Meist wurden die Boote rot gefärbt. Zu ihrer Fortbewegung dienten neben den langen, schmalen Rudern auch dreieckige Mattensegel. Den Anker vertraten Steine. Bei schlechtem Wetter zog man die Boote auf hölzernen Rollen an das Land, und legte die Kriegsboote unter Schuppen. Auf Flüssen und hier und da selbst an den Küsten brauchte man Flüsse aus Rohrbündeln und Flachsflengeln.

Die technische Geschicklichkeit der Maori ist vielfach staunenswert. So das Flechten oder Weben der Matten an kleinen in die Erde gesteckten Stöcken. Sie verstanden es sehr geschickt Federn mit einzuflechten, die jetzt mehr durch Schafwolle ersetzt werden. Die Bereitung der Rindenzeuge haben sie in alter Zeit wohl gekannt, aber längst nicht mehr angewendet, da sie für das neuseeländische Klima nicht passen. Die Trinkgefäße aus Kalebassen, die zierlichen Schüsseln aus Holz, die kunstvollen Schnitzereien an Gebäuden, Booten u. s. w., alles zeugt von hoher Geschicklichkeit, umsomehr als sie früher mit den unvollkommensten Geräten arbeiteten.

Die religiösen Vorstellungen der Maori waren vor der Einführung des Christentums in hohem Grade verwirrt und sind uns

bis jetzt noch unbekannt. Sie kannten sie die (dem Himmel) schöne Frau (die männliche Gott) Tane, der Gott Tawiri, der sonst auch als A wie bei den Maori auch hier das Name der Nord bei den meisten eine dunkle Annahme des Krieges. Alle Vorstellung zu dem abstrakten aber keiner.

Dagegen für Wairua, als die Hauptlinge in die Unterwelt Eingang eine Höhle sein sollte. Die (Spirits Day). Die kleinen Figuren derselben sein, in Booten vorkommen, aber hatten glaubten sie, das und Vögel) sowie diese wurden in vorzugsweise gekennzeichnet. Kram gekrochen sei und höheren Wesen Götter und Ver-

¹⁾ Im August 1808 — nach anderer Ansicht und hört alle Mainga, wo er von in die Abgründe fliegt, erhebt er sich, welches ein Stern sonderer Berggipfel geworden ist, bespricht ihm Ratsschlagen.

dazu noch unvollkommen überliefert. Nur in dunkler Erinnerung kannten sie die obersten Gottheiten, die nachdem Mythos von Rangi (dem Himmel) mit der Papa gezeugt wurden, nach dem er sie in eine schöne Frau (Tiki) verwandelt hatte. Es sind dies folgende 5, lauter männliche Gottheiten: Rongo, der Gott der süßen Kartoffel (Kumara), Tane, der Gott der Vögel, Tangaroa, der der Fische, Weru oder Tawiri, der Gott der Winde, und Tu, der Schöpfer der Menschen, der sonst auch als Kriegsgott genannt wird. Außerdem spielt in den Mythen wie bei den meisten Polynesiern Maui eine wichtige Rolle. Er hat auch hier das Land mit der Angel aus dem Meere gezogen, daher der Name der Nordinsel Ika a Maui d. h. Fisch des Maui. Aber wie bei den meisten Polynesiern wurden diese Gottheiten, von denen nur eine dunkle Kunde geblieben, fast gar nicht mehr verehrt, mit Ausnahme des Kriegsgottes, dem die ersten Kriegsgefangenen geopfert wurden. Alle Vorstellungen von diesen alten Göttern waren im Volksbewußtsein zu dem abstrakten Begriff „Atua“ verschmolzen, welcher obersten Gottheit aber keinerlei Kultus gewidmet wurde.

Dagegen finden sich auch hier die vergötterten Seelen von Menschen, Wairua, als Gegenstand der Verehrung. Schon im Leben sahen sich die Häuptlinge für göttliche Wesen an. Nach dem Tode gingen sie in die Unterwelt, die den Vornehmen allein vorbehalten war und deren Eingang eine Höhle am Kap Reinga, nicht weit vom Nordkap der Insel, sein sollte. Die Bucht, in der sie liegt, heißt noch jetzt: Kapawairua (Spirits Bay). Jeder Stamm und jede Familie hatte ihre Schutzgeister¹⁾. Die schon erwähnten, als Schmuck um den Hals getragenen kleinen Figuren aus Nephrit, Heitiki genannt, sollten Darstellungen derselben sein, wahrscheinlich auch die im Schnitzwerk an Häusern und Booten vorkommenden menschlichen Gestalten. Eigentliche Götzenbilder aber hatten die Maori nicht, ebensowenig wie Tempel, doch glaubten sie, daß die Geister in gewissen Tieren (besonders Eidechsen und Vögel) sowie in andern Gegenständen Platz nehmen könnten, und diese wurden in solchem Falle verehrt. Diese Götter wurden jedoch vorzugsweise gefürchtet; man traute ihnen viel Böses zu und erklärte namentlich Krankheiten damit, daß ein Geist dem Kranken in den Leib getreten sei und ihm die Eingeweide zerfressen habe. Den Willen der höheren Wesen erkundeten die Priester (Tohunga), als Freunde der Götter und Vermittler zwischen der sichtbaren und unsichtbaren Welt.

¹⁾ Im Augenblick des Todes läßt sich der Mensch von seiner irdischen Hülle los — nach anderen umschwebt der Geist noch drei Tage lang den Leichnam und sieht und hört alles, was zu diesem gesagt wird — und eilt wie ein Meteor nach Reinga, wo er von den Zweigen des dort stehenden heiligen Pohutukanabaumes in die Abgründe sich stürzt. Ehe aber der Geist eines Häuptlings in Reinga hinabsteigt, erhebt er sich erst in den sichtbaren Himmel und läßt dort sein linkes Auge, welches ein Stern wird. Aus den Tiefen Reingas herauf kann er sich, aus besonderer Vergünstigung, mit dem Häuptling, welcher auf Erden sein Nachfolger geworden ist, besprechen, thut sich ihm in Träumen oder im Wirbelwind kund, und gibt ihm Ratschläge oder drückt ihm seinen Willen aus.

In der Regel ist der Häuptling zugleich der Priester; doch gibt es auch neben den Häuptlingen solche, die des Priesteramtes kundig sind, und werden dazu gewöhnlich die jüngsten Brüder der Familien, wenn sie zum Mannesalter herangewachsen sind, erlesen, können jedoch dies Geschäft auch, wenn es nicht lohnend genug ist, von sich ablehnen. Aufgabe der Priester war, die Gesetze des Tabu aufrecht zu halten, die Kranken zu heilen, bei Geburt und Tod die nötigen Zeremonien zu verrichten, die Leute zu taufieren und ihre eigenen Söhne in der anererbten Praxis einzuschulen. Im Krieg und Frieden, in den Tagen des Überflusses und des Mangels, der Wohlfahrt und der Not waren sie die stets gesuchten Berater des Volks. Sie brauchten nicht zu arbeiten; das Volk diente und gab ihnen willig. Ihre Person und all ihre Habe war geheiligt und unverletzt (tabu). Den Willen der Götter deuteten sie aus dem Vogelflug, dem Fallen von Meteoren, aus Träumen, die unter den Maori überhaupt eine wichtige Rolle spielten, Vogelgeschrei, Winden, Regenbogen, aus dem Glanz und der Stellung der Sterne, aus den Schatten im Wasser, aus der Quantität Erde, die an ausgetrockneten Farnkrautwurzeln hängen blieb, und aus andern künstlich angeordneten Mitteln. Stimmt verschiedene Priester in ihren Aussprüchen nicht überein, so folgte man dem, der Gutes weiskagte, und der Böses verkündende Prophet verlor den Kredit, es sei denn, daß der Erfolg dennoch für ihn und gegen den andern sprach. Daß dabei Selbsttäuschung und absichtlicher Betrug, scharfsinnige Berechnung und seine Menschenkenntnis durcheinander lief, ist nicht zu verwundern. Ubrigens unterschieden sich die Priester durch kein äußeres Zeichen von den übrigen Gliedern des Volkes.

Ebenso wenig aber als es Tempel gab für die Gottheiten, gab es auch festgesetzte Götterfeste oder bestimmte heilige Tage. Wenn auch früher bei den Maori ein geordneter Kultus bestanden haben mag, so war er, als sie den Europäern bekannt wurden, bereits völlig in Verfall geraten und ihnen abhanden gekommen. Eine religiöse Zeremonie, eine Art Entseß, hatte sich erhalten, auch Opfer an Lebensmitteln bei gewissen Gelegenheiten und Menschenopfer. Auch Gebete (Karakia) wurden in gewissen Fällen nach vorgeschriebenen Formulare verrichtet. Eigentümlich ist der Gebrauch, daß die neugeborenen Kinder unter Besprengung mit Wasser den Göttern geweiht wurden, womit die Namensgebung verbunden war. Neben der priesterlichen Thätigkeit aber lief, wie bei allen Heidenvölkern, das finstere Gebiet der Zauberei auch in Neuseeland, und in jedem Stamme befand sich wenigstens ein Mann, dem diese finstere Kunst zugesprochen war.

Er sollte Gewalt über Wind und Wetter üben und die Macht besitzen, die bösen Geister zu beschwören, welche über die Menschen Krankheit und Tod bringen, sei es, daß die Leidenden durch die Kunst des Zaubersers befreit, oder daß die Frevler und Bösen durch sie der Macht der bösen Geister überantwortet würden. Sein Fluch war von allen gefürchtet, und diese Furcht war so groß, daß schon sie allein, wenn der Fluch einmal ausgesprochen war, den Betroffenen krank zu machen und dem Tode nahe zu bringen vermochte. Wie viel Jammer und Verwirrung der Gemüther, ja wie viel Zwietracht und Krieg zwischen Nachbarstämmen durch dies unheimliche Treiben hervorgebracht ward, davon zeugt die ganze ältere Geschichte Neuseelands. Auch manch anderer Aberglaube herrschte unter den Maori, wie z. B. eine fallende Sternschnuppe bei ihnen gleichfalls den Tod eines Häuptlings andeutete; besonders aber schwebten sie in beständiger Angst vor allerlei Gespenkern, so daß selbst die mutigsten Krieger des Nachts nicht gern ihre Hütten verließen und immer etwas zu sehen oder zu hören glaubten, was ihnen Unglück bereitere. Namentlich stützte das Andenken an die in zartem Alter abgeschiedenen Kinder einen abergläubischen Furcht ein, indem man annahm, daß, da sie nicht Zeit gehabt, ein Band der Liebe mit der Familie anzuknüpfen, sie suchen müßten, ihr die Lebensgenüsse, deren sie so bald beraubt worden, zu entreißen.

Die wichtigste Sitte des Tabu war die Verhinderung der Ehescheidung.

Das Wort Tabu bedeutet, d. h. je zusammengefügter, je „gezeichnet“, und erst erhielt, weil man jeder wissen mußte, nun zunächst geweihten Häuptlingen und Priester; fränke Person, die mit dem ober mit Fischfang die Erstlinge beim Essen, welche gelobte Mädchen, für rührung gekommen eine gewisse Zeit in Streden Landes, von Vögeln, oder linge und Priester Zeremonie, nur du gefüllte, aus Holz oder ein Büschel W hängt. Die Wirtin war diese: Weber dem Feld arbeiten, durften auch keine Priester von Elav worfen sind, und nehmen mußte; da werden. Blut ober wohin es fiel. Auf Grundstücke weber Nahrungsmittel bu tabuierte Personen Tabu blieb, wo e starbenen ab, und z eine tabuierte Person auch die Sitte, daß Speisen nicht mehr wer von einer solch bis zu dessen Aufse selben Personen, w der entfernen, was geschah. Bei den bei andern aß die 24 Stunden Tabu die Aufhebung des Seine Stärke erhielt der Gut der Götter desselben ward entu

1) Edw. Short London 1854.

Die wichtigste Rolle im Leben der Neuseeländer endlich spielte die Sitte des Tabu, über die wir hier die ausführlichere Auseinandersetzung Shortlands¹⁾ nach der ersten Auflage dieses Werkes einhalten.

Das Wort Tapu, gewöhnlich Tabu geschrieben, kommt vermutlich von dem Worte ta, d. h. zeichnen, und pu, einem verstärkenden Nebenworte, her, so daß das zusammengesetzte Wort tabu eigentlich nichts anders bedeutet, als „gründlich gezeichnet“, und erst in zweiter Linie die Bedeutung „geweiht, unantastbar, heilig“ erhielt, weil man heilige Dinge gewöhnlich auf eigentümliche Weise zeichnete, damit jeder wissen möchte, daß dieselben heilig seien. Nach neuseeländischem Gesez waren nun zunächst gewisse Personen und Dinge an und für sich und allezeit Tabu: die Häuptlinge und Priester und alles, was ihnen gehörte und mit ihnen zusammenhing; frane Personen, sowie Leichen und alles, was mit ihnen in Berührung kam; Leute, die mit dem Anpflanzen süßer Kartoffeln, oder mit Verfertigung von Netzen, oder mit Fischen gerade beschäftigt waren; die erste ausgegrabene süße Kartoffel, die Erstlinge beim Fischen und ähnliches. Auch die Kriegshäuser im Felde, die Sklaven, welche geweihte Personen bedienten, das verheiratete Weib und das verlobte Mädchen, sowie alle Dinge, die mit tabuirten Personen oder Sachen in Berührung gekommen, wurden als Tabu betrachtet. Andere Dinge wurden nur für eine gewisse Zeit und für bestimmte Zwecke tabuiert: Bäume, Flüsse, Wege, bestimmte Strecken Landes, die selber zur Zeit der reisenden Ernte, Fischplätze, Brütstellen von Vögeln, oder Sandbänke mit ehbaren Muscheltieren, oder was sonst die Häuptlinge und Priester für Tabu erklären wollten. Es geschah dies meist ohne besondere Zeremonie, nur durch ein Wort, und die so tabuierte Sache ward durch eine dazu gestellte, aus Holz geschnitzte und mit rotem Ocker bemalte häßliche Figur bezeichnet, oder ein Büschel Menschenhaar oder ein Feggen von einer alten Matte daran gehängt. Die Wirkung aber, welche das beständige oder nur zeitweilige Tabu hatte, war diese: Weber Häuptlinge noch Priester, als geweihte Personen, durften auf dem Feld arbeiten, denn alles, was sie anrührten, war Tabu. Tabuierte Personen durften auch keine Speise mit den Fingern berühren, weshalb Häuptlinge und Priester von Sklaven gefüttert werden mußten, die dem Tabugesetze nicht unterworfen sind, und wer keine Sklaven besaß, seine Speise wie ein Hund zu sich nehmen mußte; daher war es für einen armen Mann nicht wenig lästig, Tabu zu werden. Blut oder Speichel eines Häuptlings machte die Stelle des Bodens heilig, wohin es fiel. Auf tabuirten Flüssen durfte man weder fahren noch fischen; tabuierte Grundstücke weder betreten noch bebauen; tabuierte und also den Göttern geweihte Nahrungsmittel durften von Menschen nicht gegessen werden. Wohnungen, welche tabuierte Personen betraten, hörten auf, bewohnbar zu sein; wie lange aber ein Ort Tabu blieb, wo eine Leiche gelegen hatte, das hing von dem Range des Verstorbener ab, und zwei Jahre waren keine ungewöhnliche Zeit. Die Speisen, welche eine tabuierte Person berührte, durften von andern nicht genossen werden, daher auch die Sitte, daß Gäste stets alles mitnehmen, was sie von den ihnen vorgesetzten Speisen nicht mehr essen können, sollten sie es unterwegs auch heimlich wegwerfen; wer von einer solchen Person angerührt wird, verfällt gleichfalls dem Tabu und war bis zu dessen Aufhebung von jeder menschlichen Gesellschaft ausgeschlossen. Dieselben Personen, welche Macht hatten, das Tabu aufzulegen, konnten es auch wieder entfernen, was bei den verschiedenen Stämmen unter verschiedenen Zeremonien geschah. Bei den einen wurden Gebete gesprochen und gewisse Speisen gelocht; bei andern aß die tabuierte Person aus der Hand des Kindes, welches dann 24 Stunden Tabu war; bei andern war es wieder anders; überall aber wurde die Aufhebung des Tabu, gleich der Lösung eines Bannes, als ein Glück angesehen. Seine Stärke erhielt das Tabu durch die öffentliche Meinung; denn es stand unter der Gut der Götter selbst, sowie der Häuptlinge und Priester, und jede Verletzung desselben ward entweder von diesen oder von jenen bestraft: von jenen mit Stran-

¹⁾ Edw. Shortland Traditions and Superstitions of the New-Zealanders, London 1854.

Zeit und Tod, von diesen mit Hinrichtung, Konfiskation des Eigentums und Verurteilung aus dem Stammgebiet. Doch war es mehr die Furcht vor den Göttern, welche es aufrecht hielt, denn „Menschenaugen“, sagt der Maori, „wären getödtet worden, die Augen der Götter nicht“. Häuptlinge und Priester, die das Tabu verletzten oder ungestraft verlegen ließen, wurden selbst von den Göttern bestraft; die Verlegung der tabuirten Orte durch einen Nachbarkamm führte unausbleiblich zum Krieg, und mancher Europäer hat in früheren Jahren das Leben eingebüßt, weil er — vielleicht ohne es zu wissen — das Tabu verletzte. Am meisten bedienten sich desselben die Häuptlinge, sei es zur Befestigung ihrer Macht oder zur Befriedigung ihrer Launen; aber auch der gemeine Mann wandte dasselbe zum Schutz seiner Hütte, Gerätschaften, Pflanzungen u. an, obschon seine Vorschriften oft ungestraft verletzt wurden, während man die eines einflussreichen Mannes bei Todesstrafe nicht antasten durfte. Trotz des häufigen Mißbrauchs indeffen, der man von Seiten der Häuptlinge und Priester damit trieb, hatte das Tabu doch im Schoße der barbarischen Völkerschaften Neuseelands manchmal heilsame Folgen. Es vertrat, so zu sagen, die Stelle von unsern religiösen und bürgerlichen, kirchlichen und politischen, sanitarischen und polizeilichen Gesetzen, und war wenigstens ein Anfang einer gesellschaftlichen Organisation, der aber allerdings, in seinen tiefsten Wurzeln mit dem einheimischen Heidentum verwachsen, durch das Christentum bekämpft und aufgehoben werden mußte, wenn schon auch unter den christianisirten Neuseeländern das Tabu noch immer in mancherlei Gestalt und Form zu spüren fortfährt und, gleich den unzähligen Resten des altdeutschen Heidentums unter unserm Christenthum, vielleicht noch lange Zeit fortwähren wird.

Die Toten wurden mit großer Achtung behandelt, ausgenommen die Sklaven, deren Beiname man in den Busch oder in das Meer warf. „Am das Sterbelager eines Häuptlings sammeln sich Verwandte und Freunde, seine letzten Worte werden wie ein teures Vermächtnis geachtet. Im Augenblick seines Todes bricht ein herzzerreißendes Klaggeschrei aus und Ströme von Thränen werden vergossen. Männer, Frauen und Kinder rufen sich blutig mit scharfen Muschelschalen, und gelegentlich wurden Sklaven geschlachtet, um den Verstorbenen in der anderen Welt zu bedienen. Am folgenden Tage wird die Leiche gewaschen und mit Flachsfengelien geschlagen, um „alles Böse, was noch um seinen Körper herkrüchen möchte, zu vertreiben.“ Mit gebogenen Knien wird dann der Leib in eine sitzende Stellung gebracht, das Haupthaar in einen Knoten auf dem Scheitel gebunden und mit Vogelfedern geschmückt; Flaum von Seevögeln wird ihm in die Ohren gesteckt, das Angesicht mit rotem Ocker und Öl bemalt, und der ganze Körper, außer dem Haupt, in feine Matten gewickelt. So sitzt er, umgeben von seinen Waffen, in einer mit Luchern belegten, von außen rot angestrichenen Kiste, wie auf einem Paradebett. Entfernte Freunde besuchen ihn, rufen die Haut sich blutig und singen Klagelieder, worin sein Leben gepriesen, sein frühes Scheiden bejammert wird. Fängt nach etlichen Tagen die Leiche zu riechen an, so wird sie, wofern man sie nicht im Sterbehaufe begräbt, in einer Kiste an einen Baum gehängt, oder auf hohen hölzernen Gerüsten mit rohen menschlichen Figuren an dem dazu bestimmten Orte aufgestellt. Hier fängt nun das Wehklagen aufs neue an, bis endlich die ganze Versammlung nach dem nächsten Flusse eilt und sich kopfüber hineinstürzt, um das Tabu abzuwaschen. Nun wird von den Häuptlingen selbst das heilige Gastmahl im Ofen zubereitet, und nach zwei Tagen kommen Männer, Weiber und Kinder, Freie und Sklaven zusammen, und verzehren in

lautem Jubel Verstorbenen nahrung“ herbeigeforbenen von u bisherigen Kul zur Ruhe beste Haut durch Ab eigentümlicher herbeigekommene Körperanstrengung einem Mantel ander und fan Thaten des Verhüllt, sich um machen ihrem das eine Zeit l in welchem sie vorstehenden W Thränen, und, ganze Körper v ein großes Sch Korb voll Spei

Die politische Zeit ebenso ung größtes Anschau (Zwei), die dur Namen bezeich kleinere Unterab sprechen, steht d fassungsordnung scheinlich; aber es keine, ja gab

Die Volks erscheinen bei d Freien, die, wen waren, nur Sll des Volkes war führten, obgleich derten Stellung diesem Titel nu

¹⁾ Meinide, I
²⁾ Die Name welche in dieser ähnlich wie das s jedoch erst in neu übrigen daher erbe Gewöhnlich werde treffenden Karte u

lautem Jubel die Totenmahlzeit. Fortan kümmert man sich um den Verstorbenen nicht eher wieder, als bis das feierliche Jahresfest „Sahunga“ herbeikommt, an welchem die Gebeine aller inzwischen Verstorbenen von verschiedenen mit einander verbundenen Stämmen aus ihrer bisherigen Ruhestätte genommen und an heiliger Stätte aufs neue zur Ruhe bestatet werden, nachdem sie von allem Fleisch und aller Haut durch Abschaben gereinigt sind. Bei dieser Gelegenheit findet in eigentümlicher Weise die Totenklage statt. Nachdem alle zum Feste herbeigekommenen durch einen großartigen Waffentanz unter gewaltiger Körperanstrengung begrüßt sind, setzen sich je zwei und zwei unter einem Mantel zusammen, reiben ihre Nasen eine Zeit lang an einander und fangen dann an, in klagendem Tone die Tugenden und Thaten des Verstorbenen zu pfeifen. Die Häupter unter dem Mantel verhüllt, sich umarmt haltend, brechen sie in eine Thränenflut aus und machen ihrem Schmerz in greulichem Geheul und Sejammer Luft; hat das eine Zeit lang gedauert, so stimmen sie einen lauten Sang an, in welchem sie von dem verschwundenen Glück, dem wahrscheinlich bevorstehenden Unglück sprechen, und dabei fließen ihre Augen in Thränen, und wie sie die Haut mit Muschelschalen aufreißen, der ganze Körper von Blut. Ist dann die Bestattung vollzogen, so wird ein großes Schmausfest begangen, von dem endlich jeder, mit einem Korb voll Speise beladen, fröhlich seine Straße nach Hause zieht.“

Die politischen Verhältnisse der Maori¹⁾ waren in der letzten Zeit ebenso ungeordnet und in der Auflösung begriffen, wie ihre religiösen Anschauungen. Sie zerfielen in eine Anzahl von kleinen Stämmen (Iwi), die durch besondere nicht immer aus alter Zeit stammende Namen bezeichnet wurden²⁾. Ob diese Stämme, die wieder in viele kleinere Unterabteilungen (Hapu) geteilt waren, früheren Staaten entsprechen, steht dahin. Daß es solche mit monarchisch-feudaler Verfassungsordnung wie bei den andern Polynesiern gegeben hat, ist wahrscheinlich; aber in der Zeit, aus der die Maori uns bekannt sind, gab es keine, ja gab es überhaupt für sie gar keinen Staat.

Die Volksunterschiede, die sich sonst bei den Polynesiern finden, erscheinen bei den Maori ganz verwischt. Man kannte bei ihnen außer Freien, die, wenn auch in verschiedenem Grade, doch alle gleich berechtigt waren, nur Sklaven; eine Mittelklasse fehlte. Die angesehensten Männer des Volkes waren die Häuptlinge, welche den polynesischen Titel Ariki führten, obgleich es bei ihrer gesunkenen Macht und der ganz veränderten Stellung begreiflich ist, daß man in der letzten Zeit mit diesem Titel nur die priesterliche Seite der Häuptlingswürde bezeichnete.

¹⁾ Meinicke, I, 324.

²⁾ Die Namen beginnen meist mit Nga oder Ngati, der Pluralbezeichnung, welche in dieser Anwendung ursprünglich die Geschlechtsabstammung ausdrückte, ähnlich wie das südafrikanische Wa-, Dwa-, Ma- und Ba-. Manche Namen sind jedoch erst in neuerer Zeit aufgetaucht, wie die Ngapuhi an der Inselbai den übrigen daher erhalten, daß sie zuerst sich im Besitze von Schießgewehren befanden. Genshinlich werden 18 Stämme gerechnet, die mit ihren Wohnplätzen auf der betreffenden Karte meines Missionsatlases angegeben sind.

laufen. Da die europäischen Kolonisten dieses Verhältnis nicht verstanden oder nicht verstehen wollten, führte es zu den traurigsten Verwickelungen.

Die zerfallenen politischen Verhältnisse erklären sich aus den fortwährenden Kriegen, die seit undenklicher Zeit zwischen den verschiedenen Stämmen, ja selbst zwischen den einzelnen Hapu eines Stammes, geführt wurden. Jeder, der sich eine Schar von Streitern zu sammeln wußte (was bei der Kriegslust der Maori nicht schwer war), konnte einen Krieg anfangen. Meist wurde ein solcher durch die Nachsucht infolge von Eigentumsverletzung, angeblicher Bezauberung, Ehebruch u. dergl. veranlaßt, oft aber auch um Sklaven zu machen und die Gefallenen zu dem scheußlichen Mahle zu gewinnen.¹⁾

Vor Einführung der Feuerwaffen kämpfte man mit Keulen, Streitärten, Lanzen, Wurfspeeren und einer Art Schwerter aus hartem Holz oder Balisärrippen²⁾; Bogen und Pfeile waren unbekannt, ebenso wie alle Schutzwaffen, auch waren die Helme der Kämpfenden gewöhnlich nackt. Wenn es zum Kriege ging und die Götter den Sieg versprochen, sammelte sich alle weaffenfähige Mannschafft des Stammes ins Feld, Weiber und Sklaven trugen den Proviant nach, an der Spitze zogen die Häuptlinge oder auch andere berühmte Krieger. Am Tage der Schlacht näherten sich die beiden Gegner bis auf eine gewisse Distanz, die Häuptlinge und die tapfersten Krieger traten vor die Schlachtilinien und suchten durch aufregende Reden die Kampfeswut zu entflammen. Jetzt warfen die erhitzen Haufen ihre Mattenbekleidung ab, beschmierten sich mit rotem Ocker und Kohle, knüpften ihr langes Haupthaar in Knoten, schmückten sich mit Federn und begannen den grauenvollen Pulana oder Kriegestanz. Bei demselben rennt der ganze Haufen etwa 20 Schritt vorwärts, ordnet sich dann in Reihen, 5, 10, 20 und selbst 40 Fuß tief, und dann hocken alle in stehender Stellung nieder. Plötzlich springen alle auf ein Signal des Führers auf die Füße, die Waffen in der rechten Hand. Mit der Regelmäßigkeit eines trefflich geübten Regiments erhebt jeder das rechte Bein und die rechte Seite des Körpers, dann das linke Bein und die linke Seite, und nun springt alles, wie vom Blitze gerührt, zwei Fuß hoch vom Boden, mit den Waffen die Luft durchhauend und in lautem Chor heulend, — ein Geheul, das in ein langes, tiefes, ausdrucksvolles Stöhnen endigt, während der Mund weit offen steht, die Nasenlöcher aufgeblasen, die Gesichter verzerrt, die Zungen weit herausgestreckt und die Augen starr und weit aufgerissen sind. Jeder Muskel zittert. Wieder und wieder kehren die gleichen Bewegungen, und der Takt wird dadurch erhalten, daß sie mit der linken Handfläche an die Hüfte schlagen, während in der Front alte, nackte, über und über mit rotem Ocker beschmierte Weiber als Taktschläger mitwirken. Danach begann der Kampf, indem zunächst einzelne kühne Männer, aus den Reihen hervorstüßend, einzelne bekannte Feinde mit Namen hervorriefen, Schmäh- und Schimpfreden mit ihnen wechselten, bis die Speere flogen, die Kriegshaufen mit furchtbarem Geheul aufeinanderrennten, jeder seinen Mann sich erselend, und die Schlacht, eigentlich nur eine Reihe von Zweikämpfen, begann. Nach kurzer Zeit begab ein Teil sich auf die Flucht, die Sieger hinterher, mit ihnen Tod und Vernichtung. Bald aber kehrten die letzteren zurück, sammelten ihre Toten, trugen ihre Verwundeten vom Schlachtfeld und wandten sich dann mit neuem Grimm gegen die erschlagenen und verwundeten Feinde. Der erste Feind, der er-

¹⁾ Als einst Europäer die Köpfe gefallener Feinde, die gebürt wurden, um sie als Trophäen aufzubewahren, für ethnographische Museen aufkauften, sollen neue Kriege begonnen sein, eigens um die verlangte Ware in größerem Maße zu beschaffen. Die englische Regierung machte zuletzt dem greulichen Handel ein Ende.

²⁾ Alle diese Waffen sind längst außer Gebrauch gekommen und durch Feuerwaffe und das eiserne Beil ersetzt, letzteres für den Kampf in der Nähe.

schlagen ward, gehörte den Göttern, die anderen aber wurden gelocht und verzehrt, die Verwundeten verhöhnt, gequält und dann ebenfalls aufgefressen. Damit endigte meistens der Feldzug. Wer vom feindlichen Heerhaufen dem Tod und der Sklaverei entging, floh in die Berge und Wälder. Die Sieger aber lehrten, die Köpfe der Erschlagenen im Triumph auf Pfählen tragend, nach Hause zurück, wo ihnen Weiber und Kinder mit Siegesgesängen entgegenkamen und die Frauen der im Kampf Gefallenen an den gefangenen Feinden ihre Rache fühlen konnten. Schwächere Parteien zogen sich beim Ausbruch eines Krieges in die besetzten Dörfer, Pa genannt, zurück, die an unzugänglichen Plätzen, steilen Klüften, Vorgebirgen u. s. w. angelegt wurden. Die von Natur weniger geschützte Seite sicherte man durch eine doppelte Reihe von Palisaden, an denen abscheuliche geschnitzte Figuren mit offenen Mäulern und heraushängenden Zungen angebracht waren. Hinter der inneren, höheren (7–10 Meter) Reihe befand sich ein Gerüst, von dem die Belagerten Speere und Steine schleuderten. Gewöhnlich wurde solch ein Pa erst durch Aus Hungern genommen. Keiner von den Belagerten rettete das Leben. Zuweilen aber wurden auch die Belagerer durch glückliche Ausfälle besiegt.

Die Sprache der Maori gehört zu den polynesischen und ihnen genügen wenige Tage, um sich mit Eingebornen von andern Gruppen verständlich zu machen. Es gibt verschiedene Dialekte. Derjenige der Ngapuhi an der Inselbai bildet die Grundlage der jetzigen Schriftsprache. Die Sprache ist reich und bildsam und selbst für den Ausdruck geistiger Ideen so geeignet, daß bei der Bibelübersetzung nur 12–20 aus dem Material der Sprache selbst gebildete Wörter einzuführen waren. Die geistige Begabung der Maori ist nicht gering.

Die Auffassungsgabe für Fremdes und Neues ist bei ihm in hohem Grade vorhanden, das Gedächtnis stark und lebendig, am lebhaftesten aber seine Einbildungskraft, die sich zunächst in den reichen Bildern seiner Furcht und seines Aberglaubens, in der Lust an Gleichnissen und Fabeln, vor allem in dem oft poetischen Schwung seiner Rede und seines Liedes kund gibt. „Die lyrische Kraft und Schönheit seiner meist extemporierten Gesänge, die tiefe Schwermut seiner Klagelieder, der Reichtum an ausgesuchten Bildern und Vergleichen, die Erhabenheit seiner Naturschilderungen ist oft überraschend“, obgleich es der Poesie des Neuseeländers nach Thomson (The Story of New Zealand, 1859) „an Reflexion, an sauberer Durchführung des Gedankens, hauptsächlich an tieferer Zartheit und sittlichem Gehalt fehlt.“ — „Die Verse endigen sich nicht in Reimen, aber jede Strophe ist metrisch geordnet. Es gibt Gesänge, die auf alles passen und bei jeder Gelegenheit gesungen werden. Viele derselben werden beim Vortrag mit pantomimischen Bewegungen begleitet. So wird bei Liedern über das Umschlagen eines Bootes durch die begleitende Pantomime die heftige Bewegung der Wellen, sowie jeder Versuch, das Boot in Gleichgewicht zu halten oder es wieder aufzurichten, dargestellt. Bei Kriegsgeängen blitzen die Augen, die Kleider werden abgerissen, die Waffen ergriffen, Schläge gegen den eingebildeten Feind geführt. In Spottliedern wird die Zunge ausgestreckt; in Klagegesängen fließen reichliche Thränen. Selbst der Laut der Worte ist plastisch. Man hört das Schwanken und Rauschen der Bäume, das Tosen der Wellen, das Stürzen des Wasserfalls, das Pfeifen des Windes, das Wimmern des Leidenden. Ähnlich angemessen sind auch die Singweisen.“ Als Probe nur ein kleines Lied, die Klage eines Weibes, das ihr Geliebter verlassen. Es lautet: „Schau hin, wo über Putehina der Nebel hängt. Dort ist der Pfad, den meine Liebe gewandelt. Kehre wieder, damit Thränen aus meinen Augen strömen mögen. Nicht ich war es, so zuerst von Liebe sprach; du warst es, der mir entgegen kam, als ich noch ein junges Ding war. Darum wurde mein Herz toll. Das ist das Lebenslied der Liebe, das ich für dich habe.“ — Auch Sprichwörter finden sich bei den Neuseeländern, verraten aber weniger Tiefe und Sinnigkeit des Volksgeistes, als bei manchem andern Seidenvolk, indem sie meist nur Beziehungen auf das leidlich-sinnliche Leben oder sehr ordinäre Gemeinplätze enthalten, wie z. B.: „Brennholz sucht man nur für den Winter, aber Nahrung

braucht man den
Nahrung schmeckt
nicht die Winter

Ihre me
auf abergläu
wandten sie e
Kneten der G
sie sehr unzwe
wo sie, ohne e
nannten die
Jahr teilten
sondern Nam
sehr geschickt,
sprechen; beso
Art geliefert.
Völker. Sie
und feierliche
eine Art Flöt
gendem, einfö
in den Dörfern
nur dazu, im
und süßigen
stürmischen u
erstaunliche G
war auch in F
Schlingengefächte.
gern die alten
sammlungen r
Zweige als Ze
waren häufige
Nasendrücken
Sehr eigentüm
Trennung beg
fleischen der
jezt längst ve
keit und Höf
es bei den Bo
gab es manch
flöchtene Dra

Der Ver
mit Blut bez
Leute das Le

*) Meinide

braucht man das ganze Jahr. — Geschenkte Speise brennt in der Kchle, erarbeitete Nahrung schmeckt süß. — Man kann jeden Winkel des Hauses durchsuchen, aber nicht die Winkel des Herzens.“

Ihre medizinischen Kenntnisse waren gering, da sie die Krankheiten auf abergläubische Weise, durch Zauberei u. s. w., erklärten. Doch wandten sie einige officinelle Kräuter, Dampfbäder, Aderlaß und das Kneten der Gelenke an. Da aber die Kranken Tapu waren, wurden sie sehr unzweckmäßig behandelt, namentlich in einen Schuppen gebracht, wo sie, ohne Speise zu erhalten, liegen blieben. — Einige Sternbilder benannten die Maori mit Namen, sowie acht Himmelsrichtungen. Das Jahr teilten sie in Mondmonate zu 29 Tagen, deren jeder einen besondern Namen hatte. — In der Kunst des Holzschnezens waren sie sehr geschickt, wenn auch ihre Formen unserm Geschmack wenig entsprechen; besonders im Lakebistrift wurden die besten Arbeiten dieser Art geliefert. — In der Musik¹⁾ übertrafen sie andre polynesishe Völker. Sie sangen oft und gern und hatten besonders geschmackvolle und feierliche Melodien. Ihr einziges musikalisches Instrument war eine Art Flöte, (Wiu oder Poretu) aus Holz oder Knochen mit klagendem, einförmigen Tone, denn die Muscheltrompete diente wie die in den Dörfern an einem Pfosten aufgehängte hölzerne Trommel (Pahu) nur dazu, im Kriege Zeichen zu geben. Sie liebten die oft lasciven und üppigen Tänze, die sie meist mit Gesang begleiteten, und die aus stürmischen und leßigen Bewegungen des Körpers bestanden, wobei sie erstaunliche Geschwindigkeit und Präzision zeigten. Sehr beliebt aber war auch in Friedenszeiten der oben beschriebene Kriegstanz, sowie auch Schwingekämpfe. — Unterhaltungen waren sehr beliebt. Sie teilten darin gern die alten Lieder und Traditionen mit; auch öffentliche Ratsversammlungen waren häufig. Bei Ankunft von Fremden galten grüne Zweige als Zeichen des Friedens und bei dem Empfang von Besuchenden waren häufige Flintenschüsse unerlässlich. Die Begrüßung bestand im Nasendrücken (Hongi), das jetzt durch das Händeschütteln verdrängt ist. Sehr eigentümlich war die Weise, wie sich Bekannte nach längerer Trennung begrüßten, durch leidenschaftliches Weinen, Klagen und Zerfleischen der Haut (Tangi). Die Sitte des Namensaustausches, die jetzt längst vergessen ist, bestand auch. Im Verkehr liebten sie Artigkeit und Höflichkeit. Bei aller Leidenschaftlichkeit ihres Wesens galt es bei den Bornehmen für anständig, nichts in Eile zu thun. — Spiele gab es mancherlei; auch kannten sie Stelzen und ließen aus Rohr geflochtene Drachen fliegen.

2. Die Mission in Neuseeland.

Der Verkehr der Europäer mit den Maori ist von Anfang an viel mit Blut bezeichnet. Cooks erster Besuch hatte zwar keinem seiner Leute das Leben gekostet oder auch nur eine Verwundung zugezogen,

¹⁾ Meincke 329.

aber die Eingebornen hatten eine ganze Reihe von Toten und noch vielmehr Verwundete zu beklagen. Der französische Admiral de Surville, der bald nach Cook (1769) nach der Nordinsel kam, verbrannte ein Dorf auf den falschen Verdacht, daß ihm ein Boot von den Einwohnern geraubt sei, nachdem er den Häuptling auf seinem Schiffe in Fesseln gelegt hatte. Der Letztere starb vor Gram und Ärger. Drei Jahre später wurde Kapitän Marian de Fresne in der Inselbai samt seiner ganzen Mannschaft erschlagen und aufgefressen, weil sie trotz aller Warnungen das Tabu verletzt hatten. Auch auf Cook's späteren Besuchen kam es wieder vielfach zum Blutvergießen, dessen Schaden wohl nicht durch die eingeführten europäischen Haustiere und Kulturpflanzen ausgewogen wurde. In Europa wurde Neuseeland infolge dieser Vorgänge nur als ein greuliches Kannibalenland betrachtet. Die ersten freundlicheren Beziehungen zwischen den Maori und Europäern wurden durch Leutnant King, den englischen Gouverneur der Norfolkinsel, hervorgerufen, der, um die dortigen Kolonisten mit der Kultur des Phormium bekannt zu machen, 1793 mehrere Neuseeländer hatte entführen lassen, die er, aufs freundlichste behandelt, mit reichlichen Geschenken wieder zurücksandte. Sie stimmten ihre Landsleute sehr günstig für „den guten King und seine Nation“, und bald wurden die englischen Seefahrer so freundlich aufgenommen, daß die Zahl besonders der Walfischfänger an den neuseeländischen Küsten sich sehr schnell vermehrte. Auch der englische Kaufmann wurde vornehmlich durch das Phormium angezogen. Einzelne Maori begleiteten englische Schiffe, einzelne Engländer ließen sich an den Küsten nieder. Zwar wurde das gute Einvernehmen dann und wann durch eine Greuelthat der Weißen, auf die blutige Rache folgte, erschüttert, wie z. B. 1809 ein englischer Kapitän bei Wangaroa nach schändlicher Behandlung der Eingebornen von diesen mit seiner ganzen Mannschaft niedergemetzelt wurde; das Vertrauen wurde indessen immer wieder hergestellt, jedoch erst recht befestigt durch die Mission. Sie war bereits seit längerer Zeit vorbereitet durch Samuel Marsden, den frommen Kaplan der Verbrecherkolonie an der Botanybai in Neusüdwales.

Marsden, ein begabter Theolog, aus einer armen Handwerkerfamilie Northhires stammend, hatte in seinem 30. Lebensjahre, 1794 sein schweres Amt angetreten, indem er in reichem Segen wirkte. Daneben aber nahm er sich mit herzlichem Mitleid nicht bloß der armen Eingebornen in der Kolonie an, sondern auch der Neuseeländer, welche in jener Zeit zuerst vereinzelt, dann in immer steigender Zahl in Port Jackson eintraten. Es that ihm wehe, wie er diese Wilben von gewissenlosen Kapitänen und andern Leuten mißhandelt und betrogen und ins Elend gebracht sehen mußte. Darum suchte er voll Erbarmen sie auf, verschaffte ihnen sicheres Unterkommen, Schiffsgelegenheit zur Rückkehr u. s. w. Häuptlinge, die nicht selten herüberkamen, nahm er selbst in sein Haus auf, wo er zuweilen bis 30 Maori sammelte, denen er alle erdenkliche Liebe erwies, über sie jedoch auch einen außergewöhnlichen Einfluß gewann. Um diese Thätigkeit auszudehnen, gründete er einen Verein zum Schutze der Eingebornen und gründete selbst eine

Erziehungsan-
matta, eine
Fremdlinge m
fleißige Arbeit
gellum sein.
Klima sehr
fruchtete, so
Marsden so g

Der Mi
Interesse zuge
beiten der (Co
meint. Inz
Church Mi
ersten Boten
1807 zur Erh
Gründung ein
selben auch zu
wollte, entschi
Boten direkt d
Kannibalen zu
wurde von vor
behielt von S
zwei Latenm
zurückgekehrt.
Arbeitsfeld gel
Schiffsmannsch
Ereignis folgte
es fand sich in
langen. Zule
„Aktive“, wel
Th. Rendall
segelte, wo ein
Wohlthäter h
zulassen. Di
andern Häupt
dnfel Kuatar
Marsden selb
nach Neuseelan
lang ihm, in
Frieden zu ve
Rangihua, an
errichtet wurde

¹⁾ Der Kap
durch körperliche
schaft zur Rache
²⁾ Der M
schrieben.

Erziehungsanstalt für junge Maori in seinem Pfarrhause zu Paramatta, eine Stunde von Port Jackson. Er wollte in derselben die Fremdlinge mit Ackerbau und Handwerken bekannt machen und sie an fleißige Arbeit gewöhnen: das sollte ihre Vorbereitung für das Evangelium sein. Da sich aber herausstellte, daß den Maori das dortige Klima sehr nachtheilig war und daß jener Vorbereitungsweg wenig fruchtete, so wurde später (1821) dieses ganze Unternehmen, auf das Marsden so große Hoffnungen gesetzt hatte, wieder aufgegeben.

Der Mission auf Tahiti hatte der fromme Kaplan stets das regste Interesse zugewandt, jedoch als strenger Episkopaler sich bei den Arbeiten der (Londoner) Missionsgesellschaft nicht beteiligen zu dürfen gemeint. Inzwischen war nun aber in London die (anglikanische) Church Missionary Society gegründet, 1799, welche 1804 ihre ersten Boten nach Afrika und Indien gesendet hatte. Als nun Marsden 1807 zur Erholung in sein Vaterland kam, wußte er den Vorstand zur Gründung einer Mission in Neuseeland zu bewegen. Obgleich er derselben auch zunächst jenen vorbereitend zivilisatorischen Charakter geben wollte, entschieden sich die Herrn in London dafür, alle Kraft ihrer Boten direct auf Verkündigung des Evangeliums zu lenken. Nicht die Kannibalen zu kultiviren, sondern sie zu Kindern Gottes zu machen, wurde von vornherein als Zweck der Mission aufgestellt. Marsden aber behielt von Sydney aus die Leitung der Mission in der Hand. Mit zwei Laienmissionaren, W. Hall und J. King, war er 1809 dahin zurückgekehrt. Aber mehrere Jahre vergingen, ehe diese nur auf ihr Arbeitsfeld gelangen konnten. Die schon erwähnte Ermordung einer Schiffsmannschaft bei Wangaroa¹⁾, der im Jahre 1810 ein ähnliches Ereignis folgte, hatten den Verkehr mit Neuseeland unterbrochen, und es fand sich in den nächsten Jahren keine Gelegenheit, dorthin zu gelangen. Zuletzt schaffte Marsden ein eigenes Schiff an, die Brigg „Aktive“, welche endlich 1814 mit den Missionaren W. Hall und Th. Kendall (letzterer war inzwischen nachgeschickt) nach der Inselbai segelte, wo ein Häuptling Kuatara lebte, dem Marsden sich einst als Wohlthäter bewiesen hatte. Noch wagte man es nicht, sich niederzulassen. Die Brigg kehrte noch einmal mit den genannten und 6 andern Häuptlingen (unter ihnen war auch der mächtige Hongi²⁾, ein Onkel Kuataras) nach Sydney zurück. Drei Monate später begleitete Marsden selbst die ganze Gesellschaft, diesmal war auch J. King dabei, nach Neuseeland. Er wurde von den Maori wie ein Vater geehrt. Es gelang ihm, in einem gerade an der Inselbai ausgebrochenen Kriege den Frieden zu vermitteln, sowie für 12 Arzte etwa 200 Acker Landes bei Rangihua, an dem nördlichen Ufer der Bai, wo die Missionsstation errichtet wurde, zu kaufen. Zu Weihnachten 1814 hielt Marsden die

¹⁾ Der Kapitän des „Boyd“ hatte einen am Bord befindlichen Häuptlingssohn durch körperliche Züchtigung schwer gekränkt. Er wurde samt der ganzen Mannschaft zur Rache ermordet und das Schiff verbrannt.

²⁾ Der Name wird nach dialektischer Verschiedenheit auch Schongi geschrieben.

erste christliche Predigt in Neuseeland. Im folgenden Februar lehrte er nach Egbney zurück, wo er nun mit neuen Kräften an dem erwähnten, von der Missionsgesellschaft übernommenen Seminar weiter arbeitete. Die zurückgebliebenen Missionare aber hatten keinen leichten Stand.

Schon der Mangel an schließendem Obdach, Kleidung, Nahrung und freundlicher Gesellschaft war schwer zu ertragen; schwerer noch der Hohn und die Drohungen derjenigen, um derenwillen sie allen diesen Entbehrungen sich unterzogen. Ueberdies mußten sie zu ihrer großen Verwirrung die Erfahrung machen, daß etliche der ihnen zur Stärkung nachgesandten Missionararbeiten Böses sannen und taten, so daß sie weggewiesen werden mußten. Die übrigen aber kämpften treu und mutig gegen die zahlreichen Glimmerisse, welche ihre einsame und hilflose Lage unter einem Volk von Kannibalen, das Erlernen einer gänzlich unangebauten Sprache und deren grammatische Bearbeitung, die ihnen größtentheils unbekannten abergläubischen Gebräuche der Eingebornen, die sie täglich zu verletzender Gefahr liefen, ohne sich deshalb entschuldigen zu können, ihnen entgegenstellten. Einen Erfolg ihrer Arbeit sahen sie in vielen Jahren nicht. Während das Volk sich ihre Unterweisung im Landbau zur Not gefallen ließ, auch allenfalls den Schulunterricht der Kinder gegen Belohnungen an Nahrung, Kleibern und eisernen Geräten gestattete, wollte von Belehrung niemand etwas hören. Die Kriegs- und Raubzüge vermehrten sich, die Lage der Missionare ward immer bedenklicher, und hätte nicht der kluge und mächtige — freilich auch grausame und wilde — Häuptling Gongi sie mit seinem Einflusse geschützt, so würden sie sich, von Greueln und Gefahren aller Art umgeben, nicht mehr haben halten können.“

Im Jahre 1819 besuchte Marsden wieder Neuseeland und brachte zwei neue Missionare, Butler und Kemp, mit. Es wurde die zweite Station zu Kerikeri an einer der westlichen Buchten der Bai auf Gongi's Gebiet angelegt. Dieser Häuptling wollte schlauer Weise die Mission seinen politischen Zwecken dienstbar machen. Eine mit Missionar Kendall unternommene Reise nach England benutzte er, um sich reichlich mit Schießgewehren zu versehen. Bisher schon hatten die Missionare solche beim Tausch von Nahrungsmitteln in die Hände der Eingebornen gebracht, ein unbesonnenes Verfahren, das man bald bitter bereute und völlig aufgab. Gongi nämlich begann nach der Rückkehr mit seinen nun überlegenen Kriegern seine wilden Raubzüge über einen großen Teil des Landes. Sein Name wurde aller Orten mit Schrecken genannt. Natürlich war das Verhältnis der Missionare zu ihm ein schwieriges und oft peinliches. Doch schützte er sie und sah sie ihrer Kulturarbeiten wegen gern; so glaubte man, die auf seinem Gebiete angelegte Station nicht aufgeben zu dürfen.

Im Jahre 1823 wurde an einer der südlicheren Buchten der Insel, in die der Waitangi mündet, die dritte Station, Paikia, angelegt, zwei Jahre später die vierte, Kanakana, 4 Stunden von der vorgenannten, an der südlichsten Bucht der Bai; letztere wurde jedoch bald wieder aufgegeben.

Noch immer aber hielt es sehr schwer, die Leute zum Gottesdienst zu sammeln, und wo dies wirklich gelang, da standen wohl einige während der Predigt auf und

*) Dort war er mit dem Missionar, einem Linguisten, Professor Ree, bei Abfassung der ersten Grammatik der Maorisprache beihilflich.

riefen: „Das ist weggehen!“ Hat Christentum gewollt, hat einer der Missionäre seine Kinder, seine Enkel, seinen Sohn, auf so freundlich vier Monaten und wir konnten lachen, lange hätte vom frühen die durch seinen Kopf durch die liegen sich bei ihnen waren, wenn man Kleidungsstücke führen aber um Jahren herrschte, das bedrohte

Inzwischen Arbeitsfeld ein fand bei seiner hatten eben ein gebraten und zu sein, ließ Diese entlegene Station, welche genannt wurde, fernt. Es trat am 1824 durch anwesenden von ihr Leben ein viel Fortschritt erschien Gongi Kriegszuge mit Paikia, von dem des Jahres an Missionare an Magungu, verkündigten.

Auf dem starb nach langer Lode sagte er nichts als Götter befürchten.“ Seit seinem Tode nare brachte zeigte sich doch einen weitergen Das Gleiche überhaupt zu

riefen: „Das ist gelogen! Wer mag glauben, was der Mann da sagt? Lasset uns weggehen!“ Fast nur Sklaven und Männer geringen Ansehens wurden für das Christenthum gewonnen; wie es aber mit dem Unterricht der Kinder anfangs ging, hat einer der Missionare selbst beschrieben. „Während,“ sagt er, „eins von den Kindern seine Lektion her sagte, spielt ein anderes mit meinen Fingern; dort nimmt eins meinen Hut weg, ein anderes trägt meine Bücher davon; aber das alles doch auf so freundliche Weise, daß ich nicht unwillig auf sie werden kann. In den ersten vier Monaten wollten meine kleinen wilden Jüglinge nichts als lärmern und spielen, und wir konnten kaum einen derselben lesen hören, weil die übrigen unaussprechlich lachten, sangen und tanzten.“ Auf Paikia klagten die Missionare, daß ihre Hütte vom frühen Morgen bis in die späte Nacht von Neugierigen umlagert war, die durch keinen Zaun sich abhalten ließen, nach Belieben hineinzugehen, über ihren Kopf durch die Seitenthüren hineinzustechen. Einige Knaben und Mädchen ließen sich bei ihnen nieder; aber es geschah häufig, daß sie in den Dusch gelaufen waren, wenn man ihrer bedurfte, oder daß sie in der Nacht mit Kochgeschirren, Kleidungsstücken u. dgl. davon gemacht hatten. Unter den beständigen Kriegsstürmen aber und bei der wilden Aufregung, welche ringsum auch in den folgenden Jahren herrschte, konnte mehrmals nur die persönliche Dazwischentritt Songis das bedrohte Leben der Missionare schützen.

Inzwischen waren auch die wesleyschen Methodisten auf das Arbeitsfeld eingetreten. Ihr erster dortiger Missionar, Sam. Leigh fand bei seiner Ankunft 1822 das Land im blutigsten Kriege. Songi hatten eben einen Sieg gewonnen, nach welchem 300 erschlagene Feinde gebraten und verzehrt wurden. Um dem Kriegsschauplatz möglichst fern zu sein, ließ sich der Missionar in der Nähe des Nordbays nieder. Diese entlegene Gegend war jedoch nicht geeignet für die Missionsstation, welche darauf nach Wangaroa verlegt und Wesleydale genannt wurde. Hier war man nur etwa 5 Meilen von Kerikeri entfernt. Es trafen zwei weitere Missionare ein. Die junge Station kam 1824 durch den Krieg in große Gefahr. Auch die zum Besuch anwesenden Londoner Visitatoren, Tyerman und Bennet hätten fast ihr Leben eingebüßt. Natürlich waren unter solchen Verhältnissen nicht viel Fortschritte des Missionswerkes zu erwarten. Anfangs 1827 aber erschien Songi vor der Station, um alle wehrfähigen Männer zu einem Kriegszuge mit sich zu nehmen. Die schutzlosen Missionare flohen nach Paikia, von wo sie sich bald nach Sydney begaben. Noch vor Ablauf des Jahres aber gründeten ein paar neu eingetroffene Methodistenmissionare an der auf der Westseite gelegenen Hokianga die Station Magungu, wo sie Jahre lang das Evangelium ohne sichtbaren Erfolg verkündigten.

Auf dem letzterwähnten Kriegszuge war Songi verwundet und starb nach langem Krankenlager am 5. März 1828. Kurz vor seinem Tode sagte er: „Laßt die Missionare in Frieden wohnen, sie haben uns nichts als Gutes gethan, und von ihnen habt ihr keinen Schaden zu befürchten.“ Dem Worte Gottes aber hat er sein Herz nie geöffnet. Seit seinem Tode kamen ruhigere Zeiten über das Land. Die Missionare brauchten nicht mehr ihre Häuser zu verschanzen. Überhaupt zeigte sich doch bald, daß das stille Leben und Wirken der Missionare einen weitergehenden Einfluß auf die Bevölkerung ausgeübt hatte. Das Gleiche ist aber auch von dem wachsenden Verkehr mit Europäern überhaupt zu sagen, so nachtheilige Elemente derselbe auch in sich schloß.

Von beiden Seiten her ist wohl die Abstellung der alten rohen und grausamen Gebräuche zu erklären. Zu Hongis Zeichenbegängnis wurden nicht mehr wie sonst Sklaven erwürgt und Häuptlinge seines Stammes ließen sich durch die Friedensvermittlungen der Missionare von einem Raubkriege abhalten.

Immer aber war die Mission noch in den Anfängen. Auf den drei Stationen, die im ganzen mit 12 Missionaren besetzt waren, mußte man froh sein, wenn man die Kinder in der Schule hatte (wo sie bereits recht Fortschritte machten) und eine Anzahl Erwachsener der Predigt zuhörte. Wie es scheint war noch kein getaufter Maori vorhanden¹⁾. Mehrere der Missionare arbeiteten an der Übersetzung der Heiligen Schrift. „Die natürliche Habsucht und kriegerische Wildheit der Insulaner machte es nötig, daß immer eine größere Anzahl von Missionaren auf einem Platze zusammen wohnten.“

Die Aussichten der Mission hellten sich von jetzt ab immer mehr auf. Bis zum November 1829 trafen noch zwei weitere ordinirte Missionare nebst zwei Katecheten ein. Im Jahre 1831 aber entstand mehr im Innern, 4 Stunden landeinwärts von Kerikeri und 6 Stunden von Paihia, die neue Station Waimate, wo ein „ausreichend Stück guten Landes“ in Anbau genommen wurde, teils um die Missionare mit dem nötigen Mehl u. a. Erzeugnissen zu versorgen, bi: man bisher mit großen Kosten von Neuseelands herbeigeschafft hatte, teils auch um die Eingebornen zum Ackerbau in europäischer Weise anzuleiten. Hier wirkte auch Missionar Nate bis zum Jahre 1834, bei dessen Abreise nach England „drei feste, 40 Fuß lange Wohnhäuser sowie die nötigen Stallungen für 14 Pferde, Vorrathshäuser aller Art, Arbeitsstätten für Zimmerleute und Schmiede, und 10 solide Wohnhäuser für Eingeborne, nebst einer geräumigen Kirche für 400 Zuhörer“ unter der Leitung der Missionare von den Eingebornen an dieser Stelle bereits aufgebaut waren. Nach allen Dörfern aber auf 14 Stunden weit in südwestlicher Richtung hatten die Eingebornen einen Weg durch die tiefen Wälder geschnitten, um den Missionaren den Besuch bei ihnen zu erleichtern. Von vielen Neuseeländern erhielt er vor seiner Abreise noch liebliche Briefe²⁾, ein Häuptling aber sandte ihm folgendes Schreiben:

„Ich sende einen meiner Sklaven mit diesem Buch (Brief), das Thomas Keo für Herrn Nate zu Waimate geschrieben hat. Die Straße ist fertig durch den Wald, für Euer Pferd und für Euch, damit Ihr in meinen Wohnort nach Mangalahia kommen möget. Kommt, kommt, kommt! Es ist eine gute Straße; vielleicht werdet Ihr sagen, sie ist gut; vielleicht aber auch, sie ist schlecht. Wir waren 35 Männer 3 Wochen und 4 Tage lang; und wir alle sagen: nein, wir wollen keine Bezahlung haben für dieses Werk. Es ist eine Straße für unsere Lehrer, daß sie kommen mögen, uns von Jesu Christo etwas zu sagen. Dies ist unsere Bezahlung, damit sind wir wohl zufrieden. Ihr seid erst viermal zu Mangalahia gewesen; aber jetzt ist der Weg fertig, Ihr müßt jeden Monat kommen, damit wir Eure Worte und Eure Bücher und den Katechismus nicht vergessen, den Ihr uns lehret. Kommt

¹⁾ Schon 1825 wird die Bekehrung eines Maori gemeldet, wahrscheinlich aber war es derselbe, dessen seltsames Ende demnächst erwähnt ist.

halb und geschw
Potaiwa an den
bisweilen zu Wa

Nachdem
den Maori we
Religion der
polynesischen
Missionaren, u
werden. Kais
des Waikato (T
Innern am gl
gründet. Die
Hügelfette nac
jener das Arb
nahmen, währe
gründeten die
Waikato. Es
zählte man 400
nischen Gebräuc
auf 45 000 ges
Nationalgehilfen
sucht, die Sonn
gewannen viele
Heiligen Schrift
von der Bevölker
die Methodistens

Nur noch
schritte des Eoo
(1837). Der
lichen Mission
Nordinsel durch
her. Wie ande
sie zuerst seine
gegangenen Ge
Erntefeld im fr
meon — voll
nach seiner Rü
Jahre alt, in

Neben der
andere europäi
land gebrungen
deutet, wurde
von ihnen barb
aber fehlte von
eine geeignete

²⁾ So werden
von den Maori g

halb und geschwind, lieber Freund, Herr Vater! — So viel Geschriebenes von Potaiwa an den Prediger des Evangeliums, der bisweilen zu Mangatapia und bisweilen zu Waimate ist.“

Nachdem erst gleichsam das Eis gebrochen war, zeigte sich unter den Maori weit und breit ein großes Verlangen, die Sitten und die Religion der „Pakeha“¹⁾ anzunehmen, wie dies auch bei den andern polynesischen Völkern der Fall war. Allerorten verlangte man nach Missionaren, und es konnte eine Reihe von neuen Stationen angelegt werden. Kaitia (vergl. S. 277) 1833, Puriri an der Mündung des Waikato (Themse) in den Hauratigolf 1834, und Rotorua im Innern am gleichnamigen See, wurden von der Church M. S. gegründet. Die Station von Mangihua wurde auf die andere Seite der Hügelkette nach Trepuna verlegt. Die Methodisten, welche sich mit jener das Arbeitsfeld geteilt hatten, so daß sie die Westküste übernahmen, während jener die Ostküste und das Innere überlassen blieb, gründeten die Station Waipu an dem gleichnamigen Nebenflusse des Waikato. Es begannen denn auch die Tausen. Bis zum Jahre 1835 zählte man 400 getaufte Maori, während die Zahl derer, die ihre heidnischen Gebräuche aufgegeben hatten und sich zu den Missionaren hielten, auf 45 000 geschätzt wurde. Sehr bald waren aus den Bekehrten auch Nationalgehilfen herangebildet. Die Gottesdienste wurden fleißig besucht, die Sonntagsfeier bald allgemeine Sitte. Die Kunst des Lesens gewannen viele, und die bisher (in Sydney) gedruckten Teile der heiligen Schrift fanden weite Verbreitung. Eine Presse wurde 1835, von der Bevölkerung mit Jubel begrüßt, in Pahiia aufgestellt; auch die Methodisten bekamen eine solche nach Mangungu.

Nur noch einmal wurden in jener Zeit die segensreichen Fortschritte des Evangeliums vorübergehend durch einen Krieg unterbrochen (1837). Der alte Marsden, welcher bisher die Oberleitung der kirchlichen Mission geführt hatte, stellte bei seinem siebenten Besuche auf der Nordinsel durch seinen Einfluß auf die Häuptlinge den Frieden wieder her. Wie anders waren doch die Maori geworden, seit jener Zeit, da sie zuerst seine barmherzige Liebe erweckten! Wie nach einem vorübergegangenen Gewitter sah er noch einmal sein liebes, nun reisendes Erntefeld im freundlichen Sonnenglanze, über das er — ein alter Simeon — voll himmlischen Friedens den Abschiedsgruß sprach. Bald nach seiner Rückkehr nach Sydney wurde er am 12. März 1838, 73 Jahre alt, in die obere Heimat abgerufen.

Neben der Mission aber waren schon seit einer Reihe von Jahren andere europäische Einflüsse in schnell wachsendem Maße nach Neuseeland gedrungen und zwar durch die Kolonisation. Wie schon angedeutet, wurde auch von dieser Seite viel dazu beigetragen, die Maori von ihren barbarischen Sitten und Gebräuchen zu entwöhnen. Leider aber fehlte von vornherein die geordnete Leitung der Kolonisation und eine geeignete Vermittlung zwischen Eingebornen und Kolonisten. Dar-

¹⁾ So werden die weißen Fremden überhaupt, besonders aber die Engländer von den Maori genannt; die Franzosen heißen bei ihnen „Wiri“.

aus erwachsen mehr und mehr Schwierigkeiten und endlich jene Entwicklungen, durch die jene bereits so lieblich sich entfaltende Mission hernach wieder verkrüppelte und noch jetzt einer Pflanze gleicht, die die Folgen eines scharfen Nachtfrostes nicht wieder verwinden kann. — Wir müssen hier etwas näher auf die Entwicklung der politischen Verhältnisse Neuseelands eingehen, und wollen deshalb folgende ausführlichere Darstellung einschalten.

Zwar hatte schon Cook auf seiner ersten Reise im Namen des König Georg III. Besitz von dem neu entdeckten Lande genommen, was aber bei der großen Entfernung desselben und der Wildheit seiner Bewohner zunächst wenig zu sagen hatte. Der erste englische Souveränitätsakt gegen Neuseeland geschah 1815, indem der Gouverneur von Neusüdwales, General Macquarie, den Missionar Kendall zum Friedensrichter ernannte, um die aus den englischen Straßkolonien entwichenen Verbrecher zu verhaften, und auch die von den Befehlshabern englischer Schiffe gegen die Neuseeländer verübten Vergehungen zu richten, wobei er zugleich Neuseeland für ein von England abhängiges Gebiet erklärte. Diese Förmlichkeit blieb jedoch ohne weitere Folgen, und vereinzelte Kolonisationsversuche geschahen ohne die Form der ausdrücklichen Autorisation der Regierung. Im Verlauf der religiösen Veränderung durch die Mission ward es aber selbst den Eingebornen einleuchtend, daß die vorhandene völlige Verfassung- und Gesetzmäßigkeit mit dem Christentum nicht vereinbar sei, und es entstand der Wunsch nach einem geordneten bürgerlichen Gemeinwesen, welches indessen Neuseeland selbst wohl schwerlich aus eigener Kraft hervorgebracht hätte. Inzwischen hatten sich die Kolonisten ansehnlich vermehrt und die Beziehungen zu Neusüdwales mehr erweitert und befestigt. Diese Kolonisten, anfangs durch Handel und Fischfang angelockt¹⁾, ergaben sich später größtenteils

¹⁾ Besonders an der Inselfai hatten die Walfisch- und Seehundsfänger ihre Stationen errichtet. Ihnen waren die Kaufleute gefolgt, welche der Handel mit neuseeländischem Flach und Holz eben dahin und an die Gokhangabai geleitet hatte. Danach begann der Landbau, zum Zwecke ausgedehnte Niederlassungen; an der Cooksstraße anzulegen. Ihr Agent, Oberst Wakefield, kaufte 1839, größtenteils für Waffen und Munition, im südlichen Teile der Nord- und im nördlichen Teile der Mittelfai einen Strich Landes im Gesamtflächeninhalte von 150 Quadratmeilen, und gründete zuerst Wellington, nicht weit von dem südlichen Ende und bald darauf New Plymouth, auf der Westküste der ersteren, sowie auch Nelson am nördlichen Ende der letzteren. Seit 1839 begann nun ein förmliches Einströmen europäischer Kolonisten. Diese aber waren teils unbekannt mit dem oben (S. 294) erwähnten nationalen Gesetz der Maori über den Grundbesitz, teils nahmen sie keine Rücksicht darauf. Privatverträge mit einzelnen Häuptlingen, die dazu kein Recht hatten, über Abtretung großer Länderstrecken wurden geschlossen; oder aber man glaubte unbesetztes Land ohne weiteres in Anspruch nehmen zu dürfen. Nebenbei trieben geldgierige Landpekulanten, sogen. „Land Sharks“ (d. i. E.-Fische) ihr gewinnflüchtiges und betrügerisches Geschäft. Unter diesen Verhältnissen sah sich die englische Regierung zu weiteren Schritten genötigt. Sie ernannte Kapitän Hobson zum Konsul für Neuseeland mit dem Auftrage, die Regierung den Kolonisten gegenüber zu vertreten, keinen weiteren Landbau zu gestatten, und die bisher geschlossenen zu untersuchen. Bald nach seiner Ankunft (1840) bemühte sich der neue Konsul erst eine bestimmte Stellung zu den Eingebornen zu gewinnen. Mit Hilfe der Missionare und bei der politischen Zerrissenheit der Bevölkerung, aus der hier und da infolge der Erbitterung über die Landverkäufe mancherlei Kämpfe entstanden waren, gelang es ihm zunächst an der Inselfai 26 Häuptlinge zur Unterzeichnung eines Vertrages zu bringen, der unter dem Namen des Vertrages von Waitangi geschichtliche Bedeutung erlangt hat. In demselben wurde die englische Herrschaft anerkannt, unter der Bedingung, daß „die Rechte und Gebräuche der Eingebornen in betreff des Grundbesitzes unverletzt bleiben sollten“. Zur Verhütung jeder Übervorteilung von Seiten der Kolonisten und aller

dem Landbau, um häufigen Ungewissheit und Streitigkeiten fähbarer machten Eingebornen, am zuerst 1831, wobei Residenten bestimmt. Jahre 1837 über die Mission.

Um die dortigen Missionen malige Bischof insel besucht und den Mangel fest hochkirchlichen

daraus entstehende Eingebornen sollte andern Worten: nur „von ihr“ so nach gelang es in zur Unterschrift zu seiner Seite mehr Unterthanen geworden durch feste Ordnung

Mit dem Vertischen Kolonien in Aufschwung genommen wales; schon 1841 Hobson verlegte den günstiger gelegenen hindurch die Haupt nach dem centralen waren weitestgehend ebenfalls Kolonien licher Schotten (18 Das besondere kirch halten lassen. Wir Anstiebungen einge Bundesstaat versch Wellington am der Mittelfai um die Provinz Han Westland abgete für sich, hat eine Superintendent; a Ministerium ein e zunächst auf 5000 auf 75000, mit 1876 wurde die Z der traurigen Käm lehren wir wieder

¹⁾ Solche Eingebornen den e bildeten 1838 zu liches Gemeinwesen Eingebornen gegen

Burkhardt, Missio

dem Landbau, und Land ward nun ein Garbhandelsartikel, wobei es wegen der häufigen Ungewißheit des rechtmäßigen Besizes an Verwirrungen, Mißheiligkeiten und Streitigkeiten nicht fehlen konnte, die den Mangel gesetzlicher Ordnung immer fühlbarer machten. Die englische Regierung ward daher wiederholt, auch von Eingebornen, um Einsetzung einer polizeilichen und richterlichen Autorität ersucht¹⁾, zuerst 1831, wodurch sie sich 1833 zur Einsetzung einiger Soldaten und eines Residenten bestimmen ließ. Diese Maßregel war jedoch völlig unzulänglich. Im Jahre 1837 übete sich in London eine Aktiengesellschaft, die New Zealand Association.

Um die Zeit, da Neuseeland britische Kolonie wurde, trat zu den dortigen Missionsfaktoren ein neuer hinzu. Schon 1838 hatte der damalige Bischof von Australien, Dr. Broughton, nachdem er die Nordinsel besucht und sich an den Erfolgen der Mission gestreut hatte, doch den Mangel festerer kirchlicher Ordnungen beklagt, und dadurch bei der hochkirchlichen Partei in England zur Einführung des strengen

daraus entstehenden Streitigkeiten wurde zugleich festgesetzt, daß kein Land von den Eingebornen sollte „direkt an einzelne Kolonisten“ verkauft werden dürfen, mit andern Worten: die Krone sollte das alleinige Recht des Landkaufs haben, und nur „von ihr“ sollten die Kolonisten Land zu kaufen berechtigt sein. Nach und nach gelang es in allen Theilen des Landes die Mehrzahl der Häuptlinge ebenfalls zur Unterschrift zu bewegen, und die Gültigkeit des Vertrages wurde zuletzt von keiner Seite mehr angefochten. Die Maori waren nun ohne Schwierigkeit britische Unterthanen geworden, aber man veräumte es, ihr Verhältnis zu den Kolonisten durch feste Ordnungen zu regeln.

Mit dem Vertrage von Waitangi beginnt die geordnete Entwicklung der britischen Kolonien in Neuseeland, die in wenigen Jahrzehnten einen erstaunlichen Aufschwung genommen haben. Zunächst galten sie noch als Zuhörer von Neuseelands; schon 1841 aber wurde Neuseeland zur selbständigen Kolonie erhoben. Hobson verlegte den Schwerpunkt derselben von der Inselbai nach dem ungleich günstiger gelegenen Waitematahafen, wo er Auckland gründete, das 14 Jahre hindurch die Hauptstadt blieb. Erst 1865 wurde die Residenz des Gouverneurs nach dem centraleren Wellington verlegt. Dieses wie auch zunächst New Plymouth waren wetteifernd mit Auckland geblieben. Gleichzeitig waren auf der Mittelinsel ebenfalls Kolonien entstanden: zu Otago durch eine größere Gesellschaft freikirchlicher Schotten (1847) und zu Canterbury durch anglikanische Kolonisten (1850). Das besondere kirchliche Gepräge dieser beiden hat sich jedoch nicht lange aufrecht halten lassen. Wir können hier nicht näher auf die Entwicklung dieser verschiedenen Ansiedlungen eingehen, sondern bemerken nur, daß sie 1852 zu einem kolonialen Bundesstaat verschmolzen wurden, der die Provinzen Auckland, Taranaki, Wellington auf der Nordinsel und Nelson, Canterbury und Otago auf der Mittelinsel umfaßte. (Es sei hier sogleich beigefügt, daß später von Wellington die Provinz Hawkesbay, von Nelson Marlborough und von Canterbury Westland abgetrennt wurde.) Jede dieser Provinzen ist im Grunde eine Republik für sich, hat eine eigene gesetzgebende Versammlung, und einen selbstgewählten Superintendenten; am Sitze der Regierung aber steht dem Gouverneur und seinem Ministerium ein Gesamtparlament zur Seite. Die Zahl der Kolonisten belief sich zunächst auf 5000, hob sich im ersten Jahrzehnt auf etwa 25 000, im zweiten bis auf 75 000, mit dem Schlusse des dritten kam sie fast auf 100 000. (Bald nach 1876 wurde die Zahl 400 000 erreicht.) Das verlangsamte Wachstum ist die Folge der traurigen Kämpfe, auf die wir bald näher einzugehen haben. Zunächst aber kehren wir wieder zur Mission zurück.

¹⁾ Solche Petition wurde allerdings von den Missionaren angestiftet, die den Eingebornen den Schutz einer festen staatlichen Ordnung wünschten. Die Kolonisten bildeten 1838 zu Kororareka (Russel) an der Inselbai auf eigene Hand ein staatliches Gemeinwesen, eine kleine demokratische Republik, die begreiflicherweise den Eingebornen gegenüber sehr willkürlich verfuhr.

andern, ohne daß ein Beschluß darüber gefaßt wurde: die beste Weise, ein Parochialsystem über das ganze Land hin einzurichten, die Beschaffung einer Reihe von nützlichen Werken katechetischen und homiletischen Inhalts zum Gebrauch der eingebornen Lehrer, — und auch das beste System des Handelsverkehrs mit den Eingebornen.

Die Church Missionary Society hatte um jene Zeit 19 Stationen, die über die ganze Nordinsel verbreitet waren, mit Ausnahme des von den Wesleyanern besetzten Gebietes der Westküste. Auch in der Waitatobene war schon damals eine Hauptstation angelegt. Sehr erfreulich waren die Fortschritte des Evangeliums z. B. in Otaiki, an der Cooksstraße, wo ein lange Zeit widerstrebender Häuptling ein eifriger Christ geworden war und nun eine besonders schöne Kirche errichtete. — Die wesleyschen Methodisten hatten den schon genannten Stationen weitere hinzugefügt wie Raipara, Aotea, Rawia, Taranaki, und ihre Wirksamkeit auch auf die Südinsel ausgedehnt, wo sie an der Cloudbay eine Station anlegten. Sie beklagten sich ziemlich bitter über das Verfahren des Bischofs, der auch ihre oben erwähnte Übereinkunft mit der Church Missionary Society nicht respektirte, die ganze Insel ohne Unterschied als seine Diözese ansah und auch mitten in die Gemeinden der Methodisten seine Katechisten schickte. — Auch hatten sie über römisch-katholische Eindringlinge zu klagen, welche bereits 1837 in ihr Gebiet kamen. Der apostolische Vikar von Westoceanien, Pompallier (Bischof von Maronea), hatte sich an der Hokiangaucht gleichsam dicht vor der Thür der Methodistenmission niedergelassen. Schon 1842 hatte er 20 Priester unter seiner Leitung, die an verschiedenen Teilen der Insel, aber nicht bloß unter Maori, sondern auch unter den Kolonisten arbeiteten, und selbst von den Gegnern der evangelischen Missionare unter den letzteren unterstützt wurden.

Im Jahre 1843 sandte auch die Norddeutsche Missionsgesellschaft zwei Missionare, Riemenschneider und Wohlers, nebst zwei Gehilfen nach Neuseeland. Sie sollten sich in der Nähe von Nelson auf der Mittelinsel niederlassen, wo bereits eine Ackerparzelle für sie besorgt war. Der Ort war jedoch sehr ungünstig, die wenigen Eingebornen schon von den Methodisten in Pflege genommen. So zogen die Missionare weiter. Wohlers ging nach Süden und fand sein Arbeitsfeld auf der kleinen Insel Kuapuka (zwischen Rakiura und der Mittelinsel in der Foveauxstraße), wo die früher starke Bevölkerung auf 197 Seelen zusammengeschmolzen war. Mit dem Christentum waren sie bereits bekannt geworden, von methodistischer wie auch von anglikanischer Seite, und ihrer viele konnten schon lesen. Doch war ihr beginnendes Christentum noch ein ziemlich äußerliches. Wohlers wurde freundlich aufgenommen, lernte schnell die Moorisprache, so daß er schon 1844 in derselben predigen konnte, und sammelte nach und nach die ganze Bevölkerung als eine christliche Gemeinde um sich, die mit großer Liebe an ihrem Seelsorger hing. Später dehnte derselbe seine Arbeiten auch auf das Südgestade der Mittelinsel aus. — Riemenschneider fand zunächst seine Arbeit in Motukaramu, an dem auf

der Westseite der Nordinsel mündenden Mokauffe. Es fand sich jedoch bald, daß er dort auf allen Seiten von den Methodistern eingeengt war. Auch ließ der nur nach zeitlichem Gewinn verlangende Häuptling des Ortes einem katholischen Priester sein Ohr, und Rimene — wie er von den Maori genannt wurde — war froh, als er seinen Wanderstab weiterlegen konnte, und ihm auf einem damals von den Methodisten verlassenen Arbeitsfelde in Taranaki, südlich von New Plymouth, ein günstiger Wirkungskreis angeboten wurde, wohin er 1846 übersiedelte.

Um jene Zeit hatten die Methodisten auf Neuseeland 17 Missionare, 159 Totalprediger, 64 Kapellen und 69 Predigtplätze; in voller Kirchengemeinschaft bei ihnen befanden sich 2960 Personen. Die Church Missionary Society aber zählte 12 Missionare und 16 Katecheten auf 22 Stationen, ferner 14 000 Schüler in 240 Schulen, und an ihren Gottesdiensten beteiligten sich 35 000. Die Zahl der Getauften finde ich nicht angegeben. Es ist erklärlich, daß bei dieser großen Menge, die so schnell in die Kirche eingetreten war, noch recht viel Schwachheit sich fand. In der allmählichen christlichen Bildung dieser zunächst zum großen Teile nur äußerlich gewonnenen Gemeinden hatte die Mission noch eine große Aufgabe vor sich. Leider war die dazu erforderliche Ruhe des Landes schon damals in einigen Gegenden durch Kämpfe unterbrochen worden, welche in den durch die Landläufe entstandenen Verwickelungen wurzelten.

Die oben erwähnte Untersuchung über die bereits geschehenen Landläufe hatte das eigentliche Resultat gehabt, daß von den 16 Millionen Morgen des durch 360 Käufer übernommenen Landes nur etwa 100 000 für rechtmäßig erworben erklärt wurden. Alles übrige mußte zurückgegeben werden — aber nicht etwa an die Eingebornen; nein, die Regierung befiel diese Ländereien als Kronland für sich, um es an weitere Kolonisten zu verkaufen. Begreiflicherweise entstand dadurch viel Erbitterung. Die Verhältnisse wurden aber besonders dadurch verfahren, daß nichts über die Stellung der Maori in der Kolonie bestimmt war und sich allmählich die Ansicht ausbildete, daß englische Recht und Gericht sei nur für die Kolonisten, daß für die Eingebornen aber ihr nationales Herkommen geltend bleibe. Hierdurch entstanden schlimme Verwickelungen. Schon 1843 wurde der genannte Kapitän Wadefield mit 18 Begleitern bei der Vermessung eines Landstriches nach altem Maorirecht ermordet. Die That blieb ungerächt. Im folgenden Jahr erhob der Stamm der Ngapuhi an der Inselhalbe offen die Waffen, unzufrieden darüber, daß durch die eingeführten Bülle die früher so zahlreichen Walfischfänger von ihren Pfäfen fern gehalten wurden, was ihnen die europäischen Waren verteuerte. Die britischen Truppen wurden zunächst geschlagen, das Städtchen Kororareta völlig zerstört, und erst 1847 konnten die Auführer nach der Einnahme ihres stark besetzten Pa zur Unterwerfung gebracht werden. Durch die Milde gegen die Überwundenen gewann freilich die Regierung jene nördlichen Stämme, daß sie auch bei späterer Gelegenheit treu blieben.

Trotz dieser Unruhen hatte die Mission auch in dieser Zeit noch erfreuliche Fortschritte gemacht. Die Zahl der Kommunikanten mehrte sich, fleißiger Kirchenbesuch, strenge Sonntagsfeier, Beiträge für die Kirchen und Schulen, Hebung der sozialen Lage u. s. w. Das sind die Züge, welche der um Neuseeland hochverdiente Gouverneur Sir George Grey in seinem sehr günstigen Zeugnis über die christlichen Maori hervorhebt. Nach einem andern Zeugnis konnten drei Viertel

der Bevölkerung die letztere f
Besitzung un
digern der O
schon die Dr
der Maoripa
zuerst gedach
füllte so wen
für die Söh
jungen Maor
Sache des M
war durch di
eifrigeren Ma
erschien der
Bevölkerung
Der Reiz der
zu empfinden
der Bevölkeru
der weißen V
die Hoffnung
die Persönlich
und mit sich
Dies zeigte fi

Er war
Missionswes
schen den A
Zwischen hatt
evangelischen
deutsche Lehre
bis in die P
eine Gemein
die ihm herzu
folgenden Jah
lichen Hälfte
der Church
enthalten ma
Schatten. J
wachsenden sel
günstige Einfl
Verwilderung
das Sklavenj
Klage.

Auch die

¹⁾ Die ge
vollendet.

der Bevölkerung Gottes Wort¹⁾ in ihrer Sprache lesen und zwei Drittel die letztere fehlerfrei schreiben. Dazu werden die Fortschritte in der Gesittung und äußeren Kultur gerühmt. Von den eingebornen Predigern der Church Missionary Society konnte zwar dem einen 1854 schon die Ordination gewährt werden; dennoch ging diese Ausbildung der Maoripastoren nicht so leicht, wie Bischof Selwyn bei seinen Plänen zuerst gedacht hatte. Das Seminar (St. Johnskollege) zu Auckland erfüllte so wenig seinen Zweck, daß es schließlich in eine höhere Schule für die Söhne der Kolonisten aufging. Manche der dort erzogenen jungen Maori verwandten hernach ihre höhere Bildung nicht für die Sache des Reiches Gottes, sondern in eigennütziger Weise. Überhaupt war durch die steigende Berührung mit den Kolonisten auch in früher eifrigeren Maorigemeinden viel weltliches Wesen aufgekommen. Vielfach erschien der große Haufe auch da, wo zuvor eine tiefe Bewegung die Bevölkerung ergriffen hatte, gegen die Religion gleichgültig geworden. Der Reiz der Neuheit hatte aufgehört, was besonders die Methodist zu empfinden hatten. Dabei zeigte sich immer deutlicher die Abnahme der Bevölkerung, und diese erhielt unter dem reißend wachsenden Strome der weißen Ansiedler immer mehr eine Stellung, welche schon damals die Hoffnung auf eine bleibende Maorivollskirche auslöschten. Nur wo die Persönlichkeit eines europäischen Missionars die Eingebornen fesselte und mit sich zog, brachte die Mission immer weitere schöne Früchte. Dies zeigte sich unter andern bei Riemenschneider.

Er war 1846 zu Warea in ein bereits völlig eingerichtetes Missionswesen eingetreten. Es herrschte in jener Zeit Streit zwischen den Anglikanern und Methodisten. Bei diesen konfessionellen Zwisten hatten sie auch etwas von Luther und der Entstehung der evangelischen Kirche in Deutschland gehört. Infolge dessen gewann der deutsche Lehrer bald das Vertrauen der Bevölkerung. Oft mußte er bis in die Nacht hinein von Luther erzählen. Ende 1848 hatte er eine Gemeinde von 268 Gliedern in 13 Dörfern um sich gesammelt, die ihm herzlich zugethan war. Zu seiner Unterstützung wurde im folgenden Jahre Missionar Bölkner ihm zugesendet, der sich auf der südlichen Hälfte desselben Gebiets niederließ, später aber in die Dienste der Church Missionary Society übertrat. Die Berichte von Warea enthalten manche lieblichen Züge. Es fehlt aber auch hier nicht an Schatten. In den Jahren 1852 und 1853 hatten die Tausen von Erwachsenen sehr abgenommen; die zunehmende Sterblichkeit, der ungünstige Einfluß der Kolonisten — dann manche Nachwirkungen früherer Verwilderung, zumal da jener Stamm lange in Kriegsgefangenschaft das Sklavenjoch getragen hatte — alles das gab vielfach Anlaß zur Klage.

Auch die englisch-kirchliche Gesellschaft blickte damals mit ernster

¹⁾ Die ganze Maoribibelübersetzung wurde 1857 durch Missionar Maunfrell vollendet.

Beforgnis auf die Zukunft Neuseelands. Im Jahresbericht von 1857¹⁾ heißt es: „Die rasche Zunahme der europäischen Einwanderung in diese herrliche Kolonie, das verderbliche Umsichgreifen römisch-katholischer Irrtümer und endlich die Verbreitung eines weltlichen, inhaltleeren Kulturlebens unter den Neuseeländern, — das alles läßt ahnen, daß der religiöse Zustand der Eingebornen, der noch vor wenigen Jahren so hoffnungsvoll (?) war, bald dem lauen Namenchristentum der europäischen Welt aufs Haar gleichen werde.“ — Doch es erhoben sich bald noch weit schwerere Gefahren für die junge Maorikirche, veranlaßt durch die folgenschwere nationale Erhebung der Maori, die schließlich aus der Verstimung über die Angelegenheiten des Landverkaufes hervorzuschwamm. Besondere Verwickelungen waren in dieser Hinsicht in Taranaki entstanden. Dieses Gebiet hatten früher die Waikato-Stämme erobert. Die Bewohner waren zum Teil geflohen, zum Teil in Kriegsgefangenschaft als Sklaven weggeführt. Das verödete Land hatten die Sieger, freilich nach der Maorisitte, widerrechtlich²⁾ an die New Zealand Association verkauft. Als nun das Christentum bei den Waikato-Stämmen Eingang fand, und die Sklaven frei gegeben wurden, kehrten diese in ihre alte Heimat zurück und verlangten nun, daß die Kolonisten ihnen ihr Grundeigentum herausgeben sollten. Dadurch entstanden dort eine Reihe von Streitigkeiten, die eine völlige Unsicherheit der Kolonie New Plymouth herbeiführte. — Aber auch unter den Waikato-Stämmen wuchs die Erbitterung gegen die Weißen immer mehr. Durch Christentum und die Zivilisation gehoben, waren die Eingebornen einsichtsvoll genug, zu erkennen, daß sie durch die wachsende Kolonisation in ihrer nationalen Existenz bedroht waren. Immer bestimmter trat ihr Entschluß hervor, kein Land mehr zu veräußern, und diese Verhältnisse brachten die verschiedenen Stämme dahin, die alten Scheidewände, die sie trennten, niederzubrechen und gemeinschaftlich für ihre Sache einzustehen. Ohne den Einfluß des Christentums würde dies freilich nie möglich gewesen sein. Schon 1853 entstand eine Verbindung von Eingebornen, die sich verpflichteten, jeden Landverkauf unmöglich zu machen, und 1856 entstand durch den Zusammentritt angesehenen Häuptlinge das sogenannte Maoriparlament, das sich als eine Repräsentation der gesamten Maorination betrachtete und auch bei allen Stämmen südlich vom Haurakigolfe Anklang fand. Weiter aber wurde 1857 der alte Häuptling der Waikato-Stämme, Te Werowero, unter dem Namen Potatau zum König der Maori ausgerufen, wodurch zunächst die Oberherrschaft der Königin von England nicht berührt werden sollte; die Eingebornen wollten sich dadurch nur von den Kolonisten bestimmter scheiden. Potatau selbst war ein blinder Greis, der der Bewegung nur sein Ansehen leihte, während jüngere Häuptlinge, besonders der begabte Ta-

¹⁾ Von einer Mittellung der ausgebehten Statistik aus den Jahresberichten sowohl der Church Missionary Society als auch der Methodisten müssen wir hier des Raumes wegen absehen.

²⁾ Da sie den Boden nicht durch Bewohnen und Bebauen in Besitz genommen hatten, war derselbe nicht ihr Eigentum geworden.

mihano (d. i. Ganze zunächst).

Wie sehr fahrung lernen bornen und be anlassung zu ei ein kleiner Säw Es waren 30 0 mouth. Der Re Morgen. Wie Taranaki, war erfahren, was daß kein Maor verlaufen; das Haupt des Tar ein. Die Reg sie bot ihm ei zurückgewiesen zahlte dem Ver gutes Recht au lungen zogen f Kaufpreis an b alles vergeblich diesem Falle en den unvermeid als die Geome ihre Arbeit beg Kingi wieder b Plymouth mit Vollmacht, das Bald darauf d tution, und an neuseeländische recht“ aber ist Dreinschlagen“ sie erklärten, b jeder Eingebor Damit begann nachdem Wiro kauften Landst geschickt hatte, lische Kriegskun schanden wurk dahin die unth

¹⁾ Christma
Druckfehler vern
²⁾ Sein fril

mithano (d. i. Thompson) dieselbe leiteten. Die Kolonisten sahen das Ganze zunächst als eine „kindische Spielerei“ an.

Wie sehr sie sich darin täuschten, sollten sie bald durch die Erfahrung lernen. Bei der steigenden Spannung zwischen den Eingebornen und den Kolonisten, konnte ein Kampf nicht ausbleiben. Veranlassung zu einem solchen fand sich in Taranaki. Dort hatte 1857 Taira, ein kleiner Häuptling, der englischen Regierung ein Stück Land verkauft. Es waren 30 000 Morgen¹⁾ an der Waitara, nordöstlich von New Plymouth. Der Kaufpreis betrug 150 Pfd. Sterl. (!) d. h. 10 Pfennig für den Morgen. Wiremu Kingi (William King²⁾), der oberste Häuptling in Taranaki, war dem großen Maoribunde beigetreten. Kaum hatte er erfahren, was Taira vorhabe, so erklärte er der englischen Regierung, daß kein Maori das Recht habe, seinen Grund und Boden beliebig zu verkaufen; das sei vielmehr Sache des ganzen Stammes, und er als Haupt des Taranakistammes lege hiermit gegen Tairas Verkauf Protest ein. Die Regierung mußte um das gute Recht Kingis wissen, denn sie bot ihm eine Summe, damit er sich beruhige. Als diese jedoch zurückgewiesen wurde, lehnte sie sich an seine Einsprache nicht und zahlte dem Verkäufer sein Geld. Kingi setzte seine Bemühungen, sein gutes Recht auf friedlichem Wege zu erlangen, fort. Die Verhandlungen zogen sich 2 Jahre lang hin. Er erbot sich sogar, den ganzen Kaufpreis an die Regierung aus eignen Mitteln zurückzuzahlen. Doch alles vergeblich. Die Regierung wollte nicht nachgeben, sondern in diesem Falle energisch durchgreifen. Trotzdem war sie in Bezug auf den unvermeidlichen Kampf höchst sorglos. Es war im Februar 1860, als die Geometer auf dem fraglichen Platze erschienen und unbelästigt ihre Arbeit begannen. Die von ihnen eingestekten Pfähle aber ließ Kingi wieder beseitigen. Infolge dieser Vorgänge erhielt der in New Plymouth mit einer kleinen Garnison stationirte Oberst Murray die Vollmacht, das Standrecht zu proclamiren, sobald es nötig sein sollte. Bald darauf drohte dieser dem Wiremu Kingi mit militärischer Exekution, und am 22. Februar ward das Standrecht in englischer und neuseeländischer Sprache verkündigt. Das Maori-Wort für „Standrecht“ aber ist mit einem Ausdruck übersetzt, der eigentlich „Recht zum Dreinschlagen“ bedeutet. So verstanden es auch die Eingebornen, und sie erklärten, der Krieg zwischen den beiden Rassen sei eröffnet, und jeder Eingeborne habe das Recht, für Leben und Freiheit zu kämpfen. Damit begann denn abermals zwischen den Engländern und den Maori, nachdem Wiremu Kingi am 25. März den von der Regierung eben gekauften Landstrich betreten, und sich in demselben durch einen Kriegspa geschüttet hatte, ein wilder und hartnäckiger Krieg, in welchem die englische Kriegskunst vor dem wohlverteidigten Pa der Maori öfter zu schanden wurde. Am 18. März wurden die Engländer, welche bis dahin die unbeschlügten Maoridörfer zerstört hatten, mit Verlust zurück-

¹⁾ Christmann (und Oberländer), Ozeanien, I, S. 62. Fast möchte man einen Druckfehler vermuten für 3000.

²⁾ Sein früherer Maoriname war Te Witi.

geschlagen. Dann aber verließ Kingi mit den Seinigen den Pa und zog sich unbelästigt in die Wälder zurück. Während das freitige Land von seinen Gegnern besetzt wurde, zerstörte er die Ansiedlungen der Kolonisten, wobei die Greuel der alten Maorikriegsführung wieder auflebten. Das ganze Land war voll Schreckens. Als eine verstärkte Expedition am 27. Juli wieder eine schwere Niederlage erlitten hatte, wurde die Ratlosigkeit immer schlimmer. — In diesen Kämpfen war auch Warea von den Engländern zerstört worden, und Missionar Niemenschneider hatte seine Thätigkeit einstellen müssen. — Zuerst hatte sich Potatau völlig neutral gehalten, obgleich es unter den Waitatohämmen mächtig gährte und von verschiedenen Seiten Kriegslustige sich dem Heere des Kingi angeschlossen. Im Juli aber war der alte König gestorben und sein Sohn Matutaera als Potatau II. ihm gefolgt. Dieser gab besonders dem Drängen des Häuptlings Rewi nach und trat auf die Seite der Kriegsführenden, obgleich sein Minister Tamihana (Thompson) zuerst noch das gute Verhältnis zu den Engländern aufrecht zu halten geraten hatte¹⁾. Durch die Erhebung der Waitatohämme aber gewann der Krieg eine Ausdehnung, welche die Existenz der englischen Kolonie Neuseeland ernstlich bedrohte.

Es würde uns zu weit führen, wollten wir hier alle die Einzelheiten dieses Krieges anführen. Nach Jahresfrist hatten die Engländer noch nichts erreicht. Es ward ein Waffenstillstand geschlossen. Man hoffte viel von dem Wechsel des Gouverneurs. Sir George Grey, der inzwischen diese Stellung im Kaplande eingenommen hatte, wurde wieder nach Neuseeland berufen, und die Eingebornen kamen ihm mit vielem Vertrauen entgegen. Wäre man seinen Plänen gefolgt, so hätte sich vielleicht der Friede bald herstellen lassen. Aber von London aus verlangte man Herstellung der britischen Waffenehre — und so begannen die Kämpfe von neuem.

Erst im Jahre 1864 wurde der Krieg mit der Einnahme der Festung von Draka u seinem Ende entgegengeführt. Die Maori waren trotz alles Mutes doch schließlich der europäischen Waffentunst erlegen. Freilich, das von ihnen besetzte Gebiet war ihnen noch nicht entrissen, obgleich die Konfiskation aller ihrer Ländereien ausgesprochen war²⁾. Aber da über die Kämpfe der Ackerbau völlig vernachlässigt war, auch die Zufuhr von Munition, die sie zuerst von gewinnstichtigen Europäern reichlich erhalten hatten, aufhörte, befanden sich die Maori in solcher Not, daß sie sich nicht weiter halten konnten. König Potatau erklärte im Jahre 1865 seine Unterwerfung. Von der in den Verhandlungen angedeuteten Herausgabe eines Theils der konfiszierten Ländereien ist hernach nie etwas erfolgt.

¹⁾ Die Grausamkeiten aber, welche um jene Zeit von englischen Soldaten an Maorifrauen und Kindern verübt waren, bewogen auch ihn nachzugeben. Die von ihm abgefaßte Kriegserklärung, in der das Unrecht der bisherigen Kämpfe in christlichem Sinne klar dargelegt wurde, mußte für die Regierung allerdings höchst beschämend sein.

²⁾ Die von den Engländern eroberten Distrikte waren mit Militärkolonisten besetzt worden, welche jeder Zeit bereit sein mußten die Waffen zu ergreifen.

Vor der eine Epifobe, fürchtbarste an Händen der Eingebornen waren die Maori in der kurzen Zeit gegründetes und noch schwächerer alter der Mission zeichnet war. die früheren bereits völlig. Die Mission hatte schwer zu äußerlich und für jeden Vergetretenen Mitleid jähriger Knabenlicher Sitte gewirkt und in Falsche an sich fest es nicht wunder nichts geworden die Maori, so machen zwischen jene erst sich Seite ihrer unschied völlig v Maori nur der

Zu Anfang zelter hier unwerthe Anhänger und wurden es an diesem Tag versammelungen braunen Christen aber begann schäften lebte d beibehalten u Mischmasch v unter dem No

Es war einem Streif Maori, welche Blute getrunken Erzengel Gab Kopf des Erz damit diese i

Vor der Beendigung des traurigen Krieges aber erfolgte noch eine Episode, in welcher die Greuel der heidnischen Barbarei aufschreckend aufblühten. Dieselbe führt uns auf die religiösen Zustände der Eingebornen während des Krieges. Beim Beginn desselben waren die Maori freilich alle Christen, doch darf man nicht übersehen, wie in der kurzen Zeit seit ihrer Bekehrung ihr Christentum unmöglich ein tief gegründetes und fest gewurzelt hatte werden können. Meist glichen sie noch schwachen Kindern, in deren Erziehung zum christlichen Mannesalter der Mission der zweite, wichtigste Teil ihrer Aufgabe vorgezeichnet war. Wir wollen es nicht verkennen, daß in diesem Stücke die früheren glänzenden Berichte, die von den Maori oft als einem bereits völlig christlichem Volke sprachen, viel zu weit gegangen waren. Die Mission hat bei dieser Gelegenheit den früheren Mangel an Nüchternheit schwer zu büßen gehabt. Der Krieg zeigte nur zu schlagend, wie äußerlich und oberflächlich bisher das Christentum der Maori war. Für jeden Verständigen und billig Denkenden liegt in dem dort zu Tage getretenen Rückschlage durchaus nichts Wunderliches. Wenn ein achtjähriger Knabe, der von seinen Eltern beten gelernt hat und zu christlicher Sitte gewöhnt wurde, plötzlich von denselben Eltern gemißhandelt wird und in himmelschreiender Weise die ihm eingepflanzten Grundsätze an sich selbst von seinen Erziehern mit Füßen getreten sieht, so ist es nicht wunderbar, wenn er mit dem 10. oder 12. Jahre ein Taugenichts geworden ist oder gar ein unverbesserlicher Verbrecher. — Möchten die Maori, so lange die Missionare bei ihnen waren, einen Unterschied machen zwischen ihnen und gottlosen Europäern, so mußte doch, als jene erst sich von ihnen zurückgezogen hatten, und allesamt auf die Seite ihrer ungerechten Bebrüder übergegangen waren, dieser Unterschied völlig verschwinden, und der Begriff „Pakeha“ blieb für den Maori nur der Inbegriff alles Abhegens.

Zu Anfang zeigten die Kriegführenden noch lange Zeit, trotz einzelner hier und da vorkommenden Grausamkeiten, eine bewundernswürdige Anhänglichkeit an ihr Christentum. Sie feierten den Sonntag und wurden erst durch die britischen Truppen belehrt, daß man auch an diesem Tage kämpfen könne; sie hielten ihre Gottesdienste, Gebetsversammlungen u. s. w. Der Krieg hat manche Züge, in denen jene braunen Christen ihre weißen Feinde tief beschämen konnten. Bald aber begann der Verfall. Mit den im Kriege erwachenden Leidenschaften lebte das alte Heidentum wieder auf. Christliche Formen wurden beibehalten und mit heidnischem Aberglauben zu einem widerlichen Mischmaß verquickt. So bildete sich endlich jene neue Religion, die unter dem Namen *Pai Marire* oder *Hauhau* bekannt geworden ist.

Es war im Mai 1864, als ein englischer Hauptmann, Lloyd, auf einem Streifzuge in Taranaki erschlagen wurde. Einige von den Maori, welche unter Ausbrüchen der größten Barbarei von seinem Blute getrunken hatten, gaben darauf vor, daß ihnen in der Nacht der Erzengel Gabriel erschienen sei, und befohlen habe, daß der getrocknete Kopf des Erschlagenen den Maorischaren voran getragen werden solle, damit diese immer siegreich seien, auch werde der Geist des Verstorbenen

durch den Mund des gehörnten Hauptes sprechen, und ihnen Offenbarungen aus der jenseitigen Welt mittheilen. Wirklich soll denn auch das Haupt gesprochen haben — man meint daß die bei den Maori bekannte Kunst der Bauchrednerei dabei mit im Spiele gewesen sei. Die Verkündigungen gingen dahin, daß die Maori einen neuen Glauben annehmen sollten, für den drei Personen als Oberpriester bezeichnet wurden, sobald sollten sie den Krieg gegen die Pateha fortsetzen, bis sie sämtlich aus dem Lande vertrieben seien. So wurde denn die neue Religion gestiftet, die aus einem Gemisch von evangelischen, katholischen, jüdischen und heidnischen Elementen besteht.

Der Name Jehova wurde mit Hauhau vertauscht, und dieses Wort bildete die Lösung der Mitglieder des neuen Bundes, die mit Wasser geweiht wurden, in welches Noths Kopf getaucht war. Das schnell wiederholte Aussprechen dieses Wortes sollte den Schutz der Jungfrau Maria herbeiführen, der im Kampfe hielt und stichfest mache. Außerdem lehrten die Hauhauptpriester: Das Buch, welches die Heilige Schrift genannt werde, enthalte viele Entstellungen und Lügen und sei überhaupt von den weißen Priestern gänzlich verfälscht. Gott selbst habe gar keine Geseze gegeben; auch werde die Welt immerdar bestehen, und eine ewige Verdammnis gebe es nicht. Wenn die weißen Unterdrücker vertrieben wären, so würde die Auferstehung der Toten unter den Maori ihren Anfang nehmen. Alle die zu dem auserwählten Volke gehörten und seit der Existenz des Volkes gehorcht wären, würden wieder lebendig werden, um teilzunehmen an der ewigen Glückseligkeit, die in alle Ewigkeit, auf Aotearoa (d. i. der alte Name Neuseelands) herrschen werde; denn es gäbe nur einen Himmel, nämlich den, welchen die Menschen sich selbst erschaffen²⁾.

Die neue, außerordentlich fanatische Sekte wuchs sehr schnell. Besonders in der Gegend von Wanganui an der Cooksstraße wurden durch dieselbe die Kämpfe erneut. Einzelne Banden aber durchstreiften die Insel und richteten hier und da die schrecklichsten Morbscenen an. So besonders zu Opotiki an der Plentybai, wo früher eine blühende Mission der Church Missionary Society bestanden hatte. Dort hatte der frühere norddeutsche Missionar Bölkner gewirkt, der aber vor den Krieggünruhen in Ausland hatte Zuflucht suchen müssen. Als die Waitatostämme so geschwächt waren, daß sie nicht weiter die Waffen erhoben, glaubte er auf seine Station zurückkehren zu dürfen und fing an sein zerstörtes Haus wieder aufzubauen, trotzdem er wegen der Untriebe der Paimarire gewarnt war. Eine Bande dieser Fanatiker ermordete ihn denn auch unter teuflischem Hohngelächter vor seiner Kirche, und kein Mitglied seiner alten Gemeinde suchte es zu verhindern. Die Leiche wurde schändlich verstümmelt, Stücke derselben von den Mördern verschlungen u. s. w. Dieses Ereignis machte im Lande großes Aufsehen. Es wurde übrigens von dem Maorikönig³⁾ gemißbilligt, der dem Gouverneur melden ließ, daß er den Mördern des Missionars keinen Schutz gewähren werde. Wahrscheinlich wirkte es mit, den König

²⁾ Christmann, a. a. O., S. 102.

³⁾ In neuerer Zeit finde ich den König Tawhiao genannt. Ob dies nun ein anderer Name ist, den Matutaera angenommen hat, oder ob ihm ein anderer in der Würde nachgefolgt ist und seit wann? kann ich nicht ausfindig machen.

zu der Unterwelt wiederhergestellt mehrere hundert freiten und in eine Reihe hebung der Maonisten Neuseeland britisches Militä sollten, waren für die Waitatostämme hielten. Dieses den Karten wird etwa 4000 Quadrat Meilen reicht eine Noteahafen und bis an den Taue sie zunächst parat herantritt, dem das Betreten dieser in Tektite seine Seine Unterthanen Weiße darunter Der Hauhaufang ist wohl dem G unter dem Namen seinen Unterthanen unabhängige Stämme man doch jede kluge Politik verwalten kosten; sie welche beide Faktionen Kriegskunst in der

Unter dieser Mission in einer langer, eifriger viel versprechend

¹⁾ Die Anhängerschaft gab diese den König genannt

²⁾ Es wird in (der König) und dieser Personen. Gebete werden erteilt. Gottesdienst in liturgischer Form sehr treffend und datiren vom 6. März. Der 6. März Monat zu 30 Tagen

zu der Unterwürfigkeitserklärung zu bestimmen, durch welche der Friede wiederhergestellt wurde. Nur eine Unterbrechung fand derselbe, als mehrere hundert kriegsgefangene Maori an der Chataminsel sich befreiten und in ihr Land zurückkehrten (1868). Es ergaben sich daraus eine Reihe erfolgloser Scharmügel. Zu einer allgemeinen Erhebung der Maori ist es nicht wieder gekommen; aber auch die Kolonisten Neuseelands, denen seit 1865 jede weitere Unterstützung durch britisches Militär versagt war, da sie für ihren Schutz selber sorgen sollten, waren froh, daß die ihnen feindseligen Eingebornen (besonders die Waikatostämme) sich auf dem von ihnen besetzten Gebiete ruhig verhielten. Dieses Verhältnis hat sich bis zur neuesten Zeit erhalten. Auf den Karten wird jenes Gebiet als *Kings Country*¹⁾ bezeichnet, ist etwa 4000 Quadratkilometer groß und liegt nordwestlich vom Tauposee. Westlich reicht es an die Küste und umfaßt die Strecke zwischen dem Aoteahafen und dem Mokaufluß. Von dem letzteren geht die Grenze bis an den Tauposee, und von diesem hinüber gegen den Waikato, dem sie zunächst parallel läuft, im mittleren Laufe aber an das linke Ufer herantritt, dem sie bis zur Breite von Aotea folgt. Jedem Weißen ist das Betreten dieses Gebietes aufs strengste verboten. Der König, welcher in Tektute seinen Sitz hat, genießt eine Art halbamtlicher Anerkennung. Seine Unterthanen werden auf 10 000 geschätzt. Es sollen sich einige Weiße darunter befinden, die ganz die Maorisitte angenommen haben. Der Hauhausanismus hat nach und nach an Anhängern verloren und ist wohl dem Erlöschen nahe. Dennoch ist eine ähnliche Mischreligion unter dem Namen *Tariao*²⁾ von dem König angenommen und bei seinen Unterthanen allgemein eingeführt worden. So unbequem dieser unabhängige Staat im Lande der Regierung auch sein mag, so räumt man doch jede Veranlassung zu neuen Kämpfen aus dem Wege. „Die kluge Politik vermeidet langwierige Kämpfe, die viel Geld und Soldaten kosten; sie überläßt die Maori der Zeit und dem Schnaps (!), welche beide Faktoren schneller unter ihnen aufräumen, als europäische Kriegskunst in den Urwäldern von Neuseeland dies vermöchte.“ (Buchner.)

Unter diesen Verhältnissen dürfen wir freilich nicht erwarten, die Mission in einem besonders blühenden Zustande zu finden. Wie ein langer, eifriger Winter hatten sich die Kriegswirren über das einst so viel versprechende Feld gebreitet. Die christlichen Gemeinden waren

¹⁾ Die Anhänger des Königs werden gewöhnlich Kingiten genannt. Wahrscheinlich gab dieser Name zu der irrthümlichen Ansicht Veranlassung, daß Wiremu Kingi König geworden sei, wie dies in der ersten Ausgabe ausführlich erzählt war.

²⁾ Es wird in derselben eine Art Trinität verehrt: Ihowa (Iehowa), Tamhiao (der König) und Teatua (der Gott). Sie richten Bitt- und Dankgebete an jede dieser Personen. Alle Tänze sind verboten, ihrelieder lernen sie auswendig, die Gebete werden extemporiert von Männern, Weibern oder Kindern, wie es der Geist gibt. Gottesdienst wird täglich zweimal und Sonntags viermal gehalten und zwar in liturgischer Form. „Die Sprache einiger Gebete, besonders die der Frauen, ist sehr treffend und schön.“ Die Woche besteht aus 6 Tagen, und die Sonntage datiren vom 6. September 1875, an welchem Tage dem Könige sein liebstes Kind starb. Der 6. Tag jedes Monats muß ein Sonntag sein, daher rechnen sie jeden Monat zu 30 Tagen. *Church Missionary Intelligencer* 1877, p. 636.

größtenteils aufgelöst. Aber auch da, wo die Ruhe niemals gekört wird, wie in dem Gebiete nördlich von Auckland, hatten sich die Wirkungen des Krieges in einem betrübenden Sinken des geistlichen Lebens bemerklich gemacht. Die Feinde der Mission berichteten schon mit Schadenfreude, daß das ganze Christentum der Maori ausgestorben sei. Die neueste Zeit hat gezeigt, wie voreilig dieses Urteil war. Um jedoch die Verhältnisse recht zu verstehen, müssen wir immer im Auge behalten, daß keineswegs bei den Maori überall dieselben Zustände vorherrschen, und daß alles Generalisiren daher nicht zutreffen kann. Wohl mag ein Tourist, der flüchtig die Hauptpunkte des europäischen Einflusses auf Neuseeland besucht, von den Eingebornen einen Eindruck erhalten, der ihn zu solchem pessimistischen Urteil verleitet; eine eingehende Beobachtung aber findet immer noch genug Segensspuren des Evangeliums und deutliche Anzeichen von Fortschritten des christlichen Lebens und seiner Früchte bei den Maori. Vernehmen wir aber zunächst den Eindruck, den solch ein Tourist von den heutigen Maori hatte.

M. Buchner sagt¹⁾: „Das Frappanteste beim ersten Anblick der Maori (in Wellington) ist die Tätowirung, in die Haut ziselirte Arabesken von hohem Kunstwert, welche über und über ihr Gesicht bedecken, so daß es von ferne ganz blau zu sein scheint, und welche ihren harten und großen Jügen einen starken Ausdruck von Wildheit verleihen. Einige hatten etwas Stolz und Gebieterisches in ihrer Haltung und trugen den Stempel einer ursprünglich edeln und hochbegabten, jetzt aber immer mehr verkommnen Rasse. Ihre Kleidung ist die der weißen Kolonisten und variirt in allen Graden der Verblüderung.“ — Es gibt jedoch auch Gentlemen unter ihnen, die sich trotz der Tätowirung ganz respektabel ausnehmen, auch sieht man braune Damen in wallenden Seidenkleidern, das tolette Federhütchen neuester Mode auf dem Kopfe und die elegante Gerte in der Hand, auf ihren Spazierritten neben ihren braunen Kavaliern²⁾. Den stärksten Gegensatz zu diesen bilden die gewöhnlichen Maoriweiber, die in höherem Grade noch als die Männer ein Bild der Verkommenheit darbieten. Struppig hängen ihnen die ungelämmten Haare über die Stirne herab. Ihre meist grellfarbigen Anzüge sind schmutzig und unordentlich. Häufig hocken sie betrunken auf den Straßen. Auch sieht man unter ihnen solche, deren höhere Abkunft an der blauen Tätowirung des Kinnes und der Lippen erkennbar ist. Wenn sie sich unterhalten, so begleiten sie ihre Rede mit einem sehr lebhaften Mienen- und Gebärdenpiel, wie alle leicht erregbaren Menschen. Ihr Jähorn ist bei den Kolonisten sprichwörtlich. — In der Nähe der größeren Ansiedlungen scheinen manche Spuren der Unsitlichkeit sich zu zeigen. „In der räucherigen Schnapsstube des Gasthauses lungerten ein paar Maorifrauen immer herum, mit Hut und Schleier Europäerinnen imitirend, und betranken sich.“ Arbeitscheu scheint an der Tagesordnung zu sein. Vor den Hütten (die kleinen tief in der Erde stehenden Schweizerhäuschen ähnlich sehen) lungerten die braunen Mädchen schälernd herum, das tiefschwarze Haar hing ihnen ungeläutet ins Gesicht, die rot- und gelbfarbten Shamitücher waren nachlässig umgeworfen. Gegenüber hockte eine Gruppe von Männern, ganz in ihr Kartenspiel vertieft.

In dem Seendistrikt und selbst bei Auckland findet man noch dieselbe alte Tracht der steifen grellfarbigen Decken aus Phormium mit roten Troddeln und

¹⁾ Reise durch den Stillen Ozean, S. 91 ff. Ich schalte einzelne Züge aus andern Quellen mit ein.

²⁾ Den Frauen fehlt die leichte Grazie der Reiterinnen in Hyde Park; ihre Züge sind grob, ihr schwarzer Haarwuchs meist nicht genügend gepflegt, und in allen Bewegungen ist so viel Urröthliches, Eitles, daß ihre Bornehmshuerei höchst komisch, wenn nicht gar abgeschmackt wirkt.

schwarzen Kranz tragen, daß nur wohl ein schmieriger In den Ohren tadellosster Schmuck leiste, kleine Brillen, Kopfbedeckung und kleinen Ringelstrich Nasenbrücken. Nase an die des Alte Weiber weis das Sachen und gegeben und sich wiegend aus Ra juträglich ist. A Eingebornen, na ganzen aber möd empfängt, der A zutreffend sein.

Wunderbar hände kommen, jedoch — mit w ihnen solche sozia se mit ihren St als Häuptlingen dem verpacketen solche, die ihr Ra gelegt haben. A sonderm Europäer lassen¹⁾. Solche gerichtet. Solche Segen mit sich j Dabei macht sich wenn auch eine Maori, mit dem er in dem gemei fährenderweise ein den Morgen nicht hatte, suchte dies wenn er nichts z machte ihn auf merksam. Alles seine goldene Uhr allen Artikeln sag

Aus dem zialen Extreme stand, der bei Verhältnisse st aber weiter na treten dem Ne Heiden sein w

¹⁾ Vgl. Chau

²⁾ In Bezug daß die schwarzen sich allgemeiner A

schwarzen Fransen. Sie werden oft bei hockender Stellung so über den Kopf gezogen, daß nur der schmutzige Schnauzenstummel hervorsteht. Darunter wird wohl ein schmieriges Hemd und von den Frauen ein gestreuter Unterrock getragen. In den Ohren tragen sie Haifischzähne mit einem roten Siegeladstapfen, ein sehr beliebter Schmuck, der auch in Havannabildung viel angewendet wird; Amulette, kleine Grüneinfangen mit Perlmutteraugen, werden um den Hals getragen. Kopfbedeckung und Fußbekleidung fehlen, die Waden sind mit einem Muster von kleinen Längsfurchen tatuiert. — Bei den Alten sieht man noch die Sitte des Nasenbrückens. Mit einem traurig-ernsten Gesichte drückt einer seine blau ziselirte Nase an die des Freundes, indem er ihn umarmt und verharrt so einige Zeit. Alte Weiber weinten bei der Zeremonie; sobald diese aber vorüber war, begann das Lachen und Schwagen. Die jüngere Generation hat diese Begrüßung aufgegeben und sich dafür das Klaffen angewöhnt. — Ihre Nahrung scheint weit überwiegend aus Kartoffeln zu bestehen, was für die Gesundheit nichts weniger als zuträglich ist. Auf die eingehendere Beschreibung des Lebens und Treibens der Eingebornen, namentlich in dem Seendistrikt, können wir nicht näher eingehen. Im ganzen aber möchte für den Eindruck, den der flüchtige Reisende von den Maori empfängt, der Ausdruck des bekannten Historikers „strolchiges Gesindel“ nicht unzutreffend sein.

Wunderbar mag es erscheinen, wie eitleiche unter ihnen zu so großem Wohlstande kommen, daß sie es vornehmen Europäern gleich thun können. Es sind jedoch — mit wenigen Ausnahmen — nicht die Früchte des eignen Fleißes, die ihnen solche soziale Stellung gewähren, sondern die bedeutenden Kapitalien, welche sie mit ihren Stammgenossen für verkaufte Ländereien empfangen, wovon ihnen als Häuptlingen der Bomananteil zufiel; oder sie erheben eine hohe Jahresrente von dem verpachteten Grund und Boden. Wohl gibt es in einigen Gegenden auch solche, die ihr Kapital durch große Schaf- und Rindviehfarmen sehr rentabel angelegt haben. Aber im ganzen und großen scheinen sie nicht selbst zu arbeiten, sondern Europäer — natürlich gegen sehr hohen Lohn — für sich arbeiten zu lassen¹⁾. Solche haben dann ihre Häuser mit allem europäischen Komfort eingerichtet. Solcher ohne Arbeit erworbene Reichtum scheint jedoch meist nicht viel Segen mit sich zu bringen, und oft wird auch bedeutendes Vermögen vergeudet. Dabei macht sich vielfach eine klägliche Halbbildung mit großer Eitelkeit geltend, wenn auch eine natürliche Gutmütigkeit und kindische Naivität durchblickt. Ein Maori, mit dem zwei Kolonisten einen gehässigen Wortwechsel gehabt hatten, weil er in dem gemeinsamen Schlafzimmer des Gasthofs sich bald nach Mitternacht störenderweise eine Pfeife ansteckte, um den Abgang des Eisenbahnzuges am folgenden Morgen nicht zu veräumen, während Buchner den stillen Beobachter gespielt hatte, suchte diesen hernach im Eisenbahnwagen fortwährend zu unterhalten, und wenn er nichts zu sagen wußte, blinzelte er ihm freundlich mit den Augen zu. Er machte ihn auf seine schöne Bekleidung, lange Stiefel, Unterhosen u. s. w. aufmerksam. Alles mußte B. befühlen und bewundern. „Besonders stolz war er auf seine goldene Uhr, die er überlegen lächelnd meiner silbernen entgegenhielt. Von allen Artikeln sagte er den Preis.“

Aus dem Gesagten ergibt sich, daß an den Maori sofort die sozialen Extreme in die Augen springen; es fehlt der gesunde Mittelstand, der bei fleißiger Arbeit sein gutes Auskommen hat²⁾. Diese Verhältnisse sind jedenfalls nicht sehr erfreulich. Sehen wir uns aber weiter nach den kirchlichen Beziehungen der Bevölkerung um, so treten dem Reisenden freilich nirgends solche Maori entgegen, die noch Heiden sein wollten. Aber vielfach findet man den barsten modernen

¹⁾ Vgl. Church Missionary Intelligence 1875, p. 206.

²⁾ In Bezug auf die Kolonialbevölkerung läßt sich grade im Gegenteil sagen, daß die scharfen Extreme von Armut und Reichtum bei derselben fehlen, während sich allgemeiner Wohlstand zeigt.

Skeptizismus, der das Dasein Gottes, das zukünftige Gericht und die Hölle leugnet, und in Bezug auf die letztere wohl spottend dem Missionar zuruft: „Jetzt wissen wir, was ihr mit dem großen Feuer gemeint habt! Eure Kanonen u. s. w.“ Andre wieder sind vollständig indifferent, haben sich dem Kartenspiel, einzelne auch dem Trunke ergeben, während sie gegen das Evangelium eine tiefe Apathie beweisen. Ein großer Teil der Bevölkerung ist dann jener neuen Religion anheimgefallen, an die sie mehr durch den politischen Gegensatz gegen die Weißen, als durch religiöse Überzeugung gefesselt werden. Der König schickt seine Sendboten auch in andere Teile der Insel, um die neue Lehre zu verbreiten und im Innern, sowie in den östlichen und südlichen Landschaften, scheinen nicht wenige Gemeinden gesammelt zu sein¹⁾. Manche, die früher selbst eifrige Mitglieder der christlichen Gemeinden waren, haben sich jenen angeschlossen. Und mehrere Jahre noch nach Beendigung des Krieges war auch in den letzteren, unter den bitteren Gefühlen gegen die Europäer, die erste Liebe sehr erkaltet. Viele der Christen vernachlässigten den Gottesdienst und die Sakramente, der Feiertag wurde nicht geheiligt, die christliche Ehe nicht aufrecht erhalten, die Kirchen verfielen u. s. w.

Das alles waren die sehr erklärlichen Folgen des langen Krieges. Aber schon zu Anfang der siebziger Jahre ist ein auffallender Umschwung zum Bessern eingetreten, wie von verschiedenen Seiten bezeugt wird. Eine entschiedene Reaktion trat an die Stelle jener Gleichgültigkeit und Vernachlässigung der Religion. Am meisten zeigte sich die Wendung in den vom Kriege nicht unmittelbar betroffenen nördlichen Gebieten, wo sich in der That die Verhältnisse recht erfreulich gestaltet haben, und die Gemeinden wohl den Vergleich mit manchen Durchschnittsgemeinden der alten Christenheit aushalten, ja dieselben in manchen Stücken beschämen können. Aber auch in den andern Teilen des neuseeländischen Missionsfeldes, namentlich im Osten, sind die durch den Krieg zersprengten Gemeinden wieder gesammelt, und fortwährend kommen von den Abtrünnigen mehr und mehr reuig zurück.

Leider hatte die Church Missionary Society nicht die wünschenswerten Kräfte zur Verfügung, um sofort nach Herstellung der Ruhe im Lande mit der möglichsten Energie das zerstörte Werk wieder herzustellen. Mehrere von ihren Missionaren, welche bereits 40 Jahre und darüber in Arbeit standen, waren bei aller Treue und Hingebung doch nicht den Anstrengungen gewachsen, welche die neue Gestalt des Missionswerkes erforderte. Während des Krieges waren natürlich auf dieses Feld keine neuen Arbeiter hinausgeschickt worden. Dazu kam eine andere Schwierigkeit: Früher lebten die Maori in ihren Pa in größerer Anzahl beisammen. Jetzt wohnen sie zerstreut in kleinen offenen Weilern, Ranga, die nur aus einigen von Kartoffelfeldern um-

gebenen Häute dieser Zeit
ein treuer, t
Church Miss
Stephensinsti
Methodisten d
eröffnet haben
als 27 ordini
nicht bloß vor
Achtung der
Verhältnisse b
sind wahre Ma
Predigten imm
jitiert er aus
mit Angabe v
genau. Trotz
fleißig auf.
Gemeinden vbl
sicher angelegt
die Gesellschaft
Geistlichen in
Element nicht
Pastoren aber
gehilfen (220
ihren Dienst
halten. Bei
solche Gehilfen

Bliden w
in den Kirchen
gelleibete, and
raschung erfül
mögen sie auch
sich noch nicht
regelmäßig ihr
säumen die vie
Sterbenben su
der Pastor irg
meinden der n
der alten Chri
tum auch noch
einige, die deu

¹⁾ In den Missionsberichten wird öfters die neue Religion des Tetuti erwähnt. Tetuti war der Anführer der Rebellion jener nach der Chataminsel verbannten Kriegsgefangenen, der sich auch für einen Propheten ausgab. Über das Verhältnis dieser Religion zu der des Königs finde ich nichts Näheres.

¹⁾ Sie wer
„Minita“ genann
²⁾ Die Chan
besitz, der unter
ein beträchtlicher

gebenen Hütten bestehen. Es ist für den Missionar sehr schwierig, in dieser Zerstreuung auf sie einzuwirken. Um so wichtiger ist es, daß ein treuer, tüchtiger Predigerstand herangebildet wird, wozu die Church Missionary Society seit einer Reihe von Jahren das St. Stephens-Institut zu Auckland in Thätigkeit hat, während auch die Methodisten daselbst das inzwischen geschlossene Three-Rings-Seminar wieder eröffnet haben. Die erstere Gesellschaft hatte schon 1879 nicht weniger als 27 ordinirte Maorigeistliche angestellt, Männer, die meistens nicht bloß von ihren Gemeinden geliebt werden, sondern sich auch die Achtung der Europäer zu erwerben wissen. Im ganzen füllen sie ihre Stellung gut aus und haben mit Gottes Hilfe viel zur Besserung der Verhältnisse beigetragen. Ein paar von den bereits alten Predigern sind wahre Muster, wie der Rev. Piripi Patiki, ein blinder Greis, dessen Predigten immer von Herzen kommen und zu Herzen gehen. Dabei zitiert er aus dem Gedächtnis zahlreiche Stellen der Heiligen Schrift, mit Angabe von Kapitel und Vers und fast immer bis aufs Wort genau. Trotz seiner Blindheit suchte er die zerstreuten Gemeindeglieder fleißig auf. Die Gehälter dieser Maoripastoren¹⁾ werden von manchen Gemeinden völlig aufgebracht; einige Pfarrstellen sind bereits durch sicher angelegte Kapitalien ausreichend fundirt. In andern Fällen zahlt die Gesellschaft ein Drittel des Gehaltes²⁾. Bei der Ausbildung der Geistlichen in der genannten Anstalt scheint übrigens das englische Element nicht zu stark betont zu werden. Neben diesen ordinirten Pastoren aber hat die Gesellschaft eine große Anzahl anderer Nationalgehilfen (220), die als Schullehrer, Katechisten, Bibelleser u. treulich ihren Dienst thun und größtentheils gar keine Besoldung erhalten. Bei der oben angedeuteten Zerstreuung der Bevölkerung sind solche Gehilfen wichtig, um in allen Gemeinden Gottesdienst zu halten.

Wenden wir nun auf die Gemeinden selbst, so finden wir zunächst in den Kirchen an Sonntagen und auch bei Wochengottesdiensten wohlgekleidete, andächtige Versammlungen, die jeden Fremden mit Überraschung erfüllen. Auch zu Hause vergessen sie die Religion nicht; mögen sie auch noch in den alten niedrigen Maorihäusern wohnen und sich noch nicht mit viel europäischem Komfort umgeben haben, sie halten regelmäßig ihre Morgen- und Abendandacht. Die Kommunitanten versäumen die viermalige Feier des heiligen Abendmahls nicht, und die Sterbenden suchen ebenfalls noch das Sakrament zu empfangen, wenn der Pastor irgendwie erreichbar ist. Dies gilt besonders von den Gemeinden der nördlichen Abtheilung, die durchgehends mit den Gemeinden der alten Christenheit verglichen werden können, so sehr ihr Christenthum auch noch in äußeren Formen besteht. Doch finden sich immer einige, die deutliche Spuren von innerem Leben zeigen, wenn auch die

¹⁾ Sie werden übrigens mit dem maorisirten englischen Worte minister „Minita“ genannt.

²⁾ Die Church Missionary Society besitzt auf Neuseeland nicht wenig Grundbesitz, der unter den jetzigen Verhältnissen reichliche Renten abwirft, so daß dadurch ein beträchtlicher Theil der Ausgaben für die Mission gedeckt wird.

richtigen Gebrauch machen, und hier und da sorgt einer für die Kirche seiner Gemeinde besser, als mancher Patron einer deutschen Landgemeinde.

Die Regierung bestrebt sich seit einiger Zeit sehr eifrig, den Eingebornen durch zahlreiche wohlausgestattete Schulen Bildung zuzuführen. Es wird in denselben ausschließlich englisch unterrichtet¹⁾. Das Urtheil über ihre Wirksamkeit ist ein sehr verschiedenes. Hier und da wird anerkannt, daß sie gute Früchte bringen; auch stehen sie, obwohl der Religionsunterricht ausgeschlossen ist, nicht feindlich zur Kirche; viele der Lehrer halten auch freiwillig Gottesdienst. Nach andern Angaben aber läßt sich nicht viel Gutes erwarten. „Die, welche sie 4—5 Jahre besucht haben, sind in moralischer oder sozialer Beziehung keineswegs auf eine höhere Stufe gekommen als ihre Landsleute, die nur die Maorisprache sprechen, vielmehr leben sie ganz in der alten Weise und sind zum Teil die Mitglieder der Gemeinden, welche die größte Schwierigkeit machen.“

Überschauen wir nun nach diesen allgemeinen Bemerkungen das Werk der Mission, wie es sich in neuester Zeit gestaltet hat. Es ist auch jetzt noch wie in früheren Zeiten weit überwiegend in den Händen der Church Missionary Society. Dieselbe teilt ihr Arbeitsfeld folgendermaßen ein.

1. Die nördliche Abtheilung, welche so ziemlich mit der Diözese von Auckland zusammenfällt, umfaßt die 4 Distrikte Waikato, Waikato, Waikato und Waikato, über welche der zu Waikato stationirte Archdeacon Clarke die Superintendentur hat, sowie der Waikato- und Waikato-Distrikt. In den vier erstgenannten sind durchaus parochiale Verhältnisse. Pünktliche Beobachtung der kirchlichen Pflichten wird hier im allgemeinen von den Gemeinden gerühmt. Was die äußeren Verhältnisse betrifft, so sind sie „ruhig und glücklich“. Bemerkenswert ist es, daß in Waikato auf 9 Todesfälle 27 Geburten kamen. Sollte dieses nicht ein ganz abnormer Ausnahmefall sein, so würde man jedenfalls in Bezug auf diesen Teil der Maoribevölkerung nicht vom Aussterben sprechen dürfen. Auch die westlichen Gebiete von Hokianga und Waikato, deren eingeborne Bevölkerung meistens beim Harzgraben eine Art Nomadenleben führt, und nur die Saat- und Erntezeit an ihren Wohnsitzen verlebt, ist jetzt in der Pflege der Church Missionary Society. Die Methodisten, welche früher dort Stationen hatten, scheinen dieselben aufgegeben zu haben.

Bei der Mission im Waikato-Distrikt, der zum großen Teil mit dem Gebiet der Kingiten zusammenfällt, hat bis jetzt noch nicht viel für die Wiederherstellung geschehen können, und der Missionar Ashwell hat wohl bis jetzt seinen Sitz in Auckland (?), doch hat seit 1878 ein Maoripastor, Heta Tarawhiti, die Erlaubnis erhalten, in dem abge-

¹⁾ Christmanns Angabe (a. a. O. S. 113), daß die Maori nicht fähig seien die englische Sprache zu sprechen und daß sie deshalb sich die europäische Civilisation nicht aneignen könnten, so daß sie neben der sich mehrenden europäischen Bevölkerung fortzubestehen vermöchten, ist völlig unzutreffend und wird z. B. durch die Unterhaltungen, die Buchner mit Eingebornen hatte, aufs schlagendste widerlegt.

Buchner, Missions-Bibliothek. IV, 2. 2. Aufl.

schlossenen Gebiete zu wohnen und zu predigen. Er fand eine Anzahl, die im stillen ihrem Glauben treu geblieben waren, obwohl sie aus Furcht vor dem Könige sich nicht offen dazu bekannten. Jetzt ist es gelungen, wieder eine christliche Gemeinde von 30 Familien zu sammeln, die sich noch weiter mehrt. Auch hat Peta eine Schule eingerichtet, in der auch oft die Alten mitkommen. Der König selbst scheint in neuester Zeit versöhnlicher gestimmt, wozu ein Besuch des Gouverneur Grey, für den sich auch dort noch einige Anhänglichkeit erhalten hat, beigetragen haben mag. Es wäre nicht unmöglich, daß, wenn die politischen Beziehungen der Kingiten zur Regierung richtig geordnet würden, auch bei ihnen anstatt jener Mißreligion das reine Evangelium wieder Eingang fände. Die Regierung hätte allen Grund, zu einer solchen Regelung die entgegengesetzten Schritte zu thun, um altes Unrecht einigermaßen wieder gut zu machen. — Die zugänglichen Teile seines Distrikts besucht der Missionar vielfach auf Reisen, um die zerstreuten Christen zu sammeln.

Etwas weiter ist die Wiederherstellung der Mission im Taupo-Distrikt geblieben, wo der Missionar Grace, der einst in Pukawa am Tauposee eine blühende Station hatte, seit der Beendigung des Krieges treulich gearbeitet hat, um seine abtrünnigen Gemeindeglieder wieder zu gewinnen. Seine Besuche waren in der ersten Zeit mit ernstlichen Gefahren verknüpft, da die Haukaiette hier viele ihrer fanatischen Anhänger zählte. Nachher fand Tektis Religion Eingang. Man kann sich nicht verwundern, wenn dieser Teil der Maoribevölkerung auf den Reisenden den Eindruck starker Verkommenheit macht, wie dies aus Buchners Schilderungen hervorgeht. Es ist um so erklärlicher, da jene Gegend mit ihren warmen Quellen der Sammelplatz der Touristen und Badegäste geworden ist, die begreiflicherweise auf die Eingebornen keinen guten Einfluß haben. Dennoch war es den treuen Bemühungen des alten Missionars, der seinen Wohnsitz zu Tauranga hatte, gelungen, manche Häuslein wieder dem rechten Wege zuzuführen, die sich immer freuten, wenn er wiederkam, um ihnen Gottesdienste zu halten. Nachdem der alte Missionar nach 40jährigem Dienste heimgegangen ist, setzt der ihm seit einigen Jahren zur Seite getretene Rev. J. S. Hill die Arbeit gleicherweise fort.

In und um Auckland sind nur wenig Eingeborne vorhanden und diese so heruntergekommen und durch allerlei Laster vererbt, daß für eine geordnete Missionsthätigkeit wenig Gelegenheit ist. Doch hat die Gesellschaft dort das schon erwähnte Seminar, sowie auch der Sekretär derselben dort seinen Sitz hat.

Die ganze Abteilung umfaßte (1879) 6015 eingeborne Christen, unter denen 1027 Kommunikanten; unter ihnen arbeiteten 6 Missionare, 12 inländische Pastoren und 130 anderweitige inländische Gehilfen.

2. Die östliche Abteilung entspricht der Diözese von Waiapu, deren Bischof, selbst ein Missionar der Gesellschaft¹⁾, die Oberleitung

¹⁾ Bis in die neueste Zeit Bischof Williams, der schon 1825 als Missionar die Insel betrat; seit 1879 Rev. E. E. Stuart.

hat. Sie um an der Plenty (Kap), Tauran- landschaften hände wieder äußerlich in gibt es einige die Mehrzahl die sie umgeb sind hier über und auch neu Gemeinden denn immer welche besonde Dort muß di von neuem w da, während bittet und a Gemeinden, i stellt ist, geht der Masse der glieder zu me Märtyrer Bö umwohnende Kirche, vor de und mancher des Missionar auf Regungen deakon Brown Turangabistri der Povertyba standen. Herr Maoridorf bei Sitz hat.

Die statit folgende: 7 M 4000 Christen

3. Die mit der Missi der Cooksstra zahlreich ware Diak und W genommen. Namentlich im sette stark ihr ganz erloschen ist noch im gr handen, und

hat. Sie umfaßt die Distrikte Tauranga, Maletu und Rotorua an der Plentybai resp. das entsprechende Inland, sowie Waiapu (Ostlap), Tauranga und Heretaunga an der Ostküste. In den Küstenlandschaften sind meistens seit einer Reihe von Jahren geordnete Zustände wiederhergestellt. Die Eingebornen leben mit den Kolonisten äußerlich in gutem Einvernehmen, und namentlich an der Hawkesbai gibt es einige, die selbst auf europäische Weise Farmwirtschaft treiben; die Mehrzahl der Bevölkerung aber hat, im schroffsten Gegensatz gegen die sie umgebende Kultur, viel von ihren alten Sitten beibehalten. Doch sind hier überall die im Kriege zerstörten Kirchen wieder aufgebaut und auch neue errichtet. Freilich es fehlt noch viel daran, daß die Gemeinden in ihrer früheren Ausdehnung wieder gesammelt wären, denn immer noch gibt es zahlreiche Anhänger der Fetutischen Religion, welche besonders im Innern noch weit und breit die Herrschaft hat. Dort muß die Mission freilich erst durch das Mittel der Hefepredigt von neuem wieder Grund gewinnen. Manche Anknüpfungspunkte sind da, während die Bevölkerung im ganzen sich immer noch sehr verbittert und abweisend gegen die Missionare zeigt. Aber auch bei den Gemeinden, in welchen die geordnete kirchliche Thätigkeit wiederhergestellt ist, geht die Hauptarbeit des Missionars noch immer darauf, aus der Masse der Gleichgiltigen oder Feindseligen die Zahl der Gemeindeglieder zu mehren. Ergreifend war es, als im Jahre 1878 für den Märtyrer Bölkner ein Grabstein gesetzt und bei diesem Anlaß die umwohnende Maoribevölkerung zum Weisefeste eingeladen war. Die Kirche, vor der einst die blutige That stattgefunden, war gedrängt voll und mancher in der Versammlung, der einst unthätig die Ermordung des Missionars geschehen ließ. Daß sie gekommen waren, deutet doch auf Regungen von Neue. — In Tauranga arbeitet noch der alte Archdeacon Brown, der schon 1829 als Missionar auf die Insel kam. Im Taurangadistrikt ist jetzt neben dem früheren Maoriborf Tauranganui an der Povertybai die schnell emporsprießende Kolonialstadt Gisborne entstanden. Heretaunga oder wie es jetzt genannt wird Teate, ist das Maoriborf bei der Provinzialhauptstadt Napier, in der der Bischof seinen Sitz hat.

Die statistischen Angaben über diese Abtheilung von 1879 waren folgende: 7 Missionare, 11 ordinierte Maoripastoren, 60 andre Gehilfen, 4000 Christen, unter denen 770 Kommunikanten.

3. Die westliche Abtheilung. Hier steht es noch am schwächsten mit der Mission, wie auch vor dem Kriege in dem betreffenden Gebiet an der Cooksstraße die Stationen der Church Missionary Society nicht zahlreich waren. Es sind jetzt dort deren drei vorhanden: Wanganui, Otaki und Wairarapa; die letztere ist erst seit 1877 wieder aufgenommen. Der Bischof von Wellington hat die Leitung der Mission. Namentlich im Gebiete der beiden ersten Stationen hatte die Hauhaufsette stark ihr Unwesen getrieben, und dasselbe ist hier auch noch nicht ganz erloschen, wenngleich der frühere Fanatismus sich gelegt hat. Es ist noch im großen und ganzen viel Erbitterung gegen die Weißen vorhanden, und nur wenige finden sich, die sich den christlichen Gemeinden

anschließen. So zählt denn die ganze Abteilung nur 300 Maorischristen, unter denen 173 Kommunikanten sind. Die Arbeitskräfte sind freilich für das weite Gebiet auch nicht ausreichend: 2 Missionare und 4 eingeborne Pastoren.

Im ganzen hat die Church Missionary Society auf Neuseeland 13 Stationen, 17 Missionare, 27 eingeborne Pastoren, 220 Gehilfen, 1970 Kommunikanten, 10315 Christen und 16 Schulen mit 538 Schülern.

Über die Mission der wesley'schen Methodisten in Neuseeland, die seit 1855 ganz in den Händen der australasiatischen Konferenz liegt, ist in neuerer Zeit sehr wenig zu erfahren gewesen. Die Berichte der genannten Konferenz kommen leider nicht in unsre Hände, und die Jahresberichte der wesley'schen Mission in London übergehen dieses Gebiet mit wenigen kurzen Bemerkungen. Der Krieg hat auch diese Mission sehr geschädigt. Einer von den Methodistmissionaren, der brave 62jährige Whiteley, erludete sogar den Märtyrertod. Er wurde 1869 von einem Trupp feindlicher Maori erschossen, als er einige Niederlassungen nördlich von New Plymouth besuchen wollte. Aus neuerer Zeit erfahren wir nur, daß die ganze Maorimission nur von einigen eingebornen Pastoren betrieben wird, die wahrscheinlich unter der Leitung europäischer Pastoren resp. Missionare stehen, die unter den Kolonisten wirken. Die Zahl der Maorischristen (oder Besucher des Gottesdienstes) wurde 1876 auf 3341 angegeben, unter denen sich 392 volle Kirchenglieder befanden. Die neueren Jahresberichte führen die Zahl der Maorischristen gar nicht besonders auf. Schon oben deuteten wir an, daß die nördlichen Stationen aufgegeben zu sein scheinen.

Die Arbeiten der Society for the Propagation of the Gospel in Neuseeland gelten ganz überwiegend der Sammlung der Kolonisten in die anglikanische Kirche. Eine besondere Missionsthätigkeit unter den Maori wird von dieser Seite auf der Nordinsel nicht mehr getrieben. Früher waren zu New Plymouth und Omata Stationen für die Eingebornen. Nach dem Kriege aber scheinen dieselben aufgegeben zu sein. Auf der Mittelinsel dagegen hatte die Gesellschaft zu Raia-poi in der Nähe von Christchurch eine Station für die zerstreute Maoribevölkerung gegründet, mit der 1872 400 Seelen verbunden waren. Damals wurde der Zustand der früher blühenden Gemeinde nicht mehr als recht befriedigend bezeichnet¹⁾. In neuerer Zeit haben sich die Verhältnisse gebessert. Ein besonderer Missionar und ein Maoripastor bedienen diese Gemeinde und besuchen die zerstreuten Eingebornen bis zur Westküste hin.

¹⁾ Obgleich jene Maori mit dem Kriege auf der Nordinsel keine Beziehungen hatten, herrschte bei ihnen ein ziemlich gespanntes Verhältnis zu den Weißen, das lähmend auf die Mission einwirkte. Der Wohlstand der letzteren ließ sie lebhaft ihre kümmerliche Lage fühlen, ohne daß sie sich aufrüsteten, dieselbe durch Betriebsamkeit zu erheben. Ein großer Uebelstand ist der Kommunismus in Bezug auf das Grundeigentum. Die 10 000 Acker, die ihnen gehören, werden nicht im Entferntesten richtig benutzt. Infolge jener antienglischen Bewegung verweigerten sie alle Beiträge zu den Kosten ihrer kirchlichen Angelegenheiten.

Von den
Neuseeland ist
ist nie wieder
hat das Ende
Warea versuc
wenigen dorti
ihn eine Miss
Kirche in Verb
Maorifikation
arbeitet und f
jedoch, deren
Ende. Im E
sieben Kindern
Erwarten ges
ermies sich als
Wohler
gemeinde zu M
immer nur „A
die pastorale,
daß dort noch
linge hinzukom
Lebenserfahrun
und wann sein
insel verheirat

Honoré
eignete Arbeit
schweres Leide
übergeleitet
Coolstraße ni
den Ngatiapa
In einem Do
eine Kirche ge
von auffällige
zu schaffen.
meinden grün
arbeitet wie
jenes Gebiet
Arbeiter leide

So weni
Maori sein w
es noch in ne
Entschluß kon
deutschen Mis
land längst se
junge German
mancherlei S
können: Loofe
Taranakigebie

Von den Arbeiten der Norddeutschen Missionsgesellschaft in Neuseeland ist auch nur wenig zu sagen. Missionar Niemannscheider ist nie wieder zu einer Thätigkeit auf der Nordinsel gekommen. Er hat das Ende des Krieges nicht erlebt. Nach seiner Vertreibung von Warea versuchte er zunächst zu Nelson auf der Mittelsinsel für die wenigen dortigen Maori sich nützlich zu machen. Bald aber berief ihn eine Missionsgesellschaft zu Otago (die mit der schottischen Freikirche in Verbindung stand), um in der Nähe von Port Chalmers eine Maoristation einzurichten. Dort hat er ein paar Jahr treulich gearbeitet und sich die Liebe seiner Pfleglinge erworben. Eine Krankheit jedoch, deren Keim er längst in sich trug, machte dieser Thätigkeit ein Ende. Im Sommer 1865 ging er heim, gläubig seine Witwe mit sieben Kindern dem Herrn befehlend. Für die Verlassenen ist über Erwarten gesorgt worden. — Die erwähnte Missionsgesellschaft aber erwies sich als nicht lebensfähig. Ihre Station ist eingegangen.

Wohlers sitzt noch jetzt recht patriarchalisch unter seiner Maorigemeinde zu Ruapuka, die mit herzlichster Liebe ihm anhängt. Er wird immer nur „Vater“ und seine Frau „Mutter“ genannt. Seine Arbeit ist die pastorale, mit ihren Leiden und Freuden wie in der Heimat, nur daß dort noch das Leid über das Hinschwinden seiner braunen Pfleglinge hinzukommt. Der alternde Missionar schreibt daneben seine Lebenserfahrungen nieder, pflegt seinen Obstgarten und besucht dann und wann seine an einen Lehrer der Maorikinder auf der Stewartinsel verheiratete Tochter.

Honoré endlich, der auf der Südküste der Mittelsinsel keine geeignete Arbeit mehr unter den Eingebornen fand, sowie auch durch ein schweres Leiden seiner Frau veranlaßt, ist 1876 nach der Nordinsel übergesiedelt und hat sich zu Marton am Flusse Rangitiki an der Cooksstraße niedergelassen, wo er unter den Maoristämmen jener Gegend, den Ngatiapa und Ngativankawa, einen Wirkungskreis gefunden hat. In einem Dorfe hatten die Eingebornen mit Hilfe der Europäer bald eine Kirche gebaut. Die Missionsarbeit dort scheint, wenn auch nicht von auffälligen Erfolgen begleitet, doch in stillem Segen Frucht zu schaffen. Ubrigens will Wohlers keineswegs dort selbständige Gemeinden gründen, die weiter von Bremen aus zu leiten wären, sondern arbeitet wie es scheint in Anlehnung an die englische Mission, die jenes Gebiet längst besetzt hat, aber jetzt dort unter dem Mangel der Arbeiter leidet.

So wenig einladend nun auch im ganzen die Verhältnisse der Maori sein mögen, hat doch auch die Hermannsburger Mission es noch in neuerer Zeit unternommen, dorthin Boten zu senden. Der Entschluß konnte befremdlich erscheinen, da doch die Geschichte der norddeutschen Missionare zeigt, daß für eine besondere Mission in Neuseeland längst schon kein Raum mehr ist. Es kamen jedoch 1876 drei junge Hermannsburger, die unterstützt von Wohlers, aber nur mit mancherlei Schwierigkeiten Plätze fanden, wo sie unter Maori arbeiten können: Loofe 6 (englische?) Meilen östlich von Marton, Gökling im Taranakigebiet zu Opunake und Rowert zu Waitotara. Die Bevölke-

zung jener Gegend war noch unter den Nachwirkungen des Sauhaunwesens und unter dem Einflusse des falschen Propheten Lewiti sehr feindselig gegen die Missionare gestimmt. Umso mehr ist es anzuerkennen, wenn dieselben unter solchen Schwierigkeiten die Verkündigung des Evangeliums und den Schulunterricht trotz mancher Entmutigungen weiter treiben. Bedenklich aber muß es erscheinen, wenn die konfessionelle Mission zu all den Wirren, unter denen die Maortimission leidet, die Schwierigkeiten neuer konfessioneller Unterschiede hinzufügt. Bedenklich aber ist es auch, daß diese Maortimissionare sich bestreben, unter den deutschen Kolonisten erstlich lutherische Gemeinden zu sammeln, indem sie vor der Spendung des heiligen Abendmahls das Versprechen verlangen, daß die Beteiligten nie wieder in eine englische Kirche gehen.¹⁾ Die Vermehrung der konfessionellen Verschiedenheiten, die auf Neu-Seeland leider schon zuviel vertreten sind, wird auch für den Segen des Evangeliums an den hinschwindenden Eingebornen nicht förderlich sein können.

C. Mikronesien.

1. Land und Leute.

Mikronesien begreift die sämtlichen Inseln, welche im Norden des Äquators über den westlichen Teil des Stillen Ozeans (von 180° an) zerstreut sind. Nur im Südosten erstreckt sich dies Gebiet über den Äquator hinaus und kommt dort den bereits betrachteten Ellice-Inseln ganz nahe. Diesen südöstlichsten Teil Mikronesiens bildet der Gilbert-Archipel, der sonst auch Kingsmill genannt wurde, eine nordöstlich gerichtete Kette von 16 Inseln oder Inselgruppen. An diese schließt sich der aus zwei in gleicher Richtung laufenden Ketten bestehende Marshall-Archipel, deren östliche, die Ratak-Inseln, 16 Korallenriffe mit vielen kleinen Inseln umfassen, während die westlichere, die Malak-Inseln, eines mehr zählt. Westlich von dem genannten Archipel erstreckt sich fast über 30 Grade hin derjenige der Karolinen²⁾, zu dem 47 Inselgruppen gehören, und endlich im Norden des letzteren liegt der Ladronen- oder Marianen-Archipel mit seinen 10 Inseln, die sich in einem sanften Bogen von Süden nach Norden hinziehen. Außerdem sind noch einige zerstreute Inseln nördlich, nordöstlich und nordwestlich von den Ladronen zu erwähnen, die größtenteils unbewohnt sind.

Die Inseln Mikronesiens gehören weit überwiegend der niedrigen Korallenformation mit Lagunenbildung an. Nur die Ladronen sind

¹⁾ Honors im Monatsblatt der Norddeutschen Missionsgesellschaft, 1877, S. 126.

²⁾ Die Palau- (Pelew-) Inseln, die westlichste Gruppe, wurden früher als besonderer Archipel aufgeführt, jetzt aber zählt man sie zu den Karolinen.

ganz oder zum
Inseln dieses
ist auf den
nur 4 (Nap,
hier in Petro
welche die obe
gegebenen Schi
sch gehobene
einzeln gelege
Karolinen; ein

Alle diese
nur sehr reich
zu den ausge
Tier- und Pf
licheren Mar
Aussehen hat,
Inseln jenes
ihnen Regen
linen, auf der
tation angetr
dischen Inseln
sich findet. F
Panbanus und
die Höhe der
selbst kommt
verkümmert u
Inseln haben
(Laro) könne
Fasernpflanzen
das Material

Auf den
Pflanzen hin
die Küsten m

Einen ge
welche bis a
den nur das
Sind auch n
doch ihre Be
eine große
Farne wieder
eingesagt; da
und auf diese
glänzend blä
und in dene

Die Li
tieren auf d
fanden die e

ganz oder zum Teil vulkanischen Ursprungs, wie sich auf den südlichsten Inseln dieses Archipels beide Formationen vereinigt finden. Dasselbe ist auf den Palauinseln der Fall. Von den übrigen Karolinen sind nur 4 (Nap, Kul, Ponape und Kusaie) hoch und basaltisch; die andern hier in Betracht kommenden Inseln sind fast alle Lagunenriffe, auf welche die oben von den Paumotu-, den Manihiki- und Elliceinseln gegebenen Schilderungen zutreffen. Nur in einigen Ausnahmefällen zeigen sich gehobene Korallenfelsen, wie auf der westlich vom Gilbertarchipel einzeln gelegenen Insel Banaba (Ozeaninsel) und auf Fais, einer der Karolinen; ein paar andre sind niedrige Koralleninseln ohne Lagune.

Alle diese Koralleninseln, welche besonders im Marschallarchipel nur sehr beschränkte Stücker oder Streifen Landes im Verhältnis zu den ausgedehnten Riffen aufweisen, haben nur eine kümmerliche Tier- und Pflanzenwelt. Vorzugsweise arm und trocken sind die nördlicheren Marschallinseln, wo alles Grüne ein krankhaftes, gelbliches Aussehen hat, sowie die Gilbertinseln. Begünstigter sind die südlicheren Inseln jenes Archipels, welche mehr von den westlichen Winden, die ihnen Regen bringen, getroffen werden. Dasselbe gilt von den Karolinen, auf denen auch, je weiter nach Westen, eine desto reichere Vegetation angetroffen wird, welche nahe Verwandtschaft mit der der indischen Inseln hat, wie z. B. die Sagopalme selbst auf Ponape schon sich findet. Für die meisten uns hier interessirenden Inseln ist der Pandanus und die Kokospalme charakteristisch. Jener erreicht auf einigen die Höhe der genannten Palme und liefert das beste Bauholz. Diese selbst kommt auf den nördlicheren Marschallinseln wohl noch vor, aber verkümmert und trägt nur noch kleine Früchte. Nur die begünstigteren Inseln haben den Brotfruchtbaum und Bananen; die eßbaren Aroideen (Taro) können oft nur mit größter Mühe angebaut werden. Als Faserpflanzen sind mehrere krautartige Urticeen zu erwähnen, welche das Material zu Netzen und Stricken liefern.

Auf den Karolinen aber treten, je weiter nach Westen, desto mehr Pflanzen hinzu, wie *Callophyllum*, *Barringtonia* u. s. w. Auch sind die Küsten mit Rhizophoren besetzt.

Einen ganz andern Charakter zeigen die erwähnten hohen Inseln, welche bis auf den höchsten Gipfel hin mit dichtem Walde bedeckt sind, den nur das angebaute Land und einige sumpfige Thäler unterbrechen. Sind auch nicht grade zahlreiche Pflanzenarten vertreten, so gewährt doch ihre Verteilung und mannigfaltige Gruppierung der Landschaft eine große Anmut. Neben mehreren Palmen treten hier auch die Farne wieder auf. Die Küsten sind mit Gürteln von Rhizophoren eingefaßt; dann beginnt das angebaute Land mit seinen Baumpflanzungen, und auf dieses folgen die Bergwälder, in denen neben *Ficus* und andern glänzend blättrigen Laubbäumen sich auf Ponape auch Koniferen finden und in denen Manen ein dichtes Rankengeflecht bilden.

Die Tierwelt ist besonders arm. Einheimisch scheint von Säugtieren auf den meisten Inseln nur die Ratte gewesen zu sein. Doch fanden die ersten Seefahrer auf den Gilbertinseln zahme Hunde und

Schweine vor. Jetzt sind fast überall die verschiedenen Haustiere eingeführt. Das Haushuhn war bereits vorhanden.

Für unsre Zwecke haben wir hier nur die östliche Hälfte Mikronesiens ins Auge zu fassen, welche ein Arbeitsfeld der evangelischen Mission geworden ist. Wir können vollständig absehen von den Ladroneen, deren ursprüngliche Bevölkerung unter der Herrschaft der Spanier bereits vollständig verschwunden ist. Auf die Geschichte der zum Teil mit blutigen Thaten unterstützten alten katholischen Mission einzugehen haben wir keine Veranlassung und bemerken nur, daß auf den herrlichen Inseln, deren Bevölkerung einst 73000 Seelen stark war, jetzt nur noch 8000 Menschen leben, Spanier, Eingeborne von den Philippinen und deren Abkömmlinge und Mischlinge, unter denen zu Anfang dieses Jahrhunderts die letzten Reste der Chamorro, so hießen die Eingebornen, verschwunden sind.

Auch auf den westlichen Karolinen hat die evangelische Mission noch nicht Fuß fassen können, während dies auf einigen der Central-Karolinen bereits gelungen ist. Wir haben daher nur diese, sowie die östlichen Inseln des Archipels, den Marshall- und Gilbertarchipel ins Auge zu fassen. Eine Aufzählung aller einzelnen Inseln würde nur ermüdend sein. Wir werden daher unten über die einzelnen für die Mission in Betracht kommenden einige Bemerkungen einschalten und wenden uns hier sogleich den Bewohnern zu.

Die Mikronesier gehören zu den gutartigsten und sanftesten Insulanern des Ozeans. Ihre Freundlichkeit und Gefälligkeit wird allgemein anerkannt. Obgleich schon im 16. Jahrhundert spanische Seefahrer mit ihnen hie und da in Berührung gekommen waren, so blieb ihnen doch der Verkehr der Europäer bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts gänzlich fern. Erst Kokebue (1816) und Duperrey (1823), welche den Marshall- und Gilbertarchipel in ihrer ganzen Ausdehnung entdeckten, haben uns näher mit dieser Nation bekannt gemacht. Namentlich hat unser Dichter Chamisso, der den ersten Seefahrer begleitete, von den Marshallinsulanern und ihrem Leben ein so anmutiges Bild gezeichnet, wie es allerdings wohl nur auf der Grundlage rousséauscher Ideen entstehen konnte. Doch haben die Mikronesier viele Fehler nicht, die uns bei den Polynesiern entgegentreten. Diebstahl ist nur selten, die Unsitlichkeit und Schamlosigkeit der Weiber findet sich nur auf einigen Inseln, wo sie durch die schlechten Einflüsse europäischer Subjekte hervorgerufen wurde. Solches ist es auch wohl zuzuschreiben, wenn einzelne hinterlistige Überfälle europäischer Schiffer vorgekommen sind, durch welche jenes sanfte Volk mit Unrecht in den Ruf grausamer Barbaren gekommen ist. Selbst die Bewohner der Gilbertinseln, welche unruhiger sind und bei denen öfters Krieg geführt wird, gelten im Grunde immer als gutartig. Dasselbe gilt von den Bewohnern der hohen Inseln. Von den Karoliniern ist noch eine gewisse Schlaueit und eine große Neigung zum Handeln zu erwähnen, auch sind sie tüchtige Schiffer. Fehlt auch im allgemeinen eine fortwährend angestrengte Thätigkeit, so haben sie doch für einzelne Zwecke Kraft und Beharrlichkeit. — Die Bevölkerung wohnt ziemlich dicht.

Oft finden sich halbe Quadratkilometer, Manche aber, bevölkert. Im Archipel 30—40 Millionen Karoliner kommen. No Spuren einer durch Trabitte Karolinen, jet

Über die Untersuchungen sich nicht verheiten der M Verlehr der dieselben nach scheinen.

Ihre Kö einen günstige schrieben. D Latuirung n Auf den östli Gestalten. A Ausdruck der Begabung. Augen, etwas Nase mögen Rauen der A gesund; Ha Europäern h

Die Na Brotfrucht f Nahrungsmit einge. Men lichen Strei Stelle des C nur zur Oll Blütenstenge nießen. Er Getränk zu Die Bewoh reichliche Kr nur spärlich sie von Fise Ratten ist wohl, solche räuchern. allen Insel

Oft finden sich auf den Inseln eines Atolls, die vielleicht kaum eine halbe Quadratmeile Flächenraum haben, 1000 bis 2000 Einwohner. Manche aber, besonders die nördlichen Marschallinseln, sind sehr schwach bevölkert. Im ganzen geben die neuesten Schätzungen für den Gilbertarchipel 30—35 000, für den Marschallsarchipel 10 000 und für die sämtlichen Karolinen 25 000 an, wovon auf die niedrigen allerdings nur 9000 kommen. Noch ist zu bemerken, daß auf den Gilbertinseln sich vielfache Spuren einer früheren Einwanderung von Samoa her finden, die auch durch Traditionen gestützt sind, und selbst auf Nukunor, einer der Central-Karolinen, zeigt die Bevölkerung deutliche Spuren samoischer Abkunft.

Über die Sprache der Mikronesier fehlt es noch an eingehenderen Untersuchungen. Nur soviel ist bekannt, daß sie mit den Polynesiern sich nicht verständlich machen, während die dialektischen Verschiedenheiten der Marschallinseln, der Gilbertinseln und der Karolinen dem Verkehr der Eingebornen kein Hindernis in den Weg legen, so groß dieselben nach den wenigen bekannt gewordenen Sprachproben zu sein scheinen.

Ihre körperliche Erscheinung machte auf alle Berichterstatter einen günstigen Eindruck. Sie werden als stark und wohlgebaut beschrieben. Die Hautfarbe ist ein dunkles Kupferbraun, das durch die Tätuierung noch dunkler erscheint. Die Karolinier sind etwas heller. Auf den östlicheren Inseln findet man mehr schlanke und fast schwächliche Gestalten. Die Gesichtszüge sind regelmäßig, oft schön und tragen den Ausdruck der Gutmütigkeit und Heiterkeit, zeugen auch von geistiger Begabung. Schwarzes langes, oft lockiges Haar, schwarze lebhaftige Augen, etwas vorspringende Backenknochen und eine ein wenig gebrückte Nase mögen uns das Bild vervollständigen. Die Zähne sind vom Rauhen der Pandanusfrüchte vielfach verdorben. Im ganzen sind sie gesund; Hautausschlag kommt öfter vor, und der Verkehr mit den Europäern hat auch hier neue Krankheiten eingeführt.

Die Nahrung ist sehr einfach, oft ärmlich, namentlich wo die Brotfrucht fehlt. Auf vielen Inseln gibt der Pandanus das wichtigste Nahrungsmittel; doch verstehen sie es Verschiedenes zu bereiten. Aus dem eingekneten Saft der Früchte machen sie eine Marmelade, die in länglichen Streifen aufbewahrt wird und auf einigen Inseln sogar die Stelle des Gelbes vertritt. Die Kokosnuß wird auf einigen Inseln nur zur Ölbereitung verwendet; meist aber wird aus dem Saft der Blütenstengel ein Syrup bereitet, den sie mit Wasser vermischt genießen. Erst die Europäer haben sie gelehrt, daraus ein berauschendes Getränk zu machen, was hier und da viel Schaden angerichtet hat. Die Bewohner der hohen Inseln sind günstiger gestellt. Sie haben reichliche Knollengewächse, welche den Bewohnern der niedrigen Inseln nur spärlich als Lederbissen dienen können. Tierische Nahrung haben sie von Fischen und Muscheln und andern Seetieren. Hühner und Ratten ist man nur aus Not, öfters Seevögel. Man versteht es sehr wohl, solche Nahrungsmittel für späteren Gebrauch zu trocknen und zu räuchern. Auf Ponape ist Hundefleisch beliebt. Jetzt wird auch auf allen Inseln wohl Schweinefleisch gegessen. Das Kochen geschieht nur

auf den Karolinen in den öfter erwähnten Gruben; sonst kocht man die Speisen auf Kisten, in Kokoschalen, oder in Blätter gewickelt in heißer Asche.

Die Kleidung ist sehr verschieden. Auf den Marshallinseln haben die Männer Pandanusblättermäntel, die bis zu den Knien herabreichen; darüber oft noch vorne und hinten eine viereckige Matte. Die Frauen hüllen sich von der Hüfte bis auf die Füße in eine Matte. Kleine Mädchen tragen nur eine Schürze, Knaben gehen nackt. Das letztere aber gilt bezüglich der Gilbertinseln vorwiegend von den Männern, die nur selten einen Gürtel anlegen. Auch die Frauen haben dort nur einen kürzeren Blättermantel. Die langen gefalteten Haare hängen hier wie dort bei beiden Geschlechtern über die Schultern herab oder sind in einen Knoten zusammengeknüpft; nur auf einigen Gilbertinseln tragen die Männer sie kurz; auf den Karolinen kommt das Färben (rot) vor. Rierate, wie Blumentränke, Federn (bei den Vornehmen von Tropenvögeln, bei den Gemeinen von Hühnern), Schnüre mit kleinen Muscheln u. s. w. fehlen nicht. Die Gilbertinsulaner setzen zuweilen eine Mütze von Kokosblättern auf. Den Bart lassen die andern wachsen, nur die Karolinier reißt ihn sorgfältig mit Muscheln aus. Allgemein ist die entstellende Sitte, die Ohrlöcher durch hineingesteckte Rollen von Blättern allmählich unförmlich zu erweitern. Man trägt darin hernach verschiedene Gegenstände zum Schmuck: Cylinder aus Holz, Ringe aus Schilbpatt oder Kokoschale und allerlei europäische Artikel, z. B. Zigarren¹⁾. Oft ist auch der obere Teil des Ohres durchbohrt und mit Blumen u. s. w. geschmückt. Außerdem sind zahlreiche Schmuckfachen an Hals, Armen und Füßen zu erwähnen, darunter sogar Nieschälchen aus kleinen Kokosnüssen. Die ausgebehnte Tätowierung erstreckt sich nie auf das Gesicht. Der Zusammenhang dieses Schmuckes mit der Religion ist hier zum Teil deutlicher erhalten als in Polynesien.

Die Häuser der Mikronesier sind verschiedener Art. Die der Karolinier sind viereckig und denen der Polynesier ähnlich; auf Ponape stehen sie auf einer Plattform, das Blätterdach reicht tief herab; auf Kusaie steht der Dachbalken an beiden Seiten weit vor. Die östlichen Gruppen haben ihre Wohnungen durch einen Lattenboden in zwei Stockwerke geteilt, deren oberstes zum Aufbewahren der Vorräte und Geräte, sowie als Schlafplatz des Hausherrn und seiner Frauen dient. Das untere ist so niedrig, daß man darin nicht stehen kann. Meist sind die Häuser zu Dörfern verbunden und eng an einander gebaut; auf den Marshallinseln liegen sie zerstreut. Dagegen sind jene auf manchen Karolinen sehr sorgfältig mit Steinmauern oder Bambuszäunen eingegäßt, ja es finden sich gepflasterte Straßen²⁾.

¹⁾ Wenn sie nichts dergleichen im Ohre haben, hängt das Läppchen bis auf die Schulter herab; es wird dann über den oberen Teil des Ohres aufgehängt.

²⁾ Es finden sich manche architektonische Überreste, die auf eine hohe Kulturstufe schließen lassen, die hier in alten Zeiten geherrscht hat. Auf Kusaie gibt es große Steinmauern, welche das Land gegen die Meereswellen schützen oder schmale

Sandba
Auf den beg
fruchtbäume
und Kokosp
erwähnte La
letzteren, sow
manchen Ins
gesammelt wi
um der Feder
Zeit Schwein
Fischfang e
letzteres beson
sind klein un
Bauart, die

Das schm
senrecht, die an
Der kontaven S
verbundene Aus
für den Provinz
breitigen Matt
auf das Land.
schnellen Fahrze
werden, ist wah
niedrigen Centra
stritten überau

So gesch
Mattenflechten
der Südsee
Webstuhl ge
wurden meist
Fabrikate viel

Die Re
nahe. Es zeig
sie fast verge
(Any, Anti -
aber besonder
heiten einer
Apamama.
spielen die S
auch glaubt m
können. Ten

Meeresarme ein
Insel vor dem
blößen.

¹⁾ Meinde

²⁾ Auch die
auf den westlich
in Töpfen, das

³⁾ Ein gar

Landbau wird soweit es die Verhältnisse gestatten betrieben. Auf den begünstigteren Inseln werden überall Bananen und Brotfruchtbäume u. s. w. angepflanzt, auf den anderen wenigstens Pandanus und Kokospalmen. Auch hier findet sich die schon bei den Ellicesinseln erwähnte Karokultur in Gruben. Eigentümlich ist die Düngung der letzteren, sowie der Kokospalmen mit zerstoßenem Vinsstein, der auf manchen Inseln vom Meere angespült und auf den Rissen sorgfältig gesammelt wird. Als Haustiere halten sie nur Hühner, doch zumeist um der Federn willen, auf einigen der Karolinen fand sich schon zu alter Zeit Schweinezucht. Eine besonders hervorragende Stellung nimmt der Fischfang ein, der mit Netzen, Angeln und Speeren betrieben wird, letzteres besonders nachts bei Fadelschein. Die dazu gebrauchten Boote sind klein und einfach, dagegen haben sie größere von ausgezeichnete Bauart, die für den Verkehr dienen.

Das schmale lange Boot hat zwei ungleiche Seiten, von denen die eine senkrecht, die andre leicht konlav ist. Beide Enden sind gekrümmt und ganz gleich. Der konlaven Seite gegenüber befindet sich der durch Stangen mit dem Boote verbundene Ausleger, über dem eine Plattform mit einem Kasten oder einer Hütte für den Proviant u. s. w. gelegt ist. Auf ihr steht der Mast mit dem großen, breitedigen Mattensegel. Werden sie nicht gebraucht, so stellt man sie unter Schuppen auf das Land. Die Rührigkeit und Unerblichkeit, mit der diese auffallend schnellen Fahrzeuge von den Bewohnern, namentlich der Marschallinseln, geleitet werden, ist wahrhaft bewundernswert¹⁾. Dasselbe gilt von den Bewohnern der nördlichen Zentralkarolinen, die ein richtiges Seevolk sind und in ihrer ähnlich konstruirten überaus netten Booten wahrhaft staunenswerte Seefahrten unternehmen.

So geschieht wie die Männer im Bootbau, sind die Frauen im Mattenflechten. Auf den Karolinen werden — wie sonst nirgends auf der Südsee — Zeuge aus Bananenfaser auf einem sehr einfachen Webstuhl gewoben²⁾. Ihre Geräte sind sehr einfach. Als Messer wurden meist scharfe Muscheln gebraucht; jetzt aber werden europäische Fabrikate vielfach eingeführt.

Die Religion der Mikronesier kommt der der Polynesier sehr nahe. Es zeigt sich hier der gleiche Verfall: ihre obersten Götter haben sie fast vergessen und verehren vergötterte Menschenjelen, die Anit (Any, Anti — auf Ponape Pani, auf Rukate Anut) heißen, einzelne aber besondere Namen führen. Manche derselben sind die Hauptgöttheiten einer oder der anderen Inseln, so Tabuariki³⁾ auf Tarawa und Apamama. Bildliche Darstellungen der Götter finden sich nicht; doch spielen die Schädel der Vorfahren bei manchen Festlichkeiten eine Rolle; auch glaubt man, daß die Geister in gewissen Tieren Platz nehmen können. Tempel fehlen.

Meeresarme einbeugen, Gräberbauten u. s. w. Auf Ponape finden sich auf einer Insel vor dem Hafen von Metalanim großartige Ruinen aus gewaltigen Basaltblöcken.

¹⁾ Meincke, II, 336.

²⁾ Auch dies ist eine Spur von Verwandtschaft mit dem Indischen Archipel; auf den westlicheren Inseln des Archipels findet sich mehr dergl., z. B. das Kochen in Töpfen, das Betelkauen u. s. w.

³⁾ Ein ganz polynesischer Name: „Gelliger Häuptling“.

„Sie werden in den Gilbertinseln durch in dem Boden stehende drei Fuß hohe Steine ersetzt, die mit Kolossblättern umwunden werden und von einem Kranz ähnllicher kleinerer Steine umgeben sind. Diese Steine gelten auch zu Zeiten als Aufenthalt der Götter, die durch besondere Jeremonten bewogen werden können, sich in sie zu begeben. Sie fehlen bei keinem größeren Hause und liegen manchmal selbst darin. In Ratak hat man dafür vier um eine Palme gelegte Balken, innerhalb derer man (wie dort innerhalb der Steine) die Opfer bringt. Priester fehlen im Marschallarchipel, wo jeder Hausvater den Gott der Familie anruft; auf mehreren Gilbertinseln aber finden sich Priester (ibonga oder tibonga) erwähnt, welche den Willen der Götter verkündigen, und in Tarawa sind eigens dazu bestimmte Häuser (batananti oder Götterhäuser) mit Korallensteinwänden und ohne ein zweites Stockwerk, in deren Mitte ein heiliger, oben von einem Loch durchbohrter Stein im Boden steht, an den der Priester das Opfer legt, wenn er inspirirt zu werden wünscht. Der Kultus besteht in Opfern von Lebensmitteln und Blumentränken, verbunden mit Gebeten. Auch feiern sie große Feste, von denen die Frauen ausgeschlossen sind. Der Glaube an Zauberei ist allgemein verbreitet.“¹⁾

Ähnliches gilt von den Karolinen, wo sich überall Priester finden. Dort gehören die Kawafeste zum Kultus, die wie das Getränk selbst auf den vorher genannten Inseln nicht bekannt sind. Eine Hauptsache bei den Festen sind große, feierliche Tänze, zu denen mit der Muscheltrompete gerufen wird. Eines der größten Feste ist auf den Marschallinseln mit dem Tatuiren verbunden, das nur alle 5–6 Jahre einmal gefeiert wird. Beschwürungen und Orakel kommen überall vor. Das Tapu ganz wie bei den Polynesiern, und der Glaube an eine jenseitige Welt ist allgemein. Doch haben nur die Tatuirten Zugang zu denselben, die andern werden unterwegs von einer Riesin aufgefressen. — Die verschiedenen Bestattungsarten kommen meistens darauf hinaus, daß man den Leichnam bei öffentlicher Ausstellung²⁾ verwesen läßt, dann die Knochen reinigt und begräbt oder aufbewahrt, wie namentlich den Schädel, der beim Kultus gebraucht wird. Im Marschallarchipel begräbt man die Vornehmen in sitzender Stellung; die andern läßt man bei passendem Winde in kleinen Booten auf das Meer hinaustreiben. Totenklagen mit Abschneiden des Haars, Loblieder auf den Verstorbenen und Tänze gehören mit zu den Bestattungsgebräuchen.

Was die politische Verfassung betrifft, so finden wir hier überall ähnliche scharf geschiedene Klassen der Bevölkerung, wie in Polynesiern. Die Häuptlinge heißen Troid (Troy, Trus, Urus). Neben dieser Einteilung aber findet sich noch eine andere in Verbände (Orden, Glans wie die Missionare sagen), deren Mitglieder den verschiedenen Ständen angehören. Die Gemeinden erweisen den Häuptlingen auffallende Ehrerbietung. Hier und da gibt es Könige, die aber zum Teil wenig Macht haben. Auf den Karolinen ist das monarchische System stärker ausgeprägt. Rusaie bildet einen Staat; in Pónapé bestehen 5 kleine Staaten nach ebenso viel verschiedenen Stämmen.

Kriege kommen, wie schon angedeutet, im ganzen nicht viel vor; häufiger auf den Gilbertinseln, wo man eine fürchtbare Waffe hat:

¹⁾ Meinhof, II, 337 f.

²⁾ Auf den Gilbertinseln schläft die Frau neben der verwesenden Leiche ihres Mannes unter ein und derselben Decke.

ein breites h
belegt ist. A
Kolossfaserfr
Auch die We
sterns gesoch
Fruchtbäume

Das ge
überall herr
bruch wird
auf den Kar
bei den Poly
Sonst ist das
aber sollen se
Hochzeitsfeier
den Marscha
der Rinderm
Klasse t. m m
allgemein ist.

Berg n
besonders Ho
ausgeführt w
werden mit
geschlagenen
jeden Abend
im Versamm

Nur im
monate, die
Seefahrten r
schiebene Sp
Auf Pónapé
verschiedenen
Mikronesien
das Recht, a
und Erzeugn
und sobald
Der Handel
zweifelhaften
verdorben h
ausgebehter
Waren wird
Gelbes vert
fischfänger
solche auf
meisten der
gelassen ha

ein breites hölzernes Schwert, das an beiden Seiten mit Haifischzähnen besetzt ist. Auch tragen die Männer dort einen rockartigen Harnisch aus Kokosfaserstricken und eine Kopfbedeckung aus der Haut eines Fisches. Auch die Weiber betheiligen sich am Kampfe. Auch auf Pónapó wird öfters gefochten, die Dörfer der Besiegten werden zerstört, aber die Fruchtbäume geschont. Auf Kufale sind die Leute sehr friedliebend.

Das gesellschaftliche Leben der Mikronesier ist sehr einfach. Überall herrscht Polygamie; Vornehme haben oft viele Frauen. Ehebruch wird hart bestraft. Besonders eifersüchtig werden die Frauen auf den Karolinen bewacht, dafür ist aber ihre Lage weit besser als bei den Polyneesiern. Zuweilen haben sie sogar eine bevorzugte Stellung. Sonst ist das Heiraten von Verwandten nicht gestattet, auf den Karolinen aber sollen selbst Ehen zwischen Geschwistern vorkommen. Eine besondere Hochzeitsfeier wird nicht bemerkt. Die Scheidung ist leicht. Nur auf den Marschallinseln und bei den samoanischen Abstämmlichen scheint der Kindermord vorzukommen. Nur bei den Weibern der untersten Klasse kommt die Unzucht vor, die auf manchen polynesischen Archipelen allgemein ist.

Belustigungen sind überall sehr beliebt: auf den Gilbertinseln besonders Hahnenkämpfe, sonst die Tänze, die oft mit großer Präzision ausgeführt werden und oft in mimische Vorstellungen übergehen. Sie werden mit Gesang, oft extemporiertem Lieder, und der von Weibern geschlagenen Trommel begleitet. Auf den Marschallinseln finden sie jeden Abend bei Feuerchein im Freien statt — auf den Gilbertinseln im Versammlungshaus.

Nur im Vorübergehen erwähnen wir die Zeiteinteilung in Monatsmonate, die Kenntnis von Sternbildern, nach denen sie sich bei ihren Seefahrten richten, den Freundschaftsbund mit Namensaustausch, verschiedene Spiele u. s. w. — alles bereits bei den Polyneesiern erwähnt. Auf Pónapó hat man die Kunst, durch Zusendung von Blättern mit verschiedenen umgebogenen Spizen Mittheilungen zu machen. — Die Mikronesier haben von allen Insulanern der Südsee am meisten das Recht, als ein Handelsvolk bezeichnet zu werden. Die Produkte und Erzeugnisse der Industrie einer Insel werden nach andern gebracht, und sobald die Flotte der Boote erscheint, entwickelt sich eine Art Markt. Der Handelsverkehr mit den Europäern, der zuerst nur von einigen zweifelhaften weißen Subjekten (die auf diesen abgelegenen Inseln viel verborben haben), betrieben wurde, hat sich jetzt zu einem sehr regen ausgedehnten Handel mit Kokosöl entwickelt. Von den europäischen Waren wird besonders Tabak verlangt, der fast geradezu die Stelle des Geldes vertritt. Auf Pónapó war schon durch den Verkehr der Walfischfänger eine Kolonie von Weißen entstanden. Sonst scheinen sich solche auf den Karolinen noch weniger zu finden, während auf den meisten der Gilbertinseln in neuester Zeit sich weiße Händler niedergelassen haben.

2. Die Mission in Mikronesien.

Als das Evangelium auf den Hawaiiinseln feste Wurzeln gefaßt hatte und die Christliche Kirche sich dort immermehr ausgestaltete, bewährte sie auch dort ihre Lebenskraft in dem sich kräftig regenden Missionstriebe. Durch die Walfischfänger gab es vor dreißig Jahren schon einen ziemlich regen Verkehr zwischen einigen Punkten Mikronesiens und Honolulu, daher dort die Zustände der heidnischen Insulaner nicht unbekannt geblieben waren. Der erste Anstoß zur mikronesischen Mission ging von den auf Hawaii arbeitenden Missionaren aus. Den ersten Schritt aber thaten die Bekehrten, indem sie (1849) beschloßen, einige aus ihrer Mitte nach jenen Inseln zu senden, falls der American Board die Mission des weiteren unterstützen wolle. In Boston wurde der Vorschlag freudig angenommen, und so gewann dieses Missionswerk den kooperativen Charakter, den es bis jetzt bewahrt hat. Zu Honolulu wurde in dieser Angelegenheit 1850 eine Missionsgesellschaft gegründet, die wenn wir nicht irren, bei der Neugestaltung der Hawaiian Evangelical Association 1854 mit dieser verschmolzen wurde. Nach den nötigen Vorbereitungen, wohin der Ankauf eines eignen Missionschiffes, des kleinen Schoners „Karoline“, zu rechnen ist (18. November 1851), reisten die Missionare Snow, Dr. Gulik und etwas später Mr. Sturges, alle drei von ihren Frauen begleitet, nach Honolulu. Am 15. Juli 1852 ging die „Karoline“ von dort unter Segel, nach feierlicher Abordnung der Reisenden und unter dem Gesange des von uns bereits erwähnten Missionsliedes. Von den 7 Kanaken, die sich für das Missionswerk angeboten hatten, waren zunächst nur zwei, Kaaitaula und Oponui, mit ihren Frauen Debora und Doraka ausgewählt, die von ihren christlichen Landsleuten reichlich ausgerüstet wurden. Auch begleitete der ältere Missionar Clark und der hawaiische Pastor Kekela die Expedition, um mit Rat und That bei der Gründung der Stationen behilflich zu sein.

Die erste Insel, welche die „Karoline“ anlies, war Butaritari (Touching-Insel¹⁾). Sie liegt 3 Meilen südlich von Makin, der äußersten des Gilbertarchipels im Norden. Das Riff hat eine dreieckige Form; die südöstliche, $3\frac{1}{4}$ Meilen lange Seite, bildet eine fast ununterbrochene lange Insel voll Kokospalmen und Pandanus. Die südwestliche Seite hat nur ein paar kleine Inseln, zwischen denen zwei Kanäle in die Lagune führen, die einen guten Ankerplatz bietet. Auf der Nordseite wird das Riff nur an der Brandung erkannt. Als die Missionare ans Land gingen, bemerkten sie zunächst das große Versamlungshaus (Maneaba) und freuten sich zu hören, daß solche sich auf allen Inseln fänden, die gleichsam schon als fertige Kirchen auf die Verkündigung des Wortes Gottes zu warten schienen. Ein englischer, auf der Insel anfassiger Händler war den Missionaren als Dolmetscher bei der Unterredung mit dem 14jährigen Könige behilflich. Bei aller Freundlich-

¹⁾ Auf Polynesien Nr. 12 meines Atlases ist in diesem Namen ein Stichfehler stehen geblieben, den ich zu berichtigen bitte.

seit des letzten
lassung, weg
die Vielweib
geeignet, den
So segelte d
sie vor Auf
erst 1804 en
Stronginsel

Es ist 2
jädiger, oft t
schnitten werde
in roten Thon
bei der großen
Vegetation ma
des Strandes
an den allein
unterbrochen
Bäche, die sich
Berge zerfallen
inseln, welche
Nord- und S
verbunden wer
Seiten sanft st
größeren, deren
sich sendende
nächst dem die
erheben. Ein
obwohl es sich
Strände unmit
fernt und aus
brauchbare Sd

Die M
nahme. Kir
schäßigen eu
mit einem k
thanen naht
die Niederla
seinem gebr
gleich drei
reitung bera
Testaments
(„first rate
befohlen. C
sein. Zund
ihrer weiter
Bierzeß
weiter westn
Karolinen.

¹⁾ Meinia

seit des letzteren aber kam es nicht zu einer Erlaubnis zur Niederlassung, wegen der von dem jungen Könige provozirten Erklärung über die Vielweiberei. Der Dolmetscher war hierbei jedenfalls nicht sehr geeignet, denn er selber lebte nach der Landesitte mit vier Weibern. — So segelte die „Karoline“ weiter nach Westen. Am 21. August ankerte sie vor Rusaie, der östlichsten Insel des Karolinenarchipels. Sie ist erst 1804 entdeckt und wurde unter dem Namen Malan (Malan) oder Stronginsel bekannt.

Sie ist 2 Meilen lang und hat 6 Meilen Umfang. Das Innere ist voll steiler, jagiger, oft turm- und hornartiger Gebirge, die von vielen Thalschluchten durchschnitten werden. Das Gestein besteht fast allgemein aus einem an der Oberfläche in roten Thon aufgelösten Basalt; an den Küsten findet sich Korallenkalkstein. Die bei der großen Feuchtigkeit des Klimas und der Fruchtbarkeit des Bodens so üppige Vegetation macht die Insel erkaunlich ammutig. Hinter dem breiten Mangrovegürtel des Strandes beginnt sogleich der Wald, der bis auf die höchsten Spitzen reicht und an den allein bewohnten Küsten nur hier und da von bebauten Stellen und Dörfern unterbrochen wird. Die Bewässerung ist reichlich; die Bergthäler haben viele kleine Bäche, die sich in den Ebenen verbinden und selbst kleine Flüsse bilden. Die Berge zerfallen in zwei Abteilungen, denn die Insel besteht eigentlich aus zwei Halbinseln, welche durch eine Art Isthmus von über $\frac{1}{2}$ Meile Breite zwischen der Nord- und Südküste, dessen höchster Punkt nur 106 Meter misst, mit einander verbunden werden. Die nördliche Halbinsel nimmt der zugerundete, nach allen Seiten sanft sich sentende Berg Buache (615 Meter) ein; in der südlicheren, viel größeren, deren Gipfel besonders spitz und scharf sind, zieht eine steil gegen Norden sich sentende Kette gegen Südosten, in der sich der konische Berg Crozer (807 M.) nächst dem die, welche Mitte die Gelsophren und Mertens Monument genannt hat, erheben. Ein Riff umgibt die ganze Insel, das ein Barrierriff zu sein scheint, obgleich es sich im Nordteil dem Lande so nähert, daß die Fahrt hinter ihm am Strande unmöglich ist, während es am Südteil der Insel sich weiter davon entfernt und auch eine Kette kleiner Riffinseln trägt. Hier bildet es auch ein paar brauchbare Häfen.¹⁾

Die Missionare fanden bei dem König der Insel freundliche Aufnahme. King George, wie er genannt wurde, saß da in einem etwas schäbigen europäischen Flanellhemde, während seine Gattin neben ihm mit einem kurzen baumwollenen Mantel bekleidet war. Seine Unterthanen nahen ihm nur auf Händen und Füßen kriechend. Er gestattete die Niederlassung der Missionare Snow und Oponui. Er setzte in seinem gebrochenen Englisch (das man gar nicht erwartet hatte, obgleich drei Weiße auf der Insel lebten) aus einander, daß er die Vereitung herausforder Getränke nicht erlaube. Ein Kapitel des Neuen Testaments wurde ihm vorgelesen und er bezeichnete es als vortrefflich („first rate“). Die beiden Missionsfamilien wurden seinem Schutze befohlen. Er versprach sie zu versorgen und „ganz wie Vater“ zu sein. Zunächst begleiteten sie aber noch die andern Missionare auf ihrer weiteren Fahrt.

Wierzehn Tage später lag die „Karoline“ vor Bónapö, 75 Meilen weiter westnordwestlich. Es ist dies die bedeutendste und wichtigste aller Karolinen.

¹⁾ Meincke, II, S. 348 ff.

Von Ulite wird sie Pulinpet genannt; sonst wird der Name auch Banabe, Bonebe, Bornaibi u. s. w. geschrieben. Sie ist schon 1595 von Quiros entdeckt, in neuerer Zeit aber von Ulite erst wieder aufgefunden. Darauf wurde sie ziemlich viel von Walfischfängern besucht, die sie Ascension-I. (Himmelsfahrtsinsel) nannten. Sie ist viereckig, 4–5 Meilen lang, mit 15–20 Meilen Umfang. Das Innere ist mit Bergen bedeckt, deren höchste Gipfel 800–900 Meter messen, aber sanftere Formen zeigen als die auf Kusaie. Auch hier finden wir Basalt an den Küsten mit Korallenkalkstein umgürtet. „Alles ist mit Wald bedeckt; nur an der Westseite tragen einige Stellen kurzes grobes Gras. Die Vegetation ist in hohem Grade üppig und glänzend, der Anblick des Landes daher sehr anmutig, wenn auch nicht so malerisch wie bei andern Inseln des Ozeans. Hinter dem breiten, von See-armen durchschnittenen Gürtel von Mangroven, welche die Küste einfassen, beginnt sogleich der hochstämmige Wald, in dem die Pflanzungen und Häuser der Bewohner verborgen sind.“ An Bächen und Flüssen fehlt es nicht. Auf dem reichen Boden gedeiht eine außerordentliche Fülle von Lebensmitteln. Diese wie die guten Felsen haben die Walfischfänger angezogen. Jene werden von dem Barrierriff gebildet, das mit eilichen Inselchen besetzt die ganze Insel umschließt. Besonders wichtig ist der Hafen von Kontiti an der Südwestseite, der von Ponatik auf der Südostseite und der von Metalanim auf der Ostseite. Weniger brauchbar ist der von Jalokits an der Nordwestseite.

Als die „Karoline“ in Sicht war (6. September), kam ihr ein portugiesischer Posten entgegen, der sie in den Hafen von Metalanim (Weatherharbour) führte. Kaum lag das Schiff vor Anker, so kamen die Insulaner in Scharen herbeigeströmt; einmal zählte man 33 Boote, jedes mit 6 Eingebornen. Auch 12 weiße Ansiedler ließen sich sehen; sie wünschten gegen Schildpatt u. Tabak einzuhandeln, und bedauerten es höchlich, daß das Schiff nichts als „Evangelium“ geladen hatte. Endlich erschien auch der König an Bord, in ziemlich naturmäßigem Anzug, nur in ein Gewand von Kotosnughblättern gekleidet. Man verehrte ihm ein großes rotes Bettuch und ein Beil. Der Portugiese machte den Dolmetscher, und obgleich er der katholischen Kirche angehörte, so sprach er doch so zu Gunsten der protestantischen Missionare, daß der König dieselben alsbald zum Bleiben einlub. Jener nämlich hatte den Monarchen besonders darauf aufmerksam gemacht, daß eine Niederlassung der Amerikaner bei ihm die Zahl der einsprechenden Schiffe sicherlich vermehren würde. Aus dem Wetterhafen, der von dem Stamm der Metalanim bewohnt wird, begaben sich die Missionare in den winstlichen Kontiti, den der Stamm der Kiti inne hat. Ein Boot trug sie in kurzer Zeit dort hin, wo sie den Kiti-König fast hilflos an der Sicht darniederliegend fanden. Auch er bekam ein Beil und ein rotes Gewand als Geschenk. Als die Amerikaner sich wieder entfernen wollten, ergriff der leidende Monarch Herrn Clark bei der Hand und sagte: „Du mußt dich hier niederlassen und mit meinem Volke leben.“ Die Missionare veräumten nicht, auch dem „Manatin“, dem „allmächtigen“ Minister des Königs, der für den eigentlichen Protektor der Fremden galt, ihre Aufmerksamkeit zu machen. Sie fanden in ihm einen jungen Mann von 26 Jahren, dessen Adlernase, durchdringendes Auge, hohe schmale Stirn und höflich herablassende Manieren in ihm einen Mann von nicht gewöhnlichem Geist auf der Stelle erkennen ließen. Auch er hatte seinen Unterthanen die Vereitung von Kotosnughrum für gewöhnlich unterstellt, konnte sich aber selbst den Genuß dieses Artikels nicht vollständig verweigern. Kaum hatte er eine rote Decke, ein Gewand und ein Beil in Empfang genommen, so ließ er dafür seine Kumpfsche die Kunde machen. Da dieser Minister seinen Schutz innerhalb der Grenzen seines Stammes bereitwillig zusagte und auch die dortigen Weissen, 10 bis 12 an der Zahl, sich gegen alles Erwarten freundlich zeigten, so beschloßen die Missionare, unter dem Kiti-König ihren Aufenthalt zu nehmen, und mieteten schon nach wenigen Tagen zu diesem Zwecke das Haus eines weissen Ansiedlers, welches die Missionare Sturges und Dr. Gulik mit ihren Frauen am 20. September bezogen¹⁾. Der König verlegte in aller Schnelle seine Residenz ganz in die Nähe desselben, mehrere Häuptlinge machten Dr. Gulik alsbald zu ihrem Leibarzt, und der Minister, dem seine Kollegen eine zu große Hin-

neigung zu den Missionaren zum König der ganzen Insel anbot, ein allgemeines und nach dem wurden; sicher den weissen Ansiedler den protestantischen — sonderbar ge eine Eingeborne die Mutter.

Die „Karoline“ ankam, und der König Ge freundlich willkommte. Bereits am ersten Sonntag König Georg einen Sonntagen ausgegangen zu rigkeit. — Der ein Haus zu ermaß Hand an es war für sie die Häuptlingen bei lernen gemacht wachsen eine Am zweiten Sonntag auf einer kleinen abhalten, und a Sohn, ein hübscher immer bei ihm angel; denn kein anjurühren, wo Häuptlinge Thee wollten, sagte er müssen auch beten 8 Uhr gehalten weckte er ihn im Jahre hatte er der in der Schen der Gottesdienst.

Auf Pó dem Kiti-Stamm ließ, wo er a feierlich einwo in der Pónax Doane mit als neue Arb selbst in keine Eingebornen gegen die Mi-

¹⁾ Auch Kaikaula mit seiner Frau wurden auf Pónax's Stationirt.

²⁾ cf. Wien

³⁾ cf. Bahr
Durrhard, Mi

neigung zu den Weißen zur Last legten, übergab seine kleine Lieblingsnichte den Missionaren zur Erziehung. Es schien, als wenn derselbe daran dachte, einmal König der ganzen Insel zu werden. So gab er eben um die Zeit, wo die Missionare landeten, zur Einweihung einer Festhalle allen Häuptlingen der 5 Stämme ein allgemeines Festessen, wobei 150 Schweine und einige 40 Hunde geschlachtet und nach dem Feste jedem der 5 Könige noch 10 Schweine zum Geschenk überschickt wurden; sicher das glänzendste Gelage, das die Insulaner je gesehen hatten. Unter den weißen Ansehlern befand sich seit 20 Jahren auch ein römischer Katholik, der sich den protestantischen Missionaren besonders gewogen zeigte. Seine Kinder hatten — sonderbar genug — die Würde von Häuptlingen erster Klasse, da ihre Mutter, eine Eingeborne, diesen Rang einnahm; denn aller Rang vererbt sich hier durch die Mutter.

Die „Karoline“ kehrte darauf nach Rusaie zurück, wo sie am 6. Oktober ankam, und Missionar Snow mit Frau nebst Opunui und seiner Frau wurden vom König Georg in ihrer künftigen Heimat, wo sie am 15. Oktober einzogen, freundlich willkommen geheissen, während das Schiff nach den Hawaiiinseln zurückkehrte. Bereits unterm 26. Oktober 1852 aber konnte Missionar Snow schreiben: „Am ersten Sonntag, nachdem die „Karoline“ uns verlassen hatte, erging vom König Georg ein Befehl an seine Häuptlinge und durch das ganze Volk, daß an den Sonntagen niemand mehr arbeiten dürfe, und scheint dies ganz von ihm selber ausgegangen zu sein. Überhaupt herrscht hier eine große äußere und sittliche Nüchternheit. — Der König ist mit vieren seiner Häuptlinge jetzt dabei, uns Missionaren ein Haus zu erbauen. Dem Volke war erzählt worden, daß die Missionare niemals Hand anlegten, sondern die Eingebornen wie Sklaven für sich arbeiten ließen; es war für sie daher eine freudige Überraschung, mich mit dem Könige und den Häuptlingen beim Hausbau arbeiten zu sehen. Es sind schon Anfänge mit Lesenlernen gemacht worden, und es zeigt sich, daß weder die Kinder, noch die Erwachsenen eine Schwierigkeit darin finden, die englischen Laute auszusprechen.“ Am zweiten Sonntage des Jahres 1853 konnte er in dem neu erbauten Hause auf einer kleinen Insel im Hafen¹⁾ den ersten Gottesdienst mit den Eingebornen abhalten, und an demselben Sonntag kam auch des Königs jüngster, 10jähriger Sohn, ein hübscher, aufgeweckter und thätiger Knabe, zu den Missionaren, um für immer bei ihnen zu bleiben. „Er ist für uns,“ schreiben sie, „eine Art von Schutzengel; denn kein Eingeborner würde es wagen, das Geringste von unsern Sachen anzurühren, während er da ist. Einmal tranken seine ältesten Brüder und zwei Häuptlinge Thee mit uns. Als sie aber sogleich nach dem Thee sich entfernen wollten, sagte er zu seinen Brüdern: „Wartet, wir sind noch nicht am Ende, wir müssen auch beten,“ und meinte, sie sollten auch zum Abendgebet bleiben, das um 8 Uhr gehalten würde. Als der Koch einmal vor diesem Gebet schlafen ging, weckte er ihn und brachte ihn zurück, trotz seiner Schläfrigkeit.“ Im folgenden Jahre hatte Snow, dessen hawaischer Gehilfe sich sehr gut machte, bereits 38 Kinder in der Schule, die sich regelmäßig einfanden und gute Fortschritte machten; den Gottesdienst besuchten durchschnittlich 100 Zuhörer.

Auf Pónapé bezieht nur Missionar Sturges seinen Wohnsitz unter dem Kitikamme, während Dr. Gulick unter den Metálanim sich niederließ, wo er am 8. Dezember 1853 ein neues Schulhaus mit 11 Schülern feierlich einweihte²⁾ und dabei den ersten Versuch einer öffentlichen Rede in der Pónapésprache machte. Am 6. Februar 1855 kam Missionar Doane mit seiner Frau, von Kamatabili und dessen Frau begleitet, als neue Arbeiter auf dieser Insel an, fanden jedoch die Mission daselbst in keinem erfreulichen Zustande. Die Vöden hatten unter den Eingebornen große Verheerungen angerichtet, und letztere erwiesen sich gegen die Missionare sehr abgeneigt und argwöhnisch; zudem war die

¹⁾ cf. Biene 1855, p. 24.

²⁾ cf. Basler Missionsmagazin 1854, IV, p. 100 f.

Miſſion durch den Brand des Hauſes von Miſſionar Sturges in be-
drängten Umſtänden. Überhaupt erwies ſich Pónapß, in natürlichem
Betracht ein „Paradies“, in ſittlicher Beziehung als ein Sodom.
Weiße Matroſen, Kuppler und Kumbereiter halfen tüchtig mit zu
weiterer Entſittlichung. Dennoch glaubten die Miſſionare Zeichen des
Fortſchrittes zu ſehen darin, daß trotz des Gegeninteresses ſelbſtſüchtiger
Prieſter und Häuptlinge gewiſſe abergläubische Vorſtellungen weichen;
ferner darin, daß die Macht der Fremden, deren einige ſich ſchon mit
den „verachteten Miſſionaren“ zu befreundeten ſuchen, im Abnehmen be-
griffen iſt; endlich darin, daß die Eingebornen ſelbſt aus ihrer Gleich-
giltigkeit zum Widerſtand aufgeſchreckt werden.

Auch die Miſſion auf Kuſate erhielt 1855 Verſtärkung durch
Dr. Pierson und ſeine Gattin. Sie hatten zu Honolulu Reiſe-
gelegenheit mit einem Waſchiſchfänger gefunden, der verſchiedene Inſeln
des Gilbert- und Maſchallarchipel berührte, die ein geeignetes Miſſions-
feld darzubieten ſchienen, beſonders die letzteren, wo damals noch keine
weißen Anſiedler lebten. Beſonders gewann man ſchon Anknüpfung-
punkte auf Ebón, von wo des Königs Schweſter mit dem Schiffe nach
einer andern Inſel reiſte und ſich mit der Miſſionsfamilie befreundete.
Pierson aber mußte mit ſeinem hawaiiſchen Begleiter, Kanoa, nach
dem Orte ſeiner Beſtimmung ziehen, obwohl er die Hoffnung nicht
aufgab, ſpäter auf jenen Inſeln das Evangelium zu pflanzen.

Einen guten Fortſchritt machte dieſe Miſſion mit der Anſchaffung
eines eignen Schiſſes. Der „Morning Star“ (Morgenſtern) wurde gegen
Ende 1856 gebaut, nachdem die Mittel dazu von den Sonntagſchulkindern
in den Miſſionſtreiſen des American Board geſammelt waren. Das
Schiff ſollte der Miſſion in Mikroneſien ſowohl als auch auf den Ma-
keſaſinſeln dienen. Seine erſte Reiſe ging nach den letzteren. Erſt
im Auguſt 1857 ſegelte es mit dem Miſſionar Hiram Bingham jun.
nebt Frau und dem Hawaier Kanakaole am Bord nach Mikroneſien.
Der Weg führte mitten durch den Maſchallarchipel. Nur vorüber-
gehend wurden zunächſt ein paar Inſeln beſucht. Am 8. September
ankerte der „Morning Star“ bei Kuſate, nahm die Miſſionare Snow
und Pierson an Bord und ſetzte die Reiſe nach Pónapß fort, woſelbſt
alle Arbeiter dieſer Miſſion zu Schalong, Dr. Gulick's Station bei
Metálanim, eine Konferenz hielten. Die Ankunft des Schiſſes wurde
mit Freude und Dankbarkeit begrüßt, da die europäiſchen Miſſionare
an einigen notwendigen Artikeln ſchon Mangel litten. Selbſt Nah-
rungsmittel hatten ſie nicht immer von den Eingebornen kaufen können.

Das Leben der Miſſionare auf Pónapß war überhaupt kein leichtes. „Wir
Können“, ſchreibt einer derſelben, „weder Knaben noch Mädchen, weder Mann noch
Frau bekommen, um irgend etwas für uns zu thun. Unſere Hausarbeit muß ich
mit meiner Frau teilen. Ich verſtehe mich ſchon auf die Küche und das Waſchfaß.
Außer dem Hauſe muß ich alle Arbeit verrichten: Holz in einem kleinen Boot
holen, es zerhauen, Waſſer holen, unſere Kuh füttern und tränken. In einem
heißen Klima iſt das alles keine leichte Sache.“ Doch war er darüber nicht ent-
mutigt, ſpürte vielmehr, wie das Beiſpiel ſeiner Arbeit auf die Bevölkerung einen
günſtigen Einfluß ausübte.

Doane
Jotoij (Diſch
zulezt nach
auf einem
auf die ſtille
Über di
tionen auf
war inzwiſch
dort verſchla
gerettet, vom
Heimat zurü
als er ſich d

Ebón, 18
von über 6 Ma
den beſetzt iſt.
Meilen lang, b
zweitgrößte Inſ
daher gefährlich
Vegetation der
lichen nördlichen

Als das
reiche Boote
Einer von j
Freuden: „D
die Kunde un
konnte noch
Bingham auf

Apaiang
Butaritari. E
dem Waſſerſpie
ſchmäler Landſt
Stellen findet
Teich bildet. V
ein paar gute
der Mitte der

Bingha
näher kennen
Leben auf d
haben mußte
ſo konnte be
Hawaii mitl

1) Sie w
Indiſchen Arch
2) So ſa
mittel blieb b
angewieſen.

Doane hatte seine Station an der Nordwestseite im Gebiete der Tokoi (Dschotoibsch). Auch dort legte das Missionschiff an und kam zuletzt nach Konkiti, wo Sturges arbeitete. Sein Haus lag herrlich auf einem Hügel unter Brotfruchtbäumen und Palmen, mit dem Blick auf die stille glatte Lagune.

Aber die Hauptaufgabe des „Morning Star“ war diesmal, Stationen auf den Marshall- und Gilbertinseln anzulegen. Auf Ebön war inzwischen noch ein weiterer Anknüpfungspunkt durch eine von dort verschlagene Schiffsmannschaft gewonnen, die 1856 auf Kusate gerettet, von den Missionaren mit viel Liebe gepflegt und in ihre Heimat zurückgeführt waren. Doch war der Kapitän sehr vorsichtig, als er sich der wegen ihres wilden Volkes verrufenen Insel nahte.

Ebön, 1824 entdeckt, die südlichste Insel der Maliffette, ist ein Lagunenriff von über 6 Meilen Umfang, das bis auf die Nordseite überall mit kleinen Inselchen besetzt ist. Die größte derselben liegt im Süden, ist bei geringer Breite zwei Meilen lang, hat im westlichen Teile einige niedrige Hügel, aber kein Wasser. Die zweitgrößte Insel ist Enjabot auf der Ostseite. Im Südwesten führt ein schmaler, daher gefährlicher Kanal in die Lagune, die einen herrlichen Hafen bildet. Die Vegetation der Inseln ist reich und glänzend und steht sehr ab gegen die der armligen nördlicheren Inseln des Archipels.

Als das Schiff vor Ebön ankerte, umschwärmten es bald zahlreiche Boote¹⁾ mit Inselanern. Der Kapitän traf Vorsichtsmaßregeln. Einer von jenen jedoch erkannte Dr. Pierson wieder und rief voll Freude: „Doketur, Doketur!“ und „Mitschonari!“ Bald verbreitete sich die Kunde unter den Eingebornen mit großer Freude. Aber Pierson konnte noch nicht bleiben, sondern mußte zunächst seinen Amtsbruder Bingham auf Apaiang einführen.

Apaiang liegt etwa 15 Meilen südlich von der nördlichsten der Gilbertinseln Butaritari. Es ist ein Riff von 4 Meilen Breite und 1 Meile Länge, das unter dem Wasserpiegel liegt, und auf dessen Ostseite sich ein langer ununterbrochener, schmaler Landstreifen erhebt, bewachsen mit Kokos und Pandanus. An einigen Stellen findet sich Graswuchs; auch ist süßes Wasser vorhanden, das selbst einen Teich bildet. Auf der Westseite liegen nur unbedeutendere Inselchen, zwischen denen ein paar gute Kanäle in die Lagunen führen. Das Hauptdorf, Rotinawa, liegt in der Mitte der langen Insel.

Bingham hatte selber diese Insel, die er auf seiner ersten Reise näher kennen lernte, sich zur Station ersehen, obgleich das einsame Leben auf dieser immerhin höchst armseligen Insel²⁾ viel Schweres haben mußte. Der König gab die Erlaubnis zur Niederlassung, und so konnte der Missionar das fertig gezimmerte Haus, das er von Hawaii mitbrachte, ans Land schaffen lassen. Bald hatte er selbst es

¹⁾ Sie werden „proa“ genannt; jedenfalls dasselbe Wort wie „prahu“ im Indischen Archipel.

²⁾ So fand sich z. B. gar kein passendes Brennholz. Für die Nahrungsmittel blieb die Missionsfamilie größtenteils auf die Besuche des „Morning Star“ angewiesen.

bei Roinawa zum Erſtaunen der Inſulaner aufgeſtellt und nett eingerichtet. Weiß mit grünen Jalouſien und Holſchindeldach bietet es einen hübfchen Anblick. Daneben errichtete auch ſein treuer Helfer Ranoa „ein engliſch-hawaiſches“ Haus. Das Miſſionſchiff aber lehrte nun zunächſt nach Ebön zurück, wo Pierce und Doane ſich niederließen. Der König war ihnen freundlich und ließ für die eine der Familien ein neues Haus durch ſeine Unterthanen erbauen, während für die andre ein auf Pónapß gezimmertes mit ihrer Hilfe errichtet wurde. — Das war der Anfang der Miſſion im öſtlichen Mikroneſien.

Auf den älteren Stationen waren damals nach fünfjährigem Beſtehen noch nicht viel Erfolge zu bemerken. Sehr zu beklagen war namentlich auf Kuſate der üble Einfluß der dort lebenden Weißen, die in ihrem laſterhaften Verkehr die eingeborne Bevölkerung zu Grunde zu richten ſchienen. Snow fürchtete ſchon 1856, daß man bei der vorhandenen ſtarken Sterblichkeit den letzten vor Ablauf eines Jahrzehntes begraben würde. Doch ſind von den 700 Kuſaiern, die man damals ſchätzte, jezt nach 24 Jahren immerhin noch 400 vorhanden. Ein wichtiger Fortſchritt war es, daß die Sprachen bemeiſtert waren. Schon arbeitete auf Pónapß eine kleine Preſſe, und wenigſtens auf einer der dortigen Stationen hatte die Schule guten Fortgang. Die inzwiſchen in größerer Zahl eingetretenen Hawaier hatten ſich im ganzen trefflich bewährt, wenn auch etliche den Erwartungen nicht entſprachen und in die Heimat zurückgeſchickt werden mußten.

Bei dem zweiten Beſuche des Miſſionſchiffes fanden ſich auf Kuſate ſchon einige Bekehrte vor, während andre dort und auf Pónapß¹⁾ ſich dem Evangelio zuneigten, Morgen- und Abendandacht hielten, mit Eifer lernten u. ſ. w. Auch bürgerte ſich die Sonntagsfeier allgemein auf der Inſel ein, ſo daß ſelbſt die Speißen am Sonnabend gekocht wurden, der daher den Namen „Tag des Kochens“ erhielt. Auch auf den beiden zuletzt beſetzten Inſeln ging es langſam vorwärts. Auf beiden wurden Kirchen gebaut, und die Predigten in denſelben wurden von 100—200 Perſonen beſucht. Auch wurde regelmäßiger Schulunterricht erteilt. Auf Ebön war nur die Luſt zum Wandern ein

¹⁾ Auf Pónapß wurden 1860 die Erſtlinge getauft. Noch mögen folgende Züge aus dem erſten Jahrzehnt der Miſſion auf jener Inſel nachgetragen ſein. Der vom Schlagfluß gelähmte König der Ki'i, ſowie ſein erſter, einflußreicher Rat, der Ranakin, war der Miſſion günſtig, um ſo mehr, als die Miſſionare ſie gegen Übervorteilung ſeitens der Europäer in Schutz nahmen. Dieſe hatten in ſittlicher Hinſicht einen ſehr nachtheiligen Einfluß. Dann kam die Eröffnung einer Schule. Einige Schüler ſaßen 6 Stunden lang ſtill, um hernach die Gelegenheit zum Stehlen zu finden. Darauf kamen die verheerenden Vöden über die Inſel, welche alle Miſſionsthätigkeit unterbrachen. Die weißen Anſiedler verbreiteten das Gerücht, die Krankheit ſei von den Miſſionaren eingeführt. Obgleich die letzteren von Pawail zunächſt unwirksame Dymphy erhalten hatten, retteten ſie weiterhin durch ihr Impfen doch manches Leben. Unter dieſen Prüfungen brannte noch Miſſionar Sturges Haus ab; es erhoben ſich Feindſeligkeiten zwiſchen den Stämmen mit Raub und Mord, und obgleich unter den Pónapß beſuchenden Seelenten manche wohlgeſinnte ſich fanden, blieb der Verkehr doch ſehr nachtheilig. Aber die Miſſionare arbeiteten trotz aller Schwierigkeit weiter, und in dem genannten Jahre konnten die drei erſten Inſulaner getauft werden, denen bald acht andre folgten.

großes Hinderniß. 800 Perſonen Miſſionare ſie ein gebede weitere Inſel ſchon eine Be nämlich Lär nur durch ei

Kuſate wegen fortſch Er ließ eine waiters zurü Obgleich die das Evangelium unter ihren hielten und ſ einem ſeiner Gottesdienſt händiger Kle Silbe zu ver beſucht, ebenſ bei derſelben Es war merk in ſchlichter mals konnten landbaten zu der Hawaia richtigen, auch demütigen, an Leute. Der thanen.

Eine Zei ſpäter finden wann auf Lär ſie noch imme Anſchein habe

Auf Pón wie wir ſahen kleine Gemein Die letztere S heit ſeiner Fr ſeit 1861 ohn hielt ſelber ih von Seiten be Religion ausr vertrieben. F zur Unterſtütz war niemand

großes Hindernis für die Mission. Manchmal verließen Jüge von 800 Personen in ihren Booten die Insel für mehrere Monate. Die Missionare fingen auch an die benachbarten Inseln zu besuchen, wogu sie ein gedecktes Boot, den „Star of peace“, erhalten hatten. Eine weitere Insel konnte 1860 mit einem ordinirten Hawaiter, Mahoe, der schon eine Zeit lang auf Upatäng Gehilfe gewesen war, besetzt werden, nämlich Tarawa, die größte der Gilbertinseln, von der eben genannten nur durch einen $1\frac{1}{2}$ Meilen breiten Kanal getrennt.

Rusale wurde 1862 zu einer Nebenstation, da Missionar Snow wegen fortschreitender Abnahme der Bevölkerung nach Ebön übersiedelte. Er ließ eine Gemeinde von 27 Mitgliedern unter Leitung eines Hawaiters zurück, die er bei späteren Besuchen erfreulich gewachsen fand. Obgleich die Insel zeitweise ohne einen Lehrer bleiben mußte, machte das Evangelium doch weitere Fortschritte, da die Gemeindeglieder selbst unter ihren Landsleuten missionirten, hier und dort Versammlungen hielten und so gut es ging ihre Schulkenntnisse weiter mitteilten. Bei einem seiner Besuche (1865) fand Snow 40 neue Bekehrte vor. Beim Gottesdienst zählte er 93 Männer und 60 Frauen in reinlicher anständiger Kleidung, „die hungrig nach dem Worte des Lebens jede Silbe zu verschlingen schienen“. Die Sonntagschule wurde reichlich besucht, ebenso eine regelmäßige Gebetsversammlung. Unter den 110 bei derselben Beteiligten waren 20, welche selber sprachen und beteten. Es war merkwürdig, wie diese christliche Gemeinde ohne einen Führer in schlichter Weise Kirchenzucht übte und ihre Reinheit bewahrte. Damals konnten 30 Bekehrte getauft werden; 100 blieben als Taufkandidaten zurück. In jener Zeit kam ein Herr Emerson im Auftrage der Hawaiian Evangelical Association, um über die Mission zu berichten, auch nach Rusale. Er rühmte nachdrücklich den bescheidenen, demüthigen, andächtigen, forschenden, selbständigen christlichen Sinn jener Leute. Der König sagte ihm, die Christen seien seine besten Unterthanen.

Eine Zeit lang hatte die Gemeinde einen hawaitischen Missionar; später finden wir sie wieder sich selbst überlassen und nur dann und wann auf längere Zeit von Missionar Snow besucht. Zwar wuchs sie noch immer; aber anfangs der siebziger Jahre mußte es doch den Anschein haben, als sei in einigen Beziehungen die erste Liebe erkaltet.

Auf Bónapö waren die Erfolge der Mission im ersten Jahrzehnte, wie wir sahen, sehr beschränkt geblieben. Doch bestand schon eine kleine Gemeinde nicht bloß zu Konkiti, sondern auch zu Schalong. Die letztere Station, auf der nach Dr. Gulids Weggang (wegen Krankheit seiner Frau) Missionar Roberts einige Jahre gewirkt hatte, blieb seit 1861 ohne einen amerikanischen Missionar. Die Gemeinde dort hielt selber ihre Gottesdienste, hatte aber 1862 eine schwere Verfolgung von Seiten der Heiden zu bestehen. Der Oberhäuptling wollte die neue Religion ausrotten, und ihre Befenner wurden beraubt und zum Teil vertrieben. Besser ging es den Christen zu Konkiti, welche Beiträge zur Unterstützung ihrer Glaubensbrüder in Schalong sammelten. Leider war niemand da, der die letztere Station hätte übernehmen können,

die nur zuweilen von Sturges besucht wurde. Als derselbe 1863 eine Rundreise um die Insel machte, war er erstaunt, wie sich das Licht des Christentums bereits verbreitet hatte. Schon fand er überall hier und da eine betende Familie. Die Christen von Nontiti zogen auch vielfach aus, um ihren Landsleuten das Evangelium zu sagen. So entstand jenseits der Berge eine Station zu Jolola, von wo einst ein Häuflein nach Nontiti hinüber kam. Der Missionar war überrascht durch ihre Kenntnisse. Die meisten konnten lesen, und etliche zeigten eine wunderbare Erkenntnis von Sünde und Gnade. Dabei hatten sie schon eine Kirche gebaut. — Auf der Hauptstation versammelten sich an jedem Sonntage über 100 Personen zur Predigt, und obgleich ein geregelter Schulunterricht nicht zu ermöglichen war, war die Kunst des Lesens in der Bevölkerung bereits sehr verbreitet. In dem genannten Jahre wuchs die kleine Gemeinde auf 36 Mitglieder, unter denen sich auch der erwähnte einflussreiche Nanatin, der erste Minister des Königs, befand. Um jene Zeit kam auch ein Häuptling der kleinen Insel Mokil, 20 Meilen östlich von Pónapó, dorthin, und brachte das Evangelium seinem nur 100 Seelen starken Volk. So wurde das Inselchen eine Nebenstation von Pónapó.

Auf der letzteren Insel entstand im folgenden Jahre einige Störung durch den Tod des Nanatin, auf den heidnische Feste in Saus und Braus folgten, wobei sein Nachfolger betrunken und in übermütigem Scherz die Kirche anstieß. Bei dieser Gelegenheit zeigte sich aber an einigen Orten die Macht des Christentums, wo die heidnischen Feste und Tänze unterblieben. Im ganzen gab es dort damals 154 Getaufte. Sturges bedurfte sehr weiterer Mitarbeiter. Einen solchen erhielt er 1866 an Rev. Doane, der anfänglich schon ein paar Jahre im Gebiete der Joloj gewirkt, dann aber auf andern Inseln thätig gewesen war. Er fand die Hälfte der Bevölkerung auf Seiten der Christen und eine religiöse Bewegung, die an die alten Zeiten der Hawaitimission erinnerte, ging über die Insel. Die Zahl derer, welche lesen konnten, wurde auf 1000 geschätzt. Es war schon eine Anzahl christlicher Bücher vorhanden (meist in Honolulu gedruckt); überall wurden von lieblichen Stimmen christliche Lieder gesungen. — Zwar fanden sich weiter auch noch manche Schattenseiten und Schwierigkeiten. Das Christentum aber machte von Jahr zu Jahr stetige Fortschritte, die sich auch in der äußeren Kultur offenbarten: während früher von den weißen Kaufleuten nur Tabak, Rum, Flinten, Pulver und unnütze Spielereien verlangt wurden, war jetzt die Nachfrage nach Zeug und andern Gegenständen des Kulturlebens in den Vordergrund getreten. Zwei weitere amerikanische Missionare kamen 1873 nach Pónapó: Logan und Rand. Die Hauptstationen waren damals im Gebiete Metakalanin und Jololits; zu Nontiti wirkte ein eingebornen Gehilfe. Überall auf der Insel aber waren Kirchen errichtet, und die Zahl der Abendmahlsgegnossen belief sich auf 518 — immerhin ein erfreulicher Erfolg der 20jährigen Arbeit. Aber auch dies gehört dazu, daß die junge Kirche schon Schöcklinge getrieben hatte. Zu Mokil (Wellington

Island) und
christliche Gen
Die zu Mokil
Wenden
wir auch dort
Schilberungen
und die Ber
wirkte Missio
lange Reihe v
auf seinem al
ganz verschied
fertigte eine
erwähnte Sch
schlug zuletzt
kamen mit de
Samentörner
Stationen zu
Auf diese W
Inseln:

Namer
nordnordwestl
an dem christ
eine Gemeinb
Jaluit
mit 40 kleiner
nordöstlich vo
In dem gena
die hawaitisch
war einer de
arbeitete nach

Mille
30 Meilen ö
trägt gegen
tation zeigen
westlich liegt
befindet sich
rung wurde
erst kurz vo
manches Ent
letzteren mit
beschützen ih
rege geword
Auf G
etwa 30—4
bloß durch
sie Ol im I
der Christen

Island) und Pingelap (zwischen jener und Kusaie gelegen) waren christliche Gemeinden gegründet unter der Leitung vonapostolischer Lehrer. Die zu Mokil wird besonders als blühend und erfreulich beschrieben.

Wenden wir uns nun wieder zu den östlichen Inseln, so finden wir auch dort reichliche Fortschritte, obwohl uns keine ausführlichen Schilderungen der Entwicklung des dortigen Missionswerkes vorliegen und die Berichte meist nur vereinzelte Daten bringen. Auf Ebön wirkte Missionar Snow, unterstützt von hawaischen Gehilfen, eine lange Reihe von Jahren. Dann und wann brachte er einige Monate auf seinem alten Missionsfelde Kusaie zu. Obwohl die beiden Inseln ganz verschiedene Sprachen haben, trieb er auf beiden das Werk und fertigte eine Reihe von Übersetzungen für jedes der beiden an. Die oben erwähnte Schwierigkeit, welche auf der Wanderlust der Eböner beruhte, schlug zuletzt doch zur Förderung der Mission aus. Dortige Christen kamen mit den erwähnten Jüngen nach fernen Inseln und ließen dort die Samentöner des Evangeliums zurück. Diese gaben den Anstoß weitere Stationen zu gründen, die mit hawaischen Predigern besetzt wurden. Auf diese Weise entstanden bis 1870 die Stationen auf folgenden Inseln:

Ramerik (Waring-Insel), eine kleine Laguneninsel, 15 Meilen nordnordwestlich von Ebön, mit 391 Einwohnern, von denen 1869 348 an dem christlichen Religionsunterrichte teilnahmen. Auch war bereits eine Gemeinde von 31 Gliedern gesammelt.

Jaluit (Bonham-Insel), ein großes 10 Meilen langes Riff, mit 40 kleinen Inseln, auf denen gegen 500 Menschen leben, 20 Meilen nordöstlich von Ebön. Hier waren die Erfolge weniger bedeutend. In dem genannten Jahre war noch keine Gemeinde vorhanden. Für die hawaischen Lehrer, die schon einige Jahre dort gearbeitet hatten, war einer der Christen von Ebön eingetreten. Der schlichte Mann arbeitete nach Kräften.

Wille (Wili, Mulgrave-Insel), die südlichste der Rataflette, etwa 30 Meilen östlich von der vorigen. Das Riff ist etwas kleiner und trägt gegen 30 Inselchen, die schon eine bedeutend ungünstigere Vegetation zeigen als die obengenannten. Zehn Meilen von hier nordnordwestlich liegt: Majuro (Arrowsmith). Unter den Inseln dieses Riffs befindet sich ein schmaler, 6 Meilen langer Landstreifen. Die Bevölkerung wurde auf 1000, die von Wille auf 700 geschätzt. Beide waren erst kurz vor 1870 mit hawaischen Lehrern besetzt. Es war hier manches Entmutigende. Auf Majuro versuchte der König sogar, den letzteren mit seiner Familie vergiften zu lassen. Andere Häuptlinge beschützen ihn, und die Kernbegierde war bereits in der Bevölkerung rege geworden.

Auf Ebön selbst hatte sich die christliche Gemeinde, welche 1863 etwa 30—40 Mitglieder zählte, gemehrt und bezeugte ihren Eifer nicht bloß durch reichliche Beiträge für die Mission — in einem Jahre gaben sie 51 im Werte von 400 Mark — sondern auch dadurch, daß manche der Christen, wie gesagt, selbst Missionare wurden. Die von 315

Schülern besuchten Schulen waren in erfreulichem Zustande. Um 1870 zählten die beiden Gemeinden zu Ebön und Namerik 115 Mitglieder.

Auf den Gilbertinseln hatten sich der Mission Schwierigkeiten in den Weg gestellt. Missionar Bingham auf Apaiang erkrankte 1864 bedenklich, infolge des Mangels an geeigneten Nahrungsmitteln, der durch das Ausbleiben des Missionschiffes veranlaßt war. Er mußte nach Amerika zurückkehren. Dort erholte er sich und leistete der Mission einen nicht geringen Dienst durch ein kleines Büchlein, die Geschichte des „Morning Star“, welches in 20 000 Exemplaren verbreitet, die Anschaffung eines neuen größeren Schiffes gleichen Namens, wozu wieder die Sonntagschulkinder sammelten, beförderte. Das alte Schiff war nach 10jähriger Fahrt nicht mehr zweckmäßig und wurde in Honolulu verkauft. Bingham kehrte mit dem neuen Schiffe¹⁾ 1867 auf sein Arbeitsfeld zurück. Apaiang war inzwischen unter der Leitung zweier hawaiischen Missionare geblieben. Der König, der sonst für das Christentum einen erfreulichen Eifer an den Tag gelegt, hatte darin etwas nachgelassen. Seine Frau und andere Bekehrte standen fest in ihrem Bekenntnis. Es waren immer noch Tage kleiner Anfänge. Im folgenden Sommer aber wurde die Ruhe dort wie auf Tārawa durch einen Bürgerkrieg schwer erschüttert. Der König hatte ein christliches Gesetzbuch eingeführt, welches auf Mord, Diebstahl, Ehebruch und andere Verbrechen Strafe setzte. Aber einige Häuptlinge zu Apaiang waren damit nicht zufrieden, und mit ihnen machten solche zu Tārawa gemeinsame Sache, die ebenfalls sich gegen ihren König erhoben, als die beiden Könige ein Schutzbündnis abgeschlossen hatten. Als aber der von Apaiang nach Tārawa segelte und die Insel unverteidigt zurückließ, landeten dort die Empörer von Tārawa und plünderten und raubten weit und breit. Bingham war gerade auf einer andern Insel; aber auch nach seiner Rückkehr dauerte dieses Treiben fort; die Missionsstation hatte sehr zu leiden und selbst das Leben der Missionare war gefährdet. Bingham ging nach Hawaï, zugleich um den Druck einiger Teile des Neuen Testaments zu leiten. Als er im folgenden Jahre zurückkehrte, fand er die beiden Inseln in der traurigsten Verwahrlosung. Die Schulen waren geschlossen, die Gemeinden zerprengt, das ganze Volk demoralisiert, der König von Apaiang immer noch in der Verbannung, obgleich ein europäisches Schiff versucht hatte, ihm in den Kämpfen Beistand zu gewähren. Auf Apaiang selbst hatten die Rebellen von Tārawa fürchterlich gehaust. Der treue Missionar Mahoe war durch einen Schuß verwundet (europäische Ansiedler hatten sich seiner angenommen), die Missionsstation völlig zerstört. Ein kleines Häuflein von Christen hatte sich nach Tārawa geflüchtet. Mehrere Jahre währten diese betrübenenden Zustände.

¹⁾ Dasselbe erlitt 1869 bei Ausfate Schiffbruch, wurde aber alsbald durch ein neues gleichen Namens ersetzt.

Um so andern Insel mit einem werden insof Matrosen v erschließen li wieder besetzt Leute suchten schon 1868 die Mission Bücher wurde eine Gemein von den 150 Königs war Bruder desse ergeben blieb wenigstens Kanoa bereit andern Insel

Ebenso (Drummonds- 55 Meilen ist mit vielen stationirt. D als verkomm aber erfolgte Elliceinseln wurden fast auch der Ger den für den nußt, und t wurden alle stände, Stein meisten Insu waren 1800 Die Gründu Jahre später Missionaren einen Bild widelung bi

Auf B christliche G Eine Anzahl andern Inse Es sind au amerikanisch

Um so erfreulicher waren die Fortschritte der Mission auf einigen andern Inseln des Gilbertarchipels. Butaritari war bereits 1865 mit einem hawaiischen Lehrer besetzt, mußte aber wieder verlassen werden infolge der Gewaltthätigkeit des Königs, der drei hawaiische Matrosen von einem Schiffe, das jenem Hilfsmittel bringen sollte, erschießen ließ. Im folgenden Jahre aber war die Insel bereits wieder besetzt, und bald zeigten sich entschiedene Fortschritte. Die jungen Leute suchten eifrigst lesen zu lernen, und der Pastor Ranoa bezeichnete schon 1868 mehrere als „hoffnungsvoll fromm“. Die Beiträge für die Mission beliefen sich in diesem Jahre auf 164 Mark, und für Bücher wurden 252 Mark gezahlt. Schon im nächsten Jahre wird eine Gemeinde von 18 Personen erwähnt, mit der Angabe, daß 500 von den 1500 Einwohnern lesen konnten. Auch eine Schwester des Königs war unter den Bekehrten, denen sich im nächsten Jahre ein Bruder desselben anschloß. Der König selbst, der freilich seinen Büßen ergeben blieb und von der Religion nichts wissen wollte, bereitete wenigstens keinen Widerstand. So wuchs die christliche Gemeinde. Ranoa bereitete einige begabte Mitglieder noch besonders vor, um auf andern Inseln das Evangelium zu verkündigen.

Ebenso erfreulich entwickelte sich die Mission auf Tapiteuea (Drummonds-Insel). Es ist dies ein 8 Meilen langes Lagunenriff, 55 Meilen südsüdöstlich von Tarawa gelegen. Die Ostseite desselben ist mit vielen Inselchen besetzt. Zwei Hawaiter wurden 1868 dort stationirt. Die Bevölkerung, welche in 15 großen Dörfern lebt, wurde als verkommen und schamlos beschrieben. Im Laufe eines Jahres aber erfolgte hier eine ähnliche Umwandlung, wie wir sie von den Ellicesinseln kennen lernten. Die heidnischen Sitten (Tabu, Tänze etc.) wurden fast von der ganzen Bevölkerung mit einem Male aufgegeben, auch der Genuß berauschender Getränke. Die großen Rathäuser wurden für den christlichen Gottesdienst, der zahlreich besucht wurde, benutzt, und die Schulen waren gedrängt voll. Bei einer Gelegenheit wurden alle die mit dem heidnischen Aberglauben verknüpften Gegenstände, Steine, Holzstücke mit Öl beschmiert u. s. w., zerstört, und die meisten Insulaner bekannten sich als Verehrer Jehovas. Schon 1870 waren 1800 Schüler im Unterricht, von denen 1000 lesen konnten. Die Gründung einer engeren christlichen Gemeinde erfolgte erst einige Jahre später. — Ehe wir jedoch die übrigen in neuerer Zeit mit Missionaren besetzten Inseln dieses Archipels erwähnen, werfen wir einen Blick auf die westlichen mikronesischen Stationen und ihre Entwicklung bis zur neuesten Zeit.

Auf Pónapó finden wir zu Anfang der sebziger Jahre sieben christliche Gemeinden, deren Mitglieder 1874 schon 500 betrugen. Eine Anzahl junger Leute wurde ausgebildet, um das Evangelium auf andern Inseln zu verbreiten, Leute, beseelt von wahren Missionsgeiste. Es sind auf der Insel jetzt drei Hauptstationen unter der Leitung amerikanischer Missionare. Der Veteran Sturges hat seinen Sitz in

Dua, nördlich von Metaklanim, Logan zu Renan und Rand zu U¹⁾. Die Gemeinden wachsen nach und nach, wenn auch bei einigen die erste Liebe nachgelassen hat und, wie es gewöhnlich geschieht, der breit gewordene Strom auch an Tiefe verloren hat. In einzelnen Fällen erheben auch immer noch die Heiden ihren Widerstand; aber der schließlich Sieg des Christentums über die ganze Insel liegt schon auf der Hand. Unter den Gemeinden gibt es aber auch doch hier und da erfreuliche Spuren von christlichem Leben. Dahin gehört besonders der Missionsseifer. Im Jahre 1873 bildete sich auf Pónaps ein besonderer Missionsverein (Ponape Board of Missions), welcher sich die Aufgabe stellt, mit eignen Mitteln und Kräften den Inseln im Westen das Evangelium zu senden. So entstanden denn neben den blühenden Außenstationen zu Mokil und Pingelap eine Reihe von weiteren Ablegern jener Mission.

Im Januar 1874 wurden drei ponapische Lehrer auf der Mortlockgruppe stationiert. Dieselbe liegt einige fünfzig Meilen westlich-westlich von Pónaps und besteht aus drei nahegelegenen Lagunenriffen, die durch 1 Meile breite, sichere Kanäle geschieden sind und zusammen über 90 Inseln tragen. Das größte ist Satoan mit 60 Inseln, unter denen einige bedeutender sind, wie z. B. La. Nordwestlich davon liegt Lufunor, mit einer 2 Meilen langen gleichnamigen Insel, die durch ihre besonders schöne Vegetation anmutig erscheint. Eine Meile nordöstlich liegt das kleinste der Riffe: Etal. Die ganze Bevölkerung der Gruppe wurde früher auf 900 geschätzt, jedenfalls zu niedrig, da Lufunor allein 800 Seelen zählt. — In dem genannten Jahre begleiteten die Missionare Sturges und Doane drei der ponapischen Christen mit ihren Frauen im „Morning Star“ dahin, nachdem zuvor eine Untersuchungsreise unternommen war. Unter den jungen Missionaren befand sich der treffliche Opataia (Obabiah) und seine Frau Opetinia, eine ponapische Königstochter, die bereits in der Heimat mit großem Eifer für das Wort Gottes gewirkt hatte. Die Aufnahme unter den fremdbartigen, wild aussehenden Leuten war eine überaus freundliche. Alle Besorgnis vor Gefahr war unnötig, nichts wurde gestohlen. Die Lehrer erhielten die Erlaubnis sich niederzulassen, ja das Volk verpflichtete sich für ihren Unterhalt zu sorgen. Zwei derselben wurden auf Satoan und einer auf Lufunor zurückgelassen. Man hörte nichts wieder von ihnen, bis Sturges im Oktober 1874 sie besuchte. Er fand sie in netten Häusern wohnend, von der Bevölkerung geachtet. Vier Versammlungshäuser waren erbaut. Die Sprache weicht etwas von der auf Pónaps gesprochenen ab; aber die Lehrer hatten sie bereits sich angeeignet. Der Missionar sagt von jenem Besuche, daß schwerlich einer auf dieser vergänglichen Welt sonnigere Tage erleben könne, als sie ihm bei dem Besuche jener jungen Mission vergönnt waren. Ein Jahr später konnte derselbe Missionar auf jedem Atoll der Gruppe eine christliche Gemeinde stiften, mit zusammen 36 Mit-

¹⁾ Ich finde keine Angaben über die Lage der beiden letztgenannten Plätze.

glibern. Da
1876 wurden
zahl war au
das Wert ei
schon in der
dals weiter
meinden, son
Zeiten; nur
ihnen von H
Leute sogar e

Solche C
Mission, umfa
einfanden. S
weillicher Mi
Besetzung der
in Erwägung

Auch vor
11 und Pin
günstig. Die
an der Missio

Auf Ru
dies bei dem
warten war.
wandelnden
andern Laster
Ginberniss.
Volle entthron
Christ. In r
angekehrt.

Sehen n
der Marschal
Whitney ein
waren stark
den wöchentli
bete und kur
Schule war
ist die Missi
Häuptlinge r
teresse bis au
wegen Laster

¹⁾ Sie ist
linen, vulkanis
deutsche Natur
haben die glei
²⁾ Diese

gliebern. Opatala, der auf La arbeitete, wurde ordiniert. Schon 1876 wurden vier neue Gemeinden hinzugefügt, und die Mitgliederzahl war auf 296 gestiegen. Zwei neue Missionsfamilien traten in das Werk ein. Biblische Geschichten, Lesebücher und Lieder waren schon in der Mortlocksprache gedruckt. Die Lehrer, deren Zahl sich bald weiter vermehrte, erhielten alle ihre Bedürfnisse von den Gemeinden, soweit sie dieselben befriedigen konnten, selbst in knappen Zeiten; nur Kleidung und manches zum Kulturleben Gehörige wurde ihnen von Hawaii aus gesandt. Für jeden Lehrer bauten die guten Leute sogar ein großes Boot.

Solche Erfahrungen ermutigten zur weiteren Ausdehnung dieser Mission, umsomehr, als in Mortlock sich Eingeborne von andern Inseln einfanden. So wurden die beiden Atolle Losap und Nama, in nordwestlicher Richtung von Mortlock gelegen, besetzt, und neuerlich ist die Besetzung der noch 6 Meilen von Nama gelegenen Insel Kuf¹⁾ (Hogolu) in Erwägung gezogen.

Auch von den beiden älteren Nebenstationen von Pónap, Mokolil und Ringelap²⁾, lauten die Berichte bis auf die neueste Zeit günstig. Die dortigen Gemeinden sind bereits so erkrankt, daß sie auch an der Mission auf den westlichen Inseln sich beteiligen.

Auf Rusaie ist die Mission langsam weiter fortgeschritten, wie dies bei dem Betriebe von dem entfernten Ebön aus nicht anders zu erwarten war. Augenzeugen sind auch hier überrascht von den umwandelnden Erfolgen des Christentums. Der alte, dem Trunk und andern Lastern ergebene König war indessen lange Zeit ein rechtes Hindernis. Im Jahre 1875 jedoch wurde er ohne Blutvergießen vom Volke entthront. Sein Nachfolger ist wie es scheint selbst schon ein Christ. In neuester Zeit ist ein hawaiischer (?) Pastor auf der Insel angestellt.

Gehen wir von der äußersten der Carolinen hinüber zur süblichsten der Marshallinseln: Ebön. Dort war dem Missionar Snow in Mr. Whitney ein Kollege zur Seite getreten. Die Sonntagsgottesdienste waren stark besucht; es versammelten sich an 500 Personen. Auch bei den wöchentlichen Gebetsversammlungen beteiligten sich viele. Ihre Gebete und kurze, kernige Ansprachen waren überraschend. Eine höhere Schule war zur Ausbildung eingeborner Evangelisten angelegt. Leider ist die Mission auf dieser Insel durch die bedrohliche Haltung einiger Häuptlinge recht gehindert, wie denn im allgemeinen das religiöse Interesse bis auf die Schule erkaltet war. Manche Gemeindeglieder mußten wegen lasterhaften Wandels ausgeschlossen werden. Nach dem letzten

¹⁾ Sie ist eine der bedeutenderen und vielleicht die interessanteste der Carolinen, vulkanisch mit einem großen Barricriff — ähnlich wie Mangarewa. Der deutsche Naturforscher Audary schätzt die dortige Bevölkerung auf 10—12 000. Sie haben die gleiche Sprache wie die Mortlock-Inulaner.

²⁾ Diese hat 800, jene nur 80 Einwohner.

Bericht war die Mitgliederzahl, die früher schon höher war, auf 140 gesunken.

Die Außenstationen im Marschallarchipel sind zum Teil erfreulich fortgeschritten. Auf Kameik arbeiten schon ein paar auf Ebön gebildete Lehrer, die 140 von der 400 Seelen starken Bevölkerung unterrichten. In Jaluit ist eine Gemeinde von 83; in der übrigen Bevölkerung herrscht noch viel Trunksucht. Auf Majuro war die Mission durch politische Unruhen gestört; dagegen zeigt sich auf Wille überall Fortschritt. „Es war ein schöner Anblick“, sagt ein Augenzeuge, „fünf Häuptlinge mit den Abendmahlsgegnossen am Tische des Herrn zu sehen.“ Die Eingebornen sind fast alle beleiht, fleißig und kultiviert. Etwas jünger sind die Stationen auf Arno und Kulwonlab (Maloelab) mit Aur. Erstere Insel ist nur 2—3 Meilen von Majuro, letztere 20 Meilen von da. Auf beiden war die Mission noch in den Anfängen.

Gehen wir schließlich über zu den Gilbertinseln. Zu Apaiang finden wir erst 1874 den Missionar Bingham wieder unter geordneteren Verhältnissen. Die kämpfenden Parteien hatten Frieden gemacht und der König war auf seine Insel zurückgekehrt. Dadurch wurde das Missionswerk daselbst wieder möglich. Mitten in der Verwüstung zeigten sich doch bald einige Lichtpunkte, „etliche Seelen, die den Heiland suchten, etliche Schulkinder und zur Predigt eine Versammlung von 40 bis 50.“ Der König aber stellte sich immer entschiedener auf die Seite des Evangeliums und brachte seine Maßregeln gegen die Trunksucht energisch zur Ausführung. Er bekannte, daß er den Herrn suche und trat selber in die Missionschule ein. In den folgenden Jahren zeigen die Berichte einen allmählichen aber sichern Fortschritt zum Besseren. Neben der Missionschule mit 40 Jünglingen war eine Dorfschule mit deren 46 in Thätigkeit, und 15 junge Leute erhielten eine weitere Bildung. Die Sonntagsversammlungen waren drei- bis viermal stärker geworden, das Verlangen nach Büchern von neuem erwacht, auch mehrten sich die Beiträge. Die während der Unruhen abgefallenen Christen kehrten bußfertig zurück, und auch aus der heidnischen Partei mehrten sich die Taufkandidaten. „Es schien, als wenn die schweren Wolken sich ziehen wollten und eine Ära des Lichts eintreten, nachdem Satan so entschiedenen Widerstand gemacht hatte.“ Im Jahre 1877 endlich wurde auch der junge König Kaitia II.¹⁾ in den Gemeindeverband aufgenommen. Missionar Bingham hatte die Station im Jahre zuvor verlassen, um das Sekretariat der Hawaiian Evangelical Association zu übernehmen und den Druck mancher Übersetzungen zu leiten. Jetzt ist dort Rev. G. Seoleo, ein Hawaier, thätig.

Auf Tarawa hatte die Mission in der letzten Zeit aufs neue durch politische Wirren zu leiden. Es kam sogar zum Kampfe (1878),

¹⁾ Ich finde nichts darüber, wann und wie er dem früheren (Aperahama wenn ich nicht irre), der mehrere Jahre auf Tarawa gewesen war, in der Regierung gefolgt war.

bei dem die 34 Männer aufgefressen, der christliche um die Jährnisse ist es fielen. Der zwanzigjährige des Aberglaub Häuflein treu Kriegsjahre, Die Kämpfe war nach d schien Lust sich 50 Verj dem Kriege d

Auf Du die andre, R Insel Matin, Auf der letzte liche Gemein eine hübsche ist selbst ein richtet der ein Missionswerk.

Auf La entwickelt hat geschädigt. E petition an l einen „Nichte Bevölkerung die Auswand den Samoain Die Gemeinde meln sich bet

Außer d im Gilbertan Maian Lagunenriff r Seelen.

Apema und ergiebig langen Insel Marak Atolle, von k geben ist. D ein größeres

bei dem die alte Grausamkeit hervortrat. In einer Schlacht wurden 34 Männer getötet und eine von den Leichen, die eines Christen, sogar aufgefressen, die übrigen in Stücke geschnitten oder verbrannt. Auch der christliche Häuptling David fiel. Sein Kopf wurde fortgeschleppt, um die Zähne als Schmuckgeräte zu verwenden. Bei diesen Verhältnissen ist es nicht zu verwundern, daß manche Gemeindeglieder absielen. Der hawaiische Missionar Haina klagt rührend, daß nach seiner zwanzigjährigen Arbeit die Masse des Volkes noch in der Finsternis des Aberglaubens und der Unwissenheit verharret. Dennoch ist ein Häuflein treuer Christen (65) vorhanden, das sogar in dem traurigen Kriegsjahre, trotz manchen Abfalls, 5 neue Mitglieder erhalten hatte. Die Kämpfe drohten auch Apatang in Mitleidenschaft zu ziehen. Leider war nach den letzten Nachrichten der König wieder abgefallen und schien Lust zum Kampfe zu haben. Infolge dieser Zustände hatten sich 50 Personen von Tarawa und 20 von Apatang eingeschifft, um dem Kriege aus dem Wege zu gehen und auf Hawaii Arbeit zu suchen.

Auf Butaritari bestehen zwei Stationen, die eine im Süden, die andre, Ruma, welche zugleich die 3 Meilen nördlich gelegene kleine Insel Matin, die nördlichste des Gilbertarchipels, umfaßt, im Norden. Auf der letzteren geht das Missionswerk erfreulich vorwärts. Die christliche Gemeinde hatte sich mit Hilfe gebingter samoischer Handwerker eine hübsche massive Kirche gebaut. Der König des dortigen Stammes ist selbst ein Diakon der Gemeinde. Auf der südlichen Station aber richtet der eingeführte Rum furchtbaren Schaden an und hindert das Missionswerk.

Auf Lapiteua, wo das Christentum eine Zeit lang sich erfreulich entwickelt hatte, war es in den letzten Jahren durch politische Unruhen geschädigt. Eine Anzahl einflussreicher Insulaner wandte sich in einer Petition an den Präsidenten der Vereinigten Staaten, daß dieser ihnen einen „Richter“ und eine feste politische Ordnung senden möge. Die Bevölkerung der Insel hatte bedeutend abgenommen, zum Teil durch die Auswanderung. Viele Leute von hier gingen als Arbeiter nach den Samoainseln, so daß die Bewohnerzahl nur noch 4538 betrug. Die Gemeinde zählt gegen 80 Mitglieder, 8–900 Personen aber versammeln sich bei den Gottesdiensten.

Außer den bisher genannten Inseln sind nun aber noch folgende im Gilbertarchipel gleichfalls mit hawaiischen Missionaren besetzt:

Matana, 5 Meilen südlich von Tarawa, ein zwei Meilen langes Lagunentriff mit zwei größeren Inseln und einer Bevölkerung von 4000 Seelen.

Apemama, 13 Meilen südöstlich von der letztgenannten, der reichste und ergiebigste von den Atollen des Archipels, mit einer 6 Meilen langen Insel mit schöner Vegetation und 5000 Einwohnern.

Marakei, 3 Meilen nordöstlich von Apatang, einer der kleinsten Atolle, von dreieckiger Gestalt, der rings von einem Landstreifen umgeben ist. Die Bewohner wurden auf 2000 geschätzt. Auch Nonouti, ein größeres Lagunentriff, 6–7 Meilen nordnordwestlich von Lapi-

teuea (6000 Einwohner), war einige Jahre hindurch besetzt, wird aber in neuerer Zeit nicht als Station aufgeführt. Auf den genannten Inseln hat die Mission seit 8–10 Jahren mit verschiedenem Erfolge gearbeitet. Am reichlichsten sind die Früchte des Wertes auf Marakei, wo die Gemeinde schon 275 Mitglieder zählt. Die Leuten werden als ernste Christen gerühmt, fleißige Kirchenbesucher, treue Väter. Auf den beiden andern Inseln sind die gesammelten Christenhäuflein noch kleiner.

Die amerikanisch-hawaiische Mission hat auf dem Gilbertarchipel mit wenigen Ausnahmen alle Inseln bereits in Besitz genommen. Abgesehen von den südlichsten Atollen, die wir noch als von der Londoner Mission besetzt zu erwähnen haben, sind nur noch die Insel Kuria und Aranuka¹⁾ nicht in den Kreis ihrer Thätigkeit gezogen.

Ein Vierteljahrhundert ist seit dem Beginn der Mission verstrichen. Sind auch die Erfolge deutlich genug, so bleibt dem Christentum auf diesen Inseln doch noch eine große Aufgabe. Noch ist der größte Teil der Bevölkerung (abgesehen von der immer mehr zusammenschmelzenden direkt feindseligen heidnischen Partei einiger Inseln) nur oberflächlich von den Wirkungen desselben berührt, wie sich das auch in der zum Teil noch ziemlich mangelhaften Kleidung zeigt. Dabei darf man jedoch nicht außer acht lassen, daß die geringen Hilfsquellen der Inseln für die Fortschritte der christlichen Kultur ein nicht geringes Hindernis sind.

Geben wir schließlich noch einige statistische Notizen über diese Mission, so finden wir in den Gilbertinseln 7 Gemeinden mit 511 Mitgliedern, von denen 181 im Jahre 1878–79 dazu traten. Auf den Marshallinseln sind die entsprechenden Zahlen: 5–316–45; auf den Karolinen: 24–991–160. Dies ergibt zusammen 36 Gemeinden mit 1818 Gemeindegliedern (Abendmahlsgegnossen²⁾). Gegen das vorhergehende Jahr betrug der reine Zuwachs 241, obwohl im Laufe des Jahres 386 aufgenommen waren, da hinwieder durch den Tod, Auswanderung und Abfall auch Viden entstanden waren. Immerhin ist in Anbetracht der wenigen weißen Missionare, die hier thätig sind, der Erfolg, der meistens von den Sendboten der jungen hawaiischen Kirche herrührt, sehr aner kennenswert.

Wir haben aber noch eine zweite Mission in Mikronesien zu erwähnen, nämlich die der Londoner Missionsgesellschaft auf den südlichsten Gilbertinseln, die eigentlich nur eine Erweiterung auf den Ellicesinseln ist. Im Jahre 1870 besuchte nämlich der Missionar Whitmee von Upolu dieses Gebiet im „John Williams“ und ließ auf vier Inseln samoanische Lehrer zurück. Es waren dies folgende: Arorae (Gurd-Insel), die südlichste des Archipels, Lamana (Kotsch-

¹⁾ Südwestlich von Apemama gelegen. Auch die von diesem Archipel 100 resp. 200 Meilen westlich gelegenen Inseln Banaba und Kawabo, die Meinide demselben zugehört, könnten hier genannt werden.

²⁾ Dabei ist zu bemerken, daß die betreffende Statistik wegen Ausbleibens einiger Berichte Viden enthält. So ist z. B. die Station Oua auf Pönäps nicht mitgezählt. Wenn vollständig, dürfte die Zahl 2000 überschreiten.

Insel), 8—
Insel), 2—
Insel), 15
Nukunau
erst zwei Ja

Der W
Zustande, di
oben S. 331
und Kotosni
die Schandth
Menge Men
das Schiff u
some, ein Ei
ihnen aus e
sondern ein
Kunde hatte
sie in derselb
räuber sahen
nahme der D

Unser Is
alle die Ein
Mission verk
mit der Hun
die Lehrer w
Zeiten Zusflu
wie möglich
Auf einigen
inseln gescheh
worden, auch
stand den Fr
über, welche
Inseln ist sic
tigen Kämpfe
Williams“ d

verändert un
Dieselben sch
Christen werde
ist einer vor
worden, um

Die Lon
hältnisse geb
Inseln eigen

¹⁾ Ich las
Missionare vie
die der ameri
anschauliches

Insel), 8—10 Meilen, westnordwestlich von dort. Onoatoa (Clerk-Insel), 2—3 Meilen weiter in gleicher Richtung, und Peru (Francis-Insel), 15 Meilen nördlich von der letzteren. Die fünfte Insel ist Nukunau (Byron-Insel), 3 Meilen nordöstlich von Peru; diese wurde erst zwei Jahre später besetzt.

Der Missionar fand die Insulaner noch ganz in ihrem heidnischen Zustande, die Männer ganz ohne Bekleidung, vor jedem Hause den oben S. 331 erwähnten Kreis heiliger Steine mit den Opfern an Blumen und Kokosnüssen. Die Bevölkerung war noch sehr eingeschüchtert durch die Schandthaten der Sklavenjäger, die auch hier gehaust und eine Menge Menschen weggeschleppt hatten, darum trauten sie sich kaum an das Schiff und wurden erst dazu bewogen, als einer der Lehrer, Kiri-some, ein Eingeborner von Nui, wo die Gilbertsprache gesprochen wird, ihnen aus einander setzte, daß dies nicht ein „Stehl-Mann-Schiff“ sondern ein Missionschiff sei; worauf sie zutraulicher wurden. Soviel Kunde hatte sich übrigens doch schon von der Mission verbreitet, daß sie in derselben ein Schuttmittel gegen jene nichtswürdigen Menschenräuber sahen, und dies scheint vornehmlich bei der freundlichen Aufnahme der Lehrer mitgewirkt zu haben.

Unser sehr auf die Neige gehender Raum gestattet es uns nicht, alle die Einzelheiten anzuführen, mit denen die Gründung dieser Mission verknüpft war¹⁾. In dem ersten Jahre sogleich hatte sie schwer mit der Hungersnot zu kämpfen, welche die Inseln heimsuchte. Auch die Lehrer wurden von der ungewohnten Kost, zu der man in solchen Zeiten Zuflucht nimmt, krank. Doch sorgten die Eingebornen soviel wie möglich für sie. Die folgenden Jahre brachten bessere Zeiten. Auf einigen Inseln waren sofort (wie dies auf den meisten Ellices-Inseln geschehen), sämtliche Gegenstände heidnischer Verehrung zerstört worden, auch die nächtlichen Tänze abgeschafft u. s. w. Auf anderen stand den Freunden der Lehrer eine Partei der Konservativen gegenüber, welche die Umwälzung verzögerte. Aber auf allen genannten Inseln ist sie vor sich gegangen, und zwar ohne daß es dabei zu blutigen Kämpfen gekommen wäre. Schon nach 2 Jahren, als der „John Williams“ die Inseln wieder besuchte, fand man die Verhältnisse sehr verändert und sah deutlich die mächtigen Einflüsse der christlichen Kultur. Dieselben schreiten langsam aber sicher vor. Aus der Schar der Namenchristen werden christliche Gemeinden gesammelt, und auf jeder der Inseln ist einer von den schlichten Samoalehrern in neuester Zeit ordinirt worden, um die Amtshandlungen verrichten zu können.

Die Londoner Mission fühlte es sehr wohl, daß sie, durch die Verhältnisse gedrängt, in ein fremdes Feld vorgeedrungen war, und daß diese Inseln eigentlich von Apaiang aus hätten besetzt werden sollen. Schon

¹⁾ Ich kann nicht unterlassen darauf hinzuweisen, wie die Berichte der Londoner Missionare viel mehr anschauliche Züge über die dortigen Zustände enthalten als die der amerikanischen, die sich meist auf schematische Daten beschränken, ohne ein anschauliches Bild zu gewähren.

die Sprache wäre dazu Grund genug gewesen. Sie bot es daher der Hawaiian Evangelical Association an, daß sie dieses Gebiet mit übernehmen möchte, und die dort stationirten Lehrer würden in ihren Dienst übergegangen sein. Aber das Anerbieten wurde abgelehnt, wohl weil die Direktion der Samoer durch Hawaitier etwas Mißliches gehabt haben dürfte. So arbeiten denn beide brüderlich neben einander.

Über die Zahl der Christen und Gemeindeglieder auf diesen Londoner Stationen, läßt sich leider nichts Genaueres angeben, da sie in der Statistik mit den Ellice- und Tokelauinseln zusammengefaßt sind.

Der ganze Gilbertarchipel ist, wie gesagt, mit geringen Ausnahmen unter christlichem Einfluß. Von den 33 Inseln des Marschallarchipels aber sind bis jetzt erst 7, und von den 47 Carolinen erst 11—12 mit Verkündigern des Evangeliums besetzt. Dort bleibt noch ein weites Feld, und zwar das vielfach schon weiß ist zur Ernte, wie die Willigkeit zeigt, mit der die Boten des Friedens aufgenommen werden, und die Leichtigkeit, mit denen aus der Reihe der belehrten Insulaner selbst Missionare zu beschaffen sind. Auch jener noch dunkle Winkel des großen Ozeans wird dem Licht der Gnaden Sonne nicht mehr lange verschlossen bleiben können. Wenden wir uns aber um und schauen zurück über alle die vielen von der braunen Rasse bewohnten Inseln, die wir mit diesem Bande im Geiste durchwandert haben, und sehen wie überall an die Stelle der Barbarei christliche Kultur, christliche Sitte und christlicher Glaube gepflanzt ist und gedeiht, so können wir nur lobend schließen: Dem Herrn sei Preis, der auch die Inseln erlöst hat!

Nachtrag.

Zu S. 96, Fußnote 1, wird bemerkt, daß die betreffende Notiz dem Bericht des Missionars Bernier im Journal des Missions évangéliques, 1879, p. 460, entnommen ist.

aber der
mit über-
n Dienst
ohl weil
gehabt
ver.

af diesen
, da sie
ast sind.
nahmen
archipels
mit Ver-
es Feld,
eit zeigt,
ie Reich-
t Missio-
großen
rschlossen
ück über
wir mit
berall an
d Christ-
r lobend
hat!

be Notiz
s Evan-

Dr. G. C. Burkhardts
Kleine Missions-Bibliothek.

Zweite Auflage,
gänzlich umgearbeitet und bis auf die Gegenwart fortgeführt

von

Dr. K. Grundemann,
Pastor zu Mörz bei Belgig.

Vierter Band: Ozeanien.

Dritte Abteilung:
Melanefien und Australien.



Bielefeld und Leipzig.
Verlag von Velhagen & Klasing.
1881.

Die evangelische Mission

in

Melanesien und Australien

von

Dr. G. E. Burkhardt.

~~~~~  
Zweite Auflage,

gänzlich umgearbeitet und bis auf die Gegenwart fortgeführt

von

Dr. H. Grundemann,

Pastor zu Mörs bei Belgia.



Bielefeld und Leipzig.

Verlag von Velhagen & Klasing.

1891.



Dem le  
für dasselbe,  
Gerland un  
wissenschaftlich  
in den frühesten  
Art der Dar  
Ein Kritiker  
nun den rech

Auch die  
Gnade vollende  
die sich mir  
in erdrückende  
denke an alle  
oft bis Mitte  
herglichen: „G  
„Herr, laß die  
beines Reiches

## V o r w o r t.

Dem letzten Hefte habe ich nur die Bemerkung mitzugeben, daß für dasselbe, ebenso wie für das vorlegte, die trefflichen Werke von Gerland und Meinicke reichlich benützt worden sind. Die streng wissenschaftliche Haltung derselben veranlaßte mich, abzugehen von der in den früheren Heften unter der Rubrik Land und Leute angewandten Art der Darstellung, welche mehr der Anschaulichkeit Rechnung trägt. Ein Kritiker hatte dieselbe als „feuilletonartig“ getabelt. Möge ich nun den rechten Ton getroffen haben!

Auch dieses Werk habe ich nach achtjähriger Arbeit durch Gottes Gnade vollenden dürfen. Im Hinblick auf die Masse des Materials, die sich mir aufdrängte — noch liegen die Stöße der Missionsblätter in erdrückender Unordnung um meinen Schreibtisch — und wenn ich denke an alle die Stunden, da ich emsig die Feder regen mußte, oft bis Mitternacht und darüber, so kann ich nur schließen mit einem herzlichen: „Gott sei Dank“, durch das aber auch die Bitte klingt: „Herr, laß diese Blätter gesegnet sein, daß sie mithelfen zur Ausbreitung deines Reiches.“

R. Grundemann.

1. Allgemeines

2. Die Wtilins

a) Land und

b) Die W

Die Insel M

3. Die neuen S

a) Land und

b) Die W

4. Neukaledonie

5. Die melanesi

6. Die Wiffon

7. Die Wiffon

1. Land und Se

2. Die Wiffon

# Inhalt.

---

## A. Melanesien.

|                                   |    |
|-----------------------------------|----|
| 1. Allgemeines . . . . .          | 1  |
| 2. Die Bittinseln . . . . .       | 11 |
| a) Land und Leute . . . . .       | 11 |
| b) Die Mission auf Bitt . . . . . | 40 |

## Anhang.

|                                                  |     |
|--------------------------------------------------|-----|
| Die Insel Rotuma . . . . .                       | 93  |
| 3. Die neuen Hebriden . . . . .                  | 99  |
| a) Land und Leute . . . . .                      | 99  |
| b) Die Mission auf den neuen Hebriden . . . . .  | 119 |
| 4. Neukaledonien und die Loyaltyinseln . . . . . | 149 |
| 5. Die melanesische Mission . . . . .            | 163 |
| 6. Die Mission auf Neuguinea . . . . .           | 198 |
| 7. Die Mission auf Neubritannien . . . . .       | 215 |

## B. Australien.

|                                        |     |
|----------------------------------------|-----|
| 1. Land und Leute . . . . .            | 220 |
| 2. Die Mission in Australien . . . . . | 280 |

---

2  
Melanesier  
ethnographische  
sprochenen bra  
auffallend von  
großen und ga  
Neste dieser M  
benannten sie,  
unterdrückte St  
ein Name, der  
wurde. Nur f  
Neger oder der  
wissenschaftliche  
zeichnungen jed  
eingehenderer  
den Negern ga  
Namen Papu  
versuchte. Der  
schen Völkersch  
die Haarbilbun  
ist, konnte auch  
Zeit fast man  
Melanesier  
Melanesien.

Als geogr  
ganz zutreffend  
bewohnten Arc  
Inseln; anderse  
geographische C

Purthardt, Missions



# Melanesien und Australien.

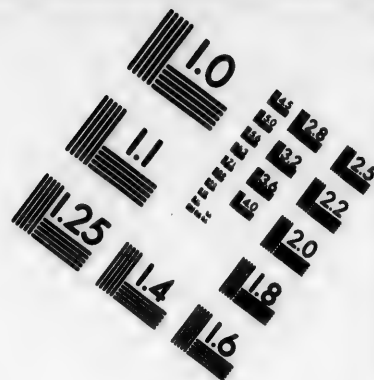
## A. Melanesien.

### 1. Allgemeines.

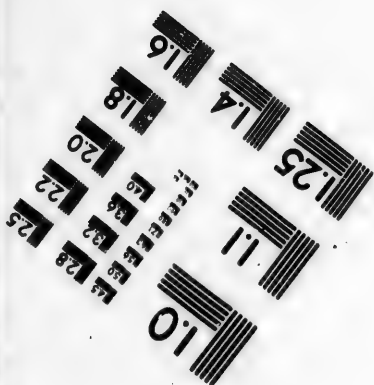
Melanesien ist im Grunde kein geographischer Begriff, sondern ein ethnographischer. Östlich und südlich von den im vorigen Hefte besprochenen braunen Inselbewohnern des Stillen Ozeans wohnt eine auffallend von jenen verschiedene Rasse, für die auf den ersten Blick im großen und ganzen die schwarze Hautfarbe als charakteristisch erscheint. Reste dieser Rasse fanden die Spanier auf den Philippinen vor und benannten sie, wahrscheinlich mit Bezug auf die zurückgebrängte und unterdrückte Stellung, die sie einnahmen, mit dem Diminutiv Negrito, ein Name, der später auf die Völkerschaften überhaupt übertragen wurde. Nur sehr oberflächliche Beobachtung konnte in diesen Schwarzen Neger oder deren Verwandte sehen. Dennoch wurde für sie später der wissenschaftliche Name Australneger aufgebracht. Die beiden Bezeichnungen jedoch sind als unzutreffend aufgegeben worden, da sich bei eingehenderer Forschung alsbald herausstellte, daß diese Inselaner mit den Negern gar nichts zu schaffen haben. Nicht anders konnte es dem Namen Papua ergehen, den man auf die ganze Rasse auszudehnen versuchte. Derselbe bedeutet: Kraushaarige und wird von den malaiischen Völkerschaften auf die Bewohner Neuguineas angewendet. Da die Haarbildung aber keineswegs für die Charakteristik am wichtigsten ist, konnte auch diese Benennung keinen Stand gewinnen. In neuerer Zeit faßt man alle jene dunkelfarbigen Inselbewohner unter dem Namen Melanesier zusammen, und das von ihnen bewohnte Gebiet heißt Melanesien.

Als geographischer Begriff, wie gesagt, ist die Benennung nicht ganz zutreffend. Wir finden in einigen, sonst ganz von Melanesiern bewohnten Archipelen, ein paar vollständig mit Polynesiern besetzte Inseln; andererseits aber bildet das ganze in Rede stehende Gebiet keine geographische Einheit auf geologischer Grundlage, sondern umfaßt sehr





6"



# Photographic Sciences Corporation

**23 WEST MAIN STREET  
WEBSTER, N.Y. 14580  
(716) 872-4503**



disparate Teile. Ebenso wenig aber ist der Name ganz zutreffend in Bezug auf die Hautfarbe der Bewohner, die, wie wir unten sehen werden, keineswegs durchgängig schwarz ist. Dennoch bleiben wir bei dem genannten Namen, da wir einer zusammenfassenden Bezeichnung für das ganze Gebiet bedürfen.

Dasselbe begreift zunächst die Inseln, welche in weitem Bogen das Festland Australien im Nordosten umspannen und die sich durch ihre geologische Bildung scharf von den übrigen Inseln des Ozeans unterscheiden. Hier finden wir die älteren sedimentären Formationen, Granit, Grauwacke, Schiefer, Sandstein, die sonst nirgends in diesem Gebiete auftreten, in dem sonst nur eruptives Gestein vorkommt. Doch sind die in dem großen polynesischen Gebiete herrschenden Formationen, die vulkanische und die Korallenformation auch im Gebiete Melanesiens vertreten. Die erstere aber durchbricht überall das sedimentäre Gestein. An vielen Punkten finden sich Vulkane noch jetzt in voller Thätigkeit. Eine eingehendere Beschreibung dieser Kette von melanesischen Archipelen, welche den erwähnten Bogen bildet, von dem großen Neuguinea an bis zu der kleinen Fichteninsel (Kunaie), behalten wir der weiteren Darstellung vor<sup>1)</sup>.

Hier jedoch müssen wir noch einen Archipel erwähnen, der zu Melanesien zu rechnen ist, obgleich er geographisch vollständig in die Reihe der polynesischen Archipele gehören würde: die hohen vulkanischen Witiinseln. Die dunkle Bevölkerung derselben, obgleich sie polynesische Kultur hat und ihre Sprache wesentlich polynesische Einflüsse zeigt, unterscheidet sich so wesentlich von den im vorigen Hefte behandelten polynesischen Völkerschaften und zeigt so deutlich ihre Verwandtschaft mit den Melanesiern, daß wir sie nur den letzteren beizählen können. Nehmen wir noch die in mehrfachen Beziehungen mit dem Witiarchipel stehende kleine Insel Notuma hinzu, so haben wir den ganzen Umfang des vorliegenden Gebietes angedeutet.

Was die Melanesier betrifft, deren Zahl jetzt auf 1 632 000 geschätzt wird, so ist es äußerst schwer, eine zusammenfassende Schilderung derselben zu geben. Es mangelt für viele Punkte des weiten Gebiets noch an gründlichen, erschöpfenden Beobachtungen; überhaupt sind die Europäer mit dieser Rasse noch bei weitem nicht in so nahe Berührung gekommen wie mit den Polynesiern. Dann zeigen sich hier und da so bedeutende Verschiedenheiten — wie denn z. B. die Hautfarbe vom Rabenschwarz durch mancherlei Abstufungen, von Braun hindurch bis zu dem hellen Ton eines sonnenverbrannten Südeuropäers wechselt — daß man verschiedene Volksstämme oder Mischung mit Malaien resp. Polynesiern annehmen zu müssen meinte. Auch der wechselnde Kulturstand, von tieffster Roheit bis zu einer Stufe, die der Polynesier nicht nachsteht, schien für diese Annahme zu sprechen.

<sup>1)</sup> Hier seien nur die betreffenden Archipele namentlich aufgeführt: Neubritannienarchipel, südlich von Neuguinea, südlich davon der Salomoonarchipel, mit den westlich gelegenen Lufiabden, die Sa. Cruzinseln südlich und von dort südlich die Neugebriiden, auf die im Südwesten die Loyaltyinseln und Neukaledonien mit der Fichteninsel folgen.

Dennoch  
nesier ein  
ihrer Zer  
hat, auch  
Maße, sic  
gilt, ist f

„In  
Polynesier  
den Euro  
läßt, wie  
Außern a  
Augen der  
sind im g  
6 Zoll nic  
schwächlich  
muskulös.  
sie im gar  
scheint das  
durch den f  
der Wiltb  
Manche I  
was wohl  
vielen Fäll  
bogen ist.  
bei einigen  
immer tief  
und breit,  
ziemlich ge  
die obere R  
von Natur  
kauens gen  
Haare, der  
teristisch gi  
kräuselt un  
stockig in e  
und ist dab  
scheint doch  
massenhafte  
lich werden  
auch jene tr  
auch die br  
gewöhnlich

Eigenti  
der aus der

<sup>2)</sup> Meinte  
<sup>3)</sup> German  
weise gestellt f



Dennoch zeigen die neuesten eingehenderen Forschungen, daß die Melanefier eine einheitliche und selbständige Rasse bilden, die freilich in ihrer Zersplitterung hier und da eine verschiedene Entwicklung gehabt hat, auch an den Rändern ihres Gebietes, obwohl nur in geringem Maße, sich mit andern Völkern gemischt hat. Was für alle gemeinsam gilt, ist Folgendes<sup>1)</sup>:

In der Körperbildung bemerkt man zwischen ihnen und den Polynesiern bedeutende Verschiedenheiten. Fast durchweg erscheinen sie den Europäern häßlich und widerwärtig, wiewohl sich nicht entscheiden läßt, wie groß der Anteil ist, den die Roheit, welche sich in ihrem Äußern ausprägt, an diesem Urteil hat. Vor allem aber sind in den Augen der Europäer die Frauen abschreckend und unangenehm. Sie sind im ganzen nicht groß und überschreiten die Größe von 5 Fuß 6 Zoll nicht häufig. Dabei sind sie in manchen Fällen schlant, mager, schwächlich und elend, in andern dagegen auch wohlgebaut, stark und muskulös. Als Arbeiter in den Pflanzungen der Europäer übertreffen sie im ganzen die Polynesiern. Der unangenehmste Teil des Körpers scheint das Gesicht zu sein, vielleicht weniger durch seine Bildung als durch den so häufig darin hervortretenden Ausdruck des Mißtrauens und der Wildheit. Im einzelnen sind dabei vielfache Verschiedenheiten. Manche Melanefier erscheinen dem Beobachter geradezu affenähnlich, was wohl vorzüglich darin seinen Grund haben mag, daß in sehr vielen Fällen der Schädel von der Nasenwurzel an mehr rückwärts gebogen ist. Die Stirn ist schmal, öfters fast viereckig und abgeplattet, bei einigen aber hoch. Die Augen sind schwarz oder doch dunkel, fast immer tief liegend; die Brauen hervorstehend, die Nase gewöhnlich flach und breit, manchmal auch vorspringend, anderswo wieder hoch und ziemlich gebogen, der Mund groß, die Lippen dick und aufgeworfen, die obere Kinnlade manchmal über die untere hervortragend, die Zähne von Natur schön und regelmäßig, doch durch den Einfluß des Betelkauens gewöhnlich entstellt, das Kinn dick und vorspringend. Die Haare, deren Beschaffenheit für die Melanefier als besonders charakteristisch gilt, erscheinen allerdings wollig, sind aber doch nur stark gekräuselt und von denen der Neger ganz verschieden.“ Es wächst nämlich flodrig in einzelnen Haarbüscheln, die isolirt auf der Kopfhaut stehen und ist dabei kraus bei beträchtlicher Länge. Die Kräuselung aber scheint doch auch vielfach eine künstliche zu sein, wodurch die erstaunliche, massenhafte Fülle des Haupthaars hervorgerufen wird. Vielfach nämlich werden auch Melanefier mit schlichten Haaren erwähnt, die, wie auch jene krausen, überwiegend von schwarzer Farbe sind, während doch auch die braune Hautfarbe beobachtet wurde. Dasselbe gilt von dem gewöhnlich starken Warte.

Eigentümlich ist endlich vielen Melanesiern die starke Entwicklung der aus den Haardrüsen hervormachsenden Härchen<sup>2)</sup> auf fast allen

<sup>1)</sup> Meinicke, die Inseln des Stillen Ozeans, I, S. 58 ff.

<sup>2)</sup> Gerland, Waig, Anthropologie, VI, S. 546 erwähnt, daß auch diese büschelweise gestellt sind.

Teilen des Körpers, namentlich auf dem Rücken und den Armen, bei andern ist dieselbe nicht zu bemerken. Die Schultern sind schmal, die Brüste bei den Frauen nicht selten tief herabhängend, der Bauch im ganzen dick und hervorstehend, Arme und Beine, wie bei den Australiern schlank und gart, allein Hände und Füße groß. Die Farbe der Haut endlich, das zweite wodurch man gewöhnlich die Melanesier von den Polynesiern unterscheidet, ist dunkel, aber nicht wie oft behauptet wird (einzelne Fälle abgerechnet) schwarz; dagegen überwiegend ein dunkles schmutziges Kupferbraun, und durch das häufige Bestreichen der Haut mit schwarzer Farbe und den Schmutz erscheinen sie noch viel dunkler, als sie wirklich sind. Dabei gibt es auffallende Verschiedenheiten, die sich nicht immer durch Vermischung mit den benachbarten Volksstämmen erklären lassen, und Beispiele von hellfarbigen Melanesiern sind (besonders in Neuguinea und Neubritannien) nicht selten.“

Was den Gesundheitszustand<sup>1)</sup> betrifft, so sind trotz der Schwächlichkeit mancher verkommenen Stämme und der elenden jämmerlichen Gestalten, die man zu sehen bekommt, die Melanesier im ganzen durchaus nicht als schwächlicher Menschenschlag zu bezeichnen. Oft trägt der äußere Schein, und die Muskelkraft ist größer als man vermutet. Auch sind sie behende und gute Kletterer und Schwimmer. Trotz des ungünstigen feucht-heißen Klimas ihrer Inseln sind doch Krankheiten nicht besonders häufig; am meisten kommen auch hier Haut- und Augenkrankheiten vor.

Das Urteil über den Charakter der Melanesier lautet fast durchgängig sehr ungünstig, und viele Berichterstatter wissen etwas von dem widrigen Eindruck zu sagen, den sie von ihrer ganzen Persönlichkeit empfangen. Man darf jedoch nicht vergessen, daß, wie wir weiterhin sehen werden, die nähere Bekanntschaft der Europäer mit diesen Völkerschaften mit vielem Unrecht und empörenden Greuelthaten besetzt ist, wodurch ein zutreffendes Urteil offenbar verhindert wird. Es finden sich doch auch manche bessere Züge in dem häßlichen Bilde. Das erste freilich, was an ihnen dem Europäer entgegentritt, ist — nach Gerland<sup>2)</sup> — ihre Dieberei, die nur an wenigen Punkten nicht, aber auch unter ihren kultivirtesten Völkerschaften verbreitet war. Sie entspringt aus unbändiger Begehrlichkeit, die sie oft bis zum Morde führt. Betrügerei und Verstellung war gleichfalls häufig, wenn auch nicht überall. In Witi war die Lüge eine ganz allgemeine Angelegenheit. Ihr Stolz ist außerordentlich, und eine Verletzung desselben bringt sie in Wut, ja sogar zum Selbstmorde. Dabei sind sie unverschämmt und unanständig, besonders aber rachsüchtig, worin sie durch ihre Verstellungskunst unterstützt werden. Tapfer sind sie gar nicht, aber mißtrauisch und furchtsam. Gegen Blutvergießen sind sie ganz gleichgültig, und die schrecklichsten Grausamkeiten kommen gerade dort vor, wo sie in der Kultur am weitesten sind, in Witi. Es zeigt sich dort

<sup>1)</sup> Vergl. Gerland in Wail, Anthropologie, VI, S. 557.

<sup>2)</sup> Wail, Anthropologie VI, 687 f.

eine gän-  
land treff-  
Verstandes  
Wir woll-  
Neben gem-  
stehende  
Nichtsthue  
verhältnis  
größere  
seit manch-  
der Melar  
hinter eine  
zurück. I  
die Eingeb-  
beschrieben  
brud. In  
wenn sie  
aller sonst  
Was  
wie die Pol-  
die Produ-  
nicht in gl-  
wöhnlich  
gezwungen,  
wachsenden  
nichts wen-  
Nahrung.  
mäuse, Rat-  
Spinnen,  
Fische, Mu-  
Nahrungs-  
wöhnlich  
mittel vert-  
in ausgebe-  
und Fische  
brauchen si-  
lichsten Ar-  
dazu nicht,  
die verwan-  
große Vor-  
Europäer  
wohner ber-  
bekannt wu-  
zum Rauch

<sup>1)</sup> Mein-  
<sup>2)</sup> Mein-  
botanischen

eine gänzliche sittliche Verwilderung, und dies Beispiel zeigt, wie Gerland treffend bemerkt, wohin eine einseitige, äußere Ausbildung des Verstandeslebens führt, wenn das Gemüthsleben unentwickelt bleibt. Wir wollen jedoch die helleren Züge des Bildes nicht unerwähnt lassen. Neben gemeinem Lanten und Sichverfluchen findet sich oft wieder eine bestechende Liebenswürdigkeit des äußeren Wesens, neben Trägheit und Nichtsthuerei ein gewissenhafter Fleiß. Vielsach ist das Familienverhältnis innig, trotz vieler Züge von Roheit, und besonders ist die größere Sittenstrenge anzuerkennen, die vorthellhaft von der Läberlichkeit mancher polynesischer Stämme absteht. Bei einem großen Theil der Melanesier aber treten die bösen wie die besseren Eigenschaften hinter einer bedeutenden Stumpfheit unter dem Glanz der Existenz zurück. Ubrigens zeigen sich die größten Verschiedenheiten: während die Eingebornen hier als „ungefüme Wilde im eigentlichen Sinne“ beschrieben werden, machen die anderer Inseln keinen schlechten Eindruck. Im ganzen, kann man sagen, sind alle diese Völkerschaften, wenn sie freundlich behandelt werden, auch wieder freundlich trotz aller sonstigen Roheit.

Was die Nahrung<sup>1)</sup> der Melanesier betrifft, so nehmen sie dieselbe, wie die Polynesianer, überwiegend aus dem Pflanzenreich; aber sie benutzen die Produkte desselben mannigfaltiger als diese, weil sie Fruchtbäume nicht in gleicher Fülle zu besitzen pflegen und ihre Pflanzungen gewöhnlich kaum die hinreichenden Lebensmittel liefern. Sie sind daher gezwungen, ihre Zuflucht, mehr als ihre östlichen Nachbarn, zu wildwachsenden Pflanzen zu nehmen und namentlich in Zeiten der Noth nichts weniger als wählerisch. Eben das zeigt sich in der animalischen Nahrung. Sie essen nicht bloß Schweine und Hühner, auch Flebermäuse, Ratten, an andern Orten und besonders in Neulaledonien selbst Spinnen, Käferlarven und Ungeziefer aller Art. Endlich machen Fische, Muscheln u. dergl. allenthalben einen wesentlichen Theil der Nahrungsmittel aus. Hieraus erklärt es sich auch, weshalb sie gewöhnlich den europäischen Seefahrern so wenig und so ungern Lebensmittel vertauschen, was einzig da nicht der Fall ist, wo der Landbau in ausgedehnterem Maße betrieben wird. Sie verstehen es auch, Fleisch und Fische geräuchert und Wurzeln getrocknet aufzubewahren. Salz brauchen sie nirgends; dagegen ist das Betellauen, außer in den südlichsten Archipelen, allgemein unter ihnen verbreitet, nur brauchen sie dazu nicht, wie die Bewohner der indischen Inseln Piper betle, sondern die verwandte Spezies Piper siriboa<sup>2)</sup>. Für Tabak haben sie eine große Vorliebe. Wenn man das aber auch gewiß dem Einflusse der Europäer zuschreiben muß, so ist es doch merkwürdig, daß die Bewohner der Inseln der Torresstraße, schon ehe sie mit den Europäern bekannt wurden, ein anderes Blatt in gleicher Art wie den Tabak zum Rauchen brauchten. Ihre Getränke sind Wasser und Kofosmilch.

<sup>1)</sup> Meinicke, I, S. 60.

<sup>2)</sup> Meinicke hat für beide Spezies den Gattungsnamen Chavica, den ich in botanischen Handbüchern nicht finde.

Die Bereitung geistiger Getränke aus dem Saft der Palmen kennen sie von Neuguinea bis zu den Salomoinfeln. Der Genuß der Kawa ist nur in den Salomoinfeln und den Neuhébriden bekannt; dennoch wahrscheinlich nicht von den Polynesiern entlehnt. Sie bereiten die Nahrung theils wie die Polynesier in den sogenannten Ofen, die nur in Neuguinea unbekannt zu sein scheinen, theils auf offenem Feuer, oder in den thönernen Gefäßen, die sie besitzen. Das Anzünden des Feuers geschieht ganz so wie bei den Polynesiern. Anthropophagen sind sie fast ohne Ausnahme und lieben in vielen Fällen das Menschenfleisch selbst leidenschaftlich. Dennoch ist es wahrscheinlich, daß auch bei ihnen diese unser Gefühl so tief verletzende Sitte ursprünglich wie bei den Polynesiern mit religiös-politischen Anschauungen in Verbindung stand.“

„In gleicher Weise legt auch die Bekleidung der Melanesier Zeugnis von ihrer größeren Noth ab. Bei den Männern läßt sich von Kleidung nicht sprechen; was oft behauptet ist, daß sie nackt gehen, ist vollkommen begründet, denn der allgemein getragene, einmal um den Leib gewickelte Gürtel aus Blättern, Rinde oder Zeug, der den Bauch oft scharf zusammenschürt, kann für keine Kleidung gelten, und es muß für eine Ausnahme angesehen werden, wenn hier und da noch ein Schurz von Blättern oder Rinde zur Bedeckung der Schamtheile daran befestigt ist. Vielmehr ist es augenscheinlich allgemeine Sitte, diese nicht zu verbeden, und was sonst noch häufig für eine Hülle um sie geschlungen wird, muß eher, wie es scheint, für eine Art Pierat gehalten werden, der auf alle Beobachter einen unbeschreiblich widerwärtigen Eindruck gemacht hat. In einzelnen Fällen ist auch der polynesiische Maro im Gebrauch, allein wohl erst von den Polynesiern entlehnt; dagegen sind auf den meisten Inseln die Frauen viel decenter bekleidet und tragen gewöhnlich am Gürtel einen kurzen Rock aus Blättern, Matte oder Zeug, der oft bis zum Knie reicht. Selten ist es, daß auch sie ganz nackt gehen, wie es bei vielen Stämmen für die unverheirateten Frauen, und bei allen für die Kinder bis zur Mannbarkeit der Fall ist.“

Im auffallenden Gegensatz zu dieser Dürftigkeit der Kleidung steht die Menge und Verschiedenartigkeit der Pierate, mit denen die Melanesier den Körper schmücken. Sie übertreffen darin noch die Polynesier. Die auffallendste Verzierung wird den Haaren zu teil, deren außerordentliche Entwicklung, wie schon erwähnt, vorzugsweise davon herrührt. Es gibt dabei keine allgemein gültige Form des Haarschmucks. Einige melanesische Völker dehnen es durch beständiges Kräuseln aus, andere fügen perückenartig dem eignen Haare fremdes hinzu, wie die Bewohner der Inseln der Torresstraße, andre binden sie oben auf dem Scheitel vermittelst eines Stüdes Zeug zusammen, noch andre stecken sie in kurze, breite Bambusrohre, aus deren Öffnungen sie weit hervorstehen, wie die Neukaledonier, einige flechten sie in eine Menge kleiner Flechten, wie in der Torresstraße, die andere mit Rindestreifen umwickeln und nur die Spitzen freilassen, wie die Bewohner der südlichen Neuhébriden u. s. w. Dabei tragen sie alle Kämme darin, und ebenso allgemein ist die Sitte, das Haar durch Waschen mit Kalt-

wasser rötlich  
des Haars  
riechenden  
Nicht selten  
Dagegen tr  
Außerdem h  
Stirn und  
schwere Stir  
Blumen und  
herabgezogen  
vorzugsweise  
Holz, Schw  
Inseln durc  
liches hinein  
oft ganz kor  
auch Raschel  
die Arme d  
Blumen und  
werden auch  
Haut mit R  
schwarzer, b  
Fällen, beson  
geschehen sch  
schieben, und  
einzelnen Fä  
ziehen oder  
kennen sie  
Hautfarbe n  
Art, allein  
nesier. Auch  
der Umfange  
häufiger als  
sie sie erst v  
allgemein d  
schmuckes, d  
der Polynesi  
der Haut d  
Brandwunde  
längere Zeit  
„Die A  
Systeme geh  
mehr oder  
Sparren ru  
In einigen

1) Die ei  
ist auf den  
worden.

men kennen  
der Kawa  
nt; dennoch  
bereiten die  
n, die nur  
Feuer, oder  
des Feuers  
en sind sie  
menschenfleisch  
ch bei ihnen  
wie bei den  
ung stand.“  
Melanesier  
rn läßt sich  
macht gehen,  
einigmal  
Feug, der  
ung gelten,  
hier und  
der Scham-  
allgemeine  
g für eine  
ur eine Art  
beschreiblich  
ist auch der  
Polynesier  
iel becenter  
Rock aus  
Selten ist  
immen für  
er bis zur

Kleidung  
benen die  
die Poly-  
teil, deren  
eise davon  
rfschmuck.  
useln aus,  
t, wie die  
oben auf  
och andre  
ne sie weit  
ne Menge  
ndestreifen  
r der süd-  
arin, und  
mit Kall-

wasser röthlich oder weiß zu färben. Ebenso häufig ist die Verzierung des Haares durch Vogelfedern, Blumen, lange Stengel von wohlriechenden Pflanzen, die sie überhaupt sehr lieben, und dergleichen mehr. Nicht selten umgeben sie es mit einer Art Mütze von Zeug oder Rinde. Dagegen tragen die Frauen das Haar fast überall kurz abgeschnitten. — Außerdem haben sie öfter einen Schmuck von weißen Muscheln an der Stirn und durchbohren allgemein die Ohren, in deren Löchern sie schwere Ringe von Muscheln und besonders von Schildpatt, auch Blumen und Blätter tragen, sodaß sie dadurch bis zu den Schultern herabgezogen zu werden pflegen. Noch mehr entstellt sie der ihnen vorzugsweise eigene Schmuck in der durchbohrten Nasenwand, der aus Holz, Schweinszähnen, Steinen u. s. w. besteht, und auf manchen Inseln durchbohren sie außerdem noch die Nasenflügel und stecken Ähnliches hinein. Um den Hals tragen sie Halsbänder von verschiedenen, oft ganz komplizirten Formen aus Samenkörnern, Muscheln, Knochen, auch Raschelotzähne an Fäden befestigt, ebenso ähnliche Zierate um die Arme aus Muscheln, Schweinszähnen, Kotoschale, darin auch Blumen und Stengel wohlriechender Pflanzen, und dieselben Bänder werden auch um die Beine angebracht. Ganz allgemein ist es, die Haut mit Kotosöl zu salben und dann zu bemalen, hauptsächlich mit schwarzer, dann auch mit roter und weißer Farbe, was in manchen Fällen, besonders bei Kriegszügen oder zur Trauer bei Todesfällen zu geschehen scheint. Die Art der Bemalung ist im einzelnen sehr verschieden, und sie werden dadurch nicht anziehender, wenn sie z. B. in einzelnen Fällen auf der dunkeln Haut weiße Ringe um die Augen ziehen oder das Gesicht halb rot und halb weiß anstreichen. Auch kennen sie die Tatuierung der Polynesier, die aber bei der dunkeln Hautfarbe nicht leicht zu erkennen ist. Sie bereiten sie auf dieselbe Art, allein bei weitem nicht in der kunstvollen Weise wie die Polynesier. Auch ist sie verhältnismäßig nicht häufig, und alles dies, wie der Umstand, daß sie gegen die Sitte ihrer Nachbarn bei Frauen häufiger als bei Männern zu sein pflegt, scheint darauf zu deuten, daß sie sie erst von jenen angenommen haben. Dagegen haben sie ganz allgemein die den Australiern ebenfalls eigenthümliche Art des Körperschmuckes, den man wohl als den Ersatz für die kunstvollere Tatuierung der Polynesier ansehen darf, nämlich die Bildung von Figuren auf der Haut durch regelmäßig angebrachte Narben, die gewöhnlich aus Brandwunden hervorgehen, die durch heiße Steine hervorgebracht und längere Zeit offen gehalten sind<sup>1)</sup>.“

„Die Wohnungen der Melanesier sind im ganzen nach einem Systeme gebaut. Sie bestehen aus niedrigen Pfosten, auf denen ein mehr oder weniger spitzes Dach von Stroh oder Palmenblättern auf Sparren ruht, aber in der Form sind sie außerordentlich verschieden. In einigen Theilen (in Neutalebonien und der Torresstraße) sind sie

<sup>1)</sup> Die eigenthümliche, IV, 2. Seite 19, in der Fußnote erwähnte Beschreibung, ist auf den Neugebriiden, Neutalebonien und zum Theil Neuguinea beobachtet worden.



rund und dom- oder heuschöberartig, mit einem starken Mittelpfosten, auf dem die Dachsparren aufliegen; in andern viereckig mit einem Dachbalken. Auf den westlichen Inseln (Neuguinea und Neubritannien) stehen sie auf starken Pfosten, über denen (auf den Soufaden) einfach ein halbrundes Dach liegt, während es (auf dem südlichen Neuguinea) spitz mit erhöhten Giebelenden ist, und in demselben Lande finden sich auch die auffallend großen Gebäude, in denen alle Familien eines ganzen Stammes in besonderen Gemächern unter einem Dache leben. Aber neben diesen verhältnismäßig kunstvolleren Gebäuden finden sich auch ganz rohe, aus in den Boden gesteckten und oben verbundenen Zweigen, die an die Hütten der Ausrigger erinnern. Der Raum zwischen den Seitenpfosten ist oft offen, oft auch durch Matten geschlossen, in welchem Fall das Fortlassen einer Matte die Thür bildet. Im Innern ist nicht selten noch ein Gestell aus Stangen und Brettern, um Sachen zu bewahren und darauf zu schlafen; auch pflegt ein Feuerplatz nicht zu fehlen, auf dem beständig ein Feuer brennt, um die Moskiten durch den Rauch zu verschrecken. Die kleineren Häuser endlich sind nicht selten von Zäunen umgeben; auch gibt es Gemeinbehäuser, die zugleich die Stelle des Tempels vertreten, sonst aber als Herberge für Fremde und Schlafplätze der unverheirateten jungen Männer gebraucht werden. Sie sind besonders sorgfältig gebaut, auch mit Schnitzwerk oder Knochen und Menschenhädeln geschmückt, wie dies auch bei den Häusern der Häuptlinge der Fall ist.

Landbau betreiben die Melanesier auf manchen Inseln in ausgedehntem Maße und nicht ohne Sorgfalt und Eifer (namentlich wurden in einigen Archipelen die Gärten und Pflanzungen regelmäßig angelegt und mit niedlichen Zäunen umschlossen), in andern dagegen nur unbedeutend und in geringer Ausdehnung, auf einigen Inseln besteht die Sitte, das Land, nachdem es erschöpft ist, zu verlassen und neues zu wählen. Die Gegenstände des Anbaus sind im ganzen dieselben wie bei den Polynesiern, doch besteht der merkwürdige Unterschied, daß, während die letztern unter den Wurzeln die größte Vorliebe für die Arumarten haben, die Melanesier dagegen den Yams (*Dioscorea*) allen übrigen vorziehen, was selbst noch bei den Witiern der Fall ist. Von Haustieren zieht man Schweine und Züchter; allein wie es scheint mehr zum Handel als zum eignen Gebrauch. Fischfang treiben sie fast allenthalben lebhaft und eifrig und brauchen dazu Netze, Angelhasen von Schildpatt und Seinen, endlich Speere und Pfeile, mit denen die Fische geschossen werden; die Anwendung der Dämme und Wehre, in welche die Flut die Fische hineintreibt, berichten die Seefahrer bloß von den Inseln der Torresstraße, den Admiraltätsinseln und Neukaledonien; die Sitte, Fische durch Betäubung zu fangen, bloß von Neuguinea und Neukaledonien. Die Boote der Melanesier sind im einzelnen verschieden, allein allenthalben im Bau und in der Konstruktion denen der Polynesier ähnlich. Wie diese haben sie einfache und doppelte und brauchen Mast, Segel, Ruder und Ausleger. Im ganzen haben sie augenscheinlich keine große Neigung für Seefahrten. Ihre Fahrzeuge sind in den meisten Archipelen schlecht und

mangelhaft  
finden sich  
Bewohnern  
wie in den  
pflegen.  
Segel aus  
besonders  
wenn sie  
bewahrt.

In den  
nesier den  
Kinde gem  
sie durch  
blättern.  
Vergleich  
fertigten  
wie es schei  
eine Kunst  
die Polynes  
falt und d  
Kriegsflust  
Stämmen  
ausgezeichn  
fast allenth  
Bogen und  
Vogen sind  
mit Spitzen  
giftet, die  
da eine eig  
Sehne zu

Außer  
Knochen ob  
zur Verstärk  
die augens  
Australer  
Eisen, die  
ist der Gel  
Stein in  
Steinen b  
scheinen si  
Steine im  
nesier wie  
Rohe Feste  
die auf de  
bedeckte G  
angebracht  
Muschel.  
feindliche

mangelhaft gebaut, nicht selten plump und ungeschickt. In Neuguinea finden sich neben Booten, die ihrer Bildung nach offenbar von den Bewohnern der Molukken entlehnt sind, kleinere im Gebrauch, die hier wie in der Torresstraße häufig Ausleger auf beiden Seiten zu haben pflegen. Im südlichen Neuguinea zeichnet sie die ovale Form der Segel aus. Die der Salomonsinseln und einiger andrer Archipelen sind besonders gerichtlich gebaut. Die großen Boote werden allenthalben, wenn sie nicht gebraucht werden, auf dem Lande unter Schuppen aufbewahrt.

In der Verfertigung der Zeug- und Matten stehen die Melanesier den Polynesiern sehr nach. Sie bereiten die ersteren aus der Rinde gewisser Bäume, besonders des Papiermaulbeerbaums und färben sie durch Pflanzensaft. Matten flechten sie namentlich aus Pandanusblättern. Allein diese Manufakturen halten mit den polynesischen keinen Vergleich aus. Besser sind die aus den Fasern gewisser Pflanzen verfertigten Netze und Stricke. Sehr eigentümlich ist es dagegen, daß sie, wie es scheint, fast allenthalben die Verfertigung irdener Töpfe verstehen, eine Kunst, welche sogar die Witter noch beibehalten haben, ohne daß die Polynesier sie von diesen angenommen hätten. Die meiste Sorgfalt und die größte Kunstfertigkeit zeigen sie, was bei ihrer großen Kriegslust und den unaufhörlichen Kriegen zwischen den einzelnen Stämmen leicht erklärlich ist, in der Verfertigung der Waffen, die das ausgezeichnetste Produkt ihrer Industrie bilden. Die Hauptwaffen sind fast allenthalben die von den Polynesiern in Kriegen niemals gebrauchten Bogen und Pfeile, mit denen sie sehr geschickt umzugehen wissen. Die Bogen sind aus biegsamem Holze oder Bambus, die Pfeile aus Rohr mit Spitzen von Holz oder Knochen, in einigen Archipelen auch vergiftet, die Sehnen aus Rinde oder Rotang; auch gibt es hier und da eine eigne Vorrichtung, die Hand gegen das Zurückschnellen der Sehne zu schützen.

Außer dem Bogen führen sie lange Speere mit Spitzen von Knochen oder Holz. In den beiden südlichsten Archipelen bedient man sich zur Verstärkung des Wurfs eines kleinen Strickes, eine Vorkehrung, die augenscheinlich nur eine Umbildung des bekannten Wurfstocks der Australier ist. In Neuguinea findet man Schwerter von Holz oder Eisen, die von den Bewohnern der Molukken entlehnt sind. Allgemein ist der Gebrauch der Keulen, gewöhnlich von hartem Holz, auch von Stein in sehr verschiedenen Formen; Schleudern zum Werfen von Steinen braucht man in mehreren Archipelen. In Neukaledonien scheinen sie selbst die Hauptwaffe zu sein. Auch werden hier und da Steine im Kampf mit der Hand geworfen. Schilder kennt der Melanesier wie der Australier, während sie dem Polynesier fehlen. — Hohe Festungswerke finden sich überall. In einigen Archipelen herrscht auch die auf den indischen Inseln so weit verbreitete Sitte, die Dörfer durch bedeckte Gruben zu schützen, in deren Grunde geschärfte Bambusstöcke angebracht sind. Zeigen gibt man in Kriegen allenthalben durch eine Muschel. In einigen Archipelen besteht die eigentümliche Sitte, die feindliche Gesinnung dadurch kund zu thun, daß man dem Gegner ge-

pulverten Kall entgegen bläst und zwar durch eine Röhre, was zunächst auf die europäischen Beobachter aus der Ferne den überraschenden Eindruck machte, als hätten die Eingebornen Schießgewehre.

Sind uns nun in der bisherigen Schilderung schon manche Berührungspunkte zwischen den Melanesiern und Polynesiern entgegengetreten, so finden sich dieselben noch in weiterem Maße in den religiösen und politischen Verhältnissen. Ist auch unsere Kenntnis der melanesischen Religionen noch sehr dürftig, so ist doch soviel sicher, daß die bei den verschiedenen Stämmen bekannten oberen Götter sehr in den Hintergrund getreten sind und wenig oder gar keine Verehrung empfangen, während dagegen auch hier auf manchen Inseln die Seelen der Vornehmen nach dem Tode verehrt werden, wie z. B. auf Tanna nur eine Bezeichnung für Götter und abgestorbene (vornehme) Seelen vorhanden ist. Bildliche Darstellungen und selbst Reliquien werden bei dieser Verehrung benutzt. Oft sind die Begräbnisstätten zugleich Stätten des Kultus wie einst in Polynesien; sonst aber werden die erwähnten Gemeinbehäuser zugleich als Kultusstätten benutzt. Besondere Priester scheint es auf einigen Inseln zu geben, während auf andern der Häuptling die religiösen Funktionen verrichtet. Wichtiger aber als die letzteren gilt die das melanesische Leben weit und breit beherrschende Zauberei, die von denselben Personen ausgeübt wird. Ein Leben nach dem Tode kennen alle diese Völkerschaften und haben eingehende Schilderungen von den Aufenthaltsörtern der abgestorbenen Seelen, auch glauben sie, daß solche von dort zurückkehren können und halten namentlich die Europäer für Nevenants. Daß auf die Bestattung der Toten mit umständlichen Ceremonien viel Sorgfalt verwandt wird, ist danach sehr erklärlich.

Religiöse Ceremonien haben sie zum Teil auch bei der Eheschließung. Polygamie herrscht allgemein mit verschwindenden Ausnahmen, aber meist in geringer Ausdehnung. Das Los der Frauen ist meist sehr hart. In diesem Stücke stehen sie hinter den Polynesiern sehr zurück. Die Keuschheit des weiblichen Geschlechts ist hier jedoch ungleich größer als bei jenen. An geselligen Vergnügungen, namentlich Tänzen, fehlt es nicht. Große Vorliebe haben sie für die Musik und finden auch an der europäischen Gefallen.

Was die politische Verfassung betrifft, so findet sich die größte Zersplitterung. Selbst auf kleineren Inseln finden sich oft vier, fünf oder mehr von einander ganz unabhängige Stämme, die in fortwährenden Kämpfen mit einander leben, und deren jeder seine besonderen Einrichtungen hat. Oft erscheint die Verfassung demokratisch; sonst aber findet sich der Unterschied einer im Besitze des Grundes und Bodens befindlichen vornehmen Klasse von der heillosen Volksmenge wie in Polynesien.

Die lange völlig unbekannten Sprachen der Melanesier sind erst in neuerer Zeit durch die Mission der Forschung erschlossen worden und haben in unserm berühmten Linguisten Freiherrn von der Gabelentz einen geeigneten Bearbeiter gefunden<sup>1)</sup>. Auch auf diesem Gebiete

<sup>1)</sup> Die melanesischen Sprachen, zwei Teile, 1860 und 1873.

ist die Zersplitterung der Glieder gegen die Fortschritte wiesen; auch zu bezweifeln wie sonst in

Von den Witiern der gefürchteten wenig oder nichtslose Ozean Matre, stand, daß die wurden, ma haben. Ausnahmen sich wenigstens eine sehr reger melanesischer Sandelholz, entdeckt war, befudelt und des Handels wundern, wohnen den Unschuldigen es zu verwirren dem Beginn Witiinseln jetzt nur gegen heutigen Tag betrachten beträchtliche uns unsere

Keiner kommt dem ein größere sammengere ein Inselge

<sup>1)</sup> Der dies die Fort und so hatte

ist die Zersplitterung so groß, daß oft auf einer kleinen Insel mehrere scheinbar ganz verschiedene Sprachen herrschen, in denen sich die Wittinsglieder gegenseitig gar nicht verständlich machen können. Demnach hat die Forschung im Baue dieser Sprachen die innere Einheit nachgewiesen; auch ist die Verwandtschaft mit den polynesischen nicht mehr zu bezweifeln, trotz der ganz besonderen Eigentümlichkeiten, die sich hier, wie sonst in keiner andern Sprache, finden.

Von der Geschichte der Melanesier wissen wir — abgesehen von den Wittinern — soviel wie nichts. Die meisten Archipelen blieben wegen der gefürchteten Wildheit ihrer Bewohner lange Zeit von Europäern wenig oder gar nicht besucht. Jene aber war schon durch die rücksichtslose Grausamkeit der ersten europäischen Seefahrer (Schouten, De Maistre, Dampier, Roggeveen u. a.) provoziert worden. Der Umstand, daß die Weißen von den Eingebornen als Geister angesehen wurden, mag von vornherein ein gespanntes Verhältnis verursacht haben. Auch die späteren Seefahrer, Surville und Bougainville, benahmen sich nicht viel besser, und selbst Cook hat sich auf Erromango wenigstens eines sehr grausamen Verfahrens schuldig gemacht. Ein sehr reger Verkehr von Europäern und Amerikanern entstand in den melanesischen Archipelen zu Anfang dieses Jahrhunderts, als dort Sandelholz, das in China einen sehr begehrten Handelsartikel bildet, entdeckt war. Dieser Verkehr aber ist mit den schrecklichsten Greuelthaten besudelt und wird immer als eine schmachvolle Seite in der Geschichte des Handels christlicher Nationen stehen bleiben. Man kann sich nicht wundern, wenn infolge davon die Wildheit und Barbarei der Eingebornen den fremden Besuchern gegenüber sich steigerte und auch gegen Unschuldige die traurigsten Ausbrüche erfolgten; ebensowenig aber ist es zu verwundern, daß die Mission, welche erst einige Jahrzehnte nach dem Beginn des Sandelholzhandels hier eintrat, abgesehen von den Wittinseln und ein paar der südlichsten Neugebilden, im ganzen bis jetzt nur geringere Erfolge erzielt hat. Melanesien ist bis auf den heutigen Tag eines der dunkelsten Gebiete des Heidentums.

Betrachten wir nunmehr eingehender die einzelnen Archipelen dieses beträchtlichen Gebietes für sich und beginnen mit demjenigen, an welchen uns unsre Rundreise im letzten Hefte schon nahe heranzuführte: Wittin.

## 2. Die Wittinseln<sup>1)</sup>.

### a. Land und Leute.

Keiner von den bisher besprochenen Archipelen des Stillen Ozeans kommt dem der Wittinseln an Umfang gleich; diese umfassen vielmehr ein größeres Landgebiet als Hawaii, Tahiti, Samoa und Tonga zusammengerechnet, nämlich 377 deutsche Quadratmeilen. Sie bilden ein Inselgewirr, das dem Schiffer nicht geringe Gefahren droht. Er

<sup>1)</sup> Der Name wird von den Engländern noch immer fikt geschrieben. Es ist dies die Form, welche dem Dialekt der östlichsten Gruppe des Archipels angehört, und so hatte Cook den Namen kennen gelernt. Seither aber ist der ungleich wich-

hat hier stets eine Menge von Inseln in Sicht, vom schroffen Basaltberge und den hohen domartigen Ruppen, die sich mehrere tausend Fuß erheben, bis zu dem flachen Korallenellande, das kaum über die Fluten des Ozeans ragt — und dazwischen und ringsumher unzählige Klippen und Untiefen ausgebreitet. Fast jede Insel ist von ausgedehnten Korallenbänken umsäumt, und diese laufen oft meilenweit in spitze Zungen aus. Außerdem aber werden die Gefahren der Schifffahrt durch zahlreiche vereinzelte Klippen vermehrt, die nur bei niedrigem Wasserstande zum Vorschein kommen oder dann nur einige Fuß unter Wasser liegen. Wilkes gibt die Zahl der Inseln auf 154 an, wobei jedoch viele kleine Eilande, Klippen u. s. w. nicht mitgezählt sind. Nur 65 sind permanent bewohnt, andre werden bloß zeitweise von den benachbarten größeren Inseln aus besucht<sup>1)</sup>.

Zwei von den Inseln übertreffen alle übrigen an Größe bei weitem: Witlewu und die nordöstlich von dort gelegene Wanua-  
lewu, jene 210, diese 116 Quadratmeilen groß. Diese zunächst mit den zu ihnen gehörigen Eilanden betrachtet man als besondere Gruppen des Archipels. Südlich von Witlewu liegt die Randawugruppe, deren größte, gleichnamige Insel nur 9 Quadratmeilen mißt, und nur wenig größer ist Lawiuni, südöstlich von Wanualewu, das nebst einigen andern Inseln die vierte Gruppe bildet. Als fünfte nennen wir die Pasawagruppe, eine Inselkette auf einem großen Riff, das in weitem Bogen die beiden Hauptinseln des Archipels im Nordwesten umspannt. Der Lawiunigruppe folgt im Südosten die von Wanua-  
mbalawu, welche aus vielen kleinen zerstreuten Inseln besteht; sie wird mit dem englischen Namen als Exploring Group bezeichnet. Ähnlich ist die südlich von derselben gelegene Latembagruppe. Einige dreißig Meilen weiter südlich liegt dann noch die abgesondertste Gruppe des Archipels, die Onogruppe, die den übrigen an Bedeutung nachsteht. Von noch geringerer Bedeutung aber sind die Inselchen östlich von Wanualewu, welche von den Geographen unter dem Namen Ringgoldgruppe zusammengefaßt werden. Zwischen diesen östlichen Gruppen und Witlewu und Randawu liegt die letzte, die sogenannte Centralgruppe, bei den Eingebornen Witiiloma genannt. Sehen wir nach der allgemeinen Übersicht diese einzelnen Teile des Archipels etwas genauer an.

Witlewu, die größte Insel desselben, ist auch die politisch wichtigste und hatte (1871) 70 000 Einwohner. Sie ist zum Teil mit einem Küstenriff, zum Teil mit Barrierriffen umgeben, welche letztere mehrere gute Häfen bilden. Im Westen der Insel tritt ein solches Riff mehrere Meilen zurück und bildet von dem östlichsten Punkte, Kap Kamba, nach der Insel Owalau sich hinziehend, ein Küstenmeer,

tigere Dialekt der westlichen Gruppen zur Schriftsprache erhoben worden und wird immer mehr im ganzen Archipel der herrschende. Er hat die Form Witi. Nach dem von den Missionaren eingeführten Alphabet schreibt man freilich Witi; wir geben den Namen nach der deutschen Orthographie.

<sup>1)</sup> Nach Hartwig, Die Inseln des Großen Ozeans, S. 391 f.

das durch  
Teil des  
das auf  
selbe mit  
bedeckt  
schen Mi  
lich liegt  
geschmü  
ebene, d  
Jahresze  
Laufes sa  
Minute) d  
solcher f  
bildet un  
Noch sch  
breiter R  
einem Kü  
Distrikt  
hinter der  
werden die  
wenig bew  
Hafen von  
Flusses. D  
mit dersel  
deren jede  
Eilanden.  
Inselgrup  
Küstenmeer  
an deren n  
gleichnam  
östliche Ri  
Wairoro d  
Darauf fol  
Mit dem le  
dem wieder  
sind. Von  
torotumbu  
Im Distri  
Abau vor  
Das J  
Südostteil  
mit dichten  
die immer  
Gipfel des  
das durch  
Süd- und  
Vergleichen  
die Berge



offen Basalt-  
tere tausend  
um über die  
der unzählige  
von ausge-  
teilenweit in  
der Schiff-  
ur bei nied-  
nur einige  
eln auf 154  
nicht mitge-  
en bloß zeit-

Größe bei  
e Wanua-  
zunächst mit  
ere Gruppen  
wugruppe,  
st, und nur  
u, das nebst  
nfte nennen  
en Riff, das  
Nordwesten  
n Wanua-  
besteht; sie  
bezeichnet.  
agruppe.  
gesonderte  
en an Be-  
er sind die  
phen unter  
Zwischen  
gt die letzte,  
tilloma ge-  
elnen Teile

stisch wich-  
n Teil mit  
che letztere  
ein solches  
en Punkte,  
Rüstenmeer,

en und wird  
Witi. Nach  
ti; wir geben

das durch viele Korallenbänke unsicher gemacht wird. Der südlichste Teil desselben ist die Bai von Mbau, mit dem gleichnamigen Inselchen, das auf einer bei der Ebbe trockenen Korallenbank liegt, und durch dieselbe mit dem Lande in Verbindung steht. Das ganze Eiland ist ein Hügel, bedeckt von der gleichnamigen Hauptstadt, die bis vor kurzem den politischen Mittelpunkt des ganzen Archipels bildete. Etwa eine halbe Meile nördlich liegt die größere Insel Wiwa, mäßig hoch und schön mit Bäumen geschmückt. Das Land südlich von der Bai ist eine bedeutende Alluvialebene, das Delta des Wailewu, eines Stromes, der selbst in der trockenen Jahreszeit eine bei der natürlich nicht zu großen Ausdehnung seines Laufes kaum glaubliche Wassermenge ( $1\frac{1}{2}$  Millionen Kubikfuß in der Minute) durch mehrere Mündungsarme dem Meere zuführt. Ein solcher führt in die Bai von Mbau; ein anderer, nach Süden gerichtet, bildet unter dem Schutze des Barrierriffs den guten Hafen von Rewa. Noch schöner ist der westlich davon gelegene Suwahaften, in den ein breiter Kanal von der Rewamündung führt. Folgen wir der mit einem Küstenriff versehenen Südküste weiter, so kommen wir in den Distrikt Serua, der auch noch eine ziemlich breite Alluvialebene hat, hinter der sich hohe und schroffe Berge erheben. Gegen Westen hin werden dieselben niedriger, treten aber immer dichter an die großenteils wenig bewohnte Küste heran. Wir erwähnen nur noch den kleinen Hafen von Randronga, an der Mündung eines nicht unbedeutenden Flusses. Drei bis vier Meilen vor der Südküste und fast durch Riffe mit derselben verbunden, liegen die Inseln Mbenga und Batulele, deren jede etwa eine Quadratmeile groß ist, nebst einigen kleinen Eilanden. Auch vor der Westseite von Witlewu liegen mehrere kleine Inselgruppen, umschlossen von einem Riff, das auch hier wieder ein Küstenmeer bildet. Erwähnenswert ist die flache Bucht von Witiurau, an deren nördlichem Teile der Wundadistrikt, durchflossen von dem gleichnamigen Flusse, liegt. Weiterhin nimmt die Küste eine nordöstliche Richtung an, die Gebirge treten weit ins Land zurück, und vom Wairoro durchströmt zeigt sich die Ebene des anmutigen Mbadi distrikt's. Darauf folgen an der Nordküste die Distrikte Tawua und Nakiraki. Mit dem letzteren erreichen wir den nördlichsten Teil von Witlewu, dem wieder einige kleine Inseln mit grasbedeckten Bergen vorgelagert sind. Von hier wendet sich die Küste erst südöstlich (Distrikt von Nakorotumbu) und dann der erwähnten Insel Owalau gegenüber südlich. Im Distrikte Tailewu haben wir wieder die beiden Inseln Wiwa und Mbau vor uns.

Das Innere von Witlewu ist noch wenig erforscht worden. Der Südostteil ist die schon erwähnte große Alluvialebene, die überwiegend mit dichten Wäldern bedeckt ist. Hinter den erwähnten Bergketten, die immer näher an die Südküste herantreten, erheben sich die hohen Gipfel des Inneren. Im Westen hat die Küste mehr ebenes Land, das durch weite waldblose Strecken dürrer erscheint, als die waldbreiche Süd- und Ostküste. Auch hier zeigen sich hinter den zurücktretenden Bergketten hohe Gipfel, wie der Widingipfel. Auf der Nordküste kommen die Berge wieder dem Meere näher. Namentlich ist der Kawandra zu

erwähnen, als Olymp der Witiier, an der Ramatubai am Natikadidistritte. Das Innere selbst scheint eine hügelige Hochebene zu sein, über die sich einzelne höhere Gipfel (11—1200 Meter) erheben. Die Eingebornen reden von einem großen See, der sich dort befinden soll; aber bis jetzt hat kein Europäer denselben gesehen, und es ist fraglich, ob er vorhanden ist. Der am besten erforschte Teil des Innern ist das ungemein anmutige Flußthal des Wallewu, an dem der Distrikt Nattasiri, sowie im Quellgebiete der von Soloira und Namusi liegt.

Die zweitgrößte Insel des Archipels ist Wanualewu (die große Insel). Sie ist länger als die vorige (25 Meilen bei 5—6 Meilen Breite) und hat stärker gegliederte Küsten als diese. Das Innere ist auch hier noch ganz unbekannt und hat Gipfel, die denen von Witi-  
lewu an Höhe gleich zu kommen scheinen. Der wichtigste Teil der Insel ist die Ostküste mit der durch Risse geschützten Bai von Mbua (Sandelholzbai), der gegenüber die Insel Yandua liegt. Eine fruchtbare Alluvialebene umgibt dieselbe, ist aber wegen ihrer sumpfigen Beschaffenheit sehr ungesund. Die Nordküste der Bai springt gegen Westen vor bis zum Kap Naisombosombo vor, dem westlichsten Punkte der Insel, an dem nach der witiischen Mythologie der Eingang in die Unterwelt liegen soll. Demselben gegenüber erhebt sich die 2½ Meilen entfernte, von Rissen umgebene Insel Yandua. Die Nordküste von Wanualewu wird in der Entfernung von 5 Meilen, die sich weiter auf eine und noch weniger vermindert, von einem Riss begleitet, das im Westen mit der Nasawagruppe zusammenhängt. In der Nähe des Landes fehlt es jedoch auch nicht an Rissen, sowie kleinen Inseln, die zum Teil flach und mit Mangrovewäldern bedeckt, zum Teil hoch und mit Kasuarinen bewaldet sind. Das Küstenland selbst besteht im westlichen Teile aus einer fruchtbaren Alluvialebene, hinter der sich die Berge in phantastischen Formen erheben. Hier liegen die Ngaloa- und Waileabai, und der von einem starken Flusse gleichen Namens durchströmte Distrikt von Ndreketi. In dem folgenden Distrikt Masuata treten allmählich die Berge näher an die Küste heran, die dann weiter in Mouta (mit dem Hafen von Mali, dem ein Kanal im Barrierriff entspricht) und Masewase (mit den Häfen Tibesi und Mbelana) den gebirgigen Charakter behält und endlich in einer langen, bergigen Halbinsel bis zum Kap Unda, dem äußersten Nordostpunkt der Insel, verläuft. Der größere Teil der Ostseite wird von der großen und tief einschneidenden Bai von Waituimate (auch Nasewabai genannt) eingenommen. Nach Smythes<sup>1)</sup> Angaben soll dieselbe der Nordküste sogar so nahe kommen, daß sie von dieser nur durch einen Isthmus von ¼ Meile Breite getrennt wäre. Hiernach würden die Karten bedeutend zu ändern sein. Vor der Ostküste liegt die große, bergige und waldbedeckte Insel Nambi. Den östlichsten Teil der Südküste bildet die Landschaft Sakundrowi, mit den Häfen Mbenau und Waitawa (Fawn harbour), auf den östlich die von Wallewu folgt, welche die

<sup>1)</sup> Ten Months in the Fiji Islands.

weite San-  
guten Sa-  
Quellen, b-  
eine große  
große Bai  
von Nasan-  
sawubai zu  
führen. A-  
für eine A-  
erforscht a-  
sind fast n-  
hervorragend  
worden.

Westl-  
gruppe (S-  
deren erste  
und gut be-  
die Haupt-  
Riss, welch-  
Nord von  
Passage un-  
dem ganze

Südl-  
Randawulu-  
längliche S-  
in ihrer A-  
in zwei S-  
der nur  
den die S-  
Nasewaba-  
rallenbänke  
Dampferli-  
Sawali zu  
Archipel n-  
einer der  
eine an d-  
höchster P-  
ein bis o-  
An seinem  
Randawu  
genüber,  
etwa 25  
bedeutend  
den Name

Die  
fast man  
Wanualer-  
selben gel-

am Rikrasi-  
ebene zu sein,  
erheben. Die  
befinden soll;  
es ist fraglich,  
es Innern ist  
der Distrikt  
und Ramusi

vu (die große  
5–6 Meilen  
das Innere ist  
en von Witt-  
ste Teil der  
von Mbua  
Eine frucht-  
umpfigen Be-  
gegen Westen  
Punkte der  
gang in die  
2 1/2 Meilen  
Nordküste von  
ch weiter auf  
itet, das im  
er Nähe des  
feln, die zum  
och und mit  
m westlichen  
die Berge in  
und Wailea-  
durchströmt  
uata treten  
n weiter in  
Barrierriff  
p Mbefana)  
en, bergigen  
der Insel,  
großen und  
ai genannt)  
rdküste sogar  
sthmus von  
rien bede-  
bergige und  
küste bildet  
d Waikawa  
welche die

weite Samusawubai umgibt. Die östlichste Bucht derselben hat einen guten Hafen. Nicht weit von dort bei Watadama finden sich heiße Quellen, die zum Kochen benutzt und auch als Bäder vielleicht noch eine größere Bedeutung finden werden. Weiter westlich liegt noch eine große Bai zwischen den Raps Rambelau und Mbula, mit den Buchten von Nasawu, Nandi und Solewu. Vor dieser wie vor der Samusawubai zieht sich ein breites Riff hin, durch welches ein paar Pässe führen. Die ganze Südküste ist bergig und bietet nur wenig Raum für eine Küstenebene. Das Innere der großen Insel ist noch weniger erforscht als das von Wittilewu; die zum Teil recht bedeutenden Flüsse sind fast nur an ihrer Mündung bekannt, und nur die Höhe mehrerer hervorragender Gipfel des Inneren ist von der Küste aus bestimmt worden.

Westlich von den beiden großen Inseln liegt die Kette der Nasawagruppe (Nasawa), fünf größere längliche und viele kleinere Inseln, deren erstere alle viele schroffe Berge aufweisen, aber dennoch fruchtbar und gut bewohnt sind. Wir nennen nur die nördlichste, welche zugleich die Hauptinsel ist: Nasawaira. Nördlich von derselben ist das große Riff, welches sich, wie schon erwähnt, von dieser Gruppe aus im Norden von Wanualewu hinzieht durch eine mehrere Meilen breite Passage unterbrochen. Hier liegt die nordwestliche Eingangspforte zu dem ganzen Archipel.

Südlich von Wittilewu bildet eben eine solche der breite und tiefe Randamulanal, neben dem sich die Randamugruppe hinzieht. Die längliche Hauptinsel gleiches Namens (6 Meilen lang) wird durch zwei in ihrer Mitte von beiden Seiten sich in das Land drängende Baien in zwei Hälften geteilt. Beide verbindet der Isthmus Naarambala, der nur wenige Fuß über der Flutmarke erhaben ist und über den die Eingebornen ihre Boote fortziehen. Südlich davon liegt die Kadewabai mit gutem Ankerplatz, nördlich die wegen ihrer vielen Korallenbänke weniger günstige Namalatabai. Die erstere, welche der Dampferlinie von Australien nach Nordamerika, resp. Neuseeland nach Hawa'i zur Station dient, scheint einer der wichtigsten Punkte im Archipel werden zu wollen. Auf der Nordküste sei noch Sawuki als einer der bedeutenderen Orte der Insel erwähnt. Das Innere nimmt eine an der Stelle des Isthmus unterbrochene Bergkette ein, deren höchster Punkt ganz im Westen liegt: der 792 Meter hohe Mbukilewu, ein bis oben hinauf mit dichter Vegetation bekleideter alter Vulkan. An seinem Fuße befinden sich heiße Quellen. — Dem Ostende von Randawu liegt im Norden die runde Insel Ono (ober Umbenga) gegenüber, von etwa 1 Meile Durchmesser, deren höchste Punkte nur etwa 25 Meter hoch sind. Von hier aus streicht ein Riff mit 11 unbedeutenden Inselchen mehrere Meilen gegen Norden, das von d'Urville den Namen Astrolaberiff erhalten hat.

Die eben besprochene Gruppe mit Wittilewu und der Nasawakette faßt man mit der Bezeichnung „der westlichen Wittinseln“ zusammen. Wanualewu wird dann zu den östlichen gerechnet. Die östlich von derselben gelegene Ringgoldgruppe, welche nur wenige unbedeutende

und ziemlich zerstreute Inseln umfaßt, erwähnen wir auch hier nur dem Namen nach. Wichtiger ist die Tawiungruppe, welche dem südöstlichsten Teile von Wanuailemu gegenüber liegt, der Landschaft Satundromi und von der sie durch den 1 Meile breiten Kanal von Somosomo getrennt wird. Die Hauptinsel Wuna oder Tawiuni umfaßt mehr als 10 Quadratmeilen und ist „eine der schönsten und fruchtbarsten des ganzen Archipels, mit der herrlichsten Vegetation geschmückt, gut bewässert<sup>1)</sup>, was hauptsächlich auch die Folge der größeren Feuchtigkeit des Klimas ist, allein die reichen Ebenen sind weniger gesund als andre Teile von Witi.“ Im Innern erhebt sich ein Pil bis zu 625 Meter Höhe, ein alter Vulkan, in dessen Krater sich ein See befindet; die Umgebung ist schön mit Baumsfarnen und Federpalmen geschmückt. — Die Insel ist mit einem Küsterriff umgeben. Als Hauptorte sind Wuna im Südwesten, Somosomo im Nordwesten und Wairiki im Südosten zu erwähnen. — Nur noch zwei nennenswerte Inseln gehören zu dieser Gruppe: Ngamea und Lausaala, beide mit bewaldeten Bergen, aber niedriger als Tawiuni und von einem und demselben Barrierriff umgeben.

Gegen Südosten folgt, von der vorigen Gruppe durch den Nanukanal getrennt, die von Wanuaambalamu oder die Exploring Islands. Sie umfaßt mehr als ein Duzend Inseln, meist hohe basaltische, aber auch einige niedrige Koralleninseln. Am bedeutendsten ist das große dreieckige Barrierriff, dessen jede Seite an 6 Meilen mißt. An der westlichen liegt die 3 $\frac{1}{2}$  Meilen lange, schmale, bergige Insel Wanuaambalamu, deren nördliche Hälfte Loma heißt, während die südliche den Namen Yaro führt. Auf jener liegt die Ortschaft Lomaloma. Außerdem umschließt das Riff mehrere kleinere Inseln. Von den andern Inseln der Gruppe nennen wir als die bedeutenderen: Kanadea, Mango, Oesia, Tumusa und Rayau, alle von Riffen umgeben, die meist nur Einlaß für Boote haben. Sie sind bergig, jedoch sehr fruchtbar, die meisten erreichen nicht die Größe einer Quadratmeile.

Die Lakembagruppe folgt nach Süden zu, durch einen gleichnamigen Kanal von der vorigen geschieden. Sie umfaßt außer vielen kleinen Eilanden 10 Inseln in der Größe von  $\frac{1}{4}$ —1 Quadratmeile. Die bedeutendste ist Lakemba, „ein hügeliges annuitiges Land, mit fruchtbaren, waldbreichen Thälern, während die Hügel größtenteils nur Gras tragen; der höchste Berg ist der Kendelende, an der Spitze des Thales, in welchem der Hauptort liegt. Das Gestein ist vulkanisch, allein an manchen Stellen ist Korallenkalk hoch erhoben, und in ihm liegt eine große Stalaktitenhöhle.“ Der Hafen von Ndawa, an der Südseite, ist nur für kleinere Schiffe zugänglich. Von den übrigen Inseln nennen wir Mode, Rambara, Ongealemu und Bulanga (Fulanga) als die wichtigsten. Die Inseln der beiden zuletzt betrachteten Gruppen sind über einen 35 Meilen langen und etwa 15 Meilen breiten Raum zerstreut.

Die weit im Süden gelegenen Dnoinseln sind nicht sehr bedeutend.

<sup>1)</sup> Doch konnte Dr. Forbes im Hotel von Wuna nur widerliches Eisernenwasser voller Organismen erhalten. Two years in Fiji, p. 50 ff.

Die größte  
1/2 Meile b  
riff enthält  
zweites Rif  
und im Sü  
Riffen umg

Wir ha  
trachten, die  
südlich von  
Zentralwi  
loma bezeich  
von Nordwe  
ketten. Unt  
meilen oder  
von mäßiger  
Dmalau, e  
Schönheit b  
turmartigen  
reiche, von G  
Berge sind  
Die Insel h  
wo die älteste  
jetzt aber bes  
Südöstlich v  
ein paar Me  
ist die 10 A  
eines großen

Um ein  
lassen wir u  
näher beschre  
„liberal  
deckt, schiebt  
auf dem Bol  
farbenen Bl  
haine, die m  
die Palmen.  
worrenes S  
breitet sich v  
knorrigen B  
lorberähnlich  
steile Pfade  
bornen ausg

<sup>1)</sup> M. Bu

<sup>2)</sup> Bielead  
wäubern bedec

<sup>3)</sup> Die u  
ginellen Kerzen  
welcher als D

Buchardt, M

Die größte derselben, Onolewu, ist etwas über 1 Meile lang und  $\frac{1}{2}$  Meile breit, hügelig, fruchtbar und gut bewaldet. Das Barrierriff enthält noch einige kleine Inselchen. Im Südwesten liegt ein zweites Riff Wuata Dno (Bereghis Riff) mit nur kleinen Eilanden, und im Süden die beiden Inseln Luwanaira und Luwana-i-Solo, von Rissen umgeben, die südlichsten des ganzen Archipels.

Wir haben schließlich noch die letzte Gruppe desselben zu betrachten, die zwischen den westlichen und östlichen in der Mitte und südlich von Wanualewu gelegen ist und daher von den Europäern Zentralwiti genannt wird, während sie die Eingebornen als Witi-loma bezeichnen. Es ist eine 30 Meilen lange Kette, die sich im ganzen von Nordwesten nach Südosten zieht, aber richtiger mehrere parallele Ketten. Unter den Inseln sind 6—7, die eine Größe von 1—2 Quadratmeilen oder darüber erreichen. Koro ist die nördlichste, mit Bergen von mäßiger Höhe und sehr fruchtbar. Zehn Meilen südwestlich liegt Dwalau, eine der wichtigsten Inseln des ganzen Archipels, „von großer Schönheit besonders durch ihre dicht bewaldeten, romantischen und turmartigen Felsen von vulkanischen Gesteinen, zwischen denen sich schmale, reiche, von Gebirgsbächen durchschnittene Thäler hinziehen. Die höchsten Berge sind der Andulong (631 Meter) und der wenig höhere Ndelai.“ Die Insel hat ein Barrierriff. Der beste Ankerplatz ist zu Kewuta, wo die älteste und bedeutendste europäische Kolonie entstanden ist; jetzt aber befindet sich dort der Sitz der britischen Kolonialregierung. — Südöstlich von Dwalau liegt Ngau, von der die kleinere Nairai nur ein paar Meilen entfernt ist. Die nächstfolgende gegen Südosten aber ist die 10 Meilen entfernte Wuala; weiterhin Totoya, der Rest eines großen alten Kraters und Matuku, die südlichste dieser Gruppe.

Um eine bestimmtere Vorstellung von den Inseln zu gewinnen, lassen wir uns zunächst von einem Augenzeugen die Landschaft etwas näher beschreiben, wie er sie auf Randawu fand<sup>1)</sup>.

Überall wo der schöne, hellblinkende Korallensand das Ufer bedeckt, schiebt sich von innen heraus, als erste Vegetationszone, ein flach auf dem Boden fort kriechender dickblättriger Convolvulus, mit rosenfarbenen Blüten, vor, die schönste filzvolle Besäumung der Palmenhaine, die man sich denken kann<sup>2)</sup>. Etliche Schritte einwärts beginnen die Palmen. Der Convolvulussteppich wird spärlicher, und ein verworrenes Strauchwerk von Ricinus, Croton, Farnen und hohem Grase breitet sich unter ihnen aus. Hier und da ragen mächtige, durch ihre knorrigen Zweige an unsre Eichen erinnernde Dilobäume mit steifen lorbeerähnlichen Blättern weit über alles andre hervor. — Schmale und steile Pfade winden sich im Walde die Berge hinauf, von den Eingebornen ausgetreten, welche dort oben Holz, Lichtnüsse<sup>3)</sup> und Zitronen

<sup>1)</sup> W. Buchner, Reise durch den Stillen Ocean, S. 234 ff.

<sup>2)</sup> Vielsach findet sich aber auch ein mit dem öfter geschilderten Mangrove-wäldern bedeckter sumpfiger Küstenrand. Vergl. Buchner, S. 262.

<sup>3)</sup> Die uns schon bekannten Früchte von Aleurites triloba, aus der die originellen Kerzen gemacht werden, indem man sie durchbohrt auf einen Stab reißt, welcher als Docht dient. Die Kerze brennt mit stark rußender Flamme.



holen oder in ausgebrannten Bergrobbungen Taro bauen. Je höher wir kommen, desto enger drängt sich das Gewirr der Bäume, Sträucher und Bienen über uns zusammen, dunkelrote Papageien fliegen, ein langweiliges „Giel-gat“ ausstößend und ihren Schwanz breit entfaltend, über uns hin. Plötzlich endet der Pfad, und wir befinden uns in einem undurchdringlichen Dicksicht. Durch das Laub ist gerade noch die Richtung der Sonne zu erraten. Baumsämme jeden Kalibers, Felsblöcke und mannstiefe Löcher, alles überwuchert von hundert verschiedenen Pflanzen, bilden den Boden. In allen Richtungen kreuzen sich die Bienen und legen sich bei jedem Schritt vorwärts um Arme und Beine, Hals und Brust. Jede einzelne fordert einen eignen Messerschnitt. Jetzt kommt ein gefallener mächtiger Baumsamm zu überwinden. Man krallet sich hinauf, die morsche Rinde bricht und man plumpst in den Mulm des hohlen Innern hinab, in dem es von fingerlangen Engerlingen wimmelt. Man hält sich an die Schmarotzerbekleidung eines noch stehenden Baumes, um sich empor zu ziehen — aber die ganze Säule fällt um — nur die Bienen, die ihn dicht umstricken, hatten ihn bisher gehalten. — Außer der erwähnten Stimme der Papageien ist für die wittischen Wälder noch die einer großen Taubenart charakteristisch, die ihr raues „Guhu, huhuhu“ wie ein Hund bellt. — Viel schöner sieht sich der schön ansteigende Wald mit seinen Palmen und Farnbäumen und den herausragenden Felzbäcken von außen an, wenn man über die stille Lagune im Boote dahinrudert. — Die Landschaft (S. 266) glühte in Farben, die einen Maler in Verzweiflung bringen konnten<sup>1)</sup>. Tief blau war der Himmel, aber noch viel tiefer blau der See, hellglänzend weiß begrenzt von der Schaumlinie der Brandung, welche sich an den Ranten der Korallenriffe brach, und innerhalb dieser an den leichteren Stellen der Riffe violette, purpurne und smaragdene Tinten. Dann kam tief unter mir ein grellgelber Streif sandigen Ufers, ober das wunderbar satte Hellgrün der Mangrowebüschte, die viel schöner von oben zu beschauen als zu durchklettern sind. Palmenhaine füllten den Raum zwischen dem Ufer und den dunkelbewaldeten Bergen, und in den Thälern, welche zwischen diesen sich ins Innere einbuchteten, zeigten sich Rauchsäulen als Zeichen menschlicher Wohnstätten.“

Hören wir auch noch wie uns Dr. Ditton Forbes die Scenerie von Tamiuni schildert<sup>2)</sup>.

„Vom Gasthof aus landeinwärts wandernd, befand ich mich bald mitten in einem Hain von schlanken Kokospalmen. Diese Bäume, zugleich der Schmuck und der Reichtum der Südseeinseln, standen in voller Tracht. Die köstlichen Nüsse hingen in großen Büscheln von ihren Gipfeln, fast verschwindend unter der Krone gigantischer Nebel. Das Gras am Boden war von zartem Grün, wunderbar weich und duftig, noch feucht vom Morgentau. Weiterhin wurden der Kokos-

<sup>1)</sup> Gleich der erste Blick auf die Gegend mit der grellgrünen Vegetation erinnerte den Reisenden an schlechte Aquarellen.

<sup>2)</sup> Two years in Fiji, p. 52 ff.

palmen wo  
Stelle. M  
Blätterwer  
Blumen un  
die sich nu  
während zu  
drer lockte.  
breit und  
Die Luft w  
erhob der  
Inseln<sup>1)</sup>,  
Alles schien  
mit der Bl  
nicht wußte  
und war bo  
mehr balsam  
hier nimmer  
mit den Sa  
Hier tritt  
Muskatbaum  
mädchen sich  
auch als Na  
gigantischen  
hängen läßt  
hoch gepries  
des Seemanns  
gebaut werd  
können keine  
Schönheit.  
dichte Blattr

Eigentl  
wiegend sind  
Ausdehnung  
zungen wieder  
Thon, herv  
und reichlich  
Inseln unter  
bei größerer  
Auf den leg  
gruppenweis  
zu Zeiten se  
Flora des  
jedoch nicht  
auf den Ne  
auch Sande

<sup>1)</sup> Es gibt  
<sup>2)</sup> Inocarp  
<sup>3)</sup> Caloph

palmen weniger und weniger, Bäume andrer Art traten an ihre Stelle. An Stellen wo die Sonnenstrahlen durch das massenhafte Blätterwerk sich drängen konnten, hatte der Boden sich mit bunten Blumen und Früchten bekleidet. Hier war die Banane aufgeschossen, die sich nun unter ihren mächtigen goldigen Fruchttrauben beugte, während zu ihren Füßen die Fülle der Ananas verführerisch den Wanderer lockte. Hibiskus und Rastus mit roten Blüten wuchsen weit und breit und kämpften mit einer Menge von Annuellen um das Dasein. Die Luft war erfüllt mit dem Duft von Orangen und Jasmin. Hoch erhob der Brotfruchtbaum, eine der köstlichsten Gaben Gottes für diese Inseln<sup>1)</sup>, seinen massiven Stamm und sein schattiges Blätterdach. Alles schien so fremdartig, so bunt, alle Pracht der Bäume und Anmut der Blumen mit so verschwenderischer Hand ausgekreut, daß ich nicht wußte, was ich am meisten bewundern sollte. — Ich ging weiter und war bald im Dicksicht des tropischen Waldes. Die Luft war nicht mehr balsamisch, sondern heiß, feucht und ungesund. Das Gras wird hier nimmer trocken, sondern wächst lang und geil, und ist verwoben mit den Schlingpflanzen, die in Bogen von den Ästen herabhängen. Hier tritt der Brotfruchtbaum mit dem Orangen- und dem wilden Muskatbaum, hier wuchs der Zwi<sup>2)</sup>, mit dessen Blumen die Wittmädchen sich schmücken, und dessen bittere Früchte in Zeiten der Not auch als Nahrungsmittel benutzt werden. Hier war die Banane mit gigantischen Luftwurzeln, die sie wie Arme von den Zweigen herabhängen läßt, hier war der Nest<sup>3)</sup>, der von den wittischen Schiffen so hoch gepriesen wird, da sein Holz am besten der zerstörenden Wirkung des Seewassers widersteht, und aus dem besonders die Kriegskanoes gebaut werden. Die vielen Namen andrer Bäume, Farne und Blumen können keine Idee geben von ihren edeln Formen und ihrer seltenen Schönheit. Nur hier und da kann sich ein Sonnenstrahl durch das dichte Blätterwerk drängen.“ — U. s. w.

Eigentliche Urwälder, wie sie auf den westlichen Inseln so überwiegend sind, finden sich hier jedoch nur seltener und in beschränkter Ausdehnung. Meist ist der Wald auf der Stelle verlassener Pflanzungen wieder aufgewachsen. Meist ist der Boden, ein gelblich-roter Thon, hervorgegangen aus der Zersetzung des vulkanischen Gesteins und reichlicher Bewässerung, ungemein fruchtbar. Auf den größeren Inseln unterscheiden sich die Südküsten durch die üppigere Vegetation bei größerer Feuchtigkeit auffallend von den trockneren Nordwestküsten. Auf den letzteren finden sich vielfach die Bäume, meist Pandanus, nur gruppenweis, während der Boden mit Gras und Farnen bedeckt ist, das zu Zeiten selbst ein dürreres verbranntes Ansehen hat. Die reichliche Flora des Archipels trägt vorwiegend indischen Charakter; es fehlt jedoch nicht das neuseeländisch-australische Element, wie es besonders auf den Neuhebriden vertreten ist. Im Distrikte von Mbua fand sich auch Sandelholz, das jetzt aber fast ausgerottet ist. — Von der Fauna

<sup>1)</sup> Es gibt 9 Spielarten desselben in diesem Archipel.

<sup>2)</sup> *Inocarpus edulis*, die Süßfeetastante.

<sup>3)</sup> *Calophyllum inophyllum*?

ist ziemlich dasselbe zu sagen, wie von den benachbarten polynesischen Archipelen, daher wir hier nicht näher darauf eingehen.

Das Klima ist verhältnismäßig gesund zu nennen, obgleich es ein tropisches ist. Fieber kommen selten vor; am meisten sind die Europäer von der Dysenterie bedroht. Die Temperaturwechsel sind hier schroffer als in andern tropischen Ländern. Vom Oktober bis zum April ist Regenzeit mit häufigen Gewittern. Auch treten in den letzten Monaten derselben die Orkane auf, welche die Schifffahrt in dem Archipel gefährlich machen, doch nicht so furchtbare Verheerungen anrichten, wie auf manchen der östlichsten Inseln. Die folgende trockene Jahreszeit wird jedoch ebenfalls von einzelnen Regenschauern unterbrochen. Diese Zeit ist kühler und sagt dem Europäer am meisten zu. Das Thermometer sinkt dann bis auf 13° Reaumur. Überhaupt aber wird die Hitze nicht so drückend wie in andern tropischen Ländern, da die Seewinde immer Kühlung bringen. Nur mit den Nordwinden kommt eine erschöpfende Hitze. In der Regenzeit herrschen West- und Nordwestwinde vor, in der trockenen die Südostwinde.

Von den Eingebornen des Witiarchipels sagt Meinich (I. S. 27): „Genauere Untersuchungen über die natürliche Bildung der Witiier, wie namentlich über ihre Sprachen, haben ergeben, daß sie ursprünglich ein melanesischer Volksstamm sind, der sich jedoch in seinem Bildungszustande von den übrigen Melanesiern weit entfernt hat und darin den Einfluß der Polynesier in nicht geringem Grade aufweist, wenn er gleich an Bildung diesen immer noch nachsteht. Wie diese Umbildung stattgefunden hat, läßt sich nicht entscheiden. Allerdings finden wir noch jetzt eine enge Verbindung zwischen Witi und Tonga, die bereits vor einem Jahrhundert bestand und wahrscheinlich noch viel älter ist. Sie hat zu tongaschen Niederlassungen in Witi und zur Entstehung eines Mischstammes zwischen den beiden Völkern (namentlich auf den Salembainseln) geführt, der mit dem Namen Raitongawiti bezeichnet wird, Farbe und Gesichtszüge der Polynesier mit der Haarbildung der Witiier vereinigt und die Sprache von Witi spricht, während er die Religion der Tonganer beibehalten hat. Ähnliche Mischungen findet man auf der Nordküste von Wanua-lemu zwischen Witiern und Eingebornen von Rotuma. Indessen scheinen diese Verbindungen nicht hinreichend, um die gründliche Umbildung des frühern Kulturzustandes des Volkes zu erklären, und wenn auch gewisse Übereinstimmungen zwischen den Polynesiern und Melanesiern schon in der Urzeit bestanden haben, so muß man doch eine noch ältere und innigere Vereinigung der melanesischen Witiier mit den nächsten polynesischen Völkern annehmen, um das Resultat begreiflich zu finden, wie es in dem jetzigen Zustande der Witiier vorliegt. Aber die Ansicht von Waterhouse, daß die jetzige Bevölkerung aus einer Vermischung einer Urbevölkerung, deren Reste er noch im inneren und westlichen Witi-lemu finden will, und eines eingewanderten Stammes entstanden sei, eine Annahme, die er durch Hinweisung auf gewisse religiöse Ansichten und Eigentümlichkeiten der Sprache zu begründen sucht, hat doch geringere Wahrscheinlichkeit für sich.

Die 30 gegriffen, und ergab 133 5 der beiden ge- kam 1874 n bare Masern. Dennoch kon- lerungszahl

Der C von bösen u ist ein wesen unter ihnen daß dagegen schen fast zu außerordentl Kämpfen geso nicht selten f vielmehr dar Mut und La Ränke und B stahl u. s. f. melanesischen C schreckender h gegenüber we und in geistli fine nennt sie, wenn tei teilnehmend r kehrt von auff die Tonganer nicht; sie sind Trunkucht g gleichen Maß wie im Gute

Von de folgenden Sch Menschen. Europäer. so roh und

<sup>1)</sup> Meinich  
<sup>2)</sup> Buchner

Unterschied zwis- den Neuhebride- bläulichem An- brauner Ton, mischen müsse. Milancen.

Die Zahl der Bevölkerung ist in den älteren Berichten zu hoch gegriffen, und auf 2—300 000 angegeben worden. Wilkes Schätzung ergab 133 500, unter der irrigen Voraussetzung, daß das Innere der beiden großen Inseln fast unbewohnt sei. Eine genauere Schätzung kam 1874 noch auf 140 000. Da brach im folgenden Jahre die furchtbare Masernepidemie aus, deren Opfer auf 40 000 geschätzt wurden. Dennoch konnten eingehendere offizielle Berechnungen 1876 die Bevölkerungszahl noch auf 118 000 angeben, darunter 1569 Weiße.

„Der Charakter<sup>1)</sup> des Volkes bietet ein merkwürdiges Gemisch von bösen und guten Seiten. Rachsucht, Wildheit und Grausamkeit ist ein wesentlicher Charakterzug bei den Witiern, der in dem Verkehr unter ihnen selbst in so schrecksvoller und entsetzlicher Art auftritt, daß dagegen sogar die unglaubliche Vorliebe für das Fleisch des Menschen fast zurücktritt. Kriegs- und Kampflust herrscht bei ihnen in außerordentlicher Weise, und wenn sie dennoch oft als feig in ihren Kämpfen geschildert werden, so ist das, da Beispiele von Todesverachtung nicht selten sind, nicht für begründet zu halten, sondern erklärt sich vielmehr daraus, daß Hinterlist und Verrat bei ihnen höher steht als Mut und Tapferkeit, womit denn auch anderes, wie die Vorliebe für Ränke und Lügen, der Argwohn und das Mißtrauen, der häufige Diebstahl u. s. w. zusammenhängt<sup>2)</sup>. Kurz — die übeln Seiten des melanesischen Charakters treten bei den Witiern fast stärker und zureichender hervor als bei den übrigen Völkern dieses Stammes. Dem gegenüber werden sie aber auch allgemein als geschickt und industriös und in geistiger Hinsicht den Polynesiern überlegen geschildert. Erskine nennt sie gerabezu das bildsamste Volk des Ozeans. Dabei sind sie, wenn keine kriegerische Erregung sie ergriffen hat, zutraulich, offen, teilnehmend und freundlich, heiter und froh, überaus gastfrei, im Verkehr von auffallender Höflichkeit — Eigenschaften, in denen sie selbst die Tonganer übertreffen. An Stolz und Selbstgefühl fehlt es ihnen nicht; sie sind, wenn nicht der Einfluß der Europäer einzelne an die Trunksucht gewöhnt hat, mäßig und der Sinnlichkeit nicht in dem gleichen Maße wie die Polynesier ergeben. So scheinen sie im Bösen wie im Guten die übrigen Melanesier zu überragen.“

Von der körperlichen Beschaffenheit gibt uns Buchner<sup>3)</sup> folgende Schilderung: „Die Witier sind schöne, schlanke, muskulöse Menschen. Sie sind im Durchschnitt größer und kräftiger als die Europäer. Ihre Gesichtszüge sind meistens angenehm, oft edel, selten so roh und brutal, wie man bei den Söhnen der schlimmsten Ranni-

<sup>1)</sup> Meinide, a. a. D. I, S. 28.

<sup>2)</sup> Buchner erwähnt auch die boshafteste Freude an der Tierquälerei. S. 219.

<sup>3)</sup> A. a. D., S. 227 ff. In der Hautfarbe will Buchner einen sehr deutlichen Unterschied zwischen den Witiern und andren Melanesiern, namentlich denen von den Neuhebriden bemerkt haben. Während diese einen grauschwarzen Ton mit bläulichem Anhauch zeigen, sei die Hautfarbe der Witier ein warmer, tief dunkelbrauner Ton, zu dessen Darstellung der Maler dem Schwarz entschieden Gelb beizumischen müsse. Oft spiele der Ton ins Rötliche und zeige bald hellere bald dunklere Nuancen.

balen, welche die Geschichte der Menschheit kennt, erwarten möchte<sup>1)</sup>. Die Nase ist breit. Die Nüstern sind ebenso wie bei den Polynesiern etwas weit geöffnet, die Backenknochen nur wenig vorspringend. Der Mund ist sinnlich voll, ohne unschön zu sein. Die horizontal geschlitzten Augen sind dunkelbraun, die Haare schwarz, in der Regel künstlich ins Rötliche gefärbt<sup>2)</sup>, ja man sieht zuweilen fuchsfeuerrote Perücken. Das Haar ist kraus und wird jetzt allgemein sehr kurz gehalten. Früher wurde auf den Haarpuz viel Sorgfalt verwandt. Die Häuptlinge hielten sich eigene Friseure, die oft stundenlang den Kopf ihres Gobieters zu bearbeiten hatten. Dabei kamen die verschiedensten Formen vor. Hier sah man das Haar weit absteigend nach Strumpfpeter-Art das Haupt umgeben, dort glichen die Perücken den Bärenmägen oder bairischen Helmen u. s. w. Oft wurden sie auch verschiedenfarbig gepubert. Zur Konservierung dieser Haartrachten wurde das hölzerne Kopfkissen gebraucht, das man so unter den Nacken legte, daß das Haupt den Boden nicht berührte. Die Thorheiten, mit denen sich eine lächerliche Eitelkeit verband, verschwinden vor dem Einflusse des Christentums. So wurde auch der Bart früher sehr gepflegt. Besonders bei den Aborigines ist reichlicher Bartwuchs zu bemerken. Die Greise haben weißen Bart und weiße Haare.

Unter den jüngeren Frauen gibt es manche anmutige Gestalten mit freundlichen Zügen; aber sie welken schnell, und die älteren Frauen nähern sich dem männlichen Typus, wozu das kurz geschorene Haar viel beiträgt.

Die spärliche Bekleidung wurde früher aus dem Basttuche (Nasi) angefertigt. Die Männer trugen den schmalen Lendengürtel (Malo) und den Turban, der auch heutzutage noch viel gebraucht wird, und in dem die Männer ihr Geld aufbewahren. Die Frauen hatten das Biku, einen schmalen Rock aus Schilfblättern, die auf einem Strid von Kokosfasern aufgereiht sind. Diese Tracht ist überall da, wo das Christentum noch nicht die Oberhand hat, auch jetzt noch im Gebrauch, und der Biku findet überall noch immer beim Fischfange seine Verwendung. Unter dem Einflusse der Mission aber tragen beide Geschlechter den Sulu, ein kasterlanges Stück Baumwollenzug um die Hüfte geschlungen. Dazu aber hat der weibliche Teil der Bevölkerung das Busenhemdchen (Pinafore) angenommen, das in greller Farbe (scharlach oder purpurrot) ziemlich lose den Oberkörper umgibt, während der Sulu, der bei den Weibern bis über die Kniee herabreicht, so eng umgebunden wird, daß er an die unschöne Tracht der Bäuerinnen in Altenburg erinnern kann. — An Schmucksachen fehlt es nicht.

„Alle möglichen Schmucksachen hingen an den braunen Burschen. Ringe, aus großen Schneden geschnitten, umspannten die Handgelenke; in sich zurückgebogene

<sup>1)</sup> Doch sagt B. von einem Jüngling: Kuma war ein richtiger junger Kanibale, starknackig und ungeschlachtet, mit einem mächtigen vorstehenden Gebiß und finstern Gesichtsausdruck.

<sup>2)</sup> Sie beschmiereten sich den Kopf von Zeit zu Zeit mit Kalkbrot, auch um die Insekten zu vertilgen.

Girlebebenähr  
ihnen an Blä  
Glasperlen zu  
Krawatte in  
trugen sie (gl  
Ohrklappchen.  
wandt mit ei  
den Ohren ab  
tuz was sie  
schlüssel mit  
befaßen, hatte  
aus der Wer

Tatuir  
gruppen.  
blaue rund  
Zeichnungen  
nicht erwäh  
roter oder  
sich für die  
merkt man  
ständen, rei  
künstlich her  
Schorles<sup>1)</sup>  
dergleichen

Es ist  
oder in der  
offenem Mu  
vorteilhaft  
mit einande  
ihre herrlich  
gewähren fi  
und Wildhe  
Beinen auf  
nieder, ohn  
ruhen voll

Die I  
Laro, Nam  
die Hauptg  
mehr als  
sowie die  
sind in jed  
festlichen G  
zehrt. Fis  
See. An

<sup>1)</sup> Buch  
<sup>2)</sup> Auch  
Vor andern  
sich unbesba  
<sup>3)</sup> Der



Girsekoberzähne, welcher von westlicheren Inseln als Handelsartikel gebracht, hingen ihnen an Bändern um den Hals, ebenso mehrfache Schürze von feinsten farbigen Glasperlen zu geschmackvollen, mannigfaltigen Mustern gereiht, und vorn wie eine Kravatte in tierischen Knoten mit herabfallenden Enden geschürzt. Ihren Tabak trugen sie (gleichwie die Maori) in den durchbohrten und unformlich erweiterten Ohrläppchen. Sie rauchten denselben übrigens als Zigaretten (Sulula), die sie gewandt mit einem Stückchen Bananenblatt wickeln. Aber auch sonst trugen sie in den Ohren allerlei sonderbare Schmucksachen: Blechfäßchen, Metallnöpfe, Draht, kurz was sie nur immer aufgabeln konnten. Einer hatte einen gemeinen Uhrschlüssel mit einem schwarzen Faden daran befestigt. Einige, die wohl keinen Tabak besaßen, hatten die weite Öffnung im Ohrläppchen mit geträufelten Hobelspänen aus der Werkstatt des weißen Tischlers ausgefüllt<sup>1)</sup>.

Tatuiren war auf Witi nie so üblich wie auf andern Inselgruppen. Hauptlingsfrauen trugen an den Mundwinkeln ein paar blaue runde Flecke. Auch sollen die vom Litu bedeckten Teile mit Zeichnungen versehen worden sein. Bei den Männern wird Tatuierung nicht erwähnt, dagegen beschmierten sie sich oft das Gesicht mit weißer, roter oder schwarzer Farbe in geradlinigen Streifen, besonders um sich für die Kämpfe ein furchtbares Ansehen zu geben. Vielfach bemerkt man Narben, von der Größe einer Bohne, in gleichmäßigen Abständen, reihenweis etwa am Rücken oder an den Armen. Sie sind künstlich hervorgerufen und durch öfteres Abtragen des sich bildenden Schorfes<sup>2)</sup> werden sie zu einer ziemlichen Höhe gebracht. Man thut dergleichen um seine Bravour zu probuziren.

Es ist ein großer Unterschied, ob man die Witiier in der Ruhe oder in der Bewegung betrachtet. In der Ruhe, wenn sie meist mit offenem Munde so gerade vor sich hinstieren, nehmen sie sich wenig vorteilhaft aus. „In der Bewegung aber, wenn sie lebhaft gestikulirend mit einander sprechen und lachen — und sie lachen fast immer — wenn ihre herrlich weißen Zähne und ihre dunkeln Augen blitzen und funkeln, gewähren sie ein ansehendes Bild von Kraft und Frische, Urmüchigkeit und Wildheit. — In den Hütten sitzen sie gewöhnlich mit gekreuzten Beinen auf ihren Matten. Im Freien aber kauern sie am liebsten nieder, ohne mit dem Hinterteil den Boden zu berühren; die Sohlen ruhen voll auf der Erde und sie sitzen dabei förmlich auf ihren Waden.“

Die Nahrung der Witiier ist eine vorzugsweise vegetabilische. Taro, Yams, Kumala (Dataten), Bananen und Brotfrüchte liefern die Hauptgerichte. Kokosnüsse sind reichlich vorhanden, werden aber mehr als Handelsartikel gebraucht; auch werden damit die Steuern sowie die Beiträge für die Mission entrichtet. Schweine und Hühner sind in jedem Dorfe vorhanden, sie werden aber nur bei hervorragenden festlichen Gelegenheiten und dann in um so größeren Quantitäten verzehrt. Fische alle Tage und Schildkröten ziemlich selten<sup>3)</sup>, liefert die See. An regelmäßige Mahlzeiten scheinen sich die Insulaner nicht zu

<sup>1)</sup> Buchner, S. 200 ff.

<sup>2)</sup> Auch durch Kraken mit Glascherben, Brennen mit glühenden Kohlen u. Vor andern machte Kuma dergleichen ohne eine Miene zu verziehen. Wenn er sich unbeobachtet glaubte, schnitt er dafür um so schlimmere Grimassen.

<sup>3)</sup> Der Genuß derselben war aus religiösen Gründen teilweise verhindert.

binden. Die auf den Riffen erbeuteten Fische werden entweder in Körbchen nach Hause getragen oder sogleich an Ort und Stelle verzehrt. Die Jungen, die mit hinausbummeln, tragen glühende Holzschelte und schwingen sie von Zeit zu Zeit im Kreise, um sie im Brande zu erhalten. Haben sie einen kleinen Fisch, so wird er kurzweg lebendig auf die Glut gehalten, um erst die eine Seite, dann die andre ein bißchen anzuschmoren, in den Mund geschoben und abgebissen. — Zur Zeit der Ebbe sind die Riffe überall von Eingebornen belebt.

Sie verstehen jedoch auch Fische auf verschiedene Weise zuzubereiten, z. B. in einer Art Suppe, auch räuchern sie dieselben. Pflanzenspeisen bereiten sie ebenfalls durch Mischung u. zu verschiedenen Gerichten, von denen besonders eine Art Pubbing, Watalolo<sup>1)</sup>, hervorzuheben ist. Die Brotsfrucht säuern sie in Gruben ein und bewahren so die Masse (Mandrai) für längere Zeit, die dann das tägliche Brot bildet. „Das ganze Dorf,“ sagt aber Buchner, „riecht danach wie nach faulem Käse und faulem Gemüße; es ist eine höllische Nahrung“ — allerdings sehr verschieden von der Darstellung unsrer alten Naturgeschichtsbücher, die dabei in Rousseaus Weise das Glück der Naturkinder preisen. Wählerisch sind die Witter überhaupt nicht in ihren Nahrungsmitteln; auch Hunde, Katzen, Eidechsen und Würmer werden mit Wohlgeschmack verspeist.

Die Anthropophagie hat sich auf den Wittinseln zu der allerschrecklichsten Form entwickelt. Hören wir etwas ausführlicher, was Gerland über diesen Gegenstand in seiner erschöpfenden Darstellung sagt<sup>2)</sup>:

„Der Kannibalsmus herrschte nicht nur im Kriege, wo man alle Gefangene und Gefallene aufraß, mit Ausnahme bisweilen von Personen des höchsten Ranges, denen man, wenn nicht ein besonderer Haß auf ihnen ruhte, diese Schmach ersparte, er war auch gebräuchlich bei jeder wichtigen Handlung, und in früherer Zeit noch viel mehr als später. Sollte ein Tempel errichtet, ein Kahn gebaut oder in See gelassen, das Fest der Abgabenerlieferung gefeiert werden, kam ein vornehmer Fürst von einer Reise an — bei allen diesen Gelegenheiten war es gebräuchlich Menschen zu töten und zu essen. Ja es kam vor, daß bei jedem Brett, welches einem Schiff zugefügt wurde, ein Mensch getödtet und für die Kahnbauer gekocht ward, wie auch wenn ein Schiff fertig war, soviel Menschen getödtet wurden, daß man das ganze Verdeck mit Blut waschen konnte. Menschenopfer waren auch sonst hier in zahlreichem Gebrauch. Kähne rollte man über lebende Menschen in die See; bei jedem Pfosten eines neuen Hauses wurde ein lebender Mensch eingegraben, welcher den Pfosten mit seinem Arme umfaßt hielt, und hierzu drängte man sich als zu einem Ehrenamte. Auch den Göttern wurden sehr häufig, um ihnen andre Opfer angenehm zu machen, Menschen geopfert. Oft wurden solche Opfer ganz massenhaft gebracht, wie denn einmal zur Feier der Mannbarkeit eines Häuptlings-johnes alle Einwohner einer rebellischen Stadt und dazu noch Sklaven geopfert werden sollten. Daß die meisten dieser Opfer gegessen wurden, versteht sich. Man gebrauchte zu ihnen entweder aufgesparte Gefangene oder, wenn diese fehlten, die ersten besten Leute aus dem Volke, oft Weiber, weil diese wehrlos sind, die man überfällt und tötet; doch bestimmt man gern Verbrecher, ja ganze Volksstämme, welche man bestrafen will, hierzu, und nimmt aus den letzteren immer die nötigen

<sup>1)</sup> Sie werden oft in ungeheurem Format bereitet. Williams saß einen solchen von 21 Fuß Umfang.

<sup>2)</sup> Bath, Anthropologie, IV, S. 649 ff.

Opfer. Oben  
fester Rechteck  
wurde, und  
umgekommen  
eine Gefahr  
folgende Ane  
geschont. D  
ihn bis zur  
Göttern, nam  
die Götter se  
Priester von  
Boll, die St  
Menschenfleisch  
trug, die Ofen  
hatten bestimm  
balenfesten bu  
gebrauchten M  
sammenhang  
der greuliche  
Die religiöse  
hatte sich späte  
Leichen unter  
das Hauptmot  
doch auch and  
sehen machen.  
wenn sie ihn  
höheres Beispie  
ihn erzählt hat  
aß man Mensc  
vorherrschende  
zu erlangen; i  
deren nicht vie  
man Gräber v  
Eis, den die  
sie und wenn  
wurden jedoch  
meist aber vor  
oder die Nase.  
Rumpf weggew  
Wer im Besitz  
wenig, aber bod  
führte wohl bi  
lich das der M  
Verdaunungsbe  
Blättern und  
aß. Die Sud  
steigern, und t  
jeden Menschen  
zeichen hinzule  
jigen Tempel  
Menschen gefre  
berichtet, 200  
zeigt sich darau  
Stellung) gebi  
sie höhnisch w

<sup>1)</sup> Corpor  
pudendas mor

entweder in  
Stelle ver-  
mende Holz-  
im Brande  
weg lebendig  
andre ein-  
sen. — Zur  
ht.

zubereiten,  
anzenspeisen  
Gerichten,  
zuheben ist.  
die Masse  
bet. „Das  
aulen Käse  
rbdings sehr  
bühler, die  
en. Wäh-  
mitteln; auch  
ohlgeschmack

ber aller-  
licher, was  
Darstellung

e Gefangene  
sten Danges,  
Schmach er-  
früherer Zeit  
baut oder in  
vornehmer  
gebräuchlich  
zeit, welches  
dauer gekocht  
wurden, daß  
n auch sonst  
hen in die  
eingegraben,  
te man sich  
ihnen andre  
Opfer ganz  
Häuptlings-  
den geopfert  
sch. Man  
schlitten, die  
b, die man  
oltschämme,  
die nötigen

nen, solchen

Oyster. Ebenso sind alle Schiffbrüchigen dem Gessenwerden bestimmt. Das war  
sehr Rechtsgrundlag bei ihnen, der auch gegen die eigenen Volksgenossen ausgesüß-  
wurde, und wer demselben nicht nachgelommen wäre, der wäre selbst im Meere  
umgelommen, augenscheinlich ein Rest jenes alten Glaubens, daß vom Meere her  
eine Gefahr ihnen drohe. — Wie sehr sie diese Opfer für ihre Pflicht hielten, zeigt  
folgende Anekdote: Ein Wittshäuptling hatte einen Menschen, anstatt ihn zu opfern,  
geschont. Da erschien ihm der dadurch beleidigte Gott im Traume und quälte  
ihn bis zur Raserei. — Auch die gefallenen Feinde bot man, ehe man sie aß, den  
Göttern, namentlich dem Kriegsgotte als Opfer dar, wie man denn glaubte, daß  
die Götter selbst nichts lieber äßen als Menschenfleisch. Doch waren einzelne  
Priester von diesem Genuß ausgeschlossen; ebenso meistens die Weiber, das niedrige  
Volk, die Sklaven immer, und während man sonst mit den Händen, als man  
Menschenfleisch stets mit Gabeln, welche so wie die Schüsseln, in denen man es aus-  
trug, die Öfen, die Kessel, in denen man es kochte, streng Tabu waren. Die Gabeln  
hatten bestimmte Eigennamen, deren viele obscön waren, auch wurde zu Kannibalen-  
festen durch Trommelschlag eingeladen, der einen ganz bestimmten, nur hierbei  
gebrauchten Rhythmus hatte.“ In allen diesen Bestimmungen zeigt sich der Zu-  
sammenhang des Kannibalismus mit dem heidnischen Kultus. Daraus deutet auch  
der greuliche Aushug, in dem die Leichname zum Tempel gebracht wurden<sup>1)</sup>. —  
Die religiöse Bedeutung, die ursprünglich diesen obscönen Gebräuchen eigen war,  
hatte sich späterhin verloren, und sie waren zu den schäufllichsten Mißhandlungen der  
Leichen unter teuflischem Gelächter der Beteiligten geworden. — Mag auch Rache  
das Hauptmotiv zu dieser Ausbildung des Kannibalismus gewesen sein, „so waren  
doch auch andre wirksam: zunächst wollte man durch ihn sich fürchtbar und ange-  
sehen machen. Wie tapfer mein Sohn war, jammerte ein Wittshäuptling, er tötete,  
wenn sie ihn erlärten, seine Weiber und aß sie, und ein anderes noch viel schäu-  
fleres Beispiel erzählt Williams von einem Fürsten, der sein Weib, ohne daß sie  
ihn erlärnt hatte, tötete und auf der Stelle auffraß. Allein auch aus Wohlgeschmack  
aß man Menschenfleisch, und dieser Grund war in späterer Zeit bei weitem der  
vorherrschende. Jedes Alter, jedes Geschlecht tötete man um diesen höchsten Genuß  
zu erlangen; Leute aber, die eines natürlichen Todes gestorben waren (doch gab es  
deren nicht viel), aß man nicht, sondern beerdigte sie; doch kam auch das vor, daß  
man Gräber wieder aufgrub und die Leichen verzehrte. Denn trotz des übertriebenen  
Eßes, den die Witter sonst vor angegangenem Fleisch haben, Menschenfleisch essen  
sie und wenn es halb faul wäre; aber nie roh, stets gekocht. Die Unglücklichen  
wurden jedoch bisweilen lebendig in den Öfen oder den siedenden Kessel gesteckt,  
meist aber vorher geküßt. Als besondere Delikatesse galt Junge, Herz und Leber  
oder die Nase. Hat man viel, so wird der Kopf, die Hände, häufig auch der ganze  
Rumpf weggeworfen, und nur die Glieder, namentlich Schenkel und Oberarm gegessen.  
Wer im Besitze einer größeren Portion Menschenfleisch war, theilte davon zwar möglichst  
wenig, aber doch regelmäßig seinen Freunden mit, denn eine Unterlassung dieser Öflichkeit  
führte wohl bis zum Krieg. Ubrigens galt Menschenfleisch für ungesund (nament-  
lich das der Weissen, welches auch unschmackhaft und salzig sein sollte); es bereitete  
Verdaunungsbeschwerden, weshalb man es stets mit gewissen Vegetabilien, bestimmten  
Wässern und Früchten (Solanum anthropophagorum), sowie Yam und Taro  
aß. Die Sucht nach Menschenfleisch soll bis zu einer krankhaften Leidenschaft sich  
steigern, und dann auch das Äußere dieser Menschen durchaus krankhaft sein. Für  
jeden Menschen, welcher gegessen wurde, pflanzte man einen Stein als Erinnerungs-  
zeichen hinzulegen, für Fürsten größere. Von diesen zählte Seemann bei einem ein-  
zigen Tempel 400, Williams aber kannte einen Häuptling, der mindestens 900  
Menschen gefressen hatte! Bei einem einzigen Kannibalenfeste wurden, wie Mariner  
berichtet, 200 gefallene Feinde verzehrt! Wie groß die Roheit bei diesen Festen war,  
zeigt sich baraus, daß man die Toten, wenn man die ganze Leiche, Mbatolo (in sitzender  
Stellung) gebatene hatte, oft noch bunt bemalte, ihnen eine Perle aufsekte und  
sie höhnisch wie Lebende behandelte; ja daß man sogar Lebenden einzelne Glieder

<sup>1)</sup> Corpora dum ad templa portantur puellas cantantes saltantesque partes  
pudendas mortuas baculis tangebant.

oder Fleisch abschneidet, es vor ihren Augen auf oder gar den Unglücklichen selbst zur Speise andot. Hiervon benutzte man die Schädel der toten Feinde zu Trint- und Eßgeschäßen, die Bein- und Arme Knochen zu allerlei Geräten. — Ubrigens waren nicht alle Wiltier Kannibalen. Es gab eine Partei, welche die Menschenfresserei abschaffen wollte und sich ihrer schämte.“ Wo immer das Christentum auf einer Insel des Archipels Wurzel schlug, wurde diese schimpfliche Sitte vollständig unterdrückt, und heute dürften nur noch geringe Spuren derselben übrig sein.

Das bei den übrigen Melanesiern gebrauchte Reizmittel des Betel ist auf Witi nicht bekannt, dagegen hat der Tabak seit seiner Einführung durch die Weißen so allgemeine Verbreitung gefunden, daß auch die Frauen und Kinder rauchen. Die bereits erwähnten Zigaretten läßt man in einer Gesellschaft herumgehen, indem jeder einen Zug thut und sie seinem Nebenmanne reicht<sup>1)</sup>.

Europäischen Spirituosen haben sich einzelne, namentlich vornehme Wiltier sehr ergeben, was bei dem schlechten Beispiel der ersten Kolonisten nicht zu verwundern ist<sup>2)</sup>, doch hat die Trunksucht keineswegs das Volk im ganzen ergriffen. Das Hauptgetränk der Wiltier ist vielmehr noch immer Wasser und Kokosmilch. Das Kawatrinken ist hier unter den Vornehmen ebenso Sitte wie bei den Polynesiern und geschieht mit denselben ursprünglich religiösen Zeremonien, die auch in den christlichen Distrikten noch nicht ganz abgekommen zu sein scheinen. Das Rauen geschieht (auf einigen Inseln wenigstens ausschließlich) durch junge Mädchen. Viele auf den Witiinseln lebende Europäer haben sich den Genuß dieses widerwärtigen Getränkes<sup>3)</sup> hier Vangona genannt) angewöhnt. Bei der Bereitung und Behandlung der Speisen sehen die Eingebornen sehr auf Reinlichkeit. Die Frauen essen bei den Heiden stets von den Männern getrennt. Flüssigkeiten trinken sie, indem sie ohne die Lippen zu beneßen dieselben in den Mund gießen.

Die Wohnungen<sup>4)</sup> der Wiltier sind niedrige, länglich viereckige Hütten aus Laubwerk, Palmblättern oder Schilfrohr, welche Materialien in verschiedenen Mustern über ein festes Pfahlwerk aus Holz gebunden werden. Charakteristisch für die alte echte Bauart sind die beiden Enden des Firßbalkens (Buchner sagt Siebelbaum), welche aus schwarz ge- kohlten, nach außen konisch verdickten Baumpfahnen bestående, von den Ranten des Daches einen Meter weit über die Siebel hervorragen. Die Thüren sind so niedrig, daß man nur hineinkriechen kann, und gegen die Schweine, die frei in den Dörfern umherlaufen, durch einen Vorbau kurzer Palisaden geschützt. Der Boden im Innern ist mit Matten belegt, die mit Farnkraut unterpolstert sind, so daß man sehr weich darauf liegt. Er wird bei den Vornehmern äußerst reinlich gehalten. Darauf zu spucken wäre ein grober Verstoß. Wer

<sup>1)</sup> Die Geselligkeit befördert es noch, daß man damit das Absuchen resp. Verzeßren des Ungeziefers verknüpft.

<sup>2)</sup> Nach Forbes war in den Gasthöfen zu Levuka und Wuna ein fortwährendes Saufen im Gange.

<sup>3)</sup> Buchner sagt: „Es schmeckt wie Seifenwasser mit etwas Tannin.“ Darausgehend soll es nicht sein.

<sup>4)</sup> Buchner, a. a. D., S. 225.

ausspucken  
darunter a

Ein  
welchen M  
Feuer<sup>1)</sup> an  
anwedelt;  
beiden End  
meist ohne  
liche steife  
unterbreche  
sehr kühl u

Bei de  
milie schlä  
bestimmt,  
und schwer  
wird nun  
und die eng  
Kordylonebl

In jed  
der Wand  
ist eine Sch  
auf diese  
Nacken gehö  
dem Dach  
Reile von g  
zu trinken  
gewissen En  
zu legen g  
finden sich  
häuser sind  
Versammlung

Ader  
(über die sc  
der Südsee  
auf dieser  
lichten Kul  
tate, den B  
in neuerer  
durch Eind  
Pfahl aus  
Arbeiter 18  
folgen Dub  
das aufgeh

<sup>1)</sup> Um t

<sup>2)</sup> Die S

<sup>3)</sup> Für t

die Reime be

ausspuden will muß den nächsten Zipfel einer Matte aufheben und darunter auf das Jarnkraut spuden.

Ein Bett hat der Wittinsulaner nicht. Er schläft auf seinem weichen Mattenboden. Neben ihm brennt (auf Steinen) ein kleines Feuer<sup>1)</sup> an der Wand, welches er von Zeit zu Zeit mit einem Fächer anwedelt; als Kopfkissen dient ihm ein Stück Bambusrohr, das an beiden Enden auf je zwei Füßchen ruht. So liegt er nackend und meist ohne Decke da, höchstens daß er vielleicht die unter ihm befindliche feste Matte aufbiegt und halb um sich rollt, häufig seinen Schlaf unterbrechend, um das Feuer anzufachen. Die Nächte sind manchmal sehr kühl und man hört dann die nackten Menschen beständig husten.

Bei den Ärmern ist in derselben Hütte, in welcher die ganze Familie schläft, gewöhnlich noch ein größerer Feuerplatz, zum Kochen bestimmt, in der einen Ecke. Hier liegen horizontal zwei große und schwere Töpfe<sup>2)</sup>, im Durchmesser von  $\frac{1}{2}$  Meter. Dahinein wird nun alles geschoben und gegossen, was gekocht werden soll, und die enge Öffnung mit einem Stöpsel aus zusammengebundenen Rordylineblättern verschloßt.

In jeder Hütte findet man hohle Kokosnüsse als Wassergefäße an der Wand hängen. In einem der Löcher am stumpfen Ende der Nuss ist eine Schnur durch einen Pflock festgeklemmt; an jeder Schnur hängen auf diese Weise zwei Nüsse, so daß sie bequem paarweise um den Nacken gehängt werden können, wenn die Weiber ausgehen um aus dem Bach Wasser zu holen. Die beiden andern Löcher sind durch Reile von zusammengerohten Blättern verschlossen. Aus diesen Gefäßen zu trinken ist nicht ganz leicht. Man muß sich das Wasser aus einer gewissen Entfernung in den Mund gießen. Die Lippen an die Öffnung zu legen gilt für unanständig. Außer den ange deuteten Gegenständen finden sich in der Wirtshütte keine weiteren Hausgeräte. — Die Wohnhäuser sind stets zu Dörfern vereinigt, in deren Mitte ein Platz für Versammlungen und zur Feier von Festen angelegt ist.

Ackerbau ist die hauptsächlichste Beschäftigung dieses Volkes (über die sonst jedoch das Kriegsführen gestellt wurde), und nirgends in der Südsee ist die Mannigfaltigkeit der Kulturgewächse so groß, wie auf dieser Gruppe. Yams und Taro (hier Dalo) sind die hauptsächlichsten Kulturpflanzen. Daneben aber ziehen sie die Banane, die Batate, den Brotfruchtbaum, Zuckerrohr, Drouffonettia, Tabak, Kawa und in neuerer Zeit auch Baumwolle. Der Boden wird für den Anbau durch Einsäuerung des Gestrüpps gesäubert und dann mit einem spitzen Pfahl aus Mangroreholz gelodert. Sind durch wiederholte Stöße die Arbeiter 18 Zoll tief gelangt, und der Boden tüchtig umgewühlt, so folgen Hufen, welche Erdblöcke zwischen den Händen zerreiben und in das aufgehäufelte Pulver die Reime hineinsenten<sup>3)</sup>. Seit der Ein-

<sup>1)</sup> Um durch den Rauch die Mücken abzuhalten.

<sup>2)</sup> Die Insulaner machen selbst gute Töpferarbeiten.

<sup>3)</sup> Für die Yamspflanzen werden kleine Erdbügel aufgeworfen, in die sie die Reime der Knollen stecken. Die Reime ziehen sie über niedrige Gerüste.



führung von Eisengeräten kommen jedoch die alten Aderwerkzeuge mehr und mehr in Vergessenheit, und das heutige Geschlecht ist in Bezug auf Nahrungserzeugung dem vergangenen weit überlegen. Sie verstanden aber schon in alter Zeit die Bewässerung der Felber und hatten ihre Pflanzungen mit sauberen Zäunen umgeben. — Das Masi oder einheimische Zeug zu Gewändern wird aus der inneren Rinde der Broussonetia ähnlich wie in Tahiti verfertigt und dann bedruckt, indem man es über eine Walze spannt, die vorher mit parallelen Bambusleischen von Fingersbreite Abstand versehen worden ist. Dann wird das Zeug mit dem braunroten Farbestoff der Aleurites triloba gerieben, und erhält natürlich nur da, wo der Gegenbruch vorhanden ist, ein Muster wie das unterlegte Gestell. Die Ränder des Stoffes werden weiß gelassen, und hier ein anderes Muster mit schwarzer Farbe über einer aus Bananenblättern geschnittenen Schablone, unter der sehr scharfe und saubere Figuren zum Vorschein kommen, aufgetragen. Solche Zeuge werden auch als Moskitovorhänge gebraucht. Jede Insel hat auch ihre besondere Art, Matten zu flechten, an deren Muster daher jeder Eingeborne gleich den Ursprungsort erkennt. Man gebraucht dazu die Blätter des Zwergpandanus, des Pandanus odoratissimus, und gewöhnliche Binsen. Zahllos sind die Muster ihrer Korbgeflechte und höchst vollkommen ihre Nestkidererei, wozu man das Garn theils aus einer Schmarogerrebe, Yaka, oder aus einer Hibiskusart gewinnt; auch fertigen sie aus den gerösteten und gezähmten Fasern der Kokosnussschale vortreffliche Stricke (Mangimangi), die man mit dem englischen Namen Sinnet (Cinnet) bezeichnet. Die Geschicklichkeit, mit welcher sie alle diese Zweige der Industrie treiben, hat seit Cooks Zeiten die Bewunderung aller Europäer erregt. Auch die Erzeugnisse in Töpferwaren sind nichts weniger als verächtlich. Die Trinkgeschirre, Urnen oder Nöpfe, sind nicht bloß sehr hübsch geformt und gezeichnet, sondern die Umrisse auch so rein und korrekt, als sei das Geschirr von einer Scheibe gekommen, während doch die Frauen, denen dies Handwerk ausschließlich angehört, bei Bearbeitung des roten oder blauen, mit Sand gemischten Thons sich nur eines ringartigen Polsters, eines runden flachen Steines und vier flacher Schlägel bedienen. Ausgezeichnete Schiffsbaumeister sind die Witter gleichfalls, und ihre Fahrzeuge viel seetüchtiger und zierlicher, als die tonganischen, obwohl manche Häuptlinge auch Tongazimmerleute in Dienst nehmen, weil diese einzelne Teile mit größerer Vollenbung und Sauberkeit darzustellen vermögen. Man baut vier verschiedene Arten von Booten, die einfachsten aus einem ausgehöhlten Baumstamm, sämtlich mit Auslegern, aus denen allmählich die Doppelpirogue entstanden ist. Das größte Schiff der Art maß 39 Meter, das Deck war 17 Meter lang und 8 Meter breit, der Mast aber 23 Meter hoch. Die Schnäbel werden mit verschwenberischen Hieraten und mühseligem Schnitzwerk gepußt, und bisweilen vollständig mit weißen Eierschnecken (Ovula oviformis) behangen. Der Geschmack für Holzsulpturen macht sich namentlich bei den Kriegsfeulen geltend, deren Griffe besonders mit sehr feinen Schnitzereien bedeckt und bisweilen mit Menschenzähnen (statt des Elfenbeins) oder Muscheln ausgelegt sind.

Ihre über  
Schöplinger  
liche Nöpfe  
z. B. von  
sie als Da  
Stein, der  
wurde. W  
die Pilzfor  
Bimsstein  
Fischerei<sup>1)</sup>  
den Tonga  
kommen, u  
rote Papag  
zu erhandel  
Mast steht  
hinaus. D  
zeugs befest  
steuert kann  
Ausleger in  
steuern sie  
nach dem  
Wechself ab  
ihr einziger  
sind großen  
steigt alle  
Gai, so neh  
Göttererfche  
quer über  
bilden eine  
Kompanie  
Achtung die  
meinden ge  
Tier verbind  
Das L  
fast unaufh  
durchtobte,  
gehen. Na  
Bogen, Sch  
fast gänzlich  
zu erzeu  
die bekannt  
Festung ob  
Inseln in  
steht auch

<sup>1)</sup> Diese  
wurden.

Ihre über 2 Meter langen Bogen schneiden sie aus den herabhängenden Schößlingen der Mangrovebäume. Aus hartem Holz werden sehr künstliche Räfte für Priester geschnitten und ihnen bisweilen Tiergestalten, z. B. von Enten und Schildkröten, gegeben. Und zu dem allen hatten sie als Hauptwerkzeug nur eine Art aus einem scharf geschliffenen Stein, der mit bewundernswerter Festigkeit an einen Stiel gebunden wurde. Mit Rattenzähnen wurden die feinen Skulpturen ausgeführt, die Pilzporallen und die Haut einer Koche dienten als Feilen, und Bimsstein zum Polieren; jetzt freilich haben sie englische Eisenwerkzeuge. Fischerei<sup>1)</sup> und Seefahrt wird viel getrieben; doch stehen sie in letzterer den Tonganern nach, die jährlich in größerer Zahl nach den Witiinseln kommen, um auf den Marktplätzen, wie sie in jedem Dorfe sich finden, rote Papagelienfedern, Segelmatten, Thongeschirre, Moskitoneze u. a. zu erhandeln. Das Segelwerk der Witier ist eigentümlich, denn der Mast steht nicht aufrecht, sondern schräg und zwar quer über Bord hinaus. Das Segel ist dreieckig, die Spitze aber am Stern des Fahrzeugs befestigt, von wo sich dann das Segel fächerartig öffnet. Gesieuert kann das Fahrzeug an beiden Spitzen werden, doch muß der Ausleger immer windwärts stehen. Da sie vom Kompaß nichts wissen, steuern sie nach den Sternen, und wenn der Horizont umwölkt ist, nach dem Wind, der in tropischen Gegenden ziemlich beständig ist. Wechselt aber der Wind, was zuweilen vorkommt, so steuern sie, da er ihr einziger Führer ist, oft eine ganz entgegengesetzte Richtung und sind großen Gefahren ausgesetzt. Der Aberglaube der Seeleute übersteigt alle Begriffe. Fliegt ein Tropikvogel vorüber oder zeigt sich ein Hai, so nehmen sie den Turban vom Haupt und bezeigen ihnen, als Götterererscheinungen, Verehrung; geht aber bei der Ausfahrt ein Hai quer über den Kurs, so ist das ein schlimmes Anzeichen. Die Fischer bilden eine eigene Kunst, und jeder größere Häuptling hat eine solche Kompanie unter seinem Befehl. Gleich ihnen stehen in besonderer Achtung die Schildkrötenfischer, die sich bisweilen auch fremden Gemeinden gegen einen Lohn in Nahrungsmitteln für jedes gefangene Tier verbinden.

Das Hauptgeschäft der Witier aber war früher der Krieg, der fast unaufhörlich in geringeren oder weiteren Dimensionen diese Eilande durchtobte, und nie sah man die Männer anders als bewaffnet einhergehen. Nationalwaffe ist die Keule, obgleich auch Speere, Kriegsäxte, Bogen, Schleudern und Flinten in Gebrauch sind. Schutzwaffen fehlen fast gänzlich, und werden nur durch Hinterhalt, List und Verstecknisse zu ersetzen gesucht. Gegen den anrückenden Feind Bambusplitter, die bekanntlich wie Glas schneiden, im Rasen, auf den Pfaden zu einer Festung oder in Fallgruben zu stecken, ist so wie auf den indischen Inseln in Brauch. Die stärkste Seite ihres kriegerischen Geschicks besteht auch in der Wahl fester Plätze. Sie gürten ihre Städte mit

<sup>1)</sup> Diese in den verschiedenen Methoden, wie sie bei den Polynesiern erwähnt wurden.

einem 2 Meter hohen Erdwall, den sie durch Kolospalmenpfähle oder durch einen nehartigen Zaun erhöhen und mit einem morastigen Wassergraben umgeben. Oft führt nur ein abschüssiger Pfad an einer schrägen Berglehne zu dem an einer Felsenwand liegenden Dorf, so daß der Feind nur einzeln und kletternd sich nähern kann. Diese natürlichen Hindernisse werden durch Pfahlwerk und steinerne Brüstungen mit Schießscharten noch verstärkt, so daß Kenner die Talente der Witter in diesem Stück bewundern. Die Besatzungen sind auch in der Regel gut mit Mundvorräten versorgt, dagegen fehlt es ihnen viel öfter an Wasser. Eine Kriegserklärung wird durch eine Art von Gerolb, der in jeder Stadt sich befindet und viel Achtung genießt, gemacht. Wenn er sich nach der Stadt der feindlichen Partei begibt, wo er stets mit großer Aufmerksamkeit empfangen wird, so nimmt er eine Kawawurzel mit sich, die er den Häuptlingen mit den Worten übergibt: „Ich sage dir Lebewohl! Es ist Krieg!“ Die gewöhnliche Antwort lautet: „Es ist gut; lehre nach Hause zurück!“ worauf dann beiderseits die Kriegsvorbereitungen getroffen werden. Wünscht eine Partei den Frieden, so sendet sie einen Abgesandten, der einen Walfischzahn als Zeichen der Unterwerfung mit sich führt. Die siegreiche Partei fordert oft, daß die Besiegten dem Recht auf das Land entsagen, in welchem Falle die letzteren einen Korb voll Erde aus ihrem Bezirk mitbringen; die Annahme desselben ist das Zeichen des Friedens. Zu Friedensvermittlern wählt man gewöhnlich Frauen von Rang, die den Siegern Geschenke bringen. Das Los der Unterliegenden ist dann die Zerstörung ihrer Befestigungen und tiefe Knechtschaft. Bisweilen gehen die Kriege völlig unblutig aus und endigen nur mit der Verwüstung von Früchten und Fruchtbäumen. Hinterhalte und Überfälle werden von den Witiern, die wohl Helben mit dem Maul, aber im Grunde doch feige sind, höher gehalten, als offener Angriff; wer aber im Krieg irgend jemanden erschlägt, erhält den Namen Koroi und empfängt nun erst die rechte Weihe des Mannes. Das blutigste Treffen seit den europäischen Beobachtungen war die Schlacht bei Nema, 1846, wo 400 Krieger fielen. Die jährlichen Menschenverluste infolge der fortwährenden Fehden wurden von Williams auf 1500 bis 2000 geschätzt. Schaudervoll sind die Szenen nach Erstürmung einer Stadt.

Als im Jahre 1839 Seru, der Sohn von Tanoa, im Kriege mit einem andern Stamme zwei bedeutende Festungen erobert hatte<sup>1)</sup>, kamen in dem wüsten Gebiete 260 Personen ums Leben. Noch viel mehrere wurden lebendig gefangen genommen, um zu Sklaven gemacht, verkauft oder geschlachtet zu werden, je nachdem der Zorn, die Habguth oder die Laune der einzelnen es verlangten. Als die Sieger nach Hause segelten, pakteten sie 30 kriegsgefangene Kinder in Körbe und zogen diese an den Masten ihrer Kanoes hinauf, um sie dort im Winde als Siegeszeichen schweben zu lassen. Durch das Schwanken der Kanoes wurden die hilflosen Gefangenen gegen die Masten geschleudert, und auf ihr gellendes Angstgeschrei folgte bald die Stille des Todes. Als die Sieger nach Hause gekommen waren, wurden

<sup>1)</sup> cf. Calw. Missionssbl. 1843, p. 65. Monatssbl. 1841, p. 119 f.

mehrere von  
die Söhne de  
geschlagen, so  
Die Leichname  
mehrere Tage  
Zeit lang mit

Die Au  
Die Worte  
Mädchen ne  
die Leichen  
an den Me  
auf, jeder f  
in grauenha  
im Jahre 1  
Missionare,  
insulaner al  
die Hälfte is

Gehen  
in manchen  
viel Eigentü  
„jene verschi  
Sklaven, wel  
wie Götter  
werfen, zu i  
tümlichen, r  
kräft, ihre  
werden mit  
sie haben da  
gilt für heil  
joviel besser

„Auch  
heilig sind,  
tümlichkeiten  
am Daumen  
Königs wert  
weitem gerir  
früh ein, der  
wachsender  
König und  
Ländergebiete  
Priester, wel  
den Fürsten  
Landes), die

<sup>1)</sup> A. a. 1

mehrere von den Kindern der Überwundenen als Zielscheiben aufgestellt, an denen die Söhne der Überwinder ihre Geschosse üben; von Pfeilen durchbohrt, mit Keulen geschlagen, stürben sie bald dahin als Schlachtopfer einer wilden, tierischen Rohheit. Die Leichname wurden unter die Sieger verteilt; man stellte ein Fest an, das mehrere Tage dauerte, und auch der geringste der Kannibalen konnte sich für eine Zeit lang mit Menschenfleisch überfütigen.

Die Ausgelassenheit der Sieger führt zu den abscheulichsten Szenen. Die Worte des Frauengefangs lassen sich nicht übersetzen, und junge Mädchen nehmen an den obscönen Tänzen und an dem Frevel gegen die Leichen der erschlagenen Frauen und Männer teil. Geht es dann an den Menschenischmaus, so hören alle gesellschaftlichen Unterschiede auf, jeder frechen Begierde wird Nachsicht geschenkt, und alles endigt in grauenhaften Bacchanalien. „Wir haben uns überzeugt“, schreiben im Jahre 1845 während des Krieges zwischen Mbau und Rewa die Missionare, „daß die Grausamkeiten und Menschenfressereien der Wittinsulaner alle bis jetzt vorhandenen Schilderungen übersteigen: nicht die Hälfte ist gesagt worden; alles kann man gar nicht sagen.“

Gehen wir nun auf die politische Verfassung der Wittier ein, die in manchen Stücken an die der Polynesier erinnert, aber doch auch viel Eigentümliches hat. „Auch hier haben wir“ — nach Gerland<sup>1)</sup> — „jene verschieden abgestuften Fürsten, dann Volk und kriegsgefangene Sklaven, welche letztere Kaiſi genannt werden. Die Fürsten werden wie Götter verehrt, von denen sie sich selbst ableiten, durch Niederwerfen, zu ihnen Hinkriechen und dergleichen, stets mit einem eigentümlichen, rezitativisch gesungenen Gruß, dem sogenannten Tama, begrüßt, ihre Glieder, ihre Häuser, Weiber und alle ihre Handlungen werden mit andern Worten bezeichnet als die des gemeinen Mannes, sie haben das Anrecht an jedes Eigentum des Volkes, was sie berühren gilt für heilig, gegen sie gibt es kein Tabu, und auch äußerlich, da sie soviel besser stehen, sehen sie besser aus.“

„Auch hier werden die Könige (Tuilemu) gefüttert, weil sie zu heilig sind, um Speise zu berühren. Auch haben sie bestimmte Eigentümlichkeiten für sich allein, wie es z. B. ein Zeichen ihrer Würde ist, am Daumen soßlange Nägel zu tragen. Ernennung und Krönung des Königs werden festlich begangen, indessen sind diese Festlichkeiten bei weitem geringer als die polynesischen. Die erstere aber tritt ziemlich früh ein, denn die Häuptlinge abbiziren früh, weil sonst ihr heranwachsender Sohn und Erbe den Tod seines Vaters beerbt. Neben dem König und der Königin stehen hier zunächst die Häuptlinge großer Ländergebiete und einzelner Städte; den nächsten Rang haben die Priester, welche bisweilen politisch nicht ohne Einfluß, doch sehr von den Fürsten abhängen; dann folgen die Mata ni wanua (Augen des Landes), die nicht (mit Hale) dem zweiten polynesischen Stande der

<sup>1)</sup> A. a. D., S. 658.

Grundbesitzer gleichzustellen sind. Ihr Einfluß ist freilich sehr groß es sind die unmittelbaren Diener des Königs, welche seine Befehle den einzelnen Häuptlingen und dem ganzen Lande vermitteln, öffentliche Verhandlungen leiten, Tribut eintreiben u. s. w. Es liegt nahe, sie mit den Matabule in Tonga zu vergleichen. Auf sie folgen berühmte Krieger, wenn auch aus niederem Stande, sowie die Vorsteher der Zimmerleute und Fischer. Die Häuptlinge, welche minder vornehm als der König sind, haben verschiedenen Rang, je nachdem sie entweder über ganze Inseln, oder nur über einzelne Distrikte herrschen; sie empfangen ihren Titel, indem man das Wort Tui, dem wir auch in Polynesien begegneten, vor den Namen des Distrikts setzt. Der Mittelpunkt der politischen Macht war bis jetzt das Inselchen Mbau, wo alle Fürsten von großer Vornehmheit vereinigt wohnen; doch auch Nema, Somosomo, Lakemba, Mbua, Namosi waren wichtige Centralpunkte. — Früher aber waren die einzelnen Stämme von einander geschieden und zwar ziemlich streng, da sie einander feindlich gegenüberstanden; jeder hatte seinen eignen König, seine eigne Mundart, kurz sein eignes Wesen für sich, aber in jedem herrschte dieselbe politische Verfassung wie wir sie geschildert haben. Als nun ein einzelner Herrscher sich über die andern emporzuschwang, so hat dies in den ganzen Zuständen wenig geändert: jener Herrscher wurde jetzt noch heiliger als die übrigen Fürsten, die ihm früher gleich waren an Heiligkeit, denn auch hier wächst die Gunst der Götter mit dem irdischen Erfolge, und seinen Befehlen mußten sie sich fügen, wie ihre Stämme auch Abgaben nach Mbau zu zahlen hatten. Dabei blieben aber die einzelnen Fürsten oder Unterkönige, die Häupter der einzelnen Stämme, selbständig genug, wie sich schon aus den vielen immer erneuten Kriegen schließen läßt. — Nicht nur die vornehmeren, sondern auch die geringeren Häuptlinge sind sehr stolz und eifersüchtig auf ihren Rang, was sich aber mit äußerster Dettelhaftigkeit verträgt. Die Abgaben, welche sie empfangen, bestehen zunächst im Besten aller Arbeitsprodukte, sodann vornehmlich in Walzähnen, ferner in Rähnen, Waffen, Netzen, Beugen u. s. w. und werden unter großen Festlichkeiten eingeliefert, bei welchen der betreffende Häuptling das Volk reichlich bewirtet.“

Lassen sich nun auch die erwähnten Stufen der Gesellschaft nicht als kastenartige Institute betrachten (wie Williams wollte), so finden sich bei den Witiern doch ziemlich ausgeprägte Spuren von professionellen Kasten: so die Schiffer, die Fischer (welche letztere z. B. ein Drittel von Mbau bewohnen) und Zimmerleute. In verschiedenen Distrikten gibt es einzelne Städte, deren Bewohner sämtlich dem einen oder dem andern Gewerbe obliegen.

Die Rechtsverhältnisse sind wenig entwickelt. Der Rang vererbt durch die Mutter. Infolge dessen haben die Söhne einer nach einem fremden Distrikt verheirateten Fürstentochter, die den Titel Wasu führen, in der Heimat ihrer Mutter sehr großen Einfluß und haben die Freiheit, sich von allem beweglichen Eigentum daselbst, soweit ihnen beliebt, anzueignen. Dies geschieht oft in förmlichen Beutezügen. Der

Rang bedingt  
So hängen  
Ränge des  
Verlust von  
Mord, Diebstahl  
Strafgesetze  
Gerichtsverf  
Fürsten das  
durch ein Ge  
gerter Annah  
Häuptlings u  
Fällen tritt  
Speer, oder  
feindlichen ob  
der Demütig  
Zeit war die  
gesunken.

Bei den  
steht im Ver  
oft ihrer 10-  
bei ihrem Eh  
wenn die Zeit  
beurlaubt, an  
Eltern. Eine  
hier hat die  
Folge. Daß  
lichsten Graus  
daß ein starke  
schneidet. —  
schaftlicher Vi  
Selbstmord fü  
als Kinder de  
einen Diku (V  
zur Frau bekr  
Treubruch wi  
verwickeln. I  
ihren eigenen  
Verlobungen  
aber oft auch  
sehr ungleiche  
Verlobungen  
Eltern des vo  
stimmen, von  
eltern geführt  
heit gemacht  
sehen. Die  
nun ein Gebr  
Gefühls hervor

Burthard, Missionar



Rang bedingt in vielen rechtlichen Beziehungen große Verschiedenheiten. So hängen z. B. die aufzuerlegenden Strafen für Verbrechen von dem Range des Verbrechens ab. Sie bestehen in Entziehung des Eigentums, Verlust von Gliedern oder Hinrichtung. Sie werden auf Ehebruch, Mord, Diebstahl, Verletzung des Tapu u. s. w. verhängt. Bestimmte Strafgesetze sind nicht vorhanden, doch findet zuweilen eine förmliche Gerichtsverhandlung statt; im Grunde aber ist auch hier der Wille des Fürsten das Gesetz. Eigentümlich ist die Einrichtung, daß der Schuldige durch ein Geschenk an den Häuptling (Somo), das bei etwa verweigerter Annahme vergrößert werden kann, die Vergebung seitens des Häuptlings und Befreiung von der Strafe nachsuchen darf. In manchen Fällen tritt an die Stelle des Geschenkes ein überreichter Stod oder Speer, oder Korb voll Erde — letzteres die völlige Unterwerfung eines feindlichen oder aufständischen Distrikts. Dabei werden allerlei Zeichen der Demütigung angewendet: Bestreuen mit Asche u. s. w. In neuerer Zeit war diese Institution zu einer „gesetzmäßigen Bestechung“ herabgesunken.

Bei den Witiern herrscht die Polygamie. Die Zahl der Weiber steht im Verhältnisse zu dem Range des Mannes; Häuptlinge haben oft ihrer 10—50, ja selbst bis 100. Dieselben aber leben nicht alle bei ihrem Ehemanne. Einige sind ihres Alters wegen entlassen, andre, wenn die Zeit ihrer Entbindung heranrückte, in ihr elterliches Haus beurlaubt, andre sind selbst noch Kinder und befinden sich bei ihren Eltern. Eine von den Frauen gilt immer als die Hauptgattin. Auch hier hat die Vielweiberei viel Haß und Streit unter den Weibern zur Folge. Haß und Eifersucht derselben steigern sich oft bis zur schrecklichsten Grausamkeit. Nach Williams soll es etwas Gewöhnliches sein, daß ein stärkeres Weib ihrer Nebenbuhlerin die Nase abbeißt oder abschneidet. — In den höheren Ständen kommen einzelne Fälle leidenschaftlicher Liebe vor, die bei Vermählung gegen die Neigung bis zum Selbstmord führen. Die Töchter der Häuptlinge werden stets schon als Kinder verlobt, und die Mutter gibt dem jugendlichen Bräutigam einen Litu (Weibergürtel) als Unterpfand, daß er später das Mädchen zur Frau bekommt. Dasselbe wird bis dahin sorgfältig bewacht. Ein Treubruch würde die Familie mit der Partei des Bräutigams in Kampf verwickeln. Daher wird eine Braut, welche die Treue gebrochen, von ihren eigenen Verwandten getötet. Es können jedoch solche jugendlichen Verlobungen späterhin noch rückgängig gemacht werden. Kinder werden aber oft auch an alte Männer verheiratet, so daß sich dem Alter nach sehr ungleiche Gatten, z. B. mit 60 und 12 Jahren, vereinigt finden. „Bei Verlobungen unter Erwachsenen macht der Mann seinen Antrag den Eltern des von ihm erwählten Mädchens, welches dann, wenn sie zustimmen, von ihren Gefreundten zum Hause ihrer künftigen Schwiegereltern geführt wird, nebst allerhand Geschenken, die bei dieser Gelegenheit gemacht werden und die in Walzähnen, Zeug und Matten bestehen. Die Braut bleibt dann gleich in jenem Hause, und es folgt nun ein Gebrauch, den Williams mit Recht als ein Zeichen feinen Gefühls hervorhebt, das sogenannte „Thänenabtrocknen“. Die Freunde

des Bräutigams bringen der Verlobten allerlei Kleinigkeiten zum Geschenk, um sie über den Abschied von den Eltern zu trösten. Dieser Zug beweist, daß es den Wittnern keineswegs an Familieninnigkeit fehlt. Hierauf folgen noch andre Gebräuche, welche hauptsächlich in feierlichen gegenseitigen Beschenkungen der Familien unter einander bestehen, während welcher Zeit der Bräutigam für sich und seine Braut ein Haus baut und die letztere sich tatuiren läßt, wenn dies nicht bereits früher geschehen war. Dann folgt ein großes Gastmahl zur Feier der eigentlichen Vollendung der Ehe, die hiermit geschlossen ist. Darauf schneidet man der jungen Frau auf den Inseln unter dem Winde alle Haare ab, auf den übrigen aber eine lange Locke über den Schläfen, welche sie trägt, so lange sie unvermählt ist. Der Priester hat, nach Williams, mit der Eheschließung nichts zu thun, da man dieselbe nicht als eine religiöse Feier auffaßt. Doch gilt nach einem andern Berichte dies nur für die höheren Stände, während die Ehen der niederen Klasse durch priesterliche Gebete geschlossen werden. — Auf den großen Inseln gibt es noch eine andre Art der Eheschließung, die dort unter den minder kultivirten Stämmen vorherrscht und also wahrscheinlich die alte und ursprüngliche Sitte ist, nämlich durch gewaltsamen Raub der Braut. Dieselbe kann indessen, wenn sie ihren Entführer nicht will, sich in dessen Heimat einen Beschützer wählen, zu dem sie sich flüchtet. Stimmt sie aber zu, so bleibt sie die Nacht bei ihrem neuen Manne, und mit einem Fest, welches derselbe ihren Verwandten am andern Morgen gibt, ist die Ehe geschlossen<sup>1)</sup>.

Zwischen Eltern und Kindern besteht ein inniges Verhältnis, das sich auf mancherlei Weise offenbart; von moralischer Erziehung aber ist keine Rede. Nur wenn die Eltern in Leidenschaft und Wut sind, strafen sie die Kinder, die sich dann wohl widersetzen. Ja, die Väter leiten die Knaben sogar an, nach der Mutter zu schlagen, „damit sie keine Feiglinge werden.“ Auch werden bei den Kannibalenfesten die Kinder herbeigebracht, um die Leichen der Erschlagenen mit Füßen zu treten. Die Knaben werden auch im Schwimmen, Raufahren, Führung der Waffen u. s. w. unterrichtet. — Was von dem innigen Verhältnisse der Eltern und Kinder zu einander gesagt wurde, wird jedoch in vielen Fällen durch die Folgen der Polygamie verhindert, und viele Kinder wachsen ganz ohne irgend welche Liebe und Fürsorge auf. Auch das Tabu ist einem innigen Familienleben vielfach im Wege. Hier sind die Weiber von den Männern nicht nur bei den Mahlzeiten geschieden, sondern auch selbst des Nachts sind die Ehegatten getrennt, indem die Männer meistens in dem großen Gemeindehause (Mbure) schlafen und erst morgens in die eigne Wohnung zurückkehren. Aber auch wo dies nicht der Fall ist, haben die Weiber getrennte Schlafstätten<sup>2)</sup>. Sehr auffallend aber ist es, daß auch die näheren Ver-

wandten nicht mit einander

Eine der Ermordung, der, in übertriebener nicht stimmt Ausdehnung umkommen. brauchbar für Rache gegen Knaben tödtet damit für die Ost ist der vorgeschickt. ein Kind eine aus der Ermutter selbst gegen fremde barmherzig e

Ebenso die der Alter meist von der wurzelt, daß es selbst verlor für eine Ver Glaube, daß gibt für diese Welt nicht zu Die Ermordung verlangen auch sie aus dem beklagt und nicht, daher der Taro vollzogen der Sitte.

Die betagte lebendig begraben Verwandten und bei andern Begräbnisse bestin Platz, wo das

<sup>1)</sup> Gerland, a. a. O., S. 631 ff.

<sup>2)</sup> Conjugum cum uxore constituit desertum silvae locum, quem disjunctis viis petunt, ut in solitudine complexu maritali jungantur.

<sup>1)</sup> Das Kind in dem Erdboden artificis effecta.

<sup>2)</sup> Eine Frau töten, um zwei

wandten nicht nur mit einander nicht essen, sondern auch nicht einmal mit einander sprechen dürfen.

Eine der schwärzesten Seiten im häuslichen Leben der Wittier ist die Ermordung von Kindern, Alten und Kranken. Der Kinder-mord, der, wie wir früher sahen, einigen andern heidnischen Völkern in übertriebener Weise nachgesagt worden ist, die zu der Wirklichkeit nicht stimmt, herrscht bei den heidnischen Wittiern in der schrecklichsten Ausdehnung. Es sollen fast zwei Drittel aller Kinder auf diese Weise umkommen. Die Mädchen, „die doch zur Führung der Waffen unbrauchbar sind“, trifft das Los am meisten. Oft ist auch Jorn und Rache gegen den Vater die Veranlassung, daß eine Mutter einen Knaben tötet, oder wenn sie aus einem fremden Stamme ist, will sie damit für die Zukunft die Zahl der Feinde des letzteren vermindern. Oft ist der Grund nur Faulheit — doch wird Armut, Kriegsgefahr u. vorgeführt. Die Ermordung geschieht sofort nach der Geburt; sobald ein Kind einen Tag alt geworden ist, ist es gesichert. Es gibt Leute, die aus der Ermordung ein eigenes Geschäft machen. Oft aber vollbringt die Mutter selbst die gräßliche That<sup>1)</sup>. Sonderbar ist es, daß sie trotzdem gegen fremde hilflose Kinder, die am Leben erhalten wurden, sich oft barmherzig erweisen und namentlich Waisenkinder adoptiren<sup>2)</sup>.

Ebenso ausgebehrt aber wie die Ermordung der Kinder ist auch die der Alten. Männer und Frauen werden von den Verwandten, meist von den eignen Söhnen umgebracht. Die Sitte ist so eingewurzelt, daß die Eltern, wenn sie meinen, daß ihre Zeit gekommen ist, es selbst verlangen, daß ihrem Leben ein Ende gemacht werde, und es für eine Vernachlässigung ansehen würden, wenn es nicht geschähe. Der Glaube, daß ein jeder in dem Zustande, in dem er stirbt, weiter lebe, gibt für diese Sitte die Erklärung. Man wünscht in der unsichtbaren Welt nicht zu sehr mit der Hinfälligkeit des Alters behaftet zu sein. Die Ermordung geschieht durch Erbroffelung mit einem Strick. Ebenso verlangen auch die, welche schwer oder unheilbar krank sind, daß man sie aus dem Leben schaffe. Die so Getöteten werden mit allen Ehren beklagt und betrauert, und der herkömmliche Leichenschmaus fehlt auch nicht, daher die schreckliche That gewöhnlich gleich nach der Ernte des Taro vollzogen wird. Die erste Ausgabe enthält folgende Schilderung der Sitte.

Die betagte Person wird gefragt, ob sie vor dem Begräbniß erbroffelt oder lebendig begraben sein wolle. Wenn der festgesetzte Tag heranrückt, so bringen die Verwandten und Freunde Mast, Matten und Del als Geschenke. Sie werden wie bei andern Begräbnißfesten empfangen, und alle trauern zusammen, bis der für die Ceremonie bestimmte Tag herankömmt. Die betagte Person bezeichnet sodann den Platz, wo das Grab gegraben werden soll, und während die einen es machen, legen

<sup>1)</sup> Das Kind wird erstickt durch Zuhalten von Mund und Nase und oft gleich in dem Erdboden des Hauses begraben. — Abortio quoque certis remediis sive artificiosis effecta saepissime occurrit.

<sup>2)</sup> Eine Frau, die ihrer Entbindung entgegen sah, beschloß das eigne Kind zu töten, um zwei Waisen zu adoptiren.

die andern ein neues Gewand und Turbane an. Ist das Grab etwa 4 Fuß tief ausgegraben, so wird das Opfer hineingehoben, während die Verwandten ihre Klagen beginnen, weinen und sich schneiden wie bei andern Leichenbegängnissen. Dann geben ihm alle einen Abschiedskuß, worauf der lebende Körper zugebedt wird, zuerst mit Zeug und Matten, welche um den Kopf gewickelt werden, und dann mit Holz und Erde, welche man zusammenstampft. Ist dies geschehen, so entfernen sich alle und werden Tabu. In der nächstfolgenden Nacht begibt sich der Sohn allein zum Grab und legt ein Stück Kawawurzel darauf, was das Beitala oder „Lebewohl“ heißt. Ein alter Mann von Sewula (auf Ovalau) that einst etwas, das einen seiner Enkel ärgerte, worauf dieser Steine nach ihm warf. Der alte Mann that gar nichts, aber entfernte sich und sagte, er habe nun lange genug gelebt, da seine Enkel ihn ungekrast mit Steinen werfen könnten. Dann bat er seine Kinder und Freunde, ihn zu begraben, worin diese auch willigten. Es wurde ein Fest bereitet, er in sein bestes Kleid gekleidet und sein Gesicht geschmückt. Darauf setzte man ihn in sein Grab, so daß sein Kopf 2 Fuß niedriger war als der Rand, umwidelte ihn mit Zeug und Matten, und stampfte die Erde fest. Während dies geschah, hörte man ihn tief beklagen, daß sie ihm wehe thäten und so hart drückten. Ähnliche Vorgänge mußten die Missionare öfter mit ansehen, ohne sie hindern zu können, und viele der Wither versicherten Missionar Hunt, daß sie die Sitte, wonach niemand sonst als die Kinder diese Pflicht des Lebendigbegrabens üben können, für einen Beweis von Liebe halten.

Noch ist die Sitte zu erwähnen, daß die Weiber am Grabe ihres Mannes getödtet werden, und zwar auch durch die Hände der Verwandten. Auch in diesem Falle verlangen die Witwen den Tod als ihr Recht; die Furcht vor späterer Armut und Mißhandlung mag dabei mitwirken. Diese Sitte heißt Loloku.

Die Leichen der Weiber werden die „Streu“ für das Grab des Verstorbenen genannt. Sollte eine alte Mutter noch vorhanden sein, so wird sie auch zur Streu gemacht. Daß Weiber mit ihren Männern zu sterben wünschen, ist nicht auffallend, wenn man bedenkt, daß sie, ohnehin im Leben genugam gebrüdt, des Glaubens sind, nur auf diese Weise in das Reich der Seligen kommen zu können, und daß diejenige, welche ihren Tod mit der größten Ergebung trägt, im Lande der Geister das Lieblingsweib werden wird. Weigert sich aber auch ein Weib, sich erdroffeln zu lassen, so wird sie in der Regel durch ihre Verwandten dazu gezwungen, welche durch ihren Tod ein Anrecht auf die Verlassenschaft ihres Mannes bekommen, und setzt sich der tiefsten Mißachtung und schlimmsten Behandlung aus, wenn sie jener Pflicht sich entzieht. Selbst eine Zögerung wird zum Vorwurf gemacht. So wurden beim Leichenbegängnis des Königs Ulumu seine fünf Weiber und eine Tochter erdroffelt. Die erste Gemahlin verzögerte die Ceremonie, indem sie von ihrer Umgebung Abschied nahm, weshalb Tanoa, der nunmehrige König, sie schmähte. Das Opfer war seine eigene Ruhme, und er half ihr den Strick um den Hals legen und sie erdroffeln, ein Dienst, den er, wie er sagte, seiner eigenen Mutter geleistet habe. Stirbt der Gatte im Kampf oder auf der See, so wird das Loloku ebenfalls vollzogen, und nach der Schlacht bei Wima (1839) wurden nicht weniger als 80 Frauen erdroffelt. Merkwürdigerweise waren es gerade die Totenbräute, welche die Ausbreitung des Christentums in Witi am meisten erschwerten. Eine ehrenvolle Beerdigung ist das höchste Ziel der Wither, und in solchen Fällen ist er höchst freigebig; selbst arme Leute, die bei Lebzeiten keine Matte besaßen, um darauf zu schlafen, werden vier- und sechsfach eingehüllt in die Erde gesenkt.

In der Ehe gelten die Frauen für treu und ihren Männern ergeben. Sie sind aber sehr der Willkür und Grausamkeit der letzteren ausgesetzt und haben im ganzen ein recht trauriges Los. Sie sind viel mit wirtschaftlichen Arbeiten belastet, müssen Zeug und Matten verfertigen, auch bei dem Fischfange mithelfen und werden bei Reisen

geradezu wie  
hat die Wö  
Festlichkeiten  
Namen. S  
Auch hier si  
genannt wer  
Die Le  
und die Män  
haufe. Mor  
etwas in den  
der Ruhe bi  
die Arbeit g  
sich den Berg  
sehr unterein  
Menge gesell

Ein Witter  
viernmal wieder  
zubringen. Da  
geht in den A  
zur Gesellschaft  
stehens zu erpe  
Sprache der b  
neur und Mad  
Süßsee thut, ha  
z. B. der Witter  
kann Ihnen nie  
ihrer Aufmerksam  
Schweinemast n  
Sund damit fil  
unaufrichtig\*).  
etwas bittet, sch  
über den Bart.  
sein, wenn ein  
niedersehen. I  
auch niederrück  
für, je nachdem  
Auch gibt es hi  
angestellte öffent  
Wither hohen W  
Sie haben im  
sich immer so z  
ruhig erscheinen.  
und Verschlingung  
strengste Etikette  
schreiben; vor de  
gelten. Zuwid  
achtende Mänge  
mit Ermordung  
die Ursache sein.  
Orte zu treffen.  
hörte, ein große

\*) Nach M  
\*) Aus der

geradezu wie Kastiere behandelt. Nach der Geburt eines Kindes hat die Wöchnerin einige Ceremonien zu bestehen, auch gibt es dann Festlichkeiten. Einige Tage nach der Geburt erhält das Kind einen Namen. Später pflegt derselbe mit einem andern vertauscht zu werden. Auch hier findet sich die Sitte, daß die Eltern nach dem Erstgeborenen genannt werden.

Die Lebensweise<sup>1)</sup> der Wittier ist einfach. Sie stehen früh auf, und die Männer genießen zunächst ihren Kawatrant, meist im Gemeindehause. Morgens, wenn die Hitze noch nicht groß ist, arbeiten sie etwas in den Feldern; dann genießen sie ihr Frühstück und pflegen der Ruhe bis die Kühle des Abends beginnt, in der sie abermals an die Arbeit gehen. Darauf erst folgt die Hauptmahlzeit, nach der sie sich den Vergnügungen, Längen, Spielen u. s. w. hingeben. Im Verkehr untereinander sind sie sehr ceremoniös und beobachten streng eine Menge gesellschaftliche Bräuche.

Ein Wittier macht nie einen Besuch ohne Absicht, aber er kommt drei- oder viermal wieder, wenn er die Gelegenheit nicht für günstig hält, seine Wünsche vorzubringen. Dabei ist die Etikettenkunst sehr ausgebildet, und der gemeine Mann geht in den Anstandslichkeiten so weit, daß, wenn ein Häuptling hinfällt, er sich zur Gesellschaft auf den Boden wirft, um dem andern die Beschämung des Aufstehens zu ersparen. Wie bei den Malaien gibt es auch bei den Wittiern eine Sprache der höheren Gesellschaft, die bei Anreden gewisser (dem französischen Monsieur und Madame entsprechender) Titel sich bedient, was kein anderer Stamm der Südsee thut, hauptsächlich aber durch ihre Überschwänglichkeit sich auszeichnet. Schenkt z. B. der Wittier etwas, und ist es auch ein tüchtiger Vorrat, so sagt er: „ich selbst kann Ihnen nichts bieten, aber diese Götter schicken meine Kinder als Merkzeichen ihrer Aufmerksamkeit,“ oder er bringt eine Last Yamswurzeln, „damit sie bei der Schweinemaß mit ausbilde,“ oder sagt von den besten Speisen: „daß du deinen Hund damit fütterst.“ Natürlich sind aber alle diese schönen Worte durch und durch unaufrichtig. — Wer mit einem Vornehmeren spricht, namentlich aber ihn um etwas bittet, schlägt dabei die Augen nieder und streicht sich dabei mit der Hand über den Bart. Es würde übrigens (wie im ganzen Polynesien) sehr unschicklich sein, wenn ein Niederer vor einem Vornehmeren stehen wollte; er muß sich sofort niederlegen. Ja, soweit geht die Höflichkeit, daß wenn dieser etwa fällt, jener sich auch niederwirft, um nicht als der geschicktere zu erscheinen, jedoch erwartet er dafür, je nachdem der Fall größer oder geringer war, ein entsprechendes Geschenk. Auch gibt es hier (ähnlich wie in Samoa) bei allen festlichen Gelegenheiten besonders angestellte öffentliche Redner, wie denn trotz aller Roheit und Grausamkeit die Wittier hohen Wert auf anständiges gemessenes Wesen und äußere seine Sitte legen. Sie haben im Umgang ein durchaus vorsichtiges, gewandtes Benehmen und wissen sich immer so zu beherrschen, daß sie auch bei der größten Erregung äußerlich ganz ruhig erscheinen. Wie schon bemerkt, ist ihre Höflichkeit immer voll Zurückhaltung und Verschönerung. — Auch bei den öffentlichen Festen und Besuchen herrscht die strengste Etikette. Bei der Verteilung der Speisen herrschen ganz bestimmte Vorschriften; vor denselben etwas auch nur zu berühren, würde als höchst schimpflich gelten. Zuwiderhandlungen gegen die Etikette oder die bei denselben zu beobachtende Rangordnung werden als schwere Beleidigungen oft hart, ja wohl selbst mit Ermordung des Thäters gerächt. Dies sowie ein gut Teil Eifersucht mag die Ursache sein, daß Häuptlinge es sehr vorsichtig vermeiden, einander am dritten Orte zu treffen. Ferner beruht darauf, wie Williams dies ausdrücklich vielfach hörte, ein großer Teil ihrer Gastfreundschaft: Jedem, der vorbeikommt, wenn sie

<sup>1)</sup> Nach Meinicke, a. a. O., II, S. 46 f. und Gerland, a. a. O., S. 622 ff.

<sup>2)</sup> Aus der ersten Auflage.



essen, teilen sie reichlich von ihren Vorräten mit, nur um ihn nicht zu beleidigen und dann seine Rache fürchten zu müssen. Da, man mischt, um nur recht höflich zu sein, plumpe Schmeicheleien und Übertreibungen in die Unterhaltung.

Ein sehr gewöhnliches Zeichen der Zustimmung und Bekräftigung ist allgemeines Händeklatschen aller Anwesenden; dies geschieht bei jeder Gelegenheit, besonders beim Empfange der Vornehmen. Sie sitzen auf dem Boden mit kreuzweis untergeschlagenen Beinen. Die Kinder tragen sie auf dem Rücken, derart, daß sie lang herabhängen. Zur Begrüßung wurde früher nur eine eigentümliche Art Kuß oder ein Mittelbing zwischen Kuß und Nasenberühren angewandt, nämlich ein „Beschnüffeln“ des zu Grüßenden in verschiedenen Formen. Gleichstehende beschnüffelten einander das Gesicht, minder Vornehme den Vornehmeren die Hand, Geringere den Vornehmen die Kniee oder den Fuß. Auch hatte man verschiedene Grüße<sup>1)</sup>; morgens sagte man: „Erwacht“, abends: „Schlaf“ oder „Leg dich nieder“, worauf an einzelnen Orten die Antwort erfolgte: „Wir sehen uns morgen wieder.“ Ankommende Fremde begrüßte man mit dreimaligem Händeklatschen und dem Zuruf: „Komm in Frieden“, worauf der Name und die Heimat des Kommenden genannt wurde. Auch hier gab es Unterschiede nach dem Rang. Zu einem Begleitenden sagt man: „Du gehst“, er antwortet: „Ich gehe; ihr bleibt.“<sup>2)</sup> Diese ceremoniösen Redensarten werden in ganz künstlicher Sprache, bald sehr rasch, bald wieder langsam und seltsam lispelnd gesprochen. Für Fürsten hat das Volk eine Art von singendem Gruß, einen lang modulirten Zuruf, der dialektisch verschieden, verschieden aber auch für Männer und Frauen ist. Übri gens dankt auch jeder Fürst jedem Manne aus dem Volke freundlich.

Feste werden vielfach gefeiert, teils öffentliche wie bei Krönung eines Königs, Einlieferung von Abgaben, bevorstehende Krieg, Friedensschluß, Jagd etc., teils religiöse, teils familiäre; immer aber spielen ungeheure Massen von Speisen eine Rolle dabei, und hier erscheint auch der schon erwähnte kolossale Pudding. Spiele sind reichlich vertreten, und jedes Dorf hat seinen besonderen Spielplatz (Mara). Sehr beliebt ist das Werfen mit Rohrstäben nach einem Ziele, auch Wettlaufen, Wetschwimmen, Wettsegeln, Ringen, letzteres auch bei den Weibern; oft schwimmen sie in der Brandung. Die Kinder haben besondere Spiele: Schaukeln, Verstecken u. s. w. Selbstverständlich fehlen die Tänze nicht, die gleichfalls auf der Mara aufgeführt werden. Wilkes beschreibt den eigentümlichen Reulentanz, der den Mitgliedern der amerikanischen Expedition zu Ehren aufgeführt wurde.

Alle benachbarten Häuptlinge wurden vom Tui von Sewuka dazu berufen, und es bedurfte drei bis vier Tage zu den Vorbereitungen. Die Amerikaner wurden

<sup>1)</sup> Jetzt hat sich das von den Missionaren eingeführte Alofa (deine Liebe) über den Archipel verbreitet.

<sup>2)</sup> Fremden, die zu Wasser kommen, segelt man bis ins offene Meer entgegen, besonders wenn Fürsten zum Besuch kommen. Auch bei der Abreise begleitet man sie wieder hinaus. Schiffbrüchige aber werden ohne alle Rücksicht, da wo sie stranden, getötet, gefressen und ihr Eigentum verteilt.

nach dem Ab-  
schauen konnte  
von etwa 100  
bestehend. Die  
beiderlei Gesch-  
raum ebenfalls  
als plötzlich ei-  
um sprang.  
auf der einen  
schon lange geforn-  
teule, in der  
einen ungeheuer  
reiter- und  
Einige klatschte  
Stöße gegen e-  
hervorbrachten,  
Dabei wurden

Nun trat  
zwei hervor,  
hatten die Häu-  
waren nach ver-  
treten war ihr  
Schritten anbie-  
zu dreien oder  
Stellungen schen  
Schritte vor, b-  
ihre Reulen in  
erreicht hatten,  
vielmehr auf b-  
mit einer Art  
Handswurf aus-  
zußen. — Da-  
jeder Tänzer se-  
wobei er jedoch  
andre von viel

Andre  
ionen sich ge-  
jede Nacht a-  
Tänze urprü-  
solches Metek-  
bereits zieml-  
Tanz nichts  
gehends, hab-  
Gebärden zu  
mischen Bewe-

Die mu-  
eine bachtrog-  
spanntem St-  
und jetzt auch

<sup>1)</sup> Partwig

<sup>2)</sup> Auch so-  
lichen europäisch-  
teilhaft vor den

nach dem Mäure geführt, auf dessen Terrasse, von wo man die ganze Scene überschauen konnte, man ihnen den Ehrenplatz anwies. Vor ihnen in einer Entfernung von etwa 100 Schritt saß das Musikkorps, aus ungefähr 100 Männern und Knaben bestehend. Die feineren Mauern in der Nähe waren mit zahlreichen Eingeborenen beiderlei Geschlechts besetzt, während jenseits ein offener, wahrscheinlich verbotener Raum ebenfalls von Zuschauern umringt war. So stand alles erwartungsvoll da, als plötzlich ein lautes Gelächter erschallte und ein Handwurf mitten in den leeren Raum sprang. Sein Körper war ganz mit grünen Blättern bedeckt, eine Maske, auf der einen Seite schwarz, auf der andern orangefarbig und wie eine Bärenschnauze geformt, verhällte sein Gesicht. In der einen Hand trug er eine große Keule, in der andern eine kürzere, und seine Bewegungen und Gebärden, welche einen ungeheuren Beifall erregten, glichen sehr denen der Narren unserer Kunstreiter- und Seiltänzerbanden. Nun begannen die Musiker ein einsüßiges Lied. Einige klatschten in die Hände um einen hellen Ton hervorzubringen, andre schlugen Stöcke gegen einander, noch andre trommelten, und obgleich das Geräusch, das sie hervorbrachten, nicht eben Musik zu nennen war, so blieben sie doch gut im Takt. Dabei wurden dem Feste angemessene Worte gesungen.

Nun traten die den Zuschauern bis dahin verborgenen Tänzer zu zweien und zweien hervor, alle in großer Gala, mit weißen Gala und neuen Märo, außerdem hatten die Hüpflinge Blumenkränze um die Turbane gewunden, und ihre Gesichter waren nach verschiedenen Mustern schwarz und scharlach bemalt. Beim Hervortreten war ihr Gang feierlich langsam, indem sie jedesmal nach drei abgemessenen Schritten anhielten; doch indem sie näher zogen, änderte sich ihre Marschordnung zu dreien oder vierten in der Fronte, wobei sie ihre Keulen in verschiedenartigen Stellungen schwenkten. Nach Beendigung einer jeden Musikstrophe traten sie drei Schritte vor, verneigten sich nicht ohne Grazie vor den Fremden und brachten dabei ihre Keulen in eine andre Lage. Nachdem sie auf diese Weise den Vorbergrund erreicht hatten, wurden ihre Bewegungen lebhafter; sie sprangen oder stampften vielmehr auf die Erde und stimmten mit ein in den Gesang. Jeder Tanz endigte mit einer Art Kriegeschrei, so laut sie nur rufen konnten. Unterdeß war der Handwurf äußerst thätig, den Hüpflingen und den ausgezeichnetsten Tänzern nachzuweisen. — Das ganze Ballett dauerte über eine Stunde, und am Ende brachte jeder Tänzer seine Keule und legte sie als Geschenk vor die Amerikaner nieder, wobei er jedoch meistens die Sorge trug, seine schöne Waffe erst noch gegen eine andre von viel geringerem Werte umzutauschen<sup>1)</sup>.

Andre Tänze, bei denen je zwei Chöre phantastisch gepuzter Personen sich gegenübersehen, werden bei den heidnischen Witiern fast jede Nacht aufgeführt, und es zeigen sich Spuren davon, daß diese Tänze ursprünglich religiöse Bedeutung hatten. Buchner sah noch ein solches Mekemele, obgleich es auf Randawu durch das Christentum bereits ziemlich verdrängt zu sein scheint. Er rühmt davon, daß der Tanz nichts Obscönes, wie sonst die Tänze der Polynesier fast durchgehends, habe, und wie auch nicht die leiseste Spur von zweideutigen Gebärden zu bemerken war. Es zeigte sich nur Freude an den rhythmischen Bewegungen<sup>2)</sup>. Erstline erwähnt jedoch auch unzüchtige Tänze.

Die musikalischen Instrumente beschränken sich auf die Tali, eine bacchogähnliche Trommel aus einem ausgehöhlten, mit Haut überspannten Stück Baumstamm, die mit kurzen Stöcken geschlagen wird und jetzt auch als Kirchenglocke dient, wie sie denn auch sonst schon

<sup>1)</sup> Hartwig, Die Inseln des großen Ozeans, S. 416 f.

<sup>2)</sup> Auch sonst wird vielfach anerkannt, daß die Witiir, wo nicht die vererbten europäischen Einflüsse es geändert haben, sich im Punkte der Keuschheit vortrefflich vor den Polynesiern auszeichnen.

zur Berufung von Versammlungen gebraucht wurde — sowie auf die Bambusflöte, die man auf den Boden stößt, um den Takt anzugeben oder auch anschlägt, um einen Klang hervorzubringen, und die Pansflöte, die sich auch bei andern melanesischen Völkern findet. Es kommt jedoch auch die polynesischen Flötenflöte vor. Die Musik der Wiltier aber ist bei weitem roher als die der Polynesier.

Viel mehr entwickelt jedoch ist bei ihnen die Poesie, die nicht bloß von jenen angenommen, sondern original ist. Sie hat Metrum (meist jambisch, auch trochäisch, seltener anapästisch und daktylisch) aber auch den Reim (genau genommen nur Assonanz), der manchmal durch die ganze Strophe sich gleich bleibt und sich auf die beiden letzten Vokale jedes Verses erstreckt. Oft ist jedoch Metrum und Reim nicht gleichmäßig durchgeführt. Übrigens haben die Dichter eine ganz andre Sprache als die der täglichen Unterhaltung: es werden Füllwörter, längere oder kürzere Formen der gewöhnlichen Worte und poetische Metaphern reichlich angewendet. Der Tod wird Schlaf genannt, das Sterben als Sonnenuntergang bezeichnet u. s. w. Die Lieder sind Totenklagen, Kriegslieber, Abend- oder Morgengefänge oder Tanzlieder. Die letzteren sind die zahlreichsten und enthalten zugleich Darstellung von Vorfällen und Ereignissen und vertreten die epische Poesie — die übrigen sind vorwiegend lyrisch. Die Dichter und Dichterinnen gelten für inspirirt. Jedes neue Lied empfangen sie, indem sie im Traum in die Geisterwelt entrückt werden. Obwohl jede Art von Aufzeichnung fehlte, wurden die poetischen Erzeugnisse durch die mündliche Tradition in merkwürdiger Weise treu und genau aufbewahrt. Die poetische Begabung gilt für erblich. Man hat jedoch auch eine Art weniger geachtete Poesie, die nicht auf Inspiration zurückgeführt wird. Auch das poetische Improvisiren soll vorkommen. — Neben den epischen Gedichten in Form der Tanzlieder finden sich aber viel poetische Erzählungen in Prosa, die von Mund zu Mund gehen. Die Kunst des Erzählens ist im Volke sehr verbreitet und findet immer eine gespannte Zuhörerschaft<sup>1)</sup>. Der Stoff dieser epischen Dichtungen ist bald mythologisch, bald historisch oder auch bloß märchen- und novellenhaft. Auch die Tierfabel kommt vor. — Was die lyrischen Lieder betrifft, so gleichen sie sehr den polynesischen; den erotischen aber fehlt die Feinheit und Grazie, welche sich oft in jenen findet; meist sind sie obscön. Vielfach kommen Epigramme vor, oft von persönlichem Charakter, oft gnomischen Inhalts, wie denn die Sprache voll von gereimten und reimlosen Sprichwörtern ist<sup>2)</sup>.

Aber auch von dramatischer Darstellung lassen sich Spuren er-

<sup>1)</sup> Ein Europäer, der die Märchen aus 1001 Nacht erzählte, erwartete damit reichliche Einnahmen, obgleich sonst die Kunst in Wilt nur als Ehrensache gilt und nicht bezahlt wird.

<sup>2)</sup> „Damit locht man kein Essen“, sagt man von unnützen Dingen oder Unternehmungen. „Ein ungenühter Tag zählt nicht mit“. „Die Leute von Nalondo schnitten den Mast zuerst“ — soviel als: den Baum vor dem Pferde anschaffen. „Gefassen und auf Fische lauern“, sagt man von Leuten, die ihre Begierden befeuern, wie der Fischer die Fische betrachtet, die um seinen Kahn spielen.

kennen, wo zeigt. Die Ionen in gr deutende po christlichen tionale Vere wenig entp

Aber von der G lynefisch sei Künstel der seine Behau fischen Spra zeigt sie dar wenngleich Polynesische ganzen Arch die bei Über erkanntlich 15, von der Lakemba fir geworden<sup>2)</sup>. angewendet, B bezeichnet ng und nk. th<sup>2)</sup>. Calo

Was d zugswiese in hoher Achtu sind auch w und Bluten verschiedener teilten das fallenden E baus oder d dem Monde Die Astron und Morgen viel geleitet wohin sie h

Sie h einzelnen nisse der J

<sup>1)</sup> Nach

<sup>2)</sup> Mein

<sup>3)</sup> Um i mit dem gri

sowie auf die  
alt anzugeben  
und die Pans-  
st. Es kommt  
er Witler aber

die nicht bloß  
Metrum (meist  
ch) aber auch  
al durch die  
ersten Vokale  
nicht gleich-  
ganz andre  
Füllwörter,  
und poetische  
genannt, das  
Jeder sind  
r Tanslieber.

Darstellung  
Poetie — die  
rinnen gelten  
im Traum  
Aufzeichnung  
e Tradition  
poetische Be-  
weniger ge-  
d. Auch das  
den Gedichten  
ählungen in  
Erzählens ist  
te Zuhörer-  
mythologisch,  
Auch die  
so gleichen  
Feinheit und  
n. Vielfach  
oft gnomi-  
d reimlosen

Spuren er-

h damit reich-  
che gilt und

n oder Unter-  
von Malondo  
de anschaffen.  
Begründen be-  
relen.

kennen, wobei sich ein großes Geschick zu satirischen Nachahmungen zeigt. Die Ereignisse des Tages werden gerne durch maskirte Personen in grotesk-komischen Zügen zur Darstellung gebracht. Die bedeutende poetische Begabung der Witler zeigt sich auch in den gebliebenen christlichen Gedichten, die in neuerer Zeit entstanden sind. — Eine nationale Verehsamkeit gibt es, die dem Geschmac der Europäer zwar wenig entspricht, von den Eingebornen selbst aber hochgehalten wird<sup>1)</sup>.

Aber die Sprache der Witler kann nach den Untersuchungen von von der Gabelentz kein Zweifel mehr sein. Daß sie nicht rein polynesisch sei, erkannte man schon früh. Gale wies nach, daß fast vier Fünftel der Wörter einer nicht polynesischen Sprache angehören, allein seine Behauptung, daß sie in grammatischer Hinsicht mit den polynesischen Sprachen übereinstimme, ist unrichtig, denn nach v. d. Gabelentz zeigt sie darin gerade die Eigentümlichkeiten der melanesischen Sprachen, wenngleich nicht geleugnet werden kann, daß sie durch den Einfluß des Polynesischen, besonders des Tongischen vielfach umgestaltet ist. Im ganzen Archipel herrscht nur eine Sprache, aber in vielen Dialekten, die bei Übereinstimmung in der Grammatik in den Wörtern zum Teil erstaunlich abweisen. Solcher Dialekte zählen die Missionare wenigstens 15, von denen die wichtigsten die von Wabau, Rewa, Somosomo und Latemba sind. Der erste ist die Grundlage der jetzigen Schriftsprache geworden<sup>2)</sup>. Die Missionare haben für dieselbe das lateinische Alphabet angewendet, jedoch mehreren Buchstaben einen andern Wert beigelegt. B bezeichnet immer den Doppellaut mb, ebenso D, G und Q. = nd, ng und nk. C wird gebraucht für den gequetschten Laut des englischen th<sup>3)</sup>. Satobau also ist zu lesen: Satombau, Wega: Mbenga u. s. w.

Was die Kenntnisse der Witler betrifft, so besitzen sie solche vorzugsweise in der Medizin und stehen deshalb in Tonga und Samoa in hoher Achtung. Ihre Ärzte (Wunwai) und Hebammen (Mbuningone) sind auch wirklich geschickt. Sie verstehen nicht bloß Wunden zu heilen und Blutentziehung, sondern kennen auch die officinellen Wirkungen verschiedener Pflanzenstoffe. Sie hatten auch eine Art Chronologie und teilten das Jahr in 12 Monate, Wula. Sie wurden meist nach den auf fallenden Erscheinungen der Vegetation und den Verrichtungen des Landbaus oder der Fischerei genannt. Die ganze Zeitrechnung richtete sich nach dem Monde, auch zählten sie nicht nach Tagen sondern nach Nächten. Die Astronomie beschränkte sich auf die Kenntnis des Abend- und Morgensterns. Daher haben sie denn in weiteren Seefahrten nicht viel geleistet. Doch kamen sie viel nach den benachbarten Tongainseln, wohin sie der Handel führte.

Sie haben für den Handel Geschick und Vorliebe. Zwischen den einzelnen Inseln besteht ein lebhafter Austausch, besonders der Erzeugnisse der Industrie. Mit Bindenzug, Seilen — diese sind von be-

<sup>1)</sup> Nach Gerland, a. a. D., S. 605 ff.

<sup>2)</sup> Meinke, II, S. 48.

<sup>3)</sup> Um Unrichtigkeiten zu vermeiden, habe ich diesen Laut hier in den Namen mit dem griechischen θ bezeichnet, das fehlende m und n aber eingeschoben.

sonderer Bedeutung, da sie beim Häuserbau und sonst auch die Stelle der Nägel vertreten — mit Löffelwaren, Matten u. s. w. wurde schon als die Europäer den Archipel kennen lernten, ein bedeutender Handel getrieben, da einzelne Plätze durch die Anfertigung dieser oder jener Ware berühmt waren. Außerdem aber wurden auch Yams, Kawawurzeln, Fische u. s. w. verschifft. An einzelnen Orten wurden förmliche vorher angesagte Märkte gehalten, wozu man besondere gepflasterte Plätze hatte. Meistenteils besorgten die Frauen die Geschäfte, und es ging dabei gewöhnlich nicht ohne Jank ab. Übrigens war dieser Handel in den Händen eines besonderen Teils der Bevölkerung. Sie haben ihren Sitz auf mehreren kleinen Inseln, besonders Lewusa; aber die See ist ihre zweite Heimat in ähnlicher Weise wie bei den Dranglaut im indischen Archipel. Man hat ohne Grund in ihnen Abstammlinge von Tongainfulanern sehen wollen. Doch haben sie schon in alter Zeit, wie gesagt, viel Handelsverkehr mit Tonga gehabt. Seitdem die Europäer im Witiarchipel verkehren, ist ein sehr bedeutender Handel mit europäischen Waren entstanden. Selbst in den nur ein paarmal von Europäern betretenen Innern von Witlewu fanden sich bereits europäische Geräte u. s. w. in überraschender Menge. Früher vertraten die Walzähne die Stelle des Geldes; jetzt sind sie durch englische Münzen ersetzt.

Was endlich die Religion der Witter betrifft, so ist alles was darüber hat gesammelt werden können, so vag und verworren, daß man sich kaum irgend ein einheitliches Bild von derselben machen kann. Es kommt dies daher, daß wir auch hier bereits nur religiösen Verfall antreffen. Was sich noch vorfindet, hat übrigens viel Ähnlichkeit mit den polynesischen Religionen. Der Hauptgott ist Nbengei, der sich dem polynesischen Tangaloa vergleichen läßt; doch ist diese Gestalt nicht etwa übertragen. Nbengei ist eine in der Witi-mythologie selbständig entwickelte Figur. Man denkt ihn als Schlange, die jedoch halb Fels ist, in einer Höhle von Witlewu wohnend. Der Hunger ist seine einzige Empfindung. Nur einen Diener, Uto, hat er bei sich, „den er ausschickt um Opfer zu holen, der aber stets, zur Betrübniß des Alten leer zurückkehrt: denn, obwohl er als der höchste Gott gilt, man opfert ihm, man verehrt ihn so gut wie gar nicht. Nbengei trägt die Welt, und wenn er sich wendet entsteht ein Erdbeben, und dies ist ein günstiges Zeichen, denn nun kehrt sich die Gottheit den Menschen zu, und es folgt ein fruchtbares Jahr, während bei Mißwachs die Früchte den bösen Geistern zufallen. Auch die Schöpfung der Welt wird dem Nbengei zugeschrieben.

Man erzählt davon folgendes: Ein kleiner Fasse baute sein Nest in der Nähe der Wohnung Nbengeis, und als der Vogel zwei Eier gelegt hatte, freute sich der Gott darüber so sehr, daß er sie selbst auszubrüten beschloß; zur gehörigen Zeit nun gingen, als Ergebnis dieser Brütung, zwei menschliche Kinder, ein Knabe und ein Mädchen, aus den Eiern hervor. Nbengei trug sie mit Sorgfalt hinweg an den Fuß eines großen Baumes und legte eins auf jede Seite desselben, wo sie verblieben, bis sie die Größe sechsjähriger Kinder erreicht hatten. Der Knabe schaute dann um den Baum herum und entdeckte seine Gefährtin, zu welcher er sagte: „Nbengei hat uns beide erschaffen, auf daß wir die Erde bevölkern.“ Als die Kinder hungrig wurden, ließ Nbengei Bananen, Yams und Taro um sie her wachsen; sie

konnten aber im Kochen der andern, wurde Fortgang der Lebensgeber bei ihn dar als plumpe Fehle er bei der Witu zuzog, auf dessen An von der Sum übereinstimme und daß die Art Schiff reib Mbenga blieb ersten Rang u ein kleiner B Weltuntergang

Die W so dem Dwe gewesen sein wohnen. W es dem Dwe der auf La dem die Se oder Mbeng Nati-mbati-Zahn, mit k um sie zu v er statt der Auch Meer in der Gest Gott, Nala Verstorbene Göttern er im Jahre wird. Gat ab, was di wird aufge Menge and selbst, oder ihren Gott, dann man wie sie Be Arbeit über kleine singe sinnt. (N

Zu d nannt wer

<sup>1)</sup> Das Meinde, II.



konnten aber die Yams und Taro nicht essen, als bis der Gott ihnen Anweisung im Kochen derselben am Feuer gegeben hatte. Auf solche Weise wohnten sie bei einander, wurden Mann und Weib und hatten zahlreiche Nachkommen, welche im Fortgang der Zeit die Welt bevölkerten. — Eine andere Sage schildert Mbengei als Schöpfungsgeschichte der niederen Tiere, nicht aber der Menschen, wiederum eine andere stellt ihn dar als unmittelbar betheiligte bei der Erschaffung des Menschen, doch mehrere plumpe Fehlgriiffe bei seinen ersten Versuchen machend. Besonders unglücklich war er bei der Bildung des Weibes, so daß er sich die Vornärfte eines Gottes Koro Mantu zuzog, welcher dem ersten Muster eines weiblichen Wesens begegnete, und auf dessen Anraten das Weib in seine jetzige Gestalt umgeschaffen wurde. — Auch von der Sündflut haben die Witiier mehrere Überlieferungen, welche jedoch alle darin übereinstimmen, daß die höchsten Stellen des Landes mit Wasser bedeckt wurden, und daß die Überbleibsel des Menschengeschlechts, acht an der Zahl, sich in einer Art Schiff retteten, welches endlich, als die Gewässer verliefen, auf der kleinen Insel Mbenga blieb. Auf diesen Umstand gründeten die Mbenganer den Anspruch, den ersten Rang unter den Witiinsulanern einzunehmen. Während der Flut rettete sich ein kleiner Vogel auf einen hohen Berg der kleinen Insel Koro und beklagte den Weltuntergang.

Die Welterschöpfung wird aber auch andern Göttern zugeschrieben, so dem Dwe, der nach einem Berichte der mächtigste Gott des Archipels gewesen sein soll. Er sollte im Monde, nach andern in der Sonne wohnen. Wenn ein mißgestaltetes Kind geboren wurde, so schrieb man es dem Dwe zu. — Man hatte aber auch einen Gott der Unterwelt, der auf Latemba Lobia genannt wurde; zu Rewa hieß so der Ort, an dem die Seelen vernichtet werden sollten. Als Richter dachte man ihn oder Mbengei oder an andern Orten einen dritten furchtbaren Gott, Rati-mbati-ndua d. h. einzahniger Herr, denn er hatte einen großen Zahn, mit dem er die Seelen, nachdem er sie gebraten hatte, zermalmte, um sie zu verschlingen. Seine Gestalt ist die eines Mannes, doch hat er statt der Arme Flügel und fliegt als Feuermeteor durch die Luft. Auch Meeresgötter hatten die Witiier; der mächtigste derselben wurde in der Gestalt eines Hai verehrt. Die Fischer hatten ihren besonderen Gott, Kalamau, und der der Zimmerleute Kofola führt die Seelen der Verstorbenen im Geisterschiff von bannen. Von den andern vielen Göttern erwähnen wir noch den Gott der Fruchtbarkeit, der einmal im Jahre nach Witi kommt und mit feierlicher Tabuzeit empfangen wird. Hat er dann alle Früchte bereitet, so badet er und reist wieder ab, was die Priester mit lautem Geschrei verkündigen, und das Tabu wird aufgehoben. Auch gab es viele Kriegsgötter und noch eine große Menge anderer, die man entweder für „ungeborene“ hielt, wie Mbengei selbst, oder für dessen Söhne. Jeder Distrikt, ja jede Familie hatte ihren Gott, den sie verehrte. — Diesen Göttern untergeordnet erscheinen dann mancherlei Halbgötter: Riesen — der Mythos erzählt von ihnen wie sie Berge versetzen wollten, aber durch den Tagesanbruch in ihrer Arbeit überrascht, die Felsmassen fallen ließen — sowie auch Esen, kleine singende Wesen, weiß von Farbe, den Menschen freundlich gesinnt. (Nach Gerland.)

Zu diesen Gotttheiten, die Kalouwu<sup>1)</sup> (ursprüngliche Götter) genannt werden, kommen dann noch die überaus zahlreichen Kalouyalo

<sup>1)</sup> Das Wort Kalou entspricht dem polynesischen Atua. — Das Folgende nach Meinke, II, S. 38 ff.

(Seelengötter), die nach dem Tode zu Göttern erhobenen Vornehmen, die schon oft während des Lebens als Götter betrachtet wurden und nach dem Tode Verehrung empfangen. Auch sie verfallen in mehrere Klassen, dem Range entsprechend, den sie im Leben einnahmen. Selbst ihre gleich nach der Geburt gestorbenen Kinder werden Götter und heißen als solche *Kabisinga*; sie haben keine Tempel und Priester wie die übrigen *Kalou-yalo*, sollen aber unsichtbar unter lautem Rufen die Zukunft verkündigen.

Wilder der Götter haben die Witter nicht, doch besteht der Glaube, daß sie zu Zeiten gewisse Tiere und Pflanzen zum Wohnsitz wählen, die alsdann von den Verehrern des betreffenden Gottes nicht als Nahrung gebraucht werden dürfen. Ebenso gibt es gewisse Lokalitäten, selbst einzelne Steine, die als zeitweiliger Aufenthaltsort von Göttern betrachtet wurden. Tempel (*Mbure*) sind sehr häufig und durch ihren Bau kenntlich. Wenn sie auch im ganzen den Wohnungen gleichen, so unterscheiden sie sich doch wieder von diesen dadurch, daß sie auf Hügeln von Stein und Erde stehen, die bis 20 Fuß hoch sind und auf einer Art Treppe erstiegen werden. Auch sind sie viel kleiner als die Wohnhäuser und haben ein auffallend hohes Dach und sind sehr geschmückt: die Balken sind mit Sinnet (*Kotosfride*) umflochten, der weit vorspringende Dachbalken mit Muscheln besetzt<sup>1)</sup>. Das Innere enthält den Göttern geweihte Gegenstände. Opfer werden darin gebracht, aber die Äsche wird jährlich nur einmal unter Festlichkeiten hinausgeschafft. Sie dienen dabei aber auch als Versammlungshäuser, und oft den Vornehmen, wie schon wir sahen, zur Schlafstätte. Die Fremden werden in besonderen Häusern, *Mbure-ni-sa*, untergebracht.

Jedes Dorf hat seinen Priester, *Mbete*, der einem Tempel vorsteht, und durch eine Art langzahnigen Kammes und ein Stirnband von roten Federn kenntlich ist; es gibt auch Priesterinnen, aber wenige. Ihr Amt ist gewöhnlich erblich, sie bilden eine Art Kaste, in die jedoch auch andre eintreten können, wenn sie es verstehen die Götter zu fragen. Ihre Stellung hängt von dem Range des Gottes ab, den sie verehren, aber eine Hierarchie ist unbekannt. Ihr Einfluß ist, zumal wenn sie mit den Häuptlingen im Einvernehmen sind, bedeutend. Sie haben alle gottesdienstlichen Handlungen zu besorgen. Ihre Hauptmacht liegt jedoch in der Inspiration, die sie befähigt Orakel zu erteilen.

<sup>1)</sup> Die Masse von „Sinnet“ oder geflochtenem Lauwerk, die zu ihrer Verzierung verwendet wird, ist in manchen Fällen außerordentlich groß, denn jeder Balken wird damit bedeckt; Rohr, mit demselben Material bewickelt, wird zur Verzierung der Fenster und Türen gebraucht; auch zwischen denselben und an sonstigen Querbalken wird Sinnet angebracht. Fast auf jedem Plätzchen sieht man Sinnetarbeit; er hängt in langen Seilen vom Dache herab. Anstatt der Latten werden oft Speere zur Dachbedeckung der Tempel gebraucht; auch wird das Dach am oberen Ende mit Speeren besetzt, deren vorlaufende Spitzen mit weißen Muscheln verziert sind oder von denen ziemlich lange Schnüre herabhängen. Wenn die Säulen eines Tempels ausgerichtet werden, und nach Vollenbung des Baues werden Menschen getötet und verzehrt; so wurden z. B. bei der Einweihung des *Lavasaratempels* auf *Somosomo* 200 Menschen geopfert. Auf der Insel *Banualewu* werden während des ganzen Baues jede Stunde oder alle zwei Stunden Muschelschaller geblasen. Weiber dürfen den Tempel nicht betreten; ebenso ist es verboten, in demselben laut zu sprechen oder etwas anzurühren.

Wer das Begleitung ei absichtigten B liegt und sein und setzt sich ihm offenbart. Die Hauptper und spricht die mal wird den selbst, dann e Jetzt tritt ei und alle Auge zittern; in sel trampschaste E Diese Aufregu gerät und der i ist dieses von die Zirkulatio Bestig geromn seine eigenen, Schrei: *Koi a* selben zeigt de teilt, rollen se Stimme ist ei und sein ganz läuft der Sch raus die Sym zeigt er, wenn an, daß er sic Boden schlägt, oder durch ein Geisterwelt zu sind aber nich eines Trunkes vorfindet. D lichen Zittern scheinen“ und deutet nur „ dieses (Kunb Da alles, wa Gott ausgeh lob selten un

Die ge der Götter anlassung r im Tempel bestehen ge bleibt, das Waffen, G häufig. J den Götter nehmen sie begleiten d fest. Nege der Opferu das am G

Wer das Orakel zu befragen beabsichtigt, geht bekleidet und mit Öl gesalbt in Begleitung einiger anderen zum Priester, der, vermutlich schon vorher von dem beabsichtigten Besuch in Kenntnis gesetzt, bereits im Mbure, nahe der heiligen Gde, liegt und seine Antwort vorbereitet. Beim Eintritt der Gesellschaft erhebt er sich und setzt sich mit seinem Rücken in die Nähe des weißen Tuches, wo der Gott sich ihm offenbart, während die andern den entgegengesetzten Teil der Mbure einnehmen. Die Hauptperson überreicht einen Walfischzahn, führt die Absicht des Besuches an und spricht die Hoffnung aus, daß der Gott ihn wohlgefällig ansehen werde. Manchmal wird dem Priester ein Gefäß mit wohlriechendem Öl vorgelegt, womit er sich selbst, dann empfängt er den Zahn und betrachtet ihn mit ernster Aufmerksamkeit. Jetzt tritt eine ununterbrochene Stille ein. Der Priester versinkt in Gedanken, und alle Augen beobachten ihn unbeweglich. In wenigen Minuten fängt er an zu zittern; in seinem Gesicht bemerkt man geringe Verzuckungen und an allen Gliedern krampfartige Bewegungen, die sich bis zu einer heftigen Nervenaufrregung verstärken. Diese Aufregung breitet sich aus, bis der ganze Körper in krampfartige Zuckungen gerät und der Mann wie bei einem starken Fieberanfall heftig bebzt. In manchen Fällen ist dieses von Gemurmel und Seufzen begleitet. Die Sehnen erweitern sich, und die Zirkulation des Blutes wird schneller. Jetzt hat der Gott von dem Priester Besitz genommen, und alle seine Worte und Handlungen werden nicht mehr als seine eigenen, sondern als die des in ihn eingelehrten Gottes betrachtet. Der gellende Schrei: *Koi au!* (*Ich au!*) (*Ich bin es!*) erfüllt die Luft, und durch denselben zeigt der Gott seine Annäherung an. Während der Priester die Antwort erteilt, rollen seine glühenden Augen wie in einem Zustande des Wahnsinns, seine Stimme ist eine unnatürliche, das Gesicht blaß, die Lippen trocken, sein Atem kurz und sein ganzes Aussehen wie das eines wilden Wahnsinnigen. Aus jeder Pore läuft der Schweiß herab und aus seinen starren Augen entströmen Thränen, worauf die Symptome allmählich verschwinden. Mit einem freiem Blick umhersehend zeigt er, wenn der Gott sagt: „Ich scheide“, den wirklichen Abgang desselben dadurch an, daß er sich heftig auf die Matte hinwirft oder mit einer Keule plötzlich auf den Boden schlägt, wo dann die in der Ferne durch Schläge an eine Schneckenmuschel oder durch einen Blüthenschuß in Kenntnis gesetzt werden, daß die Gottheit in die Geisterwelt zurückgekehrt ist.“ Die krampfhaften Zuckungen dauern noch einige Zeit, sind aber nicht so heftig, um den Priester vom Genuß einer derben Mahlzeit oder eines Trunkes Pangona oder vom Tabakrauchen abzuhalten, was sich eben gerade vorfindet. Die Eingebornen haben mehrere Worte zur Bezeichnung dieses priesterlichen Zitterns; die gewöhnlichen sind *Sila* und *Kundru*. Ersteres bedeutet „erschauern“ und wird meistens nur von übernatürlichen Wesen gebraucht, letzteres bedeutet nur „grunzen“ oder „murmeln“; jenes (*Sila*) hat auf die Erscheinung, dieses (*Kundru*) auf das Stöhnen, welches das begeisterte Zittern begleitet, Bezug. Da alles, was der Mbete in einem solchen Anfall spricht, als unmittelbar von dem Gott ausgehend betrachtet wird, so pflegt dieser die günstige Gelegenheit zum Selbstlob selten unbenutzt zu lassen.

Die gottesdienstlichen Gebräuche sind ohne Rücksicht auf den Rang der Götter bei allen dieselben. Bei jeder einigermaßen wichtigen Veranstaltung ruft man sie an, manchmal mit Gesang. Man bringt ihnen im Tempel teils Dankopfer (*Mandraki*), teils Sühnopfer. Dieselben bestehen gewöhnlich aus Lebensmitteln, von denen ein Teil dem Gott bleibt, das übrige aber von den Opfernenden verzehrt wird, auch aus Waffen, Geräten, Walfischzähnen u. s. w. Menschenopfer waren häufig. Früher wurden alle zum Verzehren bestimmten Leichen vorher den Göttern geopfert, und daher sind gewisse Handlungen bei den Vornehmen stets von Menschenopfern begleitet gewesen. Besondere Gebete begleiten die Opfer und jede Anrufung eines Gottes, auch jedes Kawafest. Regelmäßig wiederkehrende Feste gibt es auch: das *Sewu*, bei der Opferung der Erstlinge von der Yamsernte und das *Tanbrawu*, das am Ende des Jahres gefeiert wird. Augurien und Orakel, zur

Erforschung der Zukunft und des Unbekannten, kennen sie von verschiedener Art. Zauberei wird von Menschen geübt, die von den Priestern unterschieden werden, und Krankheiten und Todesfälle hervorbringen, auch zur Entdeckung von unbekannten Übeltätern dienen. Das Tabu (hier Tambu) kennen die Witiier wohl und sehen es ganz wie die Polynesier an, von denen sie es jedoch nicht entlehnt haben können. Es liegt allem Göttlichen und den Häuptlingen von selbst bei; nur die letzteren können es auf andre Gegenstände auflegen, und die Priester bezeichnen es dann auf verschiedene Weise, am häufigsten durch einen gelbgefärbten Stein oder eine ebenso zubereitete Kokoßnuß. Bei der Aufhebung des Tabu sind ebenfalls gewisse Ceremonien notwendig. Wer damit belegt ist, darf keine Speise berühren, und wird so lange gefüttert. Eine Verletzung des Tabu bestraft man durch Plünderung, manchmal mit dem Tode.

Zauberei aller Art wird auch auf den Witiinseln geübt, namentlich das Waka ndrau ni kautaka, wörtlich: „das Vollbringen mit Blättern“, ein Zauber, der immer auf Vernichtung eines Feindes gerichtet ist. Hat jemand eine solche Absicht, so muß er sich irgend ein Stück von den Kleidern oder den Geräten des Gegners zu verschaffen suchen. Damit begibt er sich dann zu einem Hexenmeister, welcher das Objekt mit gewissen Blättern nach den Regeln seiner schwarzen Kunst in Berührung setzt, worauf der Tod des Bezauerten in Kürze erfolgt. Bestiehlt jemand eine Pflanzung, läßt aber etwas von den Früchten noch übrig, so wird dieses dem Zauberer gebracht und nach Vorschrift verfahren. Der Aberglaube hält sich auch auf Witi mit starken Wurzeln. „Neunundneunzig mißratene Fälle werden vergessen, besonders wenn der Zauberer das Mißlingen geschickt motiviert, oder sie erschüttern nur das Vertrauen zu dem Zauberer und nicht zur Kunst. Wenn aber einmal im hundertsten Falle die gewünschte Wirkung einzutreten scheint, so bleibt der einzelne Vorgang in der Menschen Gedanken wie in Erz befestigt.“

An eine Fortdauer nach dem Tode glauben auch die Witiier. Während aber die tongasche Lehre die Unsterblichkeit bloß auf Häuptlinge, Matabule, und höchstens auf die Mua beschränkt, dehnt die witiische Lehre dieselbe auf die ganze Menschheit, auf alle Tiere, Pflanzen und selbst auf Steine und alle Mineralien aus. Wenn ein Tier oder eine Pflanze stirbt, geht ihre Seele sogleich nach Mbulu, dem Bulotu der Tonganer.

Wenn ein Stein oder eine andere Substanz zerbrochen wird, so ist sie gleichfalls unsterblich, ferner erfreuen sich auch künstliche Gegenstände, ebenso wie der Mensch, das Schwein oder die Yamswurzel desselben Glücks. Wenn eine Art oder ein Stemmestiel abgenutzt oder zerbrochen wird, so fliegt ihre Seele zum Dienste der Götter empor. Wenn ein Haus abgerissen oder sonst zerstört wird, so findet sein unsterblicher Teil in den Ebenen von Mulu eine Stelle. Zur Bestätigung dieser Lehren zeigen die Witiier eine Höhle in der Nähe des Kay Mai-Dombo-Dombo auf Wanualewu, auf deren Boden ein Wasserstrom dahinläuft, in welchem, wie sie sagen, die Seelen der Männer und Frauen, der Tiere, Pflanzen, Steine, Barken und Häuser und aller zerbrochenen Werkzeuge dieser vergänglichsten Welt zu sehen sind, wie sie in die Regionen der Unsterblichkeit hinüber schwimmen. Der Witiier glaubt demnach an ein künftiges Dasein und urteilt über das Vorhandene im

Holtzlieb:  
Schattenreich,  
im Lande wir  
und wo sie ro  
ohne diese Be  
des Witiabade  
Welt überhan  
je nach dem  
tuirt hat, ist  
„Weihen emp  
Seligkeit nich  
keinen religiö  
vieler abscheu  
Selbstmords

Die B  
geschichte wie  
Häuptlinge  
gelegt, bei d  
zweimal ges  
Die getöte  
die Keule m  
Grab zugef  
ein ungeleh  
deren Leiche  
Steinen um  
werden oft  
und kein R  
Zeichen der  
Glieder von  
zu gelten, d  
sollen. Wei  
seiner Fami  
aufgehängt

Kopf und  
schafflich. Di  
lichen Lärm.  
Am vierten  
indem sie mö  
Nacht aber d  
Spiele auffü  
Reitschen eine  
welche fließe  
werfen. Aud  
schließlich ein  
schließen, wel

<sup>1)</sup> A ma

<sup>2)</sup> Es fi  
dunkle und ei  
wo der Men  
seufzend und  
verlassen und  
entstehende

Volksthum: „Tot ist leicht, wozu nützt Leben? Sterben: ruhen!“<sup>1)</sup> Auch an ein Schattenreich, an eine Art Styx mit einem Führmann wird geglaubt. Ein Hügel im Lande wird bezeichnet, den die abgeschiedene Seele des Mannes zuerst erklimmt und wo sie ruhet, bis ihre „Totenstreue“, die erbrockten Weiber, sie empfangen, denn ohne diese Begleitung sind ihr, sind vor allem den Junggesellenseelen die Ungeheuer des Witiabades fürchterlich. Hat sie die mancherlei Härlichkeiten der jenseitigen Welt überstanden, so geht sie entweder in ein Paradies oder kommt in die Hölle, je nach dem Werte ihres irdischen Wandels<sup>2)</sup>. Eine Frau z. B., die sich nicht tairirt hat, ist ewiger Verdammnis sicher; einem Manne aber, der bei Lebzeiten die „Weichen empfing“, d. h. irgend einen Menschen mit der Keule erschlug, kann die Seligkeit nicht ausbleiben. Wie jedoch dieser Glaube an ein künftiges Dasein, von keinen religiösen oder moralischen Pflichten begleitet, für die Witter eine Quelle vieler abscheulicher Handlungen, des Elternmords, der Wittwenerbrockelung, des Selbstmords und der Menschenopfer überhaupt ist, haben wir bereits gesehen.

Die Beerdigung der Toten, welche immer sehr bald erfolgt, geschieht wie es scheint ohne religiöse Ceremonien. Die Leichen der Häuptlinge werden mit vielem Aufwand geschmückt in ein flaches Grab gelegt, bei dessen Anfertigung die Worte Witi-Tonga (Osten-Westen) zweimal gesprochen werden. Auf den Boden werden Matten gebreitet. Die getödteten Weiber kommen unter oder neben die Leiche, der man die Keule mitgibt zum Schutz gegen den Gott Rawuyalo. Ist das Grab zugeschüttet, so wird ein kleines Gebäude darüber errichtet, oder ein umgekehrtes Boot darauf gelegt. Die Gräber der niederen Stände, deren Leichen in sitzender Stellung beerdigt werden, werden nur mit Steinen umgeben, oder es kommt ein langer Steinblock darauf. Kinder werden oft im Hause selbst begraben, „daß kein Wind ihre Ruhe störe, und kein Regen auf sie falle.“ Die Leibtragenden bringen sich als Zeichen der Trauer Brandmale bei, oder schneiden sich ein oder mehrere Glieder von Fingern oder Zehen ab. Letzteres scheint als Ersatz dafür zu gelten, daß die betreffende Person eigentlich hätte geopfert werden sollen. Beim Tode des Königs schneidet jeder Mann sich über einem seiner Familienglieder so ein Glied ab, das am Hause des Verstorbenen aufgehängt wird.

Kopf und Bart wird dann geschoren. Die Trauerklagen sind höchst leidenschaftlich. Die jungen Leute machen eine Reihe von Nächten hindurch jeden möglichen Lärm. Auf dem ganzen Lande liegt ein Tabu, man geht in Trauergewändern. Am vierten Tage feiern die Freunde des Verstorbenen „das Springen der Witterer“, indem sie möglichst genau sich den Verfall des Leichnams ausmalen, in der fünften Nacht aber die „Erweiterung“, indem sie alle möglichen komischen, oft indecenten Spiele aufführen. Am 10. Tage machen die Weiber, bewaffnet mit Ruten, Striden, Peitschen einen Angriff auf die Männer (mit Ausnahme der höchsten Häuptlinge), welche stehen und sich nur zum Schein verteidigen, indem sie jene mit Erde bewerfen. Auch eine Menge Festmahle werden zu Ehren des Toten gehalten, und schließlich ein Fest, „hundert Nächte“ genannt, mit welchem die Festlichkeiten abschließen, welches aber bereits nach 10 Festtagen gehalten wird (Gerland, S. 684).

<sup>1)</sup> A mate na rawa rawa: Mo mbula — na ka ni Jawa a mate: na Jugu.

<sup>2)</sup> Es findet sich auch der Glaube, daß jeder Mensch zwei Seelen habe: eine dunkle und eine helle. Jene geht zur Unterwelt hinab, diese bleibt an dem Ort, wo der Mensch stirbt und läßt sich oft, namentlich bei stürmischer Witterung, laut seufzend und stöhnend vernehmen. Auch können die Seelen Lebender den Körper verlassen und andre Schlafende beunruhigen, und umgekehrt glückt es bisweilen eine entseufende Seele durch lautes Geschrei zurückzurufen. (Gerland, S. 672.)



Die älteste Geschichte der Inseln ist in völliges Dunkel gehüllt. Die Häuptlinge von Mbenga scheinen ehemals einen höhern Rang behauptet zu haben, ehe sie von Rewa unterjocht wurden, denn ihnen gebührte der Titel von Ngali-suva-ki-langi oder „nur dem Himmel unterthan“. Um das Jahr 1800 hatte sich Verata einen beträchtlichen Theil von Witlewu und den Küstenlanden unterworfen. Damals aber gelangte Na-Ulivou mit dem Beinamen Wu-ni-walu oder die „Kriegswurzel“, den auch seine Nachfolger als Regententitel führen, in Mbau zur Regierung, und mit europäischer Hilfe entriß er Verata alle Macht. Im Jahre 1804 nämlich hatte sich eine Bande von Sträflingen, die aus Neu-Südwales entsprungen waren, auf den Inseln niedergelassen und bei den Häuptlingen von Mbau und Rewa auf Witlewu Aufnahme gefunden. Da sie im Besitz von Feuerwaffen waren, hielten sie die Eingebornen in Schrecken. Es fiel aber diesen Abenteurern nicht ein, so leicht es ihnen gewesen wäre, sich eine politische Macht zu gründen. Etliche davon waren solche Ungeheuer, daß sie selbst den Abscheu der mit ihnen verbündeten Kannibalen erregten. Siebenundzwanzig war die Zahl dieser gefesselten Menschen bei ihrer Ankunft; aber in wenigen Jahren hatten die meisten ihre Laufbahn beendet, indem sie entweder in den einheimischen Kriegen oder in tödlichem Streit unter einander umkamen, oder den Folgen ihrer Ausschweifungen erlagen. Einer von ihnen, ein Schwede, der den ominösen Namen Savage führte, galt längere Zeit als Hauptmann der Bande. Nachdem er in Mbau festen Fuß gefaßt und angefangen hatte, sich dort als großer Häuptling zu gebärden, suchte er nach Landesfittte auch dadurch seinen Einfluß zu erweitern, daß er die Töchter verschiedener einheimischer Könige zu Frauen begehrte. Sie wurden ihm gewährt; aber in aller Stille hatte die witsche Staatsweisheit seine Pläne durchschaut, und zum Voraus seine Kinder dem Tode geweiht, damit nicht ihnen einst die Alleinherrschaft zufalle. Er selbst endete im Jahre 1814 mit einem Theil der Mannschaft des englischen Handelsschiffes „Hunter“, der er zu einer Ladung Sandelholz behilflich sein wollte, sein Leben im Kampfe mit feindlichen Eingebornen. Seine Leiche wurde verzehrt; aus seinen Gebeinen verfertigte man Segelnadeln und verteilte sie als Siegeszeichen unter das Volk<sup>1)</sup>. Im Jahre 1824 lebten nur noch zwei, und im Jahre 1840 nur noch einer seiner Genossen. Dieser, ein Ireländer namens Connor, stand zum König von Rewa in einem ähnlichen Verhältnis wie Savage zum König von Mbau. Sein Einfluß war allgewaltig, und die Eingebornen trachteten stets alle seine Wünsche zu befriedigen. Nach dem Tode seines königlichen Schutzherrn verließ er Rewa, war aber so völlig witsirt und zu einem sittlichen Ungeheuer geworden, daß ihn die europäischen Händler etwas achtbarer Art, die sich inzwischen eingefunden hatten, aus ihrer Nähe vertrieben. Er verdiente nachher als Erzähler und Possenreißer bei den Eingebornen den Unterhalt für seine zahlreichen Weiber und Kinder.

<sup>1)</sup> Basler Missionsmagazin 1868, S. 293 f.

Der Anwesen  
Mbau und  
lange Zeit d  
1829, und i  
style, denn e  
hervorquellen  
und verzehrte  
Sohn ließ er  
(am 8. Deze  
mit er sagen  
erdroffeln?  
geben und al  
dieses Blutm  
über den bun

Schon in  
gekommen, u  
hatten aber ka  
der Insel sie  
dem lebendige  
und Witi bel  
Sandsleuten  
gebracht, als  
Jahre 1834  
Mission in W  
Cargill, jener  
schaftsinsele  
Methodistenm  
und Kindern  
nach ihrem V  
lernung der  
sowie eines K  
gedruckt wurd  
des Schoners  
und gelangten  
sante zugleich  
gleitschreiben  
Hinweis auf  
die Lehren die  
nare gut zu  
Vorteil, daß  
da infolge des  
Salamba und  
zwischen den  
sich ausdehner

Buchardt, W

Der Anwesenheit dieser Galgenvögel nun dankten die beiden Staaten Mbau und Rewa ihre politische Überlegenheit; ersteres zumal war lange Zeit der mächtigste Staat in der Witi-Gruppe. Na-Utibu starb 1829, und ihm folgte sein Bruder Tanoa, ein großer Regent im Witi-Stile, denn er hieb einst seinem eignen Vetter den Arm ab, saugte das hervorquellende Blut auf, ließ dann den Arm an einem Feuer braten und verzehrte ihn angelehnt des verblutenden Opfers. Seinen eignen Sohn ließ er mit Keulen erschlagen, und seine letzten Sterbensworte (am 8. Dezember 1852) waren: „Wie viele werden mir folgen?“ womit er sagen wollte, wie viel Frauen werdet ihr an meinem Grabe erdroffeln? Als man ihm fünf Stüd in Aussicht stellte, starb er ergeben und als ein unerschütterlicher Heide. Während der Regierung dieses Blutmenschen aber ging das helle Licht des Evangeliums auch über den dunkeln Witielanden auf.

#### b. Die Mission auf Witi.

Schon im Jahr 1826 waren zwei tahitische Lehrer nach Latemba gekommen, um den wilden Eingebornen das Evangelium zu bringen, hatten aber kaum die ersten Erfolge ihrer Arbeit gesehen, als der König der Insel sie zwang, dieselbe wieder zu verlassen. Später hatten bei dem lebendigen, sich fortwährend steigenden Verkehr zwischen Tonga und Witi belehrte Tonganer ihren in Latemba ansässig gewordenen Landsleuten wie den Witiern daselbst schon vielfach Kunde vom Lotu gebracht, als nach der außerordentlichen Erweckung zu Tonga im Jahre 1834 auf der dortigen Bezirksversammlung der Beschluß einer Mission in Witi gefaßt, und die Missionare William Croß und David Gargill, jener bereits seit acht, dieser seit zwei Jahren auf den Freundschaftsinseln thätig, für dieselben bestimmt wurden. Die Wesley'sche Methodistenmissionsgesellschaft genehmigte den Beschluß. Mit Frauen und Kindern in Wawan auf eine günstige Gelegenheit wartend, sich nach ihrem Bestimmungsort zu begeben, beschäftigten sie sich mit Erlernung der Sprache und Abfassung eines witi'schen Buchstabirbüchleins sowie eines kurzen Katechismus, die beide von der Presse zu Tonga gedruckt wurden. Endlich am 8. Oktober 1835 gingen sie an Bord des Schoners „Blackbird“, dessen Kapitän bereit war sie mitzunehmen, und gelangten am 12. d. M. nach Latemba. König Georg von Tonga sandte zugleich eine einflußreiche Person mit einem Geschenk und Begleitschreibern zu Tui Napau, dem König von Latemba, den er, unter Hinweis auf den ihm selbst und seinem Volk durch die Gegenwart und die Lehren dieser Männer zu teil gewordenen Segen, bat, die Missionare gut zu empfangen. Diese hatten gleich im Anfang den großen Vorteil, daß sie ohne Dolmetscher mit den Leuten sprechen konnten, da in Folge des langen Verkehrs mit den Tonganern viele Witi in Latemba und der König selbst deren Sprache reden konnten. Die zwischen den Kokospalmen längs dem Ufer fast eine Viertelstunde weit sich ausdehnenden Häuser der Tonganer hinter sich lassend, kamen die

auf einem Boote gelandeten Missionare sogleich nach der etwa 1200 Fuß landeinwärts gelegenen Stadt des Königs Tui Nayau, der ihnen ohne weiteres Grundstücke zu den Missionsgebäuden versprach und um sofortige Landung ihrer Familien und ihrer Habe bat, da ihnen vorläufige Häuser baldmöglichst errichtet werden sollten. Innerhalb der Stadt, wo der König ihnen eines seiner großen Häuser anbot, wagten sie aus Gesundheitsrücksichten nicht ihre Wohnung zu nehmen und brachten daher die erste Nacht am Lande mit ihren Familien in einem geräumigen, an verschiedenen Seiten offenen Rahnschuppen am Strand zu, wegen der zahllosen Muskitos und der überall umher grunzenden Schweine aber so ungemütlich, daß sie, der Einladung des Kapitäns gern folgend, auf das Schiff zurückkehrten, bis die am 14. Oktober nach Witiart begonnenen Häuser am 17. so weit fertig waren, daß sie dieselben mit den Ihrigen beziehen konnten.

Am folgenden Tag, einem Sonntag, predigten die Missionare zweimal im Freien vor etwa 150 Tonganern und Witiern in ihrer Sprache; auch der König, den sie dazu eingeladen, erschien beim Morgengottesdienst und hörte aufmerksam zu. Die neben den Arbeiten der ersten Einrichtung übrige Zeit wandten die Missionare besonders zum Studium der Witisprache an, vervollständigten ihr Buchstabirbuch, begannen mit Hilfe des von den Tongainfeln mitgekommenen witischen Lehrers und anderer Eingebornen die Übersetzung der Heiligen Schrift, und die Abfassung einer Grammatik und eines Wörterbuchs. Sonntags wurde regelmäßig und auch in der Woche mehrmals in der Tongasprache gepredigt. Viele Tonganer, die in Witi bisher ein ziemlich müßes Leben geführt hatten, bekehrten sich jetzt und gingen in die Heimat zurück, um dort einen neuen Wandel zu beginnen, andere blieben in Witi, und wenn auch manche unter ihnen nicht aufrichtigen Herzens waren, durch Müßiggang, anmaßendes Wesen und Handelsucht den Missionaren viel Not machten, gab es doch auch solche, die ihnen als Bahnbrecher zur Seite traten, und, da sie das Christentum furchtlos bekannten, der Ausbreitung desselben keine geringe Hilfe leisteten. Den Eingebornen selbst<sup>1)</sup> war die Ankunft der Missionare nur in äußerlicher Beziehung der Anbruch einer neuen Zeit. Für ihre Dienste beim Hausbau und für die Herbeischaffung von Lebensmitteln reichlich mit allerlei Artikeln bezahlt, die lange schon der Gegenstand ihrer Sehnsucht waren, wurden sie zu vermehrter Thätigkeit angepornt und an manche Stüde des Kulturlebens gewöhnt. Die Insel Salemba, welche etwa 6 Meilen Umfang hat, zählte damals 4000 Einwohner und enthielt außer der Stadt des Königs und den 3 tonganischen Niederlassungen 8 andre Städte, die in gewissen Entfernungen von einander längs der Küste liegen. Viele der Einwohner hatten bei ihrem Besuche der Hauptstadt das Missionshaus gesehen und in der Heimat davon erzählt, was immer mehr Besucher herbeilockte.

Natürlich benutzten die Missionare solche Gelegenheiten, über den

<sup>1)</sup> Hier wie in Folgendem benutze ich vielfach Dr. Gunderts Artikel im Basler Missionsmagazin von 1868.

eigentlichen  
Körner wurt  
daß sie au  
Missionsfam  
oft schwer  
lichkeit aller  
den zu entse  
zu erhalten  
Umzäununge  
den mitgebro  
bald erschöp  
Mittel begrü  
den einsamen  
Schiff an ei  
andre Schiff  
päische Vert  
die einsamen  
Nötigsten M

Zwar i  
vortretenden  
Indessen so  
kam auch die  
weisen Män  
haben waren  
aus; die bei  
einer Schar  
geplündert,  
Königs abge  
Verfolgten  
flucht, und d  
zurückgegeber  
digung des  
nare konnter  
gelegenen S  
dener Befehl  
mahner und  
regelmäßig  
von Zeit zu  
durch die A  
gestärkt.

Der K  
in Verlegen  
Grunde such  
Nacht des  
seine Geneig  
teile solcher  
wagte jedoc  
der mächtig

eigentlichen Zweck ihres Kommens zu sprechen, und manche Samenkörner wurden auf diese Weise ausgestreut. Meistens schien es freilich, daß sie auf einen harten Boden fielen. Dabei erwuchs auch den Missionsfamilien eine drückende Last; denn die müßigen Besucher waren oft schwer wieder fortzubringen und wußten mit unglaublicher Geschwindigkeit allerlei Kleinigkeiten in dem schmalen Stück Zeug um die Lenden zu entführen, wenn sie nicht durch seine Bettelleien als Geschenke zu erhalten waren. Da überdies wiederholt Orkane die Häuser und Umzäunungen einrissen und jede Dienstleistung der Eingebornen von den mitgebrachten Vorräten bezahlt werden mußte, waren diese letzteren bald erschöpft. Mit welcher Wonne daher die Briefe und weiteren Mittel begrüßt wurden, die im Juni 1836 das englische Schiff „Active“ den einsamen Sendboten brachte, läßt sich denken. Leider scheiterte das Schiff an einem der Riffe des Archipels, und da in jener Zeit einige andre Schiffe dieses Los teilten, so verringerte sich damals der europäische Verkehr mit diesen den Schiffen so gefährlichen Inseln, so daß die einsamen Missionare zu den andern Entbehrungen oft auch an dem Nötigsten Mangel zu leiden hatten.

Zwar wurden sie in jener Zeit durch die immer deutlicher hervortretenden Wirkungen ihrer Arbeiten auf die Eingebornen ermutigt. Indessen so bald von diesen sich ihnen eine Schar bestimmter zuwendete, kam auch die Feindschaft zum Ausbruch, um so mehr, als von den weißen Männern nicht mehr Waren in dem Maße wie früher zu haben waren. Endlich brach der Haß der Heiden in Thätlichkeiten aus; die beiden kleinen Städte Wadwasi und Wattambu wurden von einer Schar junger Männer angegriffen, die Häuser der Christen ausgeplündert, ihre Ernten zerstört und ihre Frauen in die Häuser des Königs abgeführt. Doch war noch kein Blut geflossen; manche der Verfolgten fanden in der Stadt des tonganischen Häuptlings eine Zuflucht, und durch seine Vermittelung wurden auch die geraubten Frauen zurückgegeben, sowie auch die Ruhe wieder hergestellt, daß die Verkündigung des Evangeliums ihren Fortgang haben konnte. Die Missionare konnten sie bereits in der Wittsprache treiben. In vier am Ufer gelegenen Städten wurde bereits regelmäßig in den Häusern verschiedener Bekehrter gepredigt, Alltagschulen errichtet, Bibellehrer, Ermahner und Klassenführer ausgebildet, und während die Missionare regelmäßig jede Stadt besuchten, mehrte sich die Zahl der Bekehrten von Zeit zu Zeit. Besonders aber wurde die christliche Gemeinde durch die Ankunft einiger 80 tonganischer Christen auf Latemba sehr gestärkt.

Der König, Tui Nayau, und sein einflußreicher Bruder waren in Verlegenheit, wie sie sich zu der neuen Sache stellen sollten. Im Grunde suchten sie es wohl zu verhindern, daß das Volk unter die Macht des Evangeliums komme, anderseits sprach der König öfters seine Geneigtheit für das Christentum aus und hätte gerne die Vorteile solcher engeren Verbindung mit den Weißen wahrgenommen. Er wagte jedoch nicht einen solchen Schritt zu thun, da er den Unwillen der mächtigeren Oberkönige zu Somosomo, auf Tawiani und zu Abau

fürchtete. Er riet den Missionaren dort ihre Versuche zu machen; so eine wichtige Neuerung müsse in den großen Hauptstädten beginnen.

Obgleich solch ein Unternehmen gerade unter den knappen Verhältnissen der Missionare höchst schwierig sein mußte, glaubten sie doch auf den Vorschlag eingehen zu müssen, und gegen Ende des Jahres 1837 begab sich Groß nach Mbau. Dort traf er ein als gerade ein siebenjähriger Krieg dem Ende nahe war. Durch eine mächtige und weitverbreitete Empörung vertrieben, war der alte König Tanoa von Mbau lange verbannt gewesen; sein Sohn Seru aber hatte bleiben dürfen und ward am Leben gelassen, obschon der schlaue Häuptling Ramosimalua von Wiwa, der seine Tüchtigkeit wohl erkannte, geraten hatte, den Jüngling zu töten. Mit großem Scharfsinn entwarf dieser nun seinen Plan und gewann in aller Stille einige sehr einflußreiche Anhänger für seinen Vater, unter ihnen auch seinen treuen Freund Werani (Warani), einen Neffen des alten Wiwahäuptlings. Durch einen plötzlichen Überfall wurden die Rebellen von Mbau auf das Festland vertrieben, hernach aber an ihren alten Herrn ausgeliefert und die Rückkehr des Tanoa mit dem Totschlagen und Verzehren dieser Gefangenen gefeiert, von denen zwei gerade gebraten wurden, als Miß. Groß ankam.

Es war keine leichte Aufgabe für den Missionar, diese blutdürstigen Witi-Krieger um die Erlaubnis zu bitten, daß er sich bei ihnen niederlassen dürfe. Seru, der sich von da ab Oalombau (Verderber von Mbau) nannte, antwortete ihm: „Es wird mir sehr angenehm sein, wenn Sie es für geraten halten bei mir zu wohnen; ich will Ihnen aber nicht verhehlen, daß ich in Krieg verwickelt bin und Ihrem Unterricht nicht zuhören kann. Ja, ich kann nicht einmal für Ihre Sicherheit einstehen.“ Die Verhältnisse mußten allerdings so ungünstig erscheinen, daß man es dem Missionar wohl nicht verdenken konnte, wenn er es vorzog ein anderes Wirkungsfeld zu suchen. Und doch stellte sich später heraus, wie der Sieg des Evangeliums auf Witi nicht unbedeutend verzögert worden ist dadurch, daß in jener Zeit nicht Mbau besetzt wurde. Oalombau hat es dem Missionar Groß lange nicht vergessen können, daß er weiter zog und von seiner Erlaubnis keinen Gebrauch machte, wodurch sein Stolz sehr getränkt wurde. Lange wies er alle Bitten von später kommenden Missionaren, bei ihm wohnen zu dürfen, hart von sich und sah besonders immer in Groß seinen persönlichen Feind.

Dieser hatte sich allerdings nach Rewa (im Südostteil von Witi-lemu) gewandt, dessen König zu den Feinden Mbaus gehörte. Am 8. Januar 1838 langte er mit seiner Familie dort an und konnte sich ungehindert niederlassen. Die Anfangszeit war schwer. In enger dumper Wohnung mit nur einem Gemach mußte die Missionsfamilie sechs Wochen zubringen. Groß erkrankte an Fieber und Cholera bis zum Tode. Es war eine gnädige Fügung Gottes, daß damals ein amerikanischer Ansiedler von Lewula nach Rewa kam, der freundlich der bedrängten Gattin in jener schweren Lage Hilfe und Schutz gewährte. Der Missionar genas und durfte hier bald einige Früchte seiner Arbeit sehen. Ein Häuptling und sein Weib öffneten ihre

Herzen dem Verständigen  
sammen, und  
Verfolgung  
durch die S  
Leben verlor  
dem die Ver  
über die Sei  
einen Beschü

Eine gr  
lauf des Jah  
an ihn kam.  
Ramosimalua  
französisches  
gefressen hatt  
französisches  
züchtigt word  
sich an den  
Wiwa und i  
Europäer so  
hovahs schloß  
wurde nun i  
wurde. Balk  
Arbeit nicht  
hant. Von  
mal von eine  
ließ sich Groß

Inzwischen  
Lamiunt. De  
über Salemba  
Söhnen einern  
die reichlicher  
zogen besonde  
Salemba so k  
Sein ältester  
über das We  
gerufen: „W  
ist wahr: Fl  
auch Wahrhe  
Missionar ve  
richt zu schid  
1838 drei neu  
beschloß man  
Lyth stiebelte  
Aber w  
liche Gleichg  
fingen gegen  
bemühten M



Herzen dem göttlichen Worte und bald auch ihr geräumiges Haus der Verkündigung desselben. Wohl hundert Zuhörer fanden sich dort zusammen, und es gelang auch eine hoffnungsvolle Schule zu gründen. Verfolgung blieb indessen auch hier nicht aus. Einmal hätte Groß durch die Steine, die nach den Christen geworfen wurden, beinahe das Leben verloren; ein andresmal versuchten die Heiden das Haus, in dem die Versammlung war, in Brand zu stecken. Doch der Herr wachte über die Seinen und erweckte ihnen auch in der Person des Königs einen Beschützer.

Eine große Freude war es für den Missionar, als noch vor Ablauf des Jahres von dem Inselchen Wiwa die Bitte um einen Lehrer an ihn kam. Freilich war diese Bitte des alten Kannibalenhäuptlings Ramosimalua, der mit seinem Neffen Werani schon früher einmal ein französisches Schiff weggenommen und die Mannschaft erschlagen und gefressen hatte, nicht unbedenklich, nachdem er vor kurzem durch ein französisches Kriegsschiff mit dem Bombardement seiner Hauptstadt geächtet worden war. Es lag nahe, daß er eine Gelegenheit suche, sich an den Weißen zu rächen. Groß schwankte zuerst; ging jedoch nach Wiwa und überzeugte sich, daß der Häuptling wirklich die Macht der Europäer so empfunden hatte, daß er daraus auch auf die Macht Jehovahs schloß, dem er sich nun auch ergeben wollte. Ein Tongalehrer wurde nun in Wiwa stationirt, wo auch bald eine Kapelle errichtet wurde. Bald darauf erhielt Groß, der bei geschwächter Gesundheit der Arbeit nicht mehr gewachsen war, einen Gehilfen an Missionar John Hunt. Von da ab wurde jene Außenstation auch alle 14 Tage einmal von einem europäischen Missionar besucht, ja noch im Jahre 1839 ließ sich Groß selber dort nieder.

Inzwischen aber war auch noch eine andre Insel besetzt worden: Tamiuni. Der König von Somosomo daselbst, der die Oberherrschaft über Salemba besaß, hatte dort im Jahre 1837 mit seinen beiden Söhnen einen Besuch gemacht. Die europäischen Waren und Geräte, die reichlicher dorthin durch die Mission ihren Weg gefunden hatten, zogen besonders sein Interesse an. Er fand es sehr ungebührlich, daß Salemba so bevorzugt sein, dagegen seine Residenz zurückstehen sollte. Sein ältester Sohn hatte einmal zwei Stunden lang Missionar Gargill über das Wesen und den Zweck des Christentums befragt und dann ausgerufen: „Wahr! Alles, was aus des weißen Mannes Lande kommt, ist wahr: Flinten und Pulver ist Wahrheit, und eure Religion muß auch Wahrheit sein.“ Dringend hatten Vater und Söhne nach einem Missionar verlangt, mit dem Versprechen, die Kinder in seinen Unterricht zu schicken und auch selber zu lernen. Nachdem nun im Jahre 1838 drei neue Missionare aus England in Salemba eingetroffen waren, beschloß man in Somosomo eine neue Station zu gründen: Hunt und Lyth siedelten im Juli 1839 dorthin über.

Aber wie kühl war der Empfang! Wie schnell schlug die anfängliche Gleichgiltigkeit in offene Feindschaft um, als die Missionare anfangen gegen die herrschenden Greuel ihre Stimme zu erheben und sich bemühten Menschenleben zu retten. Gleich nach ihrer Ankunft traf

nämlich die Nachricht ein, daß Rambi, der Thronerbe und Sohn des alten Königs, auf einem Kriegszuge mit seiner ganzen Flotte untergegangen sei. Zu Ehren des Ertrunkenen wurden 16 Frauen erdrosselt und vor dem Missionshause begraben. Auch als Hauptstz der Menschengresserei war Somosomo bekannt.

„Dort kommt die Flotte von einem Randzuge zurück; mit wilder Freude erwarten die Weiber die heimkehrenden Krieger. Ihre Gesänge sind unübersehbar. Jetzt landen die Kähne mit den Leichnamen der Feinde wie mit Kränzen verziert, während die Sieger mit satanischem Gebrüll auf dem Verdeck tanzen. Mit wilder Lust werden die Leichname abgelöst und zum Tempel gebracht, damit der Gott sich mit ihnen freue. Dann heizt man die Ofen. Das scheußliche Mahl zieht sich bis in die Nacht hin und wird mit den entsetzlichen Ausbrüchen jeder bösen Lust verherrlicht; denn an einem solchen Siegesfeste weichen alle gesellschaftlichen Schranken, ist alles erlaubt, und jeder Leidenschaft läßt man den Zügel schiefen.“

Die genannten Missionare wurden übrigens bald durch zwei andre, Hazlewood und Williams, ersetzt. Am 15. Oktober 1842 endete auf Somosomo ein früher Tod das arbeitsreiche Leben des Missionar Groß, der sich zur Stärkung seiner Gesundheit dorthin begeben hatte. Auch nach dem Tode des alten Königs, bei dem es Williams mit Mühe erreichte, daß nicht mehr als zwei Weiber geopfert wurden, blieb dieses Gebiet ein harter Boden, auf dem sich eigentliche Früchte noch gar nicht zeigen wollten. Nach achtfähriger Arbeit, als die Drohungen der Feinde gegen die Missionare immer bestimmter wurden, und an andern Orten bereits deutlicher Bereitwilligkeit für das Evangelium hervortrat, wurde diese undankbare Station 1847 vorläufig aufgegeben.

Desto wunderbarer hatte mittlerweile das Christentum auf Obo, dem südlichsten Punkt der Witikinseln und dem König von Latemba tributpflichtig, sich verbreitet. Dort hatte im Jahre 1835, demselben, da die Missionare nach Witik kamen, eine böse Seuche die Bevölkerung gelichtet, als Wai, einer der Häuptlinge, zur Übermittlung des Tributs nach Latemba fuhr und dort mit dem Witikhäuptling Latai in Berührung kam, der in Sydney, Tahiti und Tonga gewesen und zum Christentum belehrt war. Von diesem erfuhr er über das Lotu nur soviel, daß es einen einzigen Gott Jehovah gebe, daß man zu ihm beten und den Sabbat heiligen müsse. Der Häuptling kehrte nach Obo zurück, wo die Bevölkerung, gedrückt durch ihre fortwährenden Leiden, begierig nach der neuen Religion griff und in ihrer Weise dem neuen Gott zu dienen anfang. Man hatte alles zur Feier des Sonntags vorbereitet, die Speisen am Sonnabend gekocht, um am Tage Jehovahs kein Werk zu verrichten, die Körper reichlicher mit Öl gesalbt und sich nach Kräften geschmückt. So versammelt sich das Volk. Aber wer soll zu dem neuen Gott reden? Wai traut sich noch nicht es zu thun; aber der heidnische Priester soll das Gebet verrichten. Er läßt sich wirklich dazu bereit finden und betet: „Herr, Jehovah! Hier ist dein Volk, es betet dich an. Ich lehre dir jetzt den Rücken, denn ich diene einem andern Gott. Aber segne du dieses dein Volk, bewahre es vor Schaden und thue ihm Gutes.“ So suchten die Leute eine

Zeit lang an  
genden Jahr  
die Rettung  
lernbegierige  
aber ertheile  
wilder Onob  
und dort vo  
nare hatten  
den Ereignis  
seiner Antun  
dienst aufge  
Kräften für  
um den Mis  
wiffer Ndra  
leuten besetzt  
bornen „Lar  
eine ihrer G  
schlug seinen  
aushändigen  
liches mit ih  
solchen Freve  
schlug und  
welche eine  
In Latemba  
lernte lesen  
tonganischen  
tionallehrer  
und in jedem  
kleine Nachb  
das Lotu an  
Häuptlinge  
Gesellschaft  
Zustande der  
glieb zugela  
Frau als se  
worden ist;  
achtet werde  
übrigens de  
man ließ de  
jüngste beha  
weil die Pl  
frauen Gla  
sehr bereit,  
sucht auf e  
Calvert, de

<sup>1)</sup> Wah  
die auch auf

und Sohn des  
Flotte unter-  
tauen erdroffelt  
sig der Men-

über Freude er-  
b und übersehbar.  
krängen verzerrt,  
gen. Mit wüten-  
damit der Gott  
Wahl zieht sich  
leber bösen Lust  
gesellschaftlichen  
Bügel schließen."

zwei andre,  
1842 endete  
des Missionar  
gegeben hatte.  
Williams mit  
fert wurden,  
tliche Früchte  
als die Dro-  
unter wurden,  
r das Evan-  
47 vorläufig

n auf Ono,  
von Salemba  
, demselben,  
Bevölkerung  
ng des Tri-  
g Talai in  
sen und zum  
s Lotu nur  
an zu ihm  
kehrte nach  
rtwährenden  
r Weise dem  
des Sonn-  
n am Tage  
mit Ol ge-  
h das Volk  
noch nicht  
richten. Er  
ovah! Hier  
ücken, denn  
R, bewahre  
utlein eine

Zeit lang auf eigne Hand dem Christengotte zu dienen, bis im folgenden Jahre ein dorthin verschlagener belehrter Tonganer, Josiah, die Leitung des Gottesdienstes übernahm, eine Kapelle baute und die lernbegierigen Onoleute besser zu unterweisen suchte. Im Jahre 1838 aber erhielten sie einen eignen Lehrer an Isaal Nawuata. Als ein wilder Onobursche war er einst über Tonga nach Salemba geraten und dort von der christlichen Wahrheit ergriffen worden. Die Missionare hatten ihn zu ihrem Gehilfen ausgebildet, und auf die Kunde von den Ereignissen auf Ono wurde er in seine Heimat zurückgesandt. Bei seiner Ankunft hatten bereits 120 Erwachsene ihren früheren Götzendienst aufgegeben, nahmen ihn mit Freuden auf und sorgten nach Kräften für seinen Unterhalt. Manche der Bekehrten machten sich auf, um den Missionar selbst in Salemba zu hören, unter ihnen ein gewisser Nbrala, auf einer Barke, die meist mit heidnischen Salembaleuten besetzt war. Unterwegs setzte sich ein Vogel, den die Eingebornen „Lamedua“ nennen und heilig verehren, weil sie meinen, daß eine ihrer Gottheiten ihm einwohne, ermüdet auf das Fahrzeug. Nbrala schlug seinen heidnischen Reisegerossen vor, man solle ihm den Vogel aushängen, damit er an ihm beweisen könnte, daß gar nichts Göttliches mit ihm verbunden sei. Die Salembaleute widerstehen sich einem solchen Frevel; allein der Christ erspähte eine Gelegenheit, ergriff, erschlug und verzehrte darauf den Vogel zum Erstaunen der Heiden, welche eine unmittelbare Strafe auf diese Lästerung erwartet hatten. In Salemba ließ Nbrala sich taufen, erhielt den Namen Lazarus, lernte lesen und schreiben und ging im August 1839 mit einem andern tonganischen Lehrer, Jeremiah Latu, nach Ono zurück, wo nun 4 Nationallehrer waren, 168 Männer und 180 Frauen dem Herrn dienten und in jedem der drei Hauptorte eine Kapelle errichtet war. Auch die kleine Nachbarinsel Watoa<sup>1)</sup> mit ihren sämtlichen 66 Einwohnern nahm das Lotu an. Eine Schwierigkeit bot nur die freilich bloß auf die Häuptlinge beschränkte Vielweiberei, da die Missionare an der von der Gesellschaft ihnen erteilten Regel festhielten: „Kein Mann, der in dem Zustande der Vielweiberei lebt, darf als Mitglied oder selbst als Probeglied zugelassen werden, so lange derselbe nicht willig ist, mit einer Frau als seinem Weibe zu leben, mit welcher er ehelich verbunden worden ist; und dieselbe Regel soll ebenso auch bei einer Frau beobachtet werden, welche ein Mitglied der Gesellschaft werden will.“ Wo übrigens der gute Wille vorhanden war, ging die Sache leicht, denn man ließ den Häuptlingen völlig freie Wahl; er konnte die älteste oder jüngste behalten, und die getrennten fanden sehr rasch wieder Männer, weil die Plebejer sich glücklich schätzten, wenn ehemalige Häuptlingsfrauen Glanz in ihre Hütte brachten. In Ono waren auch die Leute sehr bereit, christliche Ehen zu schließen, und warteten dazu mit Sehnsucht auf einen Missionar. Endlich entschloß sich Missionar James Calvert, der 1838 mit Hunt und Jaggat auf Salemba eingetroffen,

<sup>1)</sup> Wahrscheinlich eine von den beiden kleinen Inselchen, nördlich von Onolewu, die auch auf den größeren Karten keinen Namen führen.

und jetzt allein diese Station verwaltete, auf Antrieb seiner heldenmüthigen Frau, die er während dieser Zeit allein zurücklassen mußte, einen Besuch in Ono zu machen, ging in den letzten Tagen des Jahres 1839 an Bord, kam zunächst nach Watoa, wo er 12 Paare christlich traute und 2 Personen taufte und von da nach Ono, wo er 66 Paare traute und 233 Personen taufte, unter ihnen auch ein junges Mädchen vom höchsten Range, die den Namen Gemina empfing, nachdem sie und die übrigen fest versprochen, daß sie nicht eins der dreißig Weiber des Königs Tui Nayau, dem sie als Kind verlobt war, werden sollte. Als nun Calvert nach zweiundzwanzigtägiger Abwesenheit wieder in Lakemba anlangte, froh über alles, was er gesehen und erlebt, und den König hiervon in Kenntnis setzte, unternahm dieser an einem Sonntag einen Kriegszug nach Ono, ward aber durch Sturm nach der bereits christlichen Insel Totoga verschlagen, deren Bewohner ihn unverfehrt in sein Reich zurückkehren ließen, während sein auf Ndoi, einer der Onoinseln, gelandeter Bruder Toki das Mädchen vergeblich in seine Gewalt zu bringen suchte, indem die Heiden mit den Christen auf Ono sich gegen ihn verbanden, weshalb er nur den zu zahlenden Tribut einforderte und, nachdem er denselben bereitwillig erhalten, wieder abzog. Noch im Jahre 1841 bestand Tui Nayau auf Auslieferung seiner Verlobten, obschon er reiche Geschenke als Lösegeld für dieselbe angenommen. Im nämlichen Jahre brach auch auf Ono ein neuer „Bürgerkrieg“ aus. Waren Heiden und Lotuleute gegen den auswärtigen Dränger einig gewesen, so begannen nach seinem Abzug die alten Feinden. Angeblich waren es die Heiden, welche den Frieden störten, indem sie, wenn das Kali oder die große Trommel, welche statt der Glocke dienen mußte, die Lotugemeinde zum Gottesdienst versammelt hatte, diesen selbst durch Steinwürfe störten. Endlich kam es zur förmlichen Kriegserklärung. Die Lotustreiter trugen aber einen glänzenden Sieg davon, und als sie zum Staunen der Besiegten diese weder ausrotteten noch verzehrten, sondern ihnen Verzeihen und Vergessen anboten, erfolgten die Übertritte so massenhaft, daß 1842 Missionar Williams bei einem Besuche auf der Onogruppe die drei letzten Heiden daselbst taufen konnte.

Bald darauf wurde ein heidnischer Häuptling von Mbau dahin verschlagen. Er landete voller Angst, weil er wußte, daß er nach Witi-ſſite erschlagen und verzehrt werden würde. Wie groß aber war sein Erstaunen, als man ihn mit der größten Gastfreundschaft und Liebe aufnahm. Hier lernte er das Christentum kennen. Auf seiner Rückreise kam er nach Lakemba und äußerte dort: „Jetzt weiß ich, daß das Christentum wahr und gut ist. Ich habe Leute gesehen, denen es ein rechter Ernst ist; die sind besser als eure hiesigen Tongachristen. Ich will selbst auch ein Christ werden und alle meine alten Wege aufgeben. Ja, wenn die Witier einmal Jünger werden, werden sie ganze Jünger sein.“

Auf Lakemba waren, wie schon erwähnt, gegen Ende 1838 drei neue Missionare eingetroffen, von denen jedoch Hunt bald nach Newa übersiedelte, Calvert und Jaggard aber blieben zunächst bei Cargill auf der genannten Insel. Sie hatten eine Presse mitgebracht, die alsbald die

ersten Anfsä  
Im Laufe  
auch nach  
nunmehr al  
bisher ange  
ernannt. D  
Schwerpunk  
Station Lak  
nische Lehre  
hier freilich  
regen Vertel  
der östlichen  
Mose und  
mancherlei  
schen der al  
einem zwisch  
Leben des A  
Parteien der  
bat die Erla  
zu. So la

Auf Ne  
Ankunft (Zu  
christen, wov  
obgleich gege  
Heide, und f  
gegen das  
Ngara, vollst  
fester Entsch  
hinderte selb  
pelle. Eine  
die Missiona  
Regengüsse i  
mittel, Carg  
seinen vier  
Gottes aber  
lamenten, fr  
zu predigen“

In der  
Summe von  
sammengebr  
ton“, für P  
naren für  
14. Septem  
den Mission  
Mit demsel  
in Australien  
jede Statio  
untersuchte.

seiner helben-  
lassen mußte,  
n des Jahres  
aare christlich  
er 66 Paare  
nges Mädchen  
ndem sie und  
g Weiber des  
n sollte. Als  
wieder in La-  
lebt, und den  
nem Sonntag  
h der bereits  
yn unverfehrt  
oot, einer der  
lich in seine  
nden auf Ono  
nden Tribut  
n, wieder ab-  
ferung seiner  
ieselbe ange-  
uer „Bürger-  
auswärtigen  
alten Fehden,  
n, indem sie,  
Glocke dienen  
hatte, diesen  
lichen Kriege-  
Sieg davon,  
töteten noch  
en, erfolgten  
s bei einem  
aufen konnte.  
Abau dahin  
nach Witt-  
er war sein  
und Liebe  
seiner Mäd-  
ch, daß das  
enen es ein-  
risten. Ich  
e aufgeben.  
sie ganze

1838 drei  
nach Rewa  
Sargill auf  
alsbald die

ersten Anfänge der christlichen Literatur in der Wittsprache lieferte. Im Laufe des ersten Jahres schon wurde sie mit ihrem Leiter Jaggar auch nach Rewa versetzt. Die Missionsgesellschaft hatte dieses Gebiet nunmehr als einen besonderen Distrikt von der Tongamission, der es bisher angehörte, abgelöst. Missionar Sargill war zum Vorsitzenden ernannt. Auch dieser siedelte aber bald nach Rewa über, wohin der Schwerpunkt dieser Mission verlegt wurde. Im Juli 1839 wurde die Station Lakemba, wo nun Calvert allein arbeitete, durch 10 tonganische Lehrer verstärkt. So schnelle Fortschritte wie auf Ono waren hier freilich dem Evangelio nicht gewährt. Dennoch hatte es bei dem regen Verkehr zwischen den einzelnen Inseln an verschiedenen Punkten der östlichen Gruppe bereits Wurzel gefaßt. Namentlich sind Oneata, Mo'oe und Kamufu zu erwähnen, auf denen es, wenn auch unter mancherlei Kämpfen, dem Siege entgegenging. Auf Lakemba selbst schien der alte König noch immer recht feindselig. Einmal war bei einem zwischen den Tonganern und Wittlern entstandenen Kampfe das Leben des Missionars ernstlich bedroht, da er zwischen den streitenden Parteien den Frieden wiederherzustellen suchte. Ein Witthauptling erbat die Erlaubnis ihn töten zu dürfen. Tui Nayau aber ließ es nicht zu. „So lange ich lebe,“ sagte er, „soll er nicht umkommen.“

Auf Rewa fanden die Missionare Sargill und Jaggar bei ihrer Ankunft (Juli 1839) im dortigen Bezirk 24 Mitglieder und 120 Namenchristen, wovon etwa die Hälfte nach Wiwa gehörten. Der König selbst, obgleich gegen das Lotu so freundlich gestimmt, war noch immer ein Feinde, und seine Häuptlinge und Priester hegten den bittersten Haß gegen das Christentum; namentlich aber stand sein Bruder Ratu Ngara, vollständig Ratu Ngara-ni-ngio (Höhle eines Haifisches) mit fester Entschlossenheit an der Spitze der feindlichen Partei und verhinderte selbst den vom König bewilligten Bau einer christlichen Kapelle. Eine ausbrechende Epidemie veranlaßte schreckliche Greuelsen, die Missionare selbst und die Lehrer wurden mit Steinen geworfen, Regengüsse überschwemmten das Land und verdarben die Nahrungsmittel, Sargill erkrankte schwer und mußte, da seine Frau starb, mit seinen vier kleinen Kindern nach Australien zurückkehren. Die Diener Gottes aber trugen alles mit Geduld, heilten viele mit ihren Medikamenten, fuhren fort, das Volk zu unterrichten und das Wort Gottes zu predigen, und bald zeigte sich's auch, daß die Wahrheit Eindruck machte.

In der englischen Heimat wurde mittlerweile eine ansehnliche Summe von dem zur hundertjährigen Feier des Methodismus zusammengebrachten Fond dazu verwandt, ein Missionschiff, den „Triton“, für Polynesien anzuschaffen, welches mit einer Anzahl von Missionaren für Südafrika, Neuseeland, die Tonga- und Wittinseln am 14. September 1839 von England absegelte und am 8. Juli 1840 den Missionar Thomas Williams und Frau auf Lakemba landete. Mit demselben kam der Generalsuperintendent der Missionsgesellschaft in Australien und Polynesien, John Waterhouse, der mit treuem Fleiß jede Station besuchte und sämtliche Angelegenheiten einer jeden genau untersuchte. Von seinen ununterbrochenen Arbeiten erschöpft, starb er



schon am 30. März 1842, und sein letztes Wort war der Ruf: „Missionare! Missionare! Missionare!“ Im folgenden Jahre übernahm Walter Sawry, der früher als Missionar eine Zeit lang in Neusüdwales gearbeitet, 1822 eine Mission auf den Freundschaftsinseln unter vielen Schwierigkeiten anzufangen versucht hatte und später nach England zurückgekehrt war, das Amt eines Generalsuperintendenten, erreichte im Januar 1844 Sydney, von wo er alsbald die Missionare J. Watsonford und Dav. Hazlewood zur Verstärkung der Witimission ausandte und nahm dann seinen Hauptsitz in Auckland auf Neuzeeland, von wo aus durch das Missionschiff d. Verbindung mit den verschiedenen Stationen erhalten wurde. Auf dem neu angeschafften größeren „John Wesley“ machte er selbst 1847 eine Visitationsreise und brachte die neuen Missionare J. Malvern und J. Ford nach Latemba.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen verfolgen wir nun den Gang der Mission auf den einzelnen Stationen bis zum Jahre 1850.

Für den großen Bezirk Latemba war die Ankunft des Missionar Thomas Williams mit seiner Frau (Juli 1840) sehr erwünscht. Superintendent Waterhouse, der bei dieser Gelegenheit einen kurzen Besuch machte und alle Stationen in Augenschein nahm, war ein Jahr später wieder in Witt, und hielt die Bezirksversammlung in Latemba, bei welcher alle Missionare von den verschiedenen Stationen, mit Ausnahme des durch ein Gemisch in seiner nächsten Nähe abgehaltenen Missionar Groß in Wima, zugegen waren. Wirksamere Maßregeln zur Ausbildung eingeborener Gehilfen wurden jetzt ergriffen, die verschiedenen Orte, da nun zwei Missionare da waren, häufiger besucht, hier und da neue Kapellen gebaut und Lehrer angestellt. Die Heilung der kranken Tochter des Königs von Latemba, namens Tangiati, die später eine treue Christin wurde, obgleich sie, als eine Verlobte des Königs Lanoa, viel auszustehen hatte, diente dazu, die Missionare in der Achtung des Tui Nayau zu heben; im September desselben Jahres 1842 trat ein großer Teil der Bewohner von Pandrana, einer Stadt, die früher vor allen anderen den König in seinem Widerstande gegen das Lotu unterstützt hatte, zum Christentum über, gegen den Willen des Königs, der sie daran zu verhindern suchte.

Dem Missionar Calvert gab er auf seine desfallsigen Vorstellungen die merkwürdige Antwort: „Es ist wahr, ich sandte hin und ließ wegen ihres Eintritts zum Christentum nachfragen, um ihn nach dem Gebrauch unseres Landes zu verhindern; so habe ich es mit den Inseln Oneata und Ono und mit den Dörfern Wasiwasi, Waitambu, Narotale und Kutunuku gemacht. Aber meine Bemühungen waren fruchtlos. Die Religion ist nicht wie ein Kleid, das man an- und wieder ablegt; sie ist vielmehr ein Werk im Herzen. Wenn unsere Botschaft an diejenigen gelangt, welche die Religion bloß angelegt haben, so stellen sie sich, als hätten sie Furcht, und geben sie wieder auf; aber diejenigen, welche die Religion wahrhaft kennen, bringen ungeachtet unseres Widerstandes weiter und geben sie nicht auf. Sehen Sie einmal! Die Religion besteht und herrscht in allen den Orten, wo ich mich bemüht habe, sie zu vernichten; sie breitet sich aus und wir werden noch alle Christen werden. Es ist unsere Weise, zu widerstehen; aber die Ihrige ist, mit Ihrer Arbeit fortzufahren, und mit Erfolg.“

Im August 1843 ward Missionar Williams nach Somosomo versetzt, und Calvert, der lange an der Ruhr gelitten, war wieder einmal

allein in Latemba. Ihm viel zu aus der Mission. Calvert glieder bereit hielten. Da einen großen selbst ernstlich der im Sep Schule, nach Inseln Kind um die Aus Gehilfen großer dritten Loti, der eine große Sandria, an diesem von dort aufpflanzte. Am 18. April öffnet, bei eine, mit wurde Mission gewohnt und Oneata, Ma Wanambalan in der Mission Missionaren Römischen machten. Frau mit Nayau aber, bald angene Christentum züglichen um über beraten. Zurück, von kein Mission glieder, auch und 28 verschiedene ne Coangelium.

Die Frieden hatte Lage, um

tuf: „Missionar  
nahm Walter  
Südwales ge-  
unter vielen  
nach England  
erreichte im  
J. Wats-  
on ausandte  
and, von wo  
verschiedenen  
heren „John  
b brachte die  
a.

un den Gang  
1850.

des Missionar  
er erwünscht.  
einen kurzen  
war ein Jahr  
in Lakemba,  
en, mit Aus-  
abgehaltenen  
e Maßregeln  
en, die ver-  
fögt besucht,  
Die Heilung  
Tangioi, die  
Verlobte des  
Missionare in  
elben Jahres  
einer Stadt,  
stande gegen  
den Willen

gen die mert-  
ihres Über-  
Landes zu  
t den Dörfern  
meine Bemil-  
man an- und  
Botschaft an  
a sie sich, als  
die Religion  
und geben sie  
en den Orten,  
wir werden  
r die Ihrige

nosomo ver-  
eder einmal

allein in Lakemba, wo namentlich die Tonganer durch ihre Trägheit ihm viel zu schaffen machten, so daß einer wegen seiner Faulheit sogar aus der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen wurde. Im Jahre 1844 kam Missionar Lyth, der auch als Arzt sehr geschickt war, dem Missionar Calvert zu Hilfe, in dessen Bezirk Lakemba die Zahl der Kirchenglieder bereits auf 963 sich belief und viele Eingeborne Unterricht erhielten. Das Werk hatte nun seinen Fortgang, und Jane, eine an einen großen Häuptling verheiratete Tochter des Königs, rebete diesem selbst ernstlich zu, ein Christ zu werden. Missionar John Malvern, der im September 1847 anlangte, gründete auf Lakemba eine große Schule, nach deren Muster auch bald an andern Orten und auf andern Inseln Kinderschulen eingerichtet wurden und erwarb sich namentlich um die Ausbildung fähiger Prediger, Lehrer und anderer eingebornen Gehilfen große Verdienste. Im folgenden Jahre ward in Nasangla, der dritten Stadt auf Lakemba, dem nunmehr verstorbenen Häuptling Toki, der den Leuten den Übertritt zum Lotu verboten hatte, gehörrig, eine große Kapelle erbaut und zum Gottesdienste eröffnet; Philemon Sandria, früher ein berühmter Räuber, war jetzt der treue Lehrer an diesem Orte. Auch nach Lewula auf Omalau wurde durch die von dort aus nach Lakemba gekommenen Schiffer des Christentum verpflanzt. Nach Befehung eines der einflussreichsten Häuptlinge wurde am 18. April 1848 eine durch denselben gebaute schöne Kapelle eröffnet, bei welcher Gelegenheit er alle seine Frauen entließ bis auf eine, mit welcher er christlich getraut wurde. Im folgenden Monat wurde Missionar Calvert von Lakemba, wo er nahe an zehn Jahre gewohnt und von da aus die Inseln Ono, Ongea, Wulanga, Namula, Onata, Moos, Komo, Wuangava, Kambara, Wanuwatu, Napau, Wanambalavu und Tuvuoa mit dem Evangelium besucht hatte, versetzt, in der Mission selbst aber hatte alles seinen guten Fortgang unter den Missionaren Watsford (seinem Nachfolger) und Malvern, obschon die Römischen mit ihrer Anbequemung an heidnische Weise ihnen viel Not machten. Im Oktober 1849 mußte Watsford wegen Krankheit seiner Frau mit seiner ganzen Familie sich nach Ausland begeben; König Tui Napau aber, der ihm noch bei seiner Abreise versprochen, das Lotu bald anzunehmen, trat endlich am 19. Oktober 1849 öffentlich zum Christentum über, worauf am 25. d. Mts. eine Versammlung der vorzüglichsten Häuptlinge und Leute im Hause des Königs zusammenkam, um über Maßregeln zu einer besseren Regierung des Königreichs zu beraten. Missionar Lyth lehrte an Watsfords Stelle nach Lakemba zurück, von wo er auch die Insel Totoya besuchte und hier, wo noch kein Missionar hingekommen, unter 300 Christen 59 treffliche Kirchenglieder, auch sonst alles in geregelter und ermutigenden Zustande fand und 28 Personen taufen konnte. Auch im Jahre 1850 wurden verschiedene neue Inseln besucht, auf denen sich bereits die Keime des Evangeliums fanden, die bald kräftig heranwuchsen.

Die kleine Onogruppe, auf der die christliche Gemeinde sich in Frieden hatte bauen können, zeigte jedoch, daß sie durch ihre entfernte Lage, um derentwillen sie nur seltener von einem Missionar besucht

werden konnte, ihr nachtheilig war. Besonders war auch die äußere Kultur noch recht zurück<sup>1)</sup>. Daher siedelte Watsford mit seiner Familie 1846 dahin über. Nach Jahresfrist aber führte ihn Sawry bei seiner Visitationsreise wieder nach Salemba zurück. „Ono“, schrieb letzterer damals, „ist ein kleines Juwel in den Augen des Christen; denn fast alle erwachsenen Einwohner sind ordentliche Mitglieder der christlichen Kirche, und sämtliche Kinder genießen Unterricht. Die Gesamtzahl der Seelen ist 474, die der Kirchenglieder 310.“ Nachdem dann noch Missionar David Hazlewood ein Jahr lang auf Ono gearbeitet, wurde 1848 der fromme tonganische Lehrer Joel Bulu, der später als Hilfsmissionar angenommen und seiner Zeit ordiniert ward, nach der Insel gesandt, wo er mit allem Fleiß und aller Kraft arbeitete, bis seine Hilfe andernwärts notwendiger gebraucht und andere, von Missionar Luth ausgebildete Männer nach dem christlichen Ono gesandt wurden.

In Rewa, wo der König mit seinem Bruder Ratu Ngara, der ihn beleidigt, sich erzürnt und denselben verbannt hatte, bemühte sich Superintendent Waterhouse bei seinem Besuch (1841) vergebens, eine Versöhnung herbeizuführen, doch gelang es endlich den fortgesetzten Bitten der Häuptlinge, den König umzustimmen.

In seiner Verbannung hatte Ratu Ngara dem Priester von Rewa große Opfer versprochen, wenn der Gott seine Rückkehr in die Heimat ermöglichen wollte. Aber die Gefühle des Häuptlings hatten sich verändert. Sein Herz war geküßrt worden, daß die Missionare sich seiner wegen bemüht hatten, und deshalb freundlicher gegen die Religion gesinnt, welche er sonst zu verfolgen pflegte. Bei seiner Wiedereinkunft in Rewa wurde dem Gott keine Opfer gesandt; und als Ratu Ngara hörte, daß der Priester um dieselben angefragt hatte, sagte er: „Nun, laßt uns hingehen, und ihm was vorküßen. Laßt uns ihm sagen, daß wir den König bald erwarten, der über uns herzufallen und uns alle umzubringen gedenkt, und daß wir nur darum die versprochenen Opfer verzögern. Wenn er wirklich ein Gott ist, so wird er wissen, daß wir gelogen haben.“ Es wurde somit ein Bote zum Priester mit dem geheimen Übereinkommen abgesandt, daß, während er seine Botschaft überlieferte, der Häuptling mit einer Anzahl herantommen sollte, um scheinbar einen Angriff auf des Priesters Haus zu machen. Der Bote fand den Priester höchst begeistert, und er schien sich ebensowenig um die Botschaft als um irgend eine andere irdische Angelegenheit zu kümmern. Aber plötzlich wurde ein Lärm gehört, der immer näher und näher herankam; und bald ertönten die unheilverkündenden Schläge der Keulen auf den Boden oder auf den Hauszaun, mit welchen sich der wilde Schrei: „Schlagt ihn tot! schlägt ihn tot!“ vermengte. Selbst ein begeisterter Priester konnte nicht umhin, beunruhigt zu werden; zum großen Vergnügen seiner Scheinfeinde stürzte er sich daher plötzlich zum Hause hinaus und in den nahen Fluß, in welchem er sich untertauchte, um den Flintenkugeln auszuweichen, die ihm gar nicht nachgeseuert wurden. Mit Furcht und Blitzen gelangte er bald an das andere Ufer. Der Häuptling war ergötzt und sagte: „Es ist wahr, was die Christen sagen, daß unsere Priester uns Lügen vorreden; denn, wäre da ein Gott gegenwärtig gewesen, so würde er gewußt haben, daß der Bericht falsch sei, und ruhig in seinem Hause geblieben sein, anstatt in aller Eile davonzulaufen.“

Immerhin aber hatte die Mission zu Rewa noch einen harten Stand. Bei den unablässigen Kämpfen zwischen den verschiedenen,

<sup>1)</sup> Dazu kam, daß Verwirrungen entstanden waren wegen der Lehrer, die'stolz geworden, und als Häuptlinge unter dem Volke leben wollten, und sich anmaßten, sich in die politischen Verhältnisse des Landes zu mischen, wodurch viel böses Blut entstanden und das Werk sehr gehindert war. Basler Missionsmagazin 1872, V, S. 285. Dort findet sich eine ausführliche, treffliche Selbstbiographie des so gleich zu nennenden Joel Bulu.

das Delta be-  
ähnliche Or-  
sehen mußte  
die Stadt ge-  
auf der ande-  
sehen. Die  
nicht gestre-  
auch hier al-  
sie nicht, rü-  
sich vor dem  
mit dem m-  
zuletzt die  
Station von  
unter vielen  
hatte, siedelte  
1844 nach  
Bitterung ge-  
Zerstörung  
auf der von  
Missionsansa-  
Ursache unter  
eine Stadt  
Christen dur-  
Flucht genöth-

Wima  
seht, der in  
dortigen Au-  
Jahre vorher  
wo er sich ei-  
Leiden zu er-  
Neben einer  
Gaben, körpe-  
ablässigen un-  
Wima selbst,  
des Herrn be-  
weiteren Kre-  
grausamen G-  
war stets so  
zur Feierlich-  
1844 erhielt  
im März 18  
dauert noch  
niedergebrann-

<sup>1)</sup> Mit der  
die schon Fun-  
<sup>2)</sup> Der  
Matth. Leidbr-

die äußere  
tiner Familie  
ry bei seiner  
rieb letzterer  
n; denn fast  
r Christlichen  
samtzahl der  
dann noch  
dettet, wurde  
r als Hilfs-  
ch der Insel  
te, bis seine  
n Missionar  
ndt wurden.  
Ngara, der  
bemühte sich  
gebens, eine  
fortgesetzten

wa große Opfer  
würde. Aber  
erlitten worden,  
undlicher gegen  
er Wiedererlei-  
a Ngara hörte,  
und hingehen,  
bald erwarten,  
wir nur da-  
ist, so wird er  
tiefster mit dem  
st überlieferte,  
einen Angriff  
st begeistert,  
andere irdische  
der immer  
a Schläge der  
wilde Schrei:  
erter Priester  
seiner Scheln-  
nahen Fluß,  
die ihm gar  
an das andere  
Christen sagen,  
genötigt ge-  
big in seinem

nen harten  
erschienenen,

grer, die'stoll  
h anmaßten,  
b böses Blut  
in 1872, V,  
des sogleich

das Delta des Mailleu bewohnenden Stämmen, veranlaßten sehr häufig ähnliche Greueltaten, wie sie die Missionare auf Somosomo mit ansehen mußten. Fast täglich wurden die Leiber von Erschlagenen in die Stadt gebracht, und vom Missionshause, das der letzteren gegenüber auf der andern Seite des Flusses zu Nasali lag, mußte man alles mit ansehen. Die Leichen der zu Rewa gehörigen Stämme wurden freilich nicht gefressen, sondern zum Begräbnis zurückgeschickt. Dennoch wuchs auch hier allmählich das Häuflein der Christen, und der König hinderte sie nicht, rühmte sie sogar, daß sie in ihrem Glauben stark seien und sich vor dem Tode nicht fürchteten. — Aber die erneuerten Kämpfe mit dem mächtigen und grausamen Sakombu auf Mbau gefährdeten zuletzt die Sicherheit der Missionare derart, daß die Verlegung der Station von dort dringend geboten schien. Nachdem Missionar Jaggar unter vielen Prüfungen und Entmutigungen noch lange ausgehalten hatte, siedelte er mit seiner Familie und der Druckerei<sup>1)</sup> im Jahre 1844 nach Wiwa über. Jener Krieg wurde mit außerordentlicher Erbitterung geführt und hatte den Tod des Königs von Rewa sowie die Zerstörung seiner Hauptstadt zur Folge. — Noch ist zu erwähnen, daß auf der von Rewa abhängigen Insel Randawu bereits ein erfreulicher Missionsanfang gemacht worden war, aber ein wegen geringfügiger Ursache unternommener Kriegszug Natu Ngaras nach der Insel, wobei eine Stadt zerstört, viele Einwohner erschlagen und aufgefressen, die Christen durch Drohungen zum Abfall bewogen und die Lehrer zur Flucht genötigt wurden, machte der Mission daselbst vorläufig ein Ende.

Wiwa wurde am 30. August 1842 durch Missionar J. Hunt besetzt, der in Rewa stationirt gewesen und die ersten 7 Monate seines dortigen Aufenthaltes mit Missionar Groß zusammen war. Drei Jahre vorher belleidete er die schwierigste aller Stationen, Somosomo, wo er sich eine fertige Kenntnis der Sprache erwarb, aber auch bittere Leiden zu ertragen hatte und dort sein erstgeborenes Kind begrub. Neben einer echten, tiefen Frömmigkeit besaß derselbe große geistige Gaben, körperliche Kraft und einen unermüdblichen Fleiß<sup>2)</sup>. Seine unablässigen und weisen Bemühungen waren denn auch nicht bloß in Wiwa selbst, sondern auch auf andern benachbarten Inseln vom Segen des Herrn begleitet; die Macht des christlichen Lebens ward in immer weiteren Kreisen gefühlt, und das Volk fing an, sich seiner bösen und grausamen Gebräuche zu schämen. Die Verwaltung der heil. Sakramente war stets von besonderem Segen begleitet, und der Gesang trug viel zur Feierlichkeit des öffentlichen Gottesdienstes bei. Am 12. August 1844 erhielt Missionar Hunt einen Mitarbeiter an J. Watsford, der im März 1845 u. a. schrieb: „Der Krieg zwischen Mbau und Rewa dauert noch immer fort. Seit wir zuletzt schrieben, sind einige Städte niedergebrannt und viele Personen erschlagen und aufgefressen worden;

<sup>1)</sup> Mit derselben wurde 1847 der Druck der Übersetzung des Neuen Testaments, die schon Hunt begonnen hatte, vollendet.

<sup>2)</sup> „Der Apostel der Kannibalen und sein Leben von John Hunt“, von Matth. Leisore. Bremen 1876.

und mehr als wahrscheinlich ist es, daß noch eine große Anzahl dasselbe Schicksal ereilen wird, bevor der Krieg zu Ende kommt. In Mbau werden mehr Menschen verzehrt als an irgend einem andern Orte. Vor einigen Wochen aßen sie 28 an einem Tage auf. Sie ergriffen ihre unglücklichen Opfer beim Fischfang, brachten sie lebendig nach Mbau, wo sie dieselben halb tot schlügen und dann in die Osen steckten. Einige der Unglücklichen machten vergebens den Versuch, den verzehrenden Flammen zu enttrinnen. Das Herz blutet uns, wenn wir von solch dämonischer Grausamkeit hören; und wir bitten Gott und ersuchen auch die christliche Welt mit uns zu beten, daß die Bosheit dieses grausamen Volkes bald ihr Ende erreiche.“ — Die Ausbildung der Lehrer und Jünglinge ward in Wiwa von Missionar Hunt mit großem Fleiß und Erfolg betrieben, und einer der Jüglinge war ihm schon bei seinen Übersetzungen eine große Hilfe geworden. Auf einer Rundreise im Mai 1845 besuchte er die Inseln Noturiki, Owalau und Randi auf Wanualewu, Ratorotumbu auf Witlewu und andre Punkte. Mehrfach fand er bereits Personen vor, welche sich zum Evangelio zu bekennen bereit waren. Auf dieser Fahrt war der Steuermann der sonst so wilde und gefürchtete Häufling Werani von Wiwa. Er war dort der Hauptvertreter des Heidentums, der Außenfreund des Satombau. Aber Werani's Lieblingsweib belehrte sich, und am Ende hatte Hunt die Freude zu bemerken, daß auch ihr Mann von der Sündigkeit seines Lebens überzeugt wurde. Noch dauerte es eine Zeit, bis der Einfluß seines Freundes überwunden wurde. Aber endlich kam die Stunde. Am Karfreitag den 21. März 1845 kniete er vor Gott im Gebet und weinte wie ein Kind über alle seine Gräueltthaten. Er wurde getauft und hieß hinfort Elias. Aus dem Löwen war ein Lamm geworden.

„Seine Entscheidung vor Gott, seine Verheiratung mit einem Weibe, seine Willigkeit, arm und verachtet zu sein — alles dies war in ganz Witi Gegenstand der Verwunderung und des Nachforschens, und wohin er auch immer ging, vermehrte sein einfältiger Fleiß und Ernst die Verwunderung und zog eine beständige Aufmerksamkeit der Religion zu, die eine solche wunderbare Veränderung bewirkt hatte.“ Bald darnach, im Juli 1845, beförderte er einen andern Missionar nach Owalau, fünf Meilen nordöstlich von Mbau, wohin wie wir sahen das Evangelium schon von Satemba aus gepflanzt war. In der Hauptstadt Sewula befand sich damals bereits eine Kolonie weißer Händler, die, zum Teil mit einheimischen Weibern in Polygamie lebend, der Mission nicht grade günstig schienen. Doch bildeten sie, daß auch ihre Familien von den Nationalgehilfen unterrichtet wurden. Missionar Hunt nahm sich dieser Weißen in besonderer Weise an. Im Oktober desselben Jahres, gerade um die Zeit, da Rewa zerstört wurde, fand in Wiwa, wie gleichzeitig auf Ono, eine große Erweckung statt, obschon die Christen von Wiwa, welche Satombau durch ihre Weigerung, an dem Kampfe gegen Rewa teilzunehmen, erzürnten, seitens der Häuptlinge von Mbau noch größeren Verfolgungen als früher sich ausgesetzt und durch schreckliche Drohungen

gedrängt saß.  
Friede zwisch  
Gemeinden  
innerlich ab  
Missionar B  
und Überset  
zuhelfen, sei  
Matai ni  
schmerzlichen  
des treuen  
am 4. Oktob  
seines Erlöse  
Inbrunst: „  
eine Diener  
Schon währe  
herübergelom  
Mbau und  
unermüdlich  
vorzuhalten  
ohne sich jed  
dessen Einflu  
behielt, vom  
daß dessen  
Ungerechtigke  
öffentlich anz  
den Christen  
Kanoa gestat  
der Küste vo  
Gottesdienste  
Missionare v  
Am 31. Okt  
Rundreise an  
wo er einen  
dann Randre  
von Witlewu  
Ono erhielt,  
und die zwei  
rati und M  
abgelegenen  
— Auf Oa  
einen Eindru  
den Wunsch  
Missionare  
immer noch  
wurden; ein  
Entschlossenh  
14 zum Sch  
Nachdem die



Anzahl das-  
t. In Mbau  
andern Orte.  
Sie ergriffen  
ebenbig nach  
in die Ofen  
Versuch, den  
ns, wenn wir  
die Gott und  
die Bosheit  
Ausbildung  
ar Hunt mit  
nge war ihm  
Auf einer  
ti, Oualau  
wu und andre  
che sich zum  
r der Steuer-  
i von Wiwa.  
senfreund des  
und am Ende  
ann von der  
es eine Zeit,  
er endlich kam  
er vor Gott  
eltthaten. Er  
wen war ein  
mit einem  
alles dies war  
Nachforschens,  
er Fleiß und  
Aufmerksamkeit  
ung bewirkt  
einen andern  
Mbau, wohin  
us gepflanzt  
bereits eine  
hen Weibern  
ig schienen.  
tionalgehilfen  
eißen in be-  
ade um die  
schzeitig auf  
von Wiwa,  
gegen Kewa  
noch größeren  
Drohungen

gefangen sahen. Doch wurde die Gefahr noch abgewendet und der Friede zwischen Mbau und Wiwa wieder hergestellt. Nachdem die Gemeinden in Jahresfrist um etwa 200 Mitglieder sich vermehrt, innerlich aber noch vielmehr gewachsen waren, trat im Oktober 1846 Missionar Lyth, von Salemba kommend, ein, um bei der Herausgabe und Übersetzung des Neuen Testaments, die 1847 vollendet wurde, mitzuhelfen, seiner ärztlichen Geschicklichkeiten wegen von den Eingeborenen Matai ni mato (Zimmermann der Krankheiten) genannt. Einen schmerzlichen Verlust erlitt die Mission im Jahre darauf durch den Tod des treuen und trefflichen, erst 36 Jahre alten Missionar Hunt, der am 4. Oktober 1848 nach etwa zweimonatlicher Krankheit im Frieden seines Erbläfers heimging. Noch auf seinem Sterbelager betete er mit Inbrunst: „Herr, segne Witi um Christi willen! Erlöse Witi! Erlöse deine Diener! Erlöse dein Volk! Erlöse die Heiden — in Witi!“ — Schon während seiner Krankheit war Missionar Salvort von Salemba herübergekommen. Er wendete seine Aufmerksamkeit namentlich auf Mbau und dessen mächtigen König Salombau, dessen Gewissen er unermüßlich zu erwecken und demselben die Wahrheit des Evangeliums vorzuhalten bemüht war. Der alte König Tanoa lebte zwar noch, ohne sich jedoch um die Regierung zu kümmern; was aber Salombau, dessen Einfluß auf die entferntesten Gegenden der Gruppe sich ausdehnte, vom Christentum wußte, war hinreichend ihn zu überzeugen, daß dessen Verbreitung allen seinen despotischen Erpressungen und Ungerechtigkeiten entgegenwirken würde: daher seine Weigerung, dasselbe öffentlich anzuerkennen. So verboten auch die Häuptlinge in Mbau den Christen die öffentlichen Gottesdienste, während der alte, abgelebte Tanoa gestattete, daß in Sembi, einer Niederlassung unweit Mbau auf der Küste von Witiilewu, wo einige seiner eigenen Frauen wohnten, Gottesdienste gehalten wurden. Hierher kamen denn allsonntäglich die Missionare von Wiwa und nahmen ihren Rückweg stets über Mbau. Am 31. Oktober 1848 trat Missionar Lyth auf dem „Wesley“ eine Rundreise an, besuchte die inzwischen wiederbesetzte Insel Randawu, wo er einen Lehrer und 11 Mitglieder fand und 11 Personen taufte, dann Randronga, die Hauptstadt eines großen Bezirks im Südwesten von Witiilewu, deren Häuptling Lua um Lehrer bat, die er später von Dno erhielt, Nakorotumbu in Nordwesten, wo er 37 Mitglieder fand und die zwei vornehmsten Häuptlinge traute, Nairara, Natotea, Naktarak und Mba, die letzte Station an diesem Ufer, von wo er nach der abgelegenen Insel Motuma segelte, von der wir später hören werden. — Auf Salombau fing der christliche Unterricht jetzt offenbar an, einen Eindruck zu machen, und auch die Leute in Mbau legten (1849) den Wunsch an den Tag, mehr von der Religion zu hören, und die Missionare wurden mit Freundlichkeit empfangen, doch mußten sie immer noch sehen wie Menschen geraubt, geschlachtet und verzehrt wurden; einmal retteten die Frauen der Missionare durch die mutige Entschlossenheit, mit der sie bis zu dem alten König vordrangen, von 14 zum Schlachten bestimmten Weibern wenigstens fünf das Leben. Nachdem die treuen Arbeiter im August 1849 noch durch einen Besuch

des englischen Kapitäns Erstline auf Ihrer Majestät Schiff „Gavannah“ erfreut und gestärkt worden waren, der ihnen in der Heimat das rühmlichste Zeugnis gab, langte am 23. Januar 1850 in den Missionaren W. Moore und J. G. Millard mit ihren Frauen, welche der „Wesley“ von Neusüdwales brachte, eine erwünschte Verstärkung in Wiwa an. Noch war es indes nicht gelungen, in Mbau eine Station zu gründen, und die beschworenen Versprechungen des Satombau wurden durch einen neuen Krieg, den er Ende Februar gegen Werata begann, und, obgleich er die Stadt Werata zerstörte, doch nicht siegreich beendete, vereitelt; die Priester und Häuptlinge von Mbau verboten sogar, in Sembi und einem andern Orte am Strande Gottesdienste zu halten. Trotzdem hatte das Werk seinen Fortgang, und die Entmutigung in Mbau schien die Mission in Wiwa nur noch mehr zu kräftigen, deren Personal im November 1850 durch die Ankunft des Predigers Joseph Waterhouse, Sohn des verstorbenen General-Superintendenten, noch verstärkt wurde. Im Jahre 1844 wurden die weißen Ansiedler auf Dwalau, weil sie in die Kriege der Eingebornen sich mischten, durch den Häuptling von Lewula vertrieben und durften erst nach 5 Jahren wieder zurückkehren. Missionar Calvert, der sie bald darauf (1848) besuchte, konnte sich über ihre Fortschritte nur freuen und sandte ihnen, da sie um einen Missionar baten, vorläufig noch einen eingebornen Lehrer von Wiwa. Bald danach entsagte der Häuptling von Lewula selbst nebst einigen seiner Leute dem Heidentum. Von Wiwa aus wurden nun öfters Besuche auf Dwalau gemacht, die sich bis auf die wilden Bergbewohner (Sawoni) im Inlande erstreckten, die sich dem Christentum keineswegs abgeneigt zeigten.

Aber auch auf Manualemu, der zweiten Hauptinsel des Archipels, fand das Evangelium von Wiwa aus Eingang. So versprechend der Anfang war, mußte jedoch auch hier erst die Thränenfaat vorausgehen, ehe die Freudenenernte eintreten konnte.

Nationalo, ein Freund des Fürsten von Mbua, hatte auf einer der andern Inseln das Christentum kennen gelernt und lieb gewonnen. Damit er sich darin weiter unterrichten lassen könne, bemühte sich Tui Mbua selbst bei den Missionaren um einen Lehrer für ihn. Es landete ein Nationalgehilfe und fand trotz der im Lande herrschenden Unsicherheit bald solchen Eingang, daß er dem Werke nicht mehr allein genügen konnte, und im Jahre 1845 schon ein Christenhäuflein von 300 Seelen gesammelt, welches das von dem heidnischen Mbua nur durch einen Fluß geschiedene Dörflein Tiliwa gründete. Viele andre richteten ihre Blicke nach Wiwa, unter dessen Oberhoheit Mbua stand, wie Wiwa seinerseits unter Mbau. „Wenn Werani das Lotu annimmt, folgen wir ihm haufenweise nach“, sprachen sie. Darüber kam jener denkwürdige Karfreitag, an dem der wilde Wittikrieger dem Gekreuzigten zu Füßen fiel. Aber bald zeigte es sich, daß Werani nicht wie sein Dunkel Nomofimalua bloß dem Namen nach, sondern von ganzer Seele sich dem Dienste Christi ergab. Durch eine so enge Pforte einzugehen wie er, ihm auf dem schmalen Wege zu folgen, den er betrat, war kein so leichter Schritt, wie die Masse der Heiden sich's gedacht hatte.

Judem bro-  
wogenen F-  
entlassenen  
söhnlichen  
Beleibigung  
verboten.  
wurde seine  
niederer Ge-  
felder der  
Kirchlein in  
Obgleich ein  
weit aus die  
Tui Mbua  
ziehen durch  
teilzunehmen

Da eben  
konnte Missi-  
begonnene A-  
das malerisch  
dörflein an;  
Schwange g-  
gebehrterem  
großem Eise-  
kündigen, fu-  
ihnen zum I-  
mit Hilfe de-  
Bibelworten  
räumiges M-  
verbesserte Ge-  
verfehlte dies  
nicht, die du-  
andern Gebir-  
und Felder a-  
sagen: „Ihr  
ist es euch re-  
freundlich an-  
Es war unter  
Bau vollendet  
Kampfe heim-  
Christen da g-  
stande gebrach-  
sein, sonst wä-  
Die Einweihung  
mal waren in  
Kapellen erba-  
kehrt und drei-  
brach der Krie-  
lich begann M-

Burkhardt, Mission

Zudem drohte den Christen jetzt der Zorn des ihnen bis dahin gewogenen Fürsten, denn eine seiner Töchter befand sich unter Veranlassung entlassenen Frauen. Obgleich dieser sie mit einer erklärenden und versöhnlichen Botschaft dem Vater zurückgeschickt hatte, sollte die erlittene Beleidigung nun doch an den Christen gerächt werden. Das Lotu wurde verboten. Naitano, der sich weigerte ins Heidentum zurückzutreten, wurde seines Amtes entsetzt und dafür ein feindseliger Mensch von niederer Herkunft mit seiner Macht belleidet. Man verwüthete die Felder der Christen, plünderte ihre Vorratskammern und steckte ihre Kirchlein in Brand; zu schwererer Mißhandlung kam es jedoch nicht. Obgleich einzelne in der Stunde der Versuchung abfielen, blieben doch weitaus die meisten fest und scheuten sich nicht, als im Jahre 1847 Tui Mbua starb, auch das Mißfallen von dessen Söhnen auf sich zu ziehen durch die Weigerung, an den heidnischen Zeichenfeierlichkeiten teilzunehmen.

Da eben jetzt die Mission zu Somosomo aufgegeben wurde, so konnte Missionar Williams (am 3. November 1847) das in Mbua begonnene Werk übernehmen. Lieblich lächelte ihn bei seiner Ankunft das malerisch gelegene, vom herrlichsten Grün umschattete Christendörflein an; daß aber in dessen Umgebung dieselben Sündengreuel im Schwange gingen wie in Somosomo, ja der Kindermord in noch ausgehnterem Maße, mußte er bald inne werden. Während er mit großem Eifer bemüht war, den Heiden das Wort des Lebens zu verkündigen, suchte er auch in äußeren Dingen sein Christengemeindelein ihnen zum Muster vorzustellen. Im Laufe von 2 Jahren brachte er mit Hilfe der überaus dienstfertigen und während der Arbeit sich mit Bibelworten ermunternden Eingebornen eine schöne Kirche, ein geräumiges Missionshaus und eine Lehrerwohnung zu stande; auch 12 verbesserte Häuslein für Gemeindeglieder standen fertig da. Und wirklich verfehlte dieses Friedenswerk eines gewissen Eindrucks auf die Heiden nicht, die durch das fortwährende Kriegen, hier noch mehr als in andern Gebieten von Witt, von ordentlicher Bestellung ihrer Häuser und Felder abgekommen waren. Der Häuptling ließ dem Missionar sagen: „Ihr seid nur wenige und habt ein großes Werk unternommen; ist es euch recht, so sollen einige meiner Leute euch helfen“; und die freundlich angebotene Hilfe der Heiden wurde dankbar angenommen. Es war unter ihnen des Wunderns kein Ende, daß Wittleute solchen Bau vollenden konnten. Einige, die eben mit blutbefleckten Waffen vom Kampfe heimkehrten, meinten beim Anblick der Kirche: was die wenigen Christen da gethan, hätte keine noch so große Zahl von Heiden zu stande gebracht. Andre schlossen: „Ja eure Religion muß Wahrheit sein, sonst wäret ihr davongelaufen und hättet die Arbeit liegen lassen.“ Die Einweihung der Kirche fand am 24. April 1850 statt. Dazumal waren in dem Mbuabezirk 6 neue Predigtplätze eröffnet und 3 Kapellen erbaut worden. Zweihundert Heiden hatten sich zum Herrn bekehrt und dreihundert ließen sich taufen. Gegen Ende des Jahres aber brach der Krieg von neuem aus und kam der Station sehr nahe, namentlich begann Mitte November ein blutiger Kampf zwischen den Gebieten

von Dama und Nasawu, der jedoch durch Vermittelung des Missionars beendet und der Friede durch den nunmehr christlichen Tui Mbua selbst befestigt wurde. Infolge dessen beugten am Sonntag, den 24. November 1850, wiederum 115 Personen, darunter 60 wehrfähige Männer, im Mbua-Bezirk ihre Knie zur Anbetung des wahren Gottes, welche acht Tage zuvor noch blinde Heiden waren. — Von Mbua aus wurde auch ein Lehrer auf die westlich gelegene Nasawagruppe gesendet, wo ebenfalls einige Christengemeinden entstanden.

Gleichzeitig mit Mbua ward auch die Mission in Randi an der Südküste von Wanualewu begonnen und unter ähnlichen Umständen fortgeführt, wobei besonders der uns schon bekannte Nationalprediger Joel Bulu treffliche Dienste leistete, da die Missionare von Wiwa nur selten Besuche machen konnten<sup>1)</sup>. Am 9. November 1847 ward die Station von den Missionaren J. Watsford, der bisher in Wiwa und Ono gearbeitet, und J. Ford, der eben von England angekommen, besetzt. Der niedrige, sumpfige Platz erwies sich aber als so ungesund, daß dort meist nach Jahresfrist schon die Kraft der europäischen Arbeiter zusammenbrach und andere nachrücken mußten. Hier arbeitete unter andern der bereits erwähnte Missionar Hazlewood, einer der begabtesten Mitglieder der Witimission, der besonders durch seine Übersetzung des Alten Testaments sowie seine Grammatik und Lexikon der Witisprache sich verdient gemacht hat. Er mußte in Randi sein Todterlein und seine treue Gattin begraben. Er selbst entschlief in Neusüdwales 1855, wohin er sich zwei Jahre zuvor mit gebrochener Gesundheit zurückgezogen hatte.

Noch haben wir ein paar Bemerkungen über die katholische Mission hinzuzufügen. Römische Missionare kamen 1840 zuerst nach dem Witiarchipel, den sie damals bloß untersuchten. Aber, nachdem sie auf Tonga festen Fuß gefaßt, brangen sie 1844 auch hier ein und verbreiteten sich von der Insel Namuka aus, wo sich ihre ersten Sendboten niederließen, nach den andern Inseln, um dem Lotu popi oft mit jesuitischen Ränken Eingang zu verschaffen. So hatten sie auch auf Lakemba sich schon festgesetzt und suchten auf alle Weise den neubekehrten König für sich zu gewinnen; um dieselbe Zeit (1849) langte ein römisch-katholischer Bischof mit andern Priestern in Witi an und wollte gern einen derselben in Mbau oder Wiwa landen, aber die Leute fürchteten und haßten das Papsttum und wollten daher die Priester nicht aufnehmen, was, wie gewöhnlich, die Drohung mit einem französischen Kriegsschiff zur Folge hatte. In Owalau fing er es schlauer an und mußte wenigstens einen Priester bei einem Weißen in der Nähe von Dewula anzusiedeln. Dort zu Totonga wurde die katholische Hauptstation errichtet. So lange übrigens die Römischen in der Minorität sind, zeigen sie viel Demut, wie denn z. B. auf einer Insel gepredigt wurde, beide Lotus seien wahr, der Lotu Katoleto und der Lotu He-

<sup>1)</sup> Höchst interessant ist die von edler christlicher Einfalt getragene Erzählung Bulus von diesen Anfängen. Vergleiche Basler Missionsmagazin 1872, S. 276 ff.

reteto, nu  
Im ganzen  
Dage  
bis zum J  
klar werde  
nare thätig  
Gemeindeg  
38 Schuler  
eingeführt  
gepredigt;  
erklärte Ki  
1870 erzie  
lehrern, 2  
Drei Jahr  
taufte Wit  
vermehrten  
Kinder.

Eine  
die Zeitung  
in den fünf  
ferenz über  
Verbindung  
erleichtert  
dem von S  
waren für  
worden (De  
Stationen e  
Folgen  
Laufe der f  
Von L

lischer Jün  
mit der Re  
hier vorgeg  
sich anständ  
Gefänge au  
kaum ein  
Priester me  
und beinahe  
während 8  
letzten Jahr  
nach voran  
ein großes  
bruderei n  
Missionare  
oder irgend  
langen.  
Missionar  
Fletcher.

retelo, nur sei der erste viel heiliger und majestätischer, als der andre. Im ganzen richteten jedoch die Katholiken wenig aus.

Dagegen wird das allmähliche Wachstum der evangelischen Mission bis zum Jahre 1851 am besten durch einige statistische Übersichten und klar werden. Im Jahre 1845 waren auf 4 Hauptstationen 7 Missionare thätig, 21 Katecheten, 106 Wochenschullehrer und 21 Lokalprediger. Gemeindeglieder waren 985, Taufkandidaten 51, Schüler 1148 in 38 Schulen. Im Jahre 1847 war das Evangelium auf 24 Inseln eingeführt und ward allsonntäglich an 53 Plätzen vor 3300 Personen gepredigt; 1278 Witter aber, darunter mächtige Häuptlinge, waren erklärte Kirchenglieder, 128 wurden für die Mitgliedschaft geprüft, und 1870 erhielten Schulunterricht, wobei die Missionare von 108 Schullehrern, 23 Katecheten und 44 Lokalpredigern unterstützt wurden. Drei Jahre später gab es auf 6 Stationen bereits gegen 3000 getaufte Witter, die sich im folgenden Jahre um 320 neue Mitglieder vermehrten, nebst 535 auf Probe; die Schulen aber zählten 3333 Kinder.

Eine wichtige Veränderung auch für die Wittmission war es, daß die Leitung der gesamten wesleyschen Missionen in der Südpazifik an die in den fünfziger Jahren selbständig konstituirte australasiatische Konferenz überging, wie bereits früher mehrfach erwähnt wurde. Die Verbindung der Missionare mit der Direktion war dadurch wesentlich erleichtert und wurde regelmäßig durch den „John Wesley“, der seitdem von Sydney aus seine Rundfahrten macht, vermittelt. Übrigens waren für die Wittmission noch ein paar kleinere Schiffe angeschafft worden (Dove und Rose and Shamrock), welche zur Verbindung der Stationen auf den verschiedenen Inseln dienten.

Folgen wir nun zunächst der Entwicklung der Wittmission im Laufe der fünfziger Jahre.

Von Latemba konnte Missionar Syth — den übrigens ein katholischer Jüngling, mit welchem er über seine Religion sprach, beinahe mit der Keule erschlagen hätte — Ende 1851 mit Freuden über die hier vorgegangene Veränderung berichten. Die Eingebornen kleideten sich anständig und hatten ihre unzünftigen mitternächtlichen Tänze und Gesänge aufgegeben. Die Vielweiberei hatte bedeutend abgenommen, kaum ein Göztempel war noch stehen geblieben, kein heidnischer Priester mehr vorhanden. Dagegen zierte eine schöne Kapelle die Stadt, und beinahe  $\frac{1}{2}$  der erwachsenen Bevölkerung waren Kirchenglieder, während 800 Kinder täglich die Schulen besuchten. In den beiden letzten Jahren waren 1300 getauft worden, darunter 800 Erwachsene nach vorangegangener gewissenhafter Prüfung. Auch zeigte sich überall ein großes Verlangen nach dem Worte Gottes, und da die Missionsdruckerei nur eine kleine Anzahl Testamente liefern konnte, mußten die Missionare zu ihrem Leidwesen oft Leute abweisen, die gern gut bezahlt oder irgend ein Opfer gebracht hätten, um die Heilige Schrift zu erhalten. Im Jahre 1854 finden wir in der Latembamission den Missionar Polglase thätig, unterstützt von seinem Schwager Will. Fletcher.



Bei einer Missionsversammlung im Juni d. J. führte der nächste Häuptling nach dem König den Dorsch, und mehrere eingeborne Lehrer hielten Ansprachen. Bei der nachherigen Einsammlung der Beiträge ging der König mit einigen seiner vornehmsten Männer voran, brachte sein Ra zi Soloma „freiwilliges Opfer“ dar und setzte sich in der Kapelle nieder. Dann folgte das Volk — ein jeder Stamm von seinem Häuptling begleitet — singend und sich langsam fortbewegend, sie brachten ihre aus Öl, Matten, einheimischem Zeug etc. bestehenden Gaben in das Haus des Herrn, gaben sie in die Hände der zu diesem Zwecke bestimmten Personen und gingen dann auf ihre Stellen zurück.

Auf die Ausbildung eingeborner Gehilfen wandte auch Miss. Polglase ganz besondere Aufmerksamkeit und ist dadurch im Stande gewesen, nützliche Arbeiter nach Somosomo und Umgebung, sowie nach andern Teilen von Witt auszusenden, um dem Mangel an Missionaren abzuheffen, für die es mehr Arbeit gab als sie thun konnten. Auch weiterhin lauten die Berichte über die Salambamission günstig. Auf jenen östlichen Gruppen kam schon damals das Christentum dem völligen Siege über d. Heidentum sichtlich nahe. Auf Ono war derselbe bereits vor Jahren errungen, und die Gemeinde fuhr fort „die Lehre Gottes unsres Heilandes in allen Stücken zu pflanzen.“ Auch lieferte sie manche treue Missionsarbeiter für verschiedene Inseln des Archipels, deren einer die Märtyrerkrone erlangte.

Newa ward einige Jahre nach seiner Zerstörung durch den damals glücklich entkommenen Ratu-Ngara, der sich nun (1851) selbst als König einsetzte, wieder aufgebaut. Zwei französische Priester führten daselbst das Papsttum ein und errichteten eine Station; als aber im Jahre 1852 ein protestantischer Lehrer dahin gesandt wurde, forderten sie von dem König, der ihn willig aufnahm, vergeblich dessen Entfernung. Ende 1854 ward Missionar Moore nach Newa berufen und begann sein schwieriges Unternehmen während des fortdauernden Krieges mit viel Standhaftigkeit und Fleiß. Der König von Newa starb 1855, und es erfolgten Friedensvorschläge, aber die Häuptlinge von Mbau, welche, wie wir bald sehen werden, im Aufbruch gegen ihren König Salombau standen, vereitelten dieselben und setzten die Feindseligkeiten fort, und so dauerte der Krieg, bis König Georg von den Tongaineln mit einer Flotte von 40 großen Barken Mbau besuchte und dadurch in den Krieg verwickelt wurde, daß die Rebellen auf Anstiften ihres Hauptes, Mara, bei der Landung auf Owalau einen seiner Häuptlinge erschossen. Die Tonganer und Mbauaner waren bald Sieger, und ein allgemeiner Friede wurde hergestellt, worauf ein großer Teil der Newaner den Missionar Moore, dessen Haus während des Krieges niedergebrannt war, bei ihnen zu bleiben ersuchte. Zwar existierte noch eine Kriegspartei, aber als der einflussreichste Mann von Newa sich öffentlich zum Christentum bekannte, fand eine Beratung der Häuptlinge statt, in welcher beschlossen wurde, daß auch sie zum Christentume übertreten wollten, damit der Friede dauernd bleibe, und daß an alle zu Newa gehörenden Städte und Inseln die Aufforderung gerichtet werden sollte, dem einigen, wahren Gott zu dienen. Das Werk ging nun rasch vorwärts, und die römischen Priester sahen sich

halb genötigt, der Christen die nächste Mission über bereits weit besetzt und namentlich Punkte, sowie u. a. waren Sektionen, ihrer bestimmten neun. Eingeborne, 50 andere nicht dazu den dringendsten hatte nützung, der Frömmigkeit selben Jahre von 21 000 Das Wert Inseln Ran Grauel des Serua und den entferntums vorhanden für Witt geunreifen Ra konnten in Bedürfnis sich die Zahl einem Jahr

In Mai 1852 unter den Salombau und alle 5 seiner des Wuntwo kleidet wurde und vergehen thaten. Str auf Owalau Mbau und mitteln such veranlaßten Missionar

balb genöthigt Rewa zu verlassen, wo bis zum Juni 1856 die Zahl der Christen sich verdoppelte. Dieselben waren aber keineswegs auf die nächste Umgebung von Rewa beschränkt. Zunächst hatte sich die Mission über das ganze Delta des Wailewu verbreitet, dann aber war bereits weit im Innern an dem genannten Flusse die Stadt Nattasiri besetzt und ferner verschiedene Punkte auf der Südküste von Witilewu, namentlich Suwa, Serua und selbst das ferne Randronga. Alle diese Punkte, sowie auch mehrere im Delta, wie Kafelo, Mdrawo, Nasali u. a. waren mit Lehrern besetzt und bildeten die Mittelpunkte der Sektionen, in welche die wesleyschen Missionkreise (Circuits) nach ihrer bestimmten Organisation eingetheilt werden. Rewa zählte damals deren neun. Im ganzen Kreise gab es um die genannte Zeit 16 000 Eingeborne, die den öffentlichen Gottesdienst besuchten, 18 Kapellen und 50 andere Predigtplätze. Selbst solche Eingeborne, die durchaus noch nicht dazu ausgebildet waren, mußten als Lehrer benutzt werden, um den dringenden Wünschen des Volkes entsprechen zu können, und der Missionar hatte nur einen Hilfsmissionar und 27 Katecheten zu seiner Unterstützung, deren einzige Fähigkeit vielfach nur in ihrer gründlichen Frömmigkeit und im Lesen bestand. Missionar Royce, der in demselben Jahre noch in Rewa zu Hilfe kam, konnte im Oktober 1856 von 21 000 Christen berichten, wozu jede Woche noch mehr kamen. Das Werk des Herrn dehnte sich immer weiter aus, auch über die Inseln Randawu, Mbenga, Watulele u. a., während daneben die Greuel des Heidentums, Krieg und Menschenfresserei, namentlich in Serua und Randronga, noch immer fortgingen, sowie überhaupt in den entfernteren Sektionen, in denen erst schwache Anfänge des Christentums vorhanden waren. Dringend ward deshalb um mehr Missionare für Wit gebeten, da die vorhandenen Arbeiter und die größtentheils noch unreifen Nationallehrer dem sich erweiternden Bedürfnis nicht genügen konnten in Rewa sowohl wie in den andern Missionstreffen. Das Bedürfnis nach Verstärkung ward immer dringender, da in der Folge sich die Zahl der Kirchenglieder und ebenso die der Probeglieder in einem Jahr um 1000 vermehrte.

In Witwa begann Missionar Watsford nach seiner Rückkehr im Mai 1852 eine Schule, die von mehr als 80 Kindern besucht wurde, unter den Leuten von Mbau viel Aufsehen erregte und auch den König Oatombau sehr interessirte. In demselben Jahre starb der alte Tanoa, und alle Bemühungen der Missionare vermochten nicht zu hindern, daß 5 seiner Weiber erdroffelt wurden. Oatombau nahm nun den Titel des Buntwalu an, mit welcher Würde er im Juli 1853 feierlich bekleidet wurde, wobei nach herkömmlicher Heidenweise Menschen geopfert und verzehrt wurden, was auch die Missionare dagegen sagten und thaten. Streitigkeiten zwischen den immer schlechter gewordenen Weißen auf Owalau nebst dem ihnen verbündeten Tui Sewula und zwischen Mbau und Witwa, in welchen Elias Werant, der den Frieden zu vermitteln suchte, von den wilden Senoni auf Owalau erschossen ward, veranlaßten den Weggang des seit Dezember 1853 auf Owalau thätigen Missionar Binner, der hier oft in Lebensgefahr war, nach Salemba,

wurden aber zugleich Anlaß, daß Salombau jetzt endlich gestattet, in Mbau selbst eine Station zu gründen.

Mancherlei Unglück hatte das Herz des Kannibalenfürsten doch etwas erweicht<sup>1)</sup>. Mehrere Schlachten hatte er verloren. Besonders aber war der Verlust seines Freundes für ihn ein sehr harter Schlag, zumal, da sich nun alle seine Feinde vereinigten, um ihn zu demütigen. Er hatte an Werani nicht nur einen treuen Berater verloren, sondern wie ihm deuchte auch einen Fürsprecher bei dem Gott der Christen, dessen Stimme schon manchmal sein Gewissen getroffen hatte. Mit der Aussicht, er habe ja den Freund ungehindert in dessen Dienst gelassen, hatte er bis jetzt sich zu beruhigen gesucht, wenn die Missionare wieder und wieder ihn an seine eigne Befehrung mahnten. Jetzt war ihm dieser Trost genommen in einer Zeit, in der ein schweres körperliches Übel sich bei ihm anmeldete, und die Nachricht von der Ermordung seines letzten Gastes, des Königs von Somosomo, ihm den Gedanken nahe legte, dessen Los könnte auch ihn erwarten.

Missionar Calvert wußte den günstigen Augenblick trefflich zu nützen und rang dem König die Erlaubnis ab, daß künftig in Mbau selbst ein Missionar sich niederlassen dürfe. Bisher hatten sich diesem Wunsche mit wenigen, ehrenvollen Ausnahmen die weißen Ansiedler mindestens so entschieden widersetzt als der König selbst, weil sie, falls die Regierung eine christliche würde, die Beschränkung ihrer eignen Zügellosigkeit fürchteten. Noch im Jahre 1852 hatte der amerikanische Konsul Williams ihm sagen lassen, wenn er die Errichtung eines Missionshauses in Mbau gestatte, werde er bald sehen, daß er dadurch den Gewinn von Jahren verliere. Jetzt standen die Weißen, um früher erfahrene Beeinträchtigungen zu rächen, alle auf der Seite seiner Feinde und konnten daher sein Ohr nicht mehr umgarnen. Am 30. Oktober 1853 traf Missionar Waterhouse in Mbau ein und gewann bald Salombaus Vertrauen. Durch Gottes sichtbare Fügung mußte gerade um jene Zeit (April 1854) auch ein Brief anlangen, in dem der König von Tonga Salombau liebevoll und dringend einlud, doch wie er dem Heidentume zu entsagen. Das entschied. Mehr aus weltlichen Rücksichten als aus wirklich bußfertigen und gläubigen Herzen beschloß dieser nun den Uebertritt zum Christentum und besprach sich darüber mit seinen Großen. Einige derselben stimmten bei, andre widerlegten sich. Er aber blieb fest.

Am 30. April ertönte in den Straßen von Mbau zum ersten Mal der schauerliche Ton der beiden großen hölzernen Trommeln, nicht um Krieg und Todschlag zu verkünden, sondern um die Bewohner unter das Panier des Friedensfürsten zu versammeln. In der allgemeinen Herberge hinter dem Paradeplatz der Mbaukrieger und in nächster Nähe der Defen, in denen deren graufige Maßheiten bereitet wurden, sollte heute seine Liebesbotschaft an die gefallene Menschheit erschallen. Der König und sein graubärtiger Hauspriester schritten voran. Ihnen folgten an 300 Häuptlinge, Diener, Frauen und Kinder und ließen sich in großer Ordnung zum Anhören des göttlichen Wortes nieder. Am folgenden Sonntage fanden sich bereits 300 weitere Zuhörer ein. Tags darauf zog man in die Ggientempel, betete zu dem lebendigen Gott und nahm dann die heidnischen Zierrate herab. Manchem bebte die Hand bei der That, doch wurden gleich nachher ungestraft einige heilige Bäume in der Nachbarschaft gefällt. Darauf sandte Salombau Boten auf verschiedene der ihm zinspflichtigen Inseln, um deren Bewohnern volle Freiheit zum Verlassen der alten Gggen zu erteilen. Schulen für Kinder und Erwachsene wurden nun eröffnet, Hausandachten eingeführt, und an Wochen- und Sonntagen immer größeren Scharen die Heilswahrheiten verkündet. Am 1. Juni hatten sich schon 1000 Personen zum christlichen Unterricht gemeldet.

„Salombaus neuer Gott ist ein Geist und kann daher seinen Leib nicht schütten; also wird er nur um so leichter unsre Deute werden,“ meinte Ratu Ngara, der König von Rewa. „Das ist nur eine neue Art, Zeit zu gewinnen; wenn er wieder zu seiner früheren Macht gelangt ist, wird er schon die Mäste abwerfen,“ sprachen andere, und die entschiedensten Heiden: „Er hat die Götter seiner Väter verlassen, also ist der Sieg unser.“ Mit Befürzung hörte Salombaus Feind Mara,

<sup>1)</sup> Vasker Missionsmagazin 1868, S. 380 ff.

ber in der S  
lange dem Mo  
bau ein Chris  
um die Religi  
werde ich m  
Gefühlen wur  
dem alle Wilt  
und jetzt ist e  
das Land be  
füllen Herzen.

Von t  
nichts zu sp  
und näher  
durch nur r  
König jetzt  
Untergang f  
auffordern,  
zerstören ge  
von Salom  
Er wurde f  
Vertrauen  
Feinde von  
als ob eine  
Salombau  
werden wi  
Heuchler, so

Im J  
einen lähen  
nach Witsit  
war die Be  
Salombaus  
Bündnisse g  
sammeln. C  
König Geo  
eigentlich n  
Salombau  
zu teil wer  
Tongakriege  
mit in den  
Häuptlinge  
haft bleiben  
Siebzig D  
der nun de  
siegen wur  
Sewuta un  
feierlicher F  
auf einem  
Ende der F  
so lange je  
einmal zum

gestattete, in

was erweicht<sup>1)</sup>.  
Verlust seines  
ne Feinde ver-  
dem treuen Be-  
dem Gott der  
atte. Mit der  
assen, hatte er  
wieder ihn an-  
men in einer  
b die Nachricht  
mo, ihm den

liten und rang  
nar sich nieder-  
envollen Aus-  
als der König  
bränkung ihrer  
famische Konfus  
aufes in Mbau  
ihren verliere.  
u rächen, alle  
thr umgarnen.  
o gewann bald  
rade um jene  
Tonga Satom-  
entsagen. Das  
em und glän-  
b besprach sich  
übersehten sich.

at der schauer-  
und Totschlag  
Friedensfürsten  
g der Mbau-  
keiten bereitet  
erschallen. Der  
bligten an 300  
Ordnung zum  
en sich bereits  
del, betete zu  
b. Manchem  
tintige heilige  
oten auf ver-  
Freiheit zum  
schene wurden  
tagen immer  
ten sich schon

en Peiß nicht  
Ratu Ngara,  
en; wenn er  
ke abwerfen,  
seiner Väter  
Feind Mara,

der in der Hoffnung, dadurch alle Christen auf seine Seite zu bekommen, schon lange dem Namen nach ein solcher geworden war, was in Mbau vorging. „Sakombau ein Christ,“ rief er aus, „dann müssen wir um etwas anderes kämpfen, als um die Religion. So lange er oder einer seiner Nachkommen noch Macht besitzt, werde ich mit ihm streiten, denn ich will selbst König sein.“ — Mit ganz andern Gefühlen wurde die Nachricht in Salemba aufgenommen. „Es gab einen Ofen, in dem alle Witter gebraten wurden, um gefressen zu werden. Dieser Ofen war Mbau, und jetzt ist er geschlossen. Also wird ein Rest unsres Volkes übrig bleiben und das Land besitzen, das uns Gott gegeben hat,“ so hieß es dort in vielen dankerfüllten Herzen.

Von tieferen Geisteswirkungen war freilich bei Sakombau noch nichts zu spüren. Aber Anfechtung lehrt aufs Wort merken. Näher und näher drängten sich die Feinde um das fast zwei Jahrzehnte hindurch nur mit Schreden genannte Mbau. Friedensvorschläge, die der König jetzt nach Rewa sandte, wurden höhnisch zurückgewiesen. Sein Untergang schien unvermeidlich. Ratu Ngara ließ Waterhouse geradezu auffordern, mit seiner Familie die Stadt zu verlassen, da er sie zu zerstören gedente. Dieser aber wollte in der Stunde der Gefahr nicht von Sakombau weichen, was das Herz des stolzen Königs tief rührte. Er wurde fühlbar milder; auch das Volk schloß sich mit wachsendem Vertrauen an die Missionsfamilie an. Und trotz des Drohens der Feinde von außen, trotz des Verrats, der im Innern lauerte, war es, als ob eine unsichtbare Hand Mbau immer wieder schützte. „Wenn Sakombau wirklich ein Christ ist,“ sagte jetzt nachdenklich Ratu Ngara, „werden wir ihn nicht in unsre Gewalt bekommen. Ist er aber ein Heuchler, so wird sein Lotu nur das Feuer schüren.“

Im Januar 1855 fand dieser unverföhnliche Feind Sakombaus einen jähen Tod, ohne daß er Zeit hatte, seinen Haß den Seinigen nach Witiſſite als ein bindendes Vermächtnis zu hinterlassen. Dadurch war die Beendigung des Krieges bedeutend erleichtert. Rewa wollte Sakombaus Friedensvorschläge annehmen; Mara dagegen suchte neue Bündnisse gegen ihn zu schließen und alle Unzufriedenen um sich zu sammeln. Eben waren die Rüstungen beendet, als, wie bereits erwähnt, König Georg von Tonga mit einer Flotte von 40 Schiffen ankam, eigentlich nur zum Besuch, oder um durch seine Anwesenheit dem Sakombau eine moralische Unterstützung gegen seine zahlreichen Feinde zu teil werden zu lassen: denn die Witter hatten seit lange vor den Tongakriegern einen nicht geringen Respekt. Er wurde aber selbst mit in den Kampf hineingezogen, als von feindlicher Seite einer seiner Häuptlinge erschossen ward. Hierauf konnte der Ausgang nicht zweifelhaft bleiben. Die Tonganer führten bald die Entscheidung herbei. Siebzig Dörfer kehrten unter die Botmäßigkeit des Sakombau zurück, der nun den Titel „Tui Witi, König von Witi“ annahm. Die Besiegten wurden mit christlicher Mäßigung behandelt, und Mara, Tui Sewuka und andre Häuptlinge söhnten sich mit Sakombau aus. Ein feierlicher Friedensschluß wurde, ehe Georg mit seiner Flotte heimkehrte, auf einem englischen Kriegsschiffe, dem „Gerald“, gehalten, um das Ende der Feindseligkeiten, die Witiſſewu und die benachbarten Inseln so lange zerfleischt hatten, zu besiegeln. Leider sollten sie später noch einmal zum Ausbruch kommen.

Zunächst aber machte die Sache des Evangeliums bedeutende Fortschritte. Mbau war jetzt ein neuer Mittelpunkt für die Mission geworden. In dem großen, nun in eine Kirche verwandelten Fremdenhause (Mbure) sammelten sich gewöhnlich gegen 1000 Zuhörer der Predigt, manche Seelen wurden tiefer ins Christentum eingeführt und aufs neue manche Inseln, wie Moturiki, Ngau, Nairai, Mbatiki, Koro u. a., sowie mehrere Küstenplätze von Witilewu mit Lehrern besetzt. Der ganze Circuit von Wiwa zählte (November 1855) 8870 Besucher des Gottesdienstes. Im folgenden Jahre ging Calvert, um eine neue Bibelausgabe zu besorgen, nach England. Die Station Mbau übernahm damals W. Wilson. Satombau bewies seine fortbauende Geneigtheit für das Christentum durch Gesetze wie das, welches den Menschenmord bei Todesstrafe verbot. An einem Manne, der seine Frau erbrochelte, kam dasselbe bald zur Anwendung. Drei hohe Häuptlinge schlossen öffentlich einen christlichen Ehebund, auch wurde der Bau eines neuen Gotteshauses begonnen. In den ersten Tagen des Jahres 1857 kam Satombau selbst zur Entscheidung. Sein Harem wurde entlassen. Mit einer seiner Frauen wurde er christlich getraut, und am 11. Januar empfing das Königspaar durch Missionar Waterhouse die heilige Taufe.

Vor seinem ganzen Hof und Volk, vor Männern, deren Frauen er geraubt, vor Witwen, deren Männer er erschlagen, vor Leuten, deren Angehörige er erwürgt und gefressen hatte, erhob Satombau nach der heiligen Handlung seine Stimme zu dem Bekenntnis: „Ich bin ein böser Mensch gewesen; ich habe das Land verderbt. Die Lehrer haben mich zu Jesus eingeladen; ich aber sagte: nein, ich will fortzählen zu kämpfen. Gott hat mein Leben wunderbar erhalten. Ich meinte, ich selbst habe mich beschützt; jetzt weiß ich, daß er allein es gethan hat. Ich erkenne ihn als den einen wahren Gott. Aber ich bin eine Geißel des Landes gewesen.“ — Gewiß ein großer Tag für Wit. Der König hatte sich den Namen Ebenezer gewählt, die Königin Lydia.

Seitdem wurde Mbau die Hauptstation des betreffenden Missionskreises an Wiwas statt. In einem Jahre mehrte sich die Zahl der Kommunikanten in demselben um 750, während 722 Probemitglieder hinzukamen. Es wurden 12 Kirchen erbaut, 43 eingeborne Gehilfen wurden ganz durch die Beiträge der Gemeinden versorgt, beinahe 600 Trauungen vollzogen, 96 Schulen eröffnet u. s. w.

Sehen wir endlich wie in diesem Zeitraume sich das Missionswerk in Wanua Lewu gestaltete.

In Mbua wechselten mehrfach die Missionare: Williams, Moore, Malvern und Wilson arbeiteten hier zum Teil unter großer Verdrängnis durch Kriegsunruhen. Auch Krankheit in der Missionsfamilie bereitete dem Missionswerke Hindernis. Dennoch sind auch hier rasche Fortschritte zu verzeichnen. Der Fürst von Mbua trat nämlich 1855 zu den Christen über, und ihm folgte ein großer Teil seiner noch heidnischen Unterthanen. Bereits 43 christliche Ortschaften mit 2000 regelmäßigen Besuchern des Gottesdienstes gibt der Jahresbericht von 1856 an. Auf einer großen Missionsversammlung wurden Gaben im Werte von 240 Markts zusammengebracht. Auch nach den Sasawatinseln konnten

immer mehr  
aber, wo na  
des Herrn a  
sie bereits f  
Der erbittert  
einstiger Rat  
der Priester,  
näher anbie

„Täglich,“  
in den Bergen,  
Kinder mußten  
verirrten Kugel  
daß sie selbst i  
Krankheit versta  
mit Lust verzeh  
Ungeheuer zum  
Ach, schickt uns  
und schlafen un  
nicht hierher to

Lange se  
geschworen,  
endlich in he  
da der letzte M  
Gesundheit in  
bereits in D  
die Christen  
riges Ende o  
Gebete! Und  
armen Sklav  
bekannt zu n

Nachdem  
und im Geis  
Mbua. Zw  
Christen zu  
daß viele da  
kehrten.

„Auf unse  
einige europä  
Wenige Stun  
Kirche, die un  
Entschlafenen  
auch seine Fre  
beiden Kinder  
heidnische Pri  
sind nun die  
uns so verwun  
indem er die  
Rückzug bewo  
hinübergehal  
schrieben.“



entende Fort-  
e Mission ge-  
ten Fremden.  
Zuhörer der  
ngesührt und  
rai, Mbatiki,  
it Lehrern be-  
1855) 8870  
Salvert, um  
station Abau  
fortbauernbe  
welches den  
der, seine  
hohe Haupt-  
wurde der Bau  
n des Jahres  
barem wurde  
aut, und am  
aterhause die

immer mehr Lehrer gesendet werden. Auf der andern Station Nandi aber, wo nach einander verschiedene Missionare ihre Kräfte im Dienste des Herrn auftrieben, schien die ganze Sache des Evangeliums, obgleich sie bereits schöne Früchte gebracht hatte, zuletzt aufs äußerste gefährdet. Der erbitterteste aller Christenfeinde auf der Insel, Tui Wainunu, einstiger Katholik und wie es heißt bis zu seinem Ende ein Freund der Priester, gewann immer mehr und mehr Anhang. Näher und näher andie Missionsstationen zog sich der Krieg.

„Täglich,“ so lautet einer der Berichte aus jener Zeit, „hörten wir die Schüsse in den Bergen, die Aufruhrtrommel, die Alarmitrommel, die Todestrommel. Unsere Kinder mußten oft auf ihren Abendspaziergang verzichten, daß sie nicht von einer verwirrten Kugel getroffen würden. So groß war zu Zeiten die Not der Krieger, daß sie selbst ihren Freunden Kinder entwendeten und verschlissen. Auch ein an Krankheit verstorbenen Mann wurde noch am dritten Tag wieder ausgegraben und mit Lust verzehrt. Dennoch sind Christen auch dahin gedrungen und haben diese Ungeheuer zum Lotu, zum Frieden Gottes, eingeladen. Aber es war die Antwort: Ach, schickt uns nur keine Lehrer; wir brauchen nichts als essen und trinken, pflanzen und schlafen und thun wie wir gethan haben. Sagt doch den Lehrern sie sollen nicht hierher kommen.“

en er geraubt,  
rige er erwirgt  
eine Stimme zu  
Land verberbt.  
ich will fort-  
ich meinte, ich  
Ich erkenne  
gewesen.“ —  
Ebenezer ge-

Lange schon hatten die Heiden der Stadt Nandi den Untergang geschworen, als sie im April 1858 verstärkt durch den ruhelosen Mara endlich in hellen Haufen anrückten. Sie trafen die Station verwaist, da der letzte Missionar, Crawford, nach wenigen Monaten mit gebrochener Gesundheit wieder hatte von dannen ziehen müssen und im Januar bereits in Owalau entschlafen war. Die Stadt wurde eingekreist, die Christen von den Siegern als Beute unter sich verteilt. Ein trauriges Ende all der auf Nandi verwendeten Arbeit, aller Thränen und Gebete! Und doch mußte auch diese Fügung dienen, um durch die armen Sklaven mitten unter den wilden Heiden den Namen des Herrn bekannt zu machen.

en Missions-  
e Zahl der  
bemittglieder  
ne Gehilfen  
beinahe 600

Nachdem Nandi gefallen, wendete sich Tui Wainunu, siegestrunken und im Geiste schon König von ganz Witi, im Frühling 1859 nach Mbua. Zwei Lehrer, die in seine Hände fielen, hatte er, um die Christen zu schrecken, getötet und gefressen und dadurch wirklich erreicht, daß viele das Lotu aufgaben, und einige Dörfer zum Heidentum zurückkehrten.

Missions-

ms, Moore,  
großer Be-  
missionsfamilie  
hier rasche  
nlich 1855  
et noch heit-  
2000 regel-  
t von 1856  
im Werte  
eln konnten

„Auf unser Christendorf Nauluinakula,“ schreibt Missionar Wilson, damals der einzige europäische Arbeiter auf der ganzen Insel, „süßten sie sich aus den Bergen. Wenige Stunden nachdem ich dort gepredigt hatte, verbrannten sie dort die schöne Kirche, die unsren Christen soviel Arbeit gelostet hat, entweihten den Ruheplatz der Entschlafenen und töteten 6 Personen. Der Lehrer entrannt zum Glück ins Gebüsch, auch seine Frau. Aber die Schwester, die gerade hinter ihr stand, wurde mit ihren beiden Kindern erreicht und erschlagen. Einer der getöteten Männer ist der frühere heidnische Priester von Mbua, ein Mann von hohem Einfluß. — — — Verbrannt sind nun die gewaltigen Dallen, über deren Beschaffung durch Menschenhände wir uns so verwunderten. Aber der Herr hat uns auch seine Freundlichkeit gezeigt, indem er die vierzigmal überlegenen Heiden durch ein übertreibendes Gerücht zum Rückzug bewog. — Doch es waren ängstliche Zeiten, aber die wir uns durch Gebet himüberhalsen; da schienen uns viele Palmen für unser eigenstes Bedürfnis geschrieben.“

Nachträglich freilich kostete die überstandene Angstzeit noch ein schweres Opfer. Wilsons Gattin hatte sich über die Mähen angestrengt, die Gemeinde während einer grassirenden Grippe zu pflegen. Sie wurde selbst davon angesteckt und lag krank, als die feindliche Armee anrückte. So gefaßt und mutig sie sonst war, ging diesmal ihr Leiden durch die Aufregung jener Tage in ein gefährliches Fieber über, dem sie am 14. Mai erlag. Vor ihrem Ende beschwor sie noch die eingebornen Lehrer, nur Jesum zu predigen, und ermahnte alle Umstehenden zur Wachsamkeit und Treue. Triumphirend schied sie von ihrem Gatten und den vier Kleinen und wurde neben der vorangegangenen Schwester beerdigt, deren Denkmal soeben die Heiden zerstört hatten.

Die Tapferkeit, welche die Christen Mbua in dem kurzen Kampfe bewiesen, und der Schrecken, der auf ihre Feinde fiel, brachten aber anderseits auch ihre Früchte. „Unsre Götter nützen uns doch nichts,“ sprachen viele der Heiden, und mindestens 6000 erklärten sich bereit, das bisher verschmähte Lotu anzunehmen. Schade nur, daß es an Arbeitern fehlte, die offene Thür sogleich recht zu benutzen. Bis Wilson bei einem Besuch in England mit feuriger Rede weitere Missionare für Witi warb und mit ihnen wieder draußen anlangte, hatte Krankheit und Tod die Reihen der übrigen so gelichtet, daß kaum die entstandenen Lücken ergänzt werden konnten. — Tui Wainunu und Mara wurden zwar kurz nach der Belagerung Mbua's gefangen und zur Strafe für ihren Hochverrat in Mbau gehängt; der Friede war aber damit in Wanualewu noch nicht hergestellt. Zuerst der Nordküste entlang, dann südwärts, zog sich der Krieg in den noch zum Königreich Somosomo gehörigen östlichen Teil der Insel, wo in Fawnharbour (Waitawa) eine neue Missionsstation gegründet worden war, um von dort aus durch Reisepredigten auch dem auf Taruini erwachten Verlangen nach dem Lotu begegnen zu können. Mehrmals schwebten auch hier die Missionare in großer Gefahr, doch wurde sie immer wieder gnädig abgewendet, und es gelang ihnen, mitten im Kriege ihre in beiden Lagern zerstreuten Schafe geistlich zu bedienen. Die Märchen, durch welche ein und das andre Mal ein katholischer Priester zu beweisen suchte, daß sie die eigentliche Ursache des Krieges seien, waren so unglaublicher Art, daß sie darüber nur lächeln konnten. Mbua blieb indessen von eingebornen Lehrern bedient, und die mit soviel Liebe und Eifer errichteten Gebäude nahmen bald jenes Gepräge von Zerfall und Verödung an, das aufgegebene europäische Niederlassungen in Tropenländern unabwendbar tragen. —

Überblicken wir nun zunächst die weitere Entwicklung der Verhältnisse in Witi im ganzen. So wichtig auch die Entscheidung Salombaus für das Christentum im Archipel sein mochte, so waren durch dieselbe leider die Kriege, die bisher das Haupthindernis desselben gebildet hatten, noch keineswegs beseitigt. Besonders war es Rewa, das es nicht ertragen mochte, dem alten Nebenbuhler untergeordnet zu sein. So schwer die Niederlage dort gewesen war, erhoben die Heiden doch nach einigen Jahren wieder das Haupt. Schon hofften sie alle Lotu-

leute, deren können. Witi anführer gin Seite trat ein nicht weniger dem Felde er zu spät auf mußten ihrer die französische Los in Aussä kamen die Vereinigten auf den Insel sehr bedeutend rungsfälle wä Der arme M schrist zu un Er wählte da Zahlung neh Um alle sich Salomba unter der Bel Staaten über schädigt würd Witi schon d Verhandlung wurde, wie i ist. So sch mission, welc schickt wurde, im ganzen nicht die Her widerspenstig

<sup>1)</sup> Die gar einen Mann, d Wegen einer d sein, als diese ameritanische glück gehabt, f Menge von M herausstellte, von 3000 Dol sollte. Ein de tanischen Krie Strafe zu zah seitens dieses <sup>2)</sup> Beson zu der sogeno tonganischen

zeit noch ein  
den angestrengt,  
pflegen. Sie  
indliche Arme  
diesmal ihr  
heliches Fieber  
schwor sie noch  
ermahnte alle  
rend schied sie  
den der voran-  
Selben zerstört

kurzen Kampfe  
brachten aber  
doch nichts,  
en sich bereit,  
tr, daß es an  
den. Bis Wil-  
weitere Missio-  
nslange, hatte  
daß kaum die  
Wainunu und  
gefangen und  
Friede war  
st der Nord-  
ben noch zum  
wo in Faw-  
ndet worden  
auf Lawiuni  
. Mehrmals  
och wurde sie  
n, mitten im  
zu bedienen.  
n katholischer  
des Krieges  
heln konnten.  
und die mit  
enes Gepräge  
ische Nieder-

ng der Ver-  
bung Oatombau  
waren durch  
desselben ge-  
Kewa, das  
dnet zu sein.  
Selben doch  
e alle Botu-

leute, deren Zahl fortwährend im Wachsen war, ins Meer jagen zu können. Mit der Gefangennahme und Hinrichtung der beiden Hauptanführer ging auch diese drohende Gefahr vorüber. — Von ganz anderer Seite trat eine solche dagegen hervor, als den katholischen Missionen nicht weniger als ein Duzend Priester, geführt von einem Bischof, auf dem Felde erschienen. Zwar verhehlten sie sich nicht, daß sie eigentlich zu spät auf dem Platze erschienen; indessen französische Kriegsschiffe mußten ihrer Wirksamkeit Nachdruck geben. Die Forderungen, welche die französische Regierung stellen ließ, schienen für Witi ein ähnliches Los in Aussicht zu stellen, wie es einst Tahiti getroffen hatte. Dazu kamen die schwersten Bebrängnisse für Oatombau von Seiten der Vereinigten Staaten. Für Verluste, welche amerikanische Unterthanen auf den Inseln gehabt hatten oder gehabt haben sollten<sup>1)</sup>, wurde eine sehr bedeutende Geldsumme als Schadenersatz gefordert. Im Weigerungsfalle wäre es sogar um das Leben des Königs geschehen gewesen. Der arme Mann hatte nur die Wahl, entweder die betreffende Schuldschrift zu unterschreiben oder seine Hauptstadt bombardiren zu lassen. Er wählte das erstere, freilich ohne zu wissen, woher er die Mittel zur Zahlung nehmen sollte.

Um allen diesen Schwierigkeiten aus dem Wege zu gehen, entschloß sich Oatombau, der britischen Regierung seine Herrschaft anzutragen, unter der Bedingung, daß sie die Schuldbzahlung an die Vereinigten Staaten übernehme, dafür aber durch 200 000 Acker Landes entschädigt würde. Das Anerbieten schien zuerst so annehmbar, daß Witi schon damals von vielen, welche das betreffende Ergebnis der Verhandlungen nicht bezweifeln, geradezu als britische Kolonie betrachtet wurde, wie dies auch in der ersten Auflage unsres Werkes geschehen ist. So schnell ging die Sache jedoch nicht. Die Untersuchungskommission, welche im Jahre 1860 von England nach den Wittinseln geschickt wurde, überzeugte sich doch, daß Oatombau keineswegs überall im ganzen Archipel als Oberherrscher anerkannt sei<sup>2)</sup>; er konnte also nicht die Herrschaft übertragen, und man fürchtete, mit einer Anzahl widerspenstiger Häuptlinge sofort Feindseligkeiten zu bekommen. Dann

<sup>1)</sup> Die ganze Sache war durch den amerikanischen Konsul, Williams, veranlaßt, einen Mann, der ganz nach heidnischer Witsitte mit einem Haufen von Frauen lebte. Wegen einer der letzteren soll er schon früher mit dem König in Streit geraten sein, als dieser noch ein Heide war. Im Jahre 1849 hatte Williams bei der auf amerikanische Weise getriebenen Feier des Unabhängigkeitstages (4. Juli) das Unglück gehabt, sein Haus in Brand schließen zu lassen. Bei demselben sollten eine Menge von Waren von den Eingebornen gestohlen sein, obgleich sich später deutlich herausstellte, daß sie verbrannt waren. Daraus gründete sich die Schuldforderung von 3000 Dollars, die inzwischen durch Zinsen auf 5000 Dollars angewachsen sein sollte. Ein dem Konsul günstig gestimmter katholischer Kommandeur eines amerikanischen Kriegsschiffes erhöhte nach wiederholter Zahlungsverweigerung die als Strafe zu zahlende Summe auf 45 000 Dollars. Die Behandlung, die dem König seitens dieses Herrn zu teil wurde, kann man nur als eine rohe bezeichnen.

<sup>2)</sup> Besonders eine Anzahl von Häuptlingen auf den östlichen Inseln, die sich zu der sogenannten Lau-Konföderation zusammengethan hatten, unter Führung des tonganischen Häuptlings Maafu, standen Oatombau als mächtige Gegner gegenüber.

aber schien es der Kommission, daß die versprochenen 200 000 Ader Landes sehr wenig Wert haben würden, weil niemand da war, der sie hätte bebauen wollen, und europäische Auswanderer sich wohl nicht so leicht die Inseln zum Ziele wählen mochten, auf denen immer noch zum großen Teil der Kannibalismus herrschte. So wurde denn schließlich das Anerbieten Oatombaus abgelehnt.

Die Bedrängnis des unglücklichen Königs aber wurde noch schlimmer dadurch, daß er sich in der sicheren Voraussetzung des britischen Protektorats gegen die in Witi angesiedelten Tonganer, die sich immer gegen ihn nicht sehr unterthänig gezeigt hatten, eine harte, übermütige Handlung erlaubte, wodurch König Georg von Tonga, der ihm einst zum Siege über seine Feinde geholfen hatte, so erbittert wurde, daß er nun plötzlich für die in jenem Felzuge geleistete Hilfe und für seine Verluste eine Entschädigung von 240 000 Mark forderte.

Oatombaus Lage war keine beneidenswerte. Man kann sich daher nicht wundern, daß der den schwierigen Verhältnissen nicht gewachsene Mann bald darauf von einer Seite sich helfen ließ, die nur dazu angethan war, ihm neue Nöte zu bereiten. In den australischen Kolonien waren damals schlechte Zeiten. Namentlich wirkte auch der Krieg in Neuseeland lähmend ein. Die Geschäfte lagen darnieder; viele konnten nicht mehr ihren Unterhalt erwerben. Eine Schar solcher Mißvergnügter kam nach Lewuka, um dort ihr Glück zu probieren. Als sie die Situation überschauten, bildeten sie die sogenannte volynessische Kompagnie und schlossen mit dem Könige einen Vertrag ab, dahingehend, daß sie seine amerikanischen Schulden decken, wogegen er ihnen die 200 000 Ader Landes überlassen wollte. Dieses Ereignis weckte in Australien eine förmliche Auswanderungswut (Rush). „Go down to the Islands“ wurde das Lösungswort für eine Klasse von Kolonisten, deren Übersiedlung freilich für die Eingebornen nicht gerade sehr vorteilhaft sein konnte. Nun aber erhoben sich neue Schwierigkeiten. Die 200 000 Ader waren nicht so leicht beschafft, wie man gemeint hatte. Oatombaus Macht reichte nicht aus, um die Ansiedler überall gegen die Eingebornen zu schützen. Dazu hatten diese unter den völlig neuen Verhältnissen manches schwere Lehrgeld zu zahlen. Überwiegend legten sie sich auf Baumwollenkultur. Dabei fehlte es an Arbeitskräften. Die Witter waren wenig oder gar nicht zur Lohnarbeit zu bewegen. Man holte Arbeiter aus Mikronesien und von den westlichen melanesischen Inseln herbei, wobei zunächst vielfach ein Menschenraub, wie wir ihn bereits von Bernanern kennen gelernt haben, mit allen Greueln und Schändlichkeiten verübt wurde. Später freilich ist diese Übersiedlung fremder Insulaner in geordnetere Bahnen geleitet worden. — Am schlimmsten aber war die Unsicherheit, die mangelnde Rechtsordnung u. s. w. Viele von den Ansiedlern fühlten sich nach einigen Jahren gründlich enttäuscht. Manche gingen dahin zurück, woher sie gekommen waren. Einige andre faßten den Gedanken, selber einen andern Zustand der Dinge herbeizuführen. Es war im Jahre 1871, als Oatombau auf Anstiften einiger weißer Berater unter festlicher Proklamation seinem Reiche eine Konstitution verlieh und

jene zu seiner als dem Haupte legte worden waren nun in Reihe von Le Anstellungen. dadurch beschä Dwalau, die tum annehme dazu verurteil arbeiten, wof der ganzen S ungebildeter eine Puppe<sup>1)</sup> mehrtigen Min zu bringen. D Staats wurde blühende Baum Bald war das sieder stützten namentlich de seine Stellung lich mußte de eher, als nun duktives Gebie Oatombau die Verhandlungen dem Vertreter Sir Arthur C Flagge.

Ein Augen mit großer Wirt durch den Besuch vollen Staate; eine goldene U päplicher Kleidun Tracht gestanden einen hohen wei geworden war, Schritte, den er merkte, daß wen in der Regel ni britische Regieru schmeißelhafter

<sup>1)</sup> Maafu i war, hatte sich Witi.

<sup>2)</sup> K. & M.

jene zu seinen Ministern ernannte. Dies geschah zu Lewula, wohin als dem Hauptpunkte des Verkehrs der Weißen auch die Residenz verlegt worden war. Um die neue Staatsmaschine in Gang zu bringen, waren nun freilich nicht geringe Mittel erforderlich; denn eine ganze Reihe von Leuten ohne Beschäftigung warteten schon auf Ämter und Anstellungen. Die Mittel wurden (nach Forbes, a. a. O., S. 290) dadurch beschafft, daß die immer noch nicht flugsamen Bergstämme von Owalau, die Lewoni, unterworfen wurden. Sie mußten das Christentum annehmen und wurden zur Strafe für ihre frühere Unbotmäßigkeit dazu verurteilt, 5 Jahre lang in den Pflanzungen der Weißen zu arbeiten, wofür die Summe von 220 000 Mark erzielt wurde. „Bei der ganzen Sache,“ sagt unser Gewährsmann, „war Oatombau (ein ungebildeter Mann, der kaum seinen Namen recht schreiben kann) nur eine Puppe<sup>1)</sup>.“ Der ganze Staatskreis war das Werk der nunmehrigen Minister, die recht wohl verstanden, ihr Schäfchen ins Trockne zu bringen. Man kann sich denken, wie verfahren die Zustände des jungen Staats wurden, zumal um jene Zeit die in Nordamerika wieder aufblühende Baumwollenproduktion die der Wittinseln lahm zu legen begann. Bald war das konstitutionelle Inselreich völlig verschuldet; viele Ansiedler stützten sich darauf, daß sie britische Unterthanen seien, wodurch namentlich der britische Konsul in eine sehr schwierige Lage kam, da seine Stellung zu den neuen Behörden gar nicht geordnet war. Endlich mußte denn England doch eingreifen und that es diesmal um so eher, als nun Viti mit seinen weißen Ansiedlern ein wirklich produktives Gebiet geworden war. Am 30. September 1874 unterzeichnete Oatombau die Abtretungsurkunde, nachdem Sir Hercules Robinson die Verhandlungen geleitet hatte, und übergab seine silberbeschlagene Keule dem Vertreter der Königin Viktoria<sup>2)</sup>, worauf bald der erste Gouverneur, Sir Arthur Gordon, eintraf. Seitdem weht auf Viti die britische Flagge.

Ein Augenzeuge berichtet: König Oatombau betrug sich bei der Feierlichkeit mit großer Würde und Ruhe, obgleich er nicht verhehlen konnte, wie sehr er sich durch den Besuch eines Gesandten der Königin geehrt fühlte. Er erschien in seinem vollen Staate; auf der freilich etwas verdächtig aussehenden weißen Weste glänzte eine goldene Uhrkette. Er nahm sich so gut aus, als ein Polynesier sich in europäischer Kleidung nur ausnehmen kann; besser hätte ihm freilich seine einheimische Tracht gestanden; in welcher er einen wirklich großen Häuptling vorstellt. Er trug einen hohen weißen Hut und Stiefel mit gewaltigen Absätzen. Wie schwer es ihm geworden war, seine Füße in dieselben hineinzuzwängen, merkte man bei jedem Schritte, den er an der Seite des englischen Gesandten that. Als letzterer bemerkte, daß wenn Europäer sich in Ländern wie Viti niederlassen, die Eingebornen in der Regel nicht fähig seien, sich genügend gegen dieselben zu schützen, bis die britische Regierung sich ihrer annahme, äußerte sich der König in sehr wenig schmeichehafter Weise über die weißen Ansiedler. „Gerade so ist es bei uns,“ sagte

<sup>1)</sup> Maasu übrigens, der inzwischen bekehrt und ein eifriger Christ geworden war, hatte sich auch dem Oatombau ergeben, unter dem Titel eines Vizetönigs von Viti.

<sup>2)</sup> Auch Maasu unterzeichnete eine Abtretungsurkunde.



er, die Weißen, welche nach Witi gekommen sind, sind eine nichtsnutzige Bande, bloße Dummer<sup>1)</sup>."

Seit der britischen Besitznahme haben sich die Verhältnisse in Witi wesentlich gebessert. Es ist unter der einheitlichen Herrschaft — bei Sakombau war dieselbe doch größtentheils nur nominell — Friede und Ruhe hergestellt worden, und bisher sind keine bedenklichen Störungen vorgekommen. Dazu hat sich die europäische Einwanderung keineswegs in dem Maße gemehrt, daß sie für die Eingebornen bedrohlich werden könnte. Zwei Jahre nach der Annexion lebten im ganzen Archipel erst 1569 Weiße. Die eingeborne Bevölkerung war freilich damals durch eine furchtbare Masernepidemie, die im Jahre zuvor gegen 40 000 Menschen dahin raffte, verringert, aber zählte doch immer noch 118 000 Seelen. Jene stetige Abnahme der Bevölkerung wie in Neuseeland und Hawaii, zeigt sich in Witi keineswegs, wozu die Keuschheit der Weißen und die Enthaltensamkeit von Spirituosen, welche die englische Regierung durch die bezüglichen Verbote angelegentlichst zu erhalten sucht, viel beitragen. Buchner bemerkt: „Während auf Neuseeland und namentlich Hawaii kleine Kinder unter den Eingebornen ziemlich selten sind, wimmelt auf Witi jedes Dorf von Nachkommen; schaft, und läßt sich fast aus jeder Hütte das Quietschen eines Säuglings vernehmen.“

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen wenden wir uns nun wieder der Mission insbesondere zu. Wir sahen, wie nach Sakombaus Sieg und seinem Übertritt zum Christentum in verschiedenen Gegenden des Archipels, namentlich im Gebiete von Rewa, große Massen sich der neuen Religion zuwendeten. Leider fehlte es an den unter diesen Verhältnissen dringend nötigen Missionskräften. Wenn die Zahl der Missionare auch um einige vermehrt wurde (zu Anfang der sechsziger Jahre waren es ihrer 10), so mußten doch viele Gemeinden fast völlig der Obhut eingeborner Gehilfen, die nach längerer Bewährung ordiniert und als Assistant Missionaries (damals 16) angestellt wurden, anvertraut werden. Denn die europäischen Missionare konnten manche Orte doch nur selten besuchen. Außer diesen aber waren 250 Katecheten thätig. So wichtig nun auch für die Ausbreitung des Christentums der Dienst dieser eingebornen Agenten war, da sie vertraut mit den Eigentümlichkeiten ihrer Landsleute, ihnen jedenfalls leichter nahe kommen konnten als europäische Missionare, so war doch die Mehrzahl weitaus nicht so vorgebildet, wie es zu wünschen gewesen wäre. Einzelne geisterrüllte Männer wußten wohl aus der Fülle ihrer Erfahrung von Sünde und Gnade zu zeugen, und predigten durch ihren Wandel nicht minder als durch ihr Wort. Bei vielen aber verriet sich in beiden dann und wann sehr deutlich, wie kurz sie selbst erst dem Heidentum entronnen waren. Ein gewesener Priester, ein wackerer und ge-

<sup>1)</sup> Basler Missionsmagazin 1875, S. 9. Ein Blick in die Hoteis von Lewula und Lawiuni, wie ihn uns Forbes thun läßt, macht das Urteil erklärlich. Ununterbrochen ist dort die Gesellschaft am Schenktisch zu finden, wo ein Schnaps nach dem andern hintergegossen wird.

segneter Arbeiter in den kram war. Ein Schöpfers a begann: „W Lehrer ließen auch zu Wer sich ihm geg gemacht hat

Unter ihr Augenm Zweide wurd 1860 nur no gegründet<sup>2)</sup>. nicht, und W. Fletche Ein englische Folgendes:

Die Ansta der Reinliche Thätigkeit herzu zu wünschen u befriedigt durc ihre Fortschritte Aufsätze, biblische unterrichtet we Ein andrer en (Gartenbau“), i in letzterem be sehr guten Ein der christliche Witis. „Was ihnen fertige s klare Einsicht, können.“ — E lassen werden einer ist Richn werden kann,

Im Ja verlegt, da

<sup>1)</sup> Basler <sup>2)</sup> Nachtr Mataijawa, i und zwar nich Namalatabai.

<sup>3)</sup> Der g erworben. u die Hälfte der dieselben mit <sup>4)</sup> Basler p. 57, 1865,

segneten Arbeiter, hatte sich fortwährend zu hüten, beim Gebet nicht in den krampfhaften Oratelton zu verfallen, den er von früher gewohnt war. Ein anderer Lehrer, der seinen Zuhörern die Weisheit des Schöpfers an dem Bau des menschlichen Körpers nachweisen wollte, begann: „Wenn ihr eine Hand esset, so sehet ihr u. s. w.“ Tongalehrer ließen sich von ihrem ehrgeizigen Häuptling Maafu zuweilen auch zu Werkzeugen seiner politischen Ränke mißbrauchen, unvernünftig sich ihm gegenüber als Leute zu beweisen, die der Sohn Gottes freigemacht hat von sklavischer Menschenfurcht<sup>1)</sup>.“

Unter diesen Umständen richteten die Missionare mehr und mehr ihr Augenmerk auf die Ausbildung tüchtiger Gehilfen. Zu diesem Zwecke wurde auf der Insel Randawu, unter deren Bevölkerung sich 1860 nur noch 7 Heiden befanden, ein Seminar (Richmond Institution) gegründet<sup>2)</sup>. An Jünglingen von den verschiedenen Inseln fehlte es nicht, und die Anstalt kam bald unter der Leitung des Missionar W. Fletcher in guten Gang. Später trat Nettelton an seine Stelle. Ein englischer Marineoffizier schrieb nach einem Besuche über dieselbe folgendes:

Die Anstalt bildet ein Musterdorf, dessen Bewohner ebenso wohl zur Gewohnheit der Reinlichkeit, der Ordnung und des Anstandes, als zu Fleiß und geregelter Thätigkeit herangebildet werden. Die ganze Einrichtung läßt, wie es scheint, nichts zu wünschen übrig. Wir wohnten einer Prüfung der Jünglinge bei und waren sehr bestrebt durch den praktischen Lehrgang, der mit ihnen befolgt wird, wie auch durch ihre Fortschritte und ihr aufgewecktes Wesen. Lesen, Schreiben, Rechnen, Geographie, Aufsätze, biblische Geschichte und Glaubenslehre sind die Hauptfächer, in denen sie unterrichtet werden. Der ganze Kursus umfaßt einen Zeitraum von 2—3 Jahren. Ein anderer englischer Offizier rühmt den von den Jünglingen getriebenen Acker- und Gartenbau<sup>3)</sup>, sowie den Gottesdienst in der Anstalt. Vierhundert Personen waren in letzterem versammelt, ordentlich und andächtig; auch der Gesang machte einen sehr guten Eindruck. — Missionar Calvert war erfreut über die Klarheit und Tiefe der christlichen Erfahrung der jungen Leute und sagt: auf ihnen ruhe die Hoffnung Witii. „Was die homiletische Bildung betrifft, so liegt uns nicht so sehr daran, ihnen fertige Hilfsmittel, Predigtentwürfe u. s. w. zu geben, sondern vielmehr eine klare Einsicht, wie eine Predigt ausgearbeitet wird, so daß sie sich selbst helfen können.“ — Ein Jüngling, der, von der Auszehrung ergriffen, in seine Heimat entlassen werden mußte, sagte: Ich weiß nur zwei Orte, an denen ich leben möchte: einer ist Richmond Institute, wo ich zu einem brauchbaren Menschen ausgebildet werden kann, der andre: der Himmel, wohin Gott mich vielleicht bald nimmt<sup>4)</sup>.

Im Jahre 1873 wurde die Anstalt übrigens wieder nach Witilewu verlegt, da es wünschenswert erschien, das Distriktsseminar mehr an

<sup>1)</sup> Basler Missionsmagazin 1868, S. 404.

<sup>2)</sup> Nachträglich finde ich, daß das Seminar bereits 4 Jahre lang, seit 1857 zu Matasijawa, im Rewabistrit, bestanden hatte, ehe es nach Randawu verlegt wurde, und zwar nicht weit von der dortigen Hauptstation Lamuki, südwestlich von der Kamalatabai.

<sup>3)</sup> Der größte Teil der für die Anstalt nötigen Nahrungsmittel wurde dadurch erworben. Auch wurde eine beträchtliche Menge Baumwolle gebaut. Mehr als die Hälfte der Jünglinge war verheiratet, und die Frau des Missionars unterrichtete dieselben mit vielem Erfolge in Religion, Handarbeiten und Singen.

<sup>4)</sup> Basler Missionsmagazin 1871, S. 309 resp. Wesleyan Miss. Not. 1863, p. 57, 1865, p. 146 u. a.

einer zentralen Stellung zu haben. Auch war eine Vermehrung der Bildungsanstalten dringend geboten. Von den 2000 Lehrern, denen damals mehr als 50 000 christliche Schulkinder anvertraut waren, hatten nur etwa 200 eine systematische Bildung erhalten. Die Nachfrage nach Lehrern war aber immer noch so dringend, daß vielfach Männer, die selbst noch in den Anfängen des Unterrichts standen, angestellt werden mußten. Seither befindet sich das Distriktsseminar in Nawuloa, im Rewagebiet, mit demselben ist später eine Meisterschule für Häuplings-söhne verbunden, in der auch englisch gelehrt wird. Auch wurde eine neue Presse dort aufgestellt, nachdem die ältere in Wima längst unbrauchbar geworden, und ihre Thätigkeit eingestellt war. Die Anstalt auf Randawu wurde jedoch nicht aufgegeben, sondern als Kreisseminar, wie auch andre Kreise ein solches haben, beibehalten. Die vielen Lehrer und Katecheten, welche man ohne genügende Vorbildung hatte anstellen müssen, erhielten, soweit es irgend möglich war, durch den Missionar oder die weiter geförderten eingebornen Assistenten noch immer, wenn auch beschränkten doch regelmäßigen Unterricht. Die streng durchgeführte Organisation, wie sie die Wesleyaner haben, erleichterte diese Fortbildung.

Es würde uns hier viel zu weit führen, wollten wir die Geschichte einer jeden Station im einzelnen verfolgen und auf alle Missionare näher eingehen, die im Laufe der letzten zwei oder drittehalb Jahrzehnte in Witi gearbeitet haben. In vielen Beziehungen würden uns unsre Quellen im Stich lassen, und wir würden zum großen Teil nur trodene statistische Notizen geben können. Suchen wir daher die Witi mission in ihrer neueren Gestaltung aus einigen umfassenden Zügen kennen zu lernen. Was unser Landsmann M. Buchner darüber sagt, mag uns zunächst zum Anhalt dienen, obwohl er aus seinem Abscheu gegen die Missionare und ihr Werk kein Hehl macht<sup>1)</sup>. Trotzdem er keinen Missionar in Witi gesehen hat, läßt er sich folgendermaßen über sie vernehmen:

Ich bin weit entfernt ein Freund der Muder zu sein. Mir ist keine Sorte von Europäern unsympathischer, als jene scheinheiligen Reverends mit ihren weißen Halsbinden, ihren glattgeschittelten Haaren und ihren himmlisch-verklärten Gesichtern, denen man in der Südsee so oft begegnet. Es wäre sehr naiv, sich unter diesen Missionaren der Südsee ästhetische Gestalten, hagere, von Entbehrungen und von der heiligen Leidenschaft für ihren Glauben abgezehnte Märtyrer vorzustellen. Gerade das entgegengesetzte Bild ist in der Regel das richtige. Es lebt sich unter den Palmenhainen der sonnigen Inselwelt sehr angenehm, wenn man Geld genug hat, und daran scheint es den Wesleyanern, dank dem großen Humanitätsfinn und Reichtum Englands und dank den Steuern, die sie den Eingebornen abzunehmen

<sup>1)</sup> Ich führe hier Buchners Urteil ausführlich an, obwohl darin manches sich findet, was den Missionsfreund verletzen muß. Gerade wenn ein Mann, der mit solchen Vorurteilen vor die Mission tritt, ihr zuletzt doch die Anerkennung nicht versagen kann, so ist dies ein sehr sprechendes Zeugnis für die Sache. Wüßte ich, wünschte ich allen Missionaren, welche Berichte in die Heimat senden, Buchners Beobachtungs- und Darstellungsgabe; während ich diesem etwas mehr Verständnis wünschte für „das Eine, das not ist“ — denn nur das bildet den Schlüssel zum Verständnis der Mission.

verstehen, nicht was ich von M aber wenn aus Quotient, den so genügt mir das Gute derie Dennoch b fährt der Eing Abels, gegenst anhand aller ge christlichen Zeit nicht alles buch steht, so ist doch Zeit schimm ge Fortschritt herd sollte die Mude

Soweit weiter“, und vor dem For sein scheint. Vorzügen ihr die angebeute mages europä Berkehrs ein ständigen Mi scheint dies c „hinter der I gterigen Rau absetzen will, zu thun ist -

Nur ein: hafte Expelto kleine Mühe einem Nachm Robson zu be haufe zu beo berichtigt hab der Witi missi Eingeborn Zeugnis für Sehen n Ein Missiona ausgebehten Reglement v die Jbülle ei ture wäre.

<sup>1)</sup> Daß si Prüfunde zu erh für meine Leser Burthardt, M

ermehrung der  
ehren, denen  
waren, hatten  
Nachfrage nach  
Männer, die  
gestellt werden  
Tawuloa, im  
r Häuptlings-  
ch wurde eine  
wa längst un-

Die Anstalt  
Kreisfeminar,  
vielen Lehrer  
hatte anstellen  
den Missionar  
immer, wenn  
eng durchge-  
leichterte diese

die Geschichte  
alle Missio-  
der drittehalb  
ungen würden  
n großen Teil  
wir daher die  
ssenden Zügen  
darüber sagt,  
einem Abscheu  
Trotzdem er  
ermäßen über

keine Sorte von  
t ihren weißen  
b-verfärbten Ge-  
nais, sich unter  
tbehrungen und  
er vorzustellen.  
er lebt sich unter  
an Geld genug  
anitätsinn und  
en abzunehmen

n manches sich  
Mann, der mit  
erkennung nicht  
che. Ubrigens  
den, Buchners  
hr Verständnis  
Schlüssel zum

verstehen, niemals zu fehlen. Ich werde mich wohl hüten, all das zu wiederholen, was ich von Ausländern auf Witi und anderwärts über Missionare gehört habe. Aber wenn auch nur der zehnte Teil davon wahr ist — dies ist ungefähr der Quotient, den ich von den Erzählungen überseeliger Weiser zu glauben pflege — so genügt mir das vollständig, nicht für die Missionare zu schwärmen, so gern ich das Gute derselben anerkenne. —

Dennoch bin ich überzeugt, daß die Missionare große Verdienste um die Wohlfahrt der Eingebornen sich erworben haben. Despotie und Kanniballismus des Abels, gegenseitige Furcht, Unsicherheit des Lebens und des Eigentums, ein Kriegszustand aller gegen alle lag ehemals schwer auf der Bevölkerung. Jetzt in der christlichen Zeit ist Friede und Ordnung bei ihnen eingekehrt. Wenn man auch nicht alles buchstäblich zu glauben braucht, was in den Berichten der Missionare steht, so ist doch nicht zu leugnen, daß die Zustände der Witi in der vorchristlichen Zeit schlimm genug waren, und daß ihre Christianisierung einen höchst erfreulichen Fortschritt herbeigeführt hat. Und wenn die Milderkeit sie glücklicher macht, warum sollte die Milderkeit schlecht und zu tadeln sein?"

Soweit Buchner, der im Folgenden ruft: „Bis hierher und nicht weiter“, und dem vor dem weiteren Wachstum des Christentums und vor dem Fortschreiten eines ernsten geheiligten Christenlebens bange zu sein scheint. Er möchte den Eingebornen gerne möglichst viel von den Vorzügen ihres heitern Naturzustandes gewahrt wissen. Er verwechselt die angebotenen weiteren Fortschritte mit dem Einbringen eines übermäßes europäischer Kultur, wie solches leider infolge des europäischen Verkehrs eintritt und leicht Karikaturen erzeugt, die von jedem verständigen Missionsfreunde lebhaft bedauert werden. Buchner indessen scheint dies als Ziel der Missionsthätigkeit anzusehen und vermutet „hinter der Maske der Philanthropie nur das pfiffige Gesicht des geldgierigen Kaufmanns, der seine schlechten europäischen Exportartikel absetzen will, oder des feisten Pfaffen, dem es um einträgliche Pfründen zu thun ist — bei den Wesleyanern in einer Person vereinigt.“

Nur eine völlige Unkenntnis der Verhältnisse konnte derartige boshafte Expektorationen möglich machen. Hätte Herr Buchner sich die kleine Mühe gegeben, in dem nicht fern gelegenen Tawuli, das er in einem Nachmittagsspaziergang hätte erreichen können, den Rev. John Robson zu besuchen und dort das Leben und Arbeiten im Missionshause zu beobachten, so würde er dadurch manchen seiner Irrtümer berichtigt haben. Daß aber bei solchen hämischen Ausfällen dennoch der Witimission die großen Verdienste um die Wohlfahrt der Eingebornen zuerkannt werden, muß uns ein sehr gewichtiges Zeugnis für dieselbe sein.

Sehen wir uns nun zunächst die Missionare etwas näher an<sup>1)</sup>. Ein Missionar in Witi ist ein vielbeschäftigter Mann. Er hat einen ausgedehnten Dienst, der ihm durch ein bis ins einzelne ausgeführtes Reglement vorgeschrieben ist. Nichts weniger wird ihm zu teil als die Pöble einer gemüthlichen Landpfarre, die zugleich eine halbe Sine-ture wäre. Sein Arbeitskreis ist sehr umfangreich. Weit zerstreut

<sup>1)</sup> Daß sie eine Zeit lang in der Mission arbeiten, um hernach eine gute Pfründe zu erhalten (1), oder mit den Kaufleuten unter einer Decke steden, bedarf für meine Leser hoffentlich keiner Widerlegung.

auf den verschiedenen Inseln liegen die Gemeinden, die er zu beehren hat. Regelmäßig macht er seine Rundreise. Nicht immer steht ihm der Missionschoner<sup>1)</sup> zu Gebote. Zuweilen muß er mit einem Boot der Eingebornen fahren, und bei den vielen tödlichen Rissen ist die Fahr- keineswegs ungefährlich. Biersach sind die zu besuchenden Plätze noch sehr wenig von der Kultur belect, und trotz aller Liebe und Fürsorge der braunen Gemeinden logirt der Missionar auf seinen Visitationen meist recht unbequem im Hause des Katecheten oder des Häuptlings, auch wenn er sein Moskitoes, Messer und Gabel, Handtuch und dergl. Kulturgegenstände mit sich führt. Wir wollen es ihm gönnen, wenn er dann und wann in der Nähe einer seiner Gemeinden auch einen befreundeten Pfleger findet, der ihn gastlich aufnimmt und ihn mit europäischem Komfort beherbergt. Im Dorfe angekommen, wird er von dem Katecheten und den Sozialpredigern begrüßt, und bald zittern die dumpfen Klänge der Lali durch den Palmenhain, der die Schulkinder zum Examen in das schlichte Kirchlein ruft. Letzteres pflegt auf den ersten Blick den Zustand der Gemeinde einigermaßen anzudeuten. In tropischen Ländern bedürfen alle Gebäude viel öfter der Reparaturen als bei uns, und wenn die Wittgemeinden in Vausachen so viele Schwierigkeiten machten wie manche norddeutsche Dorfgemeinde, so möchten ihre Gotteshäuser bald sehr verfallen aussehen. Meistenteils hat der Missionar mit diesen Externis nicht viel Not, doch zeigt hier und da so ein Kirchlein mit seinem schadhaften Dache u. s. w., daß der Eifer der Gemeinde nachgelassen hat. Da gibt's denn mit dem Steward (Gemeindevorsteher) zu verhandeln und zu ermahnen. Doch inzwischen hat sich die Kinderschar versammelt. Möglichst geschmückt — oft auf recht seltsame Weise — reichlich mit Öl gesalbt, sind sie im Gänsemarsch unter Abhängung eines Liedes eingezogen. Da sitzen sie nun mit ihren Büchern und Schiefertafeln auf den Matten, nach Klassen geordnet, von den stämmigen Burtschen und den heranreisenden Mädchen herab bis zu den ganz Kleinen, die bei dieser Gelegenheit auch wichtig thun, obgleich sie noch nicht viel mehr als das Alphabet können. Von den 74 Kindern konnten 35 ihre Bibel lesen, und 29 konnten eine lesbare Hand schreiben. Von letzteren waren 20 männlichen Geschlechts, und wenige von ihnen machten ihre Sache so gut, daß sie warme Belobigung ernteten. Zehn von den Knaben zeichneten sich im Rechnen aus; ein Exempel nach dem andern lösten sie flink und richtig bis zur Division mit benannten Zahlen — darüber freilich kam keiner hinaus. Es ist hier ein guter Grund gelegt. Auch der Lehrer empfing sein wohlverdientes Lob vor den versammelten Dorfleuten<sup>2)</sup>. Das Examen ist vorüber. Wieder tönt die Lali und ruft die Gemeinde zum Gottesdienst zusammen. Obwohl bereits ziemlich angegriffen und schweißtriefend, hält der Missionar die Predigt, und wenn die Versammlung aus einander geht, hat er ein gut Teil Arbeit

<sup>1)</sup> Anstatt der eben erwähnten Fahrzeuge wird später der Schoner „Jubilee“ erwähnt.

<sup>2)</sup> Rev. Lorimer Fison; Wesl. Not. 1876, p. 247.

vollbracht. Die Hand so findet er noch und wenn Am Abend mahnen, zu zwischen das trefflich. Abends segnen Fußboden in Morgen geht schweren Punkt erreicht bewaldeten die da und die Brise so hier und da oder einen uns nach ta glaube und Insel zu finden nahmen? — dieselben Arbeit es auf gebre Missionar m eindringende Sektionen be

Das ab bereits Christ in die neueste die jetzt allen schränkt sind. die Stämme worden. Station Da hatte, immer gewinnen. lich an.

Teilweise des Kreises un fährigen Reis Der eine Säml Hausen Mensch „Diese sind m wenigstens ein

<sup>1)</sup> Dabur daß ihr Unter:  
<sup>2)</sup> Opfer



er zu bekleiden  
mer steht ihm  
t einem Boot  
Mission ist die  
schenden Plätze  
er Liebe und  
auf seinen Wisi-  
eten oder des  
Gabel, Hand-  
wollen es ihm  
er Gemeinden  
ich aufnimmt  
angelommen,  
üßt, und bald  
hain, der die  
Lehteres pflegt  
maßen anzu-  
ter der Repa-  
Bausachen so  
Dorfgemeinde,  
Meistenteils  
och zeigt hier  
s. i. w., daß  
enn mit dem  
ahmen. Doch  
geschmückt —  
sind sie im  
Da sitzen sie  
Matten, nach  
erantreisenden  
Gelegenheit  
das Alphabet  
hen, und 29  
in 20 männ-  
Eache so gut,  
en zeichneten  
sten sie stiel  
über freilich  
t. Auch der  
nelten Dorf-  
ali und ruft  
eits ziemlich  
Bredigt, und  
Teil Arbeit

vollbracht. Nun geht er langsam durch das Dorf, hier und da einem die Hand schüttelnd und ein paar freundliche Worte redend. Auch findet er noch manche Arbeit als Seelsorger. Er besucht die Kranken, und wenn er passende Medizin bei sich hat, wird solche verabreicht. Am Abend gibt es manches mit dem Katecheten zu besprechen, zu ermahnen, zu trösten, zurechtzuweisen. Die Frau des letzteren hat inzwischen das einfache Mahl bereitet: Fisch und Pams munden vorzüglich. Wenn die Körbe leer sind und alles abgeräumt ist, wird der Abendessen gehalten und bald die Ruhestätte aufgesucht: der einfache Fußboden mit der Matte über dem Farnkrautpolster. Am nächsten Morgen geht es zu einer andern Gemeinde, vielleicht auf einem beschwerlichen Wege über die Berge. Aber lohnend ist's, wenn die Höhepunkte erreicht sind und das Auge weit hinaus schweift über die grün bewaldeten Hügel und über das dunkle Meer bis zu den fernen Inseln, die da und dort wie Wolken am Horizont lagern. Dort weht auch die Brise so erfrischend. Mit Betrübniß steht der Missionar am Wege hier und da einen der dicken Grashalme zu einem Knoten verschlungen<sup>1)</sup> oder einen Kokonotzweig auf den Boden gelegt<sup>2)</sup>. Doch wenn bei uns nach tausendjährigem Bestehen der christlichen Kirche noch Aberglaube und Zauberei vorkommen, wer kann sich wundern, sie auf jener Insel zu finden, deren Bewohner erst vor 20 Jahren das Lotu annahmen? — In dem Dorfe jenseits der Berge warten des Missionars dieselben Arbeiten, wie er sie geküßt gehabt. Von dieser Insel geht es auf gebrechlichem Fahrzeuge nach einer andern hinüber — der Missionar muß vielleicht selbst mitarbeiten, um das bedrohlicherweise eindringende Wasser auszuschöpfen. — — — So geht es fort bis alle Sektionen des Circuits besucht sind.

Das aber sind die Arbeiten der Missionare in den Gebieten mit bereits christlicher Bevölkerung. Etliche aber von ihnen haben noch bis in die neueste Zeit mit den feindseligen heidnischen Stämmen zu thun, die jetzt allerdings nur auf das Innere der beiden großen Inseln beschränkt sind. Von Rewa aus waren schon in den sechsziger Jahren die Stämme am oberen Waillewu mit dem Evangelium bekannt geworden. Besonders bemühte sich Missionar Thomas Vater, der seine Station Daruilewu 6 bis 7 engl. Meilen stromaufwärts von Rewa hatte, immer weitere Stämme im Innern zur Annahme des Lotu zu gewinnen. Große Massen nahmen dasselbe wenigstens zunächst äußerlich an.

Teilweise in Begleitung seiner Jüglinge (er hatte nämlich die Gehilfenschule des Kreises unter seiner Leitung), wurde er nicht müde die beschwerlichen und gefährlichen Reisen zu machen, wohin sonst noch keines Weißen Fuß vorgebrungen. Der eine Hülfling, mit dem er unter einem Orangenbaume saß, wies auf einen Haufen Menschengelbe, die er in den Zweigen aufgebaut hatte, mit den Worten: „Diese sind mir ein Andenken, an alle die ich verzehrt habe. Von jedem ist da wenigstens ein Knochen übrig.“ Was es nur von Speisen geben möge, behauptete

<sup>1)</sup> Dadurch meint der Wanderer die Sonne in ihrem Laufe aufhalten zu können, daß ihr Untergang ihn nicht auf dem Heimwege überrasche.

<sup>2)</sup> Opfer für gewisse Gottheiten.

dieser schauerliche Mann, es lasse sich mit dem Menschenfleisch einmal nichts vergleichen. Man sah es seinen abgearbeiteten Zähnen an, daß er viele Knochen um des Maries willen zerbrochen hatte; aus den wenigen übrig gelassenen hatte er die stattliche Trophäe erbaut! Nun dieser Unmensch erklärte sich bereit Vorku zu machen und versprach, sobald der für ihn bestimmte Lehrer eintreffe, alle jene Gebeine sammeln und begraben zu lassen. Im folgenden Jahre fielen vier weitere Stämme dem Evangelio zu.

Es ist interessant im einzelnen zu hören, wie es in solchen Fällen zugeht. Bekehrung kann man es nicht nennen, denn es ist weder tiefgehende Sünden-erkenntnis da, noch eine rechte Einsicht in das Heil Gottes. Die Leute sehen nur, wozu ja nicht viel Besinnens gehört, daß im ganzen der neue Weg besser wäre als der alte; und wenn da ein Großer den Anfang macht, thut gleich das ganze Dorf mit. Freilich fürchten sie sich hier noch vor dem bleichen Gesicht des Fremden; dort sind ihnen die Kniee noch steif, daß sie sich ganz sonderbar gebärden, wenn sie sie zum Gebete beugen sollen. Auch wie man die alten Götter los werden soll, scheint manchem Überlegung zu kosten. An einem Orte rebeten die Leute jene angeblich von den Geistern ihrer Ahnen besetzten Gegenstände so an: „Wir haben euch bisher angebetet, aber jetzt thun wir's nicht mehr, denn wir sind nun Christen. Es muß geschieden sein. Leb wohl!“ Wenn dann am nächsten Tage noch einer die alten Götter verehrte, konnte der Häuptling ihm eine Buße auferlegen; denn gleich nach dem ersten Gottesdienste sagte er den Leuten: „Ihr wißt also, daß ihr jetzt keine Heiden mehr seid, sondern Christen, und ich werde darauf sehen, daß es damit nun seinen Fortgang hat!“

Als sich Vater aber 1867 immer weiter vorwagte, wurde er unter dem Ramosastamme am 21. Juli mit 7 Begleitern erschlagen und wahrscheinlich sein Leichnam aufgefressen. Einer der thätigsten Missionare, der auch mit naturwissenschaftlichen Sammlungen sich verdient gemacht, hatte sein noch junges Leben (36 Jahre) als der erste Märtyrer unter den Glaubensboten in Bitti geendet. Zur Bestrafung der Mörder unternahm Oatombau zwar einen Feldzug, wurde aber geschlagen und mußte sich zurückziehen, nachdem 110 von den christlichen Kriegern gefallen waren. — Buchner meint zwar, der Kannibalismus sei bereits völlig verschwunden. Aber der Ramosastamm hat noch im September 1870 nicht weniger als 370 Menschen erschlagen und aufgefressen<sup>1)</sup>. Erst drei Jahre später haben auch diese Kannibalen sich dem Evangelio gebeugt. Sicherlich aber darf man den Männern, welche mit solchen Menschen zu thun haben, nicht wie jener Reisende es thut, ein herrlich idyllisches Leben zuschreiben.

Auch daheim auf der Missionsstation haben keineswegs alle Missionare solchen äußeren Komfort, wie man nach jener Darstellung schließen möchte. Mancher muß sich seine Möbel aus alten Kisten selber verfertigen (Wesl. Not. 76, 246), während andre, die wohlhabend sind, oder von reichen Freunden damit bedacht werden, sich ihr tropisches Heim möglichst mit den Bequemlichkeiten des Vaterhauses einrichten. Das aber ist Privatsache. Das Gehalt der Wesleyanischen Missionare ist nach englischen Begriffen nur ein mäßiges, und legt ihnen, bei den hohen Preisen aller europäischen Artikel, manche Einschränkungen auf. Auch die angeblichen Steuern, die sie den Eingebornen abzunehmen ver-

<sup>1)</sup> Basler Missionsmagazin 1868, S. 406.

<sup>2)</sup> Noch 1876 hatten 18 Frauen und Kinder eines andern Stammes dasselbe Loos.

stehen sollen  
Missionare  
die Rev. J.  
schaftsvoorra  
regelmäßig  
auf die Sta  
hältnissen v  
Vorbergrund  
Fortbildung  
es kommt d  
Ansiedler zu  
feindselige, r  
entschieden u  
has gegen d  
dieselbe gern  
eingebornen  
weiß, daß m  
mit heidnisch  
der Mission  
Visitationsre  
In Lewuka  
gemeinde der  
bortigen Mis  
lieh, wurde  
versammlung  
reichliche Bei  
stellen sich d  
Tabu. Freilic  
war, da die  
hat. Die K  
Gouverneur  
Zeugnis. A  
wie dies nich

Doch wi  
fassen wir n  
Auge. Es i  
gehendere S  
Stücke, die  
sogar bei B  
Bild, daß w  
Bemerkungen  
erhält auch  
Gewicht.

Buchner<sup>1)</sup>  
hin sich der al

<sup>2)</sup> Reise d

sehen sollen, beruhen, wenn es sich um die Privatverhältnisse der Missionare handelt, auf bösslicher Verleumdung. Die besondere Freude, die Rev. J. Nettleton ausdrückt, als ihm ein Häuptling allerlei Wirtschaftsvorräte mitgibt, deutet an, daß dergleichen Gaben keineswegs regelmäßig erfolgen (Wesl. Not. 1872, 175). Wir können nicht näher auf die Stationsarbeiten des Missionars eingehen, die nach den Verhältnissen verschieden sind. Bald tritt die Gemeindepflege in den Vordergrund, bald die pädagogische Thätigkeit, an die sich auch die Fortbildung der schon angestellten eingebornen Agenten anschließt, oder es kommt die litterarische Thätigkeit hinzu. Die Stellung der weißen Ansiedler zu den Missionaren ist keineswegs solch eine durchgehends feindselige, wie man nach Buchner glauben sollte. Mögen auch manche entchieden unchristliche Leute unter den Händlern und Pflanzern so von Haß gegen die Mission befeelt sein, so sehen doch sehr viele auch wieder dieselbe gerne. Von manchen Pflanzungen kommt die Bitte um einen eingebornen Lehrer, vielfach schon aus Klugheitsrücksichten, weil man weiß, daß mit christlichen Eingebornen leichter fertig zu werden ist als mit heidnischen. Eine ganze Anzahl von Ansiedlern aber sind auch der Mission vom Herzen zugethan und bitten die Missionare auf ihren Visitationsreisen immer um Abhaltung eines englischen Gottesdienstes. In Sewufa hat sich im Anschluß an die Mission eine Methodisten-gemeinde der Weißen gebildet, die ihre eigne Kirche hat und von dem dortigen Missionar bedient wird. Als Rev. J. Nettleton Sewufa verließ, wurde ihm zu Ehren von den Weißen eine feierliche Abschieds-versammlung gehalten, in der er viel Anerkennung und Liebe fand. Auch reichliche Beiträge geben die Ansiedler für die Mission. Zur Politik stellen sich die Missionare durchaus neutral; dies Gebiet ist für sie Tabu. Freilich verhehlen sie nicht, daß ihnen die Annexion willkommen war, da die britische Regierung Ordnung und Sicherheit hergestellt hat. Die Regierung ihrerseits stellt sich zur Mission günstig; der Gouverneur gab den Arbeiten der Missionare das alleranerkannteste Zeugnis. Von staatlicher Unterstützung ist dagegen nicht die Rede, wie dies nicht anders erwartet werden kann.

Doch wir haben uns lange genug bei den Missionaren aufgehalten; lassen wir nun die christlichen Gemeinden der Eingebornen näher ins Auge. Es ist zu bedauern, daß die Missionsblätter selbst nicht eingehendere Schilderungen derselben enthalten. Wir finden in einem Stücke, die Beschreibung des Sonntags einer Witigemeinde betreffend, sogar bei Buchner viel Ausführlicheres, und zwar ein so farbenfrohes Bild, daß wir dasselbe hier wiedergeben, obgleich so manche satirische Bemerkungen auch hier dem Missionsfreunde wehe thun müssen. Doch erhält auch hier wieder das Zeugnis aus gegnerischer Feder doppeltes Gewicht.

Buchner<sup>1)</sup> begab sich eines Sonntags nach Sanima, einem schönen Dorf, wohin sich der alte Häuptling, Tui Kandawu, nach der britischen Annexion zurück-

<sup>1)</sup> Reise durch den Stillen Ocean, S. 248 ff.

gezogen hatte. B. schilderte ihn bei einem früheren Besuche folgendermaßen: „Der Tui ist eine Achtung gebietende malerische Erscheinung: ein würdiger Greis von hoher Statur, den Oberkörper mit einem feinen europäischen Hemd, die Hüften mit einem lang hinabhängenden Stück Tapa, welches eine gekranzte Schürze schneeweißer Tapa festhält, bekleidet, barfuß und unbedeckten lahlen Hauptes, erinnert er an etwas dunkelgehaltene Apostelfiguren in den Heiligenbildern. Ein weißer Vollbart umrahmt das ernste strenge Gesicht, und ein asthmatischer Husten, an dem er litt, gaben diesem einen schmerzlichen Ausdruck.“ — In Samina nun wollte sich B. auch einmal einen Gottesdienst ansehen. „Festige Regengüsse wechselten mit Sonnenschein, und ich wurde durch und durch naß. Parallel mit uns strebten Männer, Weiber und Kinder auf den Gerüstbänken des Ufers ebenfalls der Kirche zu und hielten sich zum Schutz gegen den Regen große Taroblätter über die Köpfe. In der Kirche war noch niemand versammelt. Auf dem Tisch für den Prediger standen ein paar leere Tassen und Teller und eine alte schmierige Sardinienbüchse mit einem angeschmolzenen Stearinsterzensstummel, vielleicht die Geräte der gestrigen Abendmahlzeit des frommen Mannes. Außer dem Tisch in der Mitte der einen Hälfte des länglichen Raumes stand in der Ecke rechts davon ein Schaukelstuhl, thronartig, etwas erhöht, wahrscheinlich für den greisen Tui, und daneben ein aschebedeckter Feuerplatz. Angeschmüre und ein kleines Segel hingen in einer anderen Ecke. Sonst war nichts innerhalb der lahlen Stropfwände. Kein Schmutz verzierte die rohen Balken des Gerüsts.“ Der Boden war mit Matten und einer weichen Farnkrautpolsterung darunter belegt.

„Diese Kirche sah im Vergleich zu andern, die ich später noch traf, ziemlich armfellig aus. Sie unterschied sich wenig von den gewöhnlichen Hütten der Dorfbewohner, nur vielleicht dadurch, daß sie 6 Thüren, je eine vorne und hinten und je zwei an jeder Seite, hatte. In der Regel sind auf Raubau die Kirchen höher und sorgfältiger gebaut und mit weißem Kalk beworfen, wodurch sie schon von ferne dominierend entgegenblitzen, und die beiden für die Wirtsbauart charakteristischen tonischen Stiebelbäume sind mit festgebundenen (weißen) Muscheln verziert, oder es hängen Guirlanden der letzteren, an Stricken aufgereiht, von den Enden herab. Solche Guirlanden waren früher das Wahrzeichen der Häuptlinge. Jetzt dienen sie dazu, die Hoheitsrechte der Kirche auszudrücken.“ Nun folgt die Beschreibung der Anstatt der Gloden gebrauchten Kalk, die wir schon kennen.

„Ich fragte nach dem „Missionar“, und eine Schar dienstfertiger Jungen führte mich zu dem braunen Missionar<sup>1)</sup> des Ortes. Ich kannte diesen bereits von früher, und er empfing mich sehr freundlich. Seine äußere Erscheinung hatte nichts Besonderes und ist die aller alten Witiinulaner. Er zeigte mir mit Stolz seine dicke Bibel, die er, bereits zur Kirche gerüstet, unter dem Arm trug, und eine Kalendertafel (auch in der Witiisprache), die an der Wand hing. Er bemühte sich, mit mir englisch zu sprechen. Es wurde mir aber nicht recht klar, was er sagen wollte. Gleichwohl ließ ich nichts merken, denn er schien viel auf seine linguistische Begehung zu halten, und die anwesende Jugend blickte bewundernd zu ihm hinauf.

„Draußen ertönten die Kalk, und wir gingen zum Gottesdienst. Der Tui saß bereits in seinem Schaukelstuhl. Er wollte ihn, großmütig und weniger ehrgeizig als ich erwartet hatte, an mich abtreten, was ich jedoch nicht annahm. Ich setzte mich auf den Boden zu den alten Männern, in der bevorzugten Abteilung hinter den Tisch des Missionars, den Chor sozusagen. Uns gegenüber saß die Gemeinbe auf dem Boden, rechts von uns die weiblichen, links die männlichen Individuen, alle in frisch gewaschenen weißen und bunten Sulu. Die Weiber trugen sämtlich den obligaten Wirafore. Nur ein Mädchen, das wahrscheinlich teilen besaß, erschien mit unbedeckter Brust und suchte sich verlegen hinter die andern zu verdecken. Ebenso wie der Tui hatten der Missionar und die Alten wohlgeglättete europäische Hemden

<sup>1)</sup> Auch das Bild des Salombau kommt dieser Schilderung sehr nahe.

<sup>2)</sup> Sonst sind die Kirchen reichlich mit Sinnet geschmückt, das alle Balken in verschiedenen Mustern bedeckt.

<sup>3)</sup> Richtiger sollte es wohl heißen Katecheten oder Vokalprediger. Die braunen Assistant Missionaries pflegen auf wichtigeren Punkten stationirt zu sein als Samina, nach dem Zustande der Kirche zu urteilen.

und darüber Kleider die die Frau des selben ostentat Erde, das An haben mochte nahm sich vor den Sulu.

„Der Missionar auch auf die Die dunkle dem Boden la festiges Flehen wenige Worte die Menschen Thüre neben äußerst andächtig lagen die Klein der Lust herum gegenseitig die der jorntig him in die Seiten Man ligerte der Thüre fing die Flucht ergo

„Das Geb erhob sich in folgte eine Pre Schaukelthron, ein richtiger As den Sessel, lei mir das meiste trag des Wissi volkreichen me mehr als alle Singai (nein) Abfäße einer Duranga ni W diese drei Länd paar andre der tiefen Eindruck wieder nach S

Wenn Seite herrlich festen an die die Mission gestellt. Es schaulche W mehr nicht ständnis bes

<sup>1)</sup> Es ist der schönen Weise der erkennen, um

dermaßen: „Der  
diger Greis von  
die Hüften mit  
Schürze schnee-  
weiß, erinnert er  
weißer Vollbart  
an dem er litt,  
n wollte sich, B.  
en mit Sonnen-  
treiben Männer,  
Kirche zu und  
die Köpfe. In  
n Prediger stau-  
nbinenblässe mit  
te der gestrigen  
Mitte der einen  
Schaukelstuhl,  
d daneben ein  
en in einer an-  
Kein Schmutz  
hatten und einer

sch traf, ziemlich  
alten der Dorf-  
und hinten und  
e Kirchen höher  
sie schon von  
Charakteristiken  
verziert, oder es  
zu Enden herab.  
Jetzt dienen  
die Beschreibung

Jungen führte  
eis von früher,  
hatte nichts Be-  
it Stolz seine  
rug, und eine  
er bemühte sich,  
was er sagen  
eine linguistische  
zu ihm hinauf.  
Der Tui sah  
niger ehrgeizig  
hm. Ich setzte  
stellung hinter  
die Gemeinde  
n Individuen,  
ugen sämtlich  
besaß, erschien  
reden. Ebenso  
häufige Genden

er nahe.  
alle Vallen in

Die braunen  
sein als Sa-

und darüber den langen Sulu an. Sie sahen viel reiner / aus als ich, dessen Kleider die Spuren des Regens und des schmutzigen Bootes zeigten. Die Marama, die Frau des Tui, kam etwas zu spät und sank in der vordersten Reihe mit derselben ostentativen Frömmigkeit, die bei nobelen Damen in Europa Mode ist, zur Erde, das Antlitz tief gebeugt, um sich zu sammeln. Wo sie das wohl gelernt haben mochte? Heute hatte sie ein Hemd und einen gestickten Unterrock an und nahm sich darin asienartig läppisch aus. An Werktagen trägt sie gewöhnlich nur den Sulu.

„Der Missionar voran, warfen sich alle nieder, nicht bloß auf die Knie, sondern auch auf die Ellenbogen, und jener sprach sehr ausdrucksvoll und laut ein Gebet. Die dunkle Gemeinde, die seltsam demüthigte Stellung, in der sie insgesamt auf dem Boden lag, die leidenschaftliche Stimme des Priesters und sein eindringliches, festes Fliesen, die fremdartigen, sonoren und kraftvollen Laute, von denen ich nur wenige Worte verstehen konnte, bezauberten mich höchst eigentümlich, wie ich so über die Menschen vor mir hinsah, und ich jubelte nerobß zusammen, als ein Hund zur Thüre neben mir herein schnupperte und mich anbellte. Die Erwachsenen schienen äußerst andächtig mitzubeten. Nur die liebe Jugend trieb Alotria. Gedankenlos lagen die Kleinen, braunen Bengel auf dem Bauche, schluckerten mit den Füßen in der Luft herum, musterten sorgfältig die Beine ihrer Vorderleute und zupften sich gegenseitig die Krusten von den zahlreichen Hautabschürfungen. Ein Kirchenlieder, der jörnig hinter ihnen herumschlich und sie mit einem dünnen Drahtstab umfaßt in die Seiten stupfte, um sie zur Sittsamkeit zu ermuntern, hatte nur wenig Erfolg. Man lachte über ihn. Sein Drahtstäbchen kam nicht zur Ruhe. Draußen vor der Thüre hing ein winziger Nachtfrosch an auf die Lali zu trommeln, schleunigst die Flucht ergreifend, als jener mit wüthender Gebärde hinaustauchte.

„Das Gebet war zu Ende. Der Missionar stand auf, und auch die Gemeinde erhob sich in starrer Stellung und begann einen wohlklingenden Gesang. Dann folgte eine Predigt. Während des Gebets kniete der altersschwache Tui vor seinem Schaukelthron, mit ausgestreckten Armen sich an den beiden Lehnen festhaltend, wie ein richtiger Aßmatiker um mühsames Atmen zu erleichtern. Jetzt setzte er sich in den Sessel, leise schaukelnd, indem er zuhörte. Von dem Inhalt der Predigt blieb mir das meiste unverständlich. Aber der leidenschaftliche und doch würdevolle Vortrag des Missionars, der sonore, tiefe Wohlklang seiner Stimme, die Kraft der volkreichen melodischen Sprache, die mir immer lautete wie italienisch, erbaute mich mehr als alle in der Muttersprache gesprochenen Kanzelreden meiner Schulzeit. Singai (mein) und immer wieder Singai war der öfter wiederkehrende Schluß der Absätze einer längeren Periode, und Duranga ni Papalang, Duranga ni Tonga, Duranga ni Witi (der Herr Europas, der Herr Longas, der Herr Witis — diese drei Länder umfassen die ganze Geographie der Eingebornen —), waren ein paar andre der wenigen Worte, die ich verstand. — Der Gottesdienst hatte einen tiefen Eindruck auf mich gemacht und beschäftigte lebhaft meine Gedanken, als ich wieder nach Hause fuhr.“

Wenn man diesen selbst von einer nicht der Mission freundlichen Seite herrührenden Bericht den Berichten von den früheren Kannibalen-festen an die Seite stellt, so wird die wunderbare Umwandlung, welche die Mission in Witi bewirkt hat, dadurch aufs deutlichste an das Licht gestellt. Es bleibt nur zu wünschen, daß uns solche eingehende, anschauliche Berichte auch von Leuten geliefert würden, die dazu noch mehr nicht bloß durch linguistisches, sondern auch durch geistliches Verständnis befähigt sind! Vergeblich habe ich in den Missionsblättern

<sup>1)</sup> Es ist nur zu bedauern, daß unser Berichterstatter nicht auch den ersten Inhalt der schönen Worte vernahm und sich zu Herzen gehen ließ. Wer mit der Predigtweise der Methodisten etwas bekannt ist, wird auch aus den geringen Andeutungen erkennen, um was es sich handelte.



gesucht nach eingehenderen Beschreibungen auch jener andern Formen des Gottesdienstes: den Prayer meetings (Gebetsversammlungen), Watch night meetings (Abendversammlungen im Freien) und den vierteljährlichen Liebesmahlen. Sie werden nur ein paarmal dem Namen nach erwähnt<sup>1)</sup>. Mehr dagegen wird von den großen vierteljährlichen Circuits-Meetings gesagt, zu denen sich die sämtlichen Vorsteher, Katecheten, Lokalprediger und Hülfsmissionare des ganzen Kreises auf der Hauptstation einfinden<sup>2)</sup>. Schon am Tage vor einem solchen Mbose Wakawulatolu erscheint am Horizonte ein weißes Segel nach dem andern, bis zuletzt die ganze Bucht vor der Station von Booten aller Art wimmelt. Über die Berge kommen lange Reih von Männern langsam dahergewandert, jeder seine Festkleider in einem Bündel auf dem Rücken tragend. Das Missionshaus ist bald besetzt, und die Stubirube wird in eine Kumpellammer verwandelt. In der einen Ecke liegt ein stattlicher Haufen Tapazeug — das sind die für Laufen und Trauungen vereinnahmten Gebühren; dort sind lange in Palmenblätter gebüllte Ballen von Baumwolle: die Einnahme von verkauften Bibeln, Katechismen, der Bungsans Christenwallfahrt oder andre Bücher. Von allen Seiten wird der Missionar in Anspruch genommen. Gegen Abend ruft die Lali zur Gebetsversammlung, und hier und da erhebt einer, der von ferne gekommen, in der herzlichen Gemeinschaft seine Stimme, um Gottes Segen für die Verhandlungen des morgenden Tages herabzurufen.

Die eigentlichen Versammlungen begannen mit derjenigen der Stewards (Kirchenvorsteher). Es war eine große Gesellschaft, die fast die Kirche füllte. Jeder hatte ein Hemd an und die üblichen 2—3 Yards (Masi-Tapa); doch hatte der individuelle Geschmack hinsichtlich der Farbe, des Materials und Schnittes den weitesten Spielraum gehabt. Doch jeder, wer nur ein Hemd an hat, ist vermöge dieses kirchlichen Gewandes für die Versammlung bestens geschmückt. Etliche hatten sogar den Luxus einer Weste oder gar den eines Rockes. Die Tuirara (Stewards) sind in der Versammlung etwas schweigsam; jedenfalls haben sie nicht soviel Neigung zum parlamentarischen Debattiren wie ihre europäischen Amtsgenossen. Sie sind nützliche Männer und erfüllen ihre Pflichten in ihren Distrikten treulich und energisch. Aber in der Versammlung sind sie nicht leicht dazu zu bringen, daß sie das Wort ergreifen. Wenn der Missionar direkt fragt nach Thatfachen, statistischen Daten u. s. w., so thun sie gewöhnlich erst den

<sup>1)</sup> Nur eines der letzteren, wie es in Richmond Institution am Weihnachtsabend gefeiert wurde, findet sich näher beschrieben. Die Hauptsache dabei waren die geistlichen Ansprachen von verschiedenen Gliedern der Versammlung. Auch Frauen nahmen das Wort. — Es ist auch nicht deutlich, in welcher Weise das methodistische Klassenwesen auf Witi durchgeführt ist. Ich vermisse in den Berichten manche darauf bezüglichen Ausdrücke.

<sup>2)</sup> „Witi ist das Land der Quarterly-meetings“, schreibt ein Korrespondent. „Wer gebiegene Gemäße sucht, geht nach Rom, wer echten Gesang hören will, geht nach Deutschland, wer richtige Quarterly-meeting sehen will, geht nach Witi.“

Rund auf, die Verhand sich die Sten predigern. storben?“ w gegangen ist, die Versamm liche aber se Es werden i kommen lasse verhängt wi Tröstlich ist predigeramt und nun al Sie müssen den Missiona nochmals in werden. No die Probezeit und die Ver Die Mehrzahl bere tungen u

Am Abe ratung mit Lehrern u. f. die Verhandl

Am drei die Kirche so die Hauptlin heiligen Aber resp. Kateche der Anstellun sagt: „Sa wi Besetzung z dazu. Es fol nars, und m sammlung g

Über d nur geringe andacht erw Veränderung und Wandel oft an, daß

<sup>1)</sup> Es ist gewissen Zeitr <sup>2)</sup> Weal.

bern Formen  
(ammlungen),  
(en) und den  
paarmal dem  
roßen viertel-  
mlichen Vor-  
angen Kreises  
einem solchen  
s Segel nach  
von Booten  
ge von Män-  
nem Bündel  
setzt, und die  
In der einen  
e für Tausen  
e in Palmen-  
on verkauften  
oder andre  
h genommen.  
hier und da  
Gemeinschaft  
es morgenben

jenigen der  
haft, die fast  
blichen 2—3  
t hinsichtlich  
ielraum ge-  
dieses Kirch-  
t. Etliche  
Kodes. Die  
schweigsam;  
rischen De-  
che Männer  
b energisch.  
eingen, daß  
nach That-  
ch erst den

n am Weis-  
psache dabei  
Versammlung.  
welcher Weise  
nisse in den

Correspondent.  
en will, geht  
ach Witt.

Mund auf, wenn ihnen der Pastor ihres Dorfes zu Hilfe kommt. Ist die Verhandlung über die äußeren Angelegenheiten vorüber, so ziehen sich die Stewards zurück. Es beginnt die Verhandlung mit den Lokalpredigern. Auf die Frage: „Wer ist im verfloffenen Vierteljahr gestorben?“ wird der Name eines treuen Arbeiters genannt, der heimgegangen ist, und ein trefflich bearbeiteter Lebenslauf verlesen, der auf die Versammlung einen tiefen Eindruck macht. Dann kommt die peinliche aber sehr nötige Frage: „Welche sind auf Abwege gekommen?“ Es werden ihrer mehrere genannt, die sich etwas haben zu Schulden kommen lassen, und über die nach dem Votum der Brüder die Zucht verhängt wird, die bei groben Sünden in der Ausschließung besteht. Tröstlich ist es, daß hierauf eine Liste von Kandidaten für das Lokalpredigeramt vorgelesen werden kann, die ihre Probezeit beendet haben und nun als beglaubigte Lokalprediger angestellt zu sein wünschen. Sie müssen einen Halbkreis bilden, und es erfolgt das Examen durch den Missionar. Es fehlt nicht an solchen, die nicht bestehen, sondern nochmals in die Probezeit zurück müssen, während andre reif befunden werden. Noch größer ist die Reihe derer, die sich zur Zulassung in die Probezeit melden. Nach einer kurzen Prüfung müssen sie abtreten, und die Versammlung erwägt von jedem einzelnen, ob er geeignet sei. Die Mehrzahl allerdinge wird abgelehnt und muß auf weitere Vorbereitungen verwiesen werden. —

Am Abend findet dann noch im Hause des Missionars die Beratung mit den ordinirten Predigern statt über Stationirung von Lehrern u. s. w. Es gibt wichtige Sachen zu erörtern, und oft reichen die Verhandlungen bis tief in die Nacht hinein.

Am dritten Tage folgt dann der feierliche Gottesdienst, bei dem die Kirche so gedrängt voll ist, daß aus dem Dorfe gewöhnlich nur die Häuptlinge teilnehmen können. Den Schluß macht die Feier des heiligen Abendmahls. Nachmittag haben dann die sämtlichen Prediger resp. Katecheten noch eine Sitzung, in der manche Veränderungen in der Anstellung verkündet werden<sup>1)</sup>. Jeder Betroffene erhebt sich und sagt: „Sa wina kasaka!“ (Es ist gut Herr!), und wem eine angenehme Beresung zu teil wird, macht noch eine möglichst elegante Verbeugung dazu. Es folgt noch eine kurze Ansprache und Ermahnung des Missionars, und mit gesalbten Gebeten zweier älterer Lehrer wird die Versammlung geschlossen<sup>2)</sup>.

Über das alltägliche Leben der christlichen Wittier finden sich nur geringe Andeutungen. Ofters wird tägliche Morgen- und Abendandacht erwähnt. Es wäre interessant, etwas zu erfahren über die Veränderungen, welche das Christentum sonst noch im täglichen Handel und Wandel herbeigeführt hat. Die Feinde der Mission klagen diese oft an, daß sie den Eingebornen ihren kindlichen Frohsinn raube und

<sup>1)</sup> Es ist Grundsatz der Methodisten, mit den geistlichen Kräften nach einem gewissen Zeitraum zu wechseln.

<sup>2)</sup> Weal. Notices 1871, p. 70 ff.

ihnen ihre Vergnügungen verbiete. Dagegen findet sich das ausdrückliche Zeugnis eines Missionars, der über die bei einem Besuch des Gouverneurs in Rewa aufgeführten Tänze folgendes berichtet:

Zuerst kam jener seltsame Rewatang, Nambela (fliegender Hund — Vampire) benannt, mit seinen verwiddesten Evolutionen und seiner komischen Nachahmung des Tieres, dessen Namen er trägt. Dann folgte der immer anmutige Malolalola (die sich brechenden Wellen) mit einem tiefstimmigen Gesang und einer langen Reihe von Tänzern, die sich in viele Abteilungen zerlegt, welche hin- und herschwanken gleich den Bogen der See mit so trefflichem Effekt, daß sich ein völliger Beifallsturm der Zuschauer erhob. — Ich kann diese bewunderungswürdige Sache nur als eine der schönsten und vollendetsten Schöpfungen Witis betrachten, so recht die Blüte der poetischen Konzeptionen dieses Volkes. Es kamen noch andre Tänze, jeder mit markirter Eigentümlichkeit, die von verschiedenen Stämmen dieser Gegend aufgeführt wurden, und so verstrich der Tag heiter und angenehm<sup>1)</sup>.

Von den sonst noch angedeuteten Zügen erwähnen wir der auch hier reichlich zum Kirchen- und Schulbau, sowie für die Mission überhaupt aufgebrauchten Beiträge. Was die geistliche Erkenntnis betrifft, so findet sich meistens ein klares Verständnis der beiden Hauptpunkte: Sünde und Gnade. Es wird jedoch an einer Stelle von solchen, die noch vor nicht lange „Votu gemacht“ hatten, erwähnt, daß es mehr geistliches Geschwätz sei, was sie damit treiben (W. N. 1871, 156). Geistlicher Hochmut fehlt auch nicht, und leider scheinen etliche Lehrer dieser Gefahr erlegen zu sein.

Unter jenen in Massen zum Christentum übergetretenen Scharen darf man sich nicht wundern noch viel Schwachheit zu finden, wenn auch die schlimmsten heidnischen Roheiten auf alle Fälle mit dem Übertritt abgelegt worden sind. In der Gemeinde der Kommunitanten aber, zu welcher nur nach längerer Probe die bewährten Christen aufgenommen werden, findet sich oft ein überraschendes Maß von gebiegem innerlichen Christenleben. Nirgends tritt dies deutlicher hervor als auf den Sterbebetten. „Die heilige Ruhe, mit der viele von unsern Christen sterben“, sagt Missionar Nettleton, „ist wunderbar. Von keinem Zweifel beunruhigt, mit unverhülltem Blick das Kreuz anschauend, im schlichten Glauben an das unendliche Verdienst Christi schlummern sie sanft ein, die Brust unbelastet, das Auge nicht umwölbt von Furcht und Ungewißheit.“ So z. B. erzählt der bereits erwähnte Joul Bulu:

„Da war ein alter Mann, den ich sehr liebte, und ich war bei ihm als er starb; während seiner Krankheit besuchte ich ihn oft. Wir lasen aus dem Heiligen Buch und beteten, daß es gut mit ihm stand. An seinem Sterbetage, als er nahe am Scheiden war, ging ich noch einmal ihn zu sehen, und fand, daß sein Leben bald geendet sein würde. Da sprach ich zu ihm: „Nathanael, sage mir noch einmal, mir und diesen andern zu gut, ob du an deinen Heiland glaubst und ob er dich tröstet?“ Dann lächelte er, und sein Antlitz leuchtete als er sagte: „Joh, siehst du den Pfosten?“ und zeigte auf einen der Pfosten, die das Haus tragen. „Ja“, sagte ich, „ich sehe ihn.“ „Siehst du ihn auch ganz deutlich?“ fragt er nochmals, und ich antwortete abermals: „Ja, ganz deutlich“, verwundert, daß er jetzt von

solchen Dingen mich ernstlich und deutlich setzen sollte auf seine Wir blickten an er tot. Aber i fterlich wie be

Von ein besonders deu Christus war seine Sünden hatte die köst „aufgespeicher gaben. 3. Ende sagte e Teilen von 2 seiner Ruhe ruft, werde to Nachmittag h

Auch bei Kraft des Gl Elend, mit de beschreiben. Erkönt dort den ganzen 2 an solchen, d Behandlung Bitterung u war. So stan demie, welche hat. So her Gemeinden v wundern, daß angenommen wendeten. E lebendig begr

Auch die daß seitdem ordentliche p von dem sic Bößlern fand

Leider h den Wesleyf Mission steht unter der Le

<sup>1)</sup> Wesleyan M. Notices 1876, p. 224.

<sup>1)</sup> Wesley

solchen Dingen spreche, und meinte er rede aus dem Wege. Dann aber sah er mich ernstlich an und sagte: „Joel, so deutlich wie du jetzt den Pfosten siehst, so deutlich sehe ich jetzt den Herrn.“ Wir waren still. Er aber klopfte eine Weile leise auf seine Brust; dann erhob er seine Arme und deutete lächelnd nach oben. Wir blickten auf aber sahen nichts, und als wir wieder auf ihn zurückblickten, war er tot. Aber wir betrübten uns nicht um seiner willen. Das Haus war uns so heiterlich wie der Himmel. So waren wir voll Freude und priesen den Herrn“).

Von einem andern Sterbenden wird gesagt: Drei Dinge waren besonders deutlich bei David Palu. 1. Sein Glaube an den Herrn Christus war nicht erschüttert. Er hatte Frieden. Er wußte, daß seine Sünden ausgelöscht waren, und darum war er fröhlich. 2. Er hatte die köstlichen Verheißungen des Wortes Gottes in seinem Sinne „aufgespeichert“ (stored) und führte oft Verse an, die ihm Trost gaben. 3. Er war kein Feigling vor dem Tode. Kurz vor seinem Ende sagte er: „Ich hätte gerne noch gelebt, um in den verschiedenen Teilen von Witt Jesum zu predigen. Aber der Herr will mich zu seiner Ruhe aufnehmen. Wenn die Zeit zum Nachmittagsgottesdienst ruft, werde ich sterben.“ Wirklich ging er unter jenen Klängen am Nachmittag heim.

Auch bei der furchtbaren Masernepidemie zeigte sich bei vielen die Kraft des Glaubens, der die Schrecken des Todes überwindet. Das Elend, mit dem die ganze Bevölkerung heimgesucht wurde, ist kaum zu beschreiben. Die Seuche war von Australien eingeschleppt, als der Erbkönig dort einen Besuch gemacht hatte; sie verbreitete sich schnell über den ganzen Archipel. An vielen Orten lagen alle darnieder. Es fehlte an solchen, die die Toten beerdigen konnten. Unkenntnis und, falsche Behandlung vergrößerten noch das Übel. Dazu kam später nasse Witterung und Hungersnot, da in den Pflanzungen nicht gearbeitet war. So starben denn noch die meisten an den Nachwirkungen der Epidemie, welche im ganzen nicht weniger als 40 000 Opfer dahingerafft hat. So herrlich unter dem entsetzlichen Elende sich in den älteren Gemeinden vielfach das Christentum bewährte, so ist es nicht zu verwundern, daß manche Stämme, die erst seit kürzerer Zeit das Lotu angenommen hatten, abfielen und sich wieder an ihre alten Götter wendeten. Ein Stamm soll sogar die Witwe und Kinder eines Lehrers lebendig begraben haben, um damit Schutz vor der Seuche zu erlangen.

Auch diese schwere Heimsuchung ist vorübergegangen, und es scheint, daß seitdem die Bevölkerung wieder zunimmt. Auch solche außerordentliche plötzliche Verminderung gibt hier noch nicht das Zeichen von dem sichern Aussterben, wie wir es bei andern polynesischen Völkern fanden.

Leider haben wir in den letzten 4 Jahren von den Wittinseln in den Wesley'schen Missionsblättern gar keine Nachricht erhalten. Die Mission steht ebenso, wie wir es bereits bei der Tongamission fanden, unter der Leitung der australasiatischen Konferenz. Schon seit längerer

<sup>1)</sup> Wesleyan M. Notices 1867, p. 67 f.

Zeit enthielten daher die Jahresberichte der Londoner Westl. Meth. Missionsgesellschaft auch über diese Mission meist nur kurze Notizen, während die Missionary Notices öfter noch etwas ausführlichere Mitteilungen brachten. Dies hat nun auch aufgehört, und da es uns nicht gelungen ist die australischen Blätter zu erlangen, so sind wir über die allerneueste Entwicklung dieser interessanten Mission in Unkenntnis geblieben. Jedenfalls aber hat sie immer weitere Fortschritte gemacht, wie wir aus den folgenden statistischen Notizen wohl schließen dürfen.

|                                      | 1868             | 1876 <sup>1)</sup> | 1878    |
|--------------------------------------|------------------|--------------------|---------|
| Zahl der Kirchen                     | 453              | 703                | 769     |
| Andere Predigtplätze                 | 339              | 301                | 326     |
| Missionare u. eingeb. Assistenten    | 58 <sup>2)</sup> | 59                 | 62      |
| Katecheten                           | 683              | 808                | 3       |
| Schullehrer                          | 1161             | 2490               | 3054    |
| Sonntagschullehrer                   | 1730             | 2494               | 3237    |
| Hauptschullehrer                     | —                | —                  | 928     |
| Lokalprediger                        | 477              | 644                | 1083    |
| Klassenführer                        | —                | —                  | 2714    |
| Volle Mitglieder                     | 17 836           | 17 432             | 20 993  |
| In Probe zur Mitgliedschaft          | 4609             | 3915               | 5720    |
| Sonntagschulen                       | 1001             | 1125               | 1284    |
| Sonntagschüler                       | 35 617           | 3304               | 45 772  |
| Tageschulen                          | 856              | 1363               | 1534    |
| Tageschüler                          | 37 679           | 40 223             | 42 028  |
| Besucher des öffentl. Gottesdienstes | 109 098          | 86 290             | 101 559 |

Die Hauptstationen (resp. Circuits) waren 1875 folgende: Latemba, Somaloma, Wima, Mbua, Mbua, Navulosa (Seminar), Oakaundrowe<sup>3)</sup>, Dwalau<sup>4)</sup>, Rewa<sup>5)</sup> und Randawu.

Die Katholiken haben trotz aller Anstrengungen in Witi nicht viel Erfolge gehabt. Ihre Angehörigen werden in neuester Zeit auf 7600 angegeben<sup>6)</sup>.

<sup>1)</sup> Nach der Masernepidemie.

<sup>2)</sup> Davon waren 11 englische Missionare.

<sup>3)</sup> Nahe dem südlichsten Punkte von Wanualewu gelegen, an Stelle der früher erwähnten Station Fawn Harbour (Wailawa). Der Kreis umfaßt die Ost- und Nordküste nebst einem Teil der Südküste der Insel, sowie auch Tawituni. Dort hatte eine Zeit lang der Katholizismus gesiegt. Die Evangelischen waren abgefallen und zum Teil mit ihrem Lehrer geflohen. Aber 1870 trat der König von Wairiki zum evangelischen Bekenntnis über und mit ihm die ganze Bevölkerung.

<sup>4)</sup> Hierzu Wallewu auf Wanualewu.

<sup>5)</sup> Hierher gehören die Inlandstämme auf Witiwiti sowie die Südküste.

<sup>6)</sup> Jahrbücher zur Verbreitung des Glaubens, 1880 II, S. 60.

Als ein  
kleinen Insel  
nesischen G  
sie seit lange  
einen Teil de  
wir sie an d  
Die Hauptin  
in ihrer grö  
schmalen Isl  
mäßig hohen  
Der Boden  
bedeckt, unter  
ziehen. Die  
mit Wald be  
Schönheit. I  
tropischen Na  
hat nichts G  
geben. Gege  
Uea, von dem  
den westliche  
paar kleinere  
einige weitere  
Ankerplatz be  
Isthmus. G

Die Not  
stehen. Sie  
freundlich gef  
gisch. Nach  
Stehlen. Be  
deutungen ein  
Tode bestraft  
stolz, empfind  
auf 3000 ge  
wurde, stellte  
finden wir h  
Auf Rotuma  
zerriebene M  
mit religiöser  
Maro; die

<sup>1)</sup> Meinick



## Anhang.

## Die Insel Rotuma.

Als eine Filiale der Witi-Mission haben wir noch diejenige auf der kleinen Insel Rotuma zu betrachten, obwohl diese mit ihren polynesischen Einwohnern nicht zu Melanesien zu rechnen ist. Doch hat sie seit lange mit dem Witi-Archipel in Verbindung gestanden und bildet einen Teil des betreffenden Missionsbistums, und daher behandeln auch wir sie an dieser Stelle. Sie liegt 75 Meilen nördlich von Witi-Mu. Die Hauptinsel, welche in der Länge von Westen nach Osten drei und in ihrer größten Breite etwa eine Meile mißt, wird durch einen schmalen Isthmus in zwei sehr ungleiche Teile geteilt, die beide mit mäßig hohen, vulkanischen Bergen bedeckt sind, während jener flach ist. Der Boden ist fruchtbar und ergiebig, die Küsten mit Kokospalmen bedeckt, unter denen die Dörfer der Eingebornen sich am Strande hinstrecken. Die Berge und die romantischen Thäler sind theils bebaut, theils mit Wald bedeckt; das Land überhaupt ist von großer Anmut und Schönheit. Die Vegetation scheint der von Witi nahe zu stehen, die tropischen Nahrungspflanzen finden sich in Fülle, auch die Tierwelt hat nichts Eigentümliches<sup>1)</sup>. Die Insel ist von einem Küstenriff umgeben. Gegenüber dem Nordwestkap liegt ein kleines hohes Inselchen, Uea, von dem sich ein Riff nach Südsüdwest im flachen Bogen um den westlichsten Teil der Hauptinsel zieht. Dasselbe trägt noch ein paar kleinere Felseninseln. Auch den andern Küsten gegenüber liegen einige weitere hohe Inselchen, die jedoch nicht bewohnt sind. Der beste Ankerplatz befindet sich in der Bucht, nördlich von dem erwähnten Isthmus. Einen guten Hafen hat die Insel nicht.

Die Rotumaer sind Polynesier, die den Samoern am nächsten stehen. Sie werden als außerordentlich lebenswürdig, mild, sanft und freundlich geschildert; dabei sind sie geistig begabt, geschickt und energisch. Nachteiliges wird ihnen nicht viel nachgesagt, außer der Lust am Stehlen. Bei den Unverheirateten aber ergibt sich nach manchen Andeutungen eine bedeutende Untreue (Ehebruch wird freilich mit dem Tode bestraft). Sonst werden sie auch bei der ersten Verührung als stolz, empfindlich und mißtrauisch bezeichnet. Ihre Zahl, die gewöhnlich auf 3000 geschätzt, von katholischen Berichten auf 6000 übertrieben wurde, stellte sich 1871 auf 2680 fest. — Unter den Nahrungsmitteln finden wir hier wie auf den Karolinen die Erzeugnisse der Sagopalme. Auf Rotuma genießt man die jungen Früchte und das zwischen Steinen zerriebene Mark. Das Kawatrinken ist beliebt und war früher immer mit religiösen Ceremonien verbunden. Die Männer trugen nur den Maro; die Frauen hatten außerdem noch Matten über dem Ober-

<sup>1)</sup> Meimide, a. a. O., II, S. 52.

Westl. Meth.  
urze Notizen,  
ausführlichere  
und da es uns  
so sind wir  
Mission in Un-  
e Fortschritte  
wohl schließen

1) 1878  
769  
326  
62  
3  
3054  
3237  
928  
1083  
2714  
20993  
5720  
1284  
45772  
1534  
42028  
101559

be: Lakemba,  
Kaundrowe),

n Witi nicht  
der Zeit auf

stelle der früher  
die Ost- und  
Karolinen. Dort  
waren abge-  
der König von  
Bevölkerung.

Südrüste.

Körper. Die Haare trugen diese wie jene lang, in einen Knoten geschlungen, färbten sie auch weiß oder rot, nur die unverheirateten Mädchen hatten sie kurz geschnitten. Die Haut salben sie nicht bloß mit Öl, sondern mit einer dicken Salbe, die aus diesem und Kurumapulver bereitet wird. Die betreffende Pflanze wird dazu in ausgebehnter Weise angebaut. Infolge dieser Sitte färben sie alles gelb, was mit ihnen in Verührung kommt, nicht bloß ihre Kleidung, die Fußbodenmatten ihrer Hütten, selbst die Bäume am Wege, an die sie sich anzulehnen pflegen. Schmutz, Tatuierung, Beschneidung u. findet sich hier wie bei andern Polynesiern.

Landwirtschaft, Fisch und Vogelfang (letzterer mit Netzen betrieben) sind die hauptsächlichsten Beschäftigungen. Auch sind die Notumaer ausgezeichnete Seefahrer, die sich in ihren Doppelbooten zu weiten Reisen hinauswagen, auch tüchtige Matrosen auf europäischen Schiffen abgeben. Schon zu Cooks Zeit waren sie in Tahiti und Tonga bekannt. Von Industrie kennen sie die Bereitung von Matten verschiedener Feinheit, aus Pandanus- und Fächerpalmbllättern, des Zwirns und der Stride aus Kokosfasern, des Kokosöls, das sie mit den Früchten der Uvaria parfümiren, und einer Art Seife aus der Asche der Kasuarinen. Zur Erleuchtung dienen ihnen Fackeln aus trockenen Kokosäzweigen oder Lampen, in denen sie Kokosöl brennen, zum Fegen Besen aus Kokosblättern, als Sonnenschirme brauchen sie Fächerpalmbllätter u.

Über die religiösen Ansichten der heidnischen Notumaer ist wenig bekannt geworden. Es scheinen sich jedoch die Hauptzüge der Religion anderer Polynesiern wiederzufinden. Es wird wenigstens Tanaroa erwähnt; auch glauben sie, daß Götter in Menschen ihren Wohnsitz nehmen können. Von der Verfassung finden wir (bei Meinicke, der freilich den Verdacht eines Mißverständnisses seitens seiner Gewährsmänner nicht zurückhalten kann), daß ein Häuptling, der den Titel Niamtau (Niamatau) führt und von den Europäern (deren es schon lange eine Anzahl auf der Insel gibt) der „Kaiser“ genannt wird, an der Spitze des Volkes steht. Er wird von den übrigen Häuptlingen gewählt und führt den Vorsitz in den Versammlungen. Sein Amt aber währt nur 10 (nach andern 6) Monate; darauf erfolgt von neuem die Wahl. Unter ihm stehen die Distrikthäuptlinge (Ngangacha), die ebenfalls nur auf ein Jahr gewählt sein sollen. Sie erheben die Steuern in ihren Distrikten, von denen sie einen Teil an den Niamtau abführen. Jeder hat einen sogenannten Sprecher zur Seite, dem die Regierungsgeschäfte obzuliegen scheinen. Unter den Häuptlingen steht noch eine andre Klasse der Vornehmen, die Mamua, die den tongischen Matabule zu entsprechen scheinen. Die Gemeinen heißen Samuri. Die Insel ist in 6 Distrikte geteilt, die, von der Südküste beginnend, nach Norden zu u. c. folgenbermaßen benannt sind: Noatau (enthält die Hauptmissionsstation), Dinasa, Malhaa, Ituetu, Fanguta, Pepsa.

Die Sprache von Notuma ist zwar ein polynesischer Dialekt, hat jedoch manche Eigentümlichkeiten, die auf melanesische Einflüsse hinweisen, wie denn z. B. auch die Laute o und ch vorkommen. — Durch das viele Dienen auf europäischen Schiffen hat ein gebrochenes Eng-

isch ziemlich Seefahrten Nordküste von Fischfängern immer die b

Noch ne Fluchtlingen land, mehr den Eingeborwein zu bere die selbst all endeten mit ihnen, „Ob lebte und b bormen Lehre

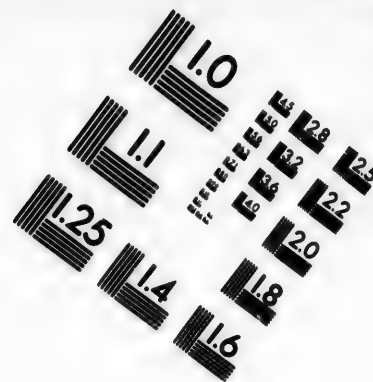
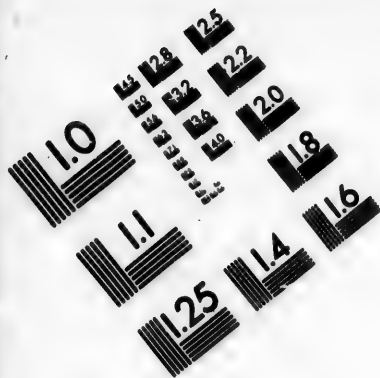
Die M der auf seine dort zurücklie andern Lond welche fanden die Erstlinge auch methodi Notuma in n steht, so über Friedens will die Insel von und wann be römischen Ko französisches Anweisung an mit Nahrung wiedertommen Seitdem begi Katholiken un schweres Hind die Eindringl verhältnismä Witi aus 18 Sache gebeiht ums, darunt nicht angehört 3 Gebäude, c lischen Prieste Sie verlangen der Insel ni Wunsch nicht damals ein er hätte. Missi

Ist ziemlich viel Eingang gefunden. Ihre schon erwähnten kühnen Seefahrten führten zu Anlegung von Kolonien, wie sich z. B. auf der Nordküste von Waualewu solche finden. Mit den europäischen Walfischfängern bildete sich auf Rotuma bald ein starker Verkehr, der nicht immer die besten Folgen hatte.

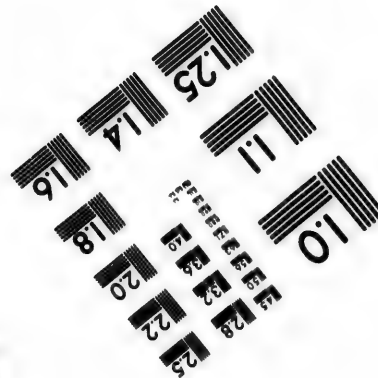
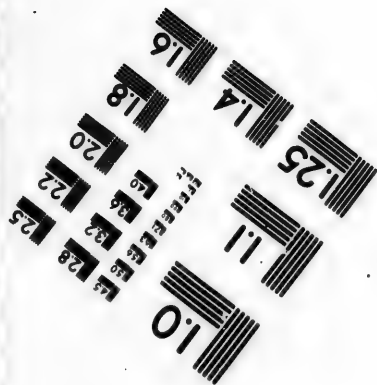
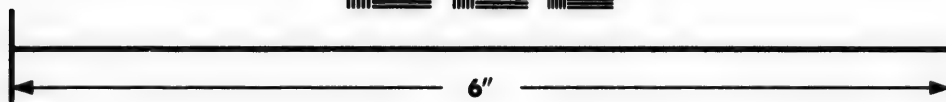
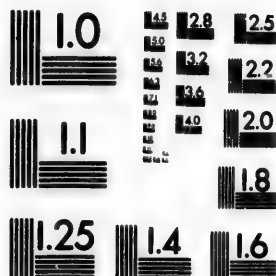
Noch nachtheiliger war es, daß sich 1831 eine ganze Anzahl von Flüchtlingen aus den Verbrecherkolonien Botanybay und Van diemensland, mehr als 70, auf Rotuma niederließen. Einer derselben lehrte den Eingebornen die Kunst aus den Schößlingen der Kokospalme Branntwein zu bereiten. Es kamen die schrecklichsten Excesse vor und Orgien, die selbst alle heidnischen Greuel überboten. Fast alle diese Weißen endeten mit einem gewaltsamen Tode. Zuletzt blieb nur einer von ihnen, „Oib Will“, übrig, der noch vor einigen Jahren wie ein Heide lebte und bitter gegen die Missionare, am meisten gegen die eingebornen Lehrer war (vergl. Litton Forbes, 2 years in Fiji, p. 264).

Die Mission in Rotuma wurde schon durch Williams begonnen, der auf seiner letzten Reise (1839) zwei christliche Lehrer von Samoa dort zurückließ. Erst im Jahre 1845 konnten dieselben wieder von andern Londoner Missionaren im „John Williams“ besucht werden, welche fanden, daß die Samoer nicht vergeblich gearbeitet hatten und die Erstlinge der Insel taufen konnten. Es waren inzwischen aber auch methodistische Lehrer von Tonga und Witi hingekommen, und da Rotuma in näherer Beziehung, namentlich zu dem letzten Missionsfelde steht, so überließen die Londoner den Wesley'schen Brüdern um des Friedens willen das Feld und zogen sich zurück. Von nun an wurde die Insel von methodistischen Missionaren im „John Wesley“ dann und wann besucht. Aber die Fortschritte zogen auch hier bald die römischen Konkurrenten herbei. Schon im Jahre 1846 erschien ein französisches Schiff und setzte 2 Priester ans Land, mit der gemeinen Anweisung an die Eingebornen, die Fremdlinge wohl zu schützen und mit Nahrungsmitteln zu versehen; in gewisser Zeit werde das Schiff wiederkommen, und bei etwaiger Versäumnis sei Strafe zu gewärtigen. Seitdem beginnt auf Rotuma jener unglückliche Wettstreit zwischen Katholiken und Methodisten, der der Sache des Christentums ein sehr schweres Hindernis in den Weg legen mußte. Freilich anfänglich fanden die Eindringlinge nicht viel Anklang, während die evangelischen Lehrer verhältnismäßig schnelle Fortschritte machten. Als Missionar Byth von Witi aus 1849 die Insel besuchte, konnte er berichten: „Unsre heilige Sache gedeiht auf Rotuma. Wir haben 250 Bekenner des Christentums, darunter einige der ersten Häuptlinge. Die, welche uns noch nicht angehören, begegnen uns freundlich. Wir haben 7 Kapellen, 3 Gebäude, aber unsre Kirchenglieder zählen erst 13. Auf die katholischen Priester, die ihnen aufgedrungen sind, mögen sie nicht hören. Sie verlangen dringend nach einem englischen Missionar, der sich auf der Insel niederlasse. Leider wurde damals zur rechten Zeit dieser Wunsch nicht erfüllt. Vielleicht wäre viel Unheil erspart worden, wenn damals ein europäischer Missionar diese Mission in die Hand genommen hätte. Missionar Calvert, der 1855 Rotuma besuchte, schrieb schon,





# IMAGE EVALUATION TEST TARGET (MT-3)



# Photographic Sciences Corporation

**23 WEST MAIN STREET  
WEBSTER, N.Y. 14580  
(716) 872-4503**





daß die Lehrer schwer zu kämpfen hätten mit päpstlichen Gaben, Spitzfindigkeiten und Lügen, obwohl er sehr erfreut berichten konnte, wie die evangelische Partei im Wachsen sei. Nicht weniger als 183 Personen wurden damals getauft.

Nun aber erhob sich eine Reaktion der heidnischen Partei. Ich kann nicht sagen, ob es damals der Fall war, was Litton Forbes erwähnt, daß die wesleyanischen Eingebornen den heidnischen Häuptlingen die Abgaben verweigerten, weil ein Teil derselben mit den heidnischen Opfern und Festen in Verbindung stand<sup>1)</sup>. Die katholischen (auch die Priester hatten inzwischen einigen Anhang gewonnen) machten einen Unterschied und entrichteten die bürgerlichen Abgaben, nach Abzug jener mit der Abgötterei zusammenhängenden. Naturgemäß wurden so die Katholiken<sup>2)</sup> die Bundesgenossen der heidnischen Partei in den Kämpfen, die nun das liebliche Siland lange beunruhigen sollten. Die evangelischen Kapellen wurden theils zerstört, theils geschlossen, die evangelischen Lehrer hart bedrückt, und die Gemeinden hatten Verfolgungen zu leiden. Als nun endlich 1859 der langersehnte Missionar für Rotuma, Mr. Carey, erschien, da war es zu spät. Die Häuptlinge verweigerten demselben (wahrscheinlich hatte Ob Will das Seinige dazu gethan) die Niederlassung auf der Insel, und auch die wittischen und tongischen Lehrer wurden ausgewiesen. So hatten die Gemeinden nur an den aus ihren Kreisen bereits herangebildeten Gehilfen ihren Halt.

Schwerer Druck lastete auf den belehrten Eingebornen. Die Christen eines Dorfes durften nicht mit denen eines andern verkehren; Singen und gemeinsamer Gottesdienst waren verboten. Einige jedoch hielten in der Stille ihren Gottesdienst mit Gebet, und empfingen Gnade und Segen vom Herrn, sodaß schließlich auch ihre Feinde mit ihnen zufrieden wurden<sup>3)</sup>. Als im April 1864 Salvat wieder einen Besuch auf der Insel machte, sah er mit Freuden, daß man jetzt, anstatt die Ankunft eines Missionars zu fürchten, sie allgemein wünschte. Etwa 1200 Personen waren regelmäßige Hörer des Wortes; 230 standen

<sup>1)</sup> Ich vermute fast, daß diese Darstellung, die auf katholischen Angaben zu ruhen scheint, partiell ist, und nicht ganz mit der Thatsache stimmt.

<sup>2)</sup> Es scheint, daß sie zunächst selber verfolgt worden waren, denn 1856 standen ihre Sachen so schlecht, daß die Priester die Insel verließen. Erst 1862 kehrten sie zurück, wahrscheinlich nachdem die kleine katholische Partei sich durch Anlehnung an die mächtige heidnische Partei gestärkt hatte.

<sup>3)</sup> Wahrscheinlich gehören hierher die von L. Forbes, a. a. O., S. 241 ff. erwähnten schweren Kämpfe, welche jenen wunderbaren Umschwung erklärlich machen. Sie mögen ursprünglich durch politische Verhältnisse veranlaßt worden sein, aber es wurde die Religion vielfach hineingemischt. So gingen auch die wesleyanischen Kämpfer mit Erbitterung gegen die Katholiken, die ihrerseits um ihren Glauben zu kämpfen meinten. Auf der einen Seite wurden Psalmen gesungen, auf der andern die Streiter durch Spendung des Sacramentes gestärkt. In der entscheidenden Schlacht blieben die Wesleyaner Sieger. Es fehlte von ihrer Seite nicht an Ercessen. Sie zerstörten die katholischen Kapellen. Des Priesters Kleider wurden zerrissen gefunden, und die Vasa sacra, die man mit einer seiner Rippen erbeutet hatte, wurden zur Heilsweihe für Silbentugeln ersehen. Die großen Massen aber, die bisher unentschieden geschwankt hatten, fielen nun den Wesleyanern, welche die Macht erlangt hatten, in Scharen zu.

schon in eingebetenten ihre Zustand. Und aus freiem Willen ihren Familien

Diese Unbabel Uruakia Mission, der Gottesdienste in dieser feste texten Belehrt zu dienen. Es bewirkten, daß war, der Wur einen mächtige

Nun entfi und Geranbild mit der Missio daru ein, wo Lehrer- und A bereit, die An hinüberzugieher sie dort (Zuli lehrer begleitet aber ausgerüstet Evangelisten vermochten sie Die Eingeborn der ganzen Jr

Als 3 J Nettleton samt einen Besuch e was er sah un

Wunderbaren unsre Herzen zu da sind große, g unter wittschen K lische Lieber singe neten auch gut u Es ist hier von Ich hoffe, die W sein. Frau Fled onst noch manch in guter Ordnu Familie schuldet. Ist ein hilfreicher mit ihnen, sie le Haus zu Haus Fletcher die Run linge. Der vom

Burghart, Missio

schon in engerer christlicher Gemeinschaft, 22 eingeborne Lehrer bedienten ihre Landsleute, 11 Kapellen waren in ganz erträglichem Zustand. Unter den 5 tonangebenden christlichen Häuptlingen hatten aus freiem Antrieb 4 dem Rauchen (!) entsagt und erlaubten sich samt ihren Familien, zum Beispiel für die andern, nur sehr wenig Kawa.

Diese Umwandlung war von einem wadern Häuptling, Jerubabel Uruakiamata, herbeigeführt worden, einem der Erstlinge der Mission, der sich durch kein Loden und Drohen verleiten ließ, die Gottesdienste in seiner Stadt zu verbieten. Nachdem das Evangelium in dieser feste Wurzel geschlagen hatte, war er bemüht, die verschüchterten Bekehrten in andern Dörfern aufzusuchen und ihnen nach Kräften zu dienen. Es gelang ihm eine solche Umstimmung auf der Insel zu bewirken, daß nun von Vertreibung des Lotu nirgends mehr die Rede war, der Wunsch nach einer Reformation des alten Brauches vielmehr einen mächtigen Aufschwung nahm.

Nun entschlossen sich die Wesleyaner aber auch durch Bibelübersetzung und Heranbildung tüchtiger eingeborner Lehrer ganzen Ernst zu machen mit der Mission. Gleich auf dem Heimweg sprach Calvert auf Randawu ein, wo Missionar Fletcher mit seiner Gattin die Leitung des Lehrer- und Predigerseminars für Witi oblag. Diese waren alsbald bereit, die Anstalt andern Händen zu übergeben und nach Rotuma hinüberzuziehen. Schon ein Vierteljahr nach Calverts Abreise landeten sie dort (Juli 1864) und machten sich rüstig ans Werk. Vier Witi-lehrer begleiteten sie, zwar noch unbekannt mit dem Rotumadialekt, aber ausgerüstet mit der Kenntnis der ganzen Bibel und dadurch den Evangelisten Rotumas bedeutend überlegen. Schon nach 10 Monaten vermochten sie sowohl als Fletcher die Sprache verständlich zu gebrauchen. Die Eingebornen aber bauten das Missionshaus, das größte Gebäude der ganzen Inseln, 74 Fuß lang und 40 Fuß breit.

Als 3 Jahre darauf ihr Nachfolger auf Randawu, Missionar Nettleton samt Gattin, die Fletcher in seiner Abgeschiedenheit durch einen Besuch erquickten, war ersterer voll freudigen Staunens über das was er sah und hörte.

Wunderbarer Erfolg hat die Arbeit des einsamen Sendboten begleitet und unsere Herzen zu tiefem Dank bewegt. Da sind 3 gute Steinkirchen und 2 getäfelte, da sind große, gut geleitete Versammlungen, gut besuchte und geleitete Schulen unter wissenden Katecheten, und geordnete Kinderchören, die fröhlich selbst einige englische Lieder singen. Die größeren lesen fließend und schreiben hübsch. Sie rechnen auch gut und geben sehr befriedigende Antworten in der biblischen Geschichte. Es ist hier von besonderer Wichtigkeit, die Herzen der Jugend recht zu gewinnen. Ich hoffe, die Wirkung dieser Schulen werde an der nächsten Generation sichtbar sein. Frau Fletcher hält wöchentliche Bibelklassen für die jungen Weiber und findet sonst noch manche Zeit für die Eingebornen, während sie andrerseits ihren Haushalt in guter Ordnung hält und nichts vernachlässigt, was eine treue Mutter der eignen Familie schuldet. Ein alter Ansiedler sagte mir als ich ihn besuchte: Frau Fletcher ist ein hilfreicher Engel für diese Leute. Sie besucht die Kranken und kauft und betet mit ihnen, sie lehrt die jungen Mädchen nähen, lesen und schreiben, sie geht von Haus zu Haus und thut Gutes, wo sie nur immer kann. Ich machte mit Bruder Fletcher die Runde um die Insel und sah die verschiedenen Kapellen und Häuptlinge. Der von Dinasa hilft von Herzen mit. Er weigerte sich, uns Schweine,

Geflügel und Farns für die Heimreise zu verkaufen, schenkte uns aber alles mit Freuden. Die Leute fanden großen Gefallen am Lotusdunst und wollten uns mehr Lebensmittel mitgeben als wir an Bord nehmen konnten. Zum ersten Male veranstalteten sie dieses Jahr auch eine Missionskollekte, die gleich einen Ertrag von 1400 Mark ergab. Gewiß ein schöner Anfang. Die wenigen Teile der heiligen Schrift, die sie schon gedruckt besitzen, sind hochgeschätzt. Die Bücher waren schon sehr abgenutzt und zerrissene Blätter sorgfältig zusammengeheftet. Bruder Fletcher kommt tüchtig voran mit der Übersetzung des Neuen Testaments. Es wird große Freude unter den Eingebornen sein, wenn sie einmal in ihren Händen ist, dann sie warten mit Ungeduld darauf. Wir bekommen 2 junge Lehrer mit, die Bruder Fletcher auf unser Seminar vorbereitet hatte. Sie werden die Witsprache schnell lernen, und dann stehen ihnen alle in dieser gedruckten Bücher zu gebote. Nur ein kleiner Teil der Rotumaer hängt noch an der alten väterlichen Weise, und wenn dieser auch nicht als Gesamtheit zu den Christen übertritt, kommen doch Woche für Woche einzelne herbei. Der Katholizismus, der auf der Insel Fuß gefaßt, wird nun, nachdem die Priester sie verlassen, durch einen jungen Eingebornen vertreten, der in Rom war und den Papst gesehen hat. Er vereinigt französische Höflichkeit mit der Lebensweise eines eingebornen Heiden<sup>1)</sup>.

Hiernach scheint es, daß die Priester zum zweiten Mal sich zurückziehen mußten. Seit 1868 aber finden wir sie wieder auf der Insel thätig. Etwa 600 Personen hatten sich dem Katholizismus zugewendet, hauptsächlich durch die Entscheidung der betreffenden Häuptlinge. Beim Volke waren die Priester nichts weniger als beliebt, aber die Macht der Häuptlinge scheint eine freie Entscheidung ihrer Unterthanen fast auszuschließen.

Missionar Fletcher vollendete die Übersetzung des Neuen Testaments und begab sich nach Sydney, um den Druck zu leiten, während Rev. J. Osborne an seine Stelle trat. Auch er hatte noch mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen. Die Eifersucht zwischen verschiedenen Häuptlingen war einigemal wieder nahe daran, einen blutigen Krieg zu entzünden. Es gelang aber den Bemühungen des Missionars jedesmal den Frieden aufrecht zu erhalten. Zu klagen war über die Trunksucht, der sich ein und der andre Häuptling ergeben hatte. Auch zeigte sich die große Wanderlust der Bevölkerung als ein großer Nachteil für das Gedeihen der christlichen Kirche auf Rotuma und für die Wohlfahrt überhaupt. Viele gingen in jener Zeit als Arbeiter nach Queensland, wo manche starben, andre erneuerten ihre Dienstzeit immer wieder, und nur wenige kehrten nach den ursprünglich bestimmten Jahren wieder zurück, freilich ohne viel Gutes im Auslande gelernt zu haben. Die Häuptlinge, welche fürchten mußten, daß bald ihre ganzen Unterthanen nur aus Greisen und jungen Weibern bestehen würden, versuchten umsonst dieser Auswanderungslust eine Schranke zu setzen. Eigentümlich war das Mittel, welches der Häuptling von Roatau probiren wollte. Er wollte alle jungen Leute zusammenkommen lassen und sie alle auf einmal verheiraten. Er war dann etwas überrascht, daß der Missionar zu solch einer segensreichen Maßregel nicht die Hand bieten und nicht die beabsichtigte Massentrauung vornehmen wollte. So geht denn die Auswanderung fort, bei der natürlich die Bevölkerung,

<sup>1)</sup> Basler Missionsmagazin 1871, S. 325 ff.

in der ohnehin steigt, schnell  
Im Früh  
Laufe des la  
Ein fürchtbar  
große Kirche  
wieder einige  
zu den Priester  
geistlichen Konf  
daß sie sich in  
eines Krieges  
Zeit haben die  
und so ist 187

Hundert  
die südlichsten  
griffene Archip  
Inselbogen, de  
das australisch  
Kette der neu  
nach Südsüdost  
leichter Abweid  
benen zwei bel  
Daneben enth  
und bloßen Fe  
meilen geschä  
Der Ant  
und anziehend  
tiefes, im gan  
einzelnen Stel  
dehnt und ein  
der Barrierris  
nur 2 bis 3 gu  
bedeutender Hö  
hoch. Über di  
worden. Au  
loschenen Vulk  
vulkanischen U  
zerstörend zu  
Geheine erwö  
Sicher ist es,  
bedeutenden S  
Der Hof  
rauh und felf

in der ohnehin schon die Zahl der Todesfälle die der Geburten übersteigt, schnell zusammenschmilzt.

Im Frühjahr 1871 konnte der Missionar melden, daß mit der Tausche des letzten Heiden das Heidentum in Rotuma erloschen sei. Ein furchtbarer Sturm verheerte 1874 die Insel, wobei auch die schöne, große Kirche zerstört wurde. Mit dem Katholizismus gibt es immer wieder einige Reibereten. Dann und wann gehen einige Unzufriedene zu den Priestern, während andrerseits von dort Übertritte zur evangelischen Konfession vorkommen. Jenen wird auch zur Last gelegt, daß sie sich in die politischen Verhältnisse mischten. Zum Ausbruch eines Krieges scheint es nicht wieder gekommen zu sein. In neuester Zeit haben die Häuptlinge selber die britische Oberhoheit herbeigerufen, und so ist 1879 Rotuma der Kolonie Witi einverleibt worden.

### 8. Die neuen Hebriden.

#### a) Land und Leute.

Hundert Meilen westlich von den Wittinseln trifft der Schiffer auf die südlichsten der neuen Hebriden. Der unter diesem Namen begriffene Archipel gehört zu dem von uns mehrfach erwähnten flachen Inselbogen, der mit Neuguinea beginnend und mit Neuseeland endend, das australische Festland im Osten umzieht. Die 135 Meilen lange Kette der neuen Hebriden hat die Hauptrichtung von Nordnordwest nach Südsüdost; einige der Inseln bilden jedoch eine Seitenkette mit leichter Abweichung nach Norden. Man zählt 14 größere Inseln, unter denen zwei bedeutendere Länder sind, und etwa ebenso viele kleinere; Daneben enthält der Archipel jedoch noch eine große Zahl von Inselchen und bloßen Felsen. Der gesamte Flächeninhalt wird auf 270 Quadratmeilen geschätzt.

Der Anblick, den diese Inseln gewähren, ist überaus malerisch und anziehend. Die fast überall hohen, steilen Küsten begrenzt ein tiefes, im ganzen gefahrloses Meer. Korallenriffe finden sich nur an einzelnen Stellen (besonders vor größeren Küstenebenen), nicht ausgebreitet und einzig in der Form der Küstenriffe. Wie alle Inseln, die der Barrierriffe entbehren, haben sie wenig Häfen; man kennt deren nur 2 bis 3 gute. Das Innere ist stets bergig, die Berge von nicht bedeutender Höhe, gewöhnlich bis gegen 1000 Meter, höchstens 1500 Meter hoch. Über die geologische Bildung ist noch wenig Sicheres bekannt geworden. Aus dem Vorkommen der thätigen und noch häufiger erloschenen Vulkane läßt sich schließen, daß der größere Teil der Inseln vulkanischen Ursprungs; auch scheinen Erdbeben häufig zu sein und oft zerstörend zu wirken. Es werden jedoch von Forster auch sedimentäre Gesteine erwähnt, seine Angaben darüber sind indessen nicht deutlich. Sicher ist es, daß hier und da Madreporentalkalager, bis zu nicht unbedeutenden Höhen über den Meeresspiegel erhoben, auftreten.

Der Boden der Hebriden ist, wenn auch an manchen Stellen rauh und felsig und hier und da (z. B. Eromanga) nicht ergiebig,



gewöhnlich von einer Fruchtbarkeit und einem Reichtum, der alle Beobachter in Erstaunen gesetzt hat; sie schienen darin schon, nach Cool und Forster, die doch gewiß nicht unfruchtbaren polynesischen Inseln weit zu übertreffen und das Urtheil der Missionare, daß sie einst bei gehöriger Kultur diese sehr überragen würden, ist danach durchaus nicht unbegründet. Bei dieser Fruchtbarkeit, der Hitze und Feuchtigkeit ist die Vegetation natürlich überaus schön und üppig, die Urwälder, die den größten Teil des Bodens bedecken, wenn auch nicht mehr von der Mannigfaltigkeit der Formen wie im westlichen Melanesien, sind doch noch immer sehr großartig. Was den Vegetationscharakter betrifft, so ist die Flora in den nördlichen Inseln noch entschieden von der indischen abhängig; nicht wenige Pflanzen sind indische oder indischen nahe verwandt. Schon Forster fiel das Vorkommen indischer, in Polynesien unbekannter Frucht bäume auf. Aber auf den südlichen Inseln tritt, mit diesen indischen Elementen gemischt, ein andres auf, der neuseeländischen Flora angehörig, das sich in charakteristischen Pflanzenformen wie *Dammara*, *Podocarpus*, *Syngenesiten*, Farne und endlich der des Sandelholzes zeigt und zugleich die Verwandtschaft mit den Floren von Neulalebonien und Witi erklärt. Von einzelnen Familien sind die Farne überaus häufig und mannigfaltig und Baumsfarne nicht selten in den feuchten, schattigen, aus den verschiedensten Baumarten zusammengesetzten Urwäldern, in denen *Ficus* das Übergewicht zu haben scheinen<sup>1)</sup>.

Da ist der australische Riesenbaum, *Eucalyptus*, die *Ficus religiosa*, mit 12 bis 15 Fuß über der Erde stehenden Wurzeln und 9 bis 12 Fuß im Durchmesser haltendem Stamm, oft 100 bis 150 Fuß hoch, mit langen Zweigen, die *Rasuarinen* mit ihrem festen Holz, *Eugenieen* mit brennend roten Blüten und angenehm säuerlichen Früchten, *Bananen*, *Kokos-* und *Kohlpalmen* u., und überall winden sich die schönfarbigsten *Konvolvulen* und verschiedenartige *Schlingpflanzen* an und zwischen den Bäumen herum. Das *Judderrohr* ist hier sehr allgemein, ebenso eine Abart desselben, *saccharum spontaneum*, womit die Eingebornen ihre Felber einhegen und daraus Körbe u. dgl. verfertigen. Ferner gedeihen die *Dams* außerordentlich (Cool erwähnt eine Wurzel von 55 Pfund Gewicht), mehrere Arten des *Arum*, *Brotfucht*, *Bataten* u.

Die Fauna hat auch hier nur wenig Arten von Säugetieren aufzuweisen. Das Schwein findet sich wild (wohl nur verwildert) sowohl wie als Haustier; die ursprüngliche Rattenart scheint von der europäischen verdrängt zu werden. Außerdem gibt es mehrere Arten von Fledermäusen. Die europäischen Haustiere haben noch sehr wenig Verbreitung gefunden. Die Vögel sind in größerer Mannigfaltigkeit vorhanden und zeigen zum Teil nähere Verwandtschaft mit der indischen Fauna. Vor allen machen sich durch ihre bunten Farben und ihr Geschrei die Papageien in großen Scharen bemerklich; auch mehrere Taubenarten bevölkern den Urwald, und überall sieht man eine Menge

<sup>1)</sup> Melnicke, I, S. 179 ff.

sperrlingsart  
Auch wird  
der seine Ei  
selten gefang  
vertreten. A  
ob unter de  
der Fall zu  
große schwat  
ihr Biß soll  
fall erinnern  
Arten von S  
viele Arten  
nicht viel we  
Art Schellfisch  
kurzer Zeit  
andre Cetace  
andre Insekt

Das Al  
lernen Jahres  
den südlichen  
der Passat (i  
venember bis  
die Fieberluf  
sonders im  
ein. Der G  
sowie der sch  
als das der  
Betracht  
Sie lassen sich

a) Säu  
1. Die  
bei meinen  
welche sich je  
Name Ant  
bei einer Län  
mit Bergen  
gipflige Satt  
der Heropag  
dem höchst re  
Fluß bricht s  
seine Bahn,  
sind zum gro  
die schönste W  
Betten. Auf  
rote Boden d  
bare Küstenebe

<sup>1)</sup> Vergl. I

perlingsartiger Vögel. Das Haushuhn halten die Eingebornen überall. Auch wird ein großer Laufvogel (*Megapodius*) auf Tanna erwähnt, der seine Eier in einen Erdhaufen legt und so flüchtig ist, daß er nur selten gefangen wird. Auch Raubvögel sind durch Falken und Eulen vertreten. Was die Amphibien betrifft, so ist es noch nicht ausgemacht, ob unter den vorkommenden Schlangen giftige sind; es scheint nicht der Fall zu sein. Es gibt vier Arten Eidechsen; besonders ist eine große schwarze zu erwähnen, vor der sich die Eingebornen sehr fürchten: ihr Biß soll tödlich sein. Mit diesem Tiere steht eine an den Sündenfall erinnernde Erzählung ihrer Mythologie in Verbindung. Zwei Arten von Schildkröten werden oft in den Buchten gefangen. Es gibt viele Arten von schönen Fischen; aber als Nahrungsmittel sind sie nicht viel wert. Es kommen auch giftige Fische vor, besonders eine Art Schellfisch, der, wenn berührt, eine Flüssigkeit auswirft, die in kurzer Zeit tödlich wirkt. Haifische sind zahlreich; auch Walfische und andre Cetaceen. Schöne Schmetterlinge, Käfer, Fliegen, Moskiten und andre Insekten sind häufig<sup>1)</sup>.

Das Klima der neuen Hebriden ist sehr heiß; selbst in der kühleren Jahreszeit steigt die Temperatur über 30° R. Dabei ist sie auf den südlichen Inseln sehr schwankend. — Vom April bis Oktober herrscht der Passat (meist Ostüdostwind) mit heiterem Wetter vor; vom November bis März ist die Regenzeit mit westlichen Winden, welche durch die Fieberluft den Eingebornen wie den Fremden gefährlich ist. Besonders im Januar und Februar stellen sich oft verheerende Orkane ein. Der Einfluß der massenhaften Wälder und bedeutenden Sümpfe sowie der schnelle Temperaturwechsel machen das Klima ungesund als das der andern Südseeinseln.

Betrachten wir nun die neuen Hebriden im einzelnen etwas näher. Sie lassen sich in folgende drei Gruppen zerlegen:

a) Südliche Inseln:

1. Die südlichste des ganzen Archipels ist Aneityum. Um nicht bei meinen Lesern Verwirrung anzurichten, behalte ich diese Schreibart, welche sich jetzt überall eingebürgert hat, bei, bemerke jedoch, daß der Name Aneityum ausgesprochen wird. Der Umfang beträgt 10 Meilen, bei einer Länge von 3 und einer Breite von 2 Meilen. Das Innere ist mit Bergen von sanften Formen ausgefüllt, deren höchster, der doppelgipflige Sattelberg, sich gegen 850 Meter erhebt. Südlich davon liegt der Aetopabei, dessen Ausläufer ein mächtiges Kraterbecken bilden, in dem höchst romantisch das Dorf Anumei liegt. Der dort entspringende Fluß bricht sich in einer Kluft mit schroffen Felswänden nach Süden seine Bahn, um sich in die Bucht von Umei zu ergießen. Die Berge sind zum großen Teil mit Wald bedeckt, und die Thäler zeigen überall die schönste Vegetation. Dort murmeln lustige Bäche in ihren steinigten Betten. Auf den Abhängen aber gibt es auch dürre Stellen, wo der rote Boden durch die spärlich wachsenden Kräuter hervorschaut. Fruchtbare Küstenebenen mit einzelnen herrlichen Bananen-, Taro- und Zucker-

<sup>1)</sup> Vergl. R. Steel, the New-Hebrides, p. 159.

pflanzungen und schönen Wäldern umgeben die Berge, am breitesten an der Nordseite, wo sie zum Teil sumpfig sind. Das Küstenriff, welches die Insel umgibt, ist nicht sehr groß. Der beste Hafen liegt im Südosten, bei Aneigauhat, wo die eine der beiden Missionsstationen steht. Der Bucht gegenüber liegt, umgeben von einem größeren Korallenriff, das Inselchen Inyang, auf dem eine europäische Ansiedlung (ursprünglich Station der Walfischfänger) besteht. Die andre Missionsstation, Aname, liegt auf der Nordseite.

2. Zwölf Meilen nordnordöstlich von Aneityum liegt Fotuna, eine Insel von 4 Meilen im Umfang, die östlichste des ganzen Archipels. Jener Name ist wie ihre Bewohner polynesisch; auf Tanna wird sie Ernonan genannt. Sie ist ein mächtiger, gehobener Korallenfels, an dem sich verschiedene Perioden der Hebung deutlich erkennen lassen. Durch den Madreporenfall tritt hier und da vulkanisches Gestein zu Tage. Die Abhänge sind äußerst schroff; man muß sie teilweise mit Leitern ersteigen, um zu dem 580 Meter hohen Tafellande zu gelangen. Trotzdem fehlt die Vegetation nicht, manche der zahlreichen Schluchten sind sogar gut bewaldet. Die Küsten sind steil und ohne Riffe, haben aber einige gut angebaute Ebenen. In einer solchen am Nordwestkap, im Distrikte Ipan, liegt die Missionsstation. Diese Insel zeichnet sich vor den andern durch ihr verhältnismäßig gesundes Klima aus.

3. Zehn Meilen westlich von Fotuna liegt die viel bedeutendere Insel Tanna. Von den Europäern wird sie mit diesem Namen, der nur „Land“ bedeutet, benannt; der richtige Name ist Atpere (Ipere). Sie mißt 6 Meilen in der Länge und etwa 3 in der Breite. Das Innere ist gebirgig; die höchsten (8 bis 900 Meter) Gipfel finden sich im Süden und sind bis oben hin bewaldet. Die nördliche Hälfte enthält viel Tafelland, das mit Gras bewachsen ist. Das Gestein ist größtenteils vulkanisch, doch findet sich auch gehobener Korallenfels. Die Insel ist trefflich bewässert und hat eine herrliche Vegetation, aber ein ungesundes Klima. Die Küsten haben einzelne kleine Riffe. Ein Hafen liegt an der Südostküste, der freilich einen beschwerlichen Zugang durch das Riff hat. Es ist Cooks Port Resolution, eine von einer kleinen Halbinsel gebildete, nach Norden offene Bucht, die im Süden von einer sumpfigen Ebene begrenzt ist, während im Westen derselben dicht bewaldete steile Ufer sich erheben mit Solfataren und heißen Quellen. Weiter nördlich liegt der seit seiner Entdeckung durch Cook bis jetzt unausgeseht thätige Vulkan, ein 200 Meter hoher Aschentegel, der sich über eine Lavaebene erhebt. Alle 5 bis 10 Minuten erfolgt unter großem Geräusch ein Auswurf, der glühende Steine und Dampf in die Höhe wirft und von einem in der Dunkelheit majestätisch wirkenden Feuerchein begleitet ist. In der Nähe ist reichlich Schwefel vorhanden, von dem große Massen ausgeführt werden könnten, wenn die Eingebornen dem Export nicht so abgeneigt wären. Die Missionsstation liegt an der Ostseite des Hafens, auf der erwähnten Halbinsel; eine zweite, Kummera, befindet sich 2 Meilen südwestlich von dort an der Südküste. Auf der Westseite der Insel sind noch ein paar

Anterplätze in  
im Norden u

4. Von  
entfernt liegt  
den Meeresflä-  
schen, meist  
fruchtbarer B  
Doch wachsen  
so gut gedeihe

5. Grom  
nördlich von  
Sie ist etwas  
mäßig hohe  
bar aussehen,  
Wäldern gefü-  
berbliche Fieb-  
ist ein viel ge-  
land, aber ni-  
die fruchtbare  
platz bietet an-  
engen Felsstü-  
nur einen sch-  
steigen die Fe-  
der Insel liegt  
gebirgigen Pa-  
Portenlabat,  
von den Händ-

b) Die  
liegen durch e

1. Fä tē  
vor), welche  
Gromanga (8  
die schönste u  
dazu von alle  
waldeten Be-  
schneiden, sen-  
tation schmück  
auf Korallen  
hobenem Ma-  
Der Ostteil  
Nordküste flä-  
Meilen von  
fruchtbarer.  
(Motapu), n  
ein durch die  
große aber

1) Cook b

Unterplätze in offenen weiten Baien: Black beach (Wagus oder Wafus) im Norden und White beach (Feirus) etwas südlicher.

4. Von dem nördlichsten Punkte Tannas östlich und  $2\frac{1}{2}$  Meilen entfernt liegt die kleine Koralleninsel Aniwa<sup>1)</sup>, die ein 50 Fuß über den Meerespiegel gehobenes Tafelland bildet, umgeben von einem flachen, meist nackten Felsenkreisen. Nur an einigen Orten findet sich fruchtbarer Boden, auch ist der Mangel an Quellwasser empfindlich. Doch wachsen an dem Strande Kokospalmen, wenngleich sie hier nicht so gut gedeihen wie auf andern Inseln.

5. Eromanga (oder Erromango wie Cook schrieb), 4 bis 5 Meilen nördlich von Tanna gelegen, ist die letzte der südlichen neuen Hebriden. Sie ist etwas größer als Tanna (9 Meilen lang, 4 Meilen breit). Mäßig hohe Berge bedecken sie, die zum Teil rauh, kahl und unfruchtbar aussehen, während die Täler und Schluchten mit dichten, üppigen Wäldern gefüllt sind. Den Boden derselben bilden Sümpfe, die verderbliche Fieberdünste aushauchen. Auf den Bergen und Hochplateaux ist ein viel gesünderes Klima, auch gibt es dort vortreffliches Weideland, aber niemand benutzt es. Die Küsten sind meist steil, es fehlen die fruchtbaren Ebenen, welche andre Inseln umgürten. Einen Unterplatz bietet an der Westküste die Dillonsbai, in die sich ein aus dem engen Felsenthal herabkommender Fluß ergießt, der auf beiden Seiten nur einen schmalen Streifen Landes neben sich hat. An beiden Seiten steigen die Felsen schnell bis zu 1000 Fuß empor. Auf der Ostseite der Insel liegen noch ein paar Baien, die von einer vorpringenden gebirgigen Halbinsel gebildet werden; die nördliche ist die Cooks- oder Portenabai, der beste Unterplatz der Insel; die südlichere, Yaliwan, von den Händlern fälschlich als Cooksbai bezeichnet, bietet keinen Schutz.

b) Die mittlere Gruppe der neuen Hebriden ist von der südlichen durch einen 13 Meilen breiten Kanal getrennt. Sie beginnt mit:

1. Fatä oder Esatä (auch die Schreibarten Vate und Esat kommen vor), welche Cook Sandwichinsel nannte. Sie ist etwas kleiner als Eromanga (8 Meilen lang, 4 Meilen breit). Allgemein gilt sie für die schönste und fruchtbarste aller Inseln des Archipels und besitzt noch dazu von allen die besten Häfen. Von den mäßig hohen, dicht bewaldeten Bergen, die den Nordwestteil in mehreren Ketten durchschneiden, senken sich die reichen Ebenen, welche eine glänzende Vegetation schmückt, zu den flachen Küsten herab. Diese Küstenebenen sollen auf Korallenfalk liegen, nach Turner sogar die ganze Insel aus gehobenem Madreporenfels bestehen; aber vulkanische Gesteine fehlen nicht. Der Ostteil der Insel ist flach und schlechter bewässert, die Ost- und Nordküste flach und von Rissen eingefakt. Die Südküste, welche sieben Meilen von Ostnordost nach Westnordwest geht, ist viel schöner und fruchtbarer. An derselben liegt ihr östlichen Teile das Dorf Eratab (Motapu), westlicher Erator, an einer offenen Bai, in deren Grunde ein durch die Insel Eranyan in zwei Risse geteilter Kanal in eine große aber seichte Lagune führt. Dann folgt der erste der beiden

<sup>1)</sup> Cook benannte sie mit dem Namen Immer, den er auf Tanna hörte.

großen Häfen der Insel, Estl oder Illa, welcher den durch die gleichnamige Insel und die kleinere Erövil geschützten innersten Teil der großen Pango- (Ebango-) Bai bildet. Diese bildet ein weites gegen Westen ganz offenes Becken, in dem die Insel Mele (Emöl) an der Nordküste liegt. Im Süden des Illahafens erhebt sich ein steil aufsteigender Berg. An der Nordseite des Westlapp der Insel, Tutututu (Etututu), ist der Eingang in den (von Erövine so benannten) Savannahafen, den besten und sichersten des ganzen Archipels, der durch zwei Inseln gebildet wird, die sich an der Nordwestküste von Fäto nach Nordosten hinziehen, und von denen die nördlichere Moso (Emöds), Deceptioninsel der Karten, ein offenes Tafelland ist, die südliche, Etom (Protektioninsel), kleiner aber höher ist. Außer diesen liegt noch gerade vor dem Haupteingang in den Hafen die lange schmale Gatininsel (Gutinsel), die einem breitkrüppigen Gute gleicht. Der ganze Raum hinter diesen Inseln ist ganz geschützt, aber das Wasser zum Anker zu tief. Dazu findet sich der geeignete Grund nur bei Matapu, zwischen Moso und dem Festlande. Die Umgegend ist ebenso schön als fruchtbar und mit der üppigsten Vegetation bedeckt. Lebensmittel und Trinkwasser sind in Fülle zu haben; doch auch hier ist das Klima nicht gesund<sup>1)</sup>.

2. Es folgen nun weiter nach Norden eine ganze Anzahl kleinerer Inseln, von denen wir nur folgende nennen:

Nguna (Engun, Cools Ginchinbrook), Mau (Montague), Metaso (Twohills), Mai (Threehills) sowie die Gruppe der Shepherdsinseln<sup>2)</sup>, welche die 5 Inseln: Tongoa, Iwose, Buningia, Tongarik und Balea umfaßt, alle bergig und alle bewohnt.

3. Nordwestlich und kaum  $\frac{1}{2}$  Meile von dieser kleinen Gruppe folgt die größere Insel Api, die auch Tassilo genannt wird. Sie hat fast eine dreieckige Gestalt von 6 Meilen Länge und  $2\frac{1}{2}$  Meilen größter Breite, ist ausgezeichnet durch romantische Gebirge und reichen fruchtbaren Boden. Sie gilt als eine der schönsten im ganzen Archipel. Der Nordspitze von Api gegenüber liegen die beiden Inseln Iopewi und Paäma, jene ein mächtiger vulkanischer Keel, der noch thätig ist, der höchste Berg des Archipels (1524 Me'et), diese eine Meile lang und  $\frac{1}{2}$  Meile breit, mit kahlen Bergen, deren einer ebenfalls ein thätiger Vulkan ist.

Von hieraus teilt sich die Kette der Inseln. Die eine Reihe, welche die drei nächstfolgenden umfaßt, läuft fast gerade nach Norden, die andre, mit den beiden großen Inseln Mallicolo und Espiritu Santo, hält die nordnordwestliche Richtung inne. Jene heißen:

4. Ambrym, oder wie der Name bei den Eingebornen vollständig lautet, Chinambrym, ein nahezu viereckige Insel, deren jede Seite 3–4 Meilen mißt. Den höchsten Punkt (1000 Meilen) bildet der mit seiner mächtigen Rauchsäule weithin sichtbare „Kraterberg“,

<sup>1)</sup> Meincke, I, p. 189 ff. Auch die nächstfolgenden Citate sind, wenn nicht anders bemerkt, ebendaser.

<sup>2)</sup> So von Cook nach einem Professor der Astronomie, Dr. Th. Shepherd, genannt.

wie ihn die  
Küste desselben  
nieder. Die  
der Boden an  
Berge wachsen  
üppig wuchern  
ein „völliges  
die er kennen

5. Die 8  
(Pentecost) ob  
2 bis 3 Meilen  
Küstenebenen,  
geben.

6. Weiter  
langgestreckte  
Jahmus teilt  
durchziehenden  
schön ist die  
Hier gibt's ei  
ein frischer Bo

6. Dem sü  
(Bougainvilles  
Kanal getrennt  
wässert und an  
von Ferne die

7. Westlich  
Insel Mallicolo  
breiten sich we  
züge aus. D  
schönen Vegeta  
bei den übrigen  
und Bänke, un  
sind zwei klein  
Sandwichhafer  
den Händlern  
erstreckt sich  
Southwest, an  
die einen gut  
und gut bewo  
so stark bewal  
waldlos oder  
das Nordende

8. Espi

<sup>1)</sup> Dieser a  
von einer in der  
Lilly) gefertigten  
noch nicht weite



wie ihn die europäischen Schiffer nennen. Oft fällt die ausgeworfene Kiste desselben in meilenweiter Entfernung auf das Deck eines Schiffes nieder. Die Berge der Insel sind überhaupt großartig und malerisch; der Boden äußerst reich und fruchtbar. Selbst auf den Abhängen der Berge wachsen Kokospalmen, unter denen Farne und blühende Sträucher üppig wuchern. Murray (Missions in Western Polynesia) nennt sie ein „völliges Kleinod“ und hält sie für die schönste von allen Inseln, die er kennen lernte.

5. Die 8 Meilen lange, nach Norden gerichtete Insel Aragua (Pentecost oder Whitsundayinsel) ist von der vorigen durch einen 2 bis 3 Meilen breiten Kanal getrennt. Auch sie hat fruchtbare bewaldete Küstenebenen, die einen langen Bergzug von 600 Meter Höhe umgeben.

6. Weiter nördlich,  $\frac{1}{2}$  Meile von der vorigen, folgt die gleichfalls langgestreckte Insel Maiwo (von Bougainville Aurora genannt). Ein Fährman teilt sie bei dem Dorfe Maroworowo mit der das Innere durchziehenden dichtbewaldeten Bergkette in zwei Hälften. Besonders schön ist die Westküste, vor der das Meer immer ruhig zu sein pflegt. Hier gibt's ein paar gute Ankerplätze, wie Salarere im Norden, wo ein frischer Bach in Rastaden dem Meere zufließt.

6. Dem südlichen Teile der Westküste gegenüber liegt Koba oder Opa (Bougainvilles Lepers-, Auslägigeninsel), durch einen 1 Meile breiten Kanal getrennt. Sie ist etwas kleiner als Ambrym, fruchtbar, gut bewässert und angebaut. Der in der Mitte sich erhebende Berg zeigt von Ferne die Gestalt eines Walfisches.

7. Westlich von Ambrym kommen wir zu der 15 Meilen langen Insel Malikolo, die im Süden 7 Meilen breit ist. „An den Küsten breiten sich weite Ebenen bis an die die Mitte durchschneidenden Bergzüge aus. Der Boden scheint reich und gut bewässert, aber trotz der schönen Vegetation ist der Anblick der Insel nicht so angenehm als bei den übrigen. Vor der weithin ebenen Ostküste liegen Inselchen und Ränke, und bei der Insel Urumbau ist ein Ankerplatz. Südlicher sind zwei kleine Buchten, deren südlichste der enge und doch bequeme Sandwichhafen (Cooks) ist, dessen fruchtbare Umgebung ein Fluß, von den Händlern Erskine River genannt, durchschneidet. — Die Südküste erstreckt sich 7 Meilen nach Westen bis an das ziemlich hohe Kap Southwest, an dessen Nordseite die gleichnamige tiefe Bai sich ausbehnt, die einen guten Ankerplatz hat, und deren Ufer besonders fruchtbar und gut bewohnt zu sein scheinen. Nördlicher ist die Westküste nicht so stark bewaldet als der Südtell der Insel, große Streden scheinen waldblos oder bebaut zu sein, auch nimmt die Höhe der Berge gegen das Nordende allmählich ab.“

8. Espiritu Santo (Merena<sup>1)</sup>) ist die größte Insel des Archi-

<sup>1)</sup> Dieser auch von Meinicke aus meinem Atlas ausgenommene Name stammt von einer in der Umgebung des Bischof Pattenfons (wenn ich nicht irre von Kapitän Ellis) gefertigten Statue. Er scheint aber bisher in der geographischen Literatur noch nicht weiteren Eingang gefunden zu haben.

pels, welche Quiros, in der Annahme das gesuchte große Südländ gefunden zu haben, Tierra oder Australia del espíritu santo nannte, welcher Name gewöhnlich wie oben, von den Händlern sogar blos in Santo abgekürzt wird. Sie ist 17 Meilen lang und 10 Meilen breit.

Quiros Schilderungen von ihrer Fruchtbarkeit bestätigen alle späteren Reisenden. Berge und Ebenen bedeckt eine glänzende Vegetation; das Land ist an kleinen Flüssen reich, allein das Klima sehr ungesund. Cooks Kap Cumberland ist das Nordkap der Insel und zugleich das westliche der golfähnlichen Bai St. Jago und St. Felipe. Die Küste geht nämlich von dem Kap 9 Meilen nach Südost bis zum Grunde der Bai, den Quiros den Hafen Veracruz nannte.“ Die Bai ist  $1\frac{1}{2}$  bis 3 Meilen breit, auf ihrer Ostseite von einer 4 Meilen langen Halbinsel begrenzt, welche mit dem Ostkap (Cooks C. Quiros) endet. „Am Grunde der Bai breitet sich eine fruchtbare schön bewaldete Ebene aus, die von den Flüssen Jordan und St. Salvador bewässert und von beiden Seiten von gegen Süden ziehenden Bergzügen begrenzt wird, von denen der höchste im Westen aus einer doppelten Kette zu bestehen scheint; in dem östlichen erhebt sich der kenntliche Tafelberg (der Händler). Die von steilen Bergen begrenzte Westküste geht nach Südsüdost, an ihr liegt im Süden die Bai Puffey und noch südlicher die Puloabal, welche Untergrund bietet und mit Kap Bisburn, dem Südwestkap der Insel, endet. Östlich davon ist an der Südküste die große Bisburnbai, hinter der eine walbige Ebene sich ausbreitet. Vor ihr liegt außer andern kleinern Inseln Malo, Cooks Bartholomäusinsel, die von West nach Ost 2 Meilen lang ist. Es ist ein etwas flaches, uninteressant aussehendes Stück von Korallenbildung (Steel, a. a. D., S. 307). Die Ostküste von Espíritu Santo ist noch wenig bekannt.

c) Die nördlichste Gruppe des Archipels, welche auch den Namen der Banksinseln trägt, ist von der mittleren durch einen fast 10 Meilen breiten Kanal getrennt. Nordnordöstlich vom Kap Quiros liegt in dieser Entfernung.

1. Santa Maria, deren südlichster Distrikt von den Eingebornen Ngaua<sup>1)</sup> genannt wird, eine gut bewaldete und bevölkerte Insel von fast rundlicher Gestalt, etwa 3 Meilen im Durchmesser. Die Berge in der Mitte sind 600 Meter hoch und senken sich sanft nach allen Seiten herab. Die ganze Insel ist von Rissen umgeben. Ein unsicherer Unterplatz liegt nahe beim Ostkap. Von der Westküste erwähnen wir die Großhandbai der Händler mit dem Dorfe Lafona an der Mündung eines Baches. Auch die Nordküste hat ein paar wenig bequeme Unterplätze, bei den Dörfern Losolawa, Awire und Tawajong.

2. Ostnordöstlich von der vorigen liegt in der Verlängerung der oben erwähnten Nebenkette der mittleren Gruppe (Pentecost- und Aurora-insel) der regelmäßige vulkanische Kegelsberg, den Bougainville Pic de l'étoile nannte (Star Peak der Karten); bei den Eingebornen wird er Merawawa genannt. Er hat eine Höhe von 884 Meter bei einer Meile

<sup>1)</sup> Meinde schreibt Gawa; aber mit g bezeichnen die Missionare den Laut ng.

Umfang. Die oben gut bewaldete genannten Inseln

3. Wan nördlich von Santa Maria an den schmalen 2 Meilen breit bedeckt. Überhaupt auch insofern die nördlichsten der Form von Leisten Hafen, Port Puffey paar vorspringende sumpfige Ebene schnitten. Die

4. Besonders östlich von den Inseln (Buderhuf) der Mitte erhebt sich gut bewaldetem bilden steile Felsen

5. Zwei Inseln der Händler sind  $1\frac{1}{2}$  Meilen Läng das sich im Süden den besonderen gebirgig; der höchste ausgezeichnet. flache Halbinsel

6. Eine Insel Korallenriff, das nördlichste, Nord

7. Urepa Krater, durch einen fast eine geschlossene Manono. Hier Felsen, dagegen mehrere Dörfer an einigen Stellen nordwestlich die

8. Die Inseln fünf der gehobenen tafelförmige Berge Die Westküsten Insel ist  $1\frac{1}{2}$  Meilen kleiner, doch alle

Nachdem man zur Betrachtung

Süßland ge-  
annt, gar  
blos in  
Meilen breit.  
alle späteren  
station; das  
r ungesund.  
ugleich das  
Die Küste  
um Grunde  
Die Bai ist  
eilen langen  
tros) endet.  
waldete Ebene  
wässert und  
grenzt wird,  
zu bestehen  
er Händler).  
absüßlich, an  
e Puloabai,  
westkap der  
Siburnbai,  
liegt außer  
le von West  
uninteressant  
, S. 307).

he auch den  
durch einen  
vom Kap

den Eing-  
bevölkerte  
Durchmesser.  
n sich sanft  
rissen um-  
Von der  
dem Dorfe  
ste hat ein  
wa, Awire

gerung der  
nd Aurora-  
de l'étoile  
o er Mera-  
ner Meile

den Laut ng.

Umfang. Die vulkanische Thätigkeit ist erloschen. Die Abhänge sind oben gut bewaldet, unten aber angebaut. Zwischen den beiden eben- genannten Inseln liegt noch ein dunkler nackter Fels Merigi (Clatreinsel).

3. Banualawa, die größte der Banksinseln, liegt 4 Meilen nördlich von Santa Maria. Sie hat ziemlich die Gestalt eines Ovals, das an den schmalen Seiten in Spitzen ausgezogen ist, und ist 4 Meilen lang, 2 Meilen breit. Mehrere kuppelförmige Berge sind ganz mit Wald bedeckt. Überhaupt herrscht auf der Insel die üppigste Vegetation, aber auch infolge vieler Sümpfe ein sehr ungesundes Klima. Am Fuße des nördlichsten Berges finden sich Zeichen von vulkanischer Thätigkeit in Form von heißen Quellen und Solfataren. Die Ostküste hat einen guten Hafen, Port Patteson, den besten der ganzen Gruppe, der durch ein paar vorspringende Halbinseln gebildet wird. Denselben umgibt eine sumpfige Ebene voll prächtiger Wälder, von dem Flusse Rhapuna durchschnitten. Die übrigen Küsten sind noch wenig erforscht.

4. Besonders Schutz erhält der genannte Hafen durch die  $1\frac{1}{2}$  Meilen östlich von demselben liegende Insel Mota, von Bligh Sugarloaf- insel (Zuckerhutinsel) genannt. Sie hat  $2\frac{1}{2}$  Meilen im Umfange. In der Mitte erheben sich zwei bewaldete Pils (400 Meter), die von ebenem, gut bewaldetem und angebautem Lande umgeben sind. Die Küsten bilden steile Felsränder; daher ist die Landung sehr schwierig.

5. Zwei Meilen weiter nördlich kommen wir nach Walua, von den Händlern Sattelinsel genannt. Sie bildet nahezu ein Rechteck von  $1\frac{1}{2}$  Meilen Länge von Westen nach Osten, bei  $\frac{1}{2}$  Meile Breite, an das sich im Südwesten eine große flache, dicht bewaldete Halbinsel, die den besonderen Namen Mollaw führt, anschließt. Der Hauptteil ist gebirgig; der höchste Gipfel ist durch seinen fast senkrechten Westabhang ausgezeichnet. Ost- und Nordküste ist steil und unnachbar. Nur die flache Halbinsel ist von einem Korallenriff umgeben.

6. Eine Meile westlich von Walua liegt ein halbmondförmiges Korallenriff, das mehrere kleine Inseln enthält, von denen nur die nördlichste, Kowo, bewohnt ist. Weiter westnordwestlich folgt

7. Ureparapara (Blighinsel), ein alter, gesunkener Vulkan, dessen Krater, durch einen breiten Spalt in der nordöstlichen Wand zugänglich, fast eine geschlossene Bucht bildet, ganz ähnlich wie im Samoaarchipel Manono. Hier aber sind die innern Kraterwände schwarze senkrechte Felsen; dagegen ist die westliche Außenseite schön bewaldet und hat mehrere Dörfer. — Dort findet sich ein Küstenriff, vor dem nur an einigen Stellen Schiffe ankern können. Endlich folgen 8 Meilen weiter nordwestlich die nördlichsten Inseln des ganzen Archipels.

8. Die Torresinseln, deren bedeutendste Ababa ist. Es sind fünf der gehobenen Korallenform angehörige Inseln, auf denen sich tafelförmige Berge in Stufen erheben, daneben auch einige spitze Gipfel. Die Westküsten bieten geschützte Unterplätze dar. Die genannte Hauptinsel ist  $1\frac{1}{2}$  Meilen lang und halb so breit. Die andern sind viel kleiner, doch alle bewohnt.

Nachdem wir so den ganzen Archipel überblickt haben, gehen wir zur Betrachtung seiner Bewohner über.

Dieselben zeigen freilich mannigfache Unterschiede, und die ethnographische Forschung über dieses Gebiet ist noch lange nicht zum Abschluß gekommen. Soviel aber scheint bereits ausgemacht, daß die Bevölkerung des ganzen Archipels einen identischen melanesischen Volkstamm bilde. Daneben aber finden sich einige fremde, polynesische Kolonien. Die Inseln Fotuna und Anwa sind ganz von Polynesiern bewohnt, welche einst von den gleichnamigen Inseln Fotuna, wehlich von den Samoainfern und Minatabutabu eingewandert sind, nach denen sie ihre neue Heimat genannt haben. Auch auf Mai wohnt ein Stamm, der noch polynesisch spricht. Außerdem aber scheinen weitere polynesische Einwanderer in die melanesische Bevölkerung aufgegangen zu sein, so daß doch nicht unwesentliche Einflüsse von dorthin vorliegen.

Über den Charakter dieser Insulaner sagt Meinide (I, S. 195) folgendes: „Er wird gewöhnlich höchst ungünstig geschildert. Verrat, Krieg und Mordlust gelten für seine Hauptzüge; fast überall scheuen sich die europäischen Seeleute das Land zu betreten, und auch die Missionare stellen sie auf eine sittlich sehr niedrige Stufe. Ohne Zweifel haben diese Ansichten eine gewisse Berechtigung. Argwohn und Mißtrauen, Mut und Kriegslust haben diese Menschen mit den übrigen Melanesiern gemein, und die Absonderung in viele kleine, so oft feindselige Stämme, trägt dazu bei, diese Eigentümlichkeiten zu steigern. Aber andererseits darf man nicht vergessen, daß gerade sie mehr als alle übrigen Melanesier in dem letzten halben (3/4) Jahrhundert von den Europäern gemißhandelt, von verworfenen Seeleuten bestohlen, verwundet, gemordet, in die Sklaverei geführt sind, und man wird daher die Greuelthaten begreiflich finden, von denen die Geschichte der Berührungen zwischen ihnen und den Europäern voll ist, und die von der englischen Regierung angeordneten Bestrafungen haben das Übel noch ärger gemacht, da sie jederzeit den Unschuldigen treffen. Wo es aber den Missionaren gelungen ist, ihr Vertrauen zu erwerben, da ist auch bald eine auffallende Veränderung mit ihnen eingetreten. Die jetzt bekehrten Bewohner von Aneityum sind bei aller Furchtsamkeit freundlich und gefällig, gelehrig und geschickt, ihr sittlicher Zustand ist vollkommen befriedigend, und man ist nach solchen Erfahrungen berechtigt, die hauptsächlichste Veranlassung zu Mordthaten und Überfällen in dem Verhalten der Europäer zu suchen. Die Missionare rühmen oft ihre Energie und Thatkraft, und als Arbeiter werden sie von den Europäern den Polynesiern weit vorgezogen. Auch an geistiger Kraft dürften sie den letzten wenigstens gleichkommen, wenn sie ihnen auch in der Bildung sehr nachstehen.“

Die Bewohnerzahl des Archipels wurde von Forster jedenfalls zu hoch auf 200 000 angegeben. Aber noch 1863 schätzte Missionar Murray sie auf 150 000, und selbst zehn Jahre später berechnete Dr. Behm sie noch auf 134 000. Der genannte Missionar aber kommt bei einer neuen, eingehenden Berechnung<sup>1)</sup> nur auf etwas über 63 000. Dabei ist zu berücksichtigen, daß in jüngster Zeit Epidemien (Pocken,

<sup>1)</sup> Mitgeteilt im „Journal of Commodore Goodenough“, London, 1876.

Masern, Or haben. So nur noch 15 nach der gen

Aneityum  
Tanna  
Tromanga  
Fatò  
Nguna u.  
Apt  
Ambrym  
Malikolo  
Merena

In der im ganzen, b heiten. Sie si kräftig gebau Daunen bedec Frauen, die f sind; allein und steigert f aussehen, wäh unähnlich fin nicht so will sprechenden Ch auch noch daz gegen die Ber und sie erklär Gesichtszüge a ist gewöhnlich hart gekräusel hellbraun<sup>2)</sup>.

Missionar I Hautfarbe ist ge schwarze Leute; dunkler malen a farbe um das A beziehen. Zuerst trodene Pulver b etwas extra zu t

<sup>1)</sup> Es fehlten völlerung. Im werden auch diese

<sup>2)</sup> Meinide,  
<sup>3)</sup> Nineteen

Masern, Grippe u. s. w.) die Bevölkerung sehr beträchtlich verringert haben. So zählt z. B. Aneityum, das früher 2200 Einwohner hatte, nur noch 1500. Wir lassen hier die Zahlen für die einzelnen Inseln nach der genannten Berechnung folgen.

|             |        |                   |      |
|-------------|--------|-------------------|------|
| Aneityum    | 1500   | Matwo             | 500  |
| Tanna       | 10 000 | Uragha            | 500  |
| Gromanga    | 2000   | Ngana             | 1500 |
| Fatö        | 3000   | Manualawa         | 2000 |
| Nguna u. a. | 500    | Mota              | 750  |
| Xpi         | 3000   | Kleinere Inseln   | 3000 |
| Ambrym      | 3000   | Torres            | 1500 |
| Malikolo    | 10 000 | Umliegende Inseln | 1000 |
| Merena      | 20 000 |                   |      |

Summa 63 250<sup>1)</sup>.

In der körperlichen Bildung zeigen sie trotz der Übereinstimmung im ganzen, doch im einzelnen manche oft selbst auffallende Verschiedenheiten. Sie sind von mittlerer Größe, eher klein, allein meist gut und kräftig gebaut, und die Haut ist häufig mit einer Art weicher Daunen bedeckt. Den Europäern erscheinen sie häßlich, besonders die Frauen, die freilich durch die oft lang herabhängenden Brüste entstellend sind; allein die Häßlichkeit liegt hauptsächlich in den Gesichtszügen und steigert sich bei den Malikolern so, daß sie geradezu affenähnlich aussehen, während die Gromanger häufig den afrikanischen Negeren nicht unähnlich sind. Auf den Zentralinseln sind jedoch die Züge gewöhnlich nicht so wild und milder als auf den südlichen. Die darin sich auszeichnenden Charaktereigentümlichkeiten, Mißtrauen und Hinterlist, tragen auch noch dazu bei, sie unangenehmer zu machen. Andererseits ist dagegen die Vermischung mit Polynesiern bei manchen unverkennbar, und sie erklärt es vielleicht zum Teil, wenn in einzelnen Fällen die Gesichtszüge als nicht unangenehm bezeichnet werden. Die Hautfarbe ist gewöhnlich ein sehr dunkles, rötliches Kupferbraun; das Haar ist hart gekräuselt, oft ganz wollig, schwarz, allein auf Tanna öfters hellbraun<sup>2)</sup>.

Missionar Turner<sup>3)</sup> sagt darüber noch ausführlicher von den Tannaern: Ihre Hautfarbe ist genau die einer alten Kupfermünze. Gelegentlich sieht man ganz schwarze Leute; aber dies kommt davon her, daß sie ihre Leiber um einige Schattentöne dunkler malen als wie die natürliche Farbe ist. Rot ist übrigens die Lieblingsfarbe um das Angesicht zu färben. Es ist eine rote Farbe, die sie von Aneityum beziehen. Zuerst bleichen sie das Gesicht ein, dann streichen sie mit dem Daumen das trockene Pulver darauf. Einige Häuptlinge halten es ihres Ranges würdig noch etwas extra zu thun, und bepflanzen ihr Gesicht mit einem so dicken Lager von

<sup>1)</sup> Es fehlen hier die Bewohner der selben Inseln mit rein polynesischer Bevölkerung. Im Jahre 1867 zählte man auf Futuna 900, auf Aniwa 300. Jetzt werden auch diese erheblich niedriger sein.

<sup>2)</sup> Meinide, I, S. 196.

<sup>3)</sup> Nineteen years in Polynesia, vergl. Basler Missionsmagazin 1862, S. 165.



roter Erde, daß es wohl einen Überzug von einem halben Zoll Dicke bildet. Schwarz ist das Zeichen der Trauer. Diese Farbe wird mittelft Öl und zerstoßener Kohle aufgetragen. Manche legen es darauf an, daß ihr Gesicht glänzt wie ein gewichener Stiesel. Andre sehen aus, als wenn sie ihr Angesicht zuerst eingestrichelt und dann in einen Saß Ruß gestrichelt hätten. — Es kommt auch vor, daß Gesicht und Körper gelb oder weiß in verschiedenen Mustern bemalt werden.

Was die Kleidung betrifft, so fehlt sie den Männern auf den meisten Inseln fast ganz. Auf der nördlichen Gruppe gehen sogar die Frauen oft ganz nackt, die sonst kurze Röcke aus Matten, Blättern oder Rindesfasern<sup>1)</sup> tragen. Auf den mittleren Inseln haben auch die Männer so eine Art Mäntel, den sie vielleicht von den Polynesiern angenommen haben, der hier aber nur als eine schmale Binde erscheint. Sonst ist die Tracht der Männer eigentlich nur ein um den Leib scharf angezogener Strick. Was weiter mit diesem mehr als ungenügenden Kleidungsstücke zusammenhängt, kann für das christliche Anstandsgefühl nur beleidigend sein<sup>2)</sup>. Das Haar tragen die Frauen kurz, „aber so, daß alles einen Walz bildet von aufrechtstehenden kleinen Stämmchen etwa 4 Zentimeter lang. Die Männer dagegen haben das übrige 30 bis 40 Zentimeter lang und teilen es in sechs- bis siebenhundert kleine Flechten. Von der Wurzel an wird jede dieser Flechten mit der dünnen Rinde einer Schlingpflanze (mit dem zähen Stengel eines Konvolvulus) sorgfältig umwunden, was ihr das Ansehen eines Stücks Bindfaden gibt. Das Ende einer solchen Flechte oder Haarlocke wird etwa drei Fingerbreit freigelassen, eingestrichelt und gekräuselt. Diese seltsame Kollektion von 600 Haarflechten wird von der Stirne weg nach hinten geworfen und hängt dort über den Nacken herab. Die kleinen gekräuselten Enden bilden einen Halbkreis von Locken von Ohr zu Ohr, von Schulter zu Schulter. Von der Ferne gesehen scheint es, als trage der Mann eine sonderbare Perücke, aus Peitschenschnüren bereitet, die bei dem einen schwarz, bei dem andern rot gefärbt ist. Die Mühe und Arbeit, die es bedarf, um das alles in Ordnung zu halten, ist unglaublich, und der einzige Nutzen davon scheint darin zu liegen, daß es einen trefflichen Schutz gewährt gegen die glühenden Strahlen der Sonne.“ Diese Schilderung gilt jedoch nur für die Bewohner der südlichen Gruppe. Sonst tragen die Männer das Haar in großen Wulsten wie in Witi, oder in einem Schopf zusammengebunden und mit Hahnen- oder Eulenfedern geschmückt. Die Nasenknorpel werden allgemein durchbohrt und vermeintliche Pierate von Knochen, Selenitstein u. s. w. darin getragen; dasselbe gilt von den Ohrläppchen. Auch haben sie Armbänder von kleinen weißen und schwarzen Muscheln, Ringen aus Schildpatt u. s. w. Oft sieht man mit einem straffen Bande den Arm oder die Wade eingeschnürt. Auch Blumen werden als Schmuck getragen. Die Tätuierung kommt nur

<sup>1)</sup> Dieselben sind in großer Masse auf einen Gürtel aufgereiht und hängen lose aber dicht über einander bis auf die Kniee herab.

<sup>2)</sup> Penem foliis sive pannis involutum (ac quidem ut ipsi putant ornatum) sursum vertunt atque constringunt praeputium illo cingulo.

<sup>3)</sup> Basler Missionsmagazin 1862, S. 165. Ubrigens wird auf einigen Inseln auch der Bart in ähnlicher Weise gestochten.

in einigen Ge-  
behtem Maße  
gebrachten W  
seht. Die Bes  
kennen lernten  
mittleren (?) u

Ihre Na  
Pflanzenreich;  
Züchter, wilde  
Auch hier sind  
erschlagenen F  
Menschen eigen

Wenn ein  
den Men zubereit  
Lieblingsgericht, u  
unter die Freunds  
bomen darüber u  
Er aber brach in  
und rief: „Schwe  
behen.“ — und d  
als wollte er ein

Der Einst  
daß auch bei d  
Verschwinden h  
kannt geworden  
nur in der nör  
beziehen sie sich  
diese zum Roche  
sich übrigens n  
Bananen, sonder  
Speisen zu bere

Die Gütt  
stehen sie nur  
und hinten offe  
Gestrüpp umsch  
oft 30 bis 40  
getragen, sind r  
Im Innern fin  
Auf den nördli  
sondern wird r  
aus den Matten  
Trinken, aus g  
bewahren der F  
von Stein und  
erwähnt, auf d  
Sonst ist im In  
in der Umzäun  
ist, treibt sich b  
dem oft auch d

in einigen Gegenden (Bankinseln, Tromanga) und nicht in ausgedehntem Maße vor. Sie wird durch die Narben der absichtlich beibrachten Wunden, die wir schon bei den Witiern kennen lernten, ersetzt. Die Beschneidung in der Art, wie wir sie bei den Polynesiern kennen lernten, ist auf den südlichen Inseln allgemeine Sitte, auf den mittleren (?) und nördlichen kommt sie nicht vor.

Ihre Nahrung nehmen die Insulaner vorzugsweise aus dem Pflanzenreich; vor allem gebrauchen sie die Yamswurzel. Schweine, Fühner, wilde Vögel, Fische und Muscheln werden auch viel gegessen. Auch hier finden wir die Anthropophagie allgemein. Sie fressen die erschlagenen Feinde, schiffbrüchige Fremde, es werden zuweilen selbst Menschen eigens zu diesem Zwecke getödtet.

Wenn ein Feind ihnen in die Hände fällt,“ sagt Turner, „so wird er für den Hien zubereitet und mit einem Gerichte Yams verspeist. Menschenfleisch ist ihr Lieblingsgericht, und kleine Stücke davon werden als guter Bissen fern und nah unter die Freunde und Verwandten verthan. Ich rebete einst mit einem Eingebornen darüber und sprach mein Entsetzen aus vor dieser schrecklichen Gewohnheit. Er aber brach in schallendes Gelächter aus über meinen Mangel an Geschmack und rief: „Schweinefleisch mag ganz gut sein für euch, uns aber schmeckt das am besten.“ — und dabei sagte er seinen eignen Arm mit den Zähnen und schüttelte ihn, als wolle er ein Stück herausbeißen.“

Der Einfluß der Mission zeigt sich aber sehr weitgehend darin, daß auch bei den noch heidnischen Stämmen diese schreckliche Sitte im Verschwinden begriffen ist. Tabak, der ihnen durch die Europäer bekannt geworden ist, lieben sie außerordentlich. Das Betellauen kommt nur in der nördlichen Gruppe vor. — Zur Bereitung der Speisen bedienen sie sich der polynesischen Erdböden; wo heiße Quellen sind, werden diese zum Kochen benutzt wie z. B. auf Tanna. Ihre Kochkunst erstreckt sich übrigens nicht bloß auf das Rösten und Braten von Yams und Bananen, sondern sie verstehen Puddings und andre zusammengesetzte Speisen zu bereiten.

Die Hütten sind äußerst dürftig. Auf den südlichen Inseln bestehen sie nur aus einem Dach, das auf dem Boden ruht, nach vorne und hinten offen und höchstens von einem rohen Baum von Rohr oder Gestrüpp umschlossen. Sie sind nicht höher als 9 bis 10 Fuß, aber oft 30 bis 40 Fuß lang. Die Wände oder Dachseiten, von Pfählen getragen, sind mit Matten belegt, die vor Sonne und Regen schützen. Im Innern sind Feuerplätze, oft auch eine erhöhte Stelle zum Schlafen. Auf den nördlicheren Inseln reicht das Dach nicht ganz hernieber, sondern wird von Pfosten getragen. — Der ganze Hausrat besteht aus den Matten, auf denen man schläft, aus einigen Kalabassen zum Trinken, aus geflochtenen Rohrkörben und einigen Ristchen zum Aufbewahren der Farben. Außerdem werden an Geräten nur noch Beile von Stein und Holz und jetzt auch von Eisen sowie entsprechende Messer erwähnt, auf den Bankinseln auch Mörser oder eimerartige Gefäße. Sonst ist im Innern der Hütte alles voll Schmutz und Ruß. Draußen in der Umäunung, die übrigens oft niedlich aus Bambusrohr geflochten ist, treibt sich behaglich das Rüsselvieh und das Fühnervolk umher, dem oft auch der Eintritt in die Hütte selbst erlaubt wird.

In einem Dorfe mögen 8 bis 10 Familien zusammenwohnen — sonst liegen die Hütten auch in den Pflanzungen zerstreut. In der Mitte der Dörfer ist ein für öffentliche Verhandlungen und Festlichkeiten bestimmter Platz, der auf Tanna kreisrund ist und Marum genannt wird. Hier finden sich alle Männer gegen Sonnenuntergang ein, um einen Trunk Kawa zu thun und ihr Abendessen einzunehmen. Die Frauen und Töchter gehören zum „Mäßigkeitsverein“ und dürfen kein Kawa trinken, wie sie überhaupt nicht mit den Männern zusammen speisen dürfen. Bei jenem öffentlichen Abendessen nun fungirt der Dorfhauptling als Priester und spricht, ehe man trinkt, ein Gebet zu den Göttern, worin er um Gesundheit, langes Leben, gute Ernte und Glück im Kriege bittet.

Ist der Landbau auf den neuen Hebriden auch im allgemeinen nicht gerade auf sehr hoher Stufe, so ist er doch diejenige Beschäftigung, welcher die Insulaner am meisten Sorgfalt widmen. Vorzüglich kultiviren sie die Yamswurzel, die bis zu erstaunlicher Größe gedeiht. „Wir haben Exemplare von 4 Fuß Länge gesehen, mit einem Gewicht von 40 bis 50 Pfund,“ sagt Turner. „Die Insulaner wenden viel Mühe und Arbeit auf die Pflanzungen und halten sie in guter Ordnung. Da blickst du über einen Schilfsaum und siehst 10 oder 20 kleine Erbhügel, einige wohl 7 Fuß hoch und 60 Fuß im Umfange. Es sind Haufen loser Erde ohne einen einzigen Stein, alles mit der Hand aufgeworfen. In die Mitte eines solchen Haufens pflanzen sie eine der größten Yamsknollen, wie sie ist, und rings an den Seiten etliche kleinere. Die Ranken der Pflanze ziehen sie sorgfältig über Gitterwerk. Der Ertrag lohnt überfließend alle darauf verwandte Arbeit.“ Wenn der Boden erschöpft ist, verlassen sie die Stelle, und legen ihre Gärten an einem andern Orte an. Dabei werden die Bäume gefällt, die Wurzeln ausgerodet, und alles Holz verbrannt<sup>1)</sup>. Ubrigens werden auch rohe hölzerne Spaten erwähnt, deren sie sich bei der Ackerarbeit bedienen.

„Fischfang“<sup>2)</sup> treiben sie viel weniger; Neze und Angelhaken gebrauchen sie hier und da, allein wie es scheint nicht häufig; am gewöhnlichsten ist es, Fische mit Speeren, jetzt wohl auch mit Flinten, zu töten. Muscheln und Korallen sammeln sie in Körben; Vögel erlegen sie mit Speeren und Pfeilen. — Ihre Boote sind roh und ohne Kunst gebaut, gewöhnlich nur klein; größere scheint es besonders in der nördlichen Gruppe zu geben. Sie bestehen aus ausgehöhlten Stämmen, deren Seiten auch wohl durch aufgesetzte Planken erhöht

<sup>1)</sup> Überall neben den Wohnungen sieht man auch Pflanzungen, die zum Teil mit 2 Fuß hohen Steinmauern, zum Teil mit Heden von *saccharum spontaneum* eingefast sind und mit der größten Sorgfalt gepflegt werden. Bananen und Feigenbäume wechseln darin gewöhnlich mit Yam und Arum ab. Auch findet man darin den Brotfuchtbäum und selbst die Kokospalme, die eigens gezogen wird und auf diese Weise weit größere und schönere Ässe gibt als die wildwachsende. Cool behauptet, daß die Eingebornen der Neuhebriden 40 Pflanzenarten mehr zu ihrer Nahrung anbauen, als die Tahitier damaliger Zeit.

<sup>2)</sup> Meinide, I, S. 199.

sind, und haben fleiß und Sn bereiten Mat grobes Zeug Erdene Gesch in Merena, h

Über d nur sehr wen glauben, läßt für Fats ang polynesischen Gott, dessen und dem man gegen ist es f der Name Ar werden (ein A sie besonders bezieht sich au mitteln, selten worfen werden

Man glaub fruchttragenden Früchte geopfert, Stein oder auf Altar legen. Un und betet laut a und ist, sei uns in ein lautes G Trinken und T (Turner).

„Auch in scheint es nicht heiligen Gebrä (indica), unter errichtet sind. Mond als Göt siten sie, weni Steine und H von Göttern ein und Schädel der trachtet. Prie es; sie scheinen deutung ist seh Weise gefürchte

Es ist ersta und Tod in ihren macher, Fliegen- aber die gefürchte

Durchdringt, Willk

sind, und haben Ausleger und Masten für dreieckige Segel. In Kunst, Fleiß und Industrie stehen sie andern melanesischen Völkern nach. Sie bereiten Matten, Segel, Stride, Körbe, dann (in Tanna) eine Art grobes Zeug aus der Rinde von Bäumen, gewöhnlich eines *Ficus*. Erdene Geschirre zu verfertigen versteht man, soviel wir wissen, nur in Merena, hier aber besonders gut.

Über die religiösen Vorstellungen dieser Insulaner sind wir nur sehr wenig unterrichtet. Daß sie an bestimmte obere Gottheiten glauben, läßt sich wenigstens vermuten. Die von Turner als solche für Fids angegebenen Namen *Mautikiti* und *Tamalata* scheinen zwar polynesischen Ursprungs zu sein, in Aneityum aber hieß der oberste Gott, dessen Namen nur Häuptlinge und Priester aussprechen durften, und dem man die Entstehung der Insel zuschrieb, *Nungerain*. Dagegen ist es sicher, daß die Seelen gestorbener Häuptlinge, wie es schon der Name *Arema* (*Alema*) zeigt, mit dem sie in Tanna bezeichnet werden (ein Wort, das zugleich „tot“ bedeutet), die Götter sind, die sie besonders verehren, und alles was wir von ihrem Kultus wissen, bezieht sich auf sie; sie erhalten die Opfer, die besonders in Lebensmitteln, seltener in Menschen, die (in Fotuna) zerstückelt ins Meer geworfen werden, bestehen.“

Man glaubt, daß sie besonders das Wachstum des Pflanzens und der mancherlei fruchttragenden Bäume zu fördern vermögen. Ihnen werden die Erstlinge aller Früchte geopfert, was in der Weise geschieht, daß sie ein wenig davon auf einen Stein oder auf einen hervorragenden Baumzweig oder auch auf eine rohe Art von Altar legen. Unter allgemeiner Stille fungirt dabei der Häuptling als Priester und betet laut also: „Mitleidiger Vater, hier ist etwas Speise für dich. Nimm sie und ich, sei uns um dieser Speise willen gnädig.“ Statt eines Amen bricht alles in ein lautes Hallo aus. Das findet am Mittag statt, und dann beginnt Essen, Trinken und Tanzen, das bis Mitternacht und oft weit darüber fortwährt.“ (Turner).

„Auch in Krankheitsnot werden diese *Arema* angerufen. Tempel scheint es nicht zu geben. Auf den südlichen Inseln verrichten sie die heiligen Gebräuche unter dazu bestimmten Bäumen (besonders *Ficus indica*), unter denen rohe Altäre in der Form von vierfüßigen Tischen errichtet sind. Eigentümlich ist noch die Verehrung von Sonne und Mond als Götter auf mehreren Inseln. Darstellungen der Götter besitzen sie, wenigstens auf den südlichen Inseln, nicht; allein heilige Steine und Holzblöcke, selbst einzelne Menschen werden als zu Zeiten von Göttern eingenommen angesehen und dann hochgeehrt, auch Knochen und Schädel der Vornehmen bei dem Kultus als Vertreter der Götter betrachtet. Priester gibt es allenthalben, nicht nur die Häuptlinge sind es; sie scheinen auch einen besonderen Stand zu bilden, und ihre Bedeutung ist sehr groß, da ihnen die Ausübung der auf erstaunliche Weise gefürchteten Zauberei obliegt.

„Es ist erstaunlich wie fest und stark der Glaube ist, daß sie Macht über Leben und Tod in ihren Händen haben. Es gibt unter ihnen Regen- und Gewittermacher, Fliegen- und Moskitomacher und eine ganze Heerschar anderer „Macher“; aber die gefürchtetsten sind die Krankheitsmacher. Man glaubt, daß diese Leute

dadurch, daß sie das sogenannte *Nahal* verbrennen, Krankheit und Tod über jeden zu bringen vermögen. *Nahal* bedeutet Ausstreich, vornehmlich aber Abfall von Speisen und Früchten. Allen Abfall dieser Art verbrennt man sorgfältig oder wirft ihn ins Meer, damit er den Zaubern nicht in die Hände falle. Diese Dürfsen sind allezeit auf der Lauer und betrachten es als ihr Hauptgeschäft, alles was zum *Nahal* gehört aufzulesen und unter gewissen Ceremonien zu verbrennen. Sieht ein solcher Zauberer die Schale einer Banane am Boden liegen, so hebt er sie auf, wickelt sie in ein Blatt und trägt das Päckchen dann den ganzen Tag an einer Schnur um den Hals. Die Leute starren ihn an wie er dahingeht und sagen zu einander: Er hat etwas gefunden, in der Nacht wird er es einem anthun. Am Abend schabt er dann die Rinde von einem Baum, vermengt sie mit der aufgesehenen Bananenschale, rollt alles fest in ein Blatt zusammen, in der Form einer Zigarre, und bringt es dann nahe an ein Feuer, sobald es anfängt zu glimmen und ganz langsam abzubrennen. Plötzlich hört er ein Muschelhorn blasen und „siehe da,“ sagt er zu seinen Freunden, „da ist's, das ist der Mann, dessen *Nahal* ich verbrenne — er ist krank. Also weg mittlerweile mit dem Feuer, und laß uns erst sehen, was er uns am Morgen zum Geschenk bringt!“

Wenn jemand krank wird, so glaubt er selbst und jedermann, daß es von dem Verbrennen seines *Nahal* herrühre. Statt deshalb an Medizin zu denken, bittet er jemand das Muschelhorn zu blasen; in der Regel eine große Schnedenmuschel (*Tritons*horn), die, wenn durchbohrt und geblasen, eine halbe Stunde weit oder in noch größerer Entfernung gehört wird. Die Bedeutung davon ist, denjenigen, der des Kranken *Nahal* verbrennt und ihm dadurch all die Schmerzen verursacht, anzusehen, daß er doch mit dem Verbrennen aufhören möge. Es soll zugleich das Versprechen ankündigen, daß man am Morgen dem gefährlichen Manne, der das *Nahal* verbrennt, ein Geschenk bringen werde. Je größer die Schmerzen sind, desto lauter und anhaltender wird die Muschel geblasen; lassen die Schmerzen nach, so hört man mit Blasen auf, in der gewissen Überzeugung, der Krankheitsmacher sei so gut gewesen mit dem Verbrennen inne zu halten. Dann beraten die Freunde des Kranken über das Geschenk, das man am Morgen dem Manne zu bringen habe. Schweine, Matten, Messer, Faden, Glasperlen, Hairschäbne u. dergl. sind es in der Regel, die dazu gewählt werden. Manche der Zauberer nun nehmen bereitwillig diese Sachen an und versprechen, das *Nahal* nicht wieder aus Feuer zu bringen. Wird nun der Unglückliche in der nächsten Nacht abermals von dem Übel befallen, so glaubt er, das *Nahal* brenne wieder. Die Muschel wird wieder geblasen, Geschenke werden aufs neue gesandt und so geht's fort. Alles was ein Mensch hat, gibt er für sein Leben, und stirbt er, so wird alles dem Zauberer zur Last gelegt. Er sei, heißt es dann, mit den empfangenen Geschenken nicht zufrieden gestellt worden und habe daher das *Nahal* völlig verbrannt. Sie haben nämlich die Vorstellung, daß die Person sterbe, sobald davon alles vollständig verbrannt sei. Jede Nacht kann man das unheimliche Getöse der Muschel hören. Wird der Zauberer selbst krank, so ist er fest überzeugt, daß irgend jemand sein *Nahal* verbrenne, und so muß er seinerseits die Muschel blasen lassen und Geschenke senden. (Turner).

Das *Tapu* findet sich auf den neuen Hebriden ganz so, wie wir es in Polynesien fanden; auch der Glaube an eine Unterwelt, die ein weit nach Westen gelegenes Land sein soll, fehlt nicht. Die Art der Bestattung der Toten ist nicht auf allen Inseln die gleiche. Sie werden bald nackt, bald in Kokosblätter oder Rindenzeug gewickelt, bald in liegender, bald in sitzender Stellung begraben. In Aneityum aber warf man in der vorchristlichen Zeit die Leichen ins Meer; nur die Vornehmen wurden begraben. Ist das Fleisch verwest, so werden die Schädel der letzteren herausgenommen und bei den Kultuszereemonien mit verwendet. Überall sind laute Trauerklagen üblich. Das Schwärzen des Gesichts und des Körpers als Zeichen der Trauer auf Tanna erwähnten wir schon. Auf der südlichen Gruppe besteht der Gebrauch,

beim Tode ei  
ihm lebendig  
folgen. Auf  
Siege des Chy

Die pol  
uns bekannt  
lichen Gruppe  
Auf jeder Ins  
feindliche Stä  
lungen, die w  
Die Häuptling  
unterscheiden  
obachter annah  
Dennoch gibt  
Ranges. Alle  
gelegentlich  
Häuptling eine  
Verbrehen (W  
die Strafe läß  
Schweins) um  
sich selbst sein  
nicht dem einz  
kann anbauen  
Privateigentum

Bei der g  
Eingebornen  
Turner, „Frie  
Lanna zutrach  
das ist so seit  
Wanderungen  
auszudehnen.  
von unsern Le  
Dialekt beginn  
an einem dritte  
Kannibalenma  
über die Mark  
läßt man nie  
immer bei sich  
sie Hinterhalte  
den Feind ang  
sie dabei eine  
werden dem G  
gewiesen sind,  
Kindheit an w  
ihm die Schlei  
spieß führen le  
ein leichtes Ro  
geschickt zu wer



beim Tode eines Vornehmen einen Menschen zu schlachten oder mit ihm lebendig zu begraben. So mußte die Witwe oft ihrem Gatten folgen. Auf Aneityum wurde diese schreckliche Sitte noch vor dem Siege des Christentums durch den Einfluß der Missionare abgestellt.

Die politischen Verhältnisse dieses Volksstammes, soweit sie uns bekannt geworden sind (was bis jetzt eigentlich nur von der südlichen Gruppe gilt), machen den Eindruck der größten Zerfahrenheit. Auf jeder Insel sind mehrere oft vollständig geschiedene und einander feindliche Stämme vorhanden. Jeder Stamm hat seine Unterabteilungen, die wahrscheinlich mit den einzelnen Dörfern zusammenfallen. Die Häuptlinge in den letzteren haben so wenig besondere Macht und unterscheiden sich so wenig von ihren Unterthanen, daß manche Beobachter annahmen, es gäbe hier überhaupt keine politischen Ordnungen. Dennoch gibt es erbliche Häuptlinge und zwar höheren und niederen Ranges. Alle übrigen Männer sind Freie. Wichtige öffentliche Angelegenheiten werden in Volksversammlungen beraten, bei denen jeder Häuptling einen Sprecher hat, der für ihn das Wort führt. Grobe Verbrechen (Mord und Diebstahl) sollen mit dem Tode bestraft werden, die Strafe läßt sich aber in Bußleistungen (z. B. Vieserung eines Schweins) umwandeln. Bei der Ohnmacht der Häuptlinge pflegt jeder sich selbst sein Recht zu nehmen. — Der Grund und Boden scheint nicht dem einzelnen, sondern dem Stamme zu gehören, und ein jeder kann anbauen soviel er will; dagegen sind die gepflanzten Kokospalmen Privateigentum.

Bei der großen politischen Zersplitterung und der Wildheit der Eingebornen sind Kriege sehr häufig. „Krieg ist die Regel,“ sagt Turner, „Friede die Ausnahme. Von den 7 Monaten, die ich auf Tanna zubrachte, waren fünf dem Kriege gewidmet, und ich glaube, das ist so seit unvor dentlicher Zeit. Wir waren nie im Stande unsrer Wanderungen auf der Insel über 1½ Stunden von unserm Wohnort auszubehnen. Auf dieser Seite kommt man an eine Grenze, die nie von unsern Leuten überschritten wird, und wo zugleich ein ganz anderer Dialekt beginnt. Auf jener Seite ist die Grenze durch Krieg gesperrt; an einem dritten Orte findest du die Leute mit Menschenfang oder einer Kannibalenmahlzeit beschäftigt; an einer vierten Stelle würde ein Schritt über die Markscheide einen Krieg heraufbeschwören.“ Die Häuser verläßt man nie ohne die Waffen, auch nachts haben sie die letzteren immer bei sich. Ihre Kriegsführung besteht in der Regel darin, daß sie Hinterhalte legen und aus dem Gebüsch mit Steinen und Pfeilen den Feind angreifen; zum Handgemenge kommt es selten, doch zeigen sie dabei eine erstaunliche Wildheit. Die Leichen der Erschlagenen werden dem Gegner zur Auslösung angeboten. Erst wenn sie zurückgewiesen sind, werden sie als Speise gebraucht. — Schon von früher Kindheit an wird der Knabe zum Streite gewöhnt. Anfangs gibt man ihm die Schleuder aus Kokosbast in die Hand, dann muß er den Wurfspieß führen lernen, den er zwar noch nicht regieren kann, aber dafür ein leichtes Rohr erhält, das schon fünf- bis sechsjährige Knaben so geschickt zu werfen wissen, daß sie sicher und auf ziemliche Entfernung

ihr Ziel treffen; dann üben sie sich auch mit der Hauptwaffe, dem 5 Fuß langen Bogen aus Kasuarinenholz, welcher mit dem 4 Fuß langen Rohrpfeile mit geschärften Holzspitzen oder Widerhaken geschossen wird. In den nördlicheren Gruppen sollen vergiftete Pfeile gebraucht werden, die man in den südlichen nicht kennt. Auch Keulen in verschiedenen Formen (sternförmig oder höckerig) sind allgemein im Gebrauch. Jetzt sind überall auch Flinten und eiserne Beile als Waffen eingeführt. Auch rohe Verschanzungen werden in den Kriegen angewendet und Gruben mit gespitzten Bambusstäben, die mit Blättern überdeckt werden. Trommel und Muschelhorn werden ebenfalls im Kriege gebraucht.

Die Polygamie ist hier nicht so ausgebeht wie etwa auf Witt; auch die Häuptlinge haben meist nur wenige, selten mehr als 3 Frauen. Bei der Eheschließung findet auf dem Marum, dem oben erwähnten Dorfplatze, eine Festlichkeit statt, bei der nicht bloß gekochte Nahrungsmittel, sondern auch roher Dams und lebende Schweine aufgetischt werden, und ganze Ladungen werden von den heimkehrenden Gästen mit fortgetragen. Die Frauen werden vorher gekauft, man zählt für eine etliche Schweine oder ein paar Flinten. In der Ehe sind sie keusch und züchtig; Ehebruch wird von dem beleidigten Gatten mit dem Tode bestraft. Auch an dem Bruder oder einem andern Verwandten des Verführers wird wohl das Verbrechen gerächt. Im ganzen ist die Lage des weiblichen Geschlechtes nicht so herabgewürdigt, wie man es erwarten möchte, obgleich sie im Grunde als niedrigere Wesen angesehen werden. Bei dem fortwährenden Kriegszustande fallen ihnen all: wirtschaftlichen Verrichtungen, Kochen u. s. w., sowie auch die Arbeit in den Pflanzungen zu, so daß sie oft recht belastet sind. Die Männer beschäftigen sich außer dem Kriege nur mit Fischfang, Haus- und Bootbau u. dergl. In den Pflanzungen fällt ihnen nur die Damserntearbeit zu.

Kindermord gleich nach der Geburt kommt auch hier vor, doch nicht so häufig wie bei andern Stämmen der Südsee. Die Kinder, besonders Mädchen, wurden lebendig begraben und zwar zuweilen von der Mutter selbst; auf manchen Inseln aber kommt dieser schreckliche Gebrauch nur vor, wenn die Mutter bei der Entbindung gestorben ist. Bald nach der Geburt eines Kindes, das am Leben erhalten bleibt, findet auf dem Marum eine Mahlzeit statt.

Auch sonst versammelt man sich dort zu Spiel und Tanz, welcher letztere stets mit Gesang begleitet wird und sehr beliebt ist. Die Eingebornen hier sind musikalischer als die Polynesier; ihre Lieder sind einfach doch melodisch. Neben der Trommel als musikalisches Instrument findet sich auch die Flöte.

„Sprachen<sup>1)</sup> sollen in diesem Archipel viele gesprochen werden; indessen sind wohl manche bloß Dialekte, die sich bei der großen Absonderung der Stämme so entwickelt haben, daß sie den Anschein selbständiger Sprachen annehmen. Auf den Banksinseln gibt es 7 solche

<sup>1)</sup> Meinicke, I, p. 205.

Dialekte. In eine jedenfalls in 3 allerdings und Fotuna b Karolonga am viel die Sprach von v. d. Gab daß sie alle, tr im grammatisch vielen Punkten läßt sich die A so verschiedene das, was wir kennen, bestätigt.

„In den e sie der Wildheit Leiber hatten d nicht freundlich geflossen. Cini und etliche Rub die jedoch verfa Waffen; aber e blieb tot auf d auf Cromanga. bernen mit Hin

Erst die 1 manga Sandell

<sup>1)</sup> „Das auf Ill (Gems from „ist von Lichtgebe mit zahlreichen un braunen Kinde un Die weißen Blätter das duftende Holz Alters her das E großer Kunst zu K Sagen. Noch gri und täglich werden China ungeheure i bringende Handel 20 000 Markt wert hätte er jenen bar unglückliches Glend Gewinnsucht des n suchten Handelsart der auf beiden Se Verluste an Mensc auf den Markt gek schenßliche Dinge er haben, aber wir sa dieser Grausamkeit

Dialekte. In Mai sollen 3 Sprachen gesprochen werden, von denen eine jedenfalls eine polynesische ist. In Fata wird nur eine Sprache in 3 allerdings sehr verschiedenen Dialekten erwähnt u. f. w. Aniwa und Fotuna haben eine und dieselbe polynesische Sprache, die der von Karotonga am nächsten stehen soll. Auf Aniwa wird aber auch noch viel die Sprache von Tanna gesprochen. Die schönen Untersuchungen von v. d. Gabelenz über die Sprachen dieser Inseln haben ergeben, daß sie alle, trotz der großen Abweichungen in den Wortstämmen, doch im grammatischen Bau viel Übereinstimmendes haben und zugleich in vielen Punkten mit den polynesischen verwandt erscheinen. Hiernach läßt sich die Ansicht eines ursprünglichen Zusammenhanges beider jetzt so verschiedener Volksstämme nicht abweisen, wie sie denn auch durch das, was wir von ihren religiösen und politischen Einrichtungen kennen, bestätigt wird.“

„In den ersten Zeiten nach der Entdeckung dieser Inseln wurden sie der Wildheit ihrer Bewohner halber von den Europäern gemieden.“ Leider hatten diese selbst viel Schuld daran, daß ihnen die Eingebornen nicht freundlich begegneten. Schon bei Cooks Besuch 1774 war Blut gekossen. Einige Eingeborne machten nämlich den Versuch ein Brett und etliche Ruder zu stehlen. Cook richtete sofort auf sie seine Flinte, die jedoch versagte. Nun griffen die Insulaner zu Steinen und andern Waffen; aber es ward mit Kanonen unter sie gefeuert. Eine Anzahl blieb tot auf dem Plage, die andern flohen in die Wälder. Das war auf Erromanga. An später eintreffenden Schiffen suchten die Eingebornen mit Hinterlist Rache zu nehmen.

Erst die 1828 zufällig gemachte Entdeckung, daß sich in Erromanga Sandelholz finde<sup>1)</sup>, führte zu einem Verkehr mit den südl.

<sup>1)</sup> „Das auf den neuen Hebriden gefundene Sandelholz“, schreibt Missionar Gill (Gems from the Coral Islands, zitiert im Basler Magazin 1862, S. 285), „ist von lichtgelber Farbe und von überaus süßlichem Duft. Es ist ein kleiner Baum mit zahlreichen unregelmäßigen Zweigen, die gleich dem Stamme von einer rotbraunen Rinde umhüllt sind. Die Blätter sind tief dunkelgrün, paarweise geordnet. Die weißen Blüten sprossen in Büscheln hervor. Alte, ausgewachsene Bäume liefern das duftende Holz nicht mehr. Die Chinesen vornehmlich sind es, bei denen von Alters her das Sandelholz bekannt und hoch geschätzt ist. Sie schmücken es mit großer Kunst zu Kästchen, Fächern u. dergl. mit bildlichen Darstellungen geschmückten Sachen. Noch größer aber ist der Verbrauch des geraspelten Holzes zu Weibrauch, und täglich werden mit den bekannten Weibrauchhäßchen vor den Ahnenbildern in China ungeheure Massen von Sandelholz verbrannt. Wäre der äußerst gewinnbringende Handel (eine Schiffsladung ist nach Abzug aller Unkosten in China 20 000 Markt wert) in christlicher Gerechtigkeit und Ehrlichkeit betrieben worden, so hätte er jenen barbarischen Stämmen viel Gutes bringen können: nun aber hat er unglückseligen Glanz auf jenen Inseln angerichtet. So groß war die Gabelier und Gewinnsucht des weißen Mannes, daß die Art und Weise wie er zu dem viel gesuchten Sandelbarkartikel kam, kaum etwas anders war als ein fieslicher Raubzug, der auf beiden Seiten mit dem äußersten Mißtrauen und nicht ohne bedeutende Verluste an Menschenleben ausgeführt wurde. — Das Holz, das von diesen Inseln auf den Markt gebracht wird, ist buchstäblich mit Menschenblut besetzt. Wir wänten schreckliche Dinge erzählt, welche die kannibalischen Insulaner an Ausländern verübt haben, aber wir sagen nicht zuviel, wenn wir behaupten, daß nicht der zehnte Teil dieser Grausamkeiten von ihnen verübt worden wäre, wenn nicht die viel größeren

Inseln, der, von Seiten der Europäer mit rücksichtsloser Roheit geführt, für die Eingebornen die nachtheiligsten Folgen hatte und bald einen unaufhörlichen Kriegszustand zwischen beiden veranlaßte. Fast 40 Jahre lang war dieser Handel im Gange, jetzt aber ist er wegen der Erschöpfung der Wälder fast ganz erloschen. Die zum Ankauf des Holzes auf den südlichen Inseln angelegten Stationen sind alle eingegangen. Mit der Zeit aber war bereits an die Stelle des Sandelholzhandels ein anderer Verkehr getreten. Die Notwendigkeit für die in neuerer Zeit in Queensland, Neutaledonien und Witl angelegten Pflanzungen Arbeiter zu schaffen, führte zu Versuchen, auch von diesen Inseln solche zu gewinnen. In manchen Fällen ist geradezu Menschenraub begangen worden, ähnlich wie von den früher (Heft XI.) erwähnten peruvianischen Slavenjägern. Sonst wurden sie unter mancherlei Vorspiegelungen zur Auswanderung verleitet oder von den Häuptlingen angeblich vermietet, wobei zum Schein Kontrakte ausfertigt wurden, von denen natürlich die Eingebornen nichts verstanden. Von diesen Arbeiterwerbern wurden vielfach Hinterlist und Grausamkeit angewendet, und das ganze Treiben hatte eine Zeit lang ein dem Sandelholzhandel sehr ähnliches Gepräge. In neuerer Zeit aber hat die englische Regierung eingegriffen, indem sie durch Kriegsschiffe den Verkehr in dem Archipel überwachend ließ. Wurden von dieser Seite zunächst auch manche Mißgriffe gemacht, indem Eingeborne wegen ihrer gewöhnlich mit roher Grausamkeit gegen die europäischen Werber verübten Repressalien bestraft wurden, wobei gewöhnlich Unschuldige am meisten zu leiden hatten, so haben doch die fortgesetzten Bemühungen dahin geführt, daß der europäische Verkehr in diesem Gebiete eine geordnetere Gestalt gewonnen hat. Allmählich beginnt auch die Barbarei der kanibalischen Eingebornen zu weichen.

Dazu freilich konnten die bisher erwähnten Verührungen derselben mit Europäern wenig beitragen. Die tiefgehendsten Einflüsse aber kommen von einer andern Seite, von der Mission, die hier unter den größten Schwierigkeiten, die zum Teil auch gerade aus dem frevelhaften europäischen Verkehr erwuchsen, im Arbeiten und Dulden ausgehalten hat und nun sich doch schon mancher schönen Frucht erfreuen darf.

Schändthaten des weißen Mannes sie zur Rache und Wiedervergeltung gereizt hätten.“ Oft wurde ein Häuptling auf das Schiff gelockt, gefangen gehalten und erst wieder freigegeben, wenn die gewünschte Ladung Holz herbeigeschafft war. Das furchtbarste Beispiel ist wohl jenes, wo ein Kapitän für die Lieferung einem Stamme Hilfe gegen ihre Feinde anbietet. Im Hafen der letzteren laßt er in freundschaftlicher Weise möglichst viel Männer an Bord und läßt ein barbarisches Blutbad anrichten. Nur einer wird lebend jenem andern Stamme überliefert und alsbald geschlachtet und verzehrt — dann wird in Ruhe, als wäre nichts geschehen, das Sandelholz geladen. Erst als etwa vor 20 Jahren die englische Regierung der Sache ihre Aufmerksamkeit zuwandte und einige der Kapitäne in Sydney exemplarisch bestraft waren, ließen die Grausamkeiten etwas nach, freilich ohne daß die schweren Folgen der früher an den Eingebornen verübten Verbrechen dadurch hätten gut gemacht werden können.

Der Ansturm des Apostels auf den Gedanken, den entferntesten bestärkt durch durch europäische verübten Grausamen gegen Williams an In Begleitung freiwillig erbiet am 5. November Einige Tage beide, Geistlich 12. November wo zwei Lehrer Fortuna, deren Williams geba belegen. Am freundlich erw ihnen gutes th zurückgelassen die Villonsbat die Küste, um zu knüpfen, in Morgan und der seiner genommen und wonnen hatte, gesellschaft sein Ihr freies das Wohlwoll sichern, und si vom Landungs von Muscheln, wörter einem selben wiederh man Harris schlägen der waren, fallen

\*) Näheres im Basler Missionar.

## b. Die Mission auf den neuen Hebriden.

Der Anfang der Mission auf den neuen Hebriden war das Martyrium des unermüdblichen John Williams<sup>1)</sup>, den man mit Recht den Apostel der Südsee genannt hat. Schon seit 1830 nährte derselbe den Gedanken, das Evangelium immer weiter nach Westen hin, bis zu den entferntesten Inseln, auszubreiten, und ward darin nur noch mehr bekräftigt durch die um jene Zeit ihm zukommende Nachricht von den durch europäische Schiffer gegen die Eingebornen auf den neuen Hebriden verübten Grausamkeiten und den dadurch erregten Rachegefühlen derselben gegen alle Weißen. Nach seiner Rückkehr von England ging Williams an die Ausführung des sein ganzes Herz erfüllenden Planes. In Begleitung von 12 eingebornen Lehrern, die er aus 30 sich dazu freiwillig anbietenden ausgewählt hatte, schiffte er sich auf dem „Cambden“ am 5. November 1839 von den Samoainseln nach dem Westen ein. Einige Tage vorher hatte er über Apostelgeschichte 20, 36—38, eine heilsame, geistliche und Volk tief ergreifende Abschiedsrede gehalten. Am 12. November erreichte er die kleine Insel Rotuma (siehe oben S. 93), wo zwei Lehrer zurückblieben, am 17. die erste der neuen Hebriden, Fotuna, deren Bewohner sich zur Aufnahme von Lehrern bereit zeigten. Williams gedachte aber vor allen Dingen nur die größeren Inseln zu besuchen. Am 18. kam man nach Tanna, deren Bewohner sich sehr freundlich erwiesen, weshalb drei Lehrer als „Häuptlinge Gottes, die ihnen gutes thun wollten“, unter sehr ermunternden Aussichten hier zurückgelassen wurden. Am 20. November erreichte der „Cambden“ die Dillonsbai auf Erromanga. Sogleich begab sich Williams an die Küste, um eine freundliche Verbindung mit den Insulanern anzuknüpfen, in Begleitung von Missionar Cunningham, dem Kapitän Morgan und Herrn Harris, einem angesehenen Mann aus England, der seiner Gesundheit halber eine Reise nach den Südseeinseln unternommen und hier ein so tiefes Interesse für die Missionsache gewonnen hatte, daß er nach England zu gehen und der Londoner Missionsgesellschaft seine Dienste anzubieten willens war.

Ihr freies Wesen und die Austellung kleiner Geschenke schienen ihnen das Wohlwollen der am Ufer versammelten wilden Eingebornen zu sichern, und sie entfernten sich daher, nichts Arges ahnend, eine Strecke vom Landungsplatz. Cunningham sammelte eben einige neue Arten von Muscheln, und Williams war beschäftigt, die Samoaschen Zahlwörter einem Trupp von Knaben vorzusagen, welche dann einer derselben wiederholte, als plötzlich ein durchdringender Schrei erscholl und man Harris aus dem Buschwerk hervorspringen und unter den Keulenschlägen der Wilden in das Wasser des Baches, dem sie nachgegangen waren, fallen sah. Williams, eiligt der See zurennend, fiel vornüber

<sup>1)</sup> Näheres darüber siehe in dem ausführlichen Artikel von Dr. A. Oertel im *Bayerischen Missionsmagazin* 1862, S. 141 ff.



in das Wasser, hinter ihm, mit einer Keule von Zeit zu Zeit auf ihn schlagend, ein Wilder mit mehreren seiner ebenfalls bewaffneten Landsleute, die ihm das Haupt zerhackten und endlich eine ganze Hand voll Pfeile in seine Brust bohrten. Cunningham und Morgan hatten sich in das Boot gerettet und ruberten, etwa 80 Ellen von Williams entfernt, ihm mit aller Anstrengung zur Hilfe; aber der Mord war schon vollendet, ehe sie die Hälfte der Strecke zurückgelegt hatten. Einige Eingeborne trugen sogleich den Leichnam an das Ufer, voll Wut ihn fortwährend mit ihren Keulen schlagend, und ein Haufen von Knaben zermalnte ihn mit Steinen, bis die Wellen mit dem Blute ihres Schlachtopfers geröthet waren. Die Freunde vermochten nicht einmal des Leichnams habhaft zu werden und setzten gebeugt ihre Reise nach Neuseeland fort. Der Gouverneur dasebst beorderte das Kriegsschiff „Favourite“ unter Befehl des Kapitäns Croker<sup>1)</sup>, die Reste des Märtyrers von Tromanga aufzusuchen. Am 27. Februar 1840 erreichte dasselbe die Insel; der Kapitän stieg mit Cunningham ans Land und brachte von den Wilden, die anfangs nach allen Richtungen flohen, endlich das Geständnis heraus, daß sie die Leiber der Erschlagenen gefressen hätten. Nur einige Knochen und die Schädel brachten sie nach vielem Bitten herbei<sup>2)</sup>, und mit diesen Überresten langte man am 24. März auf den Samoainfeln an.

Das erste von Upolu entgegenrudende Boot trug einen alten Mann, der sich sogleich nach Williams erkundigte. Als er von den an Bord befindlichen Rationallehrern die Trauerbotschaft von seinem Tode erhielt, da ließ er das Rudern stillen, setzte das Haupt und weinte. Bald erscholl über die ganze Insel der Schmerzensruf: „Ach Williams, ach! unser Vater.“ Seine Überreste wurden, unter Vortritt der Offiziere und der gesamten Mannschaft der „Favourite“, zu Apia auf Upolu feierlich beerdigt. Eine englische und eine samoanische Leichenrede wurden am Grabe gehalten, und drei Gewehrsalven der Sersoldaten erwiesen ihm die letzte Ehre. Ein Monument ward errichtet, welches die von Kapitän Croker versagte Inschrift trug: „Gewidmet dem Andenken des Rev. John Williams, Vater der Samoanischen und anderer Missionen, welcher, 43 Jahre und 5 Monate alt, durch die barbarischen Einwohner von Tromanga getödtet ward, während er das Friedens-evangelium auf ihren Küsten pflanzen wollte.“ Auch auf andern Inseln, besonders auf Karotonga und der ganzen Deroengruppe, machte die Trauerkunde den tiefsten Eindruck, und in England verursachte kein Missionsereignis der neueren Zeit größeren und allgemeineren Schmerz. Und mit Recht ward der Verlust so tief und allgemein empfunden, da Williams, mit allen Fähigkeiten für seinen Beruf reich begabt, eines der leuchtendsten Beispiele von Thätigkeit, Hingebung, Reinheit und Liebe war.

Nach einem Beschluß in einer Versammlung auf den Samoainfeln sollte das von Williams begonnene und von ihm mit dem Leben bezahlte Werk unverweilt fortgeführt werden, und Missionar Heath

<sup>1)</sup> Derselbe, der ein Jahr später auf Tongatabu seinen Tod fand, vergl. IV, 2, S. 263.

<sup>2)</sup> Es hat sich später herausgestellt, daß dies nichts von Williams Gebeinen war. Die Eingebornen meinten, der Kapitän wünsche überhaupt nur Menschenknochen zu haben und brachten ihm, was gerade von solchen vorhanden. Basler Missionsmagazin 1862, S. 315.

ward beauftragt, des Volks zu selbst angestrichen Lehrern mit rührt, wo man wohl fand. gutem Einvernehmen hielten, so 2 weitere Schwierigkeiten zu stellen auf dem blutigen suchte diesmal längerem Kreise gebornen angelehrer aufzubrüchlich das wünscht hatte war ernst und

Im folgenden wieder von Missionar A. nun in die S. Fotuna, wo Besuche der in laute Klagen und Abela, an Aneityum zu den Weg zu Naurita wieder Tromanga.

Sage. Raum landet, die K. Untergebenen Da nämlich was sie zu er töteten, so sch legen, hatten Bald lagen k wären verschm armer Mann ihnen täglich desselben aber nicht sein eigen (1841) wieder wie durch ein jetzt nur mit suchten, um n

ward beauftragt, die neuen Hebriden zu besuchen, um die Stimmung des Volks zu erforschen und im Falle der Ausführbarkeit Lehrer dasselbst anzustellen. Am 17. April 1840 ging er samt 10 eingebornen Lehrern mit dem „Camden“ unter Segel. Zuerst wurde Tanna berührt, wo man zu Port Resolution die drei zurückgelassenen Lehrer wohl fand. Sie standen mit den Leuten des betreffenden Stammes in gutem Einvernehmen, und 30 bis 40 pflegten an den Gottesdiensten, die sie hielten, teilzunehmen. Alles sah hoffnungsvoll aus. So ließ man 2 weitere Samoer zurück und segelte nach Aniwa, wo es nach einigen Schwierigkeiten gleichfalls gelang, 2 Lehrer unter den Schutz der Häuptlinge zu stellen. Weiter ging es nach Eromanga. Man wagte nicht auf dem blutgetränkten Boden bei Dillonabai zu landen, sondern besuchte diesmal die Osküste (Cook's oder Portentabai), wo es nach längerem Kreuzen gelang, freundschaftliche Beziehungen zu den Eingebornen anzuknüpfen. Der Häuptling jener Gegend erklärte sich bereit, Lehrer aufzunehmen, und so wurden Basalo und Nanari, welche ausdrücklich das gewünschte Eromanga als ihren Wirkungskreis sich gewünscht hatten, gelandet. Der Abschied von diesen wadern Männern war ernst und wehmütig.

Im folgenden Jahre (den 11. März 1841) trat der „Camden“ wieder von Samoa aus seine Reise nach Westen an, diesmal mit Missionar A. W. Murray, sowie der Witwe John Williams, die nun in die Heimat zurückkehren wollte. Die Reise ging zunächst nach Fotuna, wo der Häuptling Naurita, der für Williams von jenem Besuche her treues Gedächtnis bewahrt hatte, über den Tod desselben in laute Klagen ausbrach. Er nahm nun 2 Samoalehrer, Samuela und Abela, auf; zunächst aber erbot er sich mit dem „Camden“ nach Aneityum zu gehen, und auch dort der Niederlassung von Lehrern den Weg zu bahnen, was ohne Schwierigkeiten gelang. Nachdem Naurita wieder in seine Heimat gebracht worden, feuerte man nach Eromanga. Hier fand man die beiden Samoer in der traurigsten Lage. Kaum hatte nämlich der „Camden“, nachdem er sie (1840) gelandet, die Küste verlassen, als die Häuptlinge bei Todesstrafe ihren Untergebenen verboten, den Lehrern Lebensmittel zukommen zu lassen. Da nämlich der englische Schiffskapitän ihnen ernstlich gesagt hatte, was sie zu erwarten haben würden, wenn sie noch einen Missionar töteten, so schien es, als fürchteten sie sich, Hand an die Lehrer zu legen, hatten aber beschlossen, sie den Hungertod sterben zu lassen. Bald lagen die Armen zum Tode erschöpft auf ihren Matten und wären verschmachtet, hätten nicht einige Leute von Aniwa und später ein armer Mann von Eromanga, Vorevore, sich ihrer angenommen, der ihnen täglich einen kleinen Korb mit Früchten brachte, den Inhalt desselben aber möglichst un gesehen in ihre Hütte befördern mußte, um nicht sein eigenes Leben in Gefahr zu bringen. Als nun das Schiff (1841) wieder hinkam, lebten die Lehrer zwar noch, waren aber nur wie durch ein Wunder den Zähnen der Kannibalen entgangen, welche jetzt nur mit Mühe bewogen wurden sie freizugeben, und alles versuchten, um noch weitere Opfer vom Schiffe in ihre Gewalt zu be-

kommen. So mußte denn die Mission auf Tromanga zunächst wieder aufgehoben werden. Weiter reisend ließ Murray auch auf Mare (Royaltygruppe) zwei Lehrer; auf der Rückfahrt von Südwales nach Samoa aber brachte er die Missionare Nisbet und Turner mit, welche im August 1840 von der Londoner Missionsgesellschaft für die neuen Hebriden ausgesandt waren. Diese beiden gingen darauf in Begleitung von Heath, Buzzacott und einigen andern nach Sydney reisenden Missionaren am 6. Juni 1842 von Samoa ab und landeten, freundlich von den Eingebornen und ihren Häuptlingen bewillkommnet, am 1. Juli zu Tanna.

Die Samoalehrer gaben recht günstigen Bericht. Die Eingebornen hatten ihnen ein Haus bauen helfen, hatten ihnen häufig Nahrungsmittel gebracht und sonst Freundlichkeit gezeigt. Auch hörten sie ihren Belehrungen zu, doch hatte noch keiner sein heidnisches Wesen aufgegeben. Schlimm lautete freilich der Bericht über die ungesunde Lage des Places, auch war über Diebereien der Eingebornen zu klagen. Gegen die beiden europäischen Missionare benahmen sich die letzteren ganz freundlich, und diese hatten zunächst von ihnen gar nicht den Eindruck kannibalischer Wilden; mit ihren bemalten Gesichtern sahen sie eher wie ein Volk von Hanswürsten aus. Auf die Frage: „Warum bemalt ihr eure Gesichter so seltsam?“ kam sofort die Gegenfrage: „Warum legt ihr so sonderbare Kleider an?“ Trotz der Keulen, Bogen und Schleudern, die jedermann allzeit bei sich führte, fühlten Turner und Nisbet, die mit ihren Frauen sich bei Port Resolution niederließen, sich ganz sicher. Bald aber begann die schlimmste Dieberei, gegen die umsonst der versprochene Schutz der Häuptlinge angerufen wurde, denn diese, obgleich sie sich immer sehr entrüstet über die Diebe stellten, stahlen selber wie die Raben.<sup>1)</sup>

Bei der Aufrichtung ihres Hauses hatten die Missionare von den Eingebornen keine Hilfe, obgleich sie neugierig zuschauten. Ehe jenes noch vollendet war, wurden sie durch den Kapitän eines amerikanischen Schiffes, der nach einem Streite beim Wassereinnehmen auf die Dörfer schießen ließ, in die größte Gefahr gebracht. Glücklicherweise war keiner von den Eingebornen getötet worden. Das Lernen der Sprache und Versuche eine Schule in Gang zu bringen — letzteres mit viel Hindernissen — waren die Hauptbeschäftigung der Missionare. Die Gottesdienste wurden zuerst wohl besucht; aber als der Reiz der Neuheit vorüber war, blieb der Platz immer ziemlich leer. Nun brach auch Krieg mit dem benachbarten Stamme aus. Die Missionare waren zuerst noch auf dem neutralen Gebiete der Halbinsel, die den Hafen bildet, ziemlich sicher. Schlimmer noch war es, daß viele der Eingebornen von der Dysenterie befallen wurden und die weißen Leute als

<sup>1)</sup> Es stellte sich übrigens heraus, daß die Eingebornen sich auch selber gegenseitig bei jeder Gelegenheit bestahlen, und wenn die Weiber nach Wasser oder in ihre Pflanzungen gingen, schleppten sie jedesmal alles, was in ihrem Haushalte irgend von Wert war, sogar die Brut der jungen Stühner mit sich, um es zu sichern.

die Krankheit als der Feind wurde auch immer mißlikbar in mehr nur wie durch die Keule zum mit Krankenp möglich gutes zu verlassen, Anerbieten des eine kleine So diese schmolz fiel ab; und d Samoachristen schlimm, denn Krankheitsmad Volksversamm des wahren G gegen die Klein Sie werden ge nochmals ihre gießen zu vern und verstimmt Schlimmste ge Dunkel der N samt allen Jan um die Halbin zu erreichen. den Bogen zu aufs neue, na Geschenke die Kriegsgetümm wunderbare I sich bereit, die ohne Gefahr freundeneten Hö aber keiner sa Turners Sch Gott anzubete zählen, um d Missionsarbeit schwer geprüf Von A Buzzacott vo mitgebracht. Fotuna her heidnischen G

die Krankheitsmacher ansahen, und die Sache war um so schlimmer, als der feindliche Stamm von der Seuche fast verschont blieb. Dadurch wurde auch die Eifersucht der Zauberer erregt. Alles gestaltete sich immer mißlicher, und namentlich von den letzteren drohte den Missionaren in mehreren Fällen direkte Lebensgefahr, aus der sie jedesmal nur wie durch ein Wunder gerettet wurden. Mehrere Male war schon die Keule zum verderblichen Streiche über sie geschwungen, obwohl sie mit Krankenpflege und Verteilen von Arznei den Leuten soviel als möglich gutes thaten. Noch dachten sie jedoch nicht daran die Insel zu verlassen, und schlugen, als ein europäisches Schiff eintraf, das Anerbieten des Kapitäns, sie mitzunehmen, ab. Noch immer hatte es eine kleine Schar von Eingebornen mit den Missionaren gehalten, aber diese schmolz zusehends zusammen. Ein Häuptling nach dem andern fiel ab; und als ein solcher bald nach einem Mordversuch gegen einen Samoachristen plötzlich an der Ruhr starb, wurde die Sache vollends schlimm, denn nun glaubten die Eingebornen sicher, daß die Weißen Krankheitsmacher seien. Schon war ihre Vernichtung in öffentlicher Volksversammlung beschloffen, wobei nur ein Häuptling für die Diener des wahren Gottes einzutreten wagte. Es kommt zunächst zum Kampf gegen die kleine Schar derer, die es noch mit den Missionaren halten. Sie werden geschlagen; sie verlangen nun von jenen die Flinten, um nochmals ihren Gegnern entgegenzutreten. Um weiteres Blutvergießen zu vermeiden, wurde das Gewehr selbstverständlich verweigert, und verstimmt gehen jene ab. Die Missionsfamilien sind auf das Schlimmste gefaßt. — Da versuchen sie es, gestärkt durch Gebet, im Dunkel der Nacht, unter Donner und Blitz, in einem offenen Boot — samt allen samoaischen Christen, 19 Personen, darunter 4 Kinder — um die Halbinsel ins Meer hinauszurudern, um womöglich Aneityum zu erreichen. Aber trotz übermenschlicher Anstrengung werden sie von den Wogen zurückgeworfen. Am andern Morgen beginnt der Kampf aufs neue, nachdem die Missionare nochmals versucht, durch angebotene Geschenke die Feinde friedlicher zu stimmen. Aber vergeblich, das Kriegsgetümmel bringt näher und näher — da endlich erscheint die wunderbare Rettung: ein europäisches Schiff. Der Kapitän erklärt sich bereit, die ganze Missionskolonie nach Samoa zu befördern. Nicht ohne Gefahr kommt man an Bord, wohin dann nochmals die befreundeten Häuptlinge zum Abschied entboten werden. Sie kommen, aber keiner sagt: „Bleibet“ — nur einer, Kuanuan, lehnt sich auf Turners Schulter und weint wie ein Kind. Er verspricht den wahren Gott anzubeten, auch wenn die Christen fort sind, und die Tage zu zählen, um den Sonntag feiern zu können. Die sieben Monate lange Missionsarbeit war abgeschlossen. Im Februar 1843 erreichten die schwer geprüften Glaubensboten das freundliche Apia in Samoa.

Von Aniwa und Fotuna und Aneityum hatte Missionar Buzzacott von seinem Besuche im „Camden“ ziemlich günstige Berichte mitgebracht. Die Lehrer waren noch unbelästigt, hatten namentlich auf Fotuna bereits ein Häuflein solcher um sich gesammelt, welche die heidnischen Gebräuche aufgegeben hatten, und ohne Besorgnis hatte man

jetzt auch Samuelas Frau und Tochter dort zurückgelassen. Seitdem wendeten sich die Verhältnisse schon anfangs 1843, als eine Epidemie unter den Eingebornen wüthete. Auch hier wurden die Lehrer als Urheber der Krankheit beschuldigt. Als sie eines Morgens — auch Samuelas Tochter war dabei — nach ihrer Pflanzung gingen, wurden sie von den barbarischen Eingebornen auf dem Wege erschlagen. Darauf zogen die Mörder vor das Missionshaus. Einer von ihnen, Nasana, trat ein und forderte die Witwe, die noch nichts ahnte, auf ihn zu heiraten. Als sie dies mit Entrüstung zurückwies und ihn durch Geschenke zum Weggehen bewegen wollte, gab er durch einen lauten Schrei ein Zeichen; seine Genossen traten ein und auch das treue Weib endete unter den Keulenschlägen ihr Leben. Dann wurde das Häuschen geplündert und ein Kannibalenfest gehalten. Zwei von den Leichen wurden aufgefressen, die beiden andern ins Meer geworfen.

Mehr als zwei Jahre waren seit der letzten Fahrt des Missionschiffes verstrichen, ehe wieder etwas für die Mission auf diesen Inseln unternommen werden konnte, wenigstens von Seiten der Londoner Mission. Bischof Selwyn freilich, der Gründer der sogenannten Melanesischen Mission, von der wir hernach ausführlich zu reden haben werden, hatte inzwischen<sup>1)</sup> einmal Gromanga besucht. Auf dem blutbefleckten Strande der Dillonsbai hatte er geweint und gebetet, und es war ihm gelungen ein paar junge Leute von dort dazu zu bewegen, daß sie ihn nach Neu-Seeland begleiteten, wo ihnen viel christliche Liebe erzeugt wurde. Nach einigen Monaten wurden sie mit allen Eindrücken des christlichen Kulturlebens wieder in ihre Heimat zurückgebracht.

Daß die Londoner Mission aber erst 1845 wieder diese Inseln besuchen ließ, hatte seinen Grund in der Anschaffung des neuen großen Missionschiffes, das nach dem unvergeßlichen Märtyrer John Williams genannt wurde. Die Kinder der englischen Missionsgemeinde hatten die erforderlichen Mittel dazu aufgebracht, 120 000 Mark. Im Januar 1845 langte es in Samoa an.

Die erste Fahrt galt sogleich den neuen Hebriden. Die Missionare Murray und Turner traten anfangs April die Reise an, begleitet von mehreren Samoalehrern. Auf Aneityum erfuhren sie die traurige Kunde von den Ereignissen auf Fotuna. Eine Landung auf letzterer Insel war unmöglich. Auf der ersteren aber stand alles noch gut. Man konnte sogar 2 weitere Lehrer an einer andern Stelle stationiren — jedenfalls an der Nordküste; die ältere Niederlassung befand sich bei Anelgauhat, im Südwesten der Insel, gegenüber der kleinen Insel, wo die Sandelholzändler ihre Station hatten.

Auf Tanna fand man eine erfreuliche Veränderung vor. Der Krieg ruhte. Der alte Freund der Missionare, Ruaman (Ruanuan?), bewillkommnete Turner mit dem Ausruf: Morgen ist Sonntag. Er hatte richtig Wort gehalten und immer die Sonntage gezählt. Ein Lehrer von Aniwa, der wohl zuweilen herüber gekommen war, hatte ihn dabei

<sup>1)</sup> Jedenfalls schon vor der Aufhebung der Missionsstation auf Tanna, da erzählt wird, daß er von dieser Insel einen Samoer als Dolmetsch er mitnahm.

unterstützt.  
neue wieder  
Port Mesol  
ihrer sieber

Am 2  
bai. Der  
Keiner der  
die dies ge  
rauf sie sic  
der jedoch d

Die urf  
zulassen. U  
nare keine  
Gelegenheit  
von dem S  
Schiffes die  
einige vers  
das Christen  
befindlicher  
ihnen behil  
Williams“  
in Grafor  
heraus, der  
Zustimmung

Als im  
Inseln wieder  
geboren da  
und des sich  
durch aufgen  
so daß nun  
sich anschloß

Williams“  
anterte, kam  
von William  
den sie ersch  
die ihnen  
Wiederholt  
manganer a  
treibenden  
kennen jetzt  
holt; dem  
möglich, wi

Auf T  
blut fließen  
seligen Heib  
in dem er  
gelang es i  
Auch auf J



ffen. Selber  
eine Epidemie  
e Lehrer als  
ens — auch  
ngen, wurden  
hlagen. Da-  
n ihnen, Na-  
hnte, auf ihn  
nd ihn durch  
einen lauten  
ch das treue  
n wurde das  
Zwei von den  
geworfen.

des Missions-  
diesen Inseln  
der Londoner  
nannten Me-  
lich zu reden  
ht. Auf dem  
d gebetet, und  
u zu bewegen,  
hriftliche Liebe  
en Eindrücken  
gebracht.

diese Inseln  
neuen großen  
ohn Williams  
meinde hatten  
Im Januar

die Missionare  
begleitet von  
die traurige  
auf letzterer  
es noch gut.  
stationiren —  
sah sich bei  
en Insel, wo

g vor. Der  
(Kuanuan?),  
tag. Er hatte  
Ein Lehrer  
atte ihn dabei

af Tanna, da  
er mitnahm.

unterstützt. Die Verhältnisse schienen so sicher zu sein, daß man aufs neue wieder Lehrer dort zurücklassen konnte, und zwar nicht bloß zu Port Resolution, sondern auch an andern Orten der Insel, im ganzen ihrer sieben. — Weiter ging's nach Eromanga.

Am 29. April 1845 erschien das neue Schiff in der Dillonsbai. Der Verkehr mit den Eingebornen war ein sehr beschränkter. Keiner der Häuptlinge wollte an Bord kommen. Ein paar Männer, die dies gewagt hatten, wurden freundlich behandelt und beschenkt, worauf sie sich mit einem Block Sandelholz erkenntlich zeigen wollten, der jedoch abgelehnt wurde.

Die ursprüngliche Absicht war gewesen, auch hier wieder Lehrer zurückzulassen. Unter den vorliegenden Verhältnissen aber fanden die Missionare keine Freubigkeit dazu. Dagegen gelang dies auf der bei dieser Gelegenheit zum ersten Mal besuchten Insel Fätö. Man hatte nämlich von dem Kapitän eines auch gerade in der Dillonsbai ankernden Schiffes die Kunde erhalten, daß auf Fätö schon vor längerer Zeit (?) einige verschlagene Tonganer und Samoer gelandet waren und bereits das Christentum einzuführen begonnen hatten. Ein auf jenem Schiffe befindlicher Neuseeländer war bereit die Missionare zu begleiten und ihnen behilflich zu sein, jene Christen aufzufinden. So kam der „John Williams“ am 1. Mai nach Fätö und ankerte im Südwesthafen. Dort in Erakor (oder Olofelo) fand sich mit einiger Mühe der Samoer Saulo heraus, der eine Tochter des dortigen Häuptlings geheiratet hatte. Mit Zustimmung des letzteren wurden 4 Lehrer zurückgelassen.

Als im Jahre 1846 die Missionare W. Gill und Nisbet die Inseln wieder besuchten, landeten sie zuerst auf Fätö, fanden die Eingebornen daselbst sehr freundlich und freuten sich der guten Aufnahme und des sichtbaren Erfolgs, den die Lehrer unter ihnen gehabt. Dadurch aufgemuntert, setzten sie noch weitere 5 Lehrer unter ihnen ab, so daß nun 2 Stationen, Pango und Olofelo, denen später noch mehrere sich anschlossen, auf der Insel begründet wurden. Als der „John Williams“ auf dieser Fahrt auch in der Dillonsbai auf Eromanga ankerte, kamen 9 Eingeborne an Bord. Man zeigte ihnen ein Bild von Williams und gab ihnen zu verstehen, daß es der Mann wäre, den sie erschlagen. Das kümmerte sie aber sichtlich wenig; sie nahmen die ihnen angebotenen Geschenke und schwammen wieder ans Land. Wiederholt hörten die Missionare von mörderischen Anfällen der Eromanganer auf die Mannschaften der mit diesen Inseln Sandelholzhandel treibenden Schiffe. Doch sagten die Eromanganer bald hernach: „Wir kennen jetzt das Schiff, welches Geschenke bringt und kein Sandelholz holt; dem thun wir nichts Leides.“ Dennoch schien es noch nicht möglich, wiederum christliche Lehrer dort zu stationiren.

Auf Tanna aber sollte in dem genannten Jahre wieder Märtyrerblut fließen. Der eine der Lehrer, Wasa, wurde von einem feindseligen Heiden erschlagen, als er aus dem Gebüsch nach Hause ging, in dem er sein stilles Gebet, wie er pflegte, verrichtet hatte. Andern gelang es in einem Kanoe zu entfliehen und Aneityum zu erreichen. Auch auf Fätö sah es bei dem nächstfolgenden Besuch des Missions-

schiffes (1848) traurig aus. Auch dort hatte sich mittlerweile die Wut der Heiden gegen die Christen erhoben. Ein paar von den Lehrern waren gestorben, andere bei sehr geschwächter Gesundheit, und einer wahnsinnig geworden, was nach den Begriffen des Volks unfehlbar seine Tötung herbeigeführt hatte: Zustände, welche nach dem, was die Lehrer unterdessen erlitten, nicht Wunder nehmen konnten. Auf drei Missionsstationen war die heidnische Partei sehr stark, sie brannten auf einer derselben die Kapelle nieder, verfolgten die Christen schrecklich, und, als von einer andern Station den Missionaren befreundete Leute zum Handeltreiben dahin kamen, erschlugen sie davon 22 und fraßen sie auf. Unter den gestorbenen Lehrern war auch der fromme und treue Tairi Piri, der auf der kleinen zu Fatä gehörigen Insel Mele arbeitete. Nach seinem Tode sollte die Witwe desselben einen der Häuptlinge heiraten, und da sie dessen sich weigerte, kam in einer Nacht ein Trupp wilder Männer zu ihrer Wohnung, um sie mit Gewalt nach dem Hause des heidnischen Häuptlings zu schaffen. Sie leistete Widerstand bis zum Morgen, dann eilte sie nach der Meerenge, welche Mele von Fatä trennt, in der Hoffnung hindurchzuwaten und zu den übrigen Lehrern entinnen zu können, wurde von den ergrimten Heiden verfolgt, verlor die Richtung, sank unter und ertrank.

Auf Aneityum waren inzwischen auch manche Störungen erfolgt, und eine feindliche heidnische Partei bedrohte die Lehrer, besonders seit dem wie erwähnt auch diejenigen von Tanna dazugekommen waren, dermaßen, daß sie bei dem Besuche des „John Williams“ 1846 alle die Bitte aussprachen, in ihre Heimat zurückkehren zu dürfen. Da jedoch die Verhältnisse so hoffnungslos noch nicht erschienen, rebeten die Missionare zu, noch einmal es zu versuchen. Zwei von den Lehrern erklärten sich darauf aus freien Stücken bereit zu bleiben, und so wurde diese Mission nicht abgebrochen.

Dieselbe sollte sogar bald der Hauptpunkt für das Werk auf den neuen Gebirgen werden, indem dort zuerst die Verhältnisse geeignet schienen zur Niederlassung europäischer Missionare. Diese wurde durch eigentümliche Verhältnisse herbeigeführt. Auf Samoa traf nämlich (1847?) ein presbyterianischer Geistlicher mit seiner jungen Gattin von Prince Edwardsinsel ein, der den Beruf fühlte als Missionar zu wirken, und sich in der Südsee ein Arbeitsfeld suchen wollte. Es war Rev. John Geddie, geboren in Schottland, aber schon als Kind mit seinen Eltern nach Nova Scotia gekommen. Es regte sich damals in jenen Kolonien ein lebhaftes Missionsinteresse. Eine kleine presbyterianische Gemeinschaft in Nova Scotia, die Secession Church<sup>1)</sup>, unternahm es einen eignen Missionar bei den Heiden zu unterhalten. Von dieser Seite war dem Mr. Geddie ein Jahrgehalt von 100 Pfd.

<sup>1)</sup> Später (1861) vereinigten sich die separirten Presbyterianer von Nova Scotia mit den der Free Church angehörigen und denen der benachbarten Provinzen zu der Presbyterian Church of the Lower Provinces of British North America, welche die Mission auf den neuen Gebirgen übernahm. In neuester Zeit ist diese Denomination in eine große unitar. Presbyterian Church in Canada aufgegangen.

Sterling zu treffen Gedgriff zu nehm ihm dort einfügen. W nach Aneityum stand<sup>1)</sup>. A von Karoto und Gardie sie die Brül Anblick von welche diesel eingebornen 6 Plätzen, a rebungen in gering, doch und hatten große Häuser und Gebräu das Leben s immer ihren Versuche ger sie aus und Im Laufe j gekommen. Anstrengung Nach und n um die Mis Die eur auf der klein Schiffer, üb naren entgeg schieden und nahmen auch Menschen ge meisten zufer verließ dam Tanna gin jetzt sogar konnte dieser

<sup>1)</sup> Freikirch durch 8 kathol Seite des Pap gellische Missio nesischen Lehre Magazine 185<sup>1)</sup> Steel,

terweile die  
ar von den  
undheit, und  
lls unfehlbar  
n, was die  
a. Auf drei  
brannten auf  
en schrecklich,  
freundete Leute  
und fraßen  
fromme und  
örigen Insel  
selben einen  
kam in einer  
a sie mit Ge-  
schaffen. Sie  
der Meerenge,  
waten und zu  
n ergrimmten  
rant.  
ungen erfolgt,  
besonders seit  
nmen waren,  
s" 1846 alle  
bürfen. Da  
enen, redeten  
n den Lehrern  
und so wurde

Wert auf den  
nisse geeignet  
Diese wurde  
a traf nämlich  
ungen Gattin  
Missionar zu  
lte. Es war  
als Kind mit  
damals in  
eine presby-  
n Church<sup>1)</sup>,  
unterhalten.  
on 100 Pfd.

ner von Nova  
nachbarten Pro-  
vinces of  
Hebriden über-  
irte Presby-

Sterling zugesichert. Die Missionare auf Upolu sahen in dem Eintreffen Gebbies einen Wink, jetzt die Hebridenmission kräftiger in Angriff zu nehmen. Einer von ihnen, Rev. Thomas Powell, sollte mit ihm dort einen neuen Versuch machen und ihn ein Jahr lang unterstützen. Beide kamen im Jahre 1848 mit dem „John Williams“ nach Aneityum und fanden, daß ihrer Niederlassung nichts im Wege stand<sup>1)</sup>. Auch brachten sie einige weitere Lehrer (darunter auch einen von Karotonga) mit. Als nach Jahresfrist die Missionare Murray und Gardie im Missionschiff wiederum diese Insel besuchten, fanden sie die Brüder mit ihren Familien sehr wohl, und wurden durch den Anblick von 3 oder 4 steinernen Häuser und einer netten Kapelle, welche dieselben hier erbaut hatten, erfreut. Die Missionare und die eingebornen Lehrer von Samoa und Karotonga hielten Gottesdienst auf 6 Plätzen, außerdem noch in mehreren Dörfern Ansprachen und Unterredungen in der Landessprache. Zwar war die Zahl ihrer Zuhörer gering, doch schienen wenigstens 5 oder 6 von der Wahrheit ergriffen und hatten den Götzendienst bereits aufgegeben, während freilich der große Haufe der Heiden bei den grausamen und schauerhaften Sitten und Gebräuchen ihrer Väter verharren. Sie machten den Missionaren das Leben sehr sauer. Stürme, Krankheiten und Todesfälle wurden immer ihrem Einflusse zugeschrieben, und mehr als einmal wurden Versuche gemacht, sie und ihre Familien zu vernichten. Doch hielten sie aus und hofften allmählich die Liebe der Eingebornen zu gewinnen. Im Laufe jenes einen Jahres waren 11 Fälle des Witwenmordes vorgekommen. Die Missionare suchten diese schreckliche Sitte mit aller Anstrengung zu bekämpfen, und es ist wunderbar wie es ihnen gelang. Nach und nach hatte sich ein Häuflein freundlichgesinnter Eingeborner um die Missionare gesammelt<sup>2)</sup>.

Die europäischen Ansiedler aber auf der erwähnten Sandelholzstation, auf der kleinen Insel im Hafen, sowie die dort verkehrenden europäischen Schiffer, übten den schädlichsten Einfluß und suchten gerade den Missionaren entgegenzuwirken. Doch wußten die Eingebornen wohl zu unterscheiden und erkennen, daß die Missionare ihre wahren Freunde waren, nahmen auch oft ihre Zuflucht zu ihnen, wenn sie von jenen gottlosen Menschen geplagt wurden, besonders die armen Weiber, „denen sie am meisten zusetzten, sie in ihr Teufelsnetz zu ziehen.“ Powell übrigens verließ damals die Insel, und Rev. Gebbie blieb allein zurück. — Auf Tanna ging es damals den Lehrern gut, und die Eingebornen hätten jetzt sogar gerne wieder europäische Missionare aufgenommen, doch konnte dieser Wunsch nicht sofort erfüllt werden. Es wurden dort

<sup>1)</sup> Freilich war die evangelische Mission auf der Insel gerade damals bedroht durch 8 katholische Priester mit ebensovielen Laienbrüdern, die sich auf der andern Seite des Hafens angebaut hatten. Da sie jedoch bald einsahen, daß die evangelische Mission feste Wurzeln gefaßt hatte, und es ihnen nicht gelang, die poly-nesischen Lehrer auf ihre Seite zu bringen, zogen sie wieder ab. Nach Ref. Press. Magazine 1852, I, wären die Katholiken erst 1851 eingetroffen.

<sup>2)</sup> Steel, The New-Hebrides, p. 98.

übrigens auf vier Plätzen von den Lehrern Gottesdienste gehalten, die auf 2 Plätzen nur von 6—10, auf den andern von 60—80 Personen besucht wurden. Die Krankenmacher wurden noch immer sehr gefürchtet; viele glaubten auch, die Lehrer könnten Krankheiten machen, doch nur solche, von denen man wieder geheilt werden konnte, aber gegen die eingebornen Krankenmacher sei keine Hilfe möglich. Die alten Häuptlinge, Biavia und Kuanuan, waren jetzt sehr freundlich gesinnt und wünschten sehnlichst Missionare zu erhalten. Der letztere hielt regelmäßig Familiengottesdienst und sammelte am Sonntage so viele er konnte, um mit ihnen Gottesdienst zu halten; viele andere enthielten sich am Sonntage aller Arbeit, waren dem Christentum sehr günstig und suchten es eifrig zu befördern. Beim Tod eines Verwandten schwärzen sie ihr Angesicht zum Zeichen der Trauer; Kuanuan aber sagte, das thue er nicht mehr, sondern nehme sein Buch und bete zu Gott. Es wurden den Tannesen noch 2 Lehrer dagelassen und die baldige Ankunft von Missionaren zu ihrer großen Freude versprochen. — Bei Eromanga ankerte man auch diesmal wieder in der Dillonshai, und alsbald kamen eine Menge Eingeborner, teils schwimmend, teils in Kanoes herbei und zeigten sich zu allen Diensten bereitwillig, so daß der Unterschied zwischen sonst und jetzt auffallend war. Sie verlangten Lehrer, die ihnen auch zugesagt wurden, und vier Jünglinge von ihnen fuhren mit nach Samoa. — Auf Fätö sah es noch immer sehr traurig aus. Von den Missionsfamilien waren nicht weniger als 6 gestorben und die noch lebenden kränklich; die Eingebornen aber hatten die Lehrer größtenteils verlassen und an vielen Orten sich in Krieg verwickelt. Daß jene sich nicht daran beteiligten, vielmehr die Häuptlinge davon abzuhalten suchten, daß sie ein Stück ihnen zugesandtes Menschenfleisch nicht annahmen, daß man alle Krankheiten unter Menschen und Vieh ihnen zuschrieb, das alles brachte sie in Mißkredit und öftere Lebensgefahr. Infolge dessen mußten alle Stationen, außer Erakor, vor der Hand aufgegeben und die noch übrigen Lehrer mit hinweggenommen werden.

Im Sommer 1852 besuchten die Missionare Murray und Sunderland wieder den Archipel. An Vord hatten sie 5 Lehrer mit ihren Frauen von der Herveygruppe und 2 unverheiratete Lehrer von Samoa, 4 Eingeborne von Niue (siehe oben Band IV, 2, S. 197), 4 von Eromanga und 4 von Fätö, von welchen die meisten seit der letzten Fahrt des „John Williams“ auf Samoa waren, 3 schon längere Zeit. Diese lehrten nun wieder in ihre Heimat zurück, „wo sie“, schreiben die Missionare, „wie wir hoffen, uns von einigem Nutzen sein werden.“ Alle können ein wenig lesen, ja die meisten können das Neue Testament geläufig und mit Verständnis lesen. Sie haben ziemlich viel Einsicht in die Wahrheit des Evangeliums, und einige geben wirklich recht gute Hoffnung.“ — Auf Tanna, der ersten Insel, welche das Schiff berührte, war alles noch voll von einer Trauerbotschaft. Ein eingebornen Häuptling hatte auf einem Sandelholzschiff von Sydney sein Leben verloren; zur Rache dafür wurden vier ans Land gegangene Matrosen eines Walfischfängers von Hobarttown gefangen genommen, und nur

durch die d  
wurden die  
gebracht un  
die Lehrer  
gegangen; d  
wurden gan  
Zutrauen u  
zu einem ge  
Das alles i  
sonst herrsch  
öffnete sich  
den obwalten  
fanden die M  
änderung w  
und den Dem  
ist, von dem  
waren. Der  
früherer Bri  
ward. Da e  
gefürchteten  
nach, ward  
auf das ewig  
Er gehörte m  
einen sehr güt  
freuliche Umf  
fungen zu sta  
die Heiden da  
Missionsfamili  
Rettung und  
selben Jahre  
Heiden ermor  
Der Anführer  
abgezogen. J  
solcher, die de  
launteten. Auf  
dienstes im  
schnittlich von  
etwa die Hälfte  
nun der „Sol  
(6 Männer un  
Nachmittag fei  
schiffes) das he  
schwächt vom F  
gels an passend  
haus ausgegan

<sup>1)</sup> Später gi  
Burtchard, Mission

gehalten, die  
80 Personen  
er fürchtet;  
en, doch nur  
r gegen die  
alten Haupt-  
gefinnt und  
hielt regel-  
so viele er  
re enthielten  
sehr günstig  
Verwandten  
uanuan aber  
und bete zu  
ffen und die  
ersprochen. —  
r Dillonsbai,  
immemd, teils  
twillig, so daß  
Sie verlangten  
inge von ihnen  
er sehr traurig  
als 6 gestorben  
tten die Lehrer  
rieg verwickelt.  
ptlinge davon  
Menschenfleisch  
hen und Vieh  
öftere Lebens-  
rator, vor der  
weggenommen

und Sunder-  
rer mit ihren  
er von Samoa,  
7), 4 von Gro-  
er letzten Fahrt  
ere Zeit. Diese  
schreiben die  
sein werden.“  
neue Testament  
h viel Einsicht  
entlich recht gute  
das Schiff be-  
in elugeborner  
ney sein Leben  
ngene Matrosen  
men, und nur

durch die bringende Verwendung der christlichen Lehrer gerettet. Dazu wurden die Eingebornen durch herrschende Krankheiten in Verwirrung gebracht und von den amerikanischen und europäischen Händlern gegen die Lehrer aufgehetzt. Bei alledem war eine große Veränderung vorgegangen; Leben und Eigentum der Lehrer war vollkommen sicher, sie wurden ganz freundlich behandelt und gewannen sich allmählig das Vertrauen und die Zuneigung der Insulaner. Der Sonntag ward bis zu einem gewissen Grade gefeiert, die alten Kriegswaffen verschwanden. Das alles jedoch nur in der nächsten Umgebung der Missionsstationen, sonst herrschte die Finsternis noch ungestört auf der ganzen Insel; doch öffnete sich immer mehr der Weg für europäische Missionare, die unter den obwaltenden Umständen durchaus nötig erschienen. — Auf Aneityum fanden die Reisenden Missionar Gebbie leidend, aber eine erstaunliche Veränderung war vorgegangen, die namentlich dem Einfluß, dem Beispiel und den Bemühungen einiger Eingeborner der Inseln selbst zuschreiben ist, von denen 6 als Evangelisten unter ihren Volksgenossen thätig waren. Der Vornehmste von ihnen war Wa ihit, ein Häuptling und früherer Priester, dem eine besondere Macht über das Meer zugeschrieben ward. Da er auch wilder und grausamer Natur war, galt er für den gefürchtetsten Mann der ganzen Insel. Als aber sein einziges Söhnlein starb, ward er weich und für Gebbies Tröstungen und Hinweisungen auf das ewige Leben zugänglich. Seitdem wurde er ein andrer Mensch. Er gehörte mit zu den ersten, die getauft werden konnten. Er übte einen sehr günstigen Einfluß auf seine Landsleute aus<sup>1)</sup>. Dieser erfreuliche Umschwung der Dinge war freilich nicht ohne schwere Prüfungen zu stande gekommen, wie denn z. B. am 24. November 1851 die Heiden das Missionshaus verbrannten; nur mit Mühe entkam die Missionsfamilie. Ein andrer Häuptling, Nohoat, leistete zu ihrer Rettung und fernerer Sicherstellung die treuesten Dienste. In demselben Jahre ward auch ein junger Christ, Waiverai, von feindlichen Heiden ermordet und gebraten. — Jetzt aber war es ganz anders. Der Anführer der weißen Händler, der die Heiden immer aufhetzte, war abgezogen. In der Umgebung aller 4 Missionsstationen war eine Zahl solcher, die dem Selbstmord entgangen waren und als Christen sich bekannten. Auf der Hauptstation war der Besuch des Sonntagsgottesdienstes im Durchschnitt 100; die täglichen Schulen wurden durchschnittlich von 80 besucht, die alle mit der größten Begierde lesen lernten; etwa die Hälfte der Schüler las ziemlich gut und viele ganz fließend. Als nun der „John Williams“ im Hafen lag, wurden die 13 Erstlinge (6 Männer und 7 Frauen) am Sonntag den 18. Mai getauft, und am Nachmittag feierte die junge Gemeinde (nebst der Mannschaft des Missionschiffes) das heilige Abendmahl. Gebbie selbst, wie gesagt, war sehr geschwächt vom Fieber, das ihn infolge seiner Anstrengungen sowie des Mangels an passender Nahrung ergriffen hatte. Da die Vorräte im Missionshaus ausgegangen, war die Not groß. Um jene Zeit aber hatte sich eine

<sup>1)</sup> Später ging er als Lehrer nach Futuna.



Schar Schiffbrüchiger mit einigen geborgenen Vorräten auf die Insel gerettet. Einer von ihnen schickte dem kranken Missionar täglich ein Stück Schiffszwieback von seiner nur kleinen Portion. Der „John Williams“ brachte Hilfe. Auch der Trost der brüderlichen Gemeinschaft war so wohlthuend. Man nahm den Kranken auf die weitere Rundreise mit, und wiederhergestellt konnte er nach einem Monat die Arbeit wieder aufnehmen. Am 22. Mai landeten die Missionare auf Etomanga in der Villonsbat. Einer von den vier von Samoa wieder mitgekommenen Jünglingen war auf der Reise gestorben; die drei andern wurden zu ihrem Stamme zurückgebracht. Es fand gerade wieder ein Kampf zwischen den dortigen Stämmen statt. Schon fürchtete man nichts ausrichten zu können. Doch nach einigen Tagen wurde mit den siegreichen Häuptlingen eine Zusammentunft gehalten; unter ihnen war auch Kautai, Williams' Mörder. Durch Unterhandlung mit ihnen wurde wieder der Weg geöffnet Lehrer auf der Insel zu stationiren, und zwei Häuptlinge gaben, der eine einen Sohn, der andre einen Neffen, mit zur Erziehung nach Samoa. Von den zurückgelehrten Jünglingen fiel einer wieder ins Heidentum zurück, aber die beiden andern, Joe und Mana, blieben treu bis zu ihrem Tode und wirkten unter ihren Landsleuten als christliche Lehrer.

Auf Fatä fanden sie die früher in Erakor gelassenen Lehrer Setefano und Jona wohl, und die Umstände gegen das letzte Mal erfreulich verändert. Nicht wenige von der heidnischen Partei waren von der Kriegsgemeinschaft mit andern Stationen zurückgetreten, hatten ihre abergläubischen Gebräuche aufgegeben und ihrem alten Kannibalenwesen ein Ziel gesetzt. Unter der Aufsicht der Lehrer hatten sie auch das erste Kirchlein gebaut und regelmäßig zahlreiche besuchte Gottesdienste eingeführt. Mehrere Familien hatten in ihren Häusern Morgen- und Abendandachten eingerichtet, die Lehrer hatten unter einigen entfernter wohnenden Stämmen ungehindert umherreisen können und aufmerksame Zuhörer gefunden. Von hier segelte das Schiff um die Insel herum nach dem Savannahafen, wo sich das letzte Mal ein junger Häuptling, Tongalulu, mit nach Samoa eingeschifft hatte, dessen Rückkehr jetzt mit ausgelassener Freude begrüßt wurde. Auf mehreren Stellen der Insel war jedoch das Christentum noch in einem verzweifelten Kampf mit dem Heidentum begriffen, und es fehlte nicht an Vorboten eines noch viel heftigeren Kampfes, der dem Zusammenbrechen des alten Wesens vorangehen würde.

Verfolgen wir nun zunächst den weiteren Verlauf des Missionswerkes auf der Insel Aneityum. Bald nach dem Besuche des Missionschiffs im Jahre 1852 erhielt dieselbe einen zweiten europäischen Missionar, Rev. John Inglis. Er war als erster Missionar der reformirten Presbyterianer in Schottland im Jahre 1843 nach Neuzeeland gesandt, wo er in Manawatu eine Station errichtet hatte. Obwohl er nach mehrjähriger Thätigkeit dort viel Liebe bei den Maorie sowohl als bei den Kolonisten gefunden hatte, überzeugte er sich doch je mehr und mehr, daß neben der anglikanischen und der wesleyanischen Mission dort eine dritte, presbyterianische nicht am

Plage sei. Eine nahm ich sein (im Krassen Aneityum) Inglis mit sich, wohn in seiner gab. Am 1. der Nordküste Insel errichtete verschiedene Gehilfen noch Gesellschaft tracht und ein

Schon 18 bereits 30 Sch pfligten der Bevölkerung, die auf. Im Jahr eine Witwe nan linge verhindern keine Frau auf alle sonst bei früheren Tode worden war.

Sonst war immer im Kann nahm Inglis e zu Mr. Geddie mit dem dortig manchmal auf ein rührender der Kirche kamen gelegt.

Lange Zeit großen Kirche zu die Eingeborenen zu organisiren, dem Innern her Menge sie zum die einst zum bl aber stand in fet Balken selbst un

Auf dieser über. Der Säu gewesen. Er wa dessen Name wei Hinterhalt überfi

Plage sei. Er suchte ein angemesseneres Arbeitsfeld. Kapitän Erskine nahm ihn 1850 mit auf seiner Fahrt durch die melanesischen Inseln (im Kriegsschiff „Savanna“). Unter allen besuchten Punkten schien Anetypum der geeignetste. Nach weiteren Vorbereitungen siedelte Inglis mit seiner Frau 1852 dahin über, indem ihnen Bischof Selwyn in seinem Schoner, „Border Maid“, freundlichst freie Passage gab. Am 1. Juli 1852 trafen sie ein und ließen sich bald darauf an der Nordküste nieder. So ward denn die zweite Hauptstation auf der Insel errichtet: Aname. Obgleich die beiden Missionare auf Anetypum verschiedenen Direktionen angehörten, und die mit ihnen arbeitenden Gehilfen noch immer im Zusammenhange mit der Londoner Missionsgesellschaft standen, ist in dieser Mission immer die herzlichste Eintracht und ein schönes Zusammenwirken aufrecht erhalten worden.

Schon 1854 konnte Inglis 9 Personen taufen. Damals waren bereits 30 Schulen auf der Insel in Thätigkeit und 2600 Zuhörer pflegten der Predigt beizuwohnen. Bald darauf gab die ganze Bevölkerung, die damals noch gegen 3000 Seelen zählte, das Heidentum auf. Im Jahre 1857 wurde zum letzten Mal der Versuch gemacht, eine Witwe nach heidnischer Sitte zu erwürgen. Die christlichen Häuptlinge verhinderten es und bestraften die Schulbigen. Seitdem trägt keine Frau auf Anetypum mehr jenen Strick um den Hals, den sie alle sonst bei ihrer Verheirathung anlegten, und der sonst bei dem früheren Tode des Gatten unweigerlich zu jenem Zwecke verwendet worden war.

Sonst waren die Stämme auf der nördlichen Hälfte der Insel immer im Kampfe gewesen mit denen der südlichen. Bei einem Besuche nahm Inglis einen jener alten kannibalischen Selben nach Anelgaugat zu Mr. Seddie mit. Er war gespannt auf die Begegnung desselben mit dem dortigen Häuptling, der ihm einst als erbitterter Gegner manchmal auf dem Kampfplatz gegenüber gestanden hatte. Es war ein rührender Anblick als die beiden Männer friedlich zusammen aus der Kirche kamen: ein jeder hatte seinen Arm um den Nacken des andern gelegt.

Lange Zeit wurde die südlüche Bevölkerung durch den Bau einer großen Kirche zu Anelgaugat in Aufregung erhalten. Seddie mußte die Eingebornen für das Werk zu begeistern und ihre Arbeiten trefflich zu organisiren. Mächtige Ballen, 50 Fuß lang, wurden weither aus dem Innern herbeigeschafft. In feierlichem Zuge brachte eine große Menge sie zum Bauplatz; voran ein Haufe mit den Muschelhörnern, die einst zum blutigen Kampf gerufen hatten. Der Häuptling Nohoat aber stand in seinem schönsten Schmuck mit Federn im Haar auf dem Ballen selbst und kommandirte.

Auf dieser Seite trat der letzte Distrikt 1854 zum Christentum über. Der Häuptling Yakaana war der erbitterte Feind desselben gewesen. Er war ein Krankheitsmacher und ein fürchterlicher Kannibale, dessen Name weit und breit gefürchtet war, weil er oft Leute aus dem Hinterhalt überfiel und tötete. Man glaubt, er habe so namentlich

eine große Menge Kinder umgebracht und gefressen. Als er ein Christ wurde hieß es: „Nun können wir ruhig schlafen“).

Viel Freundlichkeit erzeugte der Bischof Selwyn den Missionaren, der auf seinen Fahrten durch Melanesien mit seinem Schiffe denselben soviel als möglich Handreichung that<sup>1)</sup>. Der „John Williams“ konnte doch nur immer nach längeren Pausen diesen Archipel besuchen, je größer seine Aufgabe in den östlichen Gebieten wurde. Die Missionare fühlten es immer mehr, daß zu dem weiteren Gedeihen der Mission ein eigenes Schiff nötig sei, in dem man von hier aus die übrigen Inseln besuchen könne, und das die sehr nötige Verbindung mit Sydney aufrecht erhalten sollte. Schon hatten sich die Brüder auf Aneityum ein kleines Fahrzeug verschafft, das sie „Columba“ nannten. Ein größeres aber, der „John Knox“, von den heimischen Missionsgemeinden in Schottland und Nova Scotia angeschafft, traf zum großen Jubel der Eingebornen 1857 ein, und machte seine erste Fahrt in diesem Jahre gemeinsam mit dem „John William“ nach Fotuna und Tanna. Seitdem wurde von Aneityum aus ein regelmäßiger Verkehr mit den fünf nächsten Inseln hergestellt.

Eine andre wichtige Angelegenheit war die Bibelübersetzung, um so nötiger, als sich auf Aneityum die Zahl derer mehrte, welche lesen gelernt hatten. Das erste vollständige Buch der Heiligen Schrift, welches in eine der Hebräensprachen übersetzt wurde, war das Evangelium St. Marci. Dr. Geddie ließ es 1853 in Sydney drucken. Vorher aber hatte er selbst schon mit einer kleinen Handpresse kleinerer Abschnitte, Lieder und einen Katechismus gedruckt. In der Folge wurden die weiteren Bücher des Neuen Testaments, teils von Geddie, teils von Inglis übersetzt. Der letztere ging 1860 mit dem „John Williams“ nach London, um den Druck, den die britische Bibelgesellschaft freundlichst übernahm, zu leiten. Er hatte einen dazu geeigneten Eingebornen, Williamu, mitgenommen, mit dem er die sorgfältigste Revision schon unterwegs vornahm. Dabei aber arbeitete er das Ganze mit allen Hilfsmitteln der Textkritik noch einmal durch. Dieses Neue Testament in der Aneityumsprache ist eine hervorragende linguistische Leistung. Sie hat unserm gelehrten Landsmann v. d. Gabelenz das hauptsächlichste Material geliefert zu seinen Forschungen über die melanesischen Sprachen<sup>2)</sup>. Viel Verdienste hat auch um diese Übersetzung die Bibel-

<sup>1)</sup> Dr. Steel a. a. O., S. 101 ff.

<sup>2)</sup> Der hochkirchliche Prälat hat ein schönes Beispiel gegeben, wie da, wo es sich um die Förderung des Reiches Gottes handelt, die denominationalen Unterschiede zurücktreten müssen. Auf einer Reise durch die Kolonien z. B. erzählte er vor Presbyterianern was die Mission auf Aneityum ausrichtete, und erklärte sich bereit, ihre Beiträge für dieselbe zu befördern. Er konnte damals den Missionaren über 2000 Mark überbringen, die für das sogleich zu erwähnende Schiff verwendet wurden. Als später die melanesische Mission in Dr. Pattesons Hände gelegt wurde, führte Selwyn seinen Nachfolger bei den presbyterianischen Missionaren ein, und auch dieser blieb mit ihnen immer auf dem freundlichsten Fuße.

<sup>3)</sup> Beiläufig mag erwähnt sein, daß Mr. Inglis bald darauf von einem Pastor im Hannoverischen einen Brief in jener Sprache erhielt. Unser Amtsbruder hatte nur das Evangelium Lucæ in derselben studirt und dabei die Sprache bemerkt, wie der Missionar bezeugt.

gesellschaft, die Sprache lernte meinden auf Kosten fertigten verkauft wurde

Teile des in Halifax gel Abwesenheit se Missionsintere Universität zu Er lehrte 186 wohntem Eifer heit nach Mel Testaments dr mehrere neue I fluß. Er wur gelassen hatte. war ein treuer Kirche zu Anel eine Gedächtnis landete (1848), es hier keine H unter dem weite in der sie sowo aller Art lehrte ordentliche Gen täglichen Unter Eingebornen ri

Der andre länger auf sein war immer all schon die sauber lichen Eindruck. Eingebornen zu anzuleiten, die darauf, daß sie Kleidung mit se ein u. s. w. in der unter G herangebildet n Missionsgehilfen neu eintretenden Dingen sehr ni pariren der Sä bracht hatte. die Reise ins 33jährigem Miss und seine Missi

gesellschaft, deren Editorial Superintendent ebenfalls die schwierige Sprache lernte und bei der Revision mitarbeitete. Aber auch die Gemeinden auf Aneityum haben das Ihrige gethan. Zu den Herstellungskosten fertigten sie eine Quantität Arrowroot an, die für 8000 Mark verkauft wurde.

Teile des Alten Testaments wurden unter Mr. Geddie's Leitung in Halifax gedruckt. Derselbe besuchte nämlich auch nach 16jähriger Abwesenheit seine Heimat 1864 und weckte dort aufs neue ein regeres Missionsinteresse, das der Hebridenmission sehr förderlich wurde. Die Universität zu Kingston ernannte ihn damals zum Doktor der Theologie. Er lehrte 1866 auf sein Arbeitsfeld zurück. Dort hat er mit gewohntem Eifer treulich gearbeitet bis er 1871 mit erschütterter Gesundheit nach Melbourne ging, wo er wieder einige Bücher des Alten Testaments drucken lassen wollte. Er lehrte jedoch bald zurück, um mehrere neue Missionare einzuführen. Bald aber rührte ihn ein Schlagfluß. Er wurde nach Geelong gebracht, wo er seine Familie zurückgelassen hatte. Dasselbst ging er am 15. Dezember 1872 heim. Er war ein treuer Arbeiter im Weinberge des Herrn. In der großen Kirche zu Anelgaubai, die unter seiner Leitung erbaut wurde, ist ihm eine Gedenktafel errichtet worden, die unter anderm sagt: „Als er landete (1848), gab es hier keine Christen, als er schied (1872), gab es hier keine Heiden mehr.“ Auch Mrs. Geddie wirkte in reichem Segen unter dem weiblichen Teil der Eingebornen. Sie hatte eine Schule, in der sie sowohl die wichtigsten Unterrichtsfächer als auch Handarbeiten aller Art lehrte. Ihre Thätigkeit war sehr erleichtert durch die außerordentliche Gewandtheit, mit der sie die Sprache gemeisterte. In der täglichen Unterhaltung übertraf sie darin selbst die Missionare, und die Eingebornen rühmten sie oft: „Sie spricht wie eine von unserm Volke.“

Der andre Veteran der Hebridenmission konnte noch 5 Jahre länger auf seinem Arbeitsfelde bleiben. Auf seiner Station Aname war immer alles mit der äußersten Sorgfalt in Ordnung gehalten, schon die saubere Pflanzung von Orangebäumen macht einen freundlichen Eindruck. So aber wußte er auch mit besonderem Geschick die Eingebornen zu einer Pünktlichkeit, Genauigkeit und Gewissenhaftigkeit anzuleiten, die in heidnischer Zeit ihnen ganz fremd war. Er hielt darauf, daß sie in äußerer Kultur vorwärts kamen, daß sich jeder seine Kleidung mit seiner Hände Arbeit verdiente, führte manche Handwerke ein u. s. w. Besondere Arbeit verwendete er auf seine Gehilfenschule, in der unter Gottes Segen viele treue Lehrer für die andern Inseln herangebildet worden sind. Aneityum hat verhältnismäßig mehr Missionsgehilfen geliefert als irgend eine andre Insel der Südsee. Den neu eintretenden Missionaren aber waren dieselben auch in äußeren Dingen sehr nützlich, da Vater Inglis ihnen das Bauen und Reparieren der Häuser, sowie manche andre Verrichtung gründlich beigebracht hatte. Im Jahre 1877 trat der alte Herr mit seiner Gattin die Reise ins Vaterland an, nicht um Feierabend zu machen nach 33jährigem Missionsdienst, sondern um daheim seine litterarischen Studien und seine Missionserfahrungen zu verwerten. Sein großes Wörterbuch,

das er im Begriff steht zu veröffentlichen, ist jedenfalls für die Sprachwissenschaft höchst wichtig. Noch mehr aber trieb es ihn, den Druck der Übersetzung des Alten Testaments, die nun vollendet ist, mit derselben Akratie durchzuführen, wie einst vor fast 20 Jahren die des Neuen Testaments. Die Eingebornen haben mit ihrer Hände Arbeit für jenen Zweck bereits 24 000 Mark in Arrowroot aufgebracht. — Seines Alters wegen aber hat Inglis von seinem lieben Arbeitsfelde für immer Abschied nehmen müssen.

An Geddies Stelle war 1872 ein junger Geistlicher aus Nova Scotia getreten, J. D. Murray, der aber schon 1876 zurücktreten mußte, da seine Frau fast erblindete. Ihm folgte Rev. J. Annand; und Aname ist auch wieder 1879 besetzt worden durch J. S. Lawrie. Leider ist das diesen beiden Männern anvertraute Häuflein sehr zusammengeschmolzen. Beim Beginn der Mission zählte Aneityum 3500 Einwohner; 1878 nur noch 1279, von denen in auffallend ungünstigem Verhältnisse 792 männlichen und 487 weiblichen Geschlechts waren. Die Bevölkerung schwindet unter epidemischen Krankheiten schnell dahin. Die Mission ist auch über diese Insel noch gerade zu rechter Zeit gekommen, wie die Abendsonne, die aus dunkeln Wetterwolken noch lieblich über eine Landschaft leuchtet, ehe die Nacht hereinbricht. Aber welch ein Unterschied zeigt sich doch zwischen den wilden Kannibalen, vor deren Küsten dem europäischen Schiffer angst war, und diesem friedlichen christlichen Volk, das in Gottesfurcht und Einigkeit sein stilles Leben führt<sup>1)</sup>.

Was die Mission auf den andern Inseln betrifft, so geben wir hier zunächst folgenden allgemeinen Überblick. Im Jahre 1857 traf Rev. George N. Gordon nebst Frau ein und ließ sich auf Eromanga nieder, 18 Jahre nach Williams Märtyrertod. Im folgenden Jahre ward auch endlich wieder Tanna besetzt, 16 Jahre nach der Flucht der ersten Missionare, und zwar durch Rev. J. G. Paton und Rev. J. Copeland, denen Rev. J. W. Matheson und später S. J. Johnston folgte. Aber noch einmal kamen auf den beiden genannten Inseln, wie wir unten genauer sehen werden, schwere Unterbrechungen. Dennoch wuchs das Missionswerk, und 1864 langten wieder neue Missionare in dem Archipel an. Rev. J. D. Gordon wurde der Nachfolger seines ermordeten Bruders auf Eromanga, während Rev. D. Morrison als der erste europäische Missionar nach Faté ging und sich zu Erator niederließ. Zwei Jahre später besetzte Copeland Fotuna und Paton Aniwa. Auch nach Faté kam ein zweiter Missionar, Rev. James Cosh, M. A., der nicht weit von Morrison zu Pango seinen Wohnsitz nahm. Zur Verstärkung des einsamen Gordon auf Eromanga kam Rev. J. Mac Nair. Auch Tanna konnte 1868 wieder besetzt werden und zwar durch Rev. Th. Neilson zu Port Resolution und

<sup>1)</sup> Nach dem Abgange der beiden älteren Missionare schien ein etwas längeres Verweilen bei den Gemeinden Eingang zu finden. Aber die kirchliche Organisation ist doch soweit gekräftigt, daß die Kirchenältesten mit Erfolg die Kirchengenugt handhaben.

Rev. W. Wat (1870) die V (Esprita Sa Monate auf Weitere Missie, J. D. W. A. Michelse Zeit waren a

Seit 186 der „Daysprin Zeit der tropi Kolonten auf die Mission zu predigers Rev. von Melbourne Rundreise von Borräte und A reise gehen di Stationen die Kinder werden Stationen gebt jeden der Mi Auch die Plä werden besucht andern Inseln Gelegentlich w Mission Fahrt wir an der be wichtigen Dien nach einer der liegt in der D die Mission wa dem Riff vor wurde ein schön Namen erhielt.

Eine wich eine Verbindu Kolonten herge leiten zeigen überhaupt eine in den nordam das Werk nich

<sup>1)</sup> Eine Brig von den Reformi den amerikanischen Schiffahrt (jährli presbyterianischer gesorgt.



die Sprach-  
den Druck  
ist, mit der-  
ren die des  
ände Arbeit  
gebracht. —  
Arbeitsfelde

aus Nova  
zurücktreten  
Annand;  
S. Lawrie  
in sehr zu-  
kunftum 3500  
ungünstigem  
chts waren.  
schnell dahin.  
rechter Zeit  
wollten noch  
bricht. Aber  
Kannibalen,  
und diesem  
lt sein stilles

geben wir  
1857 traf  
f Eromanga  
nden Jahre  
r Flucht der  
n und Rev.  
äter S. F.  
n genannten  
ebrechungen.  
wieder neue  
wurde der  
hrend Rev.  
és ging und  
and Fotuna  
lonar, Rev.  
ango seinen  
f Eromanga  
eder besetzt  
olution und

Rev. W. Watt (1869) zu Kwamera. Auf Nguna fing Rev. W. Milne (1870) die Mission an und ebenso Rev. J. Goodwill auf Merena (Espiritu Santo), nachdem dort Gordon sich bereits probenweis vier Monate aufgehalten und wichtige sprachliche Vorarbeiten geliefert hatte. Weitere Missionare auf diesem Gebiete wurden Rev. J. W. Mackenzie, J. D. Murray, S. A. Robertson und J. Annand, die 1873, A. Michelsen 1878 und S. Lawrie 1879, eintraten. In neuester Zeit waren auf den neuen Hebriden 11 Missionare thätig.

Seit 1864 wurde ein größeres und besser eingerichtetes Schiff, der „Dayspring“ in den Dienst dieser Mission gestellt<sup>1)</sup>. Während der Zeit der tropischen Stürme, vom Januar ab, hält es sich in den Kolonien auf und sucht überall das Interesse und die Mitarbeit für die Mission zu wecken. Es ist dies eine der Hauptaufgaben des Schiffsprebigers Rev. Dr. Macdonald. Die Hauptstation hat es im Hafen von Melbourne. In der sicheren Jahreszeit macht es die regelmäßige Rundreise von einer Missionsstation zur andern, überall die nötigen Vorräte und Waren für die Missionsfamilien ablegend. Auf der Rückreise gehen die sämtlichen Missionare an Bord, um auf einer der Stationen die jährliche Synodalkonferenz abzuhalten. Die Frauen und Kinder werden meistens der Sicherheit wegen auf eine der süblichen Stationen gebracht. Nach beendigter Synode fährt der „Dayspring“ jeden der Missionare mit seiner Familie wieder zu seiner Station. Auch die Plätze, an denen nur eingeborne Lehrer stationirt sind, werden besucht und wo es geht, Gelegenheiten wahrgenommen, um auf andern Inseln durch freundliche Besuche neue Thüren zu eröffnen. Gelegentlich wurden auch schon aus Gefälligkeit für die Londoner Mission Fahrten nach den Ellices- und Gilbertsinseln gemacht, wie wir an der betr. Stelle erwähnten. Außerdem hat das Schiff den wichtigen Dienst, die eines Klimawechsels bedürftigen Missionare mit nach einer der Kolonien hinüber zu nehmen. Die Direktion desselben liegt in der Hand der Missionsynode. — Ein schwerer Verlust für die Mission war es, daß der „Dayspring“ am 6. Januar 1873 auf dem Riff vor Anelaughat Schiffbruch litt. Nicht lange darauf aber wurde ein schöner Schoner von 160 Tonnen angelauft, der denselben Namen erhielt.

Eine wichtige Bedeutung des Schiffes liegt auch darin, daß es eine Verbindung der presbyterianischen Kirchen in den verschiedenen Kolonien hergestellt hat, die verschiedene denominationale Eigentümlichkeiten zeigen. Die ganze Mission auf den neuen Hebriden war ja überhaupt eine rechte Unionsmission. Die kirchlichen Gemeinschaften in den nordamerikanischen Kolonien und in Schottland hätten allein das Werk nicht in größerer Ausdehnung fortführen können. Da war

<sup>1)</sup> Eine Brigantine von 115 Tonnen. Die 76 000 Mark, die sie gekostet, waren von den Reformirten Presbyterianern in Schottland und den Presbyterianern in den amerikanischen Kolonien aufgebracht worden. Für die fortlaufenden Kosten der Schiffsfahrt (jährlich 30 000 M.) wurde durch die Beiträge der Sonntagsschulkinder presbyterianischer Denomination in den australischen und neuseeländischen Kolonien gesorgt.

etwas lazeres  
Organisation  
nzuucht hand-

es denn sehr erwünscht, daß sich zuerst in den presbyterianischen Gemeinden der Kolonie Victoria, besonders durch Besuche Missionar Patons angeregt, ein solches Interesse für diese Mission zeigte, daß sie bald darauf den Unterhalt zweier Missionare (Paton und J. Cosh; später Macdonald) übernahmen.

Auch Neuseelands übernahm in derselben Weise die Sorge für Rev. J. D. Gordon, hat freilich nach dessen Tode bis jetzt keinen Nachfolger für ihn gefunden. Ebenso wurde die presbyterianische Synode von Otago und Southland in Neuseeland, sowie die nördliche Synode daselbst zur Mitarbeit mit herangezogen, während Südaustralien, Tasmanien und Queensland ihre Geldmittel beisteuern. Wenn man bedenkt, daß diese jungen Kolonialkirchen noch sehr bedeutende Mittel aufwenden müssen für die missionirende Thätigkeit unter den Einwandern und zum Teil auch unter den eingewanderten Chinesen in ihrer Mitte Heidenmission treiben, so muß man anerkennen, daß sie verhältnismäßig sehr bedeutendes leisten. Die Fürsorge für diese Mission in Schottland, wo an Männern und Mitteln gleichfalls große Opfer von der nicht sehr verbreiteten Denomination der Reformed Presbyterians gebracht worden war, ist an die Missionsleitung der Free Church übergegangen, seitdem die bekannte Union der schottischen Kirchen zu Stande kam (1876).

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen lehren wir nun wieder zu den einzelnen Inseln zurück, um die weitere Entwicklung der Mission zu verfolgen<sup>1)</sup>.

Auf Tanna schien erst 1858 der günstige Zeitpunkt gekommen zur Anstellung eines europäischen Missionars. Eine schwere Katastrophe war nämlich 1853 dort eingetreten durch die verheerende Pockenepidemie, welche Scharen der Eingebornen dahintrassete und von den Heiden als Folge der Mission angesehen wurde. Von den Lehrern war nur einer mit Weib und Kind der verderblichen Krankheit entgangen; nun aber war er in größter Lebensgefahr; doch gelang es ihm mit den Seinigen in einem offenen Boot nach Aneityum zu entkommen, während manche von den wenigen Anhängern auf Tanna erschlagen wurden. Im folgenden Jahre kamen eine Anzahl heidnischer Eingeborne von letzterer Insel gleichfalls herüber nach Aneityum. Sie waren höchlichst erstaunt über die Veränderungen, welche dort die Mission bereits zuwege gebracht hatten. Dadurch wurde wieder der Weg geöffnet ein paar Lehrer nach Tanna zu schicken. Nach ihren Vorarbeiten glaubten die 1858 von Schottland ausgesandten Missionare, Paton und Copeland, daselbst den Weg für ihre Wirksamkeit genügend gebahnt. Sie ließen sich an der Stätte der früheren Station bei Port Resolution nieder. Der letztgenannte mußte freilich im folgenden Jahre nach Aneityum zurück, um während Inglis Abwesenheit dessen Station zu verwalten. Es kam jedoch ein neuer Missionar, J. W. Matheson, nach Tanna, der auf der Südseite die Station Kwamera gründete und an Rev. S. F. Johnston einen Gehilfen erhielt. Das Klima aber wurde den Missionsfamilien

<sup>1)</sup> Ich folge hier der Darstellung Dr. Steels, the New-Hebrides, p. 163 ff.

höchst verbe-  
am Leben,  
durch 14 M  
die schredli  
das Leben  
als wieder  
die Pflanzu  
besonders f  
daß dort de  
bei Port Re  
suchte zwar  
dieser jedoch  
bringen. I  
wütenden G  
auch in An  
Missionare  
als ein Sch  
Dort starb  
seinen irdisc  
Paton brach  
weckte viel  
auf Anwa.

Erst im  
aber trat no  
der Verlegun  
der Eingebor  
man in J.  
früher über  
worden; kein  
langt. Der  
auf Aneityu  
und Paton  
In Port Re  
einer Unter  
Lebensgefah  
vielmehr ver  
diesen Verh  
eröffnen, ob  
davon abzuf  
nicht krepirt  
Wohnungen  
auch aus di  
macht werde  
flüchtlich v  
Maßregeln  
sache haben  
Rev. J  
auf Tanna

höchst verderblich. Im Laufe von 3 Jahren war nur noch Mr. Paton am Leben, nachdem auch er Weib und Kind begraben hatte und selbst durch 14 Anfälle von Fieber geschwächt war. Dabei waren noch immer die schrecklichsten Ausbrüche des Heidentums an der Tagesordnung, und das Leben der Missionare öfters von den Heiden bedroht. So besonders als wieder eine Masernepidemie über die Insel gezogen, schwere Stürme die Pflanzungen zerstört (woburch Hungersnot entstand), und der Vulkan besonders stark in Thätigkeit war. Dazu kam von Gromanga die Kunde, daß dort der Missionar erschlagen sei. Dadurch wurden die Heiden bei Port Resolution auch wild gemacht. Der alte Häuptling, Nowhar, suchte zwar Mr. Paton soweit als möglich zu schützen, zuletzt mußte dieser jedoch durch die Flucht nach Kwamera sein Leben in Sicherheit bringen. All sein Eigentum und die ganze Station wurde von den wüthen den Eingebornen zerstört. Dies geschah anfangs 1862. Aber auch in Kwamera war keine Sicherheit. Schon sollten die beiden Missionare (Matheson und Paton) überfallen und erschlagen werden, als ein Schiff zur Hilfe erschien, das sie nach Aneityum hinübernahm. Dort starb Frau Matheson, und nach wenigen Monaten endete er selbst seinen irdischen Lauf auf Maré, wohin er zum Luftwechsel gereist war. Paton brachte einige Zeit in den australischen Kolonien zu und erweckte viel Interesse für die Mission. Später finden wir ihn wieder auf Aniwa.

Erst im Jahre 1868 konnte Tanna wieder besetzt werden. Zuvor aber trat noch ein Ereignis ein, was hier zu erwähnen ist. Infolge der Verletzung von Eigentum resp. Leben britischer Unterthanen seitens der Eingebornen auf den Hebriden erschien dort 1865 Sir W. Wiseman in J. M. „Curacao“. Allerbing's war auch von den Missionaren früher über die erwähnten Vorgänge auf Tanna ein Bericht eingereicht worden; keineswegs hatten sie jedoch Bestrafung der Eingebornen verlangt. Der genannte Commodore bat einen der Missionare, die gerade auf Aneityum versammelt waren, ihn als Dolmetscher zu begleiten, und Paton that dies im „Dayspring“, der gerade die Reise machte. In Port Resolution forderte der Commodore die Häuptlinge auf zu einer Unterredung an Bord zu kommen, indem Paton mehreremal mit Lebensgefahr die Botschaft überbrachte. Sie kamen aber nicht, ließen vielmehr verlauten, daß sie das große Schiff angreifen würden. Unter diesen Verhältnissen hielt es jener für angezeigt ein Bombardement zu eröffnen, obgleich ihn der Missionar inständigst und mit Thränen bat davon abzusehen. Es sollte zwar kein Leben verlegt werden. Eine nicht krepirte Bombe tötete hernach allerdings einige Eingeborne. Aber Wohnungen und Pflanzungen wurden direkt zerstört. So wenig nun auch aus diesem ganzen Vorgange den Missionaren die Vorwürfe gemacht werden dürfen, die damals vielfach von Missionsfeinden gewissenlich verbreitet wurden, so war es doch zu beklagen, daß solche Maßregeln von der britischen Marine getroffen wurden. Der Missionsache haben sie sicherlich mehr geschadet als genützt.

Rev. Thomas Neilson, Gebbies Schwiegersohn, ließ sich 1868 auf Tanna nieder. Mit einem guten Teil schottischer Vorsicht und

gesundem Menschenverstande ist es ihm gelungen seine schwierige Stellung zu behaupten. Durch seine Geschicklichkeit als Arzt gewann er sich ein weites Vertrauen, besonders durch Heilung Verwundeter. Er hat die Sprache gründlich studirt und die Evangelien in dieselbe übersezt. Regelmäßig zu predigen begann er anfangs 1870.

„Wir haben Gottesdienst in sechs verschiedenen Dörfern an jedem Sonntag: zuerst in unserer kleinen Kirche; dann sende ich zwei Lehrer in zwei entferntere Dörfer und gehe selbst mit den beiden andern in die näher gelegenen. In jedem Dorfe finden sich 20–30 Zuhörer ein, so daß im ganzen vor 120–180 gepredigt wird.“ Frau Neilson lehrte mehrere Frauen lesen und Nieder singen.

Sehr nachtheilig war der steigende Einfluß der weißen Händler, durch die schon mehrere Stämme mit Feuerwaffen versehen waren, wodurch vollends ein chronischer Kriegszustand auf der Insel herbeigeführt war. Trotzdem, daß auch ganz in der Nähe der Missionsstation (zu Port Resolution) der Kampf wüthete, ist jedoch die Missionsfamilie ungefährdet geblieben.

Schon 1869 hatte Rev. W. Watt auch wieder die südlüche Station befestigt, obgleich er eine etwas andre Lage für das Missionshaus wählte. Auch er hat Vertrauen gewonnen, und in seinem Bezirke gibt es etwa 100 Zuhörer bei der Predigt. Vermittelt einer kleinen Presse hat Watt Auszüge aus den Evangelien, ein Lieberbuch u. s. w. gedruckt. — Bis jetzt sind auf Tanna noch keine Eingebornen getauft worden; doch gibt es eine Anzahl von ihnen, die zu dem lebendigen Gott beten und dies selbst in den öffentlichen Versammlungen thun. Nohbar hat es seit Jahren gethan. Als er (nach dem Tode seiner Frau) obgleich 70 Jahre alt, sich wieder verheiratete, wurde er christlich getraut. Für die Taufe hielten ihn die Missionare noch nicht reif. Die Missionsarbeit auf Tanna ist also immer noch ein Säen auf Hoffnung.

Auf Fotuna hatte lange Zeit nach dem oben erwähnten Martyrium der polynesischen Helfer kein Missionsversuch gemacht werden können. Erst als auf Anitum das Evangelium den Sieg gewonnen hatte, boten sich Christen von dort an als Lehrer nach Fotuna zu gehen. Es hatte sich nämlich ein Häuptling von Fotuna einige Monate auf Anitum aufgehalten und hatte von den christlichen Fortschritten solchen Eindruck bekommen, daß er sich sogleich bereit erklärte Lehrer mitzunehmen. Der „John Williams“ brachte ihn und seine Leute zurück, und Waibit und Josefa begleiteten ihn 1853. Später kamen auch einige polynesishe Lehrer hinzu. Sie hatten keinen leichten Stand und waren mancherlei Gefahren ausgesetzt. Einmal wurde ihnen ihr Haus angezündet. Dennoch hielten sie aus und ebneten den Boden für den europäischen Missionar. Es war dies Rev. Joseph Copeland, der 1866 eintraf. Obgleich er nun auch bereits eine Reihe von Jahren gewirkt und auch vielfach das Vertrauen der Insulaner gewonnen, auch völlig die Sprache sich angeeignet hat, haben sich doch erst 150 Zuhörer gesammelt, von denen (bis 1878) noch keiner getauft war. Doch haben die Eingebornen eine kleine Kirche gebaut; und auch an einem Orte auf der andern Seite der Insel wird regelmäßig Gottes-

dienst gehalten. 1871 schrieb als ein halbes Haare. In sehr dankbaren Missionen und bedürfte in raschem

Auf der als er sie stationirten war 4 Monate von einer alte Blut man Pföde vermoderten. Weise ausfinden ihn zu ermahnen heimkehrte. obwohl von von Aniwa, Schuld, rissen Lehrer bei ihm will die Goffegneten Blat freilich lehrte ling eines schlaffene Stelle die wegen Grund, als 1866 kam empfangen. gab bald als den letzte in Polygam Gottesdienste Paton seine der Bevöller auf der am frisches Wasser und Drucker ansehnliche verschiedene lesen, etliche auf das (die sie beschränkt. sammelte ha

bienst gehalten. Nicht weniger als 5 Schulen sind eingerichtet; doch 1871 schrieb der Missionar: 30 können zwar lesen, aber nicht mehr als ein halbes Duzend haben ordentliche Kleidung und abgeschnittene Haare. Infolge der Heilung eines Kranken, der für seine Rettung sehr dankbar wurde, hat sich eine bestimmtere christliche Partei um den Missionar gesammelt. Doch auch diese Leute sind noch weit zurück und bedürfen weiterer Förderung. Dabei ist die ganze Bevölkerung in raschem Abnehmen begriffen und zählte 1878 nur noch 770 Seelen.

Auf der kleinen Insel Aniwa fand der Londoner Missionar Turner, als er sie 1859 im „John Williams“ besuchte, von den früher dort stationirten Anityumlehrern nur noch einen vor. Der andere, Nemeian, war 4 Monate zuvor ermordet worden, nicht als Christ, sondern weil er von einer Ortschaft auf Anityum stammte, gegen welche noch eine alte Blutschuld im Andenken lebte. Zum Gedächtnis derselben hatte man Pfähle in den Boden geschlagen und dieselben erneuert, so oft sie vermoderten. Nemeians Abstammung wurde von ihnen auf eine listige Weise ausfindig gemacht, und zwei Flüchtlingen von Tanna aufgetragen ihn zu ermorden. Sie thaten's am Sonntag, als er von der Pöbel heimkehrte. Nemeian fiel unter dem ersten Streich, Rawalak entrann, obwohl von der Keule getroffen. Darauf versammelten sich die Männer von Aniwa, erklärten, Nemeians Tod genüge zur Sühne der alten Schuld, rissen die Pfähle aus dem Boden und hielten dem verwundeten Lehrer bei ihnen zu bleiben. „So traf ich ihn,“ schrieb Turner, „und will die Goffnung nicht aufgeben, daß auch Aniwa noch zu einem gesegneten Platz in Christi Weinberg umgebrochen werde.“ — Rawalak freilich lehrte bald darauf in seine Heimat zurück, wo er der Häuptling eines Stammes wurde; aber andre traten an die von ihm verlassene Stelle. Auch kamen mehreremal Lehrer von Tanna herüber, die wegen Lebensgefahr flüchteten. Allmählig gewannen sie hier mehr Grund, als man hätte erwarten können, und als Missionar Paton 1866 kam um sich auf Aniwa niederzulassen, wurde er mit Freuden empfangen. Die gesamte Bevölkerung, die damals 270 Seelen zählte, gab bald das Heidentum auf. Bei seinem Besuche 1874 fand Dr. Steel als den letzten offenbaren Rest desselben noch zwei Männer vor, die in Polygamie lebten. Auch diese aber besuchten mit den andern die Gottesdienste. An einem früher den Göttern geheiligten Plage hat Paton seine netten Stationsgebäude errichtet, zum großen Staunen der Bevölkerung, die sein Verberben davon erwartete. Auch daß er auf der am Trinkwasser armen Insel einen Brunnen grub, der reichlich frisches Wasser liefert, hat großen Eindruck gemacht. Eine Schmiede und Druckerei finden sich auf der wohl eingerichteten Station, sowie ansehnliche Herden von Kühen und Ziegen. Mehrere Schulen sind an verschiedenen Punkten der kleinen Insel eingerichtet. Viele können schon lesen, etliche auch schreiben. Die ihnen zugängliche Litteratur ist noch auf das Evangelium St. Marci, ein kleines Gesangbuch mit 17 Liedern (die sie bereits alle auswendig können) und einen Katechismus beschränkt. Die hübsche Kirche wird zahlreich besucht, und alle Versammelte haben anständige Kleidung, wenn auch dabei das Kindengeug



und selbst das Pandanusgeflecht eine große Rolle spielt. In dieser Beziehung ist der Unterschied von Tanna und Fotuna, wo noch immer die Männer ganz und die Frauen halb nackt gehen, in die Augen springend. Fast in jeder Familie ist Abend- und Morgensegen üblich. Um die genannte Zeit betrug die Zahl der Getauften 38. Die Bevölkerung aber schmilzt auch hier zusammen. Die Kinder sind schwächlich und sterben meist frühzeitig. Dazu sind auch manche Männer von den Werbern als Arbeiter fortgeführt.

Die 1852 auf Erromanga zurückgelassenen Lehrer wurden im folgenden Jahre wieder von den Londoner Missionaren Gardie und Sunderland besucht. Man fand, daß sich die Zahl derer, welche den Lehrern zuhörten, verdoppelt hatte; 76 Personen hatten dem Heidentum entsagt. Der Unterricht aber, den sie empfangen, hatte noch nicht viel Früchte gebracht; die meisten hatten nicht mehr als die Buchstaben gelernt. Viel Krankheit der Lehrer hinderte weitere Fortschritte. Es wurden auch diesmal wieder 4 Samoer zurückgelassen.

Die Missionare sahen auch den Häuptling Raulauti wieder, den Mörder Williams; er war jetzt ein Freund der Lehrer. Er hatte die Keule, mit der er den Mord begangen, an dieselben abgegeben, und Mr. Gardie, sie ihm vorzeigend, wollte eigens von ihm bestätigt wissen, ob es auch wirklich dieselbe wäre. Er ärgerte anfangs mit der Antwort, da er sich seiner That schämte; aber endlich gestand er, daß es dieselbe Keule sei. Sie wird jetzt im Museum der Londoner Missionsgesellschaft aufbewahrt.

Als der „John Williams“ zum zwölften Mal nach den neuen Hebriden kam (1857) brachte er für Erromanga einen eignen Missionar mit, Rev. G. N. Gordon, von der Prinz Edwardsinsel stammend, ausgesandt von der secessionirten presbyterianischen Kirche in Nova Scotia. Er war ein tüchtiger, auch durch seine vielseitige mechanische Geschicklichkeit vorzüglich zum Missionar geeigneter Mann, voll Eifer für das Reich Gottes zu arbeiten. Er hatte seine Reise über Europa gemacht und in London eine gleichgesinnte Gattin gewonnen.

Die Missionare gingen sogleich ans Land und erhielten gleich darauf einen Besuch von mehreren der eingebornen Jünglinge, die in Samoa gewesen waren. Sie waren gekleidet und sahen ganz anständig aus und freuten sich auch sehr die Missionare zu sehen. Am Montage gingen diese abermals ans Land, begleitet von den Frauen und Kindern. Mit ganz eigentümlichen Empfindungen betraten sie den Ort, wo Williams und Harris als Märtyrer gestorben; wie es ihnen zu Mute war, als sie dem Mörder Raulauti die Hände schüttelten, läßt sich eher denken als beschreiben. Am 17. Juni schieden Missionar Gordon und seine Frau samt den beiden Lehrern aus Rarotonga von ihren Freunden am Bord des „John Williams“, und schlugen ihre Wohnung am Ufer der Dillonshai auf. „Nachdem wir miteinander gebetet“, heißt es im Tagebuche, „und unsre theuern Freunde dem Schutze dessen empfahlen hatten, der nicht schläft noch schlummert, nahmen wir Abschied von ihnen und kehrten auf unser Schiff zurück. Unvergesslich wird es uns sein, wie der Häuptling Mana, als wir ihn beim Abschied bemerkten, jetzt habe er seinen Missionar, erwiderte: „Ja, ich habe ihn,“ während seine schwarzen Augen vor unaussprechlicher Freude glänzten.

Gordons waren übrigens nicht die einzigen Europäer auf der Insel. Es bestand damals daselbst eine ausgedehnte Faktorei für den Handel:

holzhandel, andern In Anfang des Leider hatte Schule ein und überse gut im G Punkte ver gisches Ent auf der Zr geschleppt diesmal w gesehen, ob als irgend mit dem g der Heiden 1861 wurde von Heiden befristeten um die tra bringen“). sich Sonnte

Als di entschloß sich traf 1864 bereits 3 g heidnischen Wirkungen sehr vorsich seiner Thät ihm die Ab

<sup>1)</sup> Es w gottesfürchtige

<sup>2)</sup> Unter anfertigte. D Bades, überf Williams s.l. Gesülte. Ein schien, einen r gebetet, wurde Bewegung ein mir stand un eben dieser M Missionar Wi wesenden war Schlacht getöte Wunsch gemä

<sup>3)</sup> Dieselb und selber die wurde ihm he

holzhandel, wo unter der Aufsicht eines Weißen<sup>1)</sup> viele Eingeborne von andern Inseln angestellt waren. Manche Hindernisse erschwerten den Anfang der Mission, besonders die Kränklichkeit der Frau Gordon. Leider hatte die Station eine sehr ungesunde Lage. Es wurde eine Schule eingerichtet. Der Missionar eignete sich schnell die Sprache an und übersehte mehrere Bücher der Heiligen Schrift. Schon war alles gut im Gange, und die Station sollte bald nach einem gesunderen Punkte verlegt werden, als diese Mission nach kurzer Dauer ein tragisches Ende finden sollte. Anfangs 1861 wütheten verderbliche Stürme auf der Insel sowie die Mäfern, welche von einem Handelschiff eingeschleppt waren, und denen hunderte von Eingebornen erlagen. Auch diesmal wieder wurde der Missionar als Verursacher des Unglücks angesehen, obgleich er mit der größten Aufopferung die Kranken soviel als irgenb möglich zu pflegen suchte, wozu eine mißverständene Drohung mit dem göttlichen Strafgericht, sowie auch eine böshafte Aufreizung der Heiden durch einen Feind der Mission hinzukam. Am 20. Mai 1861 wurde Gordon und seine Frau von einer verrätherischen Bande von Heiden grausam ermordet. Die christenfeindlichen Eingebornen besatteten die Leichname<sup>2)</sup>, und 17 von ihnen kamen nach Aneityum, um die traurige Kunde zu melden und sich selbst in Sicherheit zu bringen<sup>3)</sup>. Einige von ihnen blieben zurück, waren aber kühn genug, sich Sonntags auf den Schall der Glocken im Kirchlein zu versammeln.

Als die Trauerkunde die Heimat des Märtyrers erreicht hatte, entschloß sich dessen Bruder die leere Stelle auszufüllen. Rev. J. D. Gordon traf 1864 auf Eromanga ein. Das Häuflein der Christen, von denen bereits 3 getauft waren, hatte sich nun schon entschiedener von den heidnischen Landsleuten geschieden. Bei einzelnen stellten sich deutlichere Wirkungen des Wortes Gottes heraus, und Gordon konnte — obwohl sehr vorsichtig mit der Ertheilung des Sakraments — doch während seiner Thätigkeit auf der Insel 16 Personen taufen. Auch wurde von ihm die Übersetzung mehrerer biblischen Bücher zum Druck befördert.

<sup>1)</sup> Es war für die Mission günstig, daß dieser, Herr Edwards, ein rechtschaffener, gottesfürchtiger Mann war.

<sup>2)</sup> Unter Leitung des oben erwähnten Herrn Edwards, der selbst die Särge anfertigte. Derselbe schrieb davon: „Das Grab liegt an der rechten Seite des Baches, überschattet von Kokospalmen und Bananen, nahe an der Stelle wo Williams s.i.l. Die Begräbnißfeierlichkeit leitete Mana, der in Samoa ausgebildete Gehilfe. Ein Lied ward gesungen. Dann hielt Mana eine Ansprache, die wie es schien, einen mächtigen Eindruck auf die Anwesenden machte. Nachdem wir dann gebetet, wurden die Leichen der Erde übergeben. Höchst ergreifend war es, die tiefe Bewegung eines Eingebornen (des Häuptlings Kaniui) wahrzunehmen, der neben mir stand und ganz vom Schmerz übernommen zu sein schien. Und doch war es eben dieser Mann, der im Jahre 1839 einen andern teuern Knecht Gottes, den Missionar Williams erschlagen hat. Das Schluchzen und Wehklagen aller Anwesenden war ganz herzzerreißend.“ — Kaniui wurde übrigens später in einer Schlacht getödtet und obwohl er noch nicht getauft war, seinem vorher geäußertem Wunsche gemäß, neben jenen Märtyrern begraben.

<sup>3)</sup> Dieselben blieben bei Missionar Copeland, der viel von ihrer Sprache lernte und selber die Mission auf Eromanga zu übernehmen entschlossen war; sein Weg wurde ihm hernach jedoch anders gezeigt.

Ein zweiter Missionar kam 1869 nach Gromanga, Rev. James Mac Nair aus Schottland, ein früherer Postbeamter, der seine freien Minuten am Postschalter mit dem Studium des griechischen Neuen Testaments ausgefüllt und später noch Theologie studirt hatte. Leider war es ihm nicht lange vergönnt auf der Insel zu arbeiten. Sein schwächlicher Körper erlag schon 1870 den Einflüssen des Klimas.

Von etlichen Eingebornen der Insel Spiritu Santo erlernte Gordon gelegentlich die dort gesprochene Sprache und arbeitete ein kleines Lesebuch in derselben aus, das in Sydney gedruckt wurde. Er selbst machte im Auftrage der presbyterianischen Kirche von Neusüdwales, in deren Dienst er übergegangen war, einen längeren Besuch auf jener großen Insel. Nach seiner Rückkunft ließ er sich, da inzwischen Mac Nair die Station an der Dillonssbai übernommen, an der andern östlichen Küste von Gromanga nieder und zwar an der Portiniabai. Dort fand er bald eine Anzahl von Anhängern. Seine Verbindung mit der Kirche von Neusüdwales sowie mit den übrigen Missionaren gab er auf, um nach Georg Müller'scher Art unabhängig zu arbeiten. Auch seine Freunde konnten ihn übrigens, trotz Anerkennung der treuen Hingabe an das Werk des Herrn, von einem gewissen exzentrischen Wesen nicht ganz freisprechen. Seine Gedanken gingen weit hinaus, und er deutete sogar einmal die Möglichkeit an, daß er seine Missionslaufbahn in Neuguinea beschließen werde<sup>1)</sup>.

Es sollte jedoch anders kommen. Schon 1872 fiel auch er als Märtyrer. Die nach einem ungewöhnlich heißen Sommer sich mehrenden Krankheiten wurden ihm zur Last gelegt. Als zwei Kinder, denen er Medizin gegeben hatte, starben, erschlug ihn der Vater derselben, gerade als er die Übersetzung von Act. VII, der Erzählung vom Martyrium des Stephanus, beendigt hatte. Das Häuflein seiner Anhänger, die ihn innigst verehrten, stedelten unter Leitung seines Gehilfen Sofo nach der Dillonssbai über, nachdem dieser den Leichnam an einer von Gordon schon früher für diesen Fall bezeichneten Stelle begraben hatte. Das Missionshaus wurde von den feindlichen Eingebornen zerstört.

Die größten Schwierigkeiten für die Mission auf Gromanga lagen in den von den Weißen hier besonders häufig an den Eingebornen verübten Verbrechen, meistens bei Gelegenheit des Sandelholzhandels. Derselbe aber hörte nun ganz auf, da die wertvollen Holzbestände auf der Insel ganz erschöpft waren<sup>2)</sup>. Auch die erwähnte Faktorei wurde aufgehoben. Das große derselben gehörige Terrain (fast eine halbe Meile zu beiden Seiten des Flusses), das übrigens von den Häuptlingen mit Zustimmung des Stammes auf rechtmäßige Weise gekauft war, wurde für 3000 Mark an die Mission verkauft. Hier ließen sich fast alle dem Christentum geneigten Eingebornen mit der kleinen

<sup>1)</sup> Er beschäftigte sich viel mit apokalyptischen Studien, erwartete baldigst die Wiederkunft des Herrn und kam in vielen Stücken den Ansichten der Plymouth-Brüder nahe.

<sup>2)</sup> Die Umgegend der von den Europäern am meisten besuchten Dillonssbai war fast ganz verlassen. Die Eingebornen hatten sich ins Innere zurückgezogen.

Gemeinde g  
sie eine star  
griffen ihre  
setzung der  
der zweite  
Scotia nach  
sofort jenes  
der schon fr  
Baumwollen  
und dort soll  
Heimat zurü  
selbst Missio  
Auf Er  
empfangen.  
Mac Nair von  
ist höchst un  
wohlthätige  
baute daher

In neu  
Gromanga v  
von den dort  
leuten die G  
Elementarsch  
die Insel ver  
An zwei weite  
in Portiniab  
Robertson for  
und 13 Lau  
kleinen Abent  
sammelt. In  
Insel 43 Ro  
Jahre aber r  
bächniskirche  
Missionar Gil  
hatte. Eine  
Tobestage der  
Sprache von  
die Saat der  
eine solche Au  
zweiten Missi  
Auf Fä  
wählten Best  
Schiff 1853

<sup>1)</sup> Die Miss  
den Seelenten  
<sup>2)</sup> Sobald  
in die Abendma

Gemeinde getaufter Christen nieder. Unter diesen Verhältnissen bildeten sie eine starke Gemeinschaft und waren voraussichtlich nicht den Angriffen ihrer heidnischen Landsleute ausgesetzt. Dies war für die Fortsetzung der Mission wichtig, und als noch in demselben Jahre, in dem der zweite Gordon als Märtyrer fiel, ein neuer Missionar von Nova Scotia nach den Hebriden kam, besetzte er nach dem Räte der Brüder sofort jenes Arbeitsfeld. Es war Rev. S. A. Robertson, ein Mann, der schon früher als Agent einer Gesellschaft zur Beförderung des Baummollenbaus in der Sübsee 7 Jahre auf Aneityum gelebt hatte, und dort solche Liebe zur Mission gewonnen hatte, daß er in seine Heimat zurückkehrte, um sich die erforderliche Bildung anzueignen und selbst Missionar zu werden.

Auf Eromanga wurde er samt seiner mutigen Frau mit Freuden empfangen. Zuerst wohnten sie in der Niederung, in dem Hause, das M'Nair von einem Sandelholzhändler gekauft hatte. Doch die Situation ist höchst ungesund. Es herrscht dort tödliches Fiebermiasma, und der wohlthätige Passatwind ist durch die Berge ganz abgehalten. Robertson baute daher bald ein anderes Haus, dicht am Strande.

In neuerer Zeit scheinen sich die Verhältnisse für die Mission auf Eromanga viel hoffnungsvoller als zuvor gestaltet zu haben. Viele von den dortigen Christen sind soweit vorgebildet, daß sie ihren Landsleuten die Grundlagen des Christentums darlegen, wohl meist auch den Elementarischulunterricht erteilen können. So sind ihrer denn 21 über die Insel verteilt, die mit ihren Stationen ein völliges Netz bilden. An zwei weiteren Punkten sind christliche Gemeinden gesammelt, nämlich in Portiniabai und Sooksbai<sup>1)</sup>. An beiden Orten sind Kirchen gebaut. Robertson konnte an dem letzteren 1878 das heilige Abendmahl feiern und 13 Taufbewerber in die christliche Kirche aufnehmen. Außer den kleinen Abendmahlsgemeinden waren damals 400 Personen dort versammelt. In dem genannten Jahre zählte man überhaupt auf der Insel 43 Kommunikanten und 10 Taufstandibaten<sup>2)</sup>. Im folgenden Jahre aber wurde an der Dillonsbai eine einfache aber schöne Gedächtniskirche zum Andenken der Märtyrer errichtet, wozu bereits 1862 Missionar Gill durch eine Kollette auf Mangaia den ersten Grund gelegt hatte. Eine schlichte Tafel in derselben nennt die Namen und die Todestage der Märtyrer nebst Act. 15, 26 und 1. Tim. 1, 15 in der Sprache von Eromanga. — Das Blut der Märtyrer wird auch hier die Saat der Kirche. Die Missionsarbeit hat in den letzten Jahren eine solche Ausdehnung erreicht, daß Mr. Robertson dringend um einen zweiten Missionar für die Insel bittet.

Auf Fatè war die Station Erator seit dem zuletzt von uns erwähnten Besuche des „John Williams“ erfreulich gebiehn. Als das Schiff 1863 wieder dort ankerte, fand man 250 Eingeborne, die sich

<sup>1)</sup> Die Missionare brauchen auch diese fälschlichen Bezeichnungen, wie sie sich bei den Seelenlern eingebürgert haben.

<sup>2)</sup> Sobald die Besehrten die heilige Taufe empfangen haben, treten sie auch in die Abendmahls-Gemeinschaft ein.

zu der Predigt des Evangeliums hielten und bringend um einen europäischen Missionar baten. Es wurden noch einige weitere Lehrer (auf einem andern Punkte der Insel?) stationirt. Aber schon 19 Tage später wurden sie erschlagen und aufgefressen. Bald darauf wurde die Insel von einer furchtbaren Epidemie heimgesucht. Bei Erator allein starben 150 Menschen, darunter auch zwei von den Lehrern. Als das Missionschiff im folgenden Jahre wiedertam, mußten die übrig gebliebenen samoaschen Evangelisten an Bord genommen und in ihre Heimat zurückgebracht werden. Bis 1858 blieb die Insel ganz unbezegt. Aber die Anhänger der Mission hielten so gut als möglich die christlichen Formen aufrecht. In dem genannten Jahre wurde ihr Verlangen, wieder Lehrer zu bekommen, erfüllt, und drei rarotongische Christen auf Fäid stationirt. Auch zwei Eingeborne, die mehrere Jahre auf Samoa gelebt hatten, wurden zu ihren Verwandten zurückgebracht. Als Missionar Turner 1860 wieder die Insel besuchte, fand er, daß sich die gesamte Bevölkerung der Umgegend von Erator dem Namen nach zum Christentum bekannte, daß die Lehrer freundlich behandelt wurden und von mehreren früher in Samoa gewesenen Eingebornen unterstützt wurden. Auch von Aneityum wurden jetzt ein paar Lehrer herübergebracht.

Im Jahre 1861 kamen die Missionare Murray und Gebbie mit dem „John William“ nach Fäid. Der letztere taufte diesmal in der Kirche zu Erator 10 Personen, 8 Männer und 2 Frauen, auch das heilige Abendmahl wurde zum ersten Mal auf der Kannibaleninsel gefeiert. Diese Erfolge waren ausschließlich durch die Arbeiten der polynesischen Lehrer erreicht worden, obwohl dieselben doch mit großen Hindernissen zu kämpfen gehabt hatten. Jetzt war genügendweise der Weg für einen europäischen Missionar geöffnet; doch verfloßen noch 3 Jahre bis der „Dayspring“ den für diese Insel bestimmten Rev. Donald Morrison nach Erator brachte (1864). Die Bewohner von Pango hätten auch gern einen weißen Lehrer gehabt. Sie mußten sich jedoch begnügen mit Simeona, dem ausgezeichneten Evangelisten von Titutaki, der von einem längeren Aufenthalt in England zurückgekommen war. Morrison machte sich, sobald er die Sprache einigermaßen bemeistert hatte, an Übersetzungsarbeiten. Die kleine Gemeinde wuchs. Schon im folgenden Jahre konnte er mit 55 Abendmahls-Genossen das Sakrament des Altars feiern. Auch weiterhin bei andern Stämmen gewann er schon Einfluß. Leider war die Zeit seines Wirkens nur kurz. Nach 3 Jahren schon mußte er mit starken Anzeichen der Lungen- und Nierenschwindsucht die Insel verlassen. Ein Aufenthalt in Australien verzögerte die Krankheit etwas. Noch einmal kehrte er 1869 nach seinem geliebten Arbeitsfeld zurück, aber nur um Abschied zu nehmen. Er starb in demselben Jahre zu Dnehunga in Neuseeland. Doch war schon 1866 ein anderer Missionar für Fäid eingetroffen, Rev. James Cosh, der seinen Sitz zu Pango nahm. Er beförderte die Übersetzungen mehrerer biblischen Bücher zum Druck. Die Liebe der Eingebornen gewann er in hohem Maße. Er selbst widerstand dem ungesunden Klima; nicht so seine Frau. Da sie ebenso wie Morrisons in einer

engen Grabsch  
Spuren einer  
auch Mr. Cos  
das Leben sei  
Fäid wieder  
Zahl durch ei

Es war f  
länger auf die  
wurde dadurch  
wieder besetzt  
jungen Frau  
beider. Zuerst  
aber nach Er  
jedem derselben  
hat bisher ar  
Kinder) hat er  
genommen. A  
zu Erator an  
auf einem and  
Gretab (Ertab)  
manchen ander  
mehr Einfluß  
furchtbarsten  
ziehungen ange  
Aufnahme. Z  
Eingebornen z  
unter den Chri  
machten; auch  
Leuten, wenn f  
von der Auswa  
der Gemeinde e  
Geistes im voll  
einer von jenen

„Er gleicht g  
Oft wenn er bet  
erklärte ihm neu  
sich um bald st  
aufrieben, wie ich

Noch in de  
der Südwestküst  
presbyterianisch  
sich am Hava  
gelisten gearbei

<sup>1)</sup> Bei einem  
Selbst seine Weib  
Unwillen erregten.

Surfhardt, Missionar.



engen Grashütte wohnen mußten, stellten sich bei jener ebenfalls die Spuren einer Lungenkrankheit ein. Mit innerem Widerstreben wurde auch Mr. Goss 1870 gezwungen, die Insel zu verlassen, um womöglich das Leben seiner Frau zu retten. So waren denn die Gemeinden auf Fids wieder lebighch den polynesischen Evangelisten anvertraut, deren Zahl durch einige von Aneityum vermehrt war.

Es war sehr zu bedauern, daß die beiden ersten Missionare nicht länger auf dieser Insel wirken konnten. Die Entwicklung der Mission wurde dadurch bedeutend verzögert. Erst 1872 konnten die Stationen wieder besetzt werden. Rev. J. W. MacKenzie, der damals mit seiner jungen Frau von Nova Scotia eintraf, übernahm die Verwaltung beider. Zuerst hatten sie in Pango ihren Wohnsitz, siedelten dann aber nach Erator, als dem gesunderen der beiden Plätze, über. An jedem derselben fanden sich damals etwa 100 Christen vor. MacKenzie hat bisher arbeiten dürfen und nicht vergeblich. Mehr als 30 (inkl. Kinder) hat er getauft und 25 in die Abendmahlsgemeinschaft aufgenommen. An den beiden Orten sind hübsche, solide Kirchen errichtet, zu Erator anstatt der Grashütte ein gesundes Missionshaus. Auch auf einem andern Platz, wo früher schon Lehrer gewirkt hatten, zu Eretab (Ertab), ist eine kleine Gemeinde gesammelt worden, und an manchen andern Punkten sind eingeborne Lehrer angestellt, die immer mehr Einfluß auf die heidnische Bevölkerung gewinnen. Einen der fürchtbarsten kannibaltischen Häuptlinge, mit dem schon Morrison Beziehungen angeknüpft hatte<sup>1)</sup>, besuchte MacKenzie und fand freundliche Aufnahme. Zwischen der heidnischen Bevölkerung und den christlichen Eingebornen zeigte sich der stärkste Unterschied. Zwar gab es auch unter den Christen noch manche Unbeständige, die dem Missionar Mühe machten; auch war es sehr zu bedauern, daß manche von den jungen Leuten, wenn sie die Schule besucht und erfreulich gefördert waren, von der Auswanderungslust ergriffen wurden. Es gab jedoch auch in der Gemeinde etliche Seelen, an denen sich die Wirkungen des heiligen Geistes im vollsten Maße zeigten. So z. B. der alte blinde David, einer von jenen acht, die Dr. Geddie taufte.

„Er gleicht ganz einem alten bewährten Christen in einer heimlichen Gemeinde. Oft wenn er betete, sah ich ihn so tief bewegt, daß er fast zusammenbrach. Ich erklärte ihm neulich das Gleichnis vom reichen Kornbauer. Sein Gesicht bewölkte sich und bald strömten Thränen aus seinen Augen. Sonst ist er so glücklich und auftrieben, wie ich nie einen Mensch gesehen habe.“

Noch in demselben Jahre, in welchem MacKenzie die Stationen an der Südwestküste besetzte, kam auch Rev. D. Macdonald, aus einer presbyterianischen Gemeinde in Victoria stammend, nach Fids und ließ sich am Gavanahafen nieder, wo schon lange polynesischen Evangelisten gearbeitet hatten. Die Verhältnisse waren dort inzwischen

<sup>1)</sup> Bei einem Feste ließ derselbe 1863 mit einem Mal 13 Menschen braten. Selbst seine Weiber und Kinder waren vor diesem Los nicht sicher, wenn sie seinen Unwillen erregten. Im ganzen soll er 120 Weiber gehabt haben.

schwieriger geworden durch den starken Verkehr und die Niederlassung von Weißen, die dort Baumwollenplantagen angelegt hatten. Auch war ein Kaufladen eröffnet, in dem leider unbeschränkt Branntwein den Eingebornen angeboten wurde. Einige von den weißen Ansiedlern stellten sich jedoch freundlich zu dem Missionar, und er fand auch unter ihnen eine Thätigkeit. Für die englischen Gottesdienste wurde eine eigne Kirche gebaut.

Die Hauptarbeit aber blieb an den Eingebornen. Die Station wurde an einem Punkte der Küste, gegenüber dem Kanal, zwischen den beiden großen, dem Hafen vorgelagerten Inseln angelegt, der den Namen Missionary Point führt. Die vorhandenen polynesischen Evangelisten machten ihm zuerst Schwierigkeiten. Sie wurden später versetzt, und er bekam Gehilfen aus Erator. Die ganze eingeborne Bevölkerung hält sich zu den Christen. Ihrer 20 sind getauft. Auch die Stämme auf der noch wenig bekannten Nordostseite hat Macdonald besucht und Eingang gefunden. Auch er hat ein gut Teil seiner Arbeit auf Übersetzungen verwandt.

Ein dritter Missionar endlich, der mehrere Jahre auf Fids wirkte, Rev. Joseph Annand, ließ sich 1873 auf dem sonst unbewohnten Inselchen Iriririki (Ereri) im Filahafen nieder. Dasselbe war schon früher für die Mission angekauft und hat eine gesunde Lage. Zuerst zeigte sich die Hauptlinge freundlich. Aber bald zogen sich die Eingebornen alle scheu von ihnen zurück, und keiner wollte bei ihnen wohnen und ihnen in den häuslichen Arbeiten beistehen. Der Missionar und seine Frau mußten alles allein machen: bauen, Pflanzungen anlegen u. s. w. Erst im folgenden Jahre bekam er Hilfe von Anetium und die Bewohner von Fila wurden freundlicher. Viele von den Männern sind als Arbeiter schon in Queensland oder Witi gewesen, und das erleichtert diese Mission nicht. Die Nähe von Erator ist für den Missionar wohl sehr angenehm; doch werden hier und dort ganz verschiedene Sprachen gesprochen, so daß die dort, ebenso wie die im Norden gemachten litterarischen Arbeiten für ihn nicht verwendbar sind. Mr. Annand wurde 1876 nach Anetium versetzt. Seitdem verwaltet Mr. Macenzie auch die Station am Filahafen. An jener Küste sind jetzt 500 in 6 Dörfern, welche unter christlichem Einfluß stehen. Dasselbe gilt von der Bevölkerung des Savannahhafens und seiner Inseln. Noch aber bilden die heidnischen Stämme eine beträchtliche Aufgabe für das Missionswerk.

Auf Nguna<sup>1)</sup> mit ihren 1000 Kannibalen, ließ sich 1870 Rev. Peter Milne mit seiner Frau und einigen Lehrern aus Marotonga<sup>2)</sup> nieder. Die Eingebornen gaben ihm Land ein Haus zu bauen und er-

<sup>1)</sup> Cooks Ginchinbroot, nicht Cooks Montagueinsel (Mau), wie es unrichtigerweise auf den englischen Seelarten angegeben war (ober noch ist?), daher es oft mit der letzteren verwechselt wird.

<sup>2)</sup> Obgleich die Londoner Mission sich von den neuen Hebriden jetzt ganz zurückgezogen hat, gewährt sie der presbyterianischen Mission noch vielfach die Hilfe der von ihr ausgebildeten Lehrer.

wiesen sich f  
die Anwerbu  
Menschen diebe  
zu rächen, er  
gerade zur E  
eines Schiffes  
Der Kapitän  
borgenen 3  
freilich war  
von den Wil  
lichen Verleu  
Lehrer als in  
dem gebroche  
geborenen die  
habe, auf die  
Die Untersuch  
losigkeit diese  
Fortschritte g  
werden. Es  
das Arbeitsse  
benachbarte I  
in dem Norw  
worden ist (1  
neigung der  
ist ein Diale  
Dennoch muß  
mehrere Büch  
Gottesdienstes

Nicht we  
nur 150 Einw  
hatten schon  
Tode des leg  
dienste fort, u  
nar Milne be  
einen Lehrer  
die benachbar  
Missionsschiff  
Mission dort  
Two Hills) de  
der weiten Ei  
haus erbaut h  
Schon 30 Per  
um einen ganz

Auch M  
und es wird b  
eine eigne St

<sup>3)</sup> Bereits i

wiesen sich freundlich. Schwere Hindernisse hatte diese Mission durch die Anwerbung von Arbeitern für Witi, die auch hier geradezu in Menschendiebstahl ausgeartet zu sein scheint. Um derartige Verbrechen zu rächen, erschlugen die Leute auf Nguna 1871, als der Missionar gerade zur Synode auf Aneityum war, die meisten von der Besatzung eines Schiffes, das eilliche Arbeiter zurückbrachte und andre holen wollte. Der Kapitän und der Steuermann wurden von den Lehrern im Verborgenen 3 Wochen lang verpflegt bis Hilfe kam. Der Steuermann freilich war kurz zuvor in der Fieberhitze hinausgelaufen und wurde von den Wilden erschlagen. Diese Sache wurde hernach zu schändlichen Verleumdungen gegen die Mission verkehrt, die rarotongischen Lehrer als im Einverständnis mit den Mördern beschuldigt, und aus dem gebrochenen Englisch der gefesselten und mit Waffen bedrohten Eingebornen die Aussage herausgehört, daß der Missionar ihnen befohlen habe, auf die Weißen zu schießen, wenn sie Eingeborne abholen wollten. Die Untersuchung durch einen englischen Marineoffizier ergab die Grundlosigkeit dieser Beschuldigung. Die Mission, obgleich sie nicht große Fortschritte gemacht hat, konnte doch bis auf die neueste Zeit fortgeführt werden. Es ist bereits eine kleine christliche Gemeinde gesammelt; ja das Arbeitsfeld, das sich, wie wir bald sehen werden, auch auf mehrere benachbarte Inseln erstreckt, erscheint so günstig, daß dem Mr. Milne in dem Norweger D. Michelsen von Otago, ein Mitarbeiter beigegeben worden ist (1878), der besonders durch seinen schönen Gesang die Zuneigung der Eingebornen zu gewinnen wußte. Die Sprache der Insel ist ein Dialekt der auf dem nördlichen Fids gesprochenen Sprache. Dennoch mußten eigne Übersetzungen gemacht werden, und es sind bereits mehrere Bücher gedruckt. Die Zahl der regelmäßigen Besucher des Gottesdienstes beträgt 40.

Nicht weit von Nguna liegt das Inselchen Pele (Pele, Ebél) mit nur 150 Einwohnern, die den Dialekt von Nguna sprechen. Auch hier hatten schon längere Zeit polynesishe Lehrer gearbeitet. Nach dem Tode des letzten von ihnen (1873) führte ein Eingeborner die Gottesdienste fort, unter vielem Widerstande einer heidnischen Partei. Missionar Milne besucht nun öfters die dortigen Christen, die später wieder einen Lehrer erhielten und von denen einer bereits getauft ist. Auch die benachbarte größere Insel Nau oder Montagueinsel ist öfters vom Missionschiff besucht worden, doch ist noch kein Stützpunkt für die Mission dort gefunden worden. Dagegen ist auf Metafo (Matafo, Two Hills) der rarotongische Lehrer La angestellt, ein tüchtiger Arbeiter, der seinen Einfluß auf die Bevölkerung erlangt, Kirche und Missionshaus erbaut hat und eine große Anzahl von Schülern um sich sammelt. Schon 30 Personen können lesen. Milne kommt zuweilen auch hierher, um einen ganzen Monat zu verweilen; es ist ein versprechendes Arbeitsfeld.

Auch Makuru und die Shepherbinseln sind besucht worden, und es wird beabsichtigt, daß auf einer der letzteren Missionar Michelsen eine eigne Station errichten soll<sup>1)</sup>. Bis in die neueste Zeit sind auf

<sup>1)</sup> Bereits im August 1876 ist er dahin übergesiedelt.

allen diesen Inseln immer noch schreckliche Bluttthaten vorgekommen. Die übrigen nördlichen Inseln sind früher von Londoner Missionaren im „John Williams“, später von den presbyterianischen im „Dayspring“ öfters besucht worden. Die ersteren hatten auf Api und auf Merena Lehrer zurückgelassen (1861), die jedoch bald dem Klima erlagen. Mehr als von diesen beiden Seiten ist für diese Inseln von der bischöflichen melanesischen Mission, auf die wir in einem besonderen Kapitel einzugehen haben, gethan worden.

Hier ist nur noch zu erwähnen, daß die presbyterianische Mission auf einer jener Inseln bereits mehrere Jahre eine Station gehabt hat und dieselbe auch fernerhin als Arbeitsfeld im Auge behalten will, das ist Merena (Espiritu Santo). Wir bemerken schon, daß Rev. J. D. Gordon, nachdem er von zwei nach Eromanga gekommenen Eingebornen dieser Insel die Sprache gelernt hatte, als „Missionsspieler“ sich mehrere Monate auf derselben aufhielt (Juni bis November 1869). Er hatte sein Zelt an einem nördlichen Punkte der Westküste, namens Nogogu, aufgeschlagen, wo er einen von jenen bereits früher in ihre Heimat zurückgelehrten Bekannten vorfand. Der andre war in einem jener Arbeiterschiffe fortgeschleppt. Der Empfang war freundlich. Die Eingebornen staunten über seine weiße Farbe, streiften ihm die Beinkleider auf, um sich zu überzeugen, daß überall die Haut weiß sei u. Täglich hielt er Schule, zu der sich über 100 Kinder einfanden. Einige derselben lernten etwas lesen, auch einige Lieber singen, die er in ihre Sprache übersetzt hatte. Als der „Dayspring“ wiederkam um ihn abzuholen, waren die Eingebornen sehr betrübt. Die Frauen weinten wie um einen Toten. Sie versprachen für ihn eine Pflanzung anzulegen, deren Früchte er bei seinem nächsten Besuche im folgenden Jahre essen sollte. Leider haben sie vergeblich gewartet. Der „Dayspring“ konnte 1870 nicht seine Reise dorthin lenken. Dafür wurde 1871 ein eigner Missionar für Merena bestimmt, Rev. John Goodwill. Er ließ sich jedoch nicht an jenem Orte nieder, sondern vielmehr bei Kap Lisburn. Der Grund dafür ist nicht ersichtlich, umsoweniger, als in der letztgenannten Gegend eine ganz andre Sprache gesprochen wird, und somit die von Gordon verfaßten Bücher ihm nichts nützen konnten. Letzterer aber konnte seine alten Freunde in Nogogu nicht wiedersehen, da er schon ein Jahr später den Märtyrertod erduldet.

Goodwill hatte einen schweren Stand. Die Situation, in der er sein Bretterhäuschen aufgerichtet hatte, war keineswegs so gesund, wie sie anfangs zu sein schien. Seine Frau fing bald an zu kränkeln. Bald nach der Ankunft war einige Meilen weiter nördlich die ganze europäische Mannschaft eines Bootes erschlagen und gefressen worden. Die Leute der nächsten Umgegend aber stellten sich freundlich zu ihm. Im folgenden Jahre mußte er seine dahinsiehende Frau mit dem jüngsten Kinde nach Australien senden; er selbst mit seinem älteren Töchterchen wollte auf dem schweren Posten aushalten. Ohne irgend einen Menschen zur Hilfe oder Bedienung, mußte er alles selbst machen; für die Kuh Futter besorgen, deren Milch das kleine Mädchen erhielt u. Dabei ward er selbst krank und brach bei einem Unfall mehrere Rippen. In dieser

traurigen Lage  
fallen, welch  
seines Revol  
zwischen den  
zum teil au  
töteten und  
anstalteten.  
herunterwarf  
kann sich nic  
verließ. Noch  
auch seine G  
Kindes gab z  
wo eine Gern  
noch nicht w  
ist dort ange  
stande und w

Von der  
sich von Nord  
Kalebodien  
insel sich üb  
völkerung wir  
die evangelisch  
die mit dem  
auf der Fichte  
Märtyrer bleib  
hat sie nicht e  
Mission erbrü  
hatte und 184  
unter dem Sch  
ausgebreitet h  
mehr konkurri  
sigung wurde  
oder ein Born  
die Eingeborne

Zu weiter  
Loyaltyinse  
diesen Archipel  
Kalebodien und  
Insel, mit der  
Zeit von franz  
ein Zubehör z  
graphischen Un  
sedimentären G  
benen nur hier  
zu Tage tritt.

traurigen Tage wurde er von Deuten aus dem Innern der Insel überfallen, welche seine Habseligkeiten rauben wollten. Durch Abfeuern seines Revolvers verschuchte er sie. Infolge davon entstand ein Kampf zwischen den betreffenden Stämmen, in welchem die Küstenbewohner, zum Teil auch zur Rache für frühere Unthaten, fünf von den Feinden töteten und trotz aller Bitten des Missionars ein Kannibalenfest veranstalteten. Auch ein paar furchtbare Stürme, die das Dach des Hauses herunterwarfen, vermehrten die Not des einsamen Missionars. Man kann sich nicht wundern, daß er bei zunehmender Krankheit die Insel verließ. Noch einmal versuchte er zurückzukehren (1874), da inzwischen auch seine Gattin wiederhergestellt war. Aber die Erkrankung eines Kindes gab zuletzt den Ausschlag zur Rückkehr in die kanadische Heimat, wo eine Gemeinde ihn zu ihrem Pastor beehrte. Leider ist die Station noch nicht wieder besetzt worden. Nicht einmal ein eingeborner Lehrer ist dort angestellt. Die Eingebornen aber halten das Missionshaus im Stande und warten noch, daß wieder ein Missionar bei ihnen eintreffe.

#### 4. Neukaledonien und die Loyaltyinseln.

Von der süßlichen Gruppe der neuen Gebriden südwestlich zieht sich von Nordwesten nach Südosten die große, langgestreckte Insel Neukaledonien hin, deren unterseeische Fortsetzung in der kleinen Fichtinsel sich über den Meeresspiegel erhebt. Die starke melanesische Bevölkerung wird auf 45 000 Seelen geschätzt. In den vierziger Jahren hatte die evangelische Mission unter derselben durch einige polynesischen Lehrer, die mit dem „John Williams“ regelmäßig besucht wurden, besonders auf der Fichtinsel eine Wirksamkeit begonnen. Durch den Tod etlicher Märtyrer bleibt dieselbe des Gedächtnisses wert. Wahrnehmbare Erfolge hat sie nicht erzielt, da sie bald durch das Übergewicht der katholischen Mission erdrückt wurde, die, obwohl sie zuerst auch erfolglos gearbeitet hatte und 1847 sogar abgebrochen wurde, seit dem folgenden Jahre unter dem Schutze französischer Waffen sich über das ganze Küstenland ausgebreitet hat, und mit der die evangelische Mission vollends nicht mehr konkurrieren konnte, seitdem die Insel eine französische Besitzung wurde, was 1853 geschah, ohne daß irgend eine Veranlassung oder ein Vorwand der Besitzergreifung vorgelegen hätte, und ohne daß die Eingebornen auch nur befragt wurden.

Zu weiterer Entwicklung war die evangelische Mission auf den Loyaltyinseln gelangt, ehe die französische Herrschaft 1864 auch über diesen Archipel ausgebreitet wurde. Derselbe erstreckt sich zwischen Neukaledonien und den süßlichen neuen Gebriden, parallel mit der ersten Insel, mit der er aber sonst nichts gemein hat, und wenn einst seiner Zeit von französischer Seite behauptet wurde, die Loyaltyinseln seien ein Zubehör zu Neukaledonien, so beruht dies auf einer groben geographischen Unkenntnis. Während die letztere Gebirge hat, die aus sedimentären Gesteinarten bestehen, sind jene reine Koralleninseln, bei denen nur hier und da Eruptivgestein zwischen dem Madreporentall zu Tage tritt.



„Alle Inseln der Gruppe,“ sagt Meinicke<sup>1)</sup>, „gewähren den gleichen Anblick. Gewöhnlich erheben sich am Meeresufer steile, schwer ersteigliche Felswände von Madreporentalkstein bis zu einigen hundert Fuß Höhe. Daß sie durch vulkanische Kräfte erhoben sind, würde man schon aus der Analogie schließen, wenn auch nicht in Mengone das vulkanische Gestein den Ralk durchbräche, und wahrscheinlich ist die Erhebung des Bodens zu zwei oder drei verschiedenen Malen geschehen, wie die an den Wänden in verschiedenen Höhen sich hinziehenden Streifen andeuten, die von der Meeresbrandung herzurühren scheinen. Am Fuß dieser Wände liegt ein schmaler nicht unergiebigter Landstrich, auf dem allein Kokospalmen wachsen und der alle Wohnsitze der Bewohner enthält. Das Meer ist fast stets nahe am Lande tief; Korallenriffe liegen außer um die nördlichen Inseln nur einzelne; den beiden südlichen fehlen Barrier- und Küsterriffe, und Häfen gibt es (außer in Uwea) nicht. Über den steilen Wänden breiten sich weite Ebenen ohne hervorragende Gipfel aus, deren Boden zum großen Teil nackter Fels und nach allen Seiten hin von tiefen Spalten durchschnitten ist, in denen sich hier und da Pflanzenerde angehäuft und den Bewohnern Anlaß zur Anlage von Pflanzungen gegeben hat. Dürre und Unfruchtbarkeit ist ein Hauptcharakterzug dieser Inseln. In dem spaltenreichen Felsboden, der häufig Höhlen mit Stalaktitenbildung enthält, sinkt das Regenwasser schnell ein; daher fehlen Bäche und Quellen. Die Wasserbeden, die sich nicht selten in Böcher und Grotten finden, enthalten teils brackisches, teils kalkhaltiges Wasser. Übrigens hat die erhebende Kraft, der diese Inseln ihre Entstehung verdanken und die vielleicht noch immer langsam fortwirkt, sich verschiedenartig geändert: am stärksten in der Mitte, in Vifu, während sie namentlich nach dem nördlichen Ende hin viel schwächer gewirkt und zuletzt statt Inseln nur Riffe und Bänke zu bilden vermocht hat. Erdbeben kommen noch jetzt nicht selten vor.

Daß man auf einem Boden dieser Art nicht die staunenswerte üppigkeit der Vegetation erwarten darf, wie etwa in den Hebriden, ist einleuchtend; aber wunderbar ist es, wie schön dennoch die Flora ist, welche Hitze und Feuchtigkeit auf dem dürren Kalkboden hervorzubringen vermögen. So wenig sie im einzelnen bekannt ist, so kann doch nicht bezweifelt werden, daß sie im ganzen mit der neutaledonischen übereinstimmen wird, namentlich mit der des südlichen Teils dieser Insel, obgleich gerade ganz charakteristische Gewächse Neutaledoniens hier fehlen. Es bezeugen das schon das Vorkommen des auf dem dürren Kalkboden selbst gut gedeihenden Sandelholzes und die schönen Araukarien, die in Neutaledonien oft auf dem dürrsten Felsen nahe am Meere üppig wachsen. Die Ebenen des Innern bedecken gewöhnlich niedere Bäume, Sträucher, Farne; unter den höheren Bäumen sind vor allem Arten von Ficus häufig, und charakteristisch besonders noch zwei Arten Pandanus. Die angebauten Nahrungspflanzen sind dieselben wie auf Neutaledonien: Yamö, Taro, Pataten, Zuckerrohr, Tabak, Brotfruchtbäume, Kokospalmen, Kürbisse, Wassermelonen u. s. w. Auch

<sup>1)</sup> N. a. D., S. 225 f.

die Fauna Säugetieren sind schon Papageien, Amphibien Regenzeit Meeres: W Arten, beson von neutaled sind. Moll manchen St Mangel an Hitze durch bringen sich unterbrochen veränderliche Orkanen und Indem wir hier nu Betrachtung und Uwea.

Mare gone, hat b die sich einer tretenden Ho weiten weite weite Buchte ein kastellart in den weni finden sich b so steil sind, von Schluch erhebt sich e barem Bode weise den b im Südosten Meere. An sandigen St meisten wird Netze benu

Nordw Loyaltinseln an den brei gerichteter. Höhe, das z Flächen frutreten die F Die besuchte

die Fauna ist im ganzen nicht reich, vor allem in den Landtieren; von Säugetieren gibt es bloß die Ratte und eine Art Fledermaus. Vögel sind schon des Wassermangels halber nicht häufig, einige Raubvögel, Papageien, eine große Taubenart: alles neutaledonische Tiere. Von Amphibien gibt es eine kleine Eidechse, Insekten nur sparsam (in der Regenzeit Schwärme von Moskiten). Viel reicher ist die Fauna des Meeres: Walfische, eine Rhodenart, Seevögel von den gewöhnlichen Arten, besonders auf unbewohnten Inseln; Fische, sehr zahlreiche von neutaledonischen Arten, darunter auch solche, die zu Zeiten giftig sind. Mollusken (besonders in Uwea), Zoophyten, Sclerothurien, an manchen Stellen ungemein häufig. — Das Klima ist, wie das bei dem Mangel an feuchten Wäldern und Sümpfen begreiflich ist, gesund, die Hitze durch die Seewinde gemäßigt. Die vorherrschenden Südostwinde bringen schönes Wetter und werden selten von Westwinden und Stürmen unterbrochen. Vom Dezember bis April herrscht die Regenzeit mit veränderlichen Winden, die besonders aus Nordwest kommen, heftigen Orkanen und vielem Regen.

Indem wir von den kleinen Inseln und Riffen absehen, gehen wir hier nur auf die drei Hauptinseln der Gruppe ein, die für unsere Betrachtung wichtig sind und zwar im Süden beginnend: Mare, Difu und Uwea.

Mare ober, wie sie von ihren Einwohnern genannt wird, Nengone, hat bei einem Flächeninhalt von 10 Quadratmeilen eine Gestalt, die sich einem Rechteck von 4 Meilen Länge annähert, mit vier hervortretenden Halbinseln: die eine nach Nordosten, die andre nach Nordwesten weisend, dazwischen eine nördlich gerichtete, die mit jenen zwei weite Buchten bildet. Die vierte liegt an der Südwestecke und bildet ein fassellartiges Vorgebirge. Die Südostecke ist abgestumpft und läuft in den wenig vortretenden Südpunkt aus. Fast überall an der Küste finden sich die erwähnten Felswände bis zu 80 Meter Höhe, die oft so steil sind, daß man sie auf Leitern ersteigen muß. Das Innere ist von Schluchten durchschnitten, dürr und wenig bewaldet. In der Mitte erhebt sich ein Hügel von vulkanischem Gestein, Kawa, der von fruchtbarem Boden umgeben ist. Die flache Küstenebene, welche vorzugsweise den bewohnten Teil der Insel bildet, ist vielfach nur schmal und im Südosten erheben sich die Wände zum Teil unmittelbar aus dem Meere. An einigen Stellen aber senkt sich die Küste allmählig zum sandigen Strande herab. Gute Ankerplätze sind nicht vorhanden. Am meisten wird wohl der an der Westseite in den Undine Cove beim Dorfe Nefische benutzt.

Nordwestlich, 6 Meilen von Mare, liegt Difu, die größte der Loyaltyinseln (24 Quadratmeilen). Sie hat eine unregelmäßige Gestalt; an den breiteren Teil im Süden schließt sich ein schmaler nach Norden gerichteter. Die Insel bildet ein Hochplateau von etwa 70 Meter Höhe, das zwar felsig ist, aber mehr bewaldet als Mare, auch größere Flächen fruchtbaren Boden hat. Im Norden und an der Südwestküste treten die Felswände unmittelbar bis an das Meer, ohne Küstenrand. Die besuchteste Gegend der Insel ist der nördliche Teil der Westküste,

namentlich die Wreckbai, an der die Hauptstation der evangelischen Mission, Sepenehe, liegt.

Von dort 6 Meilen weiter nordwestlich kommt man nach Uwea (Uea). Dieser Name wird von den im nördlichen Teile lebenden Eingebornen gebraucht; die südlichen nennen die Insel Jai. Sie ist insofern von den beiden andern verschieden, als sie mit der Form der gehobenen Koralleninsel die der Laguneninsel vereinigt. Die Lagune (nach Bischof Selwyn trägt sie den Namen Bishops Sound) ist von der Hauptinsel auf der östlichen Seite umspannt, während ein unregelmäßig gestaltetes Riff mit vielen kleinen Inselchen sie auf der andern Seite umgibt. Die Ostseite der Hauptinsel besteht aus Klippen von 50 Meter Höhe, die nach der See zu steil abfallen. Dieser Klippen-gürtel ist eine halbe englische Meile breit und senkt sich auf der andern Seite allmählich zur Lagune herab. An einigen Stellen nach der Landseite zu, finden sich dort tiefe Tropfsteinhöhlen mit brackischem Wasser. An der Westküste liegen viele Sümpfe. Dort ist meist schwarzer Alluvialboden und bessere Bewaldung als sonst auf dieser Gruppe.

Von den kleineren Inseln sei nur noch Tika (Tosa) erwähnt, eine hohe Koralleninsel zwischen Vifu und Mare.

Die Bewohner der Loyaltyinseln, deren Zahl auf 13 000 Seelen geschätzt wird, sind Melanesier und gleichen in vielen Stücken den Eingebornen Neutaledoniens; doch sind an ihnen polynesishe Einflüsse sehr deutlich. Die Bewohner von Uwea sind zum Teil (im Norden) Polynesianer. Vor vier Generationen kam dort eine Kolonie aus Uwea und Tonga an. Sie haben ihre polynesishe Sprache beibehalten, im übrigen aber fast alle Sitten der melanesischen Urdemohner angenommen. Ähnliche Einwanderungen mögen früher auch auf andern Inseln stattgefunden haben, ohne daß sich dort etwas von der Sprache erhalten hätte. „Dann hat die Dürre und Unfruchtbarkeit der Inseln sie gezwungen, größere Industrie anzuwenden und sie fleißiger und thätiger gemacht, dabei aber auch an eine mehr umherziehende Lebensart und an Auswanderungen nach Neutaledonien gewöhnt, dessen Einwohnern sie in mehrfacher Hinsicht überlegen sind. Sie stehen auch bei ihnen in hoher Achtung und scheinen hauptsächlich das Mittel gewesen zu sein, wodurch polynesishe Elemente nach Neutaledonien übertragen worden sind.“ Die übeln Seiten des melanesischen Charakters und alle jene rohen Gewohnheiten fanden sich bei ihnen im vollsten Maße. In dem Verkehr mit den Sandelholzhändlern ist auch hier viel Blut geflossen, und der Reichtum manches Weißen ist verzehrt worden von den Kannibalen. Jetzt aber ist die Bevölkerung durch die Mission völlig umgewandelt. Leider ist durch das Eindringen der katholischen Missionare auf dieses evangelische Arbeitsfeld jene Rivalität mit eingeführt, die noch immer wieder Streitigkeiten und Kämpfe veranlaßt, in denen dann und wann auch noch von der alten Wildheit etwas zu Tage tritt.

Wir geben keine ausführliche ethnographische Schilderung der Loyaltyinsulaner, weil eine solche vieles schon Gesagte enthalten würde, und machen nur einige Bemerkungen. Als Nahrungsmittel gebrauchen sie außer den oft genannten Knollengewächsen die Rinde eines Baumes

(paritium) ganz denen werden (1.

Sie stehen palmen, Jams mit unsern durch welche m Doppelstüren, das Dach 10 die mit gestoch mit Matten be die inneren M ein, und da in herrscht darin trieben, aber zu werden.

Es sind nestischer Bau haus, das i schmückt war getrieben, na der Mische ver

Über die es früher ein noch Lauaat In neuerer Reliquien der Gegenstand d keine Tempel mit jenen M Ort, wo die c liegen sollte

Der An 1841 gemad samoasche Vel dem Schutze Jahre wurde vielen Gefahr verlassen wer gefallen war Williams“ t schritte. Im hatte, gestört alten Thron hielten den folgte seinem werden konn den Eingebor plätze pflegte

(paritium tiliaceum) sowie dessen junge Triebe. Die Wohnungen sind ganz denen der Neutalebonier ähnlich, die folgendermaßen beschrieben werden (1. Auflage):

Sie stehen hin und wieder dörferartig zusammen, mit Pflanzungen von Kokospalmen, Yamö u. d. d. Es sind konisch gestaltete Hütten, die einige Ähnlichkeit mit unsern Bienenkörben haben. Den Eingang bildet eine kleine viereckige Thür, durch welche man nur gebückt eintreten kann; einige Hütten haben auch Flügel- oder Doppeltüren, zum Teil mit Schnitzwerk ausgearbeitet. Die Gebäude sind bis an das Dach 10 Fuß hoch; das Zimmerwerk besteht aus senkrecht eingerammten Pfählen, die mit geflochtenen Reisern hürdenartig ausgefüllt und bis an die Decke ringsum mit Matten bedeckt sind. Das darauf ruhende Dach besteht aus Palmenblättern; die inneren Matten sind aus Rinde gewebt. Das Licht fällt bloß durch die Thür ein, und da in den Hütten auch der Feuerherd beständig in Thätigkeit steht, so herrscht darin eine gewaltige Hitze und Rauch, wodurch zwar die Mücken vertrieben, aber zugleich die Menschen gegen jedes rauhe Lüftchen empfindlich gemacht werden.

Es finden sich jedoch auch längliche, viereckige Häuser nach polynesischer Bauart. In der Mitte des Dorfes fehlt nicht das Gemeindehaus, das in früheren Zeiten ganz mit Schädeln und Knochen geschmückt war. — Der Landbau wird mit vielem Fleiß und Emsigkeit getrieben, namentlich eine Düngung von Pflanzenüberresten und von der Asche verbrannten Gesträuchs angewendet.

Über die Religion ist nicht viel bekannt geworden. Auch hier gab es früher eine Verehrung der höchsten Götter, von denen auf Lisu noch Lauaati der Schöpfer der Welt und der Menschen genannt wurde. In neuerer Zeit aber waren nur noch die Seelen Verstorbener resp. Reliquien derselben (wie Schädel, Knochen, Haare, Zähne und Nägel) Gegenstand der Verehrung. Es gab auch Götterbilder von Stein, doch keine Tempel. Die schwarz bemalten Priester oder Zauberer nahmen mit jenen Reliquien ihre Zeremonien vor. Auch der Glaube an einen Ort, wo die abgestorbenen Seelen weiter lebten und der weit im Westen liegen sollte (Wösha), war vorhanden.

Der Anfang der evangelischen Mission auf den Loyaltinseln wurde 1841 gemacht, als Missionar Murray im „John Williams“ zwei samoasche Lehrer (Tataio und Laniela) dorthin führte und sie unter dem Schutze eines Häuptlings auf Mare zurückließ. Im folgenden Jahre wurde auch Lisu besetzt. In der ersten Zeit waren die Lehrer vielen Gefahren ausgesetzt. Die letztgenannte Insel mußte sogar wieder verlassen werden, nachdem zuvor einer der Lehrer vom Glauben abgefallen war (1847). Dagegen fand sich bei dem Besuche des „John Williams“ im Jahre 1848 das Werk auf Mare in erfreulichem Fortschritte. Zwar war jener Häuptling, der die Lehrer treulich beschützt hatte, gestorben, aber auch seine zwei Söhne, die für den erst 12 Jahre alten Thronfolger regierten, waren entschiedene Freunde des Lohu, hielten den Sonntag und kamen zum Gottesdienste, und das Volk folgte seinem Beispiel, so daß an 6 verschiedenen Orten Lehrer stationirt werden konnten. Diese wurden überall freundlich behandelt und von den Eingebornen mit Nahrungsmitteln versorgt. An jedem der Predigtplätze pflegten sich 100 bis 150 Zuhörer zu sammeln. Der Aberglaube

und die groben heidnischen Gebräuche waren im Verschwinden, das Menschenfressen hatte aufgehört wo die Lehrer waren; und seit dem Tode des alten Häuptlings war nur einmal auf der Insel Krieg gewesen. Viele von dem Volke trugen jetzt auch Kleidung, besonders wenn sie zum Gottesdienst kamen.

Auch Bifu wurde 1850 wieder besetzt, und wie erfreut waren die mit dem „John Williams“ zwei Jahre darauf hier visitirenden Missionare, eine große weiße Kirche und ein schönes Wohnhaus erbaut zu finden. Dazu war die ganze Bevölkerung den rarotongischen Lehrern wohl geneigt, auch zeigten sich starke Einflüsse christlicher Kultur. Die Kämpfe waren beigelegt, die Menschenfresserei hatte aufgehört u. Einer der Lehrer war auf dringendes Bitten der Bevölkerung von Tota (Tila) auf dieses kleine Inselchen hinübergezogen. Auch dort war eine Kapelle gebaut, und alle Bewohner wollten Christen sein. — Am Sonntag, den 6. Juni, landeten die Missionare auf Mare. Alle Eingebornen waren mehr oder weniger gekleidet und sahen heiter und freundlich aus. Man zog in die Kapelle, die bald gedrängt voll war. Wieder in der Sprache der Insulaner, von den Lehrern verfaßt, wurden gesungen, und eine Anrede, die einer von den Missionaren über Lukas 19, 10 hielt, ward von einem derselben verdolmetscht. Indes bekannte sich erst ein Teil der Bevölkerung, die unter einem Häuptling stehenden 2 Distrikte Suako und Kauma (Guwahma), zum Christentum, während die beiden andern Distrikte der Insel im allgemeinen noch heidnisch waren. Doch gab es auch hier allenthalben kleine christliche Parteien und auch ganze Dörfer, die an Sonntagen regelmäßig von Eingebornen besucht wurden, um Gottesdienst mit ihnen zu halten.

Auch im folgenden Jahre wurden diese Inseln auf der Rundreise des „John Williams“ besucht<sup>1)</sup>, dabei auch ein paar Lehrer auf Uwea (oder wie man damals schrieb Ua) angestellt, und im nächsten Jahre (1854) brachte derselbe 2 Londoner Missionare, die sich auf einer derselben niederlassen sollten: Nevs. S. M. Creagh und J. Johns. Sie ersahen sich Mare als das günstigste der Arbeitsfelder zu ihrem Wohnsitz und ließen sich an der Westseite an der Undine Cove zu Netische nieder.

Hier und im ganzen Distrikt Guwahma konnte jedermann, die ganz Alten und die ganz Jungen ausgenommen, lesen und etwa 40 auch schreiben. An 100 Taufbewerber waren da und Aussicht auf baldige Gründung einer christlichen Gemeinde vorhanden. Die Häuptlinge hatten ihre Frauen bis auf eine entlassen; 12 Lehmhäuser waren errichtet, und statt der von einem Sturme umgeworfenen Lehmkirche eine steinerne von 80 Fuß Länge und 60 Fuß Breite erbaut, die jeden Sonntag von Zuhörern überfüllt war.

<sup>1)</sup> Zu wiederholten Malen war auch Bischof Selwyn von Neuseeland auf der Insel gewesen und hatte sich herzlich der Erfolge der polynesischen Lehrer erfreut. Er hatte sogar einen europäischen Missionar nach Mare geschickt, Mr. Mill, der jedoch, wie es scheint, schon nach nicht langer Zeit gestorben war. Vergl. (Galwer) Handbuch der Missionsgeschichte, 3. Aufl., II, 221.

Ähnlich  
Lehrer bisher  
identisch mit  
beiden Vätern  
nahm. Bei  
auf der Insel  
Durch ein v  
daß die Miss  
am 27. Okt  
Zahl, an der  
günstiger Wi  
viele, was  
und ihre Ar  
eine neue ste  
worden; mit  
rung zum C  
bliebenen eng  
mehr thun, o  
das Missione  
bringen würde

Im Jahre  
er aus Land st  
hatte in seiner  
leben „die San  
durchkommen.  
haben. Jones  
Schmerz in sei  
rechten Arm m  
Masse von Leu  
auf den Schul  
„weiße Mission

In Ma  
67 Mitglieder  
Schon damals  
griffe. Neute  
ließen sich S  
hörten, sodaß  
noch die Erla  
noch 8 Jahre  
Seine 1  
Inseln. Auf  
tum der Tron  
gestellt hatte.

Die Missio  
da man sie um

<sup>1)</sup> Hierbei s  
tümliche Aspirant  
Missionare durch



Ähnliche Verhältnisse fanden sich auf der andern Station, wo die Lehrer bisher ihren Sitz hatten, nämlich zu Unaletsch, wahrscheinlich identisch mit Wahnahneretsche<sup>1)</sup> an der Nordbat (der westlichen jener beiden Baien), im Distrikte Welu, wo später Mr. Jones seine Station nahm. Bei dieser Gelegenheit wurden noch 3 weitere Lehrer von Samoa auf der Insel zurückgelassen. Weiter segelte das Schiff nach Ulu. Durch ein von Mare gekommenes Kanoe hatten die Einwohner gehört, daß die Missionare zu ihnen auf dem Wege wären, und hatten sich am 27. Oktober zu ihrer herzlichsten Bewillkommung, 3000 an der Zahl, an dem Landungsplatze versammelt. Leider verhinderte ein ungünstiger Wind die Missionare, ans Land zu gehen, doch hörten sie vieles, was ihr Herz erfreuen mußte. Die Lehrer befanden sich wohl, und ihre Arbeiten auf der Insel waren sehr gesegnet. Auch hier war eine neue steinerne Kapelle, 120 Fuß lang und 30 Fuß breit, erbaut worden; mit sehr geringen Ausnahmen bekannte sich die ganze Bevölkerung zum Christentum und bat bringend um einen der auf Mare gebliebenen englischen Missionare, doch konnte man vor der Hand nicht mehr thun, als ihnen noch 2 Lehrer überlassen mit der Aussicht, daß das Missionschiff auf seiner nächsten Reise ihnen zwei Missionare bringen würde.

Im Jahre 1856 besuchte Missionar Jones von Mare aus die Insel Ulu. Als er ans Land stieg, fand er das ganze Ufer mit Eingebornen wie besät, und jeder hatte in seiner Hand eine Yamswurzel als Geschenk. Der Missionar sollte einem jeden „die Hand schütteln“; er sagte zuweilen zwei Hände zugleich, um schneller durchzukommen. Vergebens, ein jeder wollte seine Hand für sich allein geschüttelt haben. Jones machte Miene, die Zeremonie zu beendigen, und klagte laut über Schmerz in seiner Schulter. Wieder vergebens. Er sah sich daher genötigt, den rechten Arm mit dem linken zu stützen, so groß war die Anstrengung, einer solchen Masse von Leuten die Hand zu schütteln. Auf einer andern Station trug man ihn auf den Schultern zu „des Lehrers Haus“. An mehreren Orten verlangte man „weiße Missionare“, und ihm selbst erschienen wenigstens sechs wünschenswert.

In Mare war um diese Zeit schon eine Kirchengemeinschaft von 67 Mitgliedern gegründet; gegen 120 waren auf der Kandidatenliste. Schon damals aber erschien die Mission bedroht durch französische Eingriffe. Neukaledonien war bereits 1853 in Besitz genommen und schon ließen sich Stimmen vernehmen, daß auch die Loyaltinseln dazu gehörten, sodaß Jones 1856 schrieb: „Wir wissen nicht, wie lange wir noch die Erlaubnis haben werden hier zu arbeiten. Doch vergingen noch 8 Jahre ehe die gefürchtete Katastrophe eintrat.“

Seine 12. Rundreise brachte das Missionschiff 1857 nach diesen Inseln. Auf Mare fand man, daß sich dem fortschreitenden Christentum der Troß der noch feindlichen Stämme stärker als zuvor entgegen gestellt hatte.

Die Missionare mußten aufhören, ihre eingebornen Lehrer zu jenen zu senden, da man sie umzubringen drohte, wenn sie ihre Besuche unter ihnen fortsetzten.

<sup>1)</sup> Hierbei sei bemerkt, daß das h vor n und m eine dieser Sprache eigentümliche Aspiration der betreffenden Laute bezeichnet. Den Laut taoh drücken die Missionare durch o aus.

Auch gestattete man ihnen nicht, an dem Plage, dahin sie gekommen waren, zu übernachten, obschon es Samstag Abend war. Ein Häuptling schwang seinen Speer und drohte, einen der eingebornen Lehrer zu durchbohren; aber dieser sprach so mild und freundlich mit dem wütenden Mann, daß er ihm nichts zu Leide zu thun wagte.

Die Missionare hatten die ganze Insel umzogen, und schätzten die Bevölkerung auf 8000 Seelen. Die Zahl derer, die das Heidentum aufgegeben und christlichen Unterricht begehrten, belief sich auf nicht weniger als 3000. Zu Wailo, der Station des Missionar Jones, befanden sich 80 eigentliche Gemeindeglieder, und 100 andere baten um Aufnahme. Zu Guahma, dem Wohnsitz des Missionar Creagh, belief sich die Zahl der Abendmahlsgegnossen auf 70, während 300 im Taufunterricht standen. Derselbe ward in seiner Arbeit von 2 Lehrern aus Karotonga, einem aus Samoa und einem aus Mare selbst unterstützt. — Auf Vifu, das der „John Williams“ am 26. Juni erreichte, zeigte sich, mit wie großem Erfolg die eingebornen Lehrer daselbst gearbeitet. Die Missionare wandten sich zunächst nach Awerwebe (Hepenehe?), der Station des Tui und Kalorua. Die Eingebornen waren mehr oder weniger bekleidet und schienen hoch erfreut, sie zu sehen. In der großen steinernen, 114 Fuß langen und 38 Fuß breiten Kapelle mit 3 Fuß hohen Mauern, hinreichenden Bänken und einer sehr netten Rangel samt Vorlesepult, welche 1000 Menschen faßt und jeden Sonntag voll war, hielten sie eine Versammlung, und ankerten dann am Samstag Morgen, den 27. Juni, an der Südseite (?) der Insel in der großen Bucht Ipahana (?), der Station des Lehrers Apolo, der auch bald mit Wamya, dem Häuptling des Orts, welcher sehr anständig gekleidet war und sich überaus würdig benahm, auf dem Schiffe war.

„Missionare möcht' ich haben“, war eines seiner ersten Worte. Am Sonntag Morgen, den 28. Juni, gingen die Missionare mit dem Kapitän und dem ersten Offizier sowie der abkömmlichen Mannschaft des Missionschiffes, mit den Kengone- und Karotongalehrern ans Land, wo sie von einer großen Menge von allen Seiten herbeigeströmter Eingeborner mit herzlichem Willkommen und Händedruck empfangen wurden. Das Händeschütteln ging fort bis zu Apolos auf einer Erhöhung nahe bei der Kapelle stehender und eine entzückende Aussicht über die große Bucht bietender Wohnung. Kaum waren sie da eingetreten, so fing die Glode zu läuten an. In der großen, wohl 1000 Personen fassenden Kapelle waren etwa 700 versammelt, und vielleicht 100 drängten sich außerhalb an die Thüren und Fenster, meistens noch Heiden. Tui predigte in der Landessprache über Joh. 1, 6. 7. Die Versammlung hörte mit gespanntester Aufmerksamkeit zu und sang nach der Predigt aus aller Macht ein Lied in ihrer Sprache zum Lobe dessen, der zum Heil der verlorenen Welt gestorben und auferstanden ist. Dann scharten sie sich um den Tisch des Herrn. — Glieder der Gemeinde Christi aus acht verschiedenen Nationen, aus England, Schweden, Samoa, Kengone, Savageinsel, Karotonga, Tongatabu und Aneityum. Ansprachen in drei verschiedenen Sprachen wurden gehalten.

Endlich geben wir noch aus der ersten Auflage den Bericht über den Besuch des Missionschiffes im Jahre 1859 wieder. Mare, so heißt es dort, war in zwei Hälften geteilt, indem etwa 3000 Seelen sich zu den Missionaren hielten, während 4000 auf der anderen Seite der Insel noch immer kämpften und die Erschlagenen verzehrten. Noch

vor 14 Jahren bemalt vom etwa 250 reiflichen Gotterkündigen Christen, die in einen Ort mehr aus dem immer aber Kirche, mit auf die heidnische Vifu bekam die langersehnten empfangen

Wir hatten schickte uns über sie, 10 an der Kaufartikeln an zum Holzfällen (neffen) und ver Größe, Alter und hältnismäßige 6 davon und arbeiteten in h und 2 Loskaufte 4 nach Sonolul mit, um daselbst sich ihre Mittelrichteten. Einer hielt man sie beglückt, als wir zwei derselben sich zu ihnen dr wohin sie immer

Auf Ma zum Kriege. liche Häuptlin Milde benutzte nicht länger bereits damal lichen Priester müssen, so das Kriegssele Krankheiten zu Guwahma immer deren

<sup>1)</sup> Vater Missionar.

<sup>2)</sup> Basler

vor 14 Jahren hatte Turner sie alle so getroffen, völlig nackt und weiß bemalt vom Kopf zu den Füßen, nie der Waffen vergessend: jetzt kamen etwa 250 reinlich gekleidet, die meisten mit ihren Büchern zur, Kirche, sangen Gottes Lob und „verschlungen“ was die Missionare ihnen zu verkündigen hatten. Drüben aber wollten sie nicht hören, und zwei Christen, die gingen, ihnen das Wort zu predigen, waren erst kürzlich in einen Hinterhalt gelockt, erschlagen und aufgegefressen worden, freilich mehr aus Blutrache, als weil man Christum verfolgen wollte. „Noch immer aber gehen auserlesene Männer, Lehrer und Mitglieder der Kirche, mit einem oder dem andern Missionar, einmal des Monats auf die heidnische Seite der Insel, um Frieden zu verkündigen.“ — Bifu bekam endlich (1859) in den Herren Macfarlane und Baker<sup>1)</sup> die langersehnten Missionare, und groß war die Freude, mit der sie empfangen wurden.

„Wir hatten hier“, erzählt Turner, „vier Bifu-Jünglinge zu landen, deren Geschichte uns über unsere Landsleute erröthen macht. Vor mehr als 3 Jahren wurden sie, 10 an der Zahl, von einem Sandelholzändler aus Sydney mit etlichen Verlaufsartikeln aufs Schiff gelockt, eingesperrt, und ein Jahr lang auf *Esperanto* zum Holzfüllen benutzt. Nachher nahm sie der Schiffsherr nach *Ascension* (Mitro-neffen) und verkaufte sie daselbst gegen Schweine, Hams und Brennholz. Nach Größe, Alter u. wurde ein jeder zu 2, 3 bis 5 Schweinen taxirt und eine verhältnismäßige Anzahl Hams mit Brennholz dreingegeben. Nach einiger Zeit liefen 6 davon und brachten sich durch bis Soglong, wo ihrer 5 starben. Die 4 übrigen arbeiteten in harter Sklaverei, bis sich amerikanische Missionare ihrer annahmen und 2 loskauften, während ein Kapitän Thomson die 2 andern erlöste und alle 4 nach Honolulu brachte. Ein fremdlicher Schiffskapitän nahm sie nach Rarotonga mit, um daselbst auf unser Schiff zu warten. Der britische Konsul in Samoa hat sich ihre Mittheilungen eidl. geben lassen und wird darüber an seine Obern berichten. Einer der jungen Männer hat gut Englisch sprechen gelernt. Auf der Insel hielt man sie schon lange für tot. Natürlich wurden wir mit doppelter Freude begrüßt, als wir diese Verlorenen den Ihrigen zurückbrachten, um so mehr, als zwei derselben von hoher Abkunft sind. Es war rührend anzusehen, wie die Leute sich zu ihnen drängten, ihrer Erzählung lauschten und sie ungertrennlich begleiteten, wohin sie immer gingen.“

Auf *Mare* führte die Feindseligkeit der Heiden leider mehrfach zum Kriege. So besonders in den Jahren 1860 und 61. Der christliche Häuptling *Kaiselini* gewann den Sieg, den er mit großmüthiger Milde benutzte. Die Vertreter des Heidentums sahen, daß sie dieses nicht länger aufrecht erhalten konnten; etliche derselben äußerten aber bereits damals bei einem Besuche auf der Fichtensinsel zu den katholischen Priestern: „Wenn wir einmal eine andre Religion annehmen müssen, so steht uns die eurige noch am besten an.“ — Damals war das Kriegselend noch gesteigert durch die Opfer, welche epidemische Krankheiten auf der Insel forderten. Auch die christliche Gemeinde zu *Guwahma* (Netsche) verlor 20 ihrer Mitglieder, doch zählte sie noch immer deren 160.

<sup>1)</sup> Baker verließ schon nach kürzerer Zeit aus unbekannten Gründen den Missionsdienst.

<sup>2)</sup> *Basler Magazin* 1863, S. 154.

Nach diesen Prüfungen befand sich die Mission auf Mare in den nächsten Jahren in fröhlichem Gedeihen. An verschiedenen Punkten des heidnischen Gebietes konnten Lehrer angestellt werden, und ein Seminar zur Ausbildung inländischer Lehrer kam in guten Gang. Auf den beiden Stationen war die Zahl der Kommunikanten 1863 auf 265 gestiegen. Noch erfreulicher standen die Sachen auf Vifu, wo die Mission in den letzten Jahren sich ungestörter hatte entwickeln können. Macfarlane hatte an J. Sleigh einen Mitarbeiter gefunden, der sich vermutlich zu Mu, am südlichen Teil der Ostküste, niedergelassen hatte. Auch hier war eine Gehilfenschule errichtet. In dem einen Distrikt allein waren 439 Kommunikanten und 268 Inquirir; die Fortschritte der Kultur bei den christlichen Eingebornen waren erstaunlich. Auf Vifu war auch eine Presse thätig, die Katechismen, Gesangbücher und ein paar Theile des Neuen Testaments für dieses Missionsfeld lieferte. — Auch auf Uwea, wo bisher immer nur polynesishe Lehrer gewirkt hatten, war die Mission so vorangegangen, daß auch diese Insel einen europäischen Missionar erhalten sollte, und Rev. S. Ella, der seit 1847 auf Upolu gearbeitet hatte, war für diese Station bestimmt.

Die katholischen Priester aber hatten nicht ohne Reiz diese Fortschritte mit angesehen und sich jene Geneigtheit der heidnischen Partei nicht umsonst lassen. Sie kamen herüber. Raum hatten sie einigen Halt bei der letzteren gewonnen, als sie, wohl fühlend daß sie mit dem Einfluß der englischen Missionare hier schwerlich würden konkurriren können, die französische Macht herbeiriefen, wozu vielleicht allerlei Streift, der hier und da zwischen den politischen Parteien immer noch vorkam, die mit dem Unterschied der evangelischen und heidnisch-katholischen Bevölkerung sich ziemlich bedekte, willkommenen Anlaß bot. Infolge dessen wurde die Insel Vifu der Schauplatz ähnlicher Gewaltthaten, wie sie einst auf Tahiti geschehen. Der Gouverneur von Neukaledonien, Mr. Guilain, sandte ein Dampfschiff mit 25 Soldaten herüber und ließ die französische Flagge aufpflanzen (2. Mai 1864). Den Häuptlingen wurde ohne weiteres mitgeteilt, daß ihre Macht erloschen sei, ihre Gesetze nicht mehr gelten, daß die Insel eine französische Besitzung und der Kommandant der Truppen als der König der Bevölkerung zu betrachten sei. Mehrere Wochen wurde die Missionsarbeit noch nicht gehindert. Als aber ein paar Kisten mit gedruckten Büchern von Mare herübergebracht wurden, erfolgte der gemessene Befehl, sie nicht zu verteilen und überhaupt alle öffentliche Unterweisung der Eingebornen abzubrechen. Die Gehilfenschule (das schönste Gebäude auf der Insel), von den Jünglingen selbst aus Korallenfelsquadern gebaut, wurde geschlossen. Alle die Dorfschulen, in denen nicht weniger als 2000 Kinder unterrichtet wurden, mußten mit einem Mal den Unterricht einstellen. Eingeborne wurden gezwungen ohne irgend einen Lohn für die fremden Unterdrücker zu arbeiten.

Am 21. Juni traf der Gouverneur selber ein. Er machte dem Missionar Vorwürfe, daß er sich ohne Erlaubnis auf einer Insel nieder-

gelassen habe; Kolonie sei; Missionsgesellschaft an Neukaledonien öffnet, daß es trägt nach französischen gezogen werden, verweilen dürfen, welche angestrichen das Dorf ver katholisch zu Aufregung Gemüter zu um irgend ein bedroht sei. Tage wurden 30 katholische proklamirt. nicht viel vor seligleiten me weißen Barbar aus ihrem Ver lichen Mienen Waffen zu gre die übliche V Lehrern und hatten. Als Fußtritte und in die Kirche betenden Geme sie sich zurück Der Gottesdie jedoch nur den darauf erhob Eingeborne un Inlande getri Militär, und tötet und viele Soldaten in d schleppten die Schutz suchen grausam gemi Das Missions vorgefundenen

<sup>2)</sup> London Missionary Chronicle 1864, p. 329 ff.

<sup>1)</sup> Er hatte

gelassen habe, die selbstverständlich eine Dependenz der französischen Kolonie sei; worauf Macfarlane erwidern konnte, daß die Londoner Missionsgesellschaft die Insel besetzt habe, lange bevor die Franzosen an Neualabonien gedacht hätten. Nichts desto weniger wurde ihm eröffnet, daß er nicht bleiben könne, wenn er nicht die Erlaubnis nachträglich nachsuche und den Grund und Boden seines Gehöftes von der französischen Regierung kaufe<sup>1)</sup>; erst danach könne es in Erwägung gezogen werden, ob er als ein protestantischer Missionar auf der Insel verweilen dürfe. Einige Tage später erschien einer von den Häuptlingen, welche zu den Katholiken übergetreten waren, um der Bevölkerung anzukündigen, daß am andern Tage die Soldaten kommen und das Dorf verbrennen würden und jeden erschießen, der sich weigere katholisch zu werden. Dadurch wurde begreiflicherweise eine ungeheure Aufregung hervorgerufen. Umsonst bemühte sich der Missionar die Gemüther zu beruhigen, umsonst bat er den Kommandanten schriftlich um irgend eine Erklärung dahingehend, daß ohne Veranlassung niemand bedroht sei. Viele Eingeborne flohen in die Wälder. Am folgenden Tage wurden 150 Soldaten gelandet und marschirten durch das Dorf; 30 katholische Eingeborne folgten. Die französische Besiznahme wurde proklamirt. Hierauf begann eine rohe Plünderung, bei der freilich nicht viel vorgefunden wurde, da die Eingebornen ihre wenigen Habseligkeiten meist mitgenommen hatten. Gegen Abend zogen sich die weißen Barbaren zurück, und die Eigentümer der beraubten Hütten kamen aus ihrem Versteck hervor mit Waffen und viele gewiß mit nicht freundlichen Mienen. Darin sahen die Franzosen eine Veranlassung zu den Waffen zu greifen. — Am andern Morgen hielt Missionar Macfarlane die übliche Wochenbetstunde, zu der freilich außer den eingebornen Lehrern und ihren Familien sich nur 20 Eingeborne eingefunden hatten. Als alle auf den Knien lagen und beteten, hörte man rohe Fußtritte und das Geklirr der Waffen. Das französische Militär war in die Kirche eingebrungen. Überrascht jedoch von dem Anblick der betenden Gemeinde, die sich durch den Lärm nicht beirren ließ, hatten sie sich zurückgezogen und nur den Ausgang und alle Fenster besetzt. Der Gottesdienst wurde ruhig bis zum Schluß geführt; dann war es jedoch nur dem Missionar verstattet die Kapelle zu verlassen. Bald darauf erhob sich das Getümmel des Kampfes vor dem Dorfe. Hier Eingeborne und ein Franzose fielen. Die ersteren wurden nach dem Inlande getrieben. Hier jedoch empfing sie eine andre Abtheilung Militär, und es erfolgte der zweite Kampf, in dem wieder mehrere getödtet und viele schwer verwundet wurden. Unterdessen waren andre Soldaten in die Kirche gedrungen, hatten die Lehrer gebunden und schleppten die Eingebornen heraus. Eine Frau, die unter der Wank Schutz suchen wollte, erhielt 6—7 Bajonettschläge. Auch andre wurden grausam gemißhandelt. Die Lehrer wurden gefesselt an Bord gebracht. Das Missionshaus wurde mit Posten umstellt und alle in demselben vorgefundenen Eingebornen fortgeschleppt. Nur auf die Reklamation

<sup>1)</sup> Er hatte denselben seiner Zeit von den Häuptlingen für 224 Mark gekauft.



des mit seiner Frau und Kindern allein gelassenen Missionars durfte ein Knabe und ein Mädchen zur nöthigen Bedienung zurückkehren. Zu den Lehrern, wie sie im Schiffsraum gebunden lagen, kam einer der Priester und fragte spottend, ob ihnen ihr Gott auch die Fesseln abnehmen könne? Die Kirche wurde in eine Kaserne verwandelt, die Sitze als Feuerholz gebraucht — das Dorf aber verbrannt und viele Kokospalmen umgehauen. Das Zerstückungswerk erstreckte sich auch auf die andern Dörfer des Distrikts. Darauf zog der Gouverneur ab, und der Kommandant ließ Frieden verkündigen und die Eingebornen auffordern, in ihre Dörfer zurückzukehren, ihre Häuser wieder aufzubauen und sich bemühen, die französische Sprache zu lernen (1), Religionsfreiheit sei gewährt, aber Gottesdienst dürfe jeder nur für sich in seinem Hause halten. Aber nur der evangelische öffentliche Gottesdienst war verboten. Dem Priester war volle Freiheit gewährt, und er benutzte jede Gelegenheit um Proselyten zu machen. Der heidnische Häuptling von der Westküste, der sich dem Namen nach zum Katholicismus bekannte, versammelte die Unterhäuptlinge und bedeutete sie, daß sie „das Wort“ nun aufgeben und „Wito“<sup>1)</sup> d. h. katholisch werden müßten, widrigenfalls sie erschossen werden würden. Die Lehrer waren nach fünfjähriger Gefangenschaft wieder ans Land gebracht, wo sie bleiben sollten, bis sie der „John Williams“ abholen würde. Jeder Verkehr mit den Eingebornen war ihnen verboten. Auch dem Missionar war jede Thätigkeit abgeschnitten. Doch erhielt er von verschiedenen Orten Botschaften mit der Bitte die Insel nicht zu verlassen. Die Bekehrten aber blieben standhaft bei ihrem evangelischen Bekenntnisse. — Erst später wurde es in Europa bekannt, daß der Gouverneur, ehe er nach Vifu kam, bereits auf Mare dieselben Maßregeln wie dort hatte in Kraft treten lassen, ohne daß es dort dabei zum Kampfe gekommen war.

Infolge dieser Vorgänge erhob sich in allen evangelischen Ländern eine gerechte Entrüstung. Eine darauf bezügliche Adresse wurde dem Kaiser Napoleon III. überreicht. Er mißbilligte die Maßregeln des Gouverneurs und sagte der evangelischen Mission auf den Inseln volle Freiheit zu; aber die weiteren Anordnungen des Gouverneurs umgingen doch vielfach diese Zusage, und die Mission blieb in gedrückter Lage. Auch Mare und Uwea waren in Besitz genommen und besetzt worden. Für die letztere Insel war bald nach den Vorgängen auf Vifu der Missionar S. Ella, der bereits seit 1847 auf Upolu gearbeitet hatte, eingetroffen, aber es wurde ihm nicht gestattet, dort zu landen. Doch finden wir ihn im folgenden Jahre bereits dort angestiebt, jedenfalls war durch den erwähnten kaiserlichen Erlass das Hindernis hinweg geräumt. Hier hatten sich seit 1859 schon katholische Priester festgesetzt. Die Bevölkerung war in eine katholische und evangelische Partei gespalten; letztere von den polynesischen Lehrern gesammelt, und von Missionar Macfarlane seit 1860 regelmäßig besucht. Schon

<sup>1)</sup> Die Franzosen werden in der Südbsee Wivi genannt, nach dem oft gehörten: Ovi, ovi.

öfter hatten genannten Maßregeln Freiheit bestraft. Ella seine Berichten nicht, daß die Bekehrten im Einvernehmen

Obwohl nicht wieder weniger, als sehr enttäuschend Bevölkerung schüchterungen zuziehen. Es für Mare voll wurde und w Die Evangelisten ihre Kinder. der Schulen e waren dort it es dem Missionar Schwierigkeiten

In den evangelische Mission sich immer im nare aber mu finnten Beamten ihrem Werke

Eine freie Jahre 1870 d Verhältnisse bu in Bezug auf Der bisherige seine Stelle ein Vorgängers fü von den Loyalit dant angestellt, keine ungerecht stellte denselben gekommen sei über die Ordnung der protestantischen meinen schmutz

Seitdem selbige Störung der Abwesenheit jamen Verfolgung Eusthardt, Missionar

öfter hatten die Priester mit einem Kriegsschiff gedroht, und in dem genannten Jahr war auch ein solches erschienen; es waren aber keinerlei Maßregeln gegen die Evangelischen ausgeführt, vielmehr die Religionsfreiheit bestätigt worden. Über die Verhältnisse, unter denen Mr. Ella seine Wirksamkeit auf Uwea begann, finden wir in den Missionsberichten nichts Näheres. Nur aus dem Jahre 1866 erfahren wir, daß die Bekehrten und die Lehrer von den Katholiken, und zwar geradezu im Einvernehmen mit dem katholischen Priester, verfolgt wurden.

Obwohl nun den Missionaren der öffentliche Schulunterricht zunächst nicht wieder gestattet wurde, so litt doch die Sache des Evangeliums weniger, als man wohl hätte fürchten mögen. Die Priester sahen sich sehr enttäuscht. Hatten sie jetzt auch ziemlich die heidnischen Reste der Bevölkerung an sich gezogen, so vermochten sie doch mit allen Einschüchterungen und Versprechungen nicht, die Soluleute zu sich herüberzuziehen. Es war wichtig, daß damals gerade das Neue Testament für Mare vollendet war, das begierig von der Bevölkerung aufgenommen wurde und wie eine Schutzmauer gegen die katholischen Angriffe wirkte. Die Evangelischen unterwiesen soviel es ging daraus sich selbst und ihre Kinder. Auf Mare scheint es, daß in der Folge die Eröffnung der Schulen erlaubt wurde, denn nach dem Jahresberichte von 1867 waren dort ihrer 6 thätig mit 1350 Schülern. Auch auf Bifu gelang es dem Missionar doch, seine Gehilfenschule, wenn auch unter mancherlei Schwierigkeiten, wieder in Gang zu bringen.

In den nächstfolgenden Jahren aber ist nur wenig über die evangelische Mission auf den Loyaltinseln veröffentlicht worden. Daß sie sich immer im Wachstum befand, ist nicht zu bezweifeln; die Missionare aber mußten aus Rücksicht auf die ihnen immer unfreundlich gesinnten Beamten wohl sehr vorsichtig mit ihren Berichten sein, um ihrem Werke mancherlei Hindernisse zu ersparen.

Eine freudige Überraschung brachte für die Missionsfreunde im Jahre 1870 die Kunde, daß infolge einer Untersuchung der betreffenden Verhältnisse durch eine besondere Kommission, die französische Regierung in Bezug auf die Loyaltinseln ihre Kolonialpolitik geändert habe. Der bisherige Gouverneur von Neukaledonien war abberufen und an seine Stelle ein Herr getreten, der nicht den fanatischen Eifer seines Vorgängers für die katholischen Priester theilte. Das Militär wurde von den Loyaltinseln zurückgezogen und ein Civilbeamter als Kommandant angestellt, ein wohlgesonnener Mann, von dem die Missionare keine ungerechte Beschränkung ihrer Thätigkeit zu fürchten hatten. Er stellte denselben ein sehr anerkennendes Zeugnis aus. Wo er auch hingekommen sei auf der Gruppe, sagte er, überall sei er erfaunt gewesen über die Ordnung, Reinlichkeit, Intelligenz und den glücklichen Zustand der protestantischen Bevölkerung, während er die Katholiken im allgemeinen schmutzig, unwissend und elend fand.

Seitdem scheint auf Bifu und Mare das Missionswerk ohne wesentliche Störung fortgegangen zu sein. Auf Uwea aber kam es während der Abwesenheit des Missionar Ella (1872 und 73) nochmals zu grausamen Verfolgungen der Evangelischen. Dörfer wurden zerstört, tau-

sende von Fruchtbäumen umgehauen; selbst Weiber wurden erschossen oder erschlagen. Alles dieses ging von dem katholischen Oberhäuptling aus, der als die „rechte Hand“ seines Priesters bezeichnet wurde. Die Verfolgten flohen in die Wälder, wo sie dem schwersten Mangel ausgesetzt waren. Man ließ ihnen Botschaft sagen, daß sie zurückkehren könnten, wenn sie katholisch werden wollten. Größtentheils blieben sie fest und wollten ihren Glauben nicht verleugnen. In einigen Distrikten allerdings kamen unter den weiteren Drohungen Übertritte vor. Diesen traurigen Zuständen wurde erst ein Ende gemacht, nachdem durch diplomatische Verhandlungen die französische Regierung darauf aufmerksam gemacht wurde. Es ist bezeichnend, daß auch die katholischen Priester, welche wahrscheinlich nicht ohne Grund als die moralischen Anführer der Verfolger bezeichnet wurden, die Insel verlassen mußten. Es folgte dann eine Zeit des Friedens, in der sich die evangelischen Gemeinden wieder sammeln und bauen konnten. Sogar die katholische Bevölkerung zeigte sich freundlicher, und jener Häuptling, der die Evangelischen verfolgte, gab auf seinem Sterbebette seine Reue kund und suchte seine Greuelthaten einigermaßen wieder gutzumachen, indem er damals konfiskirte Ländereien wieder zurückgab. Über die weitere Gestaltung der Mission auf den Loyaltyinseln fehlen uns genauere Nachrichten. Soviel scheint jedoch festzustehen, daß die fortgesetzten Versuche der Katholiken, die evangelische Bevölkerung auf ihre Seite zu bringen, in keiner Weise gelingen. Dieselbe zählte 1878 auf den drei Inseln 9925 Seelen<sup>1)</sup>, also nahezu drei Viertel der ganzen Bevölkerung. Darunter befanden sich 3105 Kommunitanten, was auf eine ziemlich fortgeschrittene Entwicklung der christlichen Gemeinden hinweist. Von der letztgenannten Zahl kamen auf Mare 879 bei 3270 Seelen; auf Lifu 2091 bei 6440 Seelen und auf Uwea 135 bei 215 Seelen.

Wir können es nur bedauern, daß uns von diesem interessanten Missionsgebiete nicht mehr und ausführlichere und anschaulichere Berichte zugehen. Das Neueste, was von demselben zu erfahren war, stammte aus französischer Quelle und durchlief in Form einer Zeitungsnotiz erst kürzlich unsere Blätter. Im Juli 1880 wurde danach eine Anzahl evangelischer Eingeborne auf Mare von bewaffneten katholischen angegriffen. Da erstere unbewaffnet waren, ergriffen sie die Flucht. Dadurch kühn gemacht, forderten jene sie durch Herolde zum Kampfe heraus, der jedoch am folgenden Tage, da es ein Sonntag war, abgelehnt wurde. Am Montag jedoch kam es zum Gefecht, in dem die Katholiken vollständig besiegt wurden. Auf einem Hügel umzingelt, waren sie zu Friedensverhandlungen bereit. Man kam überein, daß sie die Kriegskosten bezahlen sollten. Hernach aber verweigerten die Katholiken, von den Priestern angestiftet, jede Zahlung, da diese ihnen den Schutz französischer Soldaten zusagten. Hierüber aufgebracht,

<sup>1)</sup> Es scheint, daß die im Jahresberichte von 1878 für Uwea angegebene Zahl 215 ein Druckfehler ist, da die früheren Angaben 946, 1200 u. s. w. haben. Es dürften darnach auf Uwea 1225 Evangelische sein, und also auf der ganzen Gruppe 10 925, wonach nur 2075 Katholiken zu rechnen wären.

durchzogen nu  
brennend die  
dieser scheußli  
der katholische  
den Kämpfen  
waren, wilde  
zu wünschen,  
auf jenen Inseln  
recht erhalten

Diese inte  
hingebenden un  
der ganzen ihm  
sagte, für verp  
aufopferungsvo  
nessischen Inseln  
geworden. Sie  
Gebiete der Loy  
die Londoner u  
Lehrer vertreten  
die Stationen  
sich die melanesi  
jedoch auch mit  
erhalten, was u  
Grenzlinie zwisc  
haben wir hier  
recht hochkirchlich  
oft auf ein und  
und rohen Heide  
Das Arbeit  
weis die mittlere  
Banksinseln, gar  
beschrieben. Wel  
Salomo-Archi  
haben.

Santa Cru  
den ganzen Archi  
nur der Hauptin  
zugerechnet haben  
später wieder sah  
der in neuerer  
Als La Pérouse  
Inseln mehrfach  
denselben war sei  
blieben wenig be  
Robheit und Grau

durchzogen nun Scharen von der evangelischen Partei mordend und brennend die Insel und schonten selbst die Kinder nicht. Die Schuld dieser schrecklichen Ereignisse schreibt der Korrespondent den Gegerten der katholischen Priester zu. Man kann sich nicht wundern, wenn in den Kämpfen der Eingebornen, die noch vor wenig Jahren Kannibalen waren, wilde Leidenschaften entfesselt werden. Um so mehr wäre es zu wünschen, daß die französische Regierung, die nun einmal die Macht auf jenen Inseln hat, dafür sorgte, daß der Friede auf denselben aufrecht erhalten werde.

### 5. Die melanesische Mission.

Diese interessante anglikanische Mission ist begründet durch den hingebenden und thatkräftigen Bischof Selwyn von Neuseeland, der sich der ganzen ihm zugewiesenen Diözese, die auch jene weite Inselkette umfaßte, für verpflichtet hielt. Später ist sie durch den Märtyrertod des aufopferungsvollen treuen Bischof Patteson, dem zuerst die melanesischen Inseln als besondere Diözese zugewiesen waren, weithin bekannt geworden. Sie erstreckte sich ursprünglich auch auf die schon besprochenen Gebiete der Loyalitätsinseln und neuen Hebriden und arbeitete, solange die Londoner und die presbyterianische Mission nur durch eingeborne Lehrer vertreten war, mit ihnen im besten Einvernehmen. Seitdem aber die Stationen mit europäischen Missionaren besetzt worden sind, hat sich die melanesische Mission auf die noch unbesetzten Inseln beschränkt, jedoch auch mit jenen noch immer freundliche Beziehungen aufrecht erhalten, was um so anerkennenswerter ist, als sich kaum eine scharfe Grenzlinie zwischen den betreffenden Arbeitsgebieten ziehen läßt. So haben wir hier den erfreulichen Anblick, daß Anglikaner, und zwar recht hochkirchlich gerichtete, mit Presbyterianern ohne Grenzstreitigkeiten oft auf ein und derselben Insel an der Überwindung des grausamen und rohen Heidentums arbeiten.

Das Arbeitsfeld der melanesischen Mission umfaßt somit jetzt teilweise die mittlere Gruppe der neuen Hebriden, sowie die nördliche, die Banksinseln, ganz. Diesen Teil des Feldes haben wir oben bereits beschrieben. Weiter aber gehört hierher der Santa Cruz und der Salomo-Archipel, auf die wir nun noch etwas näher einzugehen haben.

Santa Cruz, so nennen wir mit den bezüglichen Missionsberichten den ganzen Archipel, mag auch der Entbeder, Mendana, diesen Namen nur der Hauptinsel beigelegt und die ganze Gruppe den Salomoinselfn zugerechnet haben. Carteret, der erste Europäer, der sie 180 Jahre später wieder sah, nannte sie nach der Königin Charlotte, ein Name der in neuerer Zeit sehr hinter jenen zurückgetreten zu sein scheint. Als La Pérouse hier Schiffbruch gelitten hatte (1788), sind diese Inseln mehrfach besucht worden; allein von europäischem Verkehr auf denselben war seitdem Jahrzehnte lang fast gar keine Rede. Die Inseln blieben wenig bekannt und ihre Bewohner verharrten in der größten Roheit und Grausamkeit.

Von den Banksinseln etwa 20 Meilen nach Norden segelnd, treffen wir zunächst auf die von gefährlichen Riffen umgebene, gegen 3 Meilen lange und ebenso breite Insel Wani Toro, bei der der erwähnte französische Seefahrer seinen Untergang fand. Die Küsten sind flach und dicht bewaldet, verpestet von gefährlichem Sumpffieber. Im Innern erheben sich mehrere Berggruppen, deren höchster Gipfel 924 Meter hoch ist. Von ähnlicher Beschaffenheit ist die einige Meilen weiter nördlich gelegene, etwas kleinere Insel Tupaia, die von Carteret von ferne gesehen, für eine Gruppe von mehreren Inseln gehalten wurde, da ihre Berge nicht eine zusammenhängende Masse bilden. Zehn Meilen weiter nach Nordnordwest bringen uns zu der Hauptinsel des Archipels: Indengi (auch Indeni und Itendi wird als Name angegeben), die von den Seefahrern jedoch mit dem oben bezeichneten Namen Santa Cruz benannt wird. Sie ist in westöstlicher Richtung 5 Meilen lang und halb so breit. Die Küsten sind überall von tiefem Wasser umgeben. Nicht weit vom Nordostkap liegt die nach Norden offene Schwalbenbai (Swallowbai), nahe dem Nordwestkap die tief eindringende Graciosabai, der die kleine Insel Huerta (Garten) vorgelagert ist. Auch die Südküste hat eine große Bai, vor der die Insel Lord Howe liegt. Das Innere hat Berge von mäßiger Höhe, die sich nach Nordwesten zu einer waldigen Ebene herabsenken. Überhaupt ist alles mit dichtem Urwald bedeckt, zwischen dem sich wenig kultivierte Stellen zeigen. Auch hier ist das feuchtheiße Klima der Gesundheit des Europäers gefährlich. Dazu hat die Wildheit der Eingeborenen, von denen wenig oder gar kein Proviant zu haben war, die europäischen Schiffer lange fern gehalten. — Fünf Meilen weiter in der Streichungslinie der bisher genannten Inseln bringen uns zu einem thätigen Vulkan, dessen 670 Meter hoher Kegels zum größten Teil aus schwarzen zerklüfteten Felsen besteht, nur der Fuß ist von üppigem Waldwuchs umgürtet. Tinkura (Timakula, Tenakora), so heißt diese Insel, hat nur  $\frac{1}{4}$  Meilen im Umfange und ist unbewohnt.

Alle bisher aufgeführten Inseln dieses Archipels gehören der hohen, vulkanischen Formation an. In nördlicher und nordöstlicher Richtung aber schließen sich noch ein paar Gruppen Koralleninseln an. Fünf Meilen von Santa Cruz beginnt die Matemagruppe (Schwalben- oder Keppelinseln) mit dem Inselchen Nimanu, auf dem sich Korallenfelsen bis 70 Meter erhoben finden; die übrigen sind niedrig. Wir nennen folgende: Lomlom, die größte der Gruppe, westlich davon Matema, dann folgen von Osten nach Westen neben einander liegend: Nioluli (Nujiloli), Pileni und eine flache unbewohnte Sandinsel, die mit Matema zu einem großen Lagunenriff gehören. Zwei Meilen westnordwestlich davon folgt Nukapu, die denkwürdige Stätte, wo der treue Missionsbischof die Märtyrerkrone fand. Es ist eine kleine schmale Insel auf einem besonderen Riff. Westlich von dort liegen von einem Riff umgeben: Nupani und Anologo<sup>1)</sup>.

<sup>1)</sup> Die auf meiner Karte (Missionsatlas, Polynesien Nr. 4) angegebene Trommelinsel ist mit Nukapu identisch; unrichtige Zeichnung älterer Karten hat den Irrtum veranlaßt.

Ostnordgruppe, die Größe einer hinzieht. Die ein obeliskenamentinsel, ist

Von den bekannt gewo  
Es sind Mel  
körperlich verk  
Ungunst des  
Auf den übrig  
zu sein. Ste  
und hinterlisti  
Behandlung f  
ihrer gegen so  
gehen nur zun  
stücken, auf  
zwischen den  
haben denselbe  
oder Matte, di  
Stück Zeug un  
nessischer Weis  
lieben sie sehr  
der Männer h  
Zeug, fast in  
sind kurz gesch  
nehmen allerle  
Stück — rote  
findet sich mei  
Rücken. Die  
behufs dessen  
einer Kalebasse  
noch unbekannt  
wie auf den  
Scheiben gesch  
nicht kultivirt,

<sup>1)</sup> Meinicke Archipel. Mit gro  
Cherrinseln) von  
drei sind gleichfal  
aber auch durch  
nach ist auf der  
die oben genann  
Kennedyinsel, Mor  
Jahrhunderts er  
pflücker und west  
kleinen, gleichnam

<sup>2)</sup> Meinicke,



Ostnordöstlich von dieser Gruppe liegt endlich noch die Taumakogruppe, die sich mit 10 bis 12 Inselchen, unter denen nur 2 die Größe einer Meile erreichen, von Nordwest nach Südost 5 Meilen hinzieht. Die meisten derselben sind niedrig, eiliche hoch, davon eine ein obeliskentartiger Felsen. Nur eine der beiden größeren, Disappointmentinsel, ist bewohnt und zwar von 350 polynesischen Eingebornen<sup>1)</sup>.

Von den Eingebornen des Archipels überhaupt ist noch nicht viel bekannt geworden. Nur die von Wanikoro sind näher beschrieben. Es sind Melanesier von auffallender Häßlichkeit, babel klein, mager, körperlich verkommen, mit Ausschlag und Geschwüren bedeckt. Die besondere Ungunst des dortigen Klimas mag diesen Zustand mit veranlaßt haben. Auf den übrigen Inseln scheinen die Bewohner kräftiger und gesunder zu sein. Sie gelten noch immer für besonders gefährliche, verräterische und hinterlistige Menschen. Meistens wird jedoch auch hier die schlechte Behandlung seitens europäischer Seefahrer zum guten Teil als Grund ihrer gegen solche verübten Verbrechen gelten können. Die Männer gehen nur zum Teil nackt; gewöhnlich tragen sie Gürtel aus Rotangrücken, aus Bindenzug genäht, auf dem Leib und dann noch ein zwischen den Beinen durchgezogenes Stück Bindenzug. Die Frauen haben denselben Gürtel und an demselben eine Art Schürze aus Zeug oder Matte, die bis zu den Knien reicht und (in Indengi) ein ähnliches Stück Zeug um Schulter und Brust. Pierate brauchen sie nach melanesischer Weise in großem Maße. Wohlriechende Blumen und Blätter lieben sie sehr und bringen sie überall am Körper an.<sup>2)</sup> Die Haare der Männer hängen, mit Hinzunahme der Haare von Leichen und rotem Zeug, fast in Form eines Zuderhuts frisiert nach hinten, die der Frauen sind kurz geschritten. Ohrklappen und Nasenwand sind durchbohrt und nehmen allerlei Schmutz auf: Federn, Schildkrotringe — oft 10 bis 30 Stück — rote Blumen u. s. w. Die Tätuierung ist beschränkt und findet sich meist (in Bildern von Fischen, Eidechsen u. s. w.) auf dem Rücken. Die Zähne sind meist schwarz durch das fortwährende Betetlauen, behufs dessen sie das Blatt und die Arekanuß in einem Beutel oder einer Kalebasse beständig bei sich führen; doch scheint Tabak bei ihnen noch unbekannt zu sein. Bezüglich der Lebensmittel gilt hier fast dasselbe wie auf den neuen Hebriden. Nur Taro wird angebaut, und die in Scheiben geschnittenen Wurzeln werden an der Luft getrocknet. Yams wird nicht kultiviert, man benutzt die wildwachsende Wurzel. Das Fleisch

<sup>1)</sup> Meinicke rechnet daher diese Gruppe gar nicht zu dem in Rede stehenden Archipel. Mit größerem Rechte schließt er Tulopia und Anuda (Anuta oder Herryninsel) von demselben aus, zu denen noch weiter östlich Fatata kommt. Diese drei sind gleichfalls von Polynesiern bewohnt — zusammen 600 — scheiden sich aber auch durch ihre vereinzelte Lage genugsam von den Santa Cruz-Inseln. Hiernach ist auf der erwähnten Karte die betreffende Grenzlinie so zu verändern, daß die oben genannten Inseln ausgeschlossen werden. Die im Norden angegebene Kennebyinsel, Motuitti, welche nur von einem englischen Seefahrer zu Anfang unseres Jahrhunderts erwähnt wird, scheint gar nicht zu existiren; eine Verwechselung östlicher und westlicher Längen bei gleicher Breite scheint einen Doppelgänger der kleinen, gleichnamigen Insel des Markesasarchipels hierher verlegt zu haben.

<sup>2)</sup> Meinicke, I, p. 174.

der meist wild herumlaufenden Schweine wird genossen; ob auch Menschenfleisch, ist nicht ausgemacht.

Die zu regelmäßigen Dörfern vereinigten Häuser werden ziemlich reinlich gehalten und sind 3 bis 6 Meter lang und 2 bis 3 Meter breit. „Das ziemlich tiefgehende Dach wird von dreifacher Pfostenreihe getragen, deren äußere  $1\frac{1}{2}$  Meter, die innere aber 5 Meter Höhe hat; Wände und Dach sind von Kolosblättern gebildet, und Eingänge läßt man nach Belieben. In der Mitte des mit Matten belegten Fußbodens ist ein gepflastertes Feuerloch von  $2\frac{1}{2}$  Meter ins Geviert und 60 Zentimeter Tiefe, über dem auf 4 Pfosten eine Bambushürde hängt zum Trocknen der Fischlein und Aufbewahrung von allerhand Dingen. Große Holzklöße werden als Stühle benutzt. Einen geschätzten Schmuck des Hauses bilden die aufgehängten Köpfe der getödteten Schildkröten. Jedes Dorf hat sein Geisterhaus<sup>1)</sup>, welches größer ist, zu den öffentlichen Verhandlungen, zu gemeinsamen Arbeiten, zum Empfang der Gäste und als Schlafraum der unverheirateten Burschen dient. — Auf Tupua hat man rechtwinklige Straßen, die mit Kolospalmen bepflanzt sind; auf Santa Cruz selbst sind die Häuser größer und mit einem Steinwall —  $1\frac{1}{2}$  Meter hoch und ebenso breit — umgeben<sup>2)</sup>.“

Die Boote sind zum Teil besser und geschickter gebaut als in den neuen Hebriden. Die Waffen werden mit Sorgfalt hergestellt: Bogen von Meterlänge und Pfeile von Rohr mit vergifteten Knochenspitzen, Speere und Keulen. Früher wagte es niemand unbewaffnet auszugehen.

Über die Religion dieser Insulaner ist wenig bekannt geworden. Es scheint eine göttliche Verehrung der Verstorbenen stattzufinden; auf den Gräbern werden Opfer gebracht. Die Schädel der Erschlagenen werden in den erwähnten Geisterhäusern geopfert. Dasselbst befinden sich auch rohe Bilder. Sie haben Priester, die auch Zauberer treiben. Eigentümlich ist ein Orden, der in Vermummung (mit hoher hutförmiger Kopfbedeckung) sein Wesen treibt und die Bevölkerung unter gewissen Verhältnissen erschreckt und einschüchtert. Das Tabu ist in Geltung und wird mit dem polynesischen Namen bezeichnet. Die Verstorbenen werden in der Erde bestattet.

Die politischen Verhältnisse bieten das Bild der völligen Zersplitterung. Jedes Dorf bildet ein selbständiges Gemeinwesen, und die Verletzung der betreffenden Gebiete gibt Veranlassung zu unaufhörlichen Kriegen. Es gibt einen Standesunterschied. Auf Wanikoro findet sich der polynesischer Titel Ariki zur Bezeichnung der Vornehmen. Allein bei diesen findet sich gewöhnlich die Polygamie. Die Verlobung geschieht schon in der Kindheit. Auf Keuschheit der Frauen und Mädchen wird streng gehalten. Ihr Los ist ein hartes; sie haben die meisten Arbeiten zu verrichten. Eigentümlich ist die außerordentlich unabhängige Stellung der Kinder. Schon im Alter von 6 bis 7 Jahren

<sup>1)</sup> Auf den Banksinseln Gamal genannt.

<sup>2)</sup> Gerland, a. a. O., S. 584 ff.

sind sie (die eignen Damm-Gemeindehäuser) umher wie Schranke, die nicht die Me-

Ein we-  
inseln. Die  
sprochenen, e  
die sich nach  
auf 600 Du  
1567 von W  
Daphirfahrten.  
zu haben me  
gänglich entr  
vermutete.  
Entdeckung z  
die Identität  
gewiesen. B  
wenigsten erf  
ganz bedeutend  
bergig; auf t  
formation ist  
sein, da thät  
Doch scheinen  
Inseln gehö  
gibt es zahlr  
wachsenem U  
flächen oder  
Neuguinea sel

Von San  
zunächst nach  
die beiden J  
sind. Die G  
breit. Sie p  
ihren 1200 V  
dem Nordostk  
westküste ist  
Missionsbat  
gut bemalbet  
das Klima ist  
und tief in d

<sup>1)</sup> Bergl. W

<sup>2)</sup> Kap Sur

<sup>3)</sup> Dieser T  
Mission Fie  
hauptsächlich von da

sind sie (die Knaben) selbständige Mitglieder der Gemeinde, haben ihre eignen Pflanzungen und Kokospalmen, schlafen im öffentlichen Gemeindehause, kochen für sich selbst, und gehen mit Pfeil und Bogen umher wie die Alten. Nur die Furcht vor den Waffen ist die Schranke, der sie sich fügen. Von elterlicher Autorität ist fast gar nicht die Rede<sup>1)</sup>.

Ein weiteres Feld der melanesischen Mission sind die Salomoninseln. Dieselben liegen westlich und nordwestlich von den eben besprochenen, eine zum Teil doppelte Kette von 150 Meilen Länge bildend, die sich nach Nordwest gegen den Neubritanniarchipel hinzieht. Der auf 600 Quadratmeilen Flächeninhalt geschätzte Archipel wurde schon 1567 von Mendana entdeckt und benannt, mit Beziehung auf Salomos Ophirfahrten, da der Spanier hier das goldreiche Südband gefunden zu haben meinte. Zweihundert Jahre sind die Inseln den Europäern gänzlich entrückt gewesen, da man sie im östlichen Teile des Ozeans vermutete. Als Bougainville sie wieder auffand, glaubte er eine neue Entdeckung zu machen, und erst später haben französische Geographen die Identität seiner Arfaciden mit Mendanas Salomoinseln nachgewiesen. Bis in die neueste Zeit gehört dieser Archipel zu den am wenigsten erforschten Theilen der Inselwelt. Die Inseln, deren 6 eine ganz bedeutende Größe haben, sind meist von länglicher Gestalt und bergig; auf den nordwestlichen gibt es sehr hohe Gipfel. Die geologische Formation ist noch fast unerforscht, sie wird aber größtentheils vulkanisch sein, da thätige Vulkane vorkommen; auch sind Erdbeben nicht selten. Doch scheinen auch sedimentäre Gesteine vorhanden zu sein. Einige Inseln gehören jedoch der Korallenformation an. Auf den größeren gibt es zahlreiche Flüsse und Bäche. Zumeist ist alles mit dicht verachsenem Urwald bedeckt, nur hier und da finden sich offene Grasflächen oder Farntraut. Die Flora und Fauna steht derjenigen von Neuguinea sehr nahe.

Von Santa Cruz, 45 Meilen gerade westlich segelnd, kommen wir zunächst nach dem Südostrap<sup>2)</sup> von Bauro (San Christoval), dem die beiden Inselchen Santa Anna und Santa Catalina vorgelagert sind. Die Hauptinsel ist 18 Meilen lang und zum Teil 6 Meilen breit. Sie prangt in der reichsten Fülle der Vegetation, die bis zu ihren 1200 Meter hohen Gipfeln reicht, und ist wohl bewässert. Nahe dem Nordostrap (Kap Recherche) liegt die Sababai<sup>3)</sup>. An der Südwestküste ist Matrabai zu erwähnen, deren nördlicher Unterplatz die Missionsbai ist. „Ihre Umgegend bildet mit den 2 bis 300 Meter hohen, gut bewaldeten Hügeln eine der schönsten Tropenlandschaften; allein das Klima ist sehr ungesund.“ Es folgen dann noch mehrere große und tief in die Küste eindringende Baien bis zum Kap Sydney; von

<sup>1)</sup> Vergl. Mission Field 1867, p. 33.

<sup>2)</sup> Kap Duroville, nicht Duroville wie in meinem Atlas steht.

<sup>3)</sup> Dieser Teil der Insel ist besonders für die Mission wichtig. (Vergleiche Mission Field 1871, p. 55). Im Norden liegt das Dorf Lawatana, 3 Meilen südöstlich von da Bauo, ein größeres.

2  
dort an wird die Küste weniger gegliedert sowie auch niedriger. Jenseits des Südostkaps folgt eine große offene Bai bis zum Kap Seebode. Weiterhin ist das Land einförmiger und von niedrigen Bergen begrenzt. Dieser Küste (von der wir nur noch das weit vorspringende Kap Reibed und den guten Hafen Wanga erwähnen) gegenüber liegen 5 kleine Inseln, von denen Ugi und Biu (Biu), hoch und bewaldet, die Golfinseln heißen, Ariita, Marau-Marou und Marau-Paina aber, von Surville die 3 Schwestern genannt, sind (flache?) Koralleninseln.

Südwestlich und 30 Meilen von Bauro laufen mit demselben die beiden Kennelinseln, Mongawa (9 Meilen lang), Mongiki oder Bellona (2 Meilen lang), beide hoch und bewaldet sowie sehr wenig bekannt. Die Bewohner sollen Polynesier sein. Die Hauptkette aber wird fortgesetzt durch Maran (Mendaniäs Guadalcana<sup>1</sup>), deren Südostkap (Henslow) 5 Meilen von Bauro entfernt ist. Eine bewaldete Gebirgskette, deren höchster Gipfel über 2400 Meter hoch ist, und die auch einen thätigen Vulkan enthalten soll, durchzieht die Insel, die weniger stark bewässert ist als Bauro. An der Südwestküste liegt die Wandererbai und die Rhebe von Nowawa. Auf der Nordküste ist der von kleinen Inseln gesäumte Sund von Marau mit dem Curagahafen, sowie der Hafen de la Cruz, in welchen sich der Fluß Salego ergießt; 2 Meilen östlicher mündet der breitere Ortegafuß. Dem Gelabistritz gegenüber liegen die kleinen Inseln Kuasura und Nura.

Drei Meilen vom Ostkap entfernt folgt die 2 Meilen lange, von einem Barrierriff mit vielen kleinen Eilanden umgebene Insel Pawuhu, westlich von derselben: Buraipo (Poraqoi, Murraininsel), ein unbewohnter, abgestumpfter Kegelsberg von 183 Meter Höhe. Vier Meilen nordwestlich davon beginnt die große Insel Neugeorgia. Auf der Nordseite liegt der durch ein großes Barrierriff gebildete Hafen von Marowo, der äußerste Punkt, den in dieser Richtung das Missionschiff besuchte. Die in derselben Kette weiter folgenden kleineren Inseln Simbo (mit thätigem Vulkan und Solfatare, die reichlich Schwefel liefern<sup>1</sup>) Allen und Middleton erwähnen wir daher nur in der Kürze.

Parallel neben der genannten Kette zieht sich eine zweite, jene überragende hin, die jedoch erst mit der Maran gegenüberliegenden großen Insel Malanta (Malaita, auf den Karten auch Carteret genannt) beginnt. Diese ist 26 Meilen lang, gebirgig doch mit flachen von Mangrovewäldern gesäumten Küsten. Ihrer Nordspitze (Kap Astrolabe) liegt die kleine Gowerinsel gegenüber. Nicht weit vom Südostkap (Zelée) liegt der beste Hafen der Insel, Port Adams. Einige Meilen nördlicher geht ein Kanal quer hindurch von einer Küste zur andern. Der dadurch abgeschnittene südlichste Teil hat den Namen Maramakiti. Südöstlich von Kap Astrolabe schneidet die schmale Coleridgebai tief ins Land hinein. — Östlich von Kap Zelée liegt die

<sup>1</sup>) Meinicke nennt sie Gela, Petermann Gera. Dieser Name, soviel ich finde in der letzteren Form, bezieht sich jedoch nur auf einen Distrikt der Nordküste, die übrigens bei weitem nicht soweit vortritt, wie die Karten angeben, vielmehr eine kontinue Linie bildet.

gehobene Ro  
Meilen lang

Zwische  
(Anuta, Flo  
größere Ebe  
sind. Es ist  
Die Küsten  
Land dringe  
steht durch e  
in 2 Teile t  
Nordöstlich u  
hohe Buen  
Samoa (Gall  
steil aufsteig

Die Hau  
insel, welche  
sie durchzieht  
schroffe Felse  
nach Westen  
getrennte St  
die Mendani  
Seiten versch  
Georgsinsel e  
liegt, sowie  
gegenüberlieg  
Eitrelabai zu  
Praslinhafen

Die folg  
nicht von der  
Manning- ob  
seul, 20 M  
den Namen  
Ihre Länge k  
steigen 3000  
die kleinere n  
sehr wenig er  
inseln, die au  
wir hier.

Die Ber  
heiten, so daß  
von vereingelt  
finden mögen  
an, deren ver  
tritt. Über

<sup>1</sup>) Surville  
viduen, die auf  
den Häuptlingen

gehobene Koralleninsel Ulaia (Uakua, Insel des Contrariétés), 1½ Meilen lang, mit üppiger Vegetation bedeckt.

Zwischen Malanta und Maran liegend sind zu nennen: Anuda (Anuta, Florida), 6 Meilen lang mit mäßig hohen Bergen, an die sich größere Ebenen anschließen, als sie sonst in diesem Archipel gewöhnlich sind. Es ist eine der anmutigsten und malerischsten Inseln desselben. Die Küsten sind mit Riffen umgeben. Im Norden liegt der tief ins Land bringende Golf Mboli, mit dem Hafen Wiseman. Dieser Golf steht durch einen Kanal, der die ganze Insel durchschneidet und sie also in 2 Teile teilt, mit einer großen Bai auf der Südseite in Verbindung. Nordöstlich von Anuda liegen mehrere kleine Inseln, deren größte die hohe Buenavista ist. Südöstlich von da aber kommen wir nach Sawo (Galera, 1 Meile lang, ½ Meile breit) mit ihren jactigen, steil aufsteigenden Küsten.

Die Hauptkette wird fortgesetzt durch die 30 Meter lange Isabella-Insel, welche größtenteils 6 Meilen Breite hat. Die Bergkette, welche sie durchzieht, hat ihre höchsten Punkte im Südosten, wo sie eine lange schroffe Felsenhalbinsel bildend zum Kap Prieto ausläuft. Dieser liegt nach Westen gegenüber die von Isabella nur durch einen schmalen Kanal getrennte St. Georgsinsel, welche mit derselben eine große Bai bildet, die Mendaña Hafen der 1000 Schiffe nannte. Die Bai hat auf beiden Seiten verschiedene Buchten, von denen die Astrolabebucht an der Georgsinsel erwähnt sein möge, vor der die kleine niedliche Taubeninsel liegt, sowie Bulawu und die Kalaburhebe bei dem Dorfe Lehinia am gegenüberliegenden Ufer. An der Nordostküste von Isabella ist noch die Ekrellabat zu erwähnen und der nicht weit von der Nordspitze entfernte Praslinhafen.

Die folgenden Inseln erwähnen wir nur kürzer, da sie bis jetzt nicht von dem Missionschiffe besucht zu werden pflegen. Durch die Manning- oder Pittstraße von Isabella getrennt, folgt zunächst Choiseul, 20 Meilen lang, dann die größte des ganzen Archipels, die den Namen seines zweiten Entdeckers trägt: Bougainville-Insel. Ihre Länge beträgt 33 Meilen; ihre Berge sind die höchsten und übersteigen 3000 Meter. Die nördlichste im ganzen Archipel endlich ist die kleinere malerische Insel Buie. Alle die letztgenannten sind noch sehr wenig erforscht. Die kleineren östlich von hier gelegenen Laguneninseln, die auch mit zu den Salomoinseeln gerechnet werden, übergehen wir hier.

Die Bewohner der Salomoinseeln zeigen mancherlei Verschiedenheiten, so daß man verschiedene Rassen in ihnen vermutet hat. Abgesehen von vereinzelt polynesischen Elementen, die sich in der Bevölkerung finden mögen<sup>1)</sup>, gehört dieselbe durchweg der melanesischen Völkerfamilie an, deren veränderlicher Typus in diesem Archipel recht deutlich hervortritt. Über die Seelenzahl der Bevölkerung liegen bisher noch gar

<sup>1)</sup> Surville bemerkt: Es befanden sich unter ihnen einzelne braungelbe Individuen, die auf ihr langes schlichtes Haar stolz sind, und diese wenigen gehören zu den Häuptlingen. Vergl. Gerland, a. a. D., S. 529.



keine näheren Angaben vor. Wenn man annehmen dürfte, daß die Dichtigkeit der Bevölkerung derjenigen auf den neuen Hebriden gleich käme, so würde dies gegen 125 000 ergeben.

Über den Charakter dieser Insulaner haben die Seefahrer, die zum Teil ihre Mißhandlung Eingeborner schwer büßen mußten, die schlimmsten Berichte verbreitet. Sie sollten vor allem hinterlistig, verrätherisch u. s. w. sein. Wir werden unten sehen, wie bei einer anderen Behandlung als sie ihnen meistens von Schiffen zu teil ward, auch ganz andre Charakterseiten bei ihnen hervortreten. Auch stehen sie in intellektueller Beziehung viel höher, als man gewöhnlich von diesen „Papua“, den verkommensten aller Menschen, annahm.

Ihre Nahrung<sup>1)</sup> besteht vorzugsweise in Pflanzenspeisen, in deren Zubereitung — sie haben verschiedene Gerichte, die aus Wurzeln oder Früchten in Verbindung mit Kokosmilch hergestellt werden — sie nicht geringe Geschicklichkeit beweisen. Von Tieren essen sie Schweine und Hühner, auch Ratten, dann Schildkröten, Fische und Muscheln, die namentlich auf den Laguneninseln umher eine Hauptnahrung sind. Auf einigen Inseln verstehen sie die Bereitung einer Art Palmwein, was östlicher im Ozean nicht mehr vorkommt. Betel kauen sie allenthalben viel, und in einigen Teilen haben sie von den Europäern die Vorliebe für den Tabak angenommen. Der Gebrauch der Kawa ist in den südlichen Inseln bekannt. Anthropophagen sind sie überall; hier und da lieben sie Menschenfleisch sogar leidenschaftlich, scheinen aber nur im Kampf Erschlagene zu verzehren. Die Speisen bereiten sie wie die Polynesier in Erdböfen. Von Kleidung ist bei ihnen kaum die Rede. Die Männer gehen gewöhnlich, und nicht eben selten die Frauen sogar, nackt. Die ersten tragen fast überall einen Gürtel um den Leib, an dem aber nur hier und da Blätter oder Zeugstücke zur Deckung der Blöße herabhängen. Die oben Seite 110, Anmerkung 2 gemachte Bemerkung gilt zum Teil auch hier. Auch die Frauen tragen oft eine Art kurzer Schürze oder einen Rock aus Zeug oder Blättern; in Bauro nur die verheirateten, die unverheirateten nichts. Pierate brauchen sie in großer Menge. Das Haar wird entweder und zwar nach verschiedenen Moden zum Teil geschoren, oder herabhängend oder in einen Schopf gebunden getragen, auch wohl in viele kleine Zöpfe geflochten, dabei mit Federn, gefärbten Hibiskusrindenstreifen, Muscheln, Kämmen aus Bambus u. geschmückt. Ganz allgemeiner Gebrauch ist es das Haar durch Kalk zu färben. Alles übrige Haar am Körper reißen sie sorgfältig aus. Das Gesicht und den Körper bestreichen sie mit schwarzer Farbe, oder noch häufiger mit weißen und roten Streifen. Tätuirung ist bloß auf den südlichen Inseln bemerkt worden, gewöhnlich auf dem Rücken; es wird ausdrücklich berichtet, daß sie für den Tätuirten eine religiöse Bedeutung habe. Die Bildung von Figuren durch eingebrannte Narben findet sich in Isabella. Ein ganz allgemeiner Schmud ist ferner ein Band mit daran befestigten großen weißen Muscheln, das um die Stirn gebunden wird. Ebenso gewöhnlich sind Röhren in den Ohren und in

<sup>1)</sup> Nach Meinhof, I, S. 161 ff.

der Nasen  
verschieden  
riechenden  
oft ganz k  
Beine. Vo  
die nur di  
sind oft re  
ebenfalls  
und besteh  
Dach von  
Seitenwänd  
hübsch bem  
ein oder z  
in Isabella  
Ost sind s  
man auch  
Schuppen

Eigentl  
Bäumen ang  
Hügel, dessen  
rings der W  
von den Mau  
mit welcher  
ohne die Här  
in den Zweig  
Häuschen ang  
3 Meter breit  
gebaut sind.  
vorrätig, um  
anzubinden m

Der L  
sowie den  
erhält man  
sorgfältig g  
wert geschm  
in größern  
gleich die  
Fruchtbäum

Der L  
betrieben, a  
und Banan  
Hauptbeschä  
Stämme bei  
Melanesier  
sammengend  
werden geru

<sup>1)</sup> Vergl.

der Nasenwand, wie bereits geschildert. Halsbänder haben sie sehr verschiedene, von Muscheln, Zähnen (von Tieren und Menschen), wohlriechenden Blättern, die sie überhaupt sehr lieben, Korallen u. s. w., oft ganz künstlich konstruirt, und ähnliche tragen sie um Arme und Beine. Vor allem hochgeschätzt sind Armbänder aus weißen Muscheln, die nur die Vornehmsten zu tragen scheinen. Alle diese Schmucksachen sind oft recht geschickt und geschmackvoll gearbeitet. Die Häuser sind ebenfalls nicht ohne Sorgfalt und Geschick gebaut. Sie sind viereckig und bestehen aus einem weit vorspringenden, auf Pfosten ruhenden Dach von Palmblättern oder Gras. Einige haben Veranden; die Seitenwände sind aus Rohr oder kreuzweis geflochtenen, manchmal hübsch bemalten Holzstücken, und sie haben keine andre Öffnung als ein oder zwei niedrige Thüren und gewöhnlich nur einen Raum, in Isabella aber besondere Zimmer für die Frauen mit eigenen Thüren. Oft sind sie von niedlichen Räunen umgeben. In Isabella scheint man auch häufig in den zum Schutz der großen Boote errichteten Schuppen zu schlafen.

Eigentümliche Wohnungen kommen auf Isabella vor, die zur Sicherheit in Bäumen angebracht sind. Auf einem von unzugänglichen Felswänden umgebenen Hügel, dessen schwächere Stellen mit starken Mauern besetzt sind, und um den rings der Wald gelichtet ist, hat man einige große Bäume stehen lassen, zu denen von den Mauern aus Leitern, 20 bis 30 Meter hoch, hinaufführen. Es ist ersichtlich, mit welcher Geschicklichkeit Männer, Weiber und Kinder herauf- und herabsteigen ohne die Hände zu Hilfe zu nehmen. So steigen sie auch mit der größten Leichtigkeit in den Zweigen herum ohne sich irgendwie anzuhaken. Dort oben sind nun mehrere Hütchen angelegt. Bischof Patteson maß ein solches und fand es 6 Meter lang, 3 Meter breit und  $2\frac{1}{2}$  Meter hoch. Leider gibt er nicht näher an, wie dieselben gebaut sind. Oben halten sie immer große Massen von Steinen und Speeren vorrätig, um sich gegen Feinde, die etwa den Baum umhauen oder Feuer darunter anzünden möchten, zu sichern<sup>1)</sup>.

Der Hausrat besteht in Matten, Kalebassen, Holzschalen u. s. w. sowie den überall gebräuchlichen Kopfschmeln. Auf dem Feuerplatz erhält man beständig ein Feuer brennend gegen die Moskiten. „Besonders sorgfältig gebaut und geschmackvoll mit Schälern, Malerei und Schnitzwerk geschmückt sind die Häuser der Häuptlinge und fast noch mehr die in größern Dörfern sich findenden Gemeindegäuser, die auch hier zugleich die Stelle der Tempel vertreten. Die Häuser liegen unter Fruchtbäumen und bilden kleine und große Dörfer; oft sind sie besetzt.“

Der Landbau ist verschieden; auf einigen Inseln mit Sorgfalt betrieben, auf andern sehr vernachlässigt. Neben Yams, Rotospalmen und Bananen werden auch Arekapalmen kultivirt. Fischfang ist eine Hauptbeschäftigung und wird auf Bauro gemeinschaftlich von dem ganzen Stamme betrieben. Ihre Boote zeichnen sich vor denen aller übrigen Melanesier aus, namentlich die größten, die aus dünnen Brettern zusammengendert sind, erscheinen als wahre Kunstwerke. Alle Boote werden gerudert: Mast und Segel haben sie nicht. Auch in andern

<sup>1)</sup> Vergl. Mission Field 1867, p. 232 f.

Industriezweigen sind sie recht geschickt. So z. B. machen sie höchst geschickte und feine Holzschnitzereien mit eingelegter Perlmuttarbeit. Ganz überraschend sind solche Arbeiten an den Waffen, Booten, Häusern solcher rohen Menschen. Sehr niedlich sind ihre so angefertigten Betelbüchsen. Außer den sonstigen Handwerken, die bereits von Melanesiern erwähnt wurden, wird bei ihnen auch die Töpferei betrieben.

Über ihre Religion ist bisher nur wenig in Erfahrung gebracht worden. „Götendienste haben sie nicht,“ schreibt Missionar Atkin, „und soweit ich sehen kann, überhaupt keinen Gottesdienst; doch haben sie ihre Priester und heiligen Leute, die sie Naëa nennen und auf diese verweist ein jeder, den man nach seinem Glauben fragt; sie allein sollen darüber etwas wissen. Aber auch aus diesen ist nichts herauszubekommen. Die ganze Bevölkerung ist höchst abergläubisch. Jeder Todes- oder Krankheitsfall gilt als Werk eines bösen Geistes. Diese Geister, Abaro genannt, gelten als Revenants. Nicht damit zu verwechseln sind die Atua, geschnittene Bilder in den Versammlungshäusern. Es gibt ein drittes Wort: Siona, das sich gleichfalls auf übermenschliche Kräfte bezieht; aber ich habe nie eine Erklärung davon erhalten. Die Leute auf Guadalcanar antworteten immer, wenn sie nach Siona gefragt wurden: Wir thun's nicht. Alle aber waren bange vor dem Atua und Abaro, denn beide hätten den Menschen nichts als Schaden.“

Die Gemeindefhäuser dürfen von Frauen bei Todesstrafe nicht betreten werden. Das Tabu ist bekannt und wird auf Bauro sogar mit diesem polynesischen Namen bezeichnet. Es werden Opfer an Geld oder Nahrungsmitteln erwähnt, die ins Meer geworfen werden. Auch werden große Feste, Roägo, gefeiert, deren religiöse Bedeutung jedoch sehr zurückgetreten ist. — Die Leichen der Vornehmen bleiben in geschmückten Särgen, die gemeiner Leute auf einem stuhlartigen Gestell bis zur völligen Verwesung stehen; dann erst werden die Knochen auf dem allgemeinen Begräbnisplatze des Stammes beigelegt. Die Haare werden sogleich nach dem Tode abgeschnitten und verbrannt. Die Asche wird mit Fett gemischt in eine Schüssel gethan, über der man eine Muschel an einem Faden aufhängt. Als Trauerbezeugung schert der überlebende Gatte den Kopf und trägt einen langen bis zum Knie reichenden Mantel“).

„Auch von ihren politischen Institutionen wissen wir sehr wenig. Sie zerfallen in eine Menge kleiner Stämme, die von einander unabhängig zu sein scheinen. Diese stehen unter Häuptlingen (in Simbo: Dagara, in Flabell: Funaki, in Bauro: Saelaha oder große Männer), deren einige von besonders hohem Range dem ganzen Stamme vorgelegt, andre diesen untergeben zu sein scheinen. Die Achtung und Ehrfurcht vor diesen Häuptlingen scheint überall groß zu sein. Auch Sklaven gibt es, die alle in Bauro, im südlichen Teile der Insel, gekauft werden sollen. Kriege unter den einzelnen Stämmen sind unaufhörlich; man kann sagen, daß der Krieg das Lebenselement dieser

<sup>1)</sup> Mission Field 1871, p. 56.

<sup>2)</sup> Meinhof, a. a. O., I, S. 165. Dieselbe Quelle ist im folgenden benutzt.

Menschen wie schon ihnen noch aus Noth die zwar sie, mit sie zu Land oft bis in töten und selten entb lichte auf durch beson erwähnten angelegt. Festerliche Erschlagene

„Was ob schon es hier finden Hochzeit be und harte Stelle der sein, sie na haben mel haben sie die Tromm Tänze sind gungen au sie große sondern au wie z. B. halb in Pa in dem Ar weichen sch In Ulaua Bauro gib nesischen M verschieden, steht die S deutlicher c mit den po

Frühe In neuerer nicht bloß sondern au Schildpatt an der M jedoch nicht

Menschen ist. Ihre Waffen, Bogen, Pfeile, Speere und Keulen sind, wie schon erwähnt, sauber und kunstvoll gearbeitet. Flinten sind bei ihnen noch selten. Von Schusswaffen haben sie lange, ovale Schilde aus Rohr oder Bambus, mit Verlmutter oder Schildpatt schön verziert, die zwar leicht sind, aber die Pfeilschüsse abhalten. Die Kriege führen sie, mit Vermeidung offenen Kampfes, durch Überfälle und Raubzüge, die sie zu Lande oder, wie es scheint noch häufiger, zu Wasser unternehmen, oft bis in weite Ferne, und deren Zweck ist, Menschen zum Fraß zu töten und die Schädel zum Schmuck der Häuser, die dieser Verzierung selten entbehren, zu gewinnen. Daher legen sie auch die Dörfer möglichst auf unzugänglichen Stellen an und schützen die Zugänge noch durch besondere Befestigungen, um sich gegen Überfälle zu sichern. Die erwähnten Baumwohnungen auf Isabella sind aus demselben Grunde angelegt. Der Friede wird in Bauro geschlossen mit einer gewissen Feierlichkeit, die Ragu heißt, und bei der beide Teile für die von ihnen Erschlagenen den Gegnern eine gewisse Zahlung leisten."

"Was das Familienleben betrifft, so herrscht überall Polygamie, obgleich es selten ist, daß ein Mann mehr als zwei Frauen hat. Auch hier finden wir frühe Verlobungen (nach denen die Braut bis zur Hochzeit bei ihren Eltern bleibt), im allgemeinen Züchtigkeit der Weiber und harte Behandlung derselben. Auf Reisen vertreten sie ganz die Stelle der Lasttiere, und in Bauro soll es sogar dem Manne gestattet sein, sie nach Belieben zu töten. Vergnügungen lieben sie sehr und haben mehrfache Feste bei verschiedenen Gelegenheiten. Für Musik haben sie viel Neigung und Talent, aber von Instrumenten wird nur die Trommel und die im Krieg gebrauchte Muscheltrompete erwähnt. Tänze sind überaus beliebt und durch die Regelmäßigkeit der Bewegungen ausgezeichnet; es gibt auch Kriegstänze. Für den Handel haben sie große Vorliebe und treiben ihn nicht bloß eifrig mit den Europäern, sondern auch unter sich und unternehmen deshalb große Handelsreisen, wie z. B. die Bewohner von Malanta mit denen von Neugeorgia deshalb in Bauwahu zusammentreffen." — Es werden verschiedene Sprachen in dem Archipel gesprochen, die aber nicht so sehr von einander abzuweichen scheinen, wie dies in andern Teilen Melanesiens der Fall ist. In Ulawa spricht man dieselbe Sprache wie im südlichen Malanta; in Bauro gibt es zwei Dialekte, deren nördlicher (Arosi) von der melanesischen Mission bearbeitet ist. Der südliche (Bauro) ist jedoch soweit verschieden, daß eine gegenseitige Verständigung nicht möglich ist. Weiden steht die Sprache von Maran nahe. Diese wie jene zeigt übrigens deutlicher als die sonstigen melanesischen Sprachen die Verwandtschaft mit den polynesischen.

Früher waren die Inseln wegen ihrer wilden Bewohner gemieden. In neuerer Zeit hat sich von Australien aus ein reger Verkehr entwickelt, nicht bloß um Arbeiter zu gewinnen (worüber unten mehr zu sagen ist), sondern auch um Schmelz von Simbo und von den andern Inseln Schildpatt u. s. w. einzuhandeln. Im Jahre 1846 wurde auf Bauro an der Matirabat eine katholische Mission angelegt. Dieselbe hatte jedoch nicht lange Bestand. Schon im folgenden Jahre wurden die

Missionare ermordet, und seitdem ist von dieser Seite kein weiterer Versuch gemacht worden. Desto kräftiger ist von evangelischer Seite auf diesem weiten Inselgebiete und zwar nach einer ganz eigentümlichen Methode gearbeitet worden, die sich bis jetzt schon in reichem Segen bewährt hat.

Der Begründer dieser melanesischen Mission<sup>1)</sup> ist der erste Bischof Dr. G. A. Selwyn. Wohl nur durch ein Versehen am grünen Tische war ihm als Diöcese der Raum von 80 geographischen Breitengraden und 20 Längengraden zugewiesen worden, also gegen 300 000 Quadratmeilen. Er aber hielt sich im heiligen Ernste verpflichtet, alles was in seinen Kräften stand zu thun, um auch den Inseln das Evangelium zu bringen.

Die Inseln harren auf mich — was ist in diesem Teil der Südsee zur Erfüllung dieser Weissagung von der Christenheit geschehen? Ihre Handelsschiffe und Walfischfänger haben längst den ganzen Ozean durchsucht. Jedes Korallenriff ist nach der häßlichen Seeschnede durchsucht, die den chinesischen Mandarinen ihre schwarze Brille liefert, die Sandelholzwälder sind geplündert um Weihrauch für den chinesischen Götzentempel herbeizuschaffen, aber kein Bote des Evangeliums hat noch ihren Boden betreten. Den Speculanten Sydneys ist es ein leichtes, bußende der wildesten Insulaner auf ihre Schiffe zu bekommen, um sie in Neusüdwales ihre Herden hüten zu lassen; sollte für mich keine Möglichkeit sein, den verlorenen Schafen des großen Oberhirten auf den hundertsten dieser zerstreuten Eilande nachzugehen? — So überlegte der Bischof.

Freilich die Hindernisse, die seinen Absichten entgegenstanden, waren sehr bedeutend. Einmal gestattete das feuchtheiße Fiebertlima der Inseln einem Europäer nicht einen bleibenden Aufenthalt. Dann aber mußte jedes Missionsunternehmen auf diesem Gebiete durch die große Zersplitterung der Sprachen erschwert werden, so ganz anders als in Polynesien, wo die Bekehrten einer Gruppe mit Leichtigkeit das Evangelium zu den benachbarten Inseln bringen konnten. Oft finden sich, wie wir schon erwähnten, selbst auf kleineren Inseln so verschiedene Dialekte, daß eine gegenseitige Verständigung der betreffenden Stämme ganz ausgeschlossen ist. Bedenken wir auch, wie der Mission bei ihrem Eintritt in Polynesien die Wege gebahnt wurden durch die idealisirten Schilderungen der edeln Insulaner, wie sie damals in Rousseauschen Träumereien in Europa verbreitet waren; hier dagegen war der Ruf der Inselbewohner schwärzer als sie selbst. Dazu kamen endlich die Gefahren der Schifffahrt zwischen den gefürchteten Korallenriffen und die Schwierigkeit der Landung an den größtenteils noch sehr ungenügend erforschten und auf Karten niedergelegten Inseln.

Selwyn war jedoch mit besondern Gaben ausgerüstet, um allen diesen Schwierigkeiten zu trogen. Er war ein richtiger Seemann.

Wie fühlte er sich doch so wohl auf der See! Noch besser als zu Lande, weil ungeführt, verstand er es dort jeden Augenblick auszufahren. Und dann wußte

<sup>1)</sup> Vergl. Dr. Gundert, Züge aus der melanesischen Mission, Basler Missionsmagazin 1869, S. 305 ff. Dieser Artikel ist auch im folgenden zum Teil wörtlich benutzt worden.

er seine Mission zwischen Klippe und Augenblick der Seeleben nicht jedes Seils w besondern Obh nur bei schlech sein Auge ergriff er das Brandung rube les. Im Schw und auch in de nach Bogen ob Sie denn nicht waren?“ fragte weit voraus ge

Dazu a Schwarzgen n waren und v hatten, ließ i unempänglich den Waffen f waffneter Fre bekannten Sch plan. Dersel gruppen und Vertrauen der mit Geschenke werbe, einige sich nach Neu leute zu erzie Vertrauen der halten seiner seeländische W fürchten war, durch in seine zubringen, un jahr wieder a jener Inseln versucht werde

In den Neuseeland se er sich endlich liegende Arbe Priestern bese Dort, wie au Neugebilden, ersten auf der nur den Boden finden. Wir



er seine Missionsbrigg auf jenen fast unbekannten Meeren selbst zu lenken und sicher zwischen Klippen durchzusteuern, in deren Nähe das kleinste Versehen, ein einziger Augenblick der Unschlüssigkeit hätte verhängnisvoll werden können. Ihm war das Seeleben nicht Spiel, sondern geregelte, harte Arbeit. Der Platz jedes Vorrats, jedes Geißs war ihm bekannt, jede Sache und jede Person fand unter seiner besondern Obhut und Pflege, und regelmäßiger als irgend ein Kapitän, der dies nur bei schlechtem Wetter zu thun pflegt, übernahm er seine Wache auf dem Verdeck. Sein Auge erspähte von der Rodraa aus zuerst ein drohendes Riff; im Sturm ergriff er das Steuer; sein starker Arm half das Boot durch die schäumende Brandung rudern, seine kräftige Faust wand die Hände jubringlicher Wilder davon los. Im Schwimmen that er es den halb im Wasser lebenden Eingebornen gleich, und auch in der schnellen Entdeckung eines im Gebüsch lauernden Feindes, eines nach Bogen oder Speer greifenden Armes stand er ihnen laun nach. „Haben Sie denn nicht bemerkt, daß alle die Sträucher, an denen Sie vorbei gingen, belebt waren?“ fragte er einmal seinen noch unerfahrenen Gefährten Pateison, der sich zu weit voraus gewagt hatte und warnend von ihm zurückerufen worden war.

Dazu aber kam ein Herz voll Liebe und Erbarmung. Die Schwarzen waren ihm auch Menschen. Daß sie gelehrige Schüler waren und von verderbten Weißen schon viel Schlechtigkeit angenommen hatten, ließ ihn hoffen, daß sie auch für Belehrungen andrer Art nicht unempfänglich sein würden. Waren ihnen bisher die Weißen nur mit den Waffen genäht — so überlegte Selwyn — sollte ein ganz unbewaffneter Fremdling nicht Vertrauen erwecken können, zumal bei ihrer bekannten Schärfe der Beobachtung? Hiernach bildete er seinen Missionsplan. Derselbe bestand einfach darin, alle die verschiedenen Inselgruppen und Inseln Melanesiens der Reihe nach zu besuchen, das Vertrauen der Eingebornen dadurch zu wecken, daß er unbewaffnet und mit Geschenken unter ihnen erscheine; dann, wenn es ihm gestattet werde, einige Knaben, die er sich als die hoffnungsvollsten erfähe, mit sich nach Neuseeland zu nehmen und sie dort zu Lehrern ihrer Landsleute zu erziehen. Um sie denselben nicht zu entfremden und das Vertrauen der Eltern durch wiederholte Besuche und pünktliches Einhalten seiner Versprechungen zu befestigen, und weil überdies der neuseeländische Winter für an ein tropisches Klima gewöhnte Naturen zu fürchten war, beschloß er, die Knaben nur die warme Jahreszeit hindurch in seiner Schule zu behalten und sie dann den Jhrigen zurückzubringen, um sie nach etlichen Monaten für ein neues Sommerhalbjahr wieder abzuholen. In der Zwischenzeit sollte auf irgend einer jener Inseln eine Winterschule gehalten und direkte Missionsarbeit versucht werden.

In den sieben ersten Jahren seiner Amtsthätigkeit nahm indessen Neuseeland selbst Selwyns ganze Zeit und Kraft in Anspruch. Als er sich endlich zu den Inseln wenden konnte, fand er das ihm nächstliegende Arbeitsfeld, Neutaledonten, teilweise schon von katholischen Priestern besetzt, die 1843 unter dem Bischof Douarre gekommen waren. Dort, wie auf den nahen Loyalitätsinseln und den etwas nördlicheren Neugebilden, waren bekehrte Eingeborne der östlicheren Gruppen die ersten auf dem Plane gewesen, seit 1839 ihr geliebter Lehrer Williams nur den Boden Tromangas betreten hatte, um die Märtyrerkrone zu finden. Wir haben bereits oben gesehen, wie die Polynesier unter

viele Schwierigkeiten arbeitend, und manche selbst ihr Leben opfernd den später nachfolgenden Missionaren der Londoner Gesellschaft und der reformirten Presbyterianer den Weg bahnten.

So hochkirchlich auch Selwyns eigne Richtung war und so sehr dies auch bei seinen Organisationen auf Neuseeland sogar in unangenehmer Weise hervorgetreten ist, so war er doch weitherzig genug, sich über die gesegnete Wirksamkeit jener Missionare und ihrer braunen Bahnbrecher herzlich zu freuen. Auch öffentlich erkannte er bei einem Besuche in England die treue Opferfreudigkeit dieser Männer und ihre von Kräften des Gebets getragene Arbeit rühmend an. Bezeichnend sind die folgenden, vor einer Versammlung in Cambridge von ihm gesprochenen Worte:

„Ich sehe auf meinen Rundreisen das Werk Gottes in jedem Stadium seines Wachstums: wie der anspruchlose Lehrer erst gelandet ist unter einem Volke von fremder Sprache und wilden Sitten, und nach einigen Jahren finde ich den gleichen Mann von seinen Befehrten umringt, seine Kapelle und sein Wohnhaus von ihren Händen erbaut, seinen Unterhalt durch ihre Gaben gedeckt. Ich habe diese Inseln in den Tagen ihrer Finsternis gesehen, und freue mich daher des jetzt hervordringenden Lichts, wer auch immer seine Träger sein mögen. Ich fühle, daß es einen Episkopat der Liebe so gut wie den der Autorität gibt, und daß diese einflüssigen, über den weiten Ozean zerstreuten Lehrer meinem Herzen so nahe stehen, wie einst Apollon dem Aquila. Ich sehe sie mit den Wegen des Herrn vertraut, brünstig im Geiste, fleißig sein Werk zu treiben, und fühle dabei, daß wenn ihre Erkenntnis noch lückenhaft ist, es uns obliegt, nicht als Herren über ihren Glauben, sondern als Gehilfen ihrer Freude, ihnen brüderlich den Rat des Herrn noch vollständiger zu erklären. Vor allen aber ist es unsre Pflicht, ihnen den fluchkirchlichen Streitigkeiten zu ersparen, damit nicht jedes Inselchen des Weltmeers der Abkalkung der Herrlichkeit unsrer heimischen Kirche wird. Schon die natürliche Beschaffenheit dieses Missionsgebietes erleichtert das. Jede von ihrem Korallenriff umschlossene Insel ist eine kleine Welt für sich, in der jeder Missionar sein Werk treiben oder durch von ihm gebildete Gehilfen seine Pläne ausführen kann ohne seinem Nachbar in den Weg zu kommen. Es ist unsre feste Regel, die Glaubenseinsicht dieser jungen Christen in keiner Weise zu stören, und ich kann es aus meiner, über die Hälfte des südwestlichen Theils des Großen Ozeans reichenden Erfahrung bezeugen, daß, wo immer diese Einigkeit des Geistes durch das Band des Friedens gewahrt wird, das Evangelium seine Gotteskraft beweist.“ — Daß Selwyn wirklich den hier ausgesprochenen Grundsätzen gemäß handelte, haben ihm Londoner und presbyterianische Missionare dankbar bezeugt, wie auch sie sich freuten, gerade die hoffnungsvollen Söhne der von ihm besetzten Inseln in seiner Pflege zu sehen.

Der Bischof begann seine melanesische Missionsthätigkeit im Jahre 1849. Schon 2 Jahre zuvor hatte er ein kleines Schiff angekauft, die „Undine“, eine „Rufschale“ von nur 22 Tonnen. Er bedurfte das Schiff auch für seine Amtszweife nach den verschiedenen Küstenplätzen Neuseelands. In dem genannten Jahre nun gewann er Zeit zu seiner ersten Missionsfahrt. Es war eine günstige Gelegenheit, daß die „Undine“ das königliche Kriegsschiff „Savanna“ (Kapitän Erskine) begleiten durfte. Sie war nur mit vier Leuten bemannt und führte keinerlei Waffen am Bord, nur einen kleinen Böller für etwaige Notsignale. „Der Bischof stieg in Cromanga aus, um die Stätte zu sehen, wo Williams ermordet worden war, und erlaubte den Eingeborenen zur Anknüpfung freundschaftlicher Beziehungen an Bord seines Schiffes zu kommen. Dann ging die Fahrt nördlich bis Fidschi

und zurück nach bis zur Fidschi Dallup, entzwei, deren ein und mit vor Bord mit die fertigte, und in ihnen das zu lernen.“ neuen Bögling von Ausland, zur Heranbildung Leitung des häuslichen Behielten den e Schule und den weisen und melanesischen leuchtete als V

Nur wäh auf Neuseeland möglich den ra nahen desselben Gelegenheit die neue Bekanntsch verfuhr, sagt u

Das kleine R des Ozeans trug, Boot in die Lagun wartete. Wo eine in allen männlich die gefährlichen W den ungewöhnlich Pfeilen am Stra Mannes überzeugt umbedeutende Gesä Ihre einige Wort die eine hervortrag endete der erste B so hatte er doch e „Erklärten die Ein sie denselben Frem empfangen. Frauen zu beschauen. Er u. dergl.“ Er nar linge süßten sich i zwischen ihm und unterscheiden, und dies erst soweit ge entschloß, so war e schon beim zweiten

1) W. Daur, Barthardt, Missions-

und zurück nach den Loyaltysinseln, Neukaledonien und schließlich bis zur Fichteninsel.“ Ein junger Mann von Neukaledonien, Dallup, entschloß sich den Bischof zu begleiten, von Bifu und Mars zwei, deren einer Siapo, ein 18-jähriger Jüngling aus edlem Geschlecht und mit vornehmen Manieren. Übrigens war das erste, was an Bord mit diesen jungen Leuten geschah, dies, daß man ihnen Kleider fertigte, und sobald sie die Nadel für sich in Thätigkeit sahen, erwachte in ihnen das Verlangen, auch etwas von der edeln Kunst des Nähens zu lernen<sup>1)</sup>.“ Nach Neuseeland zurückgelehrt, brachte der Bischof seine neuen Jöglinge nach dem St. Johns-College, einer Anstalt in der Nähe von Auckland, die er zur Ausbildung von Söhnen der Kolonisten und zur Heranbildung von Maorigen angelegt hatte und die unter Leitung des Archidiaconus Abrahams stand. Hier wurden sie mit allerlei häuslichen Verrichtungen, in der Landwirtschaft zc. beschäftigt und erhielten den einfachsten Elementarunterricht. Bei der Arbeit, in der Schule und beim Mahle, überall wurde kein Unterschied zwischen den weißen und den farbigen Mitgliedern der Anstalt gemacht. Die melanesischen Knaben machten bald gute Fortschritte, allen voran leuchtete als Vorbild Siapo.

Nur während der Sommermonate befehlt Selwyn seine Jöglinge auf Neuseeland. An ein tropisches Klima gewöhnt, hätten sie unmöglich den rauheren Winter daselbst ertragen können. Beim Herannahen desselben führte er sie in ihre Heimat zurück, und suchte bei der Gelegenheit die Bekanntschaft mit den Insulanern zu befestigen, sowie neue Bekanntschaften auf andern Inseln anzuknüpfen. Wie er dabei verfuhr, sagt uns folgende Beschreibung.

Das kleine Fahrzeug, das ihn zu seiner Liebesarbeit über das blaue Wasser des Ozeans trug, kreuzte außerhalb des Riffs, während der Bischof mit einem Boot in die Lagune einlief und schließlich durch das seichte Wasser an den Strand watete. Wo eine Brandung das Landen erschwerte, pflegte er, unerschrocken und in allen männlichen Künsten geübt wie er war, sein Pferd abzustreifen und durch die gefährlichen Wogen ans Land zu schwimmen. Die Eingebornen staunten über den ungewöhnlichen Besuch. Sie versammelten sich mit ihren Bogen und vergifteten Pfeilen am Strande; aber das ruhige Benehmen des einzelnen unbewaffneten Mannes überzeugte sie bald, daß er in friedlicher Absicht kam. Nun theilte er einige unbedeutende Geschenke aus: Fischhaken, Nadeln u. dergl., suchte mit geschärftem Ohre einige Worte der Sprache aufzufassen, sowie die Namen derer zu erfahren, die eine hervorragende Stellung unter dem Volke einzunehmen schienen. Damit endete der erste Besuch. So unscheinbar der ganze Vorgang aber auch ein mochte, so hatte er doch einen bedeutungsvollen Erfolg. Der Bischof wurde nicht vergessen. Erbildeten die Eingebornen nach etlichen Monaten wieder dasselbe Schiff, sahen sie denselben Fremdling über die Korallenbank waten, so wurde er schon freundschaftlich empfangen. Frauen und Kinder kamen aus den Wäldern herbei, um ihn neugierig zu beschauen. Er streichelte die Kleinen, schenkte ihnen Glasperlen, rote Bänder u. dergl.“ Er nannte die Namen, die er sorgfältig notirt hatte, und die Häuptlinge süßten sich ihm durch diese Kenntnis schon näher gerückt. Sie wußten wohl zwischen ihm und den andern Weißen, Sanbelholzhändlern und Krepangfischern, zu unterscheiden, und so wurde nach und nach ein festes Vertrauen hergestellt. War dies erst soweit geblieben, daß sich einer von den jungen Leuten ihn zu begleiten entschloß, so war ein großer Schritt weiter gethan. „Nicht selten gelang es ihm schon beim zweiten Besuche einen Knaben mitzubekommen, besonders wenn er von

<sup>1)</sup> W. Daur, John Coleridge Patteson, S. 52.

einer andern Insel einen Kochvogel bei sich hatte, an dem die Leute sehen konnten, wie er seine Pfleglinge kleidete und welche Künste er sie erlernen ließ.“ Hatte er erst einen Knaben von dieser oder jener Insel bei sich, so besaß er in ihm ein lebendiges Wörterbuch und Material zu einer Sprachlehre. Mit einer außerordentlichen Sprachengabe wußte er die Sprachen der verschiedenen Inseln sich aneignen, und wenn er nun zurückkam, konnte er bereits mit den Eingebornen soviel sprechen, daß er versuchen durfte, ihnen die Absicht seines Kommens darzulegen. Die Erfüllung seines Versprechens, indem er die mitgenommenen Knaben zurückbrachte, stärkte selbstverständlich aufs beste das Vertrauen der Bevölkerung; und gewöhnlich fanden sich nicht bloß jene Knaben sondern auch andere bereit, ihn, wenn er auf seiner Rundreise aufs neue die Insel berührte, wieder nach Neuseeland zu begleiten<sup>1)</sup>. Auf den bereits einigemal besuchten Inseln wußte er auch dadurch das Vertrauen zu stärken, daß er eine Nacht auf dem Lande zubrachte und ruhig in einer Hütte der Eingebornen schlief.

Nachdem Selwyn bereits mehrere solche Reisen in der „Undine“ gemacht hatte, fand er bei Gelegenheit einer Konferenz der Kolonialbischöfe in Sydney (1850) Gelegenheit weiteres Interesse für sein Werk zu gewinnen. Es wurde ein australasiatischer Missionsauschuß (Australasian Board of Missions) gebildet, und die bischöfliche Kirche der australischen Kolonien und Neuseelands übernahm die Sorge für die melanesische Mission, der weiterhin auch die Society for the Propagation of the Gospel regelmäßige Unterstützung gewährte. Die erste bedeutende Gabe aus dem Kreise der Kolonialkirche war ein größeres Schiff, die „Border Maid“, von 70 Tonnen. In diesem begleitete der Bischof von Newcastle seinen Kollegen im folgenden Jahre auf der nächsten Fahrt durch die Inselstür — diesmal schon bis zu den Salomonsinseln. Dreizehn Jünglinge wurden wieder nach Neuseeland zurückgebracht, darunter Siapo, der am weitesten im Christentum gefördert, in seiner Heimat dem polynesischen Lehrer mehrfach in seinem Missionswerk geholfen hatte. Er war bereits dort in der kleinen Kapelle vom Bischof getauft worden. Jetzt verlangte er sehnlichst nach der Schule in Neuseeland, obgleich eben erst von seiner schweren Krankheit genesen. Auch seine Verlobte bat er dorthin mitzunehmen, damit auch sie eine christliche Erziehung empfangen. So nahm denn der Bischof die kleine Wabifane und ihre Gefährtin Wasitutu mit an Bord, und machte ihnen mit eigner Hand aus seiner Steppdecke Röcke, die er mit weißer Vorbe besetzte und mit einer scharlachroten Schleife schmückte — so brachte er sie nach St. Johns-College. Siapo freilich fing bald darauf wieder an zu kränkeln. Je mehr seine Körperkraft hinwielte, desto kräftiger entfaltete sich sein Glaube. In der Hoffnung, daß allen seinen Landsleuten das Evangelium gebracht werde, endigte er seine kurze Laufbahn als Christ.

Es wurden aber bald darauf mehrere von den von Mare (Nengone) stammenden Jünglingen, auch die beiden Mädchen getauft, da sich die Aussicht eröffnet hatte, daß sie auch in ihrer Heimat einen christlichen Halt haben könnten. Der Bischof hatte es sich nämlich zum Gesetz gemacht, nur denen die Taufe zu erteilen, für die er eine Bürgschaft hatte, daß sie in ihrer Heimat nicht wieder von den heidnischen Einflüssen mit fortgerissen würden.

<sup>1)</sup> Vergl. Mission Field 1867, p. 27.

Für  
Agenten d  
anglikanis  
eine Zeit  
Marsprach  
wurden d  
gewesen  
ihnen besa  
einem Dis  
waren dan  
alle gewan  
schen Lehr  
und macht  
Salomons  
besuchte u  
Banksinsel  
Nihil arbe  
Londoner  
mußte ein  
gemeint, d  
seine Lage  
Tod abber  
von dem  
kein weiter  
auf einer  
gebracht we  
könnten. A  
richtungen.  
Bischof  
für seine M  
begleitet vo  
teson. Es  
gesehenen, s  
Privy coun  
nehmsten W  
auf, um sei  
armen Mel  
Beruf durch  
die in aller  
in die Arbe  
lischen Freu  
Kreuz) erleid  
Sehr e  
ber nicht we

<sup>1)</sup> Auf der  
damals 28 Ja

n konnten,  
hatte er  
in ihm ein  
außerordent-  
anzuwiegigen,  
ernen soviel  
darzulegen.  
eben zurück-  
erung; und  
t, ihn, wenn  
useeland zu  
dadurch das  
nd ruhig in

„Undine“  
Kolonial-  
sein Wert  
auswärtig  
liche Kirche  
Sorge für  
the Pro-  
hrte. Die  
ein größeres  
egleitete der  
yre auf der  
en Salomo-  
and zurück-  
in gefördert,  
im Missions-  
Kapelle vom  
der Schule  
heit gesehen.  
uch sie eine  
f die kleine  
und machte  
mit weiser  
rückte — so  
g bald da-  
weltte, desto  
allen seinen  
seine kurze

Mare (Neu-  
auft, da sich  
einen christ-  
änlich zum  
eine Bürg-  
n heidnischen

Für Mare nun war damals nach einer Abmachung mit dem Agenten der Londoner Missionsgesellschaft in Sydney die Anstellung eines anglikanischen Missionars beschlossen worden. Rev. W. Nihill, der schon eine Zeit lang am St. Johns-College thätig gewesen war und die Maresprache gelernt hatte, wurde 1852 dorthin übergeführt. Damals wurden dort 19 Eingeborne, die alle (?) schon auf Neuseeland gewesen waren, vor einer großen Versammlung getauft. Unter ihnen befand sich auch ein Häuptling aus Vifu, dessen Nefse dort in einem Distrikte der mächtige Oberhäuptling war. Auf Mare selbst waren damals 5 bis 600 Personen, die sich zum Christentum bekannten, alle gewannen durch die schlichte Arbeit der samoischen und rarotongischen Lehrer. Der Bischof ließ den Missionar mit seiner Frau zurück und machte eine sehr erfolgreiche Reise, auf der er den Erstling der Salomoinseln taufen konnte, die Santa Cruz-Gruppe zum ersten Mal besuchte und die auf den Karten bis dahin ganz unrichtig verzeichneten Banksinseln auffand und nach ihrer wahren Lage bestimmte. — Mr. Nihill arbeitete treulich und mit vielem Erfolg. Als jedoch 1854 die Londoner Missionare eintrafen (bei der oben erwähnten Abmachung mußte ein Mißverständnis vorgekommen sein — der Bischof hatte gemeint, daß die Londoner ihm dieses Arbeitsfeld überließen), wurde seine Lage schwierig. Nicht lange darauf wurde er aber durch den Tod abberufen. So wurden Mare und die Loyaltinseln überhaupt von dem Felde der melanesischen Mission abgetrennt, in der fortan kein weiterer Versuch gemacht wurde europäische Missionare bleibend auf einer der Inseln zu stationiren. Eingeborne selbst sollten soweit gebracht werden, daß sie in ihrer Heimat das Evangelium einführen könnten. Dazu bedurfte es freilich weiterer Kräfte und neuer Einrichtungen.

Bischof Selwyn besuchte 1854 sein Vaterland, wo er viel Interesse für seine Missionsarbeiten anregte. Er kehrte im folgenden Jahre zurück, begleitet von einem jungen Geistlichen, Rev. John Coleridge Patteson. Es war dies ein ausgezeichnete Mann, aus einem hoch angesehenen, sehr wohlhabenden Hause (sein Vater war Mitglied des Privy council, des Staatsrates der Königin). Er gab die angenehmsten Verhältnisse<sup>1)</sup> und ein innig warmes, reiches Familienleben auf, um seine ganze Lebenskraft in wunderbarer Opferfreudigkeit den armen Melanesiern zu widmen. Er war besonders befähigt für diesen Beruf durch seine außerordentliche sprachliche Begabung, sowie durch die in allerlei Sport geübten Körperkräfte. Mit vollem Eifer trat er in die Arbeit ein, die durch ein neues größeres Schiff, den von englischen Freunden geschenkten Schoner „Southern Cross“ (das südl. Kreuz) erleichtert wurde.

Sehr erfolgreich war sogleich die erste Reise mit demselben, auf der nicht weniger als 60 Inseln besucht und 33 Jünger mit nach

<sup>1)</sup> Auf dem Gute seines Onkels, nahe dem Sommerthale seiner Eltern, war er, damals 28 Jahre alt, Landpfarrer — von allen geliebt und geachtet.



Neuseeland gebracht wurden, die meisten von den Salomoinfeln Bauro und Maran. Die süblichen Inseln wurden jetzt ganz der Londoner und der presbyterianischen Mission überlassen; doch besuchte sie der Bischof dann und wann, um sich der Erfolge dieser seiner Mitarbeiter zu freuen. Dagegen wurde in den Banksinseln mit ihrem vorzüglichen Hafen (Port Patteson) und seiner freundlichen Bevölkerung, der einzigen unter den Melanesiern, die den Kannibalismus nicht übten, ein zweckmäßiges Zentrum für die weitere Missionsthätigkeit gefunden, deren Schwerpunkt von nun an nach Norden verlegt wurde.

Das neue, zweckmäßig eingerichtete Schiff bot nun alle Einrichtungen, um bereits während der Fahrt geordneten Unterricht zu halten und die Jüglinge an eine streng geregelte Thätigkeit zu gewöhnen. „Nachdem die Hängematten abgenommen waren, diente der Kielraum als Schulzimmer, und Lern- und Freistunden wechselten so ziemlich ab wie auf dem festen Lande. Zuweilen hatten die Knaben auch ihre Kleider zu waschen, oder es war jedem seine Aufgabe bei der Reinigung des Schiffes vorgeschrieben. Wie der kleinste Knabe, so war der älteste Matrose Selwyns Schüler. An den schönen, sternhellen Abenden lehrte er hier und da seine europäischen Begleiter astronomische Beobachtungen anstellen. Ungemein feierlich war die Sabbatstille, die an den Sonntagen herrschte, und der gemeinsame Gottesdienst auf dem Verdeck.

Patteson hatte sich trefflich in die Arbeit hineingelegt, so daß sie 1861 seinen Händen vollständig anvertraut werden konnte. Früher hatte Selwyn selbst daran gedacht, sein neuseeländisches Bistum aufzugeben und allein Melanesien zu seiner Diözese zu machen. Fünfjährige gemeinsame Arbeit mit seinem Gehilfen überzeugten ihn, daß er denselben vertrauensvoll für das Bischofsamt empfehlen und die abzuzweigende Diözese Melanesien ihm zuweisen lassen dürfe. „Ich wollte“, so heißt es in seinem Berichte, „ich könnte Ihnen Patteson inmitten seiner 38 Schüler zeigen, wie er mit heiterem Blick und einem freundlichen Wort für jeden, während 13 verschiedene Dialekte seine Ohren umsummen, mit demselben Eifer, als ob es sich um die Lösung eines mathematischen Problems handelte, das MC lehrt, oder wie er mit seiner schwarzen Jugend Spiele und Leibesübungen macht, als triebe er sich noch als munterer Student mit seinen Freunden herum, oder wie er endlich, wenn Schule und Spiel vorüber ist, mit seinen vielsprachigen Zuhörern in der Missionskapelle den Abendgottesdienst hält.“ Patteson aber hing mit kindlicher Verehrung und herzlichster Dankbarkeit an Selwyn, der ihm wie ein Vater war, und von dem er die ganze Art und Weise der Arbeit gelernt hatte und selbst zu einem tüchtigen Seemann ausgebildet war. In tiefer Demut hat er selbst nicht nach der neuen Würde verlangt. Doch sie wurde ihm übertragen. Am 24. Februar 1861 empfing er von Selwyns Hand, unter Mitwirkung der Bischöfe von Nelson und Wellington, in der Kirche zu Auckland die Bischofsweihe. Seitdem ruhte die ganze Arbeit und Verantwortung der melanesischen Mission auf Patteson.

Ein großer Fortschritt war es, daß er für seine von den Inseln zusammengeholten Schüler eine eigne Anstalt anlegen konnte, das

St. Andre  
land, in ge  
den kalten  
Stadt. Zu  
„des Erben  
tesons Cou  
Arbeiten z  
hatte), 20 0  
Gebäude, u  
Wirtschafts  
kommen. G  
genügende  
seinen Sch  
hatte er m  
Schiffskabin  
Von früh b  
sie alles, v  
machenden  
Jüglinge er  
richtig den  
köstliches D  
graben. Sie  
Zimmer.  
Krankenwär  
Leben der J  
durch dies  
so ist die  
werde. Wie  
einfachsten,  
dankebar ist  
aufgegangen!

Treten wir  
Burschen, lärm  
und ihrer viele  
schaubern mach  
vier Tischen.  
Beil laufe, wie  
nißte, wieviel si  
mühsam an der  
30 7 Monate f  
haben von Klei  
kann manche M  
Weiber, deren  
Lehrer Harper,  
Sprache, in der

<sup>1)</sup> Das erste  
Es wurde ein ne  
Zeit ist daselbe  
Dampfstraß aus  
<sup>2)</sup> Baur in

St. Andrew-College zu Rohimarama,  $1\frac{1}{2}$  Meilen östlich von Auckland, in gesunder Lage, einen Steinwurf vom Strande entfernt, vor den kalten Winden beschützt und etwas entlegener von der unruhigen Stadt. Zur Errichtung der Gebäude hatte die bekannte Verfasserin „des Erben von Nedeliff und der Maßliebchenfette“, Miß Yonge, Paterfons Cousine (die bereits aus dem Ertrage ihrer schriftstellerischen Arbeiten zur Anschaffung des Missionschoners<sup>1)</sup> reichlich beigezeichnet hatte), 20 000 Mark gespendet. Es war ein großes, massives, saalartiges Gebäude, um das sich mehrere kleine Häuser, Vorrathssuppen, Küche, Wirtschaftsgebäude u. s. w. gruppirten. Die Kirche sollte später dazu kommen. Ein großes Stück Acker- und Gartenland gab den Zöglingen genügende Beschäftigung im Freien. — Hier führte Paterfon unter seinen Schwarzen ein Leben größter Selbstverleugnung. Für sich selbst hatte er nur zwei Kämmerchen eingeräumt, nicht größer als eine Schiffskabine, die nicht einmal ausreichten, seine Bücher zu fassen. Von früh bis spät war er mit seinen Schülern beschäftigt. „Er lehrte sie alles, von den Regeln des äußerlichen Anstandes bis zur seligmachenden Wahrheit von Christo. Er hat seine Freude, wenn seine Zöglinge erst wissen wie man Messer und Gabel nimmt, wenn sie richtig den Tisch decken können und finden, daß Plumpudding ein köstliches Ding sei. Sie lernen im Hause Bücher drucken — im Garten graben. Sie essen mit ihm am Tische und schlafen mit ihm in einem Zimmer. Wenn Krankheit eintritt, gibt es keinen sorgfältigeren Krankenwärter, keinen treueren Vater. Väterlich ist die Angst um das Leben der Zöglinge und der Jubel über ihre Genesung. Und wenn er durch dies Leben in der Gemeinschaft der Liebe sich die Herzen gewinnt, so ist die Hoffnung nahe, daß er sie auch für den Herrn gewinnen werde. Wie treu arbeitet seine Seele, um die Heilsgeschichte auf den einfachsten, verständlichsten und wärmsten Ausdruck zu bringen! Wie dankbar ist er, wenn die erste Spur sich zeigt, daß ein Samentorn aufgegangen! Mit welcher Bewegung sieht er den Tausen entgegen!“<sup>2)</sup>

Treten wir einmal in seine Schule. Was meinst du zu finden? Wildblühende Burschen, lärmend und unordentlich? Freilich stammen sie von einer wilden Rasse, und ihrer viele sind beteiligt gewesen in Szenen, von denen nur zu hören uns schauern macht. Aber siehe da: dreißig junge Leute von 10 bis 24 Jahren an vier Tischen. Einige schreiben, andere rechnen. Wenn ich 80 Pfund Poms für ein Beil kaufe, wieviel erhalte ich für 7 Beile? Für 3 Angelhaken gib's 4 Kotosnüsse, wieviel für 15? Was sind etwa die Aufgaben. Andre buchstabiren etwas mühsam an den ersten Seiten, die jemals in ihrer Sprache geschrieben worden sind. Ja 7 Monate früher hatte nicht ein einziger Bewohner ihrer Insel nicht einen Faden von Kleidung, und jener ruhige, wenn auch noch etwas ungehobelte Bursche, kann manche Narben zeigen von den Wunden, die er empfing, vielleicht als er seine Weiber, deren er vier hat, einfieng oder verteidigte. Man beachte auch den schwarzen Lehrer Garper, einen jungen Mann von den Loyalitätsinseln (?), der erst die fremde Sprache, in der er unterrichtet, erlernt hat; ja auch das kleine Buch, aus dem sie

<sup>1)</sup> Das erste „Südlische Kreuz“ litt 1860 an der Küste Neuseelands Schiffbruch. Es wurde ein neues unter demselben Namen von England gesandt. In neuerer Zeit ist dasselbe abermals durch ein neues, noch besser eingerichtetes und mit Dampfkraft ausgestattetes Schiff ersetzt worden; auch dies heißt: Southern Cross.

<sup>2)</sup> Baur in der Allgem. Missionszeitschrift 1874, S. 161.

lesen, hat er verfaßt; Patteson hatte nur etwas an der Schreibweise zu ändern. Und wer ist der ältere Mann, der mit zwei Knaben und einem Mädchen an einem Tische sitzt? Es ist Wadrolal, der älteste Schüler, der nun schon zum zehnten Mal mit nach Neuseeland gekommen ist und seine kleine Frau und zwei seiner Landsleute unterrichtet.

Hier aber ist eine Abteilung, die hat den Katechismus vor — den Namen erkennen wir auf ihren Büchern trotz der fremdbartigen Sprache. Merkwürdig, wie begierig diese wilden Kannibalenburschen die christlichen Grundwahrheiten sich aneignen! Einige von ihnen befinden sich schon im Taufunterricht. Die Hauptsache im Religionsunterricht sind natürlich die biblischen Geschichten; und sie lernen nicht bloß die Geschichte sondern reflektieren darüber. Es fehlen ihnen keineswegs die geistigen Kräfte. Manche dieser Jungen sind ganz offene Köpfe.

Doch was schreiben jene dort? Es ist die Geschichte von der Auferweckung des Lazarus, die gestern mit ihnen unter Zuhilfenahme eines großen Holzschnitts durchgenommen worden ist; nun schreiben sie dieselbe aus dem Gedächtnis nieder. Dieser kleine Bursche, Patutun, und das kleine Mädchen, Trotuwag, sind zum ersten Male diesen Sommer hier, und ihre Sprache war vor vier Jahren überhaupt noch nicht geschrieben. — Wie ruhig und ordentlich sich alle diese Schüler benehmen! Freilich sehr verschleben von dem wilden Rärm ihrer Landsleute in ihrer Heimat! — Sehr interessant ist es zu sehen, wie die vorgeschrittenen Schüler abends ihre Kameraden unterrichten, die noch weiter zurück sind. Ja, es ist wunderbar, was sie für ein Geschick zum Unterrichten haben. Vergleichen wagte man früher gar nicht zu hoffen, nun aber darf man der Zeit entgegensehen, wo diese Schüler in ihrer Heimat die Lehrer ihres Volks sein werden.

Und nun wollen wir ein wenig am Strande auf- und abgehen, während die Aufseher (Stewards) und Köche den Thee fertig machen. Jede Woche wird einer jeden Abteilung von Knaben ein gemeinsames Geschäft zugewiesen: Holzhaufen, Kochen, Milchholen u. s. w.) Wir essen gemeinsam, und sie benehmen sich dabei ganz anständig. Thee trinken sie gern, besonders wenn er recht süß gemacht ist — denn das Süße sind sie aus ihrer Heimat, wo Zuckerrohr wächst, gewohnt. Als Frühstück erhalten sie dazu Brot, Schiffszwiebad und Kartoffeln; zu Mittag eine gute Schüssel voll Suppe und Brot oder Reis und Thee wieder zu Abend.

Vor der erwähnten Abendschule wird die Abendandacht gehalten. Wir singen ein Lied, sagen das Glaubensbekenntnis, und bringen unsere Gebete in verschiedenen Sprachen dar, je nach den Inseln, die gerade in der Schule vertreten sind. Es ist ein Segen, die Gebete dieser Kinder zu hören, wobei uns eine Insel nach der andern vor die Seele tritt. Wir schließen mit einem englischen Gebet<sup>1)</sup>.

<sup>1)</sup> Später als Patteson ein paar Gehilfen erhielt, wurde die „industrielle Erziehung“ einem derselben besonders übertragen. Es wurde der richtige Gesichtspunkt festgehalten, daß das viele Lernen allein nichts nütze. Man wollte die Zöglinge auf die Bildungstufe bringen, auf welche die Melanesier überhaupt erhoben werden könnten. Vor allem wollte man die Zöglinge an geregelte Arbeit gewöhnen. Hierbei mußten sie freilich beständig unter Aufsicht gehalten und ihnen unermüßlich die Grundzüge der Ordnung und Reinlichkeit eingepflanzt werden. Auch suchte man die Gefahr der bloß mechanischen Arbeit zu beseitigen, dadurch daß für jede Veranlassung ihnen der Grund klar gemacht wurde, zugleich aber Übertragung man einzelnen gewissen Verantwortlichkeit. So wurden „Head boys“ angestellt für das Vieh, für den Garten, die Küche, die Milchwirtschaft, die Waschküche u. s. w. Andre hatten für die Reinlichkeit für die Kleidung u. s. w. einer besonderen Abteilung einzuzusehen. Es war schwierig diese Aufseher heranzubilden. Es geschah nur dadurch, daß der Lehrer ihnen unermüßlich immer wieder die Arbeiten zeigte und nichts von ihnen verlangte, wozu er nicht selbst die Hand angelegt hätte. So schenkte sich Rev. A. Pritt, als zum ersten Male Schweine für die Anstalt angeschafft wurden, nicht, eigenhändig den Schweinefall auszumisten, wogegen die Melanesier zuerst eine große Abneigung hatten, da sie keine Ahnung hatten von dem Wert des Düngers. Mission Field 1867, p. 29 ff.

<sup>2)</sup> Mission Field 1863, p. 52 ff.

Es ist  
Buchdruck  
hier in Sch  
war eine f  
zu untersch  
zwar bald  
selben verr  
J. S. Pal  
Bischof zur  
Unser  
zu begleiten  
Mission an  
gemacht, da  
da es sich d  
Aufenthalt  
geffen hatte  
seiner Reise  
Trotz aller  
ländischen V  
der Wunsch  
zu verlegen.  
ins Auge g  
Kolonie den  
Pastors Ro  
Selwyns B  
waren verg  
und Patteso  
Mission ger  
Robbs, un  
Patteson au  
auf der Nor  
Jahre 1866  
marama for  
der Zöglinge  
Möglichkeit,  
Patteson au  
Heimat fort  
Ein we  
ins Wert g  
Zeit auf ein  
verweilten u  
Medizin zu  
während das  
Schon im J  
Bankgruppe  
Grundstück v  
gezimmertes  
Dananenbau

Es ist schon angedeutet worden, daß zu Rohimarama auch eine Buchdruckerpresse aufgestellt wurde. Für die vielen Sprachen, die hier in Schrift gefaßt wurden und deren erste Litteratur hier entstand, war eine solche durchaus erforderlich. Sie hatte jedoch auch ihre nicht zu unterschätzende Bedeutung als Bildungsmittel, da die Jüglinge und zwar bald mit großer Geschicklichkeit alle die nötigen Arbeiten bei derselben verrichteten. Die Presse stand unter der Leitung des Rev. J. S. Palmer, der mit Rev. A. Britt und Atkin (1862?) dem Bischof zur Hilfe gesandt war.

Unser Raum gestattet uns nicht Patefson auf allen seinen Reisen zu begleiten. Wir können nur im allgemeinen den Fortgang seiner Mission andeuten. Ein weiterer Schritt in derselben wurde darin gemacht, daß auf Neuseeland auch eine Winterschule eingerichtet wurde, da es sich doch sehr deutlich herausstellte, wieviel die Jüglinge nach einem Aufenthalt in die Heimat von dem schon früher gelernten wieder vergessen hatten. Einer von des Bischofs Gehilfen blieb daher während seiner Reisen mit einer Anzahl von Schülern in Rohimarama zurück. Trotz aller Vorsicht freilich waren die schlimmen Einflüsse des neuseeländischen Winters nicht zu beseitigen. Es trat daher immer dringender der Wunsch hervor, die Zentralschule nach einem günstigeren Punkte zu verlegen. Als solcher war bereits von Selwyn die Insel Norfolk ins Auge gefaßt worden, die nach Aufhebung der dortigen Verbrecherkolonie den Pittairnern überwiesen wurde, die unter Führung ihres Pastors Robbs 1856 dorthin übersiedelten (vergl. IV 2., S. 114). Selwyns Bemühungen, seine melanesische Schule dorthin zu verlegen, waren vergeblich gewesen; doch war die Insel öfters besucht worden, und Patefson hatte etliche von den Pittairnern zur Mitarbeit in seiner Mission gewonnen, so namentlich den Sohn des Pastors, Edwin Robbs, und einen andern lieben Jüngling, Young Fisher, die Patefson aufs innigste in sein Herz schloß. Die Verhandlungen, um auf der Norfolkinsel die Schule zu errichten, zogen sich jedoch bis zum Jahre 1866 hin. Die Winterschule mußte also vorläufig auf Rohimarama fortgeführt werden. Wider Erwarten willigten die Eltern der Jüglinge in einen längeren Aufenthalt auf Neuseeland. Selbst die Möglichkeit, daß solch ein Knabe durch den Tod abgerufen werde, die Patefson ausdrücklich betonte, so oft er einen neuen Schüler aus seiner Heimat fortführte, war ihnen kein Hindernis mehr.

Ein weiterer Fortschritt der Mission aber war bereits zuvor damit ins Werk gesetzt, daß Patefson oder einer seiner Gefährten längere Zeit auf einer der Inseln, auf denen sie Eingang gefunden hatten, verweilten und die Zeit benutzten, um Schule zu halten, den Kranken Medizin zu geben, dem Volke in Unterredungen nahezu kommen u., während das Missionschiff die Rundreise zu den andern Inseln machte. Schon im Jahre 1860 hatte Patefson auf der Insel Mota in der Banksgruppe mehrere Monate (?) zugebracht, nachdem er dort ein Grundstück von den Häuptlingen in aller Form gekauft und ein fertig gezimmertes Häuschen, das er mitgebracht, unter einem mächtigen Pandanenbaum aufgerichtet hatte. Von dort aus wurden dann in

einem Boote die übrigen Inseln der Gruppe besucht, auf denen sich alte Schüler des Bischofs befanden, und überall wurde er mit Freuden aufgenommen. Alles, was während eines solchen Aufenthalts ausgerichtet werden konnte, mochte freilich noch sehr unscheinbar sein. Doch gerade dadurch wurden die bereits getauften Jünglinge, die in ihre Heimat zurückgelehrt waren, gestärkt, und es sammelte sich um sie nach und nach ein Häuflein solcher, die dem Christentum sich geneigt zeigten und auch den schlichten Gottesdiensten, wie sie von solchen Schülern gehalten wurden, regelmäßig bewohnten. So wie auf Mota wurden später auch auf einigen der nördlichen neuen Hebriden sowie auf den Salomonsinseln solche Winterstationen angelegt: auf Bauro an der Makirabai, auf Malanta, Anuda, Sawo und Isabella — überall hatten die in Rohimarama erzogenen jungen Leute schon den Boden bereitet für einen längeren Aufenthalt eines weißen Missionars. Die Hauptthätigkeit aber blieb nach wie vor das Hinüberführen neuer Schüler nach der Zentralschule.

Am schwierigsten waren noch immer die Besuche in Santa Cruz. Öfter schon waren dort der Bischof und seine Begleiter von vergifteten Pfeilen umschwirrt worden, obgleich es auch dort wiederholt gelungen war Jünglinge zu gewinnen. Leider sollten dort die ersten Märtyrer dieser bisher unter allen Gefahren so gnädig beschützten Mission fallen.

Das Missionschiff ankerte am 15. August 1864 vor der Hauptinsel Santa Cruz. Der Bischof selbst ging ans Land, während die oben genannten Jünglinge, Nobbs und Fisher, mit den beiden Engländern Pearce und Atkin im Boote zurückblieben. So lange Pattenon im nächsten Dorfe verweilt und inmitten seiner Bewohner niedersteht, geht alles gut. Am Ufer findet er 3 bis 400 Männer versammelt, von denen etliche neben ihm her auf das Boot zu schwimmen. Auch das ist nichts Ungewöhnliches; verdächtig wird ihm nur, wie beharrlich sie, als es erreicht ist, sich an demselben festzuhalten suchen. Es gelingt ihm endlich, sie los zu werden; plötzlich aber kommen einige Pfeile daher geflogen. Pattenon sucht sie mit dem erhobenen Ruder abzuwehren, doch ehe er sich umsieht, liegen Nobbs und Pearce schon getroffen am Boden. Jetzt folgt ein Hagel von Pfeilen. Einer derselben trifft Young Fisher in die Hand, dennoch rudert dieser mannhaft weiter, bis das Segel aufgezo-gen werden kann und ein leichter Wind sie den Verfolgern entzieht. Pattenon und Atkin kommen unverfehrt an das Schiff. Den Verwundeten werden die Pfeilspitzen ausgezogen. Es folgen bange Tage mit der Ungewißheit ob jene vergiftet waren. Leider war dies der Fall. Nach einigen Tagen stellten sich Starrkrämpfe ein. Zuerst verscheidet Fisher mit dem Seufzer: Arme, arme Leute von Santa Cruz! Ihm folgt Nobbs in gleicher Geduld, in gleichem Glauben. Der dritte Verwundete ward gerettet, aber um seinetwillen mußte man schleunigst ein kühleres Klima aufsuchen. Es war diesmal eine traurige Einkehr auf der Norfolkinsel. Vor allem ward Edwin Nobbs, in dem man den einsigen Nachfolger seines Vaters gesehen hatte, allgemein betrauert. Der greise Patriarch aber trug seinen Verlust als ein echter Christ: er wußte, daß sein Sohn für eine heilige Sache gefallen war, die solches Opfer wert ist.

Pattenon selbst war tief niedergebeugt um seine jungen Freunde, die er aufs innigste mit väterlicher Liebe umfaßt hatte. In wenigen Wochen waren seine Haare beträchtlich gebleicht; und es erforderte die ganze Kraft seines christlichen Charakters, um unter dem lähmenden Einflusse des Schmerzes die alte Spannkraft für sein Werk wieder zu gewinnen. Dazu kamen einige andre niederbeugende Erfahrungen

von Mücksa  
einmal vor  
finden wir  
Rohimaram

Wir n  
begleiten, u  
gemacht ha  
Kreuz" wie  
von den B  
geblieben.

ein köstlich  
Beiträge, n  
sich auf 16  
Mare die  
schöne Stur

Dann wurd  
Sandelholz  
den Bankst  
seine Heima  
der Schonen  
und nachden  
mit vieren f  
Leute kamen

freundlich,  
gebracht hat  
sahen da als  
ihnen waren  
gelegt hatte

Obgleich die  
sie doch unt  
erst waren  
noch immer  
sie als Will  
Leider habe  
den ich als

Monta  
schäften, die  
man meiste  
recht nötig  
brachen wir  
versammelt  
einem Nu r  
Ware zuerst  
einem ober

<sup>1)</sup> Mission  
S. 324 ff.



von Rückfall früherer Schüler, wie sie in jeder Mission immer wieder einmal vorkommen. Potteson ließ jedoch nicht die Hände sinken. Bald finden wir ihn wieder treulich in der gewohnten Weise arbeitend in Kohimarama, sowie auch auf den Inseln.

Wir müssen jedoch den Bischof wenigstens auf einer seiner Reisen begleiten, um zu sehen, welche Fortschritte auch diese seine Thätigkeit gemacht hatte. — Es war am 28. Mai 1866, als das „Südlische Kreuz“ wieder einmal ausgesegelte<sup>1)</sup>. Rev. S. Pritt war mit 25 Schülern von den Banksinseln und 2 von den Hebriden in Kohimarama zurückgeblieben. Wie gewöhnlich ging die Reise über die Norfolkinsel, wo ein köstlicher Sonntag mit den Pitcairnern verlebt wurde. Ihre Beiträge, mit denen sie die melanesische Mission unterstützten, beliefen sich auf 163 Mark. — Weiter ging es nach den Loyaltyinseln, wo auf Mare die alten Freunde Wadrolal und Harper begrüßt und ein paar schöne Stunden im Missionshause bei Mr. Creagh verlebt wurden. Dann wurde zunächst bei Fatä angelegt, um einen früher von den Sandelholzhändlern von dort fortgeschleppten Knaben, den Potteson auf den Banksinseln gefunden und mehrere Jahre unterwiesen hatte, in seine Heimat zurückzubringen. Noch am Abend desselben Tages ankert der Schoner vor Mai (Three Hills). Der folgende Tag war Sonntag, und nachdem auf dem Schiffe Gottesdienst gehalten, begab sich Potteson mit vieren seiner Schüler in netter Kleidung ans Land. „Wohl 200 Leute kamen uns entgegen als wir dem Strande zuwateten. Sie waren freundlich, trotzdem wir unsre beiden Jüglinge von hier nicht mit zurückgebracht hatten. Wir gingen etwa anderthalb Stunden landeinwärts und sahen da alle unsre gerade anwesenden alten Bekannten; manche von ihnen waren aber auf Handelsschiffe gegangen, die vor der Insel angelegt hatten, andre waren von einer Seuche hinweggerafft worden. Obgleich die Eingebornen uns freundlich und friedlich begegneten, leben sie doch unter sich noch immer im alten Krieg und Streit. Kürzlich erst waren wieder 3 Männer getötet und andre verwundet. Sie gehen noch immer mit ihren Waffen, und wenn man sie näher kennt, müssen sie als Wilde erscheinen. Wir aber sind schon lange gute Freunde. Leider habe ich nicht die Zeit länger hier zu verweilen, und auch niemand, den ich als Lehrer hier lassen könnte.“

Montag brachten wir einen recht arbeitsvollen Tag zu mit Geschäften, die nicht gerade im Einklang stehen mit den Begriffen, die man meistens von den Aufgaben eines Missionars hat, und die doch recht nötig sind zum Gelingen unsres Unternehmens. Um 7 Uhr brachen wir nach einer nahen Bucht auf, wo eine Menge Eingeborner versammelt war, die Vams, Zuckerrohr und Schweine feilboten. In einem Nu war unser Boot von ihnen umringt, denn jeder wollte seine Ware zuerst anbringen. An den meisten Orten gelingt es uns nach einem oder zwei Besuchen den Leuten begreiflich zu machen, daß wir

<sup>1)</sup> Mission Field 1867, p. 233 ff. Vergl. Basler Missionsmagazin 1869, S. 324 ff.

dem Gewicht, nicht der Zahl nach kaufen, da die Größe der Damswurzeln sehr verschieden ist. Die Missionare werden also für eine Weile Dams- und Schweinehändler. Im ganzen benehmen sich die Leute dabei ziemlich ehrlich. Sie ergänzen gern das an einem Korb voll Dams noch fehlende Gewicht und scheinen sehr durchdrungen von unsrer Gewissenhaftigkeit, wenn wir ihnen im entgegengesetzten Falle etwas zurückgeben. Der Lärm, wenn alle zugleich durch einander schreien, wenn die Männer rufen, die Frauen kreischen, die Schweine grunzen, ist geradezu betäubend. Dazu ist jeder naß vom Meereswasser, beschmuckt von der an den frisch ausgezogenen Dams hängenden Erde, bemalt mit der gelben Farbe, die bei ihnen zur Verschönerung der Körper und der Matten beliebt ist. Endlich stößt das mit Dams und Schweinen gefüllte Boot ab, die Aufregung legt sich, und die Leute haben Zeit, auch von andern Dingen als von Dams und Schweinen zu hören und zu sprechen. Sie fragen, wozu wir denn eigentlich ihre jungen Leute fortnehmen? Wir erzählen ihnen von unsern Sitten in Neu-Seeland und suchen ihnen den Gegensatz zwischen unserm friedlichen, glücklichen Leben und ihrer argwöhnischen, streitsüchtigen Weise begreiflich zu machen. Die Veranlassung dazu liegt nahe genug, denn zwei unsrer Bekannten saßen verwundet neben uns. Sie stimmen allem zu, was wir sagen. Aber bei den meisten ist es leider schnell wieder vergessen. Solche Tage sind immer ermüdend. Man muß wachsam sein ohne es zu scheinen; da und dort ein Wort zu rechter Zeit sagen, alle bei guter Laune erhalten, fast zu gleicher Zeit 2 Sprachen reden, von denen man kein rechter Meister ist, der Anweisungen gar nicht zu gedenken, die da zwischen hinein unsre Jünger von andern Inseln in ihren betreffenden Sprachen erhalten.

Wo wir noch nicht genauer bekannt sind, ist zuweilen mit diesem Handel auch einige Gefahr verknüpft. Es ist unmöglich alle Dams zu kaufen, die uns angeboten werden, und das verdrückt diejenigen, welche sie wieder nach Hause tragen müssen. Nicht selten sendet solch ein mürrischer Burtsche dem Boot, das sein Verlangen nach einem Beil nicht gestillt hat, einen Pfeil nach; denn von dem Wert, geschweige denn von der Heiligkeit eines Menschenlebens hat hier zu Lande niemand einen Begriff: man zielt ebenso gedankenlos auf einen Menschen als bei uns ein Schulknabe einen Stein nach einem Vogel wirft. Anders als durch solchen Tauschhandel ist es nun aber einmal nicht möglich nähere Bekanntschaft mit den Leuten anzuknüpfen. Überdies müssen wir auch unser Schiff mit Lebensmitteln versorgen.

Der nächste kurze Aufenthalt ward auf Noba oder Opa (Seyersinsel) gemacht. Diese herrliche Insel ist von einem ungewöhnlich schönen Menschenstamme bewohnt und der Name „Ausfäzigeninsel“ völlig unzutreffend. Die Eingebornen leben unter einander fortwährend in traurigen Händeln, aber sie kennen uns jetzt in verschiedenen Theilen der Insel, und sie besuchen ist nun eine viel leichtere Aufgabe als früher. Gerade heute konnten wir recht ihre freundliche Gesinnung gegen uns und ihr Mißtrauen gegen einander wahrnehmen.

Als wir im Begriff waren unsre 2 Schüler ans Land zu bringen,

kam uns der  
Er erzählte  
worauf einer  
etliche hunde  
gefährlich w  
brachte uns  
Matten und  
gewöhnlich a  
sehr hochgeh  
und Pfeile,  
wollte kein  
etwas zu esse  
weisen; er n  
müsse, noch  
wolle, werde  
wir zum Vo  
lichen Leuten  
Knaben, die  
Bischof mit  
rubert gleich  
uns zu schiel  
ein Streit er  
die frühliche  
dem gedanken  
wollende kan  
weder aus k  
für ihre Jam  
Partei; in d  
dann der Gr  
Einige hund  
Eingebornen  
als ob nicht

Den so  
herrlichen M  
mit gespann  
jeden Augen  
sie gerade in  
weggehen, in  
so will ich  
beide Telle  
als ihr, mid  
bin ein Frei  
von einem P  
Eine Weile  
standen sie  
Weit  
Anfang an  
vor denen

Am uns der Vater des einen entgegen und setzte sich zu uns ins Boot. Er erzählte von Streitigkeiten zwischen den zwei nächsten Dörfern, worauf einer der Knaben uns bat etwas öflicher zu landen, da es eilige hundert Schritte vor der Stelle, die er uns bezeichnete, für ihn gefährlich wäre. Ein Haufen Eingeborne kam uns entgegen und brachte uns Geschenke an Nams, Taro, Kokosnüssen, einheimischen Matten und dergl. Als der Bischof ans Ufer stieg, drängte sich wie gewöhnlich alles um ihn. Man steckte ihm Schweinszähne (hier ein sehr hochgehaltener Schmuck) in die Hand, überreichte ihm einen Bogen und Pfeile, und das Händedrücken von Männern, Frauen und Kindern wollte kein Ende nehmen. Sie baten ihn, doch mit ihnen zu kommen, etwas zu essen, auf der Insel zu schlafen, eine Zeit lang da zu verweilen; er mußte ihnen aber sagen, das könne er nicht, weil er eilen müsse, noch viele andere Knaben auf ihre Inseln zu bringen; so Gott wolle, werde er sie auf der Heimreise wieder besuchen. Darauf wateten wir zum Boot zurück und riefen um vier Beile, die wir diesen freundlichen Leuten gerne geschenkt hätten. Plötzlich aber rannte einer der Knaben, die wir eben ans Land gesetzt hatten, uns nach und rief dem Bischof mit allen Zeichen der Angst zu: „Geh ins Boot, schnell, schnell, ruibert gleich fort, man wird da schießen!“ Niemand dachte daran, auf uns zu schießen, aber unter ihnen selbst hatte sich in einem Augenblick ein Streit erhoben; die Frauen machten sich davon, und so war plötzlich die fröhliche Scene zu Ende. Es ist das ein schlagendes Beispiel von dem gedankenlosen, gefühllosen Leben auf diesen Inseln. Jeder Uebelwollende kann, so oft es ihm beliebt, ernste Händel herbeiführen. Entweder aus bloßer Aufregung, oder weil sie sich verpflichtet glauben, für ihre Familien- oder Ortsangehörige einzustehen, ergreifen die Männer Partei; in der Hitze des Streits wird einer erschlagen, und damit ist dann der Grund zu vielleicht Jahre lang dauernder Blutrache gelegt. — Einige hundert Ellen vom Ufer waren wir wieder von Rähnen der Eingeborne umringt und sprachen und tauschten unsre Waren aus, als ob nichts vorgefallen wäre.

Den folgenden Tag füllten wir unsere Wasserfässer aus einem herrlichen Wasserfall der Aurorainfel, an dem ein Haufen Männer mit gespannten Bogen spähend nach dem nahen Gebüsch ausschaute, jeden Augenblick den Angriff eines Nachbardorfes erwartend, mit dem sie gerade im Kriege waren. Der Bischof bat sie wiederholt, sie möchten weggehen, indem er sagte: „Wenn ihr Lust habt, Handel anzufangen, so will ich nichts damit zu thun haben, denn ich bin überzeugt, daß beide Teile Unrecht haben. Wenn die andere Partei, die stärker ist als ihr, mich hier allein trifft, so hat das nichts zu sagen, denn ich bin ein Freund von beiden. Ich habe aber nicht Lust, in euren Händeln von einem Pfeil getroffen zu werden, der nicht für mich bestimmt ist.“ Eine Weile verließen uns auf dies hin nun unsere Freunde, aber bald standen sie wieder da, um einige Angelhaken von uns zu erbitten.“

Weit zugänglicher als die neuen Hebriden hatten sich von Anfang an die Banksinseln gezeigt. Ihre Bewohner zeichnen sich vor denen aller andern Gruppen durch ihr einfaches, anspruchsloses

Benehmen und durch jene Schmutzlosigkeit ihrer Personen aus, die das Merkmal des echten Gentlemans ist," schreibt Selwyn. „Sie wissen wenig oder nichts von europäischen Bequemlichkeiten; sie haben kein Verlangen nach Tabak und nichts von der Aufgeblasenheit der an Verkehr mit fremden Schiffen gewöhnten, nichts von der lächerlichen Wichtigthuerei der in ewigen Fehden lebenden Insulaner. Wir haben zwischen den verschiedenen Inseln Rähne hin- und herfahren sehen, als ob sie alle mit einander in Frieden stünden, und die Folge davon scheint zu sein, daß sie alle Fremden als Freunde betrachten, da sie noch keine Erfahrung vom Gegenteile gemacht haben.“

Diese rosigte Ansicht änderte sich bei näherer Bekanntschaft freilich sehr; auch hier fand sich der fortwährende Kriegszustand und jener vollständige Mangel an öffentlicher Ordnung. Jeder thut was ihm beliebt. Auch die oben S. 166 f. geschilderte Unabhängigkeit der Kinder gehört hierher. Doch zeigten sich schon damals die ersten leisen Wirkungen des christlichen Einflusses.

Einen kleinen Anfang dazu — nämlich die Eingebornen aus ihrem Zustande herauszureißen — hoffen wir auf Mota, und dadurch wie durch den Einfluß unserer Schüler auf der ganzen Gruppe gemacht zu haben. Ein Fremder würde davon vielleicht wenig merken. Die Eingebornen sind noch immer dieselben nackten, lärmenden Leute, mit dem einen sichtbaren Fortschritt, daß sie jetzt sehr freundlich sind; wir aber, die wir seit 5 bis 6 Jahren jedesmal einen oder mehrere Monate auf dieser Insel zugebracht und mehr von den Sitten und dem Leben der Leute gesehen haben, finden darin vieles, was uns zu der Hoffnung berechtigt, daß der in diesen Jahren scheinbar trockener Arbeit ausgestreute Samen Wurzel gefaßt hat und zu keimen anfängt. Es fehlt nicht an Anzeichen, daß ein ernstes Verlangen zu erwachen beginnt, mehr von den Wahrheiten zu hören, die wir zu lehren gekommen sind. Mit wie ganz andern Gefühlen als vor wenigen Jahren besuchen wir doch jetzt diese Inseln! Wie viel Hoffnungsblide mischen sich jetzt für uns, Gott sei Dank, in den Schmerz über die noch herrschenden schlimmen Gebräuche und die vergleichungsweise geringen Veränderungen zum Bessern! Gar lustige Geschichten erzählen die Motaleute uns jetzt von den Gedanken, die sie sich über den sonderbaren Fremdling machten, als der damalige Erzdiakon Patteson zum ersten Mal auf ihrer Insel übernachtete. Es traf sich, daß er sich in der verlassenen Hütte eines Verstorbenen, namens Porisris, zum Schlaf niederlegte. Wer konnte der Unbekannte also anders sein, als eben jener Porisris? Damit war es auch klar, daß jeder Tote nach Neuseeland geht, woher Porisris zurückkam, und dort verschiedene Wandlungen durchmacht, ehe er wieder in seinem eigenen Lande erscheint. Über diese Dinge haben sie jetzt, Gott Lob! anders denken gelernt.“ Auf Mota steht nun ein Missionshaus, in welchem jedes Jahr Winterschule gehalten wird, und diesmal blieb Mr. Palmer dort zurück.

Das Missionschiff aber segelte seinem entferntesten Ziel, den Salomonsinseln, zu. „Dicke Regenschauer machten, daß wir erst um 2 Uhr nachmittags vor der Insel Isabella, die wir schon am

Morgen erst viel Ursache letzte Jahr mußten nicht Inseln in v berichten ein birgig. Jede mit der des nicht nahe b Dams, Schm selbstverständ feindlichen S zusammen u hierher als b die Unsicherh ihnen nur e wir Bekannt haben, kann gerieben wer wehren. W mahnen, doch wir davon h hundertten so

In der Er schlief in andern Tage schwer erstei Bischof sprac Gefinnung g sie, doch ihre überall Frie Partei sah e behandelte. welchen Zug und ihre Ar so fremd fin einzuhandeln dafür dankb sprechen könn haben, die il

„Unfre Jahr in Ner kommen und bleiben. Da um im kom müssen wir f Freilich könn Heimat zu v

Morgen erreicht hatten, Anker werfen konnten. Wir haben in der That viel Ursache zum Dank gegen Gott. Von 69 Melanesiern, die wir das letzte Jahr bei uns hatten, ist nur ein einziger gestorben, und wir mußten nicht, wie dies in den letzten Jahren so oft geschah, auf vielen Inseln in vermindelter Zahl und mit traurigen Krankheits- und Todesberichten eintreffen. Das Südostende dieser großen Insel ist sehr gebirgig. Jedes Thal hat seine eigene Einwohnerschaft, die in der Regel mit der des nächsten Thals im Kriege liegt. Die Leute hier können nicht nahe beisammen leben ohne häufige Verletzung des Eigentums. Hams, Schweine, sogar Weiber werden gestohlen; darauf folgt dann selbstverständlich Streit und Mordschlag. Männer und Jünglinge von feindlichen Stämmen aber treffen friedlich auf dem „Südligen Kreuz“ zusammen und sind schon mit uns in Neuseeland gewesen. Wir kommen hierher als die Freunde aller, die für niemand Partei nehmen; aber die Unsicherheit ihrer Lebensweise gewährt auch unserer Arbeit unter ihnen nur einen sehr unsichern Boden. Ein ganzer Stamm, mit dem wir Bekanntschaft gemacht, dessen Sprache wir mit viel Mühe erlernt haben, kann innerhalb weniger Wochen verjagt, zerstreut oder gar ausgerieben werden, ohne daß es in unserer Macht steht, diesen Übeln zu wehren. Wir können Vorstellungen machen, die Leute bringend ermahnen, doch ihre alte Eifer- und Rachsucht zu lassen; aber was dürfen wir davon hier erwarten, wenn es noch Länder gibt, in denen nach Jahrhunderten sogenannter Civilisation keine Ruhe und Ordnung herrscht?

In der einen Nacht hatte der Bischof eine sonderbare Herberge. Er schlief in einem der oben (S. 171) beschriebenen Baumhäuser. Am andern Tage ging er in ein anderes Dorf, das, auf einem steilen, schwer erstiegbaren Felsen erbaut, eine natürliche Festung bildet. Der Bischof sprach mit den angesehensten Männern und sagte ihnen, ihre Gesinnung gegen die andern Dörfer sei ihnen wohlbelannt. Er bat sie, doch ihre endlosen Fehden zu lassen. Sie erwiderten, es sei jetzt überall Friede, aber man kann ihren Worten wenig trauen. Keine Partei sah es gerne, daß er auch ihre Feinde besuchte und alle gleich behandelte. Natürlich können auch die Leute nicht gleich begreifen, welchen Nutzen es ihnen bringen soll, neuen Lehren ihr Ohr zu leihen und ihre Art und Weise aufzugeben, um Sitten anzunehmen, die ihnen so fremd sind. Da ist die Gelegenheit, einige Beile und Angelhaken einzuhandeln, ein viel greifbarer Vorteil. Doch müssen wir schon dafür dankbar sein, daß wir überhaupt hier sind, mit den Leuten sprechen können und selbst auf dieser fernen Insel etwa 6 Jünglinge haben, die ihre Landessprache lesen und schreiben können.

„Unsre zwei ältesten Schüler, die mit ihren Frauen das letzte Jahr in Neuseeland zubrachten, weigern sich jetzt wieder mit uns zu kommen und sagen, sie wollen lieber noch ein Jahr bei ihren Freunden bleiben. Das thut uns leid, denn jetzt wären sie gerade weit genug, um im kommenden Jahre tüchtige Fortschritte zu machen; so aber müssen wir fürchten, daß das seither Gelernte wieder vergessen wird. Freilich können wir uns nicht wundern, daß es sie nicht gelüstet, ihre Heimat zu verlassen, um eine Seereise von 2000 Seemeilen zu machen

s, die das  
Sie wissen  
haben kein  
an Verlehr  
n Wichtig-  
n zwischen  
als ob sie  
scheint zu  
noch keine

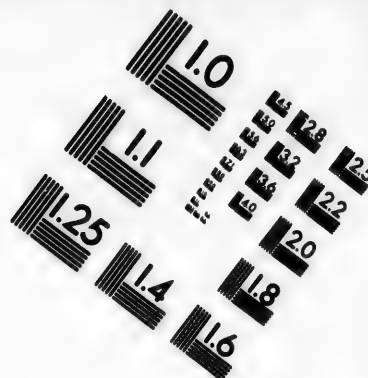
ast freilich  
und jener  
was ihm  
der Kinder  
eisen Wir-

aus ihrem  
durch wie  
gemacht zu  
Die Ein-  
mit dem  
wir aber,  
Monate auf  
Leben der  
Hoffnung  
zeit aus-  
Es fehlt  
n beginnt,  
nnen sind.  
suchen wir  
jetzt für  
herrschenden  
Verände-  
Notaleute  
Fremdling  
Mal auf  
verlassenen  
niederlegte.  
Borisris?  
eht, woher  
macht, ehe  
nge haben  
t nun ein  
wird, und

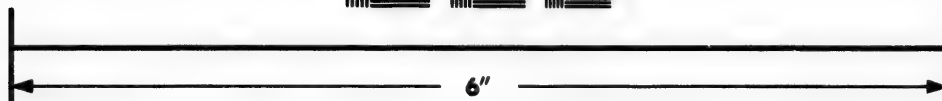
Ziel, den  
erst um  
schon am







A resolution test chart featuring several groups of horizontal and vertical lines of varying thicknesses. Each group is accompanied by a numerical value indicating the resolution. The values include 1.0, 1.1, 1.25, 1.4, 1.6, 1.8, 2.0, 2.2, 2.5, 2.8, 3.2, 3.6, 4.0, 4.5, 5.0, 5.6, 6.3, 7.1, 8.0, 9.0, 10, 11.2, 12.5, 14, 16, 18, 20, 22.5, 25, 28, 32, 36, 40, 45, 50, 56, 63, 71, 80, 90, 100, 112, 125, 140, 160, 180, 200, 225, 250, 280, 320, 360, 400, 450, 500, 560, 630, 710, 800, 900, 1000, 1120, 1250, 1400, 1600, 1800, 2000, 2250, 2500, 2800, 3200, 3600, 4000, 4500, 5000, 5600, 6300, 7100, 8000, 9000, 10000.



# Photographic Sciences Corporation

**23 WEST MAIN STREET  
WEBSTER, N.Y. 14580  
(716) 872-4503**



und alle die Unbequemlichkeiten zu übernehmen, die nach ihrem Gefühl das kältere Klima Neuzeelands und unsre ganze Lebensweise mit sich bringt. Eine der größten Schwierigkeiten unsres Werkes ist es, daß wir so frühe schon das gesunde Urtheil und die Festigkeit unserer Schüler auf die Probe setzen müssen. Einige kommen das erste Mal aus Neugierde mit; einige, weil sie Zuneigung zu uns gefaßt haben; noch andere, weil sie in Neuzeeland Gelegenheit haben, allerlei Schätze zu erwerben, die sie zu Hause mit Gewinn wieder verwerten können. Aber wenn ein junger Mensch einmal mehrere Besuche in Neuzeeland gemacht hat; wenn der Reiz der Neuheit vorbei, und er alt genug ist zu heiraten und ein selbständiges Leben zu führen, wird er, wenn er nicht wahrhaft zum Glauben gekommen ist und es eines Opfers wert hält, noch weiter über seine Pflichten gegen Gott und die Menschen belehrt zu werden, nicht leicht noch einmal die Freuden der Heimat mit dem Aufenthalt in einem fernen Lande vertauschen. Einige unserer vorgerücktesten Schüler wissen allerdings unsere Lebensweise zu schätzen, aber ihre Zahl ist verhältnismäßig nur klein.“

Wir übergehen den Besuch an andern Punkten des Salomoarchipels. „Von Guadalcanar“, sagt der Bericht, hatten wir schon viele junge Männer gehabt, aber noch keiner hatte sich bewegen lassen, wiederholt nach Neuzeeland zurückzukehren und sich zu einigem Eifer im Lernen zu ermannen. Diesmal hoffte der Bischof seinen Zweck besser zu erreichen, wenn er den Leuten kurz und bündig erkläre, was er wolle und nicht wolle. „Ich komme nicht hierher, um Handel zu treiben“, redete er sie an, „obgleich ich gerne Dams und Kolosnüsse von euch eintausche und euch überdies noch kleine Geschenke mache. Viel Handel treiben kann ich aber nicht mit euch, denn ich besuche viele Inseln und gebe meine meisten Waren denen, die mir dagegen geben, was ich brauche. Mein Wunsch aber ist es, einige von euren jungen Leuten mitzunehmen. Ich kann keine großen, starken, jungen Männer brauchen; was ich haben möchte, sind geschickte Knaben, die neue Sitten lernen und auf neue Lehren hórchen können. Wenn euch das recht ist, so will ich euch gerne helfen, so viel ich kann.“ Diese ganze Zeit über war der Bischof von jungen Leuten umringt, die ihn baten, sie mitzunehmen; auch von unsern alten Schülern drängten sich wieder einige herbei; es schien ihm aber bei keinem der Mühe wert. Endlich sagte er: „Dort ist ein Knabe, den ich nehmen will“, der Vater wollte ihn aber nicht hergeben. „Nun, das ist's ja gerade, was ich sage“, fuhr der Bischof fort, „ich sehe mich nach einem Knaben um, den ich unterrichten könnte, und ihr wollt ihn nicht gehen lassen; dafür drängen sich Duzende junger Männer, die ich nicht brauchen kann, um mich her, und wollen mitgenommen sein. Die Wahl der Leute muß mir überlassen bleiben.“ Der Bischof weigerte sich, den alten Schülern und andern Geschenke zu geben, und sagte: „Was habt ihr euch schon bemüht, für mich zu thun, daß ich euch Geschenke geben sollte? Ich behalte diese Sachen für solche, die mir helfen und mit mir arbeiten. Wenn ihr das thun wollt, werdet ihr auch mich willig finden, euch zu geben, was euch gut ist.“ Nach dieser Erklärung wurde dem Bischof

der Knab  
aus ellid  
zwei erste  
„Au  
uns als je  
hatten sch  
einige ihr  
ihren Kin  
dann lehr  
man ein  
14 Tage  
San  
ging nicht  
Die Leute  
versprechen  
sprach en  
ihnen verl  
vor zwei  
sich, ob de  
ihnen sein  
machen.

Auf  
etwas län  
Schüler d  
die dortige  
kamen wie  
Rev. J. P.  
und besond  
alten Schü  
regelmäßig  
mitgenomm  
gesetzt, da  
war. Die  
gebracht, n  
Schülern g  
Jahre mit  
besonders t  
lichen Arb  
Auf d

1) Die  
saftigen Wei  
schroffen, sel  
sorgfältig an  
eine über ein  
Zitronen, B  
Verbrecherka  
und Beamte  
Südküste der

der Knabe, den er zuerst gewählt hatte, von seinem Vater übergeben aus etlichen andern Knaben, die man noch herbeibrachte, wählte er die zwei ersten.

Auf der Insel Malanta suchten wir ein Dorf auf, das man uns als sehr bevölkert geschildert hatte. Die Leute waren sehr freundlich, hatten schon von dem Bischof gehört und waren gleich bereit, ihm einige ihrer Kinder mitzugeben. Manche boten sich an, selbst auch mit ihren Kindern zu kommen. Der Bischof wählte zwei Knaben aus, dann kehrten wir aufs Schiff zurück. Auf der weiteren Reise hatte man ein paar Tage unter völliger Windstille zu leiden, dann aber 14 Tage lang mit stürmischem Wetter zu kämpfen.

Santa Cruz wurde diesmal nur flüchtig berührt. Der Bischof ging nicht ans Land, erhielt aber viele Besuche an Bord des Schiffs. Die Leute kannten ihn, deuteten auf ihre Dörfer hin und gaben zu verstehen, daß sie ihn schon am Ufer gesehen haben. Einige derselben sprachen auch einen polynesischen Dialekt, in dem er ein wenig mit ihnen verkehren konnte. Sie kamen auf den Angriff zu sprechen, der vor zwei Jahren auf sein Boot gemacht worden war und erkundigten sich, ob der Verwundete gestorben sei; es gelang aber Pateson nicht, ihnen seine Frage nach der Ursache jenes Angriffs verständlich zu machen.

Auf den Banksinseln wurde auch auf der Rückfahrt wieder etwas länger verweilt. Auf Wanualawa fand man die alten Schüler Henry und Fisher und andre ganz wohl. Ihre Berichte über die dortigen Zustände waren befriedigend, und mehrere junge Leute kamen wieder um den Bischof zu begleiten. Auf Mota war es dem Rev. J. Palmer recht gut gegangen, da diesmal das Wetter trocken und besonders günstig war. Es gab keine Krankheiten dort. Allen alten Schülern konnte er ein gutes Zeugnis geben. Die Schule war regelmäßig besucht worden. Sechszehn Banksinsulaner wurden wiederum mitgenommen, dieselben aber mit Mr. Palmer auf der Norfolkinsel abgesetzt, da nunmehr die Verlegung der Centralschule dorthin entschieden war. Die übrigen 44 Melanesier wurden nochmals nach Kohnimarama gebracht, wo man am 8. Oktober eintraf und Mr. Pritt mit seinen Schülern ganz wohl antraf. — Leider mußte der letztere im folgenden Jahre mit gebrochener Gesundheit aus der Mission scheiden, der er besonders durch seine treffliche Anleitung der Jüglinge zu wirtschaftlichen Arbeiten sehr viel genützt hatte.

Auf der Norfolkinsel<sup>1)</sup> wurden inzwischen alle Vorbereitungen ge-

<sup>1)</sup> Die Insel ist etwa 2 Stunden lang und eine Stunde breit. Mit ihren saftigen Weiden und herrlichen Baumgruppen, ihren klaren Bächen gleicht sie, vom schroffen, felsigen Meeresufer bis zur Spitze des 300 Meter hohen Pittberges, einem sorgfältig angelegten englischen Park. Von unvergleichlicher Schönheit ist namentlich eine über eine halbe Stunde lange majestätische Fichtenallee. Aber auch Apfelsinen, Zitronen, Bananen, Melonen und Pfirsiche wachsen in großer Menge. Die alte Verbrecherstadt mit ihren düstern verfallenden Gefängnissen, Kasernen, Offiziers- und Beamtenwohnungen, die jetzt den Pitcairnen zur Herberge dient, liegt an der Südküste der Insel, an der Sydneybai. Drei englische Meilen von dort, an der



macht, um das ganze Seminar dorthin zu verlegen. Es waren 1000 Acker Landes gekauft, von denen größere Pläne unter freundlicher Mitwirkung der guten Pitcairner von den jungen Bantinsulanern unter Palmers Leitung eingezäunt und urbar gemacht wurden. Auch einige Häuser bauten sie. Nach Ostern 1867 kam auch Patteson mit den andern Jünglingen von Kohimarama nach, und brachte von dort alles was sich irgend wie transportiren ließ mit, selbst die abgedrohten Holzhäuser. Die Station erhielt den Namen St. Barnabas. Während dann der Bischof wieder die gewöhnliche Reise machte, schritt die Einrichtung derselben mehr und mehr ihrer Vollenbung entgegen. Die Vorzüge, die die Norfolkinsel vor Kohimarama hatte, traten bald deutlich zu Tage. Sie lag dem Missionsfelde 600 Seemeilen näher, das Klima näherte sich viel mehr dem tropischen, so daß ohne Gefahr für ihre Gesundheit die Jünglinge das ganze Jahr hindurch dort behalten werden konnten, dann aber versprachen die reichlichen Erzeugnisse der Insel, unter denen sich auch Nuss und Bananen, also die Hauptnahrung der Melanesier befinden, den Unterhalt der Jünglinge bedeutend zu erleichtern und billiger zu machen. Dazu mußte auch die Nähe der friedlichen, christlichen Pitcairngemeinde, bei Fernhaltung andrer Elemente, ein rechter Segen sein. — Als Patteson im August 1867 zurückkehrte, hatte die Station schon ein recht freundliches Ansehen. Es stand das Kirchlein, an das man zwei Zimmer für den Bischof angebaut hatte, ein langes Gebäude, das zum Schlaftaal für die Jünglinge bestimmt war, mit Wohnungen für die andern Missionare, Wirtschaftsgebäude, die Druckerei u. s. w. Der neue Kursus konnte sofort beginnen. Seitdem ist dort die streng geregelte Thätigkeit, wie wir sie in Kohimarama kennen lernten, fortgeführt worden — nur, was wir hier sogleich erwähnen wollen, ein paarmal durch epidemische Krankheiten unterbrochen, die jedoch hier nicht so verderblich auftraten, wie wir sie sonst unter den Insulanern kennen gelernt haben. Nach einer solchen Typhus-epidemie (1868) zeigte sich unter den Melanesiern, deren Zahl von Jahr zu Jahr zunahm (und 1870 auf 180 kam), eine merkwürdige religiöse Bewegung. Mehr als 60 der Jünglinge waren getauft, 15 gehörten bereits der Kommunionsgemeinde an, und sehr erfreulich war es, daß einige von den ältesten Schülern soweit gefördert waren und sich bei dem Aufenthalt in ihrer Heimat so bewährt hatten, daß man ihnen nicht bloß das Lehramt für ihre Landsleute übertragen konnte, sondern die Zeit gekommen sah, um sie selbst mit einem kirchlichen Amte zu betrauen. Georg Sarawia, der 1858 zum ersten Male von Wanualawa mitgekommen war und bereits mehrere Jahre lang auf Nona als Lehrer gearbeitet hatte, war der erste Melanesier der zum Diakonus ordinirt wurde (20. Dezember 1868). Er wurde auf

Westküste wurde die Missionsstation errichtet. Die Pitcairner, ein liebenswürdiges Volklein, führen unter der Leitung des alten 70-jährigen Nobbs, der zugleich ihr Pastor und Arzt war, ein wahrhaft patriarchalisches Leben — fern von dem Getöse und der Unruhe der Welt, bei völliger Gleichheit ohne Unterschied des Standes und des Vermögens.

Nota hat  
vergrößert  
daß dort  
eines euro  
nicht über  
der Zeitung  
Immerhin  
Schar von  
Mit dem  
Kräfte für  
N. S. Col  
an den Le  
auch sämt  
Kundreisen  
mit europä  
im erfreuli  
selben der  
Ein se  
sechziger J  
wählten A  
leiten des e  
aufzunehmen  
Handel hier  
oftmals mit  
viel Blut v  
Schiffskapit  
worden sein  
Behandlung  
der oben an  
Nicht fallen.  
hatte, zeigt  
Personen v  
Angabe gew  
son hört, d  
schiffe" bege  
der Eingebor  
auf das sch  
aber war es  
wedte Butra  
in ihre Gew  
Schiff mögli  
mit einem be  
bienst, und d  
sicher gemach  
befördert wur  
in the South  
Patteson viel  
schwarzen Ro

Burkhardt, Mit

Mota stationirt. Das Missionsgehöft, Rohimarama genannt, wurde vergrößert, und manche Eingeborne siedelten sich um dasselbe an, so daß dort zuletzt ein christliches Dorf entstand. Die längeren Besuche eines europäischen Missionars auf der Insel waren damit freilich noch nicht überflüssig gemacht; der neue Diakonius bedurfte selbst noch vielfach der Leitung, und manche sanguinische Hoffnungen wurden nicht erfüllt. Immerhin hatte jedoch Pattenon die Freude (1871), auf Mota eine Schar von 300 Christen und Sarawias Schule gedrängt voll zu sehen. Mit dem Wachsen des Werkes mußten aber auch die europäischen Kräfte für dasselbe vermehrt werden. An Britts Stelle trat Rev. R. S. Cobrington neben Rev. J. Palmer ein, während Mr. Atkin an den Lehrern Brooke, Vice und Hall Gefährten erhielt, die aber auch sämtlich der Ordination entgegen sahen. So konnten bei den Rundreisen auch die auf verschiedenen Inseln angelegten Winterstationen mit europäischen Kräften besetzt werden. Die melanesische Mission war im erfreulichsten Aufschwung; überall aber zeigte sich als die Seele derselben der wahre treue Bischof Pattenon.

Ein schweres Hindernis dieser Mission war freilich im Laufe der sechziger Jahre immer deutlicher hervorgetreten, in dem bereits erwähnten Arbeiterhandel, der alle die Ungerechtigkeiten und Grausamkeiten des erlöschenden Sandelholzhandels in verstärktem Maße wieder aufzunehmen schien. Unser Raum gestattet es nicht diesen schändlichen Handel hier ausführlich zu schildern. Es genüge, daß die Eingebornen oftmals mit Gewalt oder List fortgeschleppt wurden, und daß dabei viel Blut vergossen wurde. Mag auch von manchen der betreffenden Schiffskapitäne die Anwerbung von Arbeitern in ehrlicher Weise betrieben worden sein, und mögen sie den Eingebornen eine menschenwürdige Behandlung gewährt haben, so lassen doch die zahlreichen Beispiele der oben ange deuteten Art auf die ganze Sache ein höchst betrübendes Licht fallen. Welche Dimensionen übrigens dieser Handel angenommen hatte, zeigt die kaum glaubliche Angabe, daß in einem Jahre 12000 Personen von den melanesischen Inseln weggeführt wurden. Die Angabe gewinnt allerdings an Glaubwürdigkeit, wenn man von Pattenon hört, daß ihm auf seiner Fahrt einmal acht solche „Passagierschiffe“ begegneten. Daß das oben erwähnte Treiben das Vertrauen der Eingebornen zu den Weißen untergraben und dadurch die Mission auf das schwerste schädigen mußte, liegt auf der Hand. Schlimmer aber war es noch, daß gewissenlose Menschen das von der Mission erweckte Zutrauen der Insulaner geradezu mißbrauchten, um solche in ihre Gewalt zu bringen. Es kam vor, daß man einem solchen Schiff möglichst das Ansehen eines Missionschiffes gab. Der Kapitän mit einem beliebigen Buche in der Hand stellte sich als halbe Gottesdiener, und die Matrosen sangen. Dadurch wurden die Eingebornen sicher gemacht und kamen an Bord, wo sie gefesselt in den Schiffsraum befördert wurden. Ein anderes Beispiel erzählt Palmer (Kidnapping in the South Seas, p. 186 ff.). Ein Schiff kreuzt vor einer der von Pattenon viel besuchten Inseln. Im Boote kommt ein Schurke im schwarzen Rock, mit blauer Brille, den Regenschirm unter dem Arm,

ein Buch in der Hand ans Land und stellt sich als den neuen Missionar vor. Mit kläglichster Miene erzählt er, der Bischof habe Unglück gehabt und ein Bein gebrochen, er könne nicht ans Land kommen, wünsche aber herzlich seine Schüler und seine Freunde zu sehen. Während er am Strande auf- und abgeht und sich stellt als mache er naturwissenschaftliche Sammlungen, gehen die Insulaner weinend aufs Schiff, werden aber nur je zwei und zwei vor den kranken Bischof vorgelassen — das heißt in den Kielraum geführt, wo man ihnen sofort Fesseln anlegt.

Man kann sich denken wie niederdrückend solche Schurkereien auf Potteson wirken mußten. Schließlich aber sollte der Menschenhandel und die dabei vorgelassenen Grausamkeiten die Veranlassung werden, ihn seiner segensreichen Wirksamkeit zu entreißen. Er fand den Märtyrertod als Vergeltung für die von den Menschenhändlern gemordeten Eingebornen eines Inselchens der Santa Cruzgruppe. Es war dieselbe Gruppe, auf der bereits 1864 die beiden Märtyrer gefallen waren, und auf der die Mission auch noch bis damals am wenigsten Eingang gefunden hatte. Jedoch waren in den letzten Jahren Pottesons Besuche bereits freundlicher aufgenommen worden. Es war auf der Rundreise im Jahre 1871, als er wieder die Gruppe aufsuchte und sich auf der Hauptinsel ans Land begeben wollte. Dazu wollte er von der kleinen Insel Nukapu, wo ein polynesischer Dialekt gesprochen wird, einen Dolmetscher abholen. Am 20. September landete er daselbst und begab sich in eines der Häuser am Strande. Bald darauf wurden seine im Boot zurückgebliebenen Gefährten mit einem Hagel von Pfeilen überschüttet. Missionar Atkin und Stephan Taroniara, ein Lehrer von Bauro, sowie John Nonono wurden verwundet. Als sie auf das Schiff in Sicherheit gebracht waren, rübete man abermals in die Lagune und fand ein Boot dahertreibend, in dem der Leichnam Pottesons sorgfältig in Matten gewickelt lag, daneben ein Palmenzweig mit 5 Knoten, zum Zeichen, daß sein Leben das Sühnopfer sein sollte für 5 ermordete Insulaner<sup>1)</sup>. Friedliches Lächeln lag auf dem Gesichte des Märtyrers, dessen Hinterkopf mit einem Keulenschlage zerschmettert war. Noch an demselben Tage wurde die sterbliche Hülle dem Meere anvertraut. Zwei von den Verwundeten, Atkin und Stephan, erlagen unter furchtbaren Schmerzen erst mehrere Tage später ihren vergifteten Wunden.

Es gibt keinen bessern Schluß für Pottesons Leben, als was Henry Tagalana (s. S. 191), einer seiner Jünger, der ihm bei der Bischofsweihe die Bibel gehalten und hernach treulich in seiner Heimat Wanawawa als Lehrer gewirkt hat. „Wie er gelehrt, so hat er sein Wort mit seinem guten Leben unter uns bekräftigt, wie wir alle wissen. Auch hat er jeden, der um irgend ein Ding unglücklich war, vollkommen gut behandelt und hat ihm darüber Trost zugesprochen. Und was seinen Charakter und Wandel betrifft, so bestehen sie mit dem Gesez

<sup>1)</sup> Später stellte es sich heraus, daß sie nicht ermordet, sondern nur entführt waren. Sie wurden auf einer der Bittinseln wieder aufgefunden.

<sup>2)</sup> Bauro, J. C. Potteson, S. 225.

Gottes.

damit  
Und wie  
sondern  
er damit  
wiederum  
zurück,  
liebte s

Das  
Lob muß  
der Entr  
fernen J  
mordung.  
griffen, u  
den Mord  
Sinn des  
Dorf, in  
später erf  
Anwerbun  
jene schänd  
wieder frei  
Auswanbe

Denn  
Die Leitur  
konnte glei  
munikanten  
besucht wa  
archipel an  
von Bifu s  
mit Rev. J  
und 293 P  
zu Rohima  
Sarawia, t  
gelium ver  
andre Stat  
gehalten wi  
gegangen.  
nach bereits  
der ebenso  
Landsmann  
die Arbeit  
Auch dort f  
auf denen d  
Rev. J  
sons Nachfo  
dem einen  
J. A. Sel  
als Bischof

Gottes. Er hat's durch die That bewiesen, denn nichts that er sorglos, damit nicht einer dadurch strauchle und vom guten Wege abkomme. Und wiederum that er nichts um etwas für sich allein zu gewinnen, sondern er suchte zu erwerben um andre zu ernähren, und dann wirkte er damit und der Grund war sein Mitleid und seine Liebe. Und wiederum, er verachtete niemand, noch wies er jemand mit Spott zurück, ob weiß oder schwarz; er hielt sie alle für eins und liebte sie alle.

Das Blut der Märtyrer ist die Saat der Kirche. Auch Pottesons Tod mußte zum Segen für Melanesien werden. Ein lauter Schrei der Entrüstung über jenen schändlichen Menschenhandel tönte von den fernen Inseln nach England herüber, mit der Kunde von seiner Ermordung. Es wurden von der Regierung energische Maßregeln ergriffen, um dem Unwesen zu steuern. Leider aber suchte man auch den Mord an den Einwohnern von Aukapu zu rächen, ganz wider den Sinn des Märtyrers. Ein britisches Kriegsschiff bombardirte das Dorf, in dem die That geschehen war, wobei allerdings auch, wie man später erfuhr, der Mörder getödtet worden ist. Konnte auch nicht die Anwerbung von Arbeitern überhaupt unterdrückt werden, so sind doch jene schändlichen Ausschreitungen beseitigt worden, wodurch der Mission wieder freiere Bahn gemacht ist, wenn sie auch immer noch unter der Auswanderung der Eingebornen recht zu leiden hat.

Dennoch ist die melanesische Mission fort und fort weiter geblieben. Die Leitung derselben übernahm zunächst Rev. R. Codrington. Er konnte gleich zu Anfang von 81 getauften Melanesiern und 24 Kommunikanten auf Norfolk berichten, während die Schule von 153 Schülern besucht war. Eine neue feste Station wurde auf Sawo, im Salomonsarchipel angelegt, wo der uns schon bekannte wohl bewährte Wadrolal von Bisu sein Arbeitsfeld erhielt. Auf Mota, wo noch der Bischof mit Rev. Mr. Vice auf seiner letzten Reise sich 7 Wochen aufgehalten und 293 Personen getauft hatte, ist das Werk erfreulich gewachsen. Zu Rohimarama daselbst steht nun eine schöne Kirche, in der Georg Sarawia, der 1873 die weitere Ordination empfangen hatte, das Evangelium verkündet. Daneben aber sind auf derselben Insel noch zwei andre Stationen errichtet, wo Schule und regelmäßiger Gottesdienst gehalten wird. Auch auf den andern Banksinseln ist's rüstig weiter gegangen. Auf Wanualawa ist die ganze Bevölkerung dem Namen nach bereits christlich. Dort wirkt der oben erwähnte Henry Tagalana, der ebenso wie sein auf Santa Maria zu Ngaua (Gaua) angefallter Landsmann R. Pantuntun schon 1872 ordinirt wurde. — Ebenso hat die Arbeit auf den Salomonsinseln mehr und mehr Früchte gebracht. Auch dort sind wie bereits erwähnt verschiedene feste Stationen errichtet, auf denen christliche Gemeinden gesammelt sind.

Rev. R. Codrington lehnte es in seiner Bescheidenheit ab, Pottesons Nachfolger im Bischofsamte zu werden. Ein solcher fand sich in dem einen Sohn des Begründers der melanesischen Mission, Rev. J. R. Selwyn — auch der Vater, welcher den Rest seines Lebens als Bischof von Bichfiel zubachte, suchte dieselbe noch immer zu

fürbern. Jener war 1873 abgeordnet und hatte neben Coderington in der Mission gearbeitet. Nun empfing er am 18. Februar 1877 die Bischofsweihe, und die Leitung des ganzen Werkes wurde in seine Hand gelegt. Er treibt dasselbe unter Beihilfe von 7 Missionaren in reichem Segen. Sehen wir uns zum Schluß den Stand dieser Mission nach den neuesten Berichten an.

Auf der Norfolk-Insel finden wir das St. Barnabas-College in rüstiger Thätigkeit. Bei den freundlichen Bittatmern, deren Zahl sich auf 370 vermehrt hat<sup>1)</sup>, wirkt noch immer der alte Robbs, nun bereits in den Achtzigern. Seine ärztliche Praxis war ihm abgenommen durch einen auf der Insel stationirten englischen Arzt, der auch den Melanesiern willkommenen Beistand leistete. Ein Jüngling der Gemeinde, Urenkel des alten John Adams (IV, 2, S. 113), studirt jetzt in England Theologie, um einmal das geistliche Amt unter seinen Landsleuten zu übernehmen. — Die Missionsstation ist vergrößert. Englische Freunde des edeln Märtyrers haben baselbst eine Pateson-Gedächtniskirche gestiftet, ein schönes stilvolles Gebäude, geschmückt mit prächtigen Glasmalereien, versehen mit einer guten Orgel u. s. w. Erst in neuester Zeit ist die Kirche vollendet. Die beiden Zimmer, welche Pateson bewohnte, hat man aus Pietät ganz so erhalten wie er sie verließ. — Die Schule ist immer reichlich besetzt; meist werden 180 Melanesier dort unterrichtet. Sie bleiben alle mehrere Jahre auf der Insel, nur diejenigen welche sich nicht fähig beweisen, führt man bald in ihre Heimat zurück. Was den Unterricht und die Leistungen der Schule betrifft, so sind sie jedenfalls bedeutend gestiegen. Die Buchdruckerei arbeitet unausgesetzt weiter eine christliche Literatur in nicht weniger als 40 melanesischen Sprachen zu begründen und zu fördern. — Die Landwirtschaft hat zwar nicht ganz den früheren Erwartungen entsprochen. Es zeigten sich unberechenbare Hindernisse, wie z. B. Zerstörung der Ernte durch Insektenfraß u. dergl. Der Boden der Insel ist mehr zur Viehzucht als zum Ackerbau geeignet. Die Wolle von 1000 Schafen trägt nun ein gut Teil zur Deckung der Kosten, welche die Station verursacht<sup>2)</sup>, während doch auch die Landwirtschaft wenigstens größtenteils ihre Bedürfnisse deckt.

Der Missionsdampfer, das „Südl. Kreuz“, ist noch immer im Gange, aber fast für das wachsende Missionswerk zu klein geworden. Man denkt schon an ein größeres Schiff. Vorläufig ist es eine große Hilfe, daß eine fromme Dame in England dem Bischof zur Beschleunigung

<sup>1)</sup> Ihr irdisches Leben wird jetzt doch ab und zu durch einen eindringenden Fremdling, der sich ihren Ordnungen nicht fügen will, etwas gestört.

<sup>2)</sup> An Geldmitteln scheint es der melanesischen Mission nicht zu fehlen. Sie fließen reichlich von Freunden in England u. a., von einem Verein zu Eton, dem manche persönliche Freunde des seligen Bischofs angehören. Auch darf nicht unerwähnt bleiben, daß der letztere derselben sein ganzes, nicht unbedeutendes Vermögen vermachte hatte. Die Propagation Society gewährt einen Beitrag von 300 Pf. St. Von dem früher erwähnten australastischen Missionsverein finde ich später nichts wieder erwähnt; doch ist ersichtlich, daß diese Mission immer noch von den australischen Kolonien aus kräftig unterstützt wird.

seiner Methode  
europäische  
von St. Bar  
selbe, wie  
der Anstalt  
eine Schul  
andre Ins  
Neue Schu  
mehr. Of

Die S  
Lehrern da  
sind ihrer  
nicht sehr e  
Richter, die  
Am weiteste  
mittleren  
Schulen au  
die schon ei  
richtet werd  
gebürtiger  
insel). Auf  
brym, pfe  
Sehr erfreu  
byterianische  
Fahrten ma  
gekommen i  
Missionen s  
angebahnt h

In der  
unter Zeitun  
hat die Miss  
lichen Einwo  
nar Palmer  
Sarawia ist  
Santa Ma  
von Mota be  
auf der nörd  
Schulen sind  
Auch hier st  
unter Aufsich  
seine Schule  
auf der Hau  
Palmer sich  
den übrigen

Der Ar  
hartnäckigsten  
zeigte sich wi



seiner Visitationsreisen einen kleinen Dampfer geschenkt hat. Die Methode jener Rundreisen, bei denen an verschiedenen Centralstellen europäische Missionare für mehrere Monate zurückgelassen und Schüler von St. Barnabas zum Besuch in ihre Heimat geführt werden, ist noch dieselbe, wie wir sie oben schilderten. Die älteren Schüler, welche ganz aus der Anstalt entlassen werden, übernehmen größtenteils in ihrer Heimat eine Schulthätigkeit; auch zeigen sie sich jetzt schon viel geneigter auf andre Inseln als Lehrer zu gehen, als dies früher der Fall war. Neue Schüler für das Seminar zu gewinnen, hat keine Schwierigkeit mehr. Oft bieten sich mehr an, als man mitnehmen kann.

Die Schulen auf den verschiedenen Inseln, welche von eingebornen Lehrern das ganze Jahr über gehalten werden, haben sich gemehrt; es sind ihrer bereits 34. Einige sind freilich nur kleine und viele vielleicht nicht sehr erfolgreich; dennoch haben sie ihre Bedeutung als zahlreiche Lichter, die in der geistlichen Finsternis Melanesiens aufgepflanzt sind. Am weitesten vorangeschritten sind die auf den Banksinseln. In der mittleren Gruppe der neuen Hebriden bestehen jetzt zwei solche Schulen auf Opa (Peperinseln), in denen hauptsächlich solche Schüler, die schon eine Zeit lang auf Norfolk gewesen waren, weiter unterrichtet werden; eine ist auf Aragh (Pentecostinsel), wo ein aus Mota gebürtiger Lehrer angestellt ist, und dasselbe gilt von Maiwo (Aurora-insel). Auf andern Inseln dieser Gruppe, namentlich Mai und Ambrym, pflegen europäische Missionare sich monatelang aufzuhalten. Sehr erfreulich ist es, daß auf diesem Gebiet, durch das der presbyterianische „Dayspring“ wie das anglikanische „Southern Cross“ seine Fahrten macht, es bisher noch nicht zu irgend welchen Grenzstreitigkeiten gekommen ist. Das freundliche Einvernehmen zwischen den beiden Missionen scheint fortzubestehen, wie es der Vater des jetzigen Bischofs angebahnt hat.

In der Banksgruppe finden wir auf Mota 5 Schulen, sämtlich unter Leitung von Eingebornen dieser Insel. Wie schon früher bemerkt, hat die Mission hier die reichsten Erfolge gehabt. Jetzt stehen die sämtlichen Einwohner (700) unter dem Einflusse des Evangeliums. Missionar Palmer verbringt in jedem Jahre einige Monate auf Mota; George Sarawia ist noch immer Pastor zu Rohimarama. Zwei Distrikte von Santa Maria, nämlich Ngaua und Latona, sind ebenfalls mit Lehrern von Mota besetzt, und ein solcher steht jetzt als Diakonus und Missionar auf der nördlichsten Insel der Gruppe: Ababa (Torresinsel). Fünf Schulen sind in den verschiedenen Distrikten von Walua in Thätigkeit. Auch hier stammen alle Lehrer von der Insel selbst. Sie arbeiten unter Aufsicht des uns schon bekannten Diakonus Henry Tagalana, der seine Schule auf dem Nissinselnischen Araa hat. Von hier aus sind auch auf der Hauptinsel mehrere Schulen gegründet. Wenn der Missionar Palmer sich auf Mota aufhält, so macht er von dort aus Besuche auf den übrigen Inseln.

Der Archipel von Santa Cruz hatte bisher der Mission den hartnäckigsten Widerstand geleistet. Die Wildheit seiner Bewohner zeigte sich wieder 1875, als von der Hauptinsel ein britisches Kriegs-

Schiff verrätherischerweise angegriffen wurde, wobei Commodore Goodenough seinen Tod fand. In neuester Zeit hat jedoch auch hier die Mission festen Fuß fassen können. Auf der kleinen Rissinsel Rutili (Rioluli) wurde 1878 der Diakonus Wabrotal angestellt, der bisher auf den Salomoinfeln (Isabella) thätig gewesen. Er hat bei den Bewohnern eine sehr freundliche Aufnahme gefunden und bisher ist alles gut gegangen. Er konnte seine Schule einrichten und fortführen, wurde auch besucht von Leuten von Nulapu und von Santa Cruz — unter den ersteren befand sich einer, der bei Pottesons Ermordung beteiligt war.

Viel bedeutender sind die Erfolge der Mission auf den Salomoinfeln. Auf Anuda (Florida), wo Missionar Brooke sich wiederholt aufgehalten hatte, war schon 1873 der früher herrschende Kriegszustand beseitigt. Es sind nun schon an 5 Punkten der Insel Schulen errichtet, und 1878 konnten dort 45 Personen getauft werden. In den letzten Jahren hatte Rev. A. Penny hier seine zeitweise Station. Auch in Dauru sind 2 Schulen, nämlich zu Wango und Gaane, ebenso in Malanta zu Saa. Auf Isabella sind ebenfalls mehrere Schulen, in denen es gut vorwärts geht. Die eine Station ist Bungotu, die andre Tenga, die natürliche Festung, welche Potteson einst besuchte. Hier hat sich der Häuptling unter der treuen Wirksamkeit des eingebornen Lehrers bekehrt; er wurde mit einer Anzahl seiner Leute getauft, wobei er den Namen Simson erhielt, und ist nun ein „starker Turm“ des Evangeliums in jener Gegend. Auch auf Sawo scheinen Lehrer zu sein; dagegen finde ich Ulawa im letzten Berichte nicht erwähnt.

Erfreulich ist es, daß anstatt des Menschenhandels, der mehr und mehr in gesetzliche Bahnen gedrängt ist und in neuerer Zeit auch überhaupt nachgelassen zu haben scheint, weil die Nachfrage auf den Witiinseln geringer geworden ist, ein geordneter Handel mit Waren in diesen Gebieten sich mehr und mehr entfaltet. Die Form des Tauschhandels wird allmählich durch Bezahlung in Geld ersetzt. Wenn es auch hier nicht an einzelnen Händlern fehlt, die der Sache des Reiches Gottes nur Schaden machen, so läßt sich doch von diesem Verkehr zum großen Teil sagen, daß er der Mission mit die Thüren öffnen hilft.

Schließlich ist nur noch zu bemerken, daß der Bischof sich auch der nach Witi übergeführten Melanesier angenommen hat. Er reiste selbst dorthin, und durch seine Vermittlung sind auch dort melanesische Schulen eröffnet worden.

Schon jetzt zeigt sich auf dem blutgetränkten Boden Melanesiens an den Früchten der Mission, daß die Märtyrer nicht vergeblich ihr Leben geopfert haben.

## 7. Die Mission auf Neuguinea<sup>1)</sup>.

Neuguinea oder Papua, die größte Insel der Erde, gehört bis in die neueste Zeit zu den am wenigsten erforschten Gebieten. Erst in den letzten Jahren hat die Forschung kräftiger Hand angelegt, um auch dieses

<sup>1)</sup> Quellen: London Missionary Chronicle sowie die Jahresberichte der Gesellschaft.

unbekannte  
hatte, wie  
Wert auf  
an die Be-  
Neuguinea  
Die schwer  
die Utrechts  
zu weiteren  
Anfang der  
Arthington  
sionsgesells  
Dennoch r  
bekannt w  
französisch  
Bisu verwi  
zu senden.  
noch unübe  
der Heimat  
Missionssge  
dem Missio  
allen einse  
gingen noch  
werden kon  
Südsceem  
ihn an die  
Neuguinea  
hältnisse d  
auch durch  
integrirende

Es wa  
stationen au  
(der gerade  
Frau aufg  
einem gemi  
geboren, d  
Gottesdien  
gelegenen

Die T  
Baeg de T  
dem Indisch  
hier im Ar  
Nordwest d  
Flachland g  
lichste Teil  
Golf von C

<sup>1)</sup> Wie e  
waren 20 Ein

unbekannte Land der Wissenschaft zu erschließen. Auch die Mission hatte, wie wir bereits im letzten Hefte sahen, nur an einer Stelle ihr Wert auf diesem wenig verheißungsvollen Felde begonnen, im Anschluß an die Beziehungen, welche dort zwischen dem indischen Archipel und Neuguinea bestehen, daher wir diese Mission am obigen Orte besprachen. Die schweren Erfahrungen, welche die Goughnischen Brüder und weiter die Utrechtsche Mission zu Doreh gemacht haben, konnten nicht gerade sehr zu weiteren Unternehmungen ermutigen, und vergeblich erhob schon zu Anfang der sechziger Jahre ein bekannter englischer Missionsfreund (R. Arthington) in einem öffentlichen Aufruf seine Stimme, um eine der Missionsgesellschaften zu Unternehmungen auf der großen Insel anzuregen. Dennoch war auch von der Mission dies Gebiet, bereits mehr als bekannt wurde, ins Auge gefaßt worden. Schon 1864, als bei der französischen Okkupation der Loyaltyinseln die polynesischen Lehrer von Bifu verwiesen wurden, dachte man daran, dieselben nach Neuguinea zu senden. Doch die entgegenstehenden Schwierigkeiten schienen damals noch unüberwindlich. Als Missionar Jones 3 Jahre später sich in der Heimat aufhielt, suchte er das Interesse der Direktion der Londoner Missionsgesellschaft aufs neue nach Neuguinea zu lenken. Es wurde dem Missionar Mac Farlane der Auftrag erteilt, sich eingehend mit allen einschlägigen Verhältnissen bekannt zu machen. Dennoch vergingen noch weitere vier Jahre bis die beabsichtigte Mission begonnen werden konnte. So entstand der jüngste Zweig der Londoner Südseemission, dem die folgenden Seiten gewidmet sind. Daß wir ihn an dieser Stelle, getrennt von der andern erwähnten Mission auf Neuguinea, behandeln, rechtfertigt sich durch die sehr verschiedenen Verhältnisse des neuen Feldes an der Südküste der Insel, sowie auch durch den ganz andern Betrieb, der diese Mission eben zu einem integrierenden Teil der Südseemission macht.

Es war am 30. Mai 1871, als der in Anlegung von Missionsstationen auf den Inseln des Ozeans reich erfahrene Rev. A. W. Murray, (der gerade sein bisheriges Feld auf Samoa wegen der Krankheit seiner Frau aufgegeben hatte) und Rev. S. Mac Farlane von Bifu in einem gemieteten Schoner aufbrachen. Sie waren begleitet von 8 eingebornen, dort ausgebildeten Lehrern, deren 4 zuvor in einem erhebenden Gottesdienst ordiniert waren<sup>1)</sup>. Auf einigen der in der Torresstraße gelegenen Inseln sollte der Anfang gemacht werden.

Die Torresstraße, welche nach ihrem Entdecker, dem Spanier Baez de Torres so genannt wird, verbindet den Stillen Ozean mit dem Indischen. Sie trennt Neuguinea von Australien. Ersteres schiebt hier im Anschluß an das mächtige Knochengelüst der von Südost nach Nordwest die Insel durchziehenden Hochgebirge ein weites sumpfiges Flachland gegen Süden vor. Diesem gegenüber schiebt sich der nördlichste Teil des australischen Kontinents, mit der durch den weiten Golf von Carpentaria gesonderten großen Vorkhalbinsel, die in dem

<sup>1)</sup> Wie es scheint hatten die meisten dieser Lehrer ihre Familien bei sich. Es waren 20 Eingeborne.

gleichnamigen Kap endet, nach Norden vor. Beide Länder kommen einander auf 20 Meilen nahe, sind aber völlig mit einander verbunden durch eine gleichsam versunkene Brücke, deren einzelne Teile in zahlreichen Inseln und den sie umgebenden Rissen zu Tage treten. Ein Labyrinth von Korallenriffen bei verhältnismäßig flachem Wasser charakterisiert dieses daher bei den Seefahrern berühmte Gebiet. Die östliche Grenze desselben bildet das große australische Barrierriff, das die Northalbinsel, und zwar von ihren nördlichsten Teilen mehr als 20 Meilen entfernt, begleitet und sich bis gegen die Südostseite jenes Flachlandes von Neuguinea hinüberzieht. Die Westgrenze jenes Riffgebietes erscheint als eine Fortsetzung der fast gerade gegen Norden verlaufenden Westküste der Northalbinsel und wird durch eine Reihe von hohen gebirgigen Inseln markiert, jenseits deren die Risse sich bald verlieren. Diese 600 bis 700 Quadratmeilen umfassende Fläche bietet für die Schifffahrt nur verhältnismäßig schmale, oft verzweigte Kanäle und größere seeartige Beden. Durch die ersteren geht eine ziemlich starke Strömung von Osten nach Westen, die trotz aller Gefahren von den von Australien nach Indien gehenden Schiffen viel benutzt wird, obgleich alljährlich in der Torresstraße Schiffsbrüche vorkommen. Die Gefahren sind um so größer als viele der Risse unter Wasser liegen und nur an der Brandung zu erkennen sind.

Über die Risse erheben sich Inseln in großer Zahl. Die nach Westen zu gelegenen Inseln sind fast alle gebirgig und gehören den älteren geologischen Formationen an, während im östlichen Teile des Riffgebietes die flachen Koralleninseln vorwalten, zwischen denen sich nur einige hohe vulkanische Inseln erheben. Die Scheidelinie zwischen diesen beiden Teilen bildet das in bedeutender Länge nahezu von Süden nach Norden laufende Barrierriff, neben dem sich im Westen ein 8 Meilen breites Beden von gleichmäßiger Tiefe (20 Meter) hingiebt. Machen wir uns sogleich mit den bedeutendsten und für die Mission wichtigen Inseln bekannt.

Westlich vom Kap Port liegt die große Prinz von Wales-Insel (Muralog<sup>1)</sup>), 5 Meilen nördlicher die wenig kleinere Banks-Insel (Mua), von der Babu (Mulgraveinsel) nur durch einen schmalen Kanal getrennt ist. Weiter nördlich folgt Rabuiagi (Jervisinsel). Von der letzteren 9 Meilen entfernt und kaum 1 Meile von dem Festlande Neuguineas finden wir die kleine Insel Tauan, auch Dauan geschrieben = Cornwallisberg, dicht neben welcher im Osten, dem letzteren noch näher, die größere, flache und jumpfige Saitai liegt. Die gleiche Beschaffenheit hat die noch größere, einer bedeutenden Strommündung vorgelagerte Insel Boigu, ein paar Meilen Westnordwest von Tauan, sowie eiliche Inseln, die nahe bei dem Festlande liegen, da wo dieses sich gegen Norden wendet, um die Westküste des großen Papuagolfes zu bilden.

Auf dem genannten Barrierriff liegt eine kleine flache Korallen-

<sup>1)</sup> Ich bin nicht sicher, ob das „g“ in diesem und einigen folgenden Namen nicht den Wert von „ng“ hat.

insel gleich  
insel, M  
(Errub),  
ebenso die  
eine kleine  
sind. Su

Die  
Volksstamm  
muskulös  
grau mit  
steht, daß  
aber wir  
ist meist  
wohlgefor  
auf Errub  
Was sonst  
jedoch län  
Gestalten  
Wilden sin  
geraumer  
muskulö  
gebiet sich  
wenden.  
gewidmet  
lassigen un  
aber sind  
Anblick sich

Ander  
sowie auf  
noch die tr  
auf den an  
gehen dort  
mancherlei  
an einem  
auch fehlen  
Ohrläppche  
scheinen au  
Polygamie  
gekommen.

Wenn  
man. Nur  
haben sie si  
entgegenkom  
unter dem

<sup>2)</sup> Gerla  
<sup>3)</sup> Penam  
<sup>4)</sup> Ein f

insel gleichen Namens. Im Osten desselben nennen wir Kennelinsel, Matschil (Portinsel), Ugar (Stevensinsel), Darnleyinsel (Errub), letztere hoch und vulkanisch, mit schönen fruchtbaren Thälern, ebenso die über das große Barrierriff sich erhebenden Kurrayinseln, eine kleine Gruppe, in der Mer, Dauar und Water die bedeutendsten sind. Hunderte weiterer Eilande übergehen wir.

Die Bewohner dieser Inseln gehören dem großen melanesischen Volksstamme an. Sie werden folgendermaßen beschrieben: „Gut gebaut, muskulös und kräftig, von Farbe Schokoladenbraun oder rötlich schwarzgrau mit hübschlichem Körper- und Kopfhaar, welches letztere so dicht steht, daß es, kurz geschoren, kraus erscheint. Nie ist es wollig; oft aber wird es in langen Flechten rückenartig aufstrickt. Der Kopf ist meist viereckig, die Stirn lang und schmal, die Augen groß und wohlgeformt, die Lippen etwas dick, die Physiognomie hat, namentlich auf Errub, bei gebogener, unten etwas breiter Nase, etwas Jüdisches<sup>1)</sup>.“ Was sonst die Reisenden aus früherer Zeit von ihnen erzählen, trifft jedoch längst nicht mehr zu. Vergebens sieht man sich nach den kühnen Gestalten mit ihren mächtigen Bogen und vergifteten Pfeilen um. Die Wilden sind gezähmt durch den Verkehr mit den Weißen, die sich seit geraumer Zeit hier eingefunden haben, um den ergiebigen Perlmuschel- und Trepangfang zu betreiben, für den dies seichte Riffgebiet sich ganz besonders eignet und zu dem sie die Eingebornen verwenden. So überwiegend haben sich die Letztern dieser Beschäftigung gewidmet, daß sie den früher betriebenen Ackerbau gänzlich vernachlässigten und zum Teil von eingeführten Nahrungsmitteln leben. Dabei aber sind sie ein heruntergekommenes Geschlecht, das auf den ersten Anblick sich „unterdrückt und eingeschüchtert“ zeigt.

Anders freilich auf den benachbarten Festlande von Neuguinea, sowie auf den dicht an der Küste gelegenen Inseln. Hier finden sich noch die kräftigen muskulösen Gestalten mit stolzer Haltung. Während auf den andern Inseln schon etwas mehr Bekleidung Eingang gefunden, gehen dort die Männer noch vollständig nackt<sup>2)</sup>; dagegen tragen sie mancherlei Schmuck, namentlich halbmondförmige Perlmutterstücke, die an einem um den Hals geschlungenen Bande auf der Brust hängen; auch fehlen nicht die mit verschiedenen Tieraten furchtbar entstellten Ohrläppchen u. s. w. Die Frauen, welche einen Blättergürtel tragen, scheinen auf einer niederen Stufe zu stehen. Unter dem Einfluß der Polygamie<sup>3)</sup> und der harten Arbeit, welche ihr Los ist, sind sie heruntergekommen.

Wenn man jedoch grausame Wilde hier zu finden meint, so irrt man. Nur wo sie von Weißen gereizt und grausam behandelt wurden, haben sie sich so und verräterisch gezeigt. Wo man ihnen freundlich entgegenkommt, findet man ein harmloses, milbes Völkchen, freilich unter dem Joche heidnischen Wesens, das sich unter andern auch im

<sup>1)</sup> Gerland, a. a. O., S. 535.

<sup>2)</sup> Penam tagunt oonohis.

<sup>3)</sup> Ein Häuptling hat 10 bis 12 Weiber.



Rannibalismus zeigt, der jedoch nicht solche Höhe wie auf den Witi-inseln erreicht hat.

Man begreift leicht, daß es diese Bewohner des Festlandes waren, welche die neue Missionsthätigkeit ins Auge faßte; jedoch die Inseln sollten als Vorstufe für das Letztere dienen, dessen fürchterliches Fieberklima man mit Recht scheute.

Rehren wir nach diesem vorläufigen Überblick über das neue Missionsfeld nun wieder zu den Sendboten zurück. Sie landeten am 1. Juli 1871 auf der Darnleyinsel<sup>1)</sup>, wo zwei von den Lehrern unter der Bevölkerung von 150 Seelen zurückgelassen wurden. Dann segelten sie nach der Wariorinsel, wo sich damals die Fischereiaktion einer Sydneyfirma befand, deren Agent, Kapitän Banner, den Missionaren aufs freundlichste entgegenkam und sie in ihren weiteren Unternehmungen bedeutend unterstützte. Sehr wichtig war es, daß er ihnen die Dienste eines viel in der Welt umhergekommenen Tonganers, Joe, verschaffte, der auf allen Inseln der Torresstraße gut Bescheid wußte und überall Freunde hatte. Mit diesem segelten sie in einem kleineren Boot zunächst nach Tauan, bei dessen Häuptling sie freundliche Aufnahme fanden. Hier wie auf dem benachbarten Saibai wurden Lehrer zurückgelassen. Wenn die letztere Insel mit ihren Sümpfen wohl Besorgnis wegen ungesunden Klimas veranlaßte, so tröstete man sich, daß auf dem hohen, gesunden Tauan immer eine Erholungsstation in der Nähe sei.

Zunächst wurde denn ein Ausflug nach Kap Port gemacht. Dort bestand damals eine Regierungsstation, Somerset, die der ganzen Mission einen Rückhalt gewähren konnte. Die dortigen Beamten zeigten sich gleichfalls freundlich. Da mehrere Gebäude leer standen — man hatte früher bereits hier eine Kolonie anlegen wollen — so war hier die beste Gelegenheit sofort eine Station für einen weißen Missionar zu eröffnen, der von hier aus die verschiedenen Punkte mit den farbigen Lehrern besuchen konnte. Dazu gehörte freilich ein geeignetes kleines Schiff. — Ein dritter Besuch galt dem Festlande selbst. — Überall zeigt daselbe niedrige, sumpfige Ufer mit dichten Mangrovewäldern. Große Flüsse, die als Mündungen eines zusammengehörigen Deltasystems erscheinen, durchschneiden das flache Land, das, wie es scheint, zur Regenzeit ganz unter Wasser stehen muß. Fünf Meilen nordöstlich von Tauan lief man in eine solche Mündung ein. Nicht weit hinauf liegt das Dorf Katau. Auch hier gelang es durch Joes Vermittlung freundliche Beziehungen anzuknüpfen, und sollten die Lehrer von den benachbarten Stationen hier öfters Besuche machen. Nachdem alles soweit gelungen, auch eine kleine Störung auf Tauan beseitigt war, kehrten die Missionare nach den Loyaltyinseln zurück.

Im folgenden Jahre aber unternahm Missionar Murray, begleitet von W. Gill, die zweite Reise, um abermals eingeborne Lehrer und zwar 6 von Karotonga und 7 von den Loyaltyinseln nach Neuguinea zu führen. Der „John Williams“ brachte die ganze Gesellschaft von

<sup>1)</sup> Ich gebrauche die verschiedenen Namen, sowie sie am meisten in den Berichten vorkommen.

40 Personen.  
Dann machte  
eine Reise durch  
gut gegangene  
den 20. September  
erwarten.  
Lehrer gehen  
auch auf  
war der  
Die Eingeborenen  
wesenheit  
reien benannt  
sowie gegen  
mit dem  
zum Gottesdienst  
zwanzig  
Manche haben  
der Toten  
waren, eben  
mehr als  
der Geburt  
errichtet war

Einer  
Weisung  
Murray  
konnte, so  
insulanern,  
gefährliche  
bereits alle

Auf  
noch hatten  
konnten auf  
gelegenen  
auf Muan  
toninsel,  
paar Lehrer  
andern Lehrern

Hier  
boner Mission  
Südosten  
Sehen wir  
an. — Die  
Punkte der  
auf den  
ausgebehten

<sup>1)</sup> Auch  
Klasse von

40 Personen nach Kap York, wo die Hauptstation eingerichtet wurde. Dann machten die Missionare auf einem kleineren Fahrzeug die Rundreise durch das junge Missionsfeld. Im ganzen fanden sie, daß alles gut gegangen war. Nur einer von den Lehrern war gestorben (3 von den 20 Seelen). Von Erfolgen konnte man natürlich noch nicht viel erwarten. Doch zeigten sich solche überall in dem Vertrauen, das die Lehrer gewonnen hatten, nicht bloß an ihren Stationsorten, sondern auch auf andern Inseln, wo sie Besuche gemacht hatten. Auffallend war der gute Einfluß besonders auf der Darnleyinsel zu bemerken. Die Eingebornen boten einen ganz andern Anblick dar. Die Anwesenheit des Lehrers hatte ihnen Schutz gewährt gegen die Räuberbenachbarter Insulaner, unter denen sie sonst zu leiden hatten, sowie gegen die Übergriffe mancher Europäer<sup>1)</sup>. Sie hingen nun jenen mit dem vollsten Vertrauen an. Der Sonntag wurde gefeiert, und zum Gottesdienst fanden sich alle in irgend welcher Kleidung ein, ihrer zwanzig hatten für immer eine anständige Kleidung angenommen. Manche heidnische Sitten waren abgeschafft, z. B. das Einbalsamiren der Toten, mit all den schrecklichen Gebräuchen, die damit verknüpft waren, ebenso der Kindermord: denn früher hatte eine Mutter nie mehr als 3 Kinder am Leben erhalten, alle folgenden aber gleich bei der Geburt umgebracht. Auch war ein schlichtes Kirchlein aus Bambus errichtet worden.

Einer von den beiden hier zurückgelassenen Lehrern hatte die Weisung erhalten, sobald die Verhältnisse es erlaubten, nach den Murrayinseln überzusiedeln. Da er keine Reisegelegenheit finden konnte, so baute er selbst ein kleines Kanoe und fuhr mit 2 Murrayinsulanern, die sich auf Darnley aufgehalten hatten, hinüber — eine gefährliche Reise von 36 Stunden. Auch hier war die Sonntagsfeier bereits allgemein angenommen und der Kindermord abgestellt worden.

Auf Tauan und Saibai war noch nicht soviel ausgerichtet, doch hatten auch hier die Lehrer das Vertrauen der Eingebornen. Nun konnten auch in Katau, sowie einem andern einige Meilen weiter gelegenen Dorfe Torotoram, diesmal Lehrer angestellt werden, ebenso auf Mua und auf der Yorkinsel. Schließlich erhielt auch Pamp-toninsel, die entfernteste von den Nachbarinseln des Festlandes, ein paar Lehrer, nachdem jedoch zuvor der Anfang einer Mission in einem andern Teile des Landes gemacht worden war.

Hiermit kommen wir also auf den zweiten Zweig der Londoner Mission in Neuguinea. Derselbe umfaßt die lange, gegen Südosten vorgeschobene Halbinsel — oder zunächst deren Südseite. Sehen wir uns auch hier wieder zunächst ein wenig Land und Leute an. — Die bisherige Erforschung war eine sehr dürftige. Nur einzelne Punkte der Küste waren von vorübersegelnden Seefahrern gesehen und auf den Karten niedergelegt worden — nirgends hatten gründliche und ausgebehnte Aufnahmen stattgefunden. Daher auch jetzt, nachdem

<sup>1)</sup> Auch dort fand sich neben jenen der Mission freundlichen Männern eine Klasse von Weissen, deren Verkehr den Eingebornen nachtheilig sein mußte,

weitere Untersuchungen und zwar zum nicht geringsten Teile durch die Missionare angestellt worden sind, die Karte dieses Gebietes sehr bedeutend verändert worden ist.

Das Innere der Halbinsel, welche von dem oben erwähnten Tieflande durch den großen Papuagolf geschieden ist, wird von dem mächtigen Hochgebirge der Owen-Stanleykette eingenommen, deren bis jetzt bekannter höchster Gipfel sich 3970 Meter erhebt, während ein wie es scheint noch höherer bis jetzt noch nicht gemessen worden ist. Das Küstenland hat ein großes Barrierriff vor sich, das sich an das des Luistadearchipels anschließt. Bis zum Kap Colombier ist dasselbe aber soweit unter den Meeresspiegel gesunken, daß es nirgends die Schifffahrt hindert. Westlicher erreicht es den letztern, ist aber durch manche Pässe unterbrochen und verläuft gegen den Papuagolf wieder unter dem Wasser. Sehen wir nun die Küste selber an. Uns interessiert an derselben zunächst die Nebstarbai, die nahezu die Mitte derselben einnimmt. Sie erstreckt sich vom Kap Sulling im Westen bis zum Nebstarhead, 5 Meilen lang und  $1\frac{1}{2}$  Meilen tief, und ist von flachem, dicht bewaldeten, sumpfigen Lande umgeben, in dem sich  $\frac{1}{2}$  Meile vom Ostkap ganz isolirt der Nebstarhill 175 Meter erhebt. Es wird von mehreren Flüssen durchschnitten, von denen der Manumanu, ein großer, anscheinend vom Owen Stanleyberge kommender, für kleine Schiffe einige Meilen fahrbarer Fluß der bedeutendste ist. Vom Kap Sulling zieht sich die Küste 3 Meilen nach Nordwesten hin, begrenzt von einer 200 Meter und darüber hohen Bergkette, die bei Robert Hall-Sund endet, einer von flachen Sumpfulern umgebenen großen Bai, in die ein bedeutender Fluß fällt und vor der die hohe mit parkähnlichen Wäldern bedeckte und gut angebaute Duleinsel liegt<sup>1)</sup>. Weiterhin nach Nordwest ist die Küste, welche schon von Kap Sulling an das östliche Ufer des Papuagolfes bildet, für die Mission noch nicht in Betracht gekommen. An der Nebstarbai ist als wichtiger Punkt Manumanu (wahrscheinlich am Ufer des erwähnten Flusses) zu erwähnen. In neueren Berichten wird er Sealea genannt; 2 Meilen östlich von dort liegt das Dorf Voera.

In dieser Gegend nimmt die Küste eine veränderte Gestalt an: sie ist nicht mehr flach und sumpfig, sondern zeigt steile, rundgipflige Hügel, mit Gras und einzelnen Eukalypten bewachsen — hat also ein ganz australisches Ansehen<sup>2)</sup>. Nur in den Thälern findet man üppige,

<sup>1)</sup> Meinide, a. a. O., I, S. 110. Kapitän Moresby untersuchte 1873 diese Bucht. Der Fluß schien einen Eingang nach dem Innern zu gewähren. Aber die ganze Umgebung der Bucht ist 6 bis 8 engl. Meilen landeinwärts in Wahrheit ein einziger Süßwasserumpf, aus welchem der Fluß sich bildet. Zwar ergießt sich in ihn ein starker Strom, der sicher von den Bergen kommt, aber viel zu reichend war, um ihn mit dem Boote weiter hinauf zu verfolgen. Die Scenerie an den Ufern war äußerst monoton, ein einziger dichter Wald von Mangrove und andern die Küste liebenden Bäumen; nur hier und da, wie eine Oase, ein Stückerl Feld mit Taro, Pampas oder Bananen u. s. w. und in der Nähe ein paar schlecht gebaute Hütten. (Petermann, Mittheilungen 1874, S. 116).

<sup>2)</sup> Mr. Murray schreibt: „Die Gegend ist bergig. Berge von verschiedener Gestalt und Größe — rund, kegelförmig und edig — mit Thälern und Schluchten,

tropische Dörfern, ist. Die draußen zungen a

Ein  
maninsel  
tiefen Ra  
Port Mo  
Teil den  
die beide  
Meilen vo  
zug 6 bis  
lette, de  
Dort im  
fruchtbar  
Lauf der  
Bananen  
keine Ahr  
Gipfel be  
wellige, f  
auf den  
Nach der  
Ebene, di  
deren sich  
der Näh  
gestaltete  
mit schön  
von Pflan  
Thäler fi

„Nicht  
ist ziemlich  
Boden zu  
welche sein  
umgeben d  
ich, erzeig  
Papagelen  
Menge and  
umbertumm  
Flinten lo  
stärksten S  
dem Anbli  
von 180 F

sind im all  
Die Berge  
Vegetation  
Polynesens  
dorften G  
Dahinter fi

tropische Vegetation. Flüsse fehlen ganz. Die Küste ist bestreut mit Dörfern, deren Stelle immer durch eine Gruppe Kokospalmen kenntlich ist. Die nach malaiischer Art auf Pfählen erbauten Häuser stehen bald draußen auf dem Riff in ruhigem Wasser, bald zwischen den Pflanzungen an den Abhängen der Hügel.

Einige Meilen südlich von Boera, dort wo die kleine Fischerinsel auf dem Riffe liegt, entdeckte Moresby, indem er einen der tiefen Kanäle des Letztern benutzte, einen schönen geräumigen Hafen, Port Moresby, dessen innerster, durch eine Landzunge (?) abgegrenzter Teil den Fairfahafen bildet. Hier liegen nachbarlich neben einander die beiden großen Dörfer Aluapata und Elewara. Ein bis zwei Meilen von der dünnen Küste entfernt zieht sich ein bedeutender Gebirgszug 6 bis 8 Meilen ziemlich parallel mit derselben hin, die Astrolabe-Kette, deren gleichnamiger höchster Gipfel über 1200 Meter hoch ist. Dort im Gebirge ist die Landschaft eine ganz andre. Hier zeigen sich fruchtbare Thäler, in denen tiefer grüne Streifen der Vegetation den Lauf der Bäche bezeichnen. Wohl eingezäunte Pflanzungen von Laro, Bananen und Zuckerrrohr zeigen sich hier, von denen man an der Küste keine Ahnung hat. Herrliche Ausichten eröffnen sich, wenn man einen Gipfel der Kette erreicht. Man blickt nach dem Meere hin über das wellige, fruchtbare Land. Hier und da zeigen sich Spuren von Dörfern auf den Höhen. Das traurige Aussehen der fernen Küste verschwindet. Nach der andern Seite aber schaut man hinab in eine weite fruchtbare Ebene, die von dem beträchtlichen Salote durchflossen ist und jenseits deren sich die Alpen Neuguineas in ihrer ganzen Pracht zeigen. In der Nähe aber umgibt den Beschauer ein Gewirr von verschieden-gestalteten Bergen. Nicht ein Ar ebenen Bodens ist zu erblicken; alles mit schönen Bäumen bis zum Gipfel bedeckt, hier und da unterbrochen von Pflanzungen, die an halzbrechenden Abhängen angelegt sind. Die Thäler sind von der großartigsten tropischen Vegetation erfüllt.

„Nichts ist so majestätisch als die Wälder Neuguineas. Der Fuß der Bäume ist ziemlich frei, denn ihr dichtes Laubdach verhindert jeden Sonnenstrahl, bis zum Boden zu gelangen, welcher eine köstliche Frische und Feuchtigkeit bewahrt, durch welche seine Fruchtbarkeit noch vermehrt wird; aber tausende von Schlingpflanzen umgeben die Stämme und machen den Wald oft undurchdringlich. Nirgends, glaube ich, erreichen die Bäume einen solchen himmelhohen Wuchs. Paradiesvögel und Papageien von allen Arten, Nashornvögel mit ungeheuren Schnäbeln und eine Menge andrer prächtiger Vögel konnten sich ungestraft im Laubwerk der Wälder umhertummeln, von wo sie unsre Ohren mit wilhem Geschieß betäubten; unsre Flinten konnten nichts gegen sie ausrichten; die Höhe der Bäume gestattete dem stärksten Schrote nicht bis zu ihnen zu gelangen. — Ich sah mich nicht satt an dem Anblick dieser mit Bäumen bedeckten Ufer. Jene erheben sich zu einer Höhe von 180 Fuß. Oft reichen sie von einem Ufer zum andern die mächtigen Arme

sind im allgemeinen charakteristisch. So ist die ganze Umgegend von Port Moresby. Die Berge haben wenig oder gar keinen Erdboden, und sind daher fast von aller Vegetation entblößt. Sie bilden den vollen Gegensatz zu den schönen Bergen Polynesiens. Ein paar verkrüppelte Gummibäume und Flecken von grobem, verborrenem Gras ist fast alles, was auf eine gewisse Entfernung zu sehen ist.“ — Dazwischen freilich erheben sich die majestätischen Gipfel des Hochgebirges.

und bilden prächtige Raubwülbungen. An beiden Seiten aber bilden ihre vereinigten Stämme zwei mit Schlinggewächsen dicht bekränzte Mauern. So reich und prachtvoll ist die Vegetation<sup>1)</sup>.

In dieser Gebirgsgegend liegt der Distrikt Kotali, aus dem die Dörfer Omani und Munataihla und Keninimu zu erwähnen sind.

Gehen wir von Port Moresby 12 Meilen südöstlich, so kommen wir an die Good bay, die von einer nach Süden vorpringenden Landzunge, deren äußerste Spitze Goodpoint heißt, gebildet wird. Die Küste hat auch hier noch das verdorrte Ansehen. Hinter derselben erhebt sich die mächtig hohe Macgillivraykette. An der Bai liegen die Dörfer Gula und Kerepunu. Nicht weit von der Goodbai im Osten öffnet sich hinter der Shallowbai die große Marschallagune, umgeben von Mangrovewäldern, in die sich der Devitt R. ergießt. An der Lagune liegt das Dorf Aloma. Zwei Meilen südwestlich von der letztgenannten Bai beginnt die Küste von Keppelpoint einen östlichen Lauf. Zehn Meilen weiter folgt die Cloudbai mit ihren bewaldeten, immer in Nebel gefüllten Hügeln. Der weitere Küstenstrich ist noch wenig erforscht. Wir nennen nur die Amazonenbai<sup>2)</sup> und die weite Drangeriebai, in der die Missionare den wichtigen Nullenshafen entdeckten. Das östliche Kap der letzteren ist mehr als 20 Meilen von der Cloudbai entfernt. Die Gegend zeigt hier das üppig lachende Gepräge der hohen Südseeinseln im auffallenden Gegensatz zu den oben geschilderten Küstenstrichen. Die flachen sumpfigen Mangrovegürtel fehlen ebenfalls; das Land erhebt sich sofort vom Strande, ist üppig fruchtbar und gut angebaut, weil stark bevölkert.

Was unsre Karten 6 bis 7 Meilen weiter als das Südkap Neuguineas bezeichnen, haben die Missionare als eine Insel erwiesen, der sie den Namen Staceyinsel gaben. Östlich davon liegt die Samarabai, jenseits derer die kleinen Beocadieinseln der Küste vorgelagert sind. Von hier an ist die bisherige Kartographie durch Moresbys Entdeckungen (1873) vollständig über den Haufen geworfen worden. Schon von der Stelle, an welcher die bisherigen Karten Heathbai haben, endet das Festland. Alles was östlicher liegt ist ein Komplex von Inseln, der durch die großartige Chinastraße von jenem getrennt wird. Dieselbe führt in die mächtige, mehr als 5 Meilen nach Westen ins Land einbringende und zwei Meilen breite Milnebai, welche im Norden von einer ganz schmalen gebirgigen Halbinsel begrenzt wird, die mit dem Ostrap endet. Am südlichen Gesäbe der Bai liegt die Discoverybai, am nördlichen die Killestoninseln. Der Eingang der Chinastraße ist was man sonst für Heathbai anjah. Heathpoint ist die Südspitze der 1 Meile langen Heathinsel, die durch einen breiten Kanal vom Festlande getrennt ist. Ihr liegt nordöstlich die Gayterinsel gegenüber, zwischen der und dem Festlande sich die Chinastraße in nördlicher Richtung hinzieht.

<sup>1)</sup> Dumont d'Urville bei Petermann, Mittheilungen 1876, S. 115.

<sup>2)</sup> Ein Teil dieser Gegend wird Gaine Anua, d. h. Weiberland, genannt. Die Schiffer beobachteten Boote voll Weiber, ohne einen Mann erblicken zu können.

Auf der  
bai. Vo  
beginnt  
und dan  
beiden S  
Inseln u  
scheinlic  
sondere  
wärts ge  
die Mor  
gewiesen  
entdeckt  
breit. A  
südlich v  
Oberfläch  
einigt, di  
bildet.

Hier  
diese Miss  
der Mor  
während  
zu dem o  
der südlich  
1 1/2 Meil

Blid  
hauptsächl  
in Greter  
Küstenlini  
Dialekte.  
Feindschaft  
ein hellfar  
gehört. I  
Ihrer phy  
sehr durch  
Fiebern u.  
Männern  
der Nebe  
sind rings  
zu jeder B  
die Steing  
ober irgen

<sup>1)</sup> Krie  
Völker nur

<sup>2)</sup> Kap  
Melanesiern  
befähigt.

<sup>3)</sup> Doch  
geworden, s



Auf der Westküste der genannten Insel bemerken wir die Possessionsbai. Von ihrer Ostküste nur durch den schmalen Rockypaß getrennt, beginnt die Basiliskinsel, welche sich zwei Meilen nach Osten zieht und dann scharf im rechten Winkel sich nach Norden wendet. Die beiden Schenkel umschließen die Jenkinsbai, welche durch drei kleine Inseln und mehrere Inselchen von der Chinastraße getrennt ist. Wahrscheinlich gehört zu den letztern, Dinnerinsel, ein Punkt, der besondere Bedeutung für die Mission zu gewinnen verspricht. Dem nordwärts gerichteten Schenkel der Basiliskinsel gegenüber folgt im Osten die Moresbyinsel, die erst als solche von den Missionaren nachgewiesen wurde, welche die Fortescuestraße zwischen den beiden Inseln entdecken. Moresbyinsel ist mehr als 2 Meilen lang und 1½ Meilen breit. An der Südküste liegt die Hoop Fronbai. Fünf Meilen südlich von derselben liegt auf dem Barrierriff, das hier wieder an die Oberfläche tritt und sich weiter mit dem des Louisiadearchipels vereinigt, die kleine Tekeinsel mit einer Lagune, die einen sichern Hafen bildet.

Hiermit haben wir alle Örtlichkeiten angegeben, die bis jetzt für diese Mission wichtig geworden sind, und bemerken nur noch, daß jenseits der Moresbyinsel nach Osten noch mehrere kleinere Inseln folgen, während eine Reihe andrer einen weiten Bogen von der Tekeinsel bis zu dem oben genannten Ostap andeutet, sowie, daß das letztere von der südlichsten Insel, der d'Entrecasteauxgruppe, nur durch die 1½ Meilen breite Göschenstraße getrennt ist.

Wenden wir nun auf die Bewohner dieses Gebiets. Wir folgen hauptsächlich der Beschreibung, welche von ihnen Missionar Lawes 1879 in Greter Hall gab. Es sind viele verschiedene Stämme. Auf der Küstenlinie von 60 Meilen finden sich 25 verschiedene Sprachen resp. Dialekte. Jedes Dorf lebt im Argwohn gegen seine Nachbarn und in Feindschaft mit ihnen<sup>1)</sup>. Die, unter welchen Mr. Lawes lebte, sind ein hellfarbiges Geschlecht, das zur malaiopolynesischen Völkerfamilie gehört. Ihrer Hautfarbe nach könnte man sie mit Samoern verwechseln<sup>2)</sup>. Ihrer physischen Erscheinung nach sind sie schön, doch entstellen sie sich sehr durch barbarische Schmucksachen: Nasenstöcke, Ohrringe, Halsketten, Federn u. s. w. Die Weiber sind über und über tatuiert, bei den Männern ist dieser Schmuck seltener. Ihre Bekleidung (Maro) ist nicht der Rede wert. Sie leben als Pfahlbauer. Manche von den Häusern sind rings von Wasser umgeben, so daß unser Missionsdampfer sicher zu jeder Zeit in der Hauptstraße ankern kann. Bei ihnen herrscht noch die Steinzeit<sup>3)</sup>. Kein Gerät, kein Werkzeug, keine Waffe ist aus Eisen oder irgend einem andern Metall gemacht. „Als ich aber den Schiff-

<sup>1)</sup> Kriege kommen jedoch im Vergleich mit den Verhältnissen andrer heidnischer Völker nur sehr selten vor. London Chronicle 1874, p. 211.

<sup>2)</sup> Kap Sullins scheint die Grenze zwischen diesen und den dunkelfarbigem Melanesern zu bilden. Die polynesishe Verwandtschaft wird durch die Sprache bestätigt.

<sup>3)</sup> Doch ist jetzt das Verlangen nach Band Eisen, das der wichtigste Tauschartikel geworden, sehr groß.

bauerwerft in Goodbai gesehen hatte“, sagt Mr. Lawes „und Goldschmiedereien von Drangeriebai, habe ich einen bedeutenden Respekt vor der Steingelt bekommen.“ Die schönen Häuser bezeugen die Vortrefflichkeit ihrer Werkzeuge, ebenso wie den Fleiß, die Beharrlichkeit und das Geschick ihrer Erbauer, während sie freilich von Möbeln ganz entblößt sind. — Kannibalismus herrscht mit allen seinen Schrecken in einigen Theilen dieser Insel, in andern (wie Port Moresby) wird er verabscheut. Dagegen bezeichnet auch hier (?) die Tatuierung der Männer die vermeintliche Ehre Menschenblut vergossen zu haben. Schamlose Dieberei scheint überall im Schwunge zu gehen. Die Missionare mußten manches Beispiel davon erfahren, auffallend aber war es, daß die Diebe alsbald die gestohlenen Sachen mit der frechsten Miene anbrachten und zum Verkauf anboten. Auch die Lüge ist allgemein.

Immerhin gibt es im Leben dieser Heiden einige erfreuliche Züge. Die Frauen sind nicht so unterdrückt, wie in manchen andern heidnischen Ländern. Sie haben freilich die schwersten Arbeiten zu verrichten; den ganzen Ackerbau, Holz- und Wasserholen, Kochen und die stark betriebene Löpferei. Aber sie sehen das alles als ihr Recht an und würden keinem Mann einen Eingriff in ihre Arbeiten gestatten; denn sie haben sehr ihren Kopf für sich. Die Beschäftigung der Männer besteht in Jagd, Fischerei, Haus- und Kanoebau, auch fällt ihnen vorzugsweise das Mattenflechten zu. — Die Bande des Familienlebens sind zum Theil recht entwickelt; namentlich sorgen die Kinder für ihre alten Eltern mit großer Zärtlichkeit. Polygamie kommt vor, aber ist nicht allgemein, die meisten leben in Monogamie. In einem großen Dorf waren nur 6 Männer die davon eine Ausnahme machten, und auch von diesen hatte keiner mehr als zwei Frauen. Eheliche Untreue kommt sehr selten vor und wird schwer bestraft. Dagegen ist Scheidung sehr häufig. Wunderbar aber ist die Keuschheit und Sittsamkeit dieses Volks. Der in andern Gegenden Neuguineas allgemeine Kindermord ist hier unbekannt. Dazu sind die Leute fleißig. Der Acker wird mit Sorgfalt bebaut, und seltsamerweise werden in den Gärten sogar Blumen gezogen. — Derauschende Getränke kennen sie nicht; auch der Gebrauch des Tabaks ist ihnen unbekannt; dagegen sind sie sehr dem Betellauen ergeben. — Von ihrer Religion ist nicht viel zu sagen. Sie besteht fast nur in der Furcht vor Geistern, und diese sind die Seelen der Verstorbenen. Diese (Tirawa) gehen in eine andre Welt, Erema genannt, die fern im Westen liegen soll. Von dort aber kommen sie nach gewisser Zeit wieder zurück, um als Kinder in derselben Gegend geboren zu werden, wo sie abgestorben waren. So glauben sie an eine Art Seelenwanderung. Bei Port Moresby scheinen die beiden obersten Häuptlinge noch eine besondere Stellung einzunehmen, denn sie führen immer die erblichen Namen Rupa und Ila, und diese bezeichnen zugleich übermenschliche Wesen, deren ersteres die Welt, das andere aber die Menschen geschaffen haben soll. Die Weißen hielten sie für zurückgekehrte Geister (Tirawa). Mit Bezug auf Krankheit, von höherer Macht herbeigeführten Ereignissen sprechen sie von einer sonst unbekannten Persönlichkeit, Kot-tapu. Nicht bloß Unglück, sondern auch

Glück und Dörfer tre in besonde bestellung unter geu schaffen so Grab gele Totenlage sie das Ge gilt vorzug landstämme und werde Stämmen sind Körper von Rasua Bogen und Raubzüge sie, um ba ihrer Häufe Wieder der Amazon Bevölkerung einem Schut ober Blätter auf allen ih stark betrieb gebornen, di unternehmen Kehren auf diesem Murray u ein. Die E der Eingebor gelang es der Mündung de fern, anzufie Die Häuptli Lehrer samt sahen, lehrten selbes zurück anzustellen. von der Stat leitete.

Dieselbe gab jedoch v doch nachteil hatte. Dabe zu bringen, r

Glück und Wohlergehen wird auf diese zurückgeführt. Eine Anzahl Dörfer tragen jenen Namen, und scheinen als mit dem göttlichen Wesen in besonderer Verbindung stehend gedacht zu werden. Zu Anfang der Ackerbestellung läßt man aus solchem Orte einen alten Mann kommen, der unter gewissen Ceremonien Segen und Fruchtbarkeit für die Felder schaffen soll. — Die Toten werden in eine Matze gewickelt in ein Grab gelegt, dieses aber erst nach geraumer Zeit zugesüttet. Die Totentlagen sind oft herzerregend. Als Zeichen der Trauer schwärzen sie das Gesicht und den ganzen Körper mit Ruß. — Diese Schilderung gilt vorzugsweise von den Eingebornen um Port Moresby. Die Inlandstämme zeigen bedeutende Verschiedenheiten. Sie sind viel dunkler und werden entweder als Aborigines aufgefaßt, die von den hellen Stämmen zurückgebrängt sind, oder als eine Mischlingstrasse. Sie sind körperlich kräftiger als jene und erscheinen in ihrem Kopfschmuck von Kasuarfedern, das Gesicht mit Asche weiß bemalt, mit ihren Bogen und vergifteten Pfeilen viel wilder als sie. Oft unternehmen sie Raubzüge nach der Küste. Die Köpfe ihrer erschlagenen Feinde kochen sie, um bald die kahlen Schädel zu erlangen, die sie zum Schmuck ihrer Häuser verwenden.

Wiederum aber unterscheiden sich die Küstenbewohner sichtlich von der Amazonasbai sehr auffällig von den westlicheren. Dort ist die Bevölkerung viel dichter. Sie gehen besser gekleidet, die Männer mit einem Schurz vorn und hinten — die Weiber mit Röcken aus Gras oder Blättern. Auffallendes Geschick verraten die Holzschneider, die auf allen ihren Geräten angebracht sind. Köpferel wird auch hier (?) stark betrieben. Außergewöhnlich aber ist die Handelslust dieser Eingebornen, die mit größeren Flotten ihre gemeinschaftlichen Handelszüge unternehmen.

Rehren wir nun zu den Missionaren zurück, welche im Jahre 1872 auf diesem Felde das Werk begonnen. Am 22. November trafen Murray und Gill mit den 6 rarotongischen Lehrern bei Redscarhead ein. Die Bai wurde näher untersucht und dabei bald das Vertrauen der Eingebornen gewonnen, die sich ziemlich harmlos zeigten. Schließlich gelang es den Lehrern, sich in dem großen Dorfe Manumunu, an der Mündung des gleichnamigen Flusses, 3 Meilen von Redscarhead entfernt, anzusiedeln. Für den Anfang sollten sie hier zusammenbleiben. Die Häuptlinge sagten ihren Schutz zu. Die Missionare verließen die Lehrer samt ihren Familien mit den besten Hoffnungen. Wie wir sahen, lehrten sie noch einmal nach dem westlichen Theile dieses Missionsfeldes zurück, um auf der Dampioninsel, dicht am Festlande, Lehrer anzustellen. Darauf reiste Mr. Gill in die Heimat, während Murray von der Station zu Sommerjet (Kap York) aus die Mission weiter leitete.

Dieselbe, obgleich manche Spuren wirkamen Einflusses zeigend, gab jedoch viel Veranlassung zur Besorgnis. Das Klima erwies sich doch nachtheiliger für die Gesundheit der Lehrer, als man erwartet hatte. Dabei war oft der Mangel an Verbindung, um ihnen Hilfe zu bringen, recht drückend. Die auf dem Festlande stationirten mußten

sich nach Tauan zurückziehen. Die meisten erholten sich jedoch wieder, aber das ungesunde Festland blieb vorläufig unbesetzt. Von der Insel Dampion kam die traurige Botschaft, daß die beiden Lehrer erschlagen waren. Erst später erfuhr man, daß sie Opfer ihres unüberlegten Eifers geworden waren. Sie hatten die Leute gescholten, daß sie nicht zu ihren Gottesdiensten kommen wollten, und sie förmlich dazu zusammen geholt. Als dies wieder einmal geschah, als einige mit Jeremonten (in Bezug auf Verstorbene?) beschäftigt waren, kamen diese Heiden zwar, nachdem sie wegen ihrer abgöttischen Gebräuche gescholten waren. Doch beim Gebete wurden die Lehrer mit der Keule erschlagen. Als das Ereignis — ohne die näheren Umstände — auf den übrigen Inseln bekannt wurde, zeigten die Eingebornen überall die größte Entrüstung über die Dampioninsulaner.

Namentlich auf den Murrayinseln ging es erfreulich weiter. Manche der dortigen Insulaner hatten schon ihre Abend- und Morgenandachten eingeführt, die freilich oft noch recht sonderbar ausfielen; namentlich abends aber sammelten sich immer viele bei dem Lehrer. — Sie verlangten lesen zu lernen. Auf der Darnleyinsel wurde denn auch die erste Schule eingerichtet, und Murray hatte mit Hilfe des Lehrers die Sprache soweit bewältigt, daß er einen Lehrbogen für den ersten Unterricht anfertigen konnte, der in Sydney auf Kosten einer Sonntagschule gedruckt wurde. Da die Sprache von den Murray-, Darnley- und Stevensinseln dieselbe ist, konnte er auf allen dreien benutzt werden. Ein unangenehmes Ereignis war es, daß die Lehrer von Tauan entflohen, angeblich, weil sie in Lebensgefahr waren. Es war jedoch nicht so schlimm gewesen, und der Häuptling, welcher die Veranlassung gegeben hatte, hat selbst um ihre Rückkehr. — Auch nach dem Osten unternahm Murray wieder eine Reise. Er fand die Lehrer sehr leidend. Nedscarbai mit ihren Mangrovewäldern erwies sich als recht ungesund, und die Natur der Karotonger als für das Sumpffieber besonders empfänglich. Mehrere von ihnen mußten zu besserer Pflege nach Kap Port mitgenommen werden. Die andern wurden nach dem erst eben entdeckten Port Moresby versetzt. Die Kranken erholten sich und konnten noch vor Ablauf des Jahres auf ihr Arbeitsfeld zurückkehren. In Manu-manu war inzwischen das Haus der Lehrer zerstört und viele ihrer Sachen geraubt worden. Es war dies jedoch von einem Inlandstamme verübt, der einen Raubzug dorthin unternommen hatte. Die Küstenbewohner waren den Lehrern immer noch freundlich.

Ein sehr wichtiger Fortschritt der Neuguineamission war die Erwerbung eines eigenen kleinen Dampfers. Eine Missionsfreundin in Dundee, Miß Baxter, schenkte denselben für 63000 Mark. Er wurde nach ihrer Bezeichnung „Ellengowan“ genannt. Doch währte es bis zum August 1874, daß er nach glücklicher Fahrt bei Kap Port eintraf. Gleichzeitig wurde Missionar Murray abgelöst durch Mac Farlane, den wir schon auf den Loyalitätsinseln kennen lernten, während der uns von Niue bekannte Lawes hinauskam, um seine Station in Anuapata an Port Moresby zu nehmen und seine Kräfte dem östlichen Zweige dieser Mission zu widmen. Man verhehlte sich nicht, daß

hierher  
der Loyal-  
spärlische  
dortige  
schlossen

Es  
Moresby  
Obgleich  
ausgerich-  
forderten  
Missiona-  
Anuapata  
bei aller  
erhielt de-  
station.  
fahrungen

Zu  
Kap Port  
Mission  
dampfer,  
erscheinen,  
werden je-  
besucht.  
Fortschritt  
Neuerlich  
worden.  
insel statt-  
zu einem

„Was  
an die alten  
die Gottesdi-  
Sie sind sie  
es hat keine  
Alles dies i-  
(mit Ausnah-  
Lage nach d-  
und alles w-  
den Platz m-

Die Lek-  
Stationen.  
nisse ihrer vi-  
mit Ausnah-  
sammlungen  
noch keine  
gegründet w-  
Es wurde to-  
aller Rücksicht  
der besten M-  
Hilfte hinauf  
eine ernste A-  
heilige Wert,

hierher der Schwerpunkt der letztern fallen würde, da die Inseln in der Torresstraße mit ihrer zum Teil degenerirten und verhältnismäßig spärlichen Bevölkerung doch nur ein beschränktes Arbeitsfeld boten, das dortige Festland aber durch das giftige Fieberklima vorläufig ganz geschlossen erschien.

Es vergingen jedoch noch mehrere Monate bis Lawes nach Port Moresby übersiedeln konnte, wo er am 12. November 1874 eintraf. Obgleich die Mission bereits 2 Jahre alt war, so hatte doch noch wenig ausgerichtet werden können. Niemand wollte lesen lernen. Die Kinder forderten für jeden Buchstaben, den sie lernten, Bezahlung u. s. w. Der Missionar schlug sein aus Australien mitgebrachtes Holzhäuschen zwischen Anuapata und dem nahegelegenen Elewara auf, wobei die Eingebornen bei aller Freundlichkeit sich als eingekeitschte Diebe bewiesen. So erhielt denn der östliche Zweig der Neuguineamission ihre eigne Hauptstation. Freilich sollten demselben auch jetzt noch manche schwere Erfahrungen nicht erspart bleiben.

Zu Anfang des Jahres 1876 lauteten die Berichte folgendermaßen. Kap York ist noch immer die Hauptstation für den Papuazweig der Mission auf Neuguinea. Die Verbindung mit Sydney durch die Postdampfer, die Kohlenmagazine u. s. w. lassen es dazu besonders geeignet erscheinen, obgleich keine Eingebornen dort leben. Mit dem „Ellengowan“ werden jedoch von hier aus regelmäßig die Inseln in der Torresstraße besucht. Die Darnley- und Murraysinseln haben die weitesten Fortschritte gemacht. Tauau und Saibai kommen auch vorwärts. Neuerlichst ist auch die westlich von beiden gelegene Insel Boigu besetzt worden. Eine Konferenz sämtlicher Lehrer fand 1875 auf der Murrayinsel statt. Es wurden neue Maßregeln beraten, und sie wurden alle zu einem neuen Eifer und neuer Hingabe für ihr Werk angeregt.

„Was ich auf der Insel sah,“ schreibt Mr. Mac Farlane, „erinnerte mich sehr an die alten Zeiten in der Südsee. Die Eingebornen sind alle kesseler und besuchen die Gottesdienste. Sie sehen stark und gesund aus und erscheinen sehr glänzend. Sie sind stets bereit ein Boot zu rudern oder Wasser für ein Schiff zu bringen; es hat keine Schwierigkeit Kokosnüsse und andre Lebensmittel, selbst Fische zu kaufen. Alles dies ist ganz anders als wir es irgend sonst auf einer andern Insel hier (mit Ausnahme von Darnley) oder auf der Küste Neuguineas gesehen haben. Zwei Tage nach der Ankunft wurden Nahrungsmittel zu dem Festmahl zusammengebracht und alles war bereit zur Einweihung des Kirchleins. Es war ein schöner Anblick den Platz mit andächtigen Zuhörern gefüllt zu sehen.“

Die Lehrer gaben dann einen kurzen Bericht von der Arbeit auf den betreffenden Stationen. Es war ersichtlich, daß, obgleich viel Ernüchterendes vorlag, die Ergebnisse ihrer vierjährigen Wirksamkeit unbefriedigend blieben. Auf keiner der Stationen, mit Ausnahme von Murrayinsel, war bis jetzt ein Gotteshaus gebaut. Die Versammlungen werden in Wohnhäusern gehalten oder im Freien. Auch ist bis jetzt noch keine Schule für Kinder, die in den großen Ortschaften sehr zahlreich sind, gegründet worden. In solchen Dingen bedürfen die Lehrer sehr der Anregung. — Es wurde wieder beraten, wie man das Werk auf dem Festlande treiben könne bei aller Rücksicht auf das Klima. Es sollten ein paar Expeditionen unter Anführung der besten Männer auf der Küste Eingang suchen oder den Versuch machen einen der Flüsse hinaufzufahren. Alles wurde angeordnet. Den Schluß der Konferenz bildete eine ernste Ansprache des Missionars mit Mahnung zu erneuter Hingabe an das heilige Werk, die ihres Einbrudes nicht zu verschlen schien. Für die nun energisch



in Angriff zu nehmenden Schulen für Kinder arbeitete der Missionar nunmehr das erste Schulbuch aus, wobei er sich freilich hinsichtlich der Sprache meistens auf die Angaben der Lehrer verlassen mußte. „Wir hatten den Eindruck, daß die Konferenz nicht vergeblich gewesen war.“

Mit Hilfe des „Elengowan“, der nun die regelmäßigen Rundreisen möglich machte, kam die Missionsthätigkeit in einen neuen Gang. Als 5 Jahre zuvor die Lehrer zuerst angestellt wurden, hatte Missionar Murray Verabredungen mit den Häuptlingen gemacht, daß sie jene mit Nahrungsmittel versehen sollten, auch der freundliche Superintendent der Fischereistation, Kapitän Banner, hatte versprochen, für sie zu sorgen. Ihnen selbst ließ man nur ein beschränktes Maß von Vorräten zurück, weil im andern Falle gefährlicher Weise die Gabsucht der Eingebornen gereizt werden konnte. Die Häuptlinge aber hielten ihr Versprechen nicht; Banner war gestorben, die Lehrer kamen in Not, umso mehr als sich auch das Fieber einstellte. Aber Gott verließ sie nicht. Als die Not am höchsten fleg, traf der „Basilis“ in der Torresstraße ein, und Kapitän Moresby verschaffte die Leidenden mit Nahrungsmitteln und Medizin. Diese traurigen Erfahrungen hatten zu der Anschaffung eines eignen Dampfers gedrängt, durch den solchen Notständen nunmehr vorgebeugt werden konnte.

Aber auch nach einer andern Richtung hin wurde er verwendet. Noch war kein wirklich gesunder Ort auf der Küste gefunden. Man hoffte im Innern des Landes einen solchen zu finden. Dazu wurden ein paar Ströme sorgfältig untersucht. Zunächst lief man in die Mündung nordwestlich von Tauau ein, vor der die Insel Voigu (Voigu) liegt, und entdeckte den Matasa<sup>1)</sup>, den man 20 Meilen weit hinauffuhr, überzeugte sich jedoch, daß das ganze sumpfige Gebiet unbewohnt sei. Das zweite Mal ging Mac Farlane, von dem italienischen Naturforscher d'Albertis begleitet, den Fly River hinauf, dessen mächtige Mündung 6 bis 7 Meilen nördlich von der Dampioninsel auf mehrere Meilen hin spürbar ungeheure Massen Süßwassers in den Papuagolf sendet. Dieser Strom wurde 35 Meilen weit untersucht. In dem untern Stromgebiet fand man eine dichte Bevölkerung in großen Dörfern. Die Reise war nicht ohne Gefahr. Der „Elengowan“ wurde an einer Stelle von einer Anzahl Kanoes mit kriegerischen Wilden in ihrem Kampfpuge, das Haupt von wallenden Paradiesvogelfedern umgeben, bedroht. Ein paar Schreckschüsse verhinderten ihren Angriff. Auf der Rückfahrt wurden gerade dort mit den Eingebornen freundliche Beziehungen angeknüpft. — Die Entdeckung, die in geographischen Kreisen großes Aufsehen erregte, war auch für die Mission von Wichtigkeit, indem sie das eigentliche Gebiet derselben klarlegte, da der Arbeit auf den Inseln der Torresstraße zum guten Teil nur eine vorbereitende Stellung beigemessen werden konnte. Freilich erlaubten es die Verhältnisse nicht, sofort jenes neue Gebiet zu besetzen.

Auch im Osten brängte das ungesunde Klima, dem 4 Lehrer aus

<sup>1)</sup> Man nannte ihn der erwähnten Missionsfreundin zu Ehren Baxter River.

Naroton  
machte  
oben ber  
Aber au  
versprech  
die Pläg  
halten, n  
Nebstcarb  
das Vert  
ausgerich

Im  
Fortschritt  
tionen au  
mußte na  
station zu  
d'Albertis  
River bis  
von den  
lischen G  
Kultur se

Von  
betrübend  
der Lehre  
der Haup  
erst im J  
die Gattin  
vorläufig  
York und  
die zurück  
befanden  
erhielt er  
nicht in F  
feste Grun  
linge von  
Eine ganz  
und hatte  
nachgelasse  
mit Vorrä  
feld nach  
Lehrer an  
aufgenomm  
und die G

<sup>1)</sup> Im  
Mission auf  
<sup>2)</sup> Auch  
aus dem J  
genommen.

Marotonga erlagen<sup>1)</sup>, zur Auffuchung günstigerer Plätze. Mr. Sawes machte mehrere Untersuchungsreisen ins Innere und fand dort die oben bereits geschilderten Landschaften mit ihrer kräftigen Bevölkerung. Aber auch hier konnte nicht sogleich die Besehung von Stationen in der versprechenderen Gegend erfolgen, und vor der Hand suchte man doch die Plätze, auf welche inzwischen die Lehrer verteilt worden waren, zu halten, nämlich außer Annapata und Elewara auch Boera an der Nebscarbai, sowie die Duleinsel im Norden. Überall war wenigstens das Vertrauen der Bevölkerung gewonnen, obwohl sonst fast noch nichts ausgerichtet war.

Im folgenden Jahre 1877 weiß der Bericht von entschiedenem Fortschritt des westlichen Zweiges zu sprechen. Es waren 11 Stationen auf Inseln und 2 auf dem Festlande besetzt. Die Hauptstation mußte nach den Murrayinseln verlegt werden, da die Regierungsstation zu Kap Vort aufgehoben wurde. Der oben genannte Signor d'Albertis, der auf Kosten der Regierung von Neusüdwales den Fly River bis tief in das Innere verfolgt hatte, und der bei seiner Rückkehr von den Lehrern freundlich versorgt wurde, sprach sich über den moralischen Einfluß der Mission und die Förderung der Eingebornen in der Kultur sehr anerkennend aus.

Von der Ostseite des Golfs lauteten die Missionsberichte wieder betrübend. Das Fieber hatte wieder furchtbar gewüthet und die Reihen der Lehrer gelichtet. Die meisten derselben befanden sich wieder bei der Hauptstation<sup>2)</sup>. Auch Mr. Sawes verlor einen Sohn, sowie sein erst im Jahre zuvor hinausgekommener Gehilfe Rev. W. J. Turner die Gattin. Auf Veranlassung der Missionsdirektion wurde die Station vorläufig aufgegeben und die leidenden Missionsfamilien nach Kap Vort und Sydney befördert. Sawes aber besuchte nach einiger Zeit die zurückgebliebenen Lehrer. Ihrer zwei waren gestorben, die andern befanden sich verhältnismäßig wohl. Von den Resultaten der Mission erhielt er doch wieder einen erfreulichen Eindruck, wenn sie auch noch nicht in Form von Belehrungen u. s. w. vorlagen. Es waren doch feste Grundlagen für die weitere Arbeit gewonnen. Einer der Hauptlinge von Port Moresby war dem Reiche Gottes nicht mehr fern. Eine ganze Anzahl von Kindern besuchte die Schule recht regelmäßig und hatte lesen gelernt, die sonst so allgemeine Dieberei hatte sehr nachgelassen. Durch den Besuch wurden die Lehrer gestärkt und reichlich mit Vorräten und Medizin versorgt. — Es konnte sogar das Arbeitsfeld nach der Goodbai ausgedehnt werden. Zu Kerepunu wurden Lehrer angestellt und von der Bevölkerung (2000 Seelen) mit Freuden aufgenommen. Der Ort schien günstiger zu liegen als Port Moresby, und die Eingebornen kräftiger zu sein als dort.

<sup>1)</sup> Im ganzen waren 1875 schon 16 Erwachsene und 2 Kinder in der Londoner Mission auf Neuguinea dem Klima zum Opfer gefallen.

<sup>2)</sup> Auch auf der Duleinsel waren zwei, die durch einen Raubzug von Eingebornen aus dem Inlande, bei dem dort zwei Europäer das Leben verloren, in Gefahr gekommen. Der zu Boera befand sich wohl.

Das Verlangen nach möglichst gesunden Plätzen für Missionsstationen führte 1877 zu einer Untersuchungsreise nach den noch so wenig bekannten östlicheren Teilen dieser Küste. Dieselbe wurde von Rev. J. Chalmers, der nunmehr die Leitung dieser Mission übernahm, in Verbindung mit Mac Farlane ausgeführt, und war, wie wir schon oben andeuteten, unter andern auch von geographisch wichtigen Entdeckungen gekrönt. Es wurden<sup>1)</sup> die Stacey- und Tafeinsel, die Chinastraße und das Ostkap besucht und Ortschaften, die in Bezug auf Gesundheit das Beste zu versprechen schienen, zu Stationen ausgewählt, an einigen auch sofort Lehrer zurückgelassen. Erleichtert wurde die Gründung der Mission auf der kleinen Tafeinsel mit ihren 400 Einwohnern, bei denen ein weißer Seemann sich schon längere Zeit aufgehalten und ein Vokabular ihrer Sprache angelegt hatte, das er den Missionaren mitgeteilt hatte, die nun die Eingebornen sofort in ihrer Sprache anreden konnten. Mit großem Jubel wurden sie daher begrüßt. Geschenke und zwar besonders das in diesem ganzen östlichen Gebiete viel begehrte Bandelisen, bekräftigten das Vertrauen und man versprach für die zurückbleibenden Lehrer zu sorgen. Auch in der Nähe des Ostkaps, wohin die Reise durch die Chinastraße ging, wurden die Lehrer sehr bereitwillig von dem Volke aufgenommen, obgleich man sich nur durch Zeichen verständigen konnte. Die Station wurde bei Killertonpoint angelegt. Die dritte Station aber, auf der Mr. Chalmers selbst zurückblieb, ward auf der Staceyinsel gegründet, wo man ein hölzernes Haus errichtete. Auch behielt er ein kleines Fahrzeug von 7 Tonnen zurück, das für die Mission angelaufen war und die „Vertha“ begleitet hatte, um von hier aus die andern Punkte besuchen zu können. So war denn der dritte Zweig der Neuguineamission begründet. Hier sollte die Hauptstation auch für das Centralgebiet bei Port Moresby sein.

In neuester Zeit sind denn in diesem jüngsten Teile des Missionsfeldes noch eine ganze Reihe neuer Stationen angelegt worden. Der „John Williams“ brachte gegen Ende des Jahres 1878 wieder 20 neue polynesishe resp. melanesische Lehrer, die alle angestellt und freundlich vom Volke aufgenommen wurden, die bereits vorhandenen Lehrer befanden sich wohl; wurden von der Bevölkerung freundlich behandelt, hatten sich gute Häuser gebaut und üppig gedeihende Pflanzungen angelegt. Zu den genannten Stationen kamen noch zwei weitere an der Milnebai (namentlich Wagawaga an der Discoverybai), eine auf der Moresbyinsel, deren Bewohner abweichend von ihren Nachbarn wilde Kannibalen sind, ferner auf der Hayter-, Heath- und Dinnerinsel. Die letztere scheint besonders ihrer günstigen Lage wegen ausersuchen, um dort eine Centralschule (vielleicht nach Art der melanesischen Mission) zu errichten. Auch wird die Hauptstation wohl dorthin verlegt werden.

Trotz der ungünstigen klimatischen Verhältnisse konnten die Stationen in dem mittleren Gebiete immer noch aufrecht erhalten bleiben.

<sup>1)</sup> In einem gemieteten Schiffe „Vertha“, da der „Ellengowan“ in Sydney einer gründlichen Reparatur unterworfen war.

Ja man  
Station,  
Aufnahme  
Untersuchung  
eingetreten  
immer noch  
Festlandes  
gegangen.  
immer bei  
sich einen  
bürgerliche  
93 Eingek  
ersten Pa  
gellenüber  
gesprochen

Die  
nicht sowie  
man jedoch  
welche die  
denen die  
viel gesche  
und Kate  
sind Kirch  
zu feiern.  
geworden  
Und bei  
doch schon  
sterbenden  
war nicht  
seine kalte  
ihr erstes  
zeit. Aber  
auf so ma

Zwar  
Salomoon  
entfernt  
von Neu  
schreiben,  
sie nach  
ist von de  
breiten J

<sup>2)</sup> So  
heißen.

Missions-  
en noch so  
wurde von  
Mission über-  
r, wie wir  
wichtigen  
Insel, die  
in Bezug  
tionen aus-  
tiert wurde  
ihren 400  
ngere Zeit  
te, das er  
sodort in  
sie daher  
en östlichen  
und man  
n der Nähe  
wurden die  
gleich man  
wurde bei  
f der Mr.  
ründet, wo  
ines Fahr-  
war und  
Punkte be-  
Neuguinea-  
s Central-

Missions-  
ben. Der  
wieder 20  
freundlich  
er befanden  
hatten sich  
elegt. Zu  
Milnebat  
Moresby-  
Kannibalen  
Insel. Die  
sehen, um  
Mission)  
gt werden.  
die Sta-  
en bleiben.

Ja man hat dort sogar schon bei einem der Stämme des Inneren eine Station, Kentumu, gegründet, während mehrere andre Plätze zur Aufnahme von Lehrern bereit sind. Auch von der Goodsbai sind Untersuchungsreisen nach dem Innern gemacht und zwar von dem jüngst eingetretenen Missionar Rev. Lh. Deswid. An der Torresstraße ist man immer noch nicht zu einer Besetzung von Stationen im Innern des Festlandes gekommen. Die Mission aber ist ihren stillen Gang fortgegangen. Namentlich auf Murray und Darnley traten die Früchte immer deutlicher hervor. Auf der ersten Insel haben die Einwohner sich einen König gewählt und durch Gesetze ein geordnetes christlich-bürgerliches Leben herbeigeführt. Nach den letzten Nachrichten erwarteten 93 Eingeborne die heilige Taufe, und jetzt werden wahrscheinlich die ersten Papuagemeinden bereits gebildet sein. Schulbücher und Evangelienübersetzungen sind für die beiden auf den Inseln (resp. der Küste) gesprochenen Sprachen gedruckt.

Die Früchte der Mission auf den beiden andern Zweigen sind noch nicht soweit geblieben. Es ist dort noch die Zeit kleiner Dinge, die man jedoch nicht verachten darf, zumal im Hinblick auf die kurze Frist, welche die Mission dort gearbeitet hat und auf die vielen Heimsuchungen, denen die Sendboten unterworfen waren. Dennoch ist auch hier schon viel geschehen. Zwei Sprachen sind in Schrift gefaßt und Schulbücher und Katechismen in denselben hergestellt. An verschiedenen Orten sind Kirchen gebaut, und die Leute gewöhnen sich daran den Sonntag zu feiern. Die Missionare sind überall als „Friedensmänner“ bekannt geworden und werden auch wohl geradezu mit diesem Namen bezeichnet. Und bei manchen mag das Evangelium, das ihnen verkündigt wird, doch schon einen tiefen Eindruck gemacht haben — wie es bei jenem sterbenden Häuptling zu Port Moresby der Fall zu sein schien, der zwar nicht mehr sprechen konnte, doch des Missionars Hand innig an seine kalten Lippen drückte. — Diese Mission auf Neuguinea ist über ihr erstes Jahrzehnt noch nicht hinausgekommen. Es ist noch die Saatzeit. Aber auch hier wird die Ernte kommen, voll und reichlich wie auf so manchen Inseln der Südsee.

### 8. Die Mission auf Neubritannien.

Zwanzig Meilen westlich von den nordwestlichsten Inseln des Salomoonarchipels und etwa halb so weit von der Nordküste Neuguineas entfernt, liegt der auf 700 Quadratmeilen Landes geschätzte Archipel von Neubritannien, dessen Hauptinseln einen großen Halbkreis beschreiben, dessen konvexe Seite sich den Salomooninseln zuwendet, während sie nach Westen zu einen großen Golf bilden. Der Südoften desselben ist von der 60 Meilen langen und an einigen Stellen fast 20 Meilen breiten Insel Viana<sup>1)</sup>, von Carteret Neubritannien genannt, eingefast,

<sup>1)</sup> So heißt wenigstens der östliche Teil; der westliche Teil scheint Dagow zu heißen.

während der Nordosten von der viel schmaleren, 45 Meilen langen Tombara (Carterets Neuirland) umschlossen ist. Das Südenbe der letzteren schiebt sich östlich neben dem Nordende der ersteren derart hin, daß zwischen beiden der 10 Meilen lange und fast halb so breite Georgskanal gebildet wird. In dem nördlichen Ausgang desselben liegt die Insel Amalata oder Duke of Yorkinsel, oder richtiger Inselgruppe, denn diese Insel ist nur die größte auf einem Lagunenriff, auf dem sich noch mehrere Eilande erheben. Dies ist der Hauptpunkt der in diesem Kapitel zu behandelnden Mission. Über den Archipel im ganzen bemerken wir nur noch, daß noch ein paar größere Inseln im Norden des ange deuteten Golfs liegen und zwar so, daß sie als Fortsetzung von Tombara erscheinen: Neuhannover und die „große Admiralitätsinsel“, welche, umgeben von zahlreichen kleineren Inseln, auch als besonderer Archipel aufgefaßt wird. Dagegen ist als ein Teil des Neubritanniarchipels noch zu erwähnen die Gruppe der „französischen Inseln“, welche der kontinen Nordwestküste von Dirara gegenüberliegt und deren größte die 9 Meilen lange Willaumezinsel ist. Rängs der Nordostküste von Tombara und darüber hinaus zieht sich die Kette der „hibernischen Inseln“ hin, 8 hohe Inseln, die noch sehr wenig erforscht sind. Der westlichste Teil von Dirara wird durch die Dampferstraße von der Insel Nul (Noof) geschieden, welche man zu Neuguinea rechnet. Hiernach hätten wir kurz den ganzen in Rede stehenden Archipel überblickt.

Derjelbe ist bis auf die neueste Zeit ein noch sehr unbekanntes Gebiet geblieben. Es ist sogar möglich, daß nähere Untersuchungen die langen Inseln in mehrere kleinere zerlegen werden, was namentlich von Dirara gelten müßte, wenn nicht etwa nur das Bergland derselben durch flache Föhnen zerteilt wäre. Die Inseln haben ganz überwiegend die hohen Formen, wie es scheint älterer geologischer Bildungen; doch fehlt es nicht an vulkanischem Gestein, wie denn Dirara selbst noch einen thätigen Vulkan hat. Auch gehobene Korallenfelsen finden sich, und wie schon ein Beispiel angeführt ist, auch niedrige Koralleninseln.

„Bis auf einzelne Gras tragende oder angebaute Stellen ist das Land mit dichten Wäldern bedeckt, die von der Feuchtigkeit des Klimas wie von der Fruchtbarkeit des Bodens Zeugnis ablegen. Diese Wälder machen einen imposanten Eindruck. Der Wald besteht aus hohen, auf allen Seiten von Schlingpflanzen umschlungenen Bäumen, in deren tiefen Schatten eine nur selten von Vögeln oder Insekten unterbrochene Stille herrscht. Krautige und strauchartige Gewächse sind nur auf umgestürzten und modernden Stämmen häufig.“

Die Bewohner des Archipels sind Melanesier; doch zeigt sich auch hier das bei dieser Rasse so vielfach beobachtete Variiren, denn an manchen Punkten findet sich bei ihnen auch oft die helle kupferbraune Hautfarbe. Die dunkle Charakterschilderung, die auch von ihnen entworfen worden ist, mildert sich zu ihren Gunsten, wenn die

<sup>2)</sup> Meinicke, a. a. O., I, S. 133.

Fremder kommt  
Markt d  
weiter i  
tauen si  
die Frau  
nicht vo  
deren A  
manchen  
gebildete  
viereckige  
in große  
Reisende  
zungen.  
geziert.

Neu  
Westley  
Je mehr  
ihrer vö  
pflichtet d  
wobei vi  
beste Mit

Nach  
Gebiet e  
Brown  
und Sam  
britannie  
durch die  
es fand  
war, daß  
Zahl der  
acht aus  
der junge  
den Leute  
zu mache  
sie freim  
wurden n  
Fleischer  
Am 15.  
Nordküste  
Mühe ko  
zu handel  
schreibt d  
oder irge  
entdecken  
leben mu

<sup>1)</sup> Ind



Fremden ihnen freundlich gegenübertreten. Kannibalismus freilich kommt auch bei ihnen vor. — Von ihren Nahrungsmitteln ist das Mark der Sagopalme zu nennen, aus dem sie Brot bereiten, was weiter im Osten von keinem melanesischen Stamme geschieht. Betel kauen sie fortwährend. Kleidung fehlt den Männern ganz<sup>1)</sup>, und selbst die Frauen gehen oft völlig nackt, was sonst auch bei den Melanesiern nicht vorkommt. Desto mehr sind auch hier die Hierate vertreten, mit deren Aufzählung wir uns hier nicht aufhalten. Die Häuser sind in manchen Gegenden nichts als elende, aus zusammengeflochtenen Zweigen gebildete Hütten, während in andern sich nette, zu Dörfern vereinigte viereckige Bambushäuser unter Kokospalmen finden. Landbau scheint in großer Ausdehnung und mit Fleiß betrieben zu werden, denn die Reisenden erwähnen viele, zum Teil terrassenförmig angelegte Pflanzungen. Boote sind geschickt gebaut und zum Teil mit Schnitzwerk geziert.

Neubritannien wurde von der australasiatischen Konferenz der Wesley'schen Methodisten 1874 zu einem neuen Missionsfelde ausersehen. Je mehr die Aufgabe der Mission auf den östlichen Inseln der Südsee ihrer völligen Lösung entgegengeht, desto mehr fühlte man sich verpflichtet das Evangelium zu den westlichen heidnischen Inseln zu bringen, wobei viele zum Missionsdienste bereite Insulaner der erstenannten das beste Mittel darboten.

Nachdem so gut es ging Nachrichten über das noch wenig bekannte Gebiet eingezogen waren, erhielt der erfahrene Missionar George Brown den Auftrag, 1875 mit dem „John Wesley“ von den Witt- und Samoainseln Lehrer auszuwählen, die bereit wären nach Neubritannien zu gehen, und sie dahin überzuführen. Fast wäre der Plan durch die auf Witt herrschende Masernseuche umgestoßen worden. Doch es fand sich, daß zu der bestimmten Zeit die Epidemie soweit erloschen war, daß man ohne Gefahr Wittler übersiedeln konnte. Aus der großen Zahl der Freiwilligen, die sich zu der neuen Mission drängten, wurden acht ausgewählt, deren einer ein ordinirter Pastor. Der Administrator der jungen Kolonie sah sich freilich gemüthigt, in amtlicher Vernehmung den Leuten ihr Vorhaben durch Ausmalung von allerlei Gefahren leid zu machen; sie aber blieben fest und unterzeichneten das Protokoll, daß sie freiwillig auf ihren gefährlichen Posten gehen wollten. Von Samoa wurden noch 2 weitere Lehrer mitgenommen. In Rotuma kam Missionar Fleischer mit seiner Familie an Bord, um sich nach Sydney zu begeben. Am 15. August ankerte das Missionschiff in Port Hunter an der Nordküste von der Duke of Yorkinsel. Es war Sonntag; nur mit Mühe konnte man den vielen Eingebornen, die an Bord kamen um zu handeln, klar machen, daß dieser Tag Tabu sei. „Nicht ein einziger“, schreibt Rev. Brown, „hatte auch nur das geringste Stück Kleidung oder irgend welche Bedeckung. Am Ufer konnten wir keine Häuser entdecken; doch es war klar, daß eine Menge Menschen in der Nähe leben mußten. Tapulu, der oberste Häuptling, sonst King Die

<sup>1)</sup> Indecenter ornant penem concha perforata.

genannt, kam auch und schien auf dem Schiffe wie zu Hause zu sein. Von den Unterthanen war Sr. Majestät kaum zu unterscheiden. In der That machte eine Perlenkette um seinen Hals und eine Klapper aus Muscheln, die über seinen Rücken hing, seinen ganzen königlichen Schmuck aus.“ Am andern Tage wurde in dem kleinen Dampfboot, das für die neue Mission mitgebracht war, eine Untersuchungsfahrt gemacht. Es fand sich aber kein besserer Platz für die Station, als bei Port Hunter. So wurde denn dort ein geeignetes Stück Land ausgewählt und von den drei Häuptlingen (R. Did, Uaruarum und Neraqua alias King Billy), deren jeder seine Rechte geltend machte, gekauft. Did wollte zuerst durchaus ein Gewehr und Pulver als Bezahlung haben, ließ sich aber bedeuten, daß das Missionschiff solche Artikel nicht führe und war mit den andern Waren zufrieden.

Drei Wochen blieb der „John Wesley“ bei Port Hunter, während ein kleines Haus gebaut wurde: nur ein Raum, in dem 8 Lehrer mit ihren Frauen und Kindern, sowie Rev. G. Brown und Mr. Coderell, ein junger Naturforscher, der von Sydney mit herübergekommen war, sich recht beschränkt einrichten mußten, da auch alle Vorräte und Waren hier untergebracht wurden. Eine Untersuchungsfahrt nach Blanchebai zeigte dort ein noch viel günstigeres Missionsfeld bei kräftigeren, gesunden Eingebornen (auf der Dule of Yorkinsel ist die Elephantiasis sehr verbreitet).

Sie liegt etwa 2 Meilen entfernt an dem nördlichsten Teil der Ostküste von Brara, in einer Bucht zwischen Kap Palliser und Kap Stephens, letzteres der nördlichste Punkt der Insel. In ihrem Innern befindet sich die Albino-cove und zwei gute Häfen, Greet und Simpson Harbour. Vor dem letzteren liegen zwei steil aufsteigende Sandsteinfelsen, Beehive-rock, auf einer schmalen Basis, die einige Palmen und ein Dorf trägt. Das Südufer des Hafens bildet eine steil aufsteigende, anmutig bewaldete Hügelkette; über dem Nordufer erheben sich in großartiger Wildheit die vulkanischen Berge, welche Carteret, den höchsten in der Mitte mit einem besonders deutlichen Krater (6 bis 700 Meter), die Mutter, den östlichen und westlichen die Töchter nannte, alle drei hohe regelmäßige Kegel, nahe bei einander und durch niedrige Felsrücken verbunden, jetzt mit schöner Vegetation bedeckt und wohl erloschen. Dagegen liegen ganz nahe im Südoften bei ihnen kleinere Vulkanen mit dunkel gähnenden Kratern, deren Ausbrüche die Gegend mit Lavaströmen bedeckt haben und von denen einer bei Hunters Anwesenheit 1791 hohe Rauchsäulen aufstiege<sup>1)</sup>. Brown erwähnt noch eine Insel Matupi<sup>2)</sup> in Blanchebai (Sonderfontinsel), sowie einen Ort (an der Küste?) mit Namen Nobup.

Nachdem das Missionschiff abgesehelt war, machte Mr. Brown verschiedene weitere Untersuchungsreisen um Plätze zur Stationirung der Lehrer aufzusuchen. Die eine führte ihn etwa 10 Meilen an der Küste von Tombara entlang nach Norden, wo er bei einem Dorfe Kurumul eine Stelle entdeckte, an der die Insel nur ein paar tausend Fuß breit ist. — Eine andre Reise ging nach Süden um Kap St. George, die Südspitze der Insel, wo King Tom besucht wurde. Dort war 2 Jahre zuvor eine ganze Schiffsmannschaft ermordet worden.

<sup>1)</sup> Meinike, a. a. O., I, S. 136.

<sup>2)</sup> Dort hatte Godeffroy Agenten gehabt, die jedoch kürzlich hatten flüchten müssen.

Einen D  
herausbek  
untersuch  
am Geor  
Dan  
Yorkinsel  
heirateter  
auf Tom  
Sprache  
und Ma  
monate  
Nobup u

Unse  
beschränkt  
nichts ent  
aller Dem  
meldet nu  
geführt i  
Dule of  
gestellt w  
freundlich  
nissen beg  
sprache,  
und eine  
daß sie b

Auch  
sein; 1878  
Vier von  
und Timo  
stämmen  
Nach den  
den Dule  
auf einer  
in größer  
dieses Ma  
Missionar  
expedition  
Krieger d  
glaublich  
stellte, du  
schuldigen  
Aufsehen  
missionare  
überhaupt  
Gouverneur  
Veranlassu  
trotzdem b  
von seiten

Einen Quadranten und einige andere Gegenstände konnte der Missionar herausbekommen. Auch die Ostküste von Birara bis Kap Oxford wurde untersucht. Die dortigen Eingebornen unterscheiden sich sehr von den am Georgskanal lebenden; sie haben Kleidung, bessere Häuser u. s. w.

Dann und wann kamen auch damals Schiffe nach der Duke of Yorkinsel; eines stationirte Handelsagenten zu Nobub. — Ein unverheirateter Wittlehrer starb. Von den andern wurden einige zu Kalil auf Tombara angestellt, von denen einer, Elinotama, es bald in der Sprache soweit brachte, daß er predigen konnte. Auch zu Nobup und Matupi wurden Lehrer angestellt. Noch im Laufe der Wintermonate wurde eine Kirche bei der Hauptstation errichtet, und auch Nobup und Matupi erhielten solche.

Unsere weiteren Nachrichten über diese Mission sind leider nur beschränkt, da die Wesley'schen Missionsblätter in England über dieselbe nichts enthalten und die Blätter der australasiatischen Konferenz trotz aller Bemühung nicht zu erlangen waren. Der folgende Jahresbericht meldet nur, daß 1876 wieder eine Anzahl Lehrer auf das neue Feld geführt wurden, so daß im ganzen 17 dort waren, deren 4 auf den Duke of Yorkinseln, 4 auf Tombara und die übrigen auf Birara angestellt waren. Das Verhältnis zu den Eingebornen hatte sich überall freundlich gestaltet, und die Mission konnte unter günstigen Verhältnissen beginnen. Einige der Lehrer predigten schon in der Landessprache, 6 Kirchlein waren gebaut, auch bereits Schulen gegründet und eine Schar von Schülern hatte sich den Lehrern so angeschlossen, daß sie bei ihnen wohnten.

Auch in dem folgenden Jahre scheint noch alles gut gegangen zu sein; 1878 aber erfolgte auf diesem Gebiete ein höchst trauriges Ereignis. Vier von den Lehrern, und zwar Sailasa, Peni Luma, Iwai Noboro und Timote, wurden von einem der Inlandstämme, die mit den Küstentämmen in Feindschaft stehen, überfallen, erschlagen und aufgefressen. Nach den Illustrated Missionary News 1879, p. 14, wäre die That auf den Duke of Yorkinseln geschehen; wahrscheinlicher dürfte der Schauplatz auf einer der beiden großen Inseln zu suchen sein, wo solche Buschstämme in größerer Ausdehnung vorhanden sind. Noch betrübender aber als dieses Martyrium muß es für den Missionsfreund sein, zu hören, daß Missionar Brown sich durch weiße Anfiedler verleiten ließ, eine Strafexpedition ins Werk zu setzen, an der sich auch die Lehrer und die Krieger des betreffenden Küstentammes beteiligten. Es klingt kaum glaublich, daß ein Missionar sich an die Spitze solches Nachzuges stellte, durch den nach seinem eignen Bericht 50 bis 60 Personen des schuldigen Stammes getötet wurden. Die Sache hat mit Recht großes Aufsehen gemacht. Mit Recht protestirte einer der Londoner Südpazifikmissionare gegen dieses Verfahren und bat, dasselbe nicht der Mission überhaupt zur Last legen zu wollen. Die Angelegenheit ist durch den Gouverneur der Wittinseln untersucht worden. Derselbe fand keine Veranlassung Mr. Brown in den Anklagezustand zu versetzen. Aber trotzdem bleibt ein Makel auf der Sache, und es ist zu bedauern, daß von seiten des Komites in Sydney nicht einmal eine entschlossene Miß-

billigung erfolgt ist. „Der Missionar wird geschickt Leute zu belehren, aber nicht Leute zu töten.“ „Das Christentum kann nicht wie der Islam mit der Schärfe des Schwertes aufgedrungen werden.“

Eine kurze Notiz aus neuester Zeit sagt, daß die Mission in Neubritannien gute Fortschritte mache. Es waren bereits 7 junge Männer getauft; andere befanden sich im Taufunterricht. Möge auch hier der Herr trotz aller Versehen, die von Menschen gemacht werden, sein Reich gedeihen lassen zur Rettung der armen Insulaner!

## B. Australien.

### 1. Land und Leute.

Australien<sup>1)</sup>, der kleinste von den Kontinenten unfres Erdkörpers, dem man den Flächeninhalt des Deutschen Reiches beifügen müßte, um ihn auf die Größe Europas zu bringen, ist ein kompaktes Land mit wenig gegliederten Küsten, zu drei Fünfteln in der gemäßigten Zone gelegen, während der Rest der heißen angehört. Seine größtenteils konverge Ostküste vom Kap York bis zum Wilsonvorgebirge, deren nördlicher Teil von dem schon erwähnten großen Barrierriffe begleitet wird, bespült der Stille Ozean. Die kontinente Südküste, sowie die nahezu geradlinig verlaufende West- und Nordwestküste werden vom Indischen Ozean begrenzt. Im Norden bildet das Timor- und das Arafurameer die Grenze des Landes. An dieser Seite werden die eiförmigen Umrisse am meisten unterbrochen durch den großen weit ins Land tretenden Carpentariagolf. — Australien<sup>2)</sup> zeigt überwiegend die Form des Tieflandes, nächst dem eine gemischte Form, in der Bergländer auftreten, die jedoch nicht ein zusammenhängendes System bilden, sondern durch Arme der Tiefländer derart getrennt sind, daß bereits ein Steigen des Meeresspiegels um wenige hundert Fuß den ganzen Kontinent in einen Archipel von zahlreichen Inseln verschiedener Größe auflösen würde. „Diese Bergländer haben gewöhnlich die Bildung der hügeligen Hochflächen; sie sind gewöhnlich mit den parlähnlichen, lichten und grasreichen Wäldern ohne Unterholz bedeckt, die der australischen Natur eigentümlich sind und die Züchtung der Viehzucht so sehr begünstigen. Die sie durchschneidenden Flußthäler haben meist fruchtbaren Boden und sind die vorzugsweise für den Landbau geeigneten Stellen. Das anbaubare Land ist in Australien überhaupt nur sporadisch und oasenartig verteilt. Die Schluchten, in denen die Flüsse häufig aus den

<sup>1)</sup> Der früher von deutschen Geographen gebrauchte Name Neuholland ist mehr und mehr durch die englische Bezeichnung verdrängt worden, welche den obigen Namen auf den Kontinent beschränkt und unter demselben nicht auch die Südeinseln mit einbegreift. In dieser weiteren Ausdehnung gebraucht man englischerseits die Benennung Australasien.

<sup>2)</sup> Vergl. Meinicke in Petermanns Mitteilungen, Ergänzungsheft Nr. 29.

Bergen t  
selten in  
tropischen  
Über diese  
Fällen in  
Stellen fi  
Stufenlän  
vorhanden  
rings um

Legte  
zelnen St  
getrennt f  
dieser Tie  
zu den fu  
Erdboden  
einzelnen  
einen sand  
bedeutende  
und Gebir  
flächigen  
mit dem  
außerorden  
güsse, die  
zuführen  
bringlichen  
steinhart r  
Bodenbild  
Flußthäler  
an weiten

Hierzu  
Küstenfaun  
unvollkom  
sich nicht  
erhalten fi  
mäßig nur  
sächlich  
und meist  
Lauf, wä  
Teichen an  
untern La  
sich im be  
Teichen an  
keinen geo  
Regengüsse  
Niederunge  
sächlich du

<sup>1)</sup> In m

Bergen treten, sind gewöhnlich tief und schwer zugänglich, jedoch nicht selten in den südlichen Theilen des Kontinents durch eine üppige, der tropischen in ihrem Charakter sich nähernde Vegetation ausgezeichnet. Über diese Hochebenen erheben sich öfter felsige Berge, in den meisten Fällen in Ketten vereinigt, deren Abfälle und Senkungen an manchen Stellen steil und schroff, an andern sanft und allmählich sind; doch sind Stufenländer nur in geringer Ausdehnung und unvollkommen entwickelt vorhanden. — Diese Bergländer liegen vorzugsweise längs der Küsten, rings um das Innere des Kontinents.“

Letzteres besteht größtenteils aus Tiefebene, die auch an einzelnen Stellen, da wo die Bergländer des Küstenraums von einander getrennt sind, in den Lücken bis an die Küste reichen. Die Bildung dieser Tiefebene ist fast durchgängig eine höchst ungünstige: sie gehören zu den furchtbarsten und abschreckendsten Einöden, die man auf dem Erdboden kennt. Die flachen, selten hügligen, doch manchmal von einzelnen felsigen Bergen unterbrochenen Ebenen haben überwiegend einen sandthönigen Boden von roter Farbe und mehr oder weniger bedeutendem Salzgehalt. Es bedecken ihn in den meisten Fällen Dickichte und Gebüsch von gesellig lebenden Pflanzen, gewöhnlich mit harten flechtigen Blättern (hauptsächlich Eucalypten und Akazien), was man mit dem Worte „scrub“ bezeichnet. Dabei ist der Wassermangel außerordentlich; Quellen fehlen diesen Flächen ganz, denen allein Regengüsse, die bei dem trocknen Klima noch dazu nicht häufig sind, Wasser zuzuführen vermögen, und die den Boden bald in einen undurchdringlichen Sumpf verwandeln, während die anhaltende Dürre ihn steinhart macht. Für die Entwicklung irgend einer Kultur ist diese Bodenbildung absolut ungeeignet; die Viehzucht kann höchstens in den Flußthälern betrieben werden<sup>1)</sup>, und sogar der rohe Ureinwohner ist an weiten Stellen dieser Ebenen nicht im Stande zu existiren.

Hierzu kommt, daß die Flüsse, welche aus den Bergländern des Küstenraums in die Tiefebene hinabfließen, von so mangelhafter und unvollkommener Bildung sind, wie ähnliches auf dem Erdboden sonst nicht findet. Selbst in den Gebirgen, im obern und mittlern Lauf erhalten sie bei der großen Seltenheit der Quellen und der verhältnismäßig nur geringen Erhebung der Berge das nötige Wasser hauptsächlich nur durch den Regen und haben daher schon hier sehr oft und meist nur nach Regen einen fortbauernenden und zusammenhängenden Lauf, während sie für gewöhnlich aus Reihen von unterbundenen Teichen an den tiefsten Stellen der Betten zu bestehen pflegen. Im untern Lauf in den Tiefebene trocknen sie bald ganz aus oder lösen sich im besten Falle in eine Reihe von größeren und kleineren Seen und Teichen auf, deren Wasser höchstens das Betreiben der Viehzucht aber keinen geordneten Landbau gestattet, zumal da die durch anhaltende Regengüsse diesen Betten zugeführten Wassermassen gewöhnlich die Niederungen weithin überschwemmen. Aber die Folgen dieser hauptsächlich durch den in den Gebirgen gefallenen Regen bewirkten Schwellen

<sup>1)</sup> In manchen Gegenden sind 8 Morgen erforderlich um ein Schaf zu ernähren.



bauern nicht lange. Bei der Hitze verbunstet das Wasser bald, es wird dabei durch Auslaugung des Bodens der Ebenen mit der Zeit mehr und mehr salzig und verwandelt sich zuletzt in einen salzhaltigen Schlamm, bis endlich der Boden der Flussbetten eine trockne und harte Rinde annimmt. Nicht selten ist endlich eine diesen Tieflandströmen eigentümliche Erscheinung, daß an gewissen, besonders flachen Stellen das Wasser des Flusses sich über einen weiten Raum seeartig verbreitet, in welchem zuletzt das Bett des Flusses verschwindet, so daß erst am unteren Ende einer solchen Niederung durch eine leichte Bodensenkung ein neuer Kanal sich bildet. Diese gewöhnlich mit Rohr gefüllten Beden, die bei den Australiern „Marshes“ heißen, schwanken nach der Stärke des Wasserzuflusses zwischen unburchbringlichen, tief mit Wasser bedeckten Sümpfen und harten, dürren, ganz wasserlosen Thonebenen. Die Bestimmung, welche in besser gebildeten Theilen der Erdoberfläche die Flüsse besitzen, die Leiter des Verkehrs und der Bildung der Menschen zu sein, sind sie in Australien zu erfüllen natürlich außer Stande. Niemals kann dieser Kontinent das Land der Wasserverbindungen werden, und selbst der Murray und Morumbiji, die einzigen bekannten Ströme des Landes, welche in ihrem ganzen Tieflandslaufe niemals ihr Wasser verlieren und jederzeit einen zusammenhängenden Wasserlauf besitzen, sind für die Schifffahrt doch nur von verhältnismäßig geringer Bedeutung. Landkommunikationen sind das einzige Verkehrsmittel in Australien, und Eisenbahnen werden vielleicht dereinst hier eine Bedeutung gewinnen, wie selten irgendwo auf dem Erdboden.“

Das Klima ist im ganzen als heiß zu bezeichnen. In dem nördlichen zur Tropenzone gehörigen Drittel gibt es nur im Sommer (November bis April) Regen, während der größere, zur gemäßigten Zone gehörige Teil des Festlandes nur Winterregen hat. Zwischen den beiden Regionen aber liegt eine Übergangszone, in welcher niemals reichlich und oft lange Zeit gar kein Regen fällt. Manche Striche scheinen stets trocken zu sein. Bei der überhaupt vorwaltenden Trockenheit ist die Wärme in Australien nicht so nachtheilig wie sonst in tropischen Ländern bei großer Feuchtigkeit. Man kann im Freien arbeiten und spürt nichts von erschöpfendem Einfluß des Klimas, an das man sich leicht gewöhnt, und das sogar die Leistungsfähigkeit erhöhen soll. Dazu kommt der geringe Unterschied zwischen Sommer- und Wintertemperatur. Das Mittel des kältesten Monats pflegt von dem des wärmsten in den meisten Gegenden nur 8 bis 10° verschieden zu sein. Doch wird im Sommer die Hitze zuweilen brühdend. Dabei pfeilen Winde aus dem Innern, welche die Luft mit Staub erfüllen, eine große Plage zu sein. In dichte Staubwolken gehüllt, verbodrt dann die Vegetation. — Der Regen im Winter, der nur äußerst selten einmal sich in Schnee verwandelt, kommt oft plötzlich in großen Massen und bringt verheerende Überschwemmungen hervor.

Die Pflanzenwelt Australiens<sup>1)</sup> ist eine höchst merkwürdige und von der aller übrigen Ertheile durchaus abweichend, wenigstens

<sup>1)</sup> v. Kppen, Handbuch der Erdkunde, III, S. 625.

im gemein-  
ganz mit  
größerer  
Sydney  
palmen  
Kolonisten  
Mannig-  
den For-  
Die 420  
Arten be-  
mehr als  
finden si-  
Der Ch-  
Vegetatio-  
anders u-  
im Inne-

In  
oder Pa-  
oder der  
Kräuter-  
von Gestr-  
angenehm-  
wert, me-  
geborenen  
totblau-  
schaffliche  
das ganz  
drängen  
oder ver-  
häßlich  
Landes  
Laub, an-  
unnatürl-  
Vom eig-  
Gestrüpp  
wälder be-  
lichen W-  
bilden die  
Krone,  
Callistemon  
zwischen  
schlecht  
sich eben-  
ist. Die  
brände a-  
fengen.

<sup>1)</sup> Bo-  
die ihnen

im gemäßigten Erdstrich. Im nördlichen tropischen Teile stimmt sie ganz mit der der indischen Inseln überein. Palmen findet man in größerer oder geringerer Menge längs der Ostküste, bis südlich von Sydney zum Illawarabistritz, wo man 60 bis 100 Fuß hohe Kokospalmen trifft, die das Material für die allgemein getragenen Hüte der Kolonisten abgeben. — Der Vegetation Australiens fehlt überdies die Mannigfaltigkeit. Überall herrscht eine erdrückende Einsörmigkeit in den Formen, die auf ungeheure Landstrecken hin die nämlichen bleiben. Die 4200 Pflanzenarten welche J. Banks auführt (jetzt sind 7000 Arten bekannt) gehören allerdings 120 natürlichen Familien an; aber mehr als die Hälfte aller Arten sind 11 dieser Familien entnommen! So finden sich z. B. um Sydney herum 10 bis 12 Eukalyptusarten. — Der Charakter der Einsörmigkeit und Dürre zeigt sich auch in der Vegetation. Nur innerhalb der gebirgigen Küstenlandschaften ist es anders und es treten hier auch großartige Wälder auf, während solche im Innern durchweg fehlen.

In betreff des landschaftlichen Charakters ist das unsern Wiesen oder Parks gleichende Grasland und das an Arten reichere Buschland oder der „scrub“ zu unterscheiden. Dem letzteren fehlt meist die Kräuterdecke. Sie wird aber durch eine unenbliche Mannigfaltigkeit von Gesträuch und kleinen Bäumen ersetzt. Der „scrub“ macht keinen angenehmen Eindruck. Er ist ein unburchbringliches dorniges Strauchwerk, meist bestehend aus Zwerg-eukalypten (*E. dumosa*), von den Eingebornen „Wally“ genannt, oder *Acacia pendula*, die ein Laub von tothlaugrüner Farbe tragen. Einen Wechsel dieser einsörmigen landschaftlichen Bilder mit dazwischen sich erhebenden Höhenreihen bietet das ganze Innere. Heideartiges Laub oder vertikal gestellte Blätter drängen sich um moosartig in einander verwachsene kugelförmige Sträucher oder verdecken nur spärlich die Blößen der langen Ruten, die sich aus häßlich sparrigem Gestrüpp herausstrecken. Die herrschende Farbe des Landes ist ein totes Blaugrün; doch trägt z. B. *Rhagodia* weißes Laub, andres Gesträuch braunrotes. Am unheimlichsten, weil hier am unnatürlichsten, ist das lebhafteste Maigrün der *Cassia* und des *Santalum*. Vom eigentlichen „scrub“ unterscheiden sich die Sandebenen, deren Gestrüpp nicht Manneshöhe erreicht. Die überschwemmten Strandwälder bestehen aus der *Rizophora* *Cariops*. — In betreff der eigentlichen Waldregion lassen sich drei Gruppen unterscheiden. Die erste bilden die lichten Wälder aus meist astlosen Stämmen mit kleiner Krone, gewöhnlich aus Eukalyptusarten, *Melaleuca*, *Metrosideros*, *Callistemon*, *Tristania* u. s. w. gebildet, die in der Regel kein Gesträuch zwischen sich haben. Diese Bäume der trocknen Wälder eignen sich schlecht zur Feuerung. Die zweite Gruppe, die Strauchwälder, finden sich ebenfalls auf dürrern Boden, der aber ganz mit Gesträuch bedeckt ist. Die Bäume haben einen kurzen verkrüppelten Wuchs, da die Waldbrände alle 4 bis 5 Jahre den größten Teil der untern Vegetation vernichten. In ihnen finden sich außer den genannten Arten die *Rasuarinen*¹)

¹) Von den Kolonisten „Eichen“ genannt, mit ihren blätterlosen blinmen Zweigen, die ihnen das Ansehen baumartiger Schachtelhalme geben.

und Bankfien, die *Sacca* u. s. w. Die dritte Gruppe sind die Nabelwälder, die an der Ostseite eine schmale Zone am Meere bilden, und meist die Thalabhänge bedecken und den Flußläufen folgen. Zwischen ihnen findet sich eine reiche Abwechselung von Bäumen mit glänzend grünem, dichtschattendem Laubwerke, zwischen welches sich Schlinggewächse, Moose und Orchideen mischen. Ganz tropischen Charakter erhalten diese Wälder durch vier große Baumfarnarten und die schönen Palmen, *Corypha australis* und *Livistonia inermis*. Vorzügliches Holz liefert die *Cedrela australis*, *Podocarpus spinulosus* und sehr wirksame Gerberinde die *Acacia decurrens*. Unter den Nabelhölzern befinden sich auch Araukarien und die Kaurisichte. Auch die Zahl der Arten von Laubbölzern ist groß, und manche von ihnen, wie *Ficus macrophylla* (87 Fuß Umfang des Stammes), gehören zu den Riesen der Pflanzenwelt. — Unter der Australien eigentümlichen Vegetation sind die gewöhnlichsten Formen die Eukalypten und Akazien, welche überall vorherrschen. Von den ersteren, gewöhnlich Gummibäume genannt, weil sie reichlich weißes, blaues und rotes Gummi ausschützen, sind mehr als 100 Arten bekannt. Sie bilden  $\frac{1}{2}$  aller Wälder Australiens und einschließlich der Akazienarten die Hälfte aller Pflanzenindividuen dieses Erdteils. Sie haben ein festes hartes Holz und sind daher für Bauten von hohem Werte, namentlich die Art, welche man „Faserrinde“ nennt, weil jährlich die alte Rinde sich abschält, die dann in langen Fäden und Botten am Stamme hängt. Das Holz derselben spaltet sich sehr leicht. Auch die Arten Rot- und Weißgummi<sup>1)</sup> liefern gutes Nutzholz, das sich ebenfalls, obwohl es etwas schwer ist, zum Bau eignet. Wenngleich man sie immergrün nennt, haben sie doch eine matte, bleiartige, graue Farbe und gewähren eher einen düsteren als einen erfreulichen Anblick. Ihre Blätter lehnen nicht wie die der übrigen Pflanzen die Fläche gegen den Himmel, sondern den Rand, so daß sie in Folge dessen wenig Schatten nach unten werfen und die Eukalyptuswälder ungewöhnlich licht und ohne Kühlung sind. Eine Höhe von 200 Fuß ist für sie etwas Gewöhnliches, und dabei erreicht der Stamm einen Umfang von 20 bis 40 Fuß, in unbetretenen Wäldern selbst 80 Fuß. In neuerer Zeit hat man in den entlegeneren Schluchten Victorias Bäume von 420, ja von mehr als 480 Fuß Höhe gefunden, also wohl höher als die Fichten Kaliforniens und somit die höchsten Bäume der Erde. Man findet die Eukalypten im ganzen südlichen Australien und Tasmanien. Am frühen Morgen, wenn sie noch betaut sind, verbreiten sie einen nicht unangenehmen, fast kampherartigen Geruch. Eine Art derselben liefert ein süßes sogenanntes Manna, das sich am Morgen unter dem Baum liegend und an den Blättern und Zweigen hängend findet, das aber bald vor der Sonne schwindet. — Die Akazien, Wattlebäume, 275 Arten, erscheinen als kleine Pflanzen und als mächtige Bäume und zwar letzteres in mehr als 100 Arten, in solcher Menge, daß sie nach Brown in Betracht ihrer Individuenzahl und der Menge ihres vegetabilischen Stoffes die Hälfte

<sup>1)</sup> Bluegum, Blaugummibaum, ist *Eucalyptus globulus*, der als Fieberheilkraut weit und breit die Aufmerksamkeit auf sich gezogen hat.

der ganze  
decurrens  
als ein m  
Blüten de  
Holz der  
besten au  
üppigkeit  
pendula  
und die A  
machenden  
handen st  
Australien  
eingemisch  
reiche auf  
Mahagoni  
allgemein  
Gebäude.  
der Grasb  
flucht für  
Kalfatern  
wunderschö  
mum gra  
Farne, E  
Fuß lange  
in der Hö  
40 Fuß  
9 bis 10  
nicht der  
eingerieben  
Bieh darin  
aber nicht  
fleckweise,  
Sonne geb  
schlechtesten  
bringende  
ein hartes,  
überdeckt.  
vinode, ob  
und Fitter  
fast ganz.  
Port Phil  
geschmacklo  
und die so  
Kirsche (E  
artig erwei  
ist ohne Ge  
schmeckende  
gegessen wi

Buchardt, m

der ganzen australischen Vegetation bilden. Die Rinde der *Acacia decurrens*, welche häufig für sich allein große Wälder bildet, hat sich als ein wirksameres Gerbmittel erwiesen als die der Eiche; und die Blüten der *Acacia fragrans* haben einen herrlichen Duft. Auch das Holz der *Agazien* ist überall nützlich zu verwenden. Sie scheinen am besten auf Sandboden fortzukommen und schießen mit besonderer Uppigkeit auf, wo das Land durch Feuer gerodet ist. Die *Acacia pendula* ist der so vielfach von den Reisenden genannte Myalbaum, und die *Acacia salsalae*, eine der den sogenannten „salt bush“ ausmachenden Pflanzen. — Die schönen *Melaleuca*-arten, deren 30 vorhanden sind, gehören, *Leucodendron* und *Cajuputi* ausgenommen, alle Australien an; ebenso die ganze Gattung *Stachousea*. In die Wälder eingemischt erscheinen die schlanken, blattlosen *Rasuarinen* und zahlreiche australische Cedern. Das Holz der letzteren ist so schön wie Mahagoni, obwohl nicht so dicht und fest. Im Haushalt wird es ganz allgemein verwendet, sowie zu den Holzverzierungen im Innern der Gebäude. — Von andern Pflanzen sind zu nennen die *Kanthorhea* oder der Grasbaum, welcher auch während der Dürre grünt und eine Zuflucht für das Vieh bleibt, und aus welchem man eine Substanz zum Kalfatern der Schiffe gewinnt. Die *Nepenthes distillataria*, die wunderschöne Riesenlilie (*Doranthemum*), der Theebaum (*Leptospermum grandiflorum*), die Stinkpflanze (*Hydrocotyle densiflora*). Farne, besonders auf feuchtem Boden, in Baumgestalt mit 8 bis 12 Fuß langen Wedeln; mächtige, 15 bis 30 Fuß hohe Schilfarten, die in der Nähe der Flüsse undurchbringliche Wände bilden; die riesige 40 Fuß hohe Stechnessel (*Urtica gigas*) mit einem Stamme von 9 bis 10 Fuß Umfang, deren Berührung lähmt oder gar tötet, wenn nicht der betroffene Körperteil sofort mit dem Saft der Arumblätter eingerieben wird. — Die Grasarten, einige riesig, so daß sich das Vieh darin versteckt, sind zahlreich und bedecken endlose Landstrecken, aber nicht zusammenhängend, wie auf den Wiesen Europas, sondern fleckweise, und diese Flecke trennt ein roter oder schwarzer, von der Sonne gebrannter Erdboden. Das schrecklichste der Gräser, welches den schlechtesten Boden anzeigt, ist das die Reisenden in Verzweiflung bringende Stachelschwein gras oder *Spinifex* (*Triodia pungens*), ein hartes, scharfes, stehendes Gras, das alle unfruchtbaren Sandstriche überdeckt. Die vorzüglichsten Grasarten dagegen sind *Panicum laevinode*, oder das Rängurugras, *Anthistiria australis*, welches Rost und Ritters übertragt. — Nahrungspflanzen und Früchte fehlen fast ganz. Eine Wurzelart, *Mernong*, der Pastinake ähnlich, die bei Port Philipp in Menge wächst, essen die Eingebornen, sowie auch einige geschmacklose Beerenarten, namentlich die *Tibbong*, eine Art Pflaume, und die sogenannte „Fünfhörner“, eine Fuchsenfrucht. Die australische Kirsche (*Exocarpus cupressiformis*), hat einen am Ende sich beerenartig erweiternden Stiel, der eine kleine einsamige Nuß trägt; dieselbe ist ohne Geschmack und Geruch. Nur der Nordwesten besitzt drei wohl-schmeckende Feigenarten, und die *Adansonia*, deren Frucht geröstet gegessen wird. In letztgenanntem Teile Australiens ist auch der Reis

einheimisch. — Viele Sträucher und Kräuter haben schöne Blumen, aber die meisten sind geruchlos. Zu der wunderschönen Frühlingsflora jedoch gehört ein wie *Peltiotrop* riechendes Veilchen. In den Kolonien sind alle Nahrungspflanzen Europas und manche anderer Gegenden eingeführt und gedeihen vortreflich. In Queensland reifen Datteln; Baumwolle, Kaffee, Zuckerrohr und Tabak sind naturalisirt, Bananen, Drangen und Zitronen werden von dort nach den andern Kolonien ausgeführt. Man gewinnt (auch in Neuseeland) Mandeln, Feigen, Aprikosen, Melonen, Weintrauben, Quitten, Äpfel, Birnen, Pflaumen etc. und zwar in vorzüglicher Güte.“

Noch eigentümlicher ist die Tierwelt Australiens, die einen ganz besonderen Bezirk der geographischen Zoologie ausmacht und das Reich der Beutel- und Schnabeltiere (*Marsupialia* und *Monotremata*) bildet. Es fehlen hier alle Affen, Wiederkäuern, Einhufer und Raubtiere — letztere mit einziger Ausnahme des Dingo oder wilden Hundes. Von Fledermäusen kennt man 5 bis 6 Geschlechter, namentlich trifft man große Jüge von Vampiren. Die Geschlechter von Nagern sind für das Land charakteristisch (10 Arten von Mäusen). Aber  $\frac{3}{4}$  sämtlicher australischen Säugetiere sind Beuteltiere. Unter 131 Arten gehören 102 zu diesen, und dieselben sind auch so zahlreich, daß sie der Menge nach ebenfalls überwiegen. Sie vertreten gewissermaßen die fehlenden Ordnungen, denn die grasfressenden und herdenweis lebenden *Galmaurus* (29 Arten) erinnern an die Wiederkäuern. *Halmaturus giganteus*, das Riesentängurub, wird 4 Fuß hoch<sup>1)</sup>. *Myrmecobius* und *Taripes* vertreten die insektenfressenden *Dasyurus* und *Thylacinus*, der wie ein Wolf in die Schafherde fällt, die Raubtiere; *Phalangista* oder Kuskus und andere auf Bäumen von Früchten und Insekten

<sup>1)</sup> Die Gattung der Tängurub ist charakterisirt durch ein sehr großes Übergewicht des Hinterleibes, durch lange Hinterbeine, und einen starken Stützwanz, daher ungeheuren Springmäusen ähnlich. Das Riesentängurub wiegt oft 200 Pfund schwer. Die Farbe der oberen Teile ist graubraun, dunkler auf dem Rücken, blässer an den Seiten. Die unteren Teile und die inneren Seiten der Glieder sind bräunlich-weiß, über die Backen läuft ein grauer Streif. Die Nase ist behaart, die Ohren sind lang und zugespitzt. Es ist scheu und flüchtig, kann 5 bis 8 Meter weite Sprünge machen und mit den Hinterfüßen sehr kräftige Schläge austheilen.

Auf reichen Weiden wie an spärlichen Kräutern zerrissenen Felsgehäusen, im offenen Buschholze, wie im Walde grasen schnellfüßige Tängurub, meist einzeln und in Paaren, manchmal aber in Herden, die ein altes Männchen von gewaltiger Größe führt und verteidigt. Hasenähnlich bedecken sich kleinere Beutler oder scharren wie Kaninchen unterirdische Bauten, die sie mit eingetragenen Heu stopfen. Sieben-schlüferartige Beutlerkratten stecken in jedem Busche gerollt in hohlen Stämmen, andre rennen auf den Zweigen und spüren mit spitzen Schnäuzchen in die Spalten der Bäume nach Insekten. Mit dem Kletterschwanz sichern sie sich, nascht im Dämmerlicht der winzigen Seepein aus Baumblüten Nektar und aus Stöcken wilder Bienen Honig. Nach Käferlarven gräbt der Hasenohrige Dalghe; nach Wurzeln der ungestaltete Wombat und der Bombit. Faltierartig, mit Hand und Fuß fest aneinanderhängend, hängt der dichtbehaarte Koala unter Ästen der Gummibäume und frist die jungen Sprossen. Nächstlich Kletternd nähren sich Phalangisten und Kuskus von Blättern oder Früchten. Flugbeutler springen mit Fallschirm von Baum zu Baum; kleinere flattern fast gleich Schmetterlingen von einem Büschel honigreicher Blumen zum andern.

lebend, e  
die der  
rhynchus  
hat horn  
Auf dem  
Centimet  
ufern, ta  
Wasserin  
Maulwur

Eine  
stieher (be  
hängen a  
riechend,  
Nacht sie  
Flederma  
vögel sch  
machen si  
fischen Ne  
aus dem  
läuft das  
girren zä  
vögel, be  
spreizen e  
straucharti  
galla) am  
und heiße  
Jungen k  
schlüpfer  
lauten Ru  
sind zahlr  
manche da  
die eine B  
Auch gibt  
Sie erstar  
geröstet ge  
nicht selte  
fliegen u  
Außerdem  
Biß dem  
Sandfliege  
Krocodile  
Wendekre  
namentlich  
von Austr  
Größe. U  
von Musch  
Pfund sch  
ganzen St





Teil ihrer Nahrung liefern. Trepang (auch Spunkel genannt) gibt es an der Nord- und Nordwestküste zwei Arten, den schwarzen, Baatuh, und den weißen, Koro genannt, jener noch einmal so teuer bezahlt, wie dieser.

Als Nachtrag zu öfterer Erwähnung dieses Produktes nehmen wir folgende ausführliche Schilderung aus der ersten Auflage hier auf, obgleich dasselbe für das Festland Australien geringere Bedeutung hat.

„Der Trepang oder Tripang besteht in einer länglichen, gallertartigen Masse von 3 Zoll bis 2 Fuß Länge, ist beinahe rund, nur etwas flacher auf derjenigen Seite, die auf dem Felsen oder Meeresboden liegt, und bewegt sich wie ein Wurm, daher er auch eigentlich zu der Ordnung der Ringelwürmer und zwar zu der Familie der Nachtwürmer gehört, jedoch von den meisten den zu den Mollusken gehörenden Holothurien beigezählt wird. Er hat weder Arme noch Schale, lebt in leichtem Wasser an Korallenfelsen, und kriecht, wenn die Sonne das Wasser erwärmt, an die Oberfläche: er scheint von den, die Korallen bildenden Pflanzentieren zu leben. Die Chinesen sind nach Trepang ebenso begierig, wie nach indischen Vogelnestern (die im Grunde aus nichts anderem bestehen, denn die Schwalbe, welche diese Nester baut, stößt ihren Schnabel in die auf dem Ufer liegenden Trepangs und verwandelt die in Fäden zerrissenen Stücke zum Nesterbau); sie halten ihn für stärkend und anreizend und gebrauchen ihn zu Suppen, die bei keinem Gastmahl fehlen dürfen.“ Daher bildet er im Verkehr mit ihnen einen sehr wichtigen Handelsartikel, mit dessen Fang außer den mit China handeltreibenden Nordamerikanern und Briten hauptsächlich die Buggesen und Malaien des indischen Archipels, zum Teil auch die Chinesen selbst, sich beschäftigen. In leichtem und auch in 6 bis 10 Meter tiefem Wasser kann ein Taucher 8 bis 10 Tiere auf einmal heraushehlen. Sobald man eine Anzahl Trepangs gefangen hat, bringt man sie aufs Gestade, macht einen Einschnitt in die Tiere, durch welchen der Magen ausgebrüht wird, wäscht und siedet sie und vergräbt sie in die Erde; nach einigen Stunden werden sie wieder herausgenommen, abermals gesotten und dann an der Sonne, was sie zwar besser macht aber sehr langwierig ist, oder am Feuer, was schneller geht und daher häufiger geschieht, getrocknet. So zubereitet, können sie an trocknen Orten 2 bis 3 Jahre ausbewahrt werden. Auf dem Markte wird der Trepang in 8 Sorten geteilt, deren geringste 12 Mart für den Zentner zu erreichen pflegt.

Unter den mineralischen Produkten Australiens hat das Gold die größte Bedeutung erlangt und ist die Veranlassung geworden, daß dieses arme Land sehr schnell eine starke Kolonialbevölkerung erhielt. Betrachten wir jedoch zunächst die Urbevölkerung.

Die Eingebornen ganz Australiens gehören einem und demselben Stamme an (dem auch die nun bereits schon ausgestorbenen Tasmanier beizuzählen sind), obwohl für die oberflächliche Betrachtung sich manche bedeutende Unterschiede zu ergeben scheinen. Bei näherer Untersuchung aber ist es auffallend, wie diese weiten Ländergebiete mit einer so gleichartigen Bevölkerung besetzt sind, obgleich es scheint, daß zwischen einzelnen Teilen des Kontinents gar kein Verkehr möglich gewesen sein könne.

Die Australier gehören zu den armseeligsten, auf niedrigster Stufe stehenden Menschen. Ihre Zahl ist bis jetzt nicht festzustellen. In allen drei südöstlichen Kolonien sind ihrer weniger als 7000. Von Queensland und Westaustralien, sowie den übrigen Teilen liegen keine sicheren Angaben vor. Dr. Brehm nimmt an, daß auf dem ganzen Festlande höchstens etwa 55 000 Eingeborne leben, und diese sterben schnell dahin, sobald sie mit der Kultur in Berührung kommen. — Sie sind von mittlerem Wuchse, nur selten über 6 und unter 5 Fuß groß, schlank

mit langer  
häßlich, die  
Das schwarz  
aber häufig  
und schlank  
braune Haut  
bildung des  
Stirn, her  
weilen aus  
doch durch  
oberen Rin  
lose Augen  
mehr durch  
und dünne  
das häufig  
Krüppel fi  
Tode gemei  
machen du  
herabhängen  
wissen we  
Blättern in  
Mantel von  
dafür gelte  
werden, sin  
müssen ob  
die Männer  
Unterleib f  
haar, das  
mit Federn  
tragen die  
mals herun  
Bei festlich  
die mit dü  
busch ähnl  
Schwanze  
untere dünn  
Kopf und  
Beförderun  
drückende  
die Eingeb  
so viel hab  
sich beschm  
schwarze, m

1) Die p  
künstlich herv  
den Nasensteg  
2) cf. Au

annt) gibt  
n, Baatub,  
er bezahlt,

nehmen wir  
er auf, ob-  
rutung hat.

artigen Masse  
f derjenigen  
e ein Wurm,  
war zu der  
n Mollusken  
chale, lebt in  
ffer erwärmt,  
mentieren zu  
indianischen  
ie Schwalbe,  
legenden Tre-  
; sie halten  
keinem Gast-  
ehr wichtigen  
enden Nord-  
des indischen  
tem und auch  
auf einmal  
ngt man sie  
Nagen aus-  
nach einigen  
dann an der  
Feuer, was  
kinnen sie an  
kte wird der  
zu erreichen

s Gold die  
daß dieses  
erhielt. De-

b demselben  
benen Tas-  
achtung sich  
herer Unter-  
te mit einer  
daß zwischen  
gewesen sein

gster Stufe  
. In allen  
von Queens-  
eine sicheren  
en Festlande  
hnell dahin,  
e sind von  
roß, schlant

mit langen Armen und Beinen, manche Stämme wohlgenährt und nicht häßlich, die Mehrzahl aber äußerst mager, mit vorstehendem Bauche. — Das schwarze Haar ist meist schlicht und fein, durch Mangel an Pflege aber häufig verfilzt und durch das reichliche Tränken mit Fett strid- und schlangenartig. Die süßlichen Stämme haben eine tief dunkelbraune Hautfarbe; die nördlichen sind fast schwarz. Ihre Gesichtsbildung steht zwischen der der Neger und der Malaien: zurückweichende Stirn, hervortretende Backenknochen, starke, widerlich gekrümmte, bisweilen auch platte<sup>1)</sup> Nase, wulstige Lippen, im ganzen schön geformte, doch durch das absichtliche Ausschlagen von zwei Vorderzähnen in der oberen Kinnlade häufig entstellte Zähne, große, dunkle meist ausdruckslose Augen, wenn schon nicht ohne Lebhaftigkeit, die allerdings häufig mehr durch ein wildes Feuer in den Blicken sich kundgibt, breite Brust und dünne magere Arme und Beine<sup>2)</sup>, doch mit — wahrscheinlich durch das häufige Speerwerfen — vollständig entwickelten Armmuskeln. Krüppel findet man keine, ohne Zweifel weil sie schon als Kinder dem Tode geweiht sind. Das weibliche Geschlecht ist unschön, und die Weiber machen durch ihre sehr dünnen Arme und Beine, dicke Leiber und herabhängende Brüste einen unangenehmen Eindruck. — Von Kleidung wissen weder Männer noch Frauen, wenn man nicht den Gürtel von Blättern im nördlichen Tropenland oder den bis zu den Knien reichenden Mantel von Känguruhfell oder auch wohl von Gras im kühleren Süden dafür gelten lassen will. Kinder, die nicht mehr auf dem Arm getragen werden, sind am übelsten daran, indem sie entweder ganz nackt gehen müssen oder nur mit dem Fegen eines alten Felzes bedeckt werden; die Männer — wenigstens die um Port Lincoln — tragen um den Unterleib stets einen Gürtel, in der Regel aus ihrem eigenen Kopshaar, das zu einem etwa  $\frac{1}{2}$  Zoll dicken Seil gedreht und zuweilen mit Federn durchflochten wird. Mehr zur Zierde als zur Bequemlichkeit tragen die letzteren auch um den Kopf ein Gebind Garn, das mehrmals herumgeschlungen wird, so daß nur der Scheitel unbedeckt bleibt. Bei festlichen Gelegenheiten stecken sie zwei Stöcke von grünem Holze, die mit dünngeschabten Spänen besetzt und aus der Ferne einem Federbusch ähnlich sind, hinter das Ohr in das Haar. Die Spitze von dem Schwänze eines wilden Hundes oder Wallaby wird häufig an das untere dünne Ende des Bartes gebunden, und der ganze Schwanz, über Kopf und Stirn befestigt, gilt als besondere Zierde. Nicht bloß zur Beförderung der Schönheit, sondern zugleich als Schutzmittel gegen die drückende Hitze des Sommers und die lästigen Insekten bedienen sich die Eingebornen allgemein des Fettes, womit sie, wenn sie dessen nicht so viel haben, um den ganzen Leib zu salben, wenigstens das Gesicht sich beschmieren. Ausschließlich als Schönheitsmittel wird dagegen die schwarze, weiße und rote Farbe gebraucht, womit sie Gesicht und Brust

<sup>1)</sup> Die plattgedrückten Nasen bei den Eingebornen um Port Lincoln werden künstlich hervorgebracht, indem den Kindern sehr bald ein dünner Knochen durch den Nasenweg gezogen wird, der allmählich die beiden Seiten breit zieht.

<sup>2)</sup> cf. Ausland 1846, p. 469.

bemalen, und von denen die weiße, aus Muschelfalk bereitet, als Trauerfarbe gilt. Eine minder allgemeine Verzierung der Haut sind bei Männern tiefe Narben von selbstgemachten Schnittwunden auf der Brust, die man sich mit scharfen Muscheln beibringt, um sich dadurch bei dem weiblichen Geschlecht beliebt zu machen; ebenso herrscht bei vielen Stämmen die bereits erwähnte Sitte, den Jünglingen nach erreichter Mannbarkeit mit einem Steine feierlich einen oder zwei Zähne der oberen Kinnlade auszuschlagen. Der das Gesicht im höchsten Grade entstellende Nasenschmuck<sup>1)</sup> besteht in einem oft 2 Fuß langen Bambusstäbchen, Knochen oder Federn, die der Mann, besonders bei feierlichen Gelegenheiten, quer durch die durchbohrte Nasenwand steckt. Vom Waschen sind die Neuholländer keine großen Freunde, doch lieben sie das Schwimmen, wenn sie dazu Gelegenheit haben.

Als Nahrung<sup>2)</sup> bietet das Land ohne Anbau wenig, sehr wenig dar, und den Anbau versteht und liebt der Eingeborne nicht. Deswegen begnügt er sich mit den wenig eßbaren Wurzeln, die er gräbt und vor dem Genuße meist in heißer Asche röstet, mit der Frucht einer Rattusart, Karakalla, und einigen andern Beeren- und Schotenfrüchten, mit den jungen Blättern und unschmackhaften Früchten gewisser Bäume, mit dem Rederbissen des Känguruh und andrer einheimischer Tiere, der Schildkröte, der Austern und Fische des Meeres und der Flüsse. „Alles Wild vom Känguruh bis zur kleinsten Art der Beutelratte und alle Vogelarten vom Emu bis zum Jaunkönige sind ihnen willkommenes Speise.“ Das Wild wird entweder gespeert oder mit Wurfspeulen erlegt, und gezähmte wilde Hunde müssen ihnen auf der Jagd im Auffuchen und Fangen desselben dienen. Bei der Fischerei werden größere Fische gespeert, kleinere, besonders die in Schwärmen zusammenleben und leichtes Wasser lieben, werden von einer Anzahl Eingeborner, deren jeder mit einem Baumzweig versehen ist, umringt und gegen das Ufer getrieben, wo sie gewissermaßen mit den Zweigen eingeehrt und auf den Sand geschoben werden. Einige Fischarten werden des Nachts vom Lichte angezogen und fallen dadurch leicht den Eingebornen in die Hände, die mit Fackeln, welche aus langen Streifen trockner Baumrinde bestehen, ins Wasser gehen und die Fische dann mit den Händen fangen oder speeren. Hier und da wird der Fischfang auch mit Netzen, die aus einer Art Vinsen geflochten sind, betrieben<sup>3)</sup>. Große Freude und Aufregung herrscht bei ihnen, wenn sie auf der Jagd oder beim Fischen Glück gehabt haben. Jeder ruft dann lebhaft aus: ngaityo paru, ngaityo paru, d. i. mein Fleisch, mein Fleisch, und klopft seinen Bauch mit beiden Händen. Alle Arten Wild und Fische werden am Feuer gebraten. Wenn man den größeren Tieren die Haut abgezogen oder den kleineren die Haare abgeseigt hat, nimmt man die Eingeweide heraus, die gewöhnlich den Weibern zufallen, schließt die Öffnung

<sup>1)</sup> cf. Ausland 1857, p. 185.

<sup>2)</sup> cf. Ebendas. 1852, p. 255. Ungewitter a. a. O., p. 95 f. Co. luth. Missionsbl. 1948, p. 71 f.

<sup>3)</sup> cf. Missionsbl. der Bräutigemeinde 1855, p. 175.

mit Holz  
braten.  
mal die  
den Hän  
Eidechsen  
sie nicht  
weißen  
ist ihnen  
Nahrung  
sie lange  
unglaublich  
denken sie  
unbesorgt  
künstliche  
die sie in  
löst und  
wasser fehlt  
Wasser,  
unterwegs  
der Moree  
den Dill  
auf der S  
daß sie n  
bei Port  
die linke  
in einem  
zusammen  
Außer kle  
große flach  
zu zerbrech  
eine kleine  
wird, und  
und in w  
scharfkant  
spitzen, S  
Die  
ohne Zwe  
Wander  
für länger  
schaftliches  
opfern. „  
unter dies  
auch nur  
Sie ziehen  
Hütten, a

<sup>1)</sup> cf. S.

s Trauer-  
t sind bei  
a auf der  
ch dadurch  
herrscht bei  
n nach er-  
wei Zähne  
sten Grabe  
n Bambus-  
t feierlichen  
edert. Vom  
lieben sie

sehr wenig  
cht. Des-  
e er gräbt  
Frucht einer  
tenfrüchten,  
er Bäume,  
her Tiere,  
der Flüsse.  
telratte und  
willkommene  
eulen erlegt,  
a Auffuchen  
höhere Fische  
nleben und  
rner, deren  
en das Ufer  
ht und auf  
Nachts vom  
nen in die  
ner Baum-  
den Händen  
mit Netzen,  
roße Freude  
oder beim  
s: ngaityo  
klopft seinen  
werden am  
t abgezogen  
die Eing-  
die Öffnung

mit hölzernen Pföcken und läßt das Ganze dann vollends am Feuer braten. Ihre Unreinlichkeit dabei ist so groß, daß sie sich nicht einmal die Mühe geben, die Gedärme zu reinigen, sondern sie nur mit den Händen ausdrücken und dann braten und verschlingen. Auch Eidechsen, Schlangen, Frösche, Ameiseneier und Käferlarven verschmähen sie nicht; Eine wahre Delikatesse aber sind ihnen die großen milchweißen Raupen, die an faulen Baumstämmen sich finden. Überhaupt ist ihnen das etelhafte Gewürm und Ungeziefer eine willkommene Nahrung. Wie alle Wilden, deren Lebensunterhalt zufällig ist, können sie lange ohne Nahrung umhergehen und mehrere Tage fasten, aber unglaublich viel verzehren, wenn sie Gelegenheit dazu haben. Selten denken sie an die Zukunft und sind für ihren Lebensunterhalt völlig unbesorgt. Berauschende Getränke haben sie nicht, und das einzige künstliche, welches sie sich machen, besteht aus den Blüten der Bananen, die sie ins Wasser legen, damit dieses den Honig herauszieht und auflöst und es dann trinken. Da es indes hier und da an gutem Trinkwasser fehlt, so genießen sie ohne Widerwillen auch das salzige, brackige Wasser, das im Innern sich so häufig findet. Zur Aufnahme der unterwegs erlangten Nahrungsmittel tragen wenigstens die Umwohner der Moretonbai beständig einen Beutel, Dilli, um den Nacken; ohne den Dilli um den Hals, einen Feuerbrand in der Hand, den Speer auf der Schulter sieht man sie selten, und dabei „gehen sie so stolz einher, daß sie nicht wissen, wohin sie die Füße setzen sollen“. Die Eingebornen bei Port Lincoln tragen einen Reisefack, Murti, mit einer Schnur über die linke Schulter geschlungen unter dem Arme. Er besteht entweder in einem Rängurufelle, das mit einer Schnur, wie eine Geldbörse, zusammengezogen wird, oder in einem Neze aus einer Vinsenart. Außer kleineren Waffen und Werkzeugen enthält derselbe noch eine große flache Trinkmuschel, einen Kieselstein, um die Knochen der Tiere zu zerbrechen und so das Mark herauszunehmen, mehrere Sorten Farbe, eine kleine hölzerne Schaufel, die beim Rösten der Wurzeln gebraucht wird, und die ganze Haut eines kleinen Tieres, die als Tasche dient, und in welcher sie Rängurufel und spitze Knochen zum Nähen, scharfkantige Knochen zum Abschälen der Wurzeln, Federbüsche, Bartspitzen, Speerhasen u. dgl. mit sich führen.

Die Spärlichkeit der Nahrungsmittel und des Trinkwassers ist ohne Zweifel größtenteils mit daran schuld, daß dem Eingebornen das Wanderleben zur andern Natur geworden ist. Er bleibt nirgends für längere Zeit, und kann an feste Ansiedelung und geordnetes gesellschaftliches Leben sich nicht gewöhnen, ohne seine eigene Natur zu opfern. „Dies ist der große Notstand, der jede Wirksamkeit der Mission unter diesem armen Völklein unendlich erschwert, wie er anderseits auch nur durch die Macht des Evangeliums gehoben werden kann.“ Sie ziehen ruhelos umher, und schlagen ihre Wohnungen<sup>1)</sup>, leichte Hütten, aus übergebogenen und halbkreisförmig in die Erde gesteckten

f. Ev. Luth.

<sup>1)</sup> cf. Ausland 1852, p. 255; 1857, p. 185. Ev. Luth. Missionssbl. 1848, p. 71.



Baumzweigen, auf und bedecken sie mit Gras und Laub, während nach vorne, wo die Nachthütte offen ist, das spärliche Feuer brennt. Ihr Feuerzeug besteht aus zwei Holzstücken. Nur selten bleibt man längere Zeit an einem Orte; die hunderte verlassener Hütten aber, die man in manchen Gegenden findet, machen den täuschenden Eindruck, als wäre das Land reich bevölkert. Im Winter mag es wohl geschehen, daß sie festere Hütten, in der Form von Bienenkörben, errichten und sie mit Lehm überkleiden; oder aber sie vergraben sich tief in den Sand. Ihre Gerätschaften und Waffen<sup>1)</sup> bestehen aus den elendesten Hilfsmitteln. Messer von scharfen Steinen, Spaten von Holz zum Ausgraben der Wurzeln, Gefäße von Rinde, Blättern und Rohr, Muschelschalen, Matten und Fischneze von Rinsen und Schlingpflanzen, Flöße oder Rindenlähne von armseliger Bauart, Speere mit 12 Fuß langem, durch den Gebrauch polirten Schaft und einer Stein- oder Fischgrätenspitze — sie werden mittelst eines eigentümlichen Wurfschloßes, Wamera oder Mibla geschleubert — Wurfschleulen (Wirris) und der Bumerang, ein scharfer Wurfschloß, — das ist in der Regel alles, was der Australier besitzt. Speer und Wurfschloß aber werfen sie mit unglaublicher Sicherheit und selbst des Kindes Hand verfehlt selten das Ziel.

Der Bumerang oder Kille, jedenfalls die merkwürdigste Waffe der Australier, hat fast die Form eines Halbmondes, nähert sich jedoch mehr der Form eines Winkels. Ein von der Natur in der erforderlichen Form knieförmig gekrümmter Baumzweig wird sauber abgeschabt, an der einen Seite flach, an der andern leicht convex; seine Länge beträgt etwa 15 Zoll von Spitze zu Spitze, bei fast 2 Zoll Breite. Sein Flug durch die Luft ist excentrisch und sehr verschieden je nach der Geschicklichkeit, mit der er geworfen wird. Ein erfahrener Werfer kann der Waffe fast jede beliebige Richtung geben. Er wirft sie mit aller Macht gegen den Boden, 10 oder 12 Fuß von sich ab, von da prallt sie ab, beschreibt einen Bogen in der Luft und fällt in großer Entfernung zur Rechten oder zur Linken nieder. Wieder schleubert er sie in ähnlicher Weise zu Boden, sie steigt mit der Schnelligkeit eines Pfeils in die Höhe, bis man sie kaum mehr erkennt, und nachdem sie einige Augenblicke in der Luft geschwebt hat, fällt sie mit fürchterlicher Schnelligkeit in einiger Entfernung hinter dem Werfer zur Erde. Der Bumerang ist die gefährlichste Waffe des Australiers. Sein Flug durch die Luft ist so schnell, daß man ihm kaum mit dem Auge folgen kann, und seine immer wechselnden Bewegungen machen es unmöglich, ihm aus dem Wege zu gehen; er ist die einzige Waffe, welcher die Eingebornen selbst, die darin sonst eine erstaunliche Geschicklichkeit besitzen, schwer ausweichen können, und gerade die, welche sich ganz sicher wähnen und seine Bewegungen durchsaut zu haben glauben, werden nicht selten getroffen.

Die tägliche Lebensweise der Eingebornen bleibt sich im allgemeinen unverändert gleich. Des Morgens entfernen sich alle aus dem Lager, mit Ausnahme der jüngeren Kinder, die unter Aufsicht von erwachseneren zurückbleiben; nur die Säuglinge tragen die Mütter auf dem Rücken mit sich herum. So gehen sie, gewöhnlich zu zwei oder drei, die Männer zum Fischfang oder zur Jagd, die Frauen zum Aufsuchen anderer Nahrungsmittel: sie tauchen nach Muscheln, graben Wurzeln und fangen die kleineren Tiere ein; auch fischen sie mit Haken und Leine, während

die Männer  
Speer, an  
er zu den  
wird. Man  
die Frauen  
Matten zu  
Mann be  
so vertrei  
müßigem  
Hauptbes  
mehrerer  
Jagden, s  
vorzuzom  
einzigen  
nur aus  
Lincoln:

Ihre  
mann —  
die wenig  
ihren Ein  
ja nur ein  
zwar nicht  
und unter  
größeren  
Zusammen  
geben, und  
die Instru  
Tänze, wi  
sie in der  
schein statt  
Geschmück  
laufen zwe  
Gürtel; un  
entlang, 6  
endlich bin  
davon bede  
Kranz dav  
gewöhnliche  
einen Arm  
als 10 M

<sup>1)</sup> cf. Co. Luth. Missionssbl. 1848, p. 98 f. Ausland 1854, p. 836.

<sup>2)</sup> cf. M  
Missionssmag

rend nach  
nt. Ihr  
an längere  
ie man in  
als wäre  
n, daß sie  
b sie mit  
and. Ihre  
ismitteln.  
raben der  
helfschalen,  
ldße oder  
em, durch  
rätenspitze  
mera ober  
rang, ein  
Australier  
Sicherheit

die Männer mehr das Speerstechen mit der Wurfa, einem kleineren Speer, anwenden. Jeder ist von dem, was er findet, den Rest bringt er zu dem gemeinsamen Schplatz, wo alles unter die Familie verteilt wird. Außerdem verfertigen die Männer Waffen, Rähne oder Flöße, die Frauen sorgen für den Hüttenbau, die Verfertigung der Geräte, Matten zc.; beim Fortgehen müssen sie das meiste tragen, denn der Mann beladet sich nur mit den Waffen. Ist für die Nahrung gesorgt, so vertreibt man die Zeit mit Kämpfen, Tänzen, gewöhnlich aber mit müßigem Umherstreifen, bis der Hunger zu neuer Anstrengung für die Hauptbeschäftigung des Lebens antreibt. Größere Versammlungen mehrerer Stämme scheinen nur bei gewissen Gelegenheiten, großen Jagden, Kämpfen zwischen zwei Stämmen, Festlichkeiten u. dgl. m. vorzukommen. Singen und Tanzen sind die gewöhnlichsten und fast einzigen Vergnügungen<sup>1)</sup> der Australier. Ihre Gesänge bestehen alle nur aus 2 oder 3 Zeilen, wie folgende aus der Gegend von Port Lincoln:

La pirrá mirrána  
Tyindo kátiilyála  
Kaunirrá mirrána.

Tyurrá tyurrá tyurráru  
Paltá paltá paltáarmi  
Kinná kutyú ngangkáli.

Australier,  
Form eines  
getrimmter  
andern leicht  
fast 2 Zoll  
je nach der  
der Waffe  
den Boden,  
ogen in der  
et. Wieder  
igkeit eines  
nige Augen-  
t in einiger  
schste Waffe  
n kaum mit  
hen es un-  
ber die Ein-  
schwer aus-  
Bewegungen

Ihre meisten Gesänge bezeichnen die Australier — nach Schürmann — als fremden Stämmen angehörig, und sie selbst scheinen die wenigsten derselben zu verstehen, kümmern sich auch nicht sehr um ihren Sinn und antworten auf jede dahin zielende Frage, es sei ja nur ein Kuri, d. h. Gesang oder Reigen. Ihre Melodien sind zwar nicht belebend für das Ohr, aber doch alle ziemlich eintönig und unterscheiden sich hauptsächlich nur durch das Zeitmaß und den größeren oder geringeren Stimmaufwand, den sie erfordern. Das Zusammenschlagen ihrer Wurfscheulen, womit sie zugleich den Takt angeben, und das Pochen auf ein straffgespanntes Fell vertritt ihnen dabei die Instrumentalbegleitung. Zum Tanzen<sup>2)</sup> — sie haben verschiedene Tänze, wie der Kuri, der Palti und der Festtanz Korrobory — wählen sie in der Regel die milden Sommerabende, und wenn kein Mondschein stattfindet, so machen sie in einem kleinen Kreise helle Feuer an. Geschmückt sind die Tänzer auf folgende Weise: Von jeder Schulter laufen zwei meist weiß gemalte Streifen über die Brust herab bis zum Gürtel; um jedes Auge malt man einen Ring, einen Streifen die Nase entlang, 6 oder 8 Streifen paarweise quer über den Oberarm, und endlich bindet man einen Büschel Laub um die Beine, so daß die Kniee davon bedeckt werden. Haben sie weiße Vogelbaunen, so kleben sie einen Kranz davon über die Stirn von einem Ohr zum andern. Der gewöhnlichste Tanz besteht in einem Springen zur Seite, wobei sie den einen Arm heben, den andern senken. Ein Tanz dauert nie länger als 10 Minuten, da die heftigen Körperbewegungen sie bald ganz er-

Ugemeinen  
em Lager,  
achfeneren  
em Rücken  
e Männer  
n anderer  
nd fangen  
während

<sup>1)</sup> cf. Ausland 1852, p. 256.

<sup>2)</sup> cf. Missionssbl. der Brüdergem. 1859, p. 213. 228; 1860, p. 56. Basl. Missionsmagazin 1860, p. 241 (mit Abbildung).

schöpfen. Die Weiber, die zum Tanz der Männer zu singen und wie eben erwähnt zu musizieren pflegen, nehmen selbst nur wenig daran teil; — nie mehr als zwei oder drei auf einmal. Diese Abendunterhaltungen dauern oft bis nach Mitternacht, besonders bei den Zusammentünften verschiedener Stämme, indem einer dem andern die größte Bewunderung seiner Ausdauer und Geschicklichkeit abjundigen sucht.

Ein Augenzeuge beschreibt einen solchen Tanz folgendermaßen: „Wir warteten einige Zeit auf den Anfang des Schauspiels und betrachteten einstweilen die umherstehenden Zuschauer, die zum Teil sehr ernsthaft sich gebärdeten, zum Teil plauderten und lachten. Auf einmal aber trat eine Todesstille ein und alle Augen richteten sich auf den Schauplatz, als in einem Augenblick die Schauspieler austraten; und wirklich sprangen sie auch so plötzlich aus dem dichten Dunkel des Waldes in den feuerhellen Kreis, daß es war, als wenn sie aus der Erde aufgestiegen wären. Als sie vor den Feuern standen, alle in der gleichen Stellung, machten sie wirklich einen seltsamen Eindruck. Sie sahen aus wie lebendige Skelette. Die gelinde Musik der Weiber erschallte, und die gespenstisch aussehenden Länger streckten ihre Arme und Beine aus, machten eine Art von zitternder Muskelbewegung am ganzen Leibe, namentlich an den Knien und Ellbogen, und begannen mit dem Ausruf Wrru! Wrru! Wrru! in regelmäßiger Ordnung um die brennenden Feuer herumzukeisen. Dieses Rufen hatte einige Ähnlichkeit mit dem Schnurren des Spinnrades und hielt gleichen Takt mit dem abscheulichen Gebrüll und Geklapper des auf der einen Seite fast ganz verborgen stehenden weiblichen Orchesters.“

Sieht man den Frohsinn der Eingebornen bei solchen festlichen Gelegenheiten, so sollte man es kaum für möglich halten, daß diese gutmütigen Gesichter je sich in die verzerrten Gebärden wütenden Jornes und wilder Leidenschaft verwandeln könnten, wie dies bei ihren Streitigkeiten der Fall ist. Streit und Kampf aber ist viel unter ihnen, und nicht nur die Männer nehmen teil daran, sondern mit denselben auch die Frauen, und diese geraten auch wohl unter einander zu Thätlichkeiten der ärgsten Art; sind sie gerade mit den zum Graben von Wurzeln notwendigen Stangen, Ratta<sup>1)</sup>, an der Arbeit, so wenden sie diese gegen einander an und dann halten immer zwei zusammen, wovon die eine die Schläge austeilt, die andere die gegnerischen Hiebe auffängt; mit den Stangen aber geht es nicht zu Ende, sondern ist inzwischen der Zorn recht entflammt, so werden die Stangen beseitigt und es entsteht nun ein heftiges Handgemenge. Die Männer gebrauchen bei ihren Kämpfen auch einen Schild und wissen diesen meisterhaft zu handhaben; ganz gewöhnlich aber, wenn der Waffenkampf zu Ende gegangen ist, entsteht auch bei den Männern Handgemenge und dabei suchen sie sich am empfindlichsten Teil des Leibes zu packen und dort möglichsten Schaden anzurichten. Der andern zugefügte Schaden entschädigt sie für den selbst erlittenen. Wenn nur eine Kleinigkeit vorfällt, sammeln sie sich gleich mit Reulen und Speeren: ungleiche Verteilung der Lebensmittel, ein ärgerliches Wort und dergleichen entflammt ihren Zorn in hohem Grade, und niemand darf nur eine Schmäherei ausstoßen, ohne daß es darüber zu einer Prügelei käme.

<sup>1)</sup> cf. Co. luth. Missionabl. 1848, p. 99.

Zuerst sch  
mit den  
Instrumen  
Speere, i  
rufungen  
Streit ein  
wandten  
Gegner se  
ebensofehr  
so findet  
hingegen  
wähnt, un  
heute die  
gegen find  
Parteien  
Boten lade  
zusammen  
und Tanze  
beginnt de  
Männer d  
zur außer  
lauter und  
selbst löst  
sind, sich  
Ausweichen  
werfen, da  
Schilde de  
Kämpfe off  
aber enbli  
Geschrei, S  
Weiber, un  
der Friede  
wird. Of  
Die Stellu  
die Kinder  
Schimpfere  
des Speern  
Kampf mit  
Zuwei  
Die Eingeb  
und kochen  
zu alt star  
Pflicht der  
tötet man  
man besond  
natürliche

<sup>1)</sup> Ahniti

Zuerst schleudern sie die Wurfspeere auf einander, und dann stürzen sie mit den Wülfen auf einander los, um sich mit diesen scharfkantigen Instrumenten die Köpfe blutig zu schlagen. Endlich ergreifen sie die Speere, indem sie ihrem Grimm durch eintönige gesangartige Ausrufungen Luft machen. Wird einer bedeutend verwundet, so hat der Streit ein Ende, und an seine Stelle tritt lautes Wehklagen der Verwandten und Weiber des Verwundeten, und selbst derjenige, der seinen Gegner soeben erst vernichten zu wollen schien, bedauert sein Unglück ebenso sehr, wie die übrigen. Hat die Wunde den Tod zur Folge, so findet später zur Sühnung ein neuer Kampf statt; geht der Kampf hingegen mit leichten Verletzungen ab, so wird seiner nicht mehr erwähnt, und die gestern auf Leben und Tod mit einander stritten, sind heute die besten Freunde. Die ordentlichen und größeren Kämpfe dagegen sind wochen- oder monatelang vorher schon beiden feindlichen Parteien bekannt; es wird ein bequemer Kampfplatz bestimmt, und Boten laden den Gegner ein, sich zu stellen. Sind die feindlichen Stämme zusammengekommen, so wird der Abend und die ganze Nacht mit Singen und Tanzen zugebracht, und erst mit Tagesanbruch am nächsten Morgen beginnt der Kampf. Vor der Schlacht, sagt Gerland, erhitzen sich die Männer durch Vorwürfe, Drohungen, Gesittulationen und Geschrei bis zur äußersten Wut. Auch Schlachtgesänge singen sie vorher, immer lauter und lauter bis zu den heftigsten Zuckungen. — Der Kampf selbst löst sich meist in Einzelgefechte auf. Da sie nun aber sehr geschickt sind, sich mit den Schilden zu decken und die Speere durch gewandtes Ausweichen vermeiden, bisweilen auch auffangen und verächtlich zurückwerfen, da ferner der Gegner nur auf solche zielt, die sich mit dem Schild bedecken (wohl aus Besorgnis vor Blutrache), so dauern derartige Kämpfe oft sehr lange, ohne daß eine Verwundung vorkommt. Tritt aber endlich eine Verwundung ein, so erhebt sich sofort ein großes Geschrei, Siegesjubiläum der Feinde, Geheul und Wehklagen der angehörigen Weiber, und der Krieg ist nun entschieden. Meist tritt dann alsbald der Friede wieder ein, der durch einen gemeinschaftlichen Tanz gefeiert wird. Oft geht solch ein Kampf ohne Blutvergießen vorüber. — Die Stellung der Weiber bei denselben ist eine wunderliche. Sie und die Kinder ziehen mit, verkehren oft noch während der vorbereitenden Schimpfereien friedlich mit einander und trennen sich erst beim Beginn des Speerwerfens. Auch begleiten sie wohl vom Gebüsch aus den Kampf mit ihrem monotonen Gesang.

Zuweilen knüpft sich an den Kampf auch Kannibalismus. Die Eingebornen an der Wibeibay ziehen toten Feinden die Haut ab und kochen das Fleisch; ja auch die toten Verwandten, wenn sie nicht zu alt starben, zehrt man dort auf und zwar gilt dies als eine feste Pflicht der Angehörigen<sup>1)</sup>, welche die abgezogene Haut aufheben; doch tötet man nie jemanden bloß um ihn zu fressen. In Neusüdwales aß man besonders das Nierenfett der Gefallenen, dessen Genuß man übernatürliche Kräfte zuschrieb. Sonst wird auch erwähnt, daß dieses Fett

<sup>1)</sup> Ähnliches gilt von Südastralien.

lebenden Menschen ausgeschnitten wurde, wobei zu beachten ist, daß man daselbe für den Sitz der Seele hielt. Auch die Zauberer mußten ihre Kraft durch den Genuß von Menschenfleisch erlangen.

Die gesellschaftlichen Zustände der Australier bieten die eigentümliche Erscheinung, daß sie keine Häuptlinge oder andere Personen von öffentlich anerkannter Autorität haben, um ihre gemeinsamen Angelegenheiten zu ordnen. Nur die Jugend erweist den Alten, Wurta, große Ehrerbietung, die noch durch eine abergläubische Scheu vor gewissen geheimen Gebräuchen, sowie durch manche Vorrechte vermehrt wird, zu welchen die Jünglinge nur allmählich zugelassen werden. Nach Grey zerfällt die Urbewölkerung Australiens in bestimmte große Familien<sup>1)</sup>, deren Glieder alle einen gemeinsamen Namen besitzen, den sie als zweiten Namen, als Familiennamen führen. In verschiedenen Distrikten haben einzelne Unterabteilungen einer Familie noch dazu bestimmte Lokalnamen angenommen, durch welche sie sich eben als Zweige einer großen Familie hinstellen. Die gleichen Namen herrschen an der ganzen Westküste, ebenso an der Südküste. Die Namen verbreiten sich durch die Heiraten, welche oft hier entfernte Stämme mit einander verbinden; sie erben aber durch die Mutter. Die Namen sollen meist von einer Pflanze oder einem Tiere herkommen, welches in der Familie der Heimat häufig ist, und dies Wesen, Pflanze oder Tier, bildet nun gleichsam das Wappen der Familie, ihr „Robong“, und dies ist jedem einzelnen häufig. Er wird es nie töten, wenn er es schlafend findet, auch nie ohne ihm Gelegenheit zum Entrinnen gegeben zu haben. Auch Pflanzen, welche Robong sind, dürfen von dem Betreffenden nur unter gewissen Umständen, in bestimmter Jahreszeit abgeerntet werden, denn sein Robong ist sein bester Freund, der ihm überall Schutz und Hilfe leistet. — Jeder Stamm ist wegen der Verfertigung einer Waffe oder eines andern Gegenstandes berühmt. Um diese verschiedenen Gegenstände auszutauschen, sowie auch um eine Lustbarkeit oder eine große Känguruhjagd zu veranstalten, versammeln sich die einzelnen Stämme zu gewissen Jahreszeiten nach vorheriger Bestimmung an einem bezeichneten Punkte. Die dabei vorkommenden Szenen sind mannigfaltig und aufregend; sie beginnen gewöhnlich in Eintracht und guter Kameradschaft und enden in Streitigkeiten und ärgerlicher Trennung. Hier und da besteht auch eine Art von Ständeunterschied, wie z. B. sämtliche Urbewohner von Port Lincoln in zwei Klassen geteilt sind, die Mattiri- und die Karraruleute, eine Einteilung, welche die Regelung der Heiraten zum Zweck hat, so daß, wenn der Mann Mattiri ist, die Frau Karraru sein muß und umgekehrt. Fortgepflanzt wird diese Unterscheidung dadurch, daß die Kinder stets der Klasse der Mutter folgen. Außerdem gibt es noch eine Menge anderer Beschränkungen in Bezug auf die Verheiratung zwischen nahen Verwandten; allein es ist schwer, sie zu erforschen wegen der unglüklichen Grade von Blutsverwandtschaften, die aus der Vielweiberei wie aus dem häufigen Verstoßen oder Vertauschen der Weiber entstehen. — Obgleich die Australier im allgemeinen keinen Begriff von

<sup>1)</sup> Gerland, a. a. O., S. 788.

Eigentum findet sich eine Art eigentum ebenso gr irgend et sie sogar günstiger erscheint. eigentum scheinen o sie stamm wissen nie Westaustr zu sagen, gewissen Benutzungs Gesetz kan Gesetz spr gehören mehr eine Manne in mordet ha

Mehrere Verbrecher f Band einen beiden Seite Zahl unpar war verurte Weise: Zwei und zwar m seinem Schil und warfen nur die Will zurückwerfe ihn immer zu an seinem E Verteiligung Gottesgerich strengsten A Teilen keine

Das zu sagen geschehen a von ihren jung ober

<sup>1)</sup> cf. B  
<sup>2)</sup> cf. A



Eigentum haben und so zu sagen von der Hand in den Mund leben, findet sich doch bei einzelnen Stämmen, namentlich in Neu-Südwales, eine Art von Territorialrecht<sup>1)</sup>. Familien hielten als Grund und Erbeigentum gewisse Striche Land, die von den Vätern auf die Kinder mit ebenso großer Regelmäßigkeit übergehen als Eigentum in Europa oder irgend einem civilisirten Weltteil. Ja, dann und wann vertauschten sie sogar ihr Land mit dem einer andern Familie, das ihnen vielleicht günstiger liegt, oder durch Heiraten in andere Familien wünschenswert erscheint. Bemerkenswert ist dabei, daß einige große Strecken Grundeigentum haben, während andere gar keines ihr eigen nennen; sie scheinen aber die Ursache dieser ungleichen Verteilung nicht zu kennen — sie stammt aus zu alter Zeit her, und ihre mündlichen Überlieferungen wissen nichts davon. Etwas Ähnliches findet sich auch in der Kolonie Westaustralien, wo jede Familie ihren Bezirk und das Recht, darauf zu jagen, zu fischen und Wurzeln zu graben hat, ohne darum unter gewissen Beschränkungen die übrigen Mitglieder des Stammes von der Benutzung des Bezirkes ausschließen zu dürfen. — Von Recht und Gesetz kann natürlich unter diesen Wilden kaum die Rede sein, — das Gesetz spricht durch den Mund der alten Leute, und die jungen müssen gehorchen —; eine eigentümliche Art, Verbrecher zu strafen, oder vielmehr eine Art Gottesgericht, ward aber z. B. im Jahre 1824 an einem Manne in Neu-Südwales ausgeübt, der einen seiner Landsleute ermordet hatte.

Mehrere Stämme kamen bei Sydney auf einem offenen Felde zusammen. Der Verbrecher stand nackt und ganz allein in ihrer Mitte da, und hatte in der einen Hand einen hölzernen Schild und in der andern einen mächtigen Stab. Auf seinen beiden Seiten standen in einiger Entfernung von ihm ein Freund und eine kleine Zahl unparteiischer Männer, die zusehen mußten, ob die Sache richtig zuging. Er war verurteilt, durch Speerwürfe getötet zu werden, und dies geschah auf folgende Weise: Zwei Verwandte des Gemordeten warfen jeder einen Speer auf den Mörder, und zwar mit großer Geschicklichkeit, aber dieser lenkte sie mit leichter Mühe mit seinem Schilde von sich ab; zwei andere traten nun alldah an ihre Stelle ein, und warfen auf ihn, aber nicht mit besserem Erfolg. Der Verurteilte wußte nicht nur die Würfe von sich hinweg, sondern die Wurfspieße selbst auf seine Gegner zurückzuwerfen, ohne dabei die Absicht zu haben, sie zu verwunden. So griffen sie ihn immer zwei und zwei nach einander mit den gleichen Waffen an, bis 150 Speere an seinem Schilde abgeprallt waren, und er mit wundervoller Geschicklichkeit seine Verteidigung geführt hatte. Jetzt ward er von der Strafe losgesprochen, denn das Gottesgericht hatte für seine Unschuld gezeugt. Der ganze Hergang wurde mit der strengsten Rechtlichkeit und Offenlichkeit ausgeführt; auch war nachher bei beiden Teilen keine weitere Feindschaft wahrzunehmen.

Das häusliche Leben der Australier bietet nur wenig, um nicht zu sagen gar keine ansprechenden Züge dar. Die Verheirathungen<sup>2)</sup> geschehen auf die einfachste Weise. Als Kind schon wird ein Mädchen von ihren Eltern einem Freunde zur Ehe versprochen, gleichviel, ob er jung oder alt, verheiratet oder unverheiratet ist, und etwa mit dem

<sup>1)</sup> cf. Basler Missionsmagazin 1833, I, p. 103. Ungewitter, a. a. O., S. 109 f.

<sup>2)</sup> cf. Ausland 1852, p. 260. 284; 1857, p. 185 f.

zwölften Jahre heißt man sie ihrem Manne folgen, ohne ihre Neigung in Betracht zu ziehen. Doch kommt's auch wohl vor, daß eine eifersüchtige alte Matrone sich dagegen sträubt und den Gatten nötigt, die jüngere Genossin einem anderen zu überlassen. Gewöhnlich haben indes die ältesten Männer die jüngsten Frauen und bekommen sie, indem sie ihre Töchter dagegen auswechseln. Wenn eine Frau 35 oder 40 Jahre alt wird, verstoßen sie dieselbe und geben sie an einen 26 bis 30jährigen Mann. Junge Männer unter 25 Jahren dürfen selten heiraten. Hier und da wirbt der Mann auch um die Frau bei Tänzen durch Geschenke; besondere Heirathszeremonien aber scheinen zu fehlen und sollen nur bei einzelnen Stämmen in wunderlicher Weise sich finden. Vielfach ist es Sitte Frauen von einem andern Stamme zu rauben, wobei in Neusüdwales die größten Rohheiten vorkommen. Hier wird das Mädchen, auch wenn ihm und den Seinen die Ehe recht ist, stets heimlich von dem Bräutigam und seiner Partei überfallen und womöglich geraubt. Da aber die Angehörigen des Mädchens auf ihrer Hut sind, so kommt es meist zu einem hitzigen Kampf, in dem die meisten und oft sehr schwere Prügel die Braut erhält, welche beide Parteien hin- und herzerren, so daß sie auch Verrentungen beträchtlicher Art nicht selten erleidet. Und dabei ist das ganze Gesecht sehr häufig nur Scheingesecht, dem Herkommen gemäß, welches selbst die Weiber nicht abgelehnt wissen wollen! (Gerland.) Das schamlose Verfahren der Eingebornen aber in Bezug auf die Heiligkeit der Ehe, wenn man ihr Zusammenleben so nennen kann, bildet jedenfalls einen der häßlichsten Züge in ihrem Charakter. Obgleich die Männer der heftigsten Eifersucht fähig sind, wenn ihre Weiber ohne ihr Wissen übertreten, so nehmen sie es sich doch selbst nicht übel, dieselben zu andern Männern zu schicken, oder einmal mit einem Freunde zu tauschen, und in betreff naher Verwandter, namentlich Brüder, kann man geradezu sagen, daß sie ihre Weiber gemeinschaftlich haben. Die Frauen<sup>1)</sup>, denen fast allgemein Keuschheit und Züchtigkeit nachgerühmt wird, obgleich den Mädchen bis zu ihrer Verheirathung große Freiheit mit den Männern gestattet ist, sind ganz in der Gewalt ihrer Männer und werden im allgemeinen ziemlich schlecht, wenn auch nicht gerade hart und grausam, behandelt, während der größere und beschwerlichere Teil aller Geschäfte auf ihnen lastet. Geht es zur Mahlzeit, so haben sie zu warten und zu sehen, was die Männer übrig lassen. Die Überbleibsel werden ihnen zugeworfen. Wollen die Männer eine Pfeife Tabak rauchen, den sie alle, auch die Frauen und sogar die Kinder lieben, so muß die Frau herbei, um das Stopfen und Anzünden zu besorgen. Zuletzt muß sie es sich zur Ehre schätzen, daß sie die leere Pfeife wieder bekommt, die sie nun sorgsam in ihr starkes Haar steckt und daselbst aufbewahrt. Die Geburten geschehen leicht und sind meist gefahrlos; in Neusüdwales wird dabei die Frau mit Wasser besprengt, und ein an ihrem Körper befestigter Strich von einer andern Frau an ihren Rippen gerieben, bis es blutet, eine auch sonst bei Krankheitsfällen vorkommende Sitte, die

<sup>1)</sup> cf. Basler Missionsmagazin 1833, I, p. 90. 103.

ohne Zw  
Aufziehen  
morb<sup>1)</sup>  
Krüppeln  
schneller  
schafft, w  
Mädchen.  
zwei Kin  
schieben o  
zugegen r  
die am 2  
bei uns.  
10 bis 1  
bis nur  
ganzen zu  
zärtlich si  
ober trag  
Nede sein  
dritte und  
nach einer  
Ganzen 7  
Knabe, K  
ritya ober  
Außer die  
das Kind  
Knaben de  
geheimnis  
die Besch  
verschiede  
und höchst  
Die erste  
um das 1  
Barrara.  
verbunden  
niemals la  
kennen gek  
später err  
Das Haar  
Scheitel zu  
Beschneidu  
anzugeben  
von ihren

<sup>1)</sup> Gleit  
<sup>2)</sup> cf. 3  
<sup>3)</sup> cf. 3  
<sup>4)</sup> Non  
fistulam uri

ohne Zweifel eine Art Heilmittel sein soll. Die Umstände, welche das Aufziehen kleiner Kinder macht, veranlassen auch hier oft den Kindermord<sup>1)</sup>, der bei Zwillingen (in Westaustralien wenigstens) und bei Krüppeln regelmäßig geschieht. Wenn eine Mutter mehrere Kinder in schneller Aufeinanderfolge hat, so wird das jüngste Kind beiseite geschafft, wobei vielleicht die Knaben noch mehr geschont werden als die Mädchen. Zur Entschuldigung führen die Weiber an, daß sie nicht zwei Kinder zugleich nähren und warten könnten, und die Männer schieben alle Schuld auf die Weiber, da sie bei diesen Mordthaten nie zugegen wären. Und doch sind die Gefühle des Mutterherzens gegen die am Leben erhaltenen Kinder auch auf Australien die gleichen wie bei uns. Stirbt solch ein Kind, so trägt die Mutter die Leiche wohl 10 bis 12 Monate in ihrem Sacke bei sich, auf welchem sie schläft, bis nur noch die Knochen übrig sind, die sie bisweilen wieder zu einem ganzen zusammenstellen und endlich verbrennen oder begraben. Ebenso jählich sind die Väter, welche ermüdete Kinder an der Hand führen oder tragen. Aber von Erziehung kann bei wilden Völkern nicht die Rede sein. Die Benennung der Kinder, welche sehr lange, bis ins dritte und vierte Jahr und darüber hinaus, gesäugt werden, geschieht nach einer festgesetzten Regel<sup>2)</sup>, und für jedes Geschlecht haben sie im Ganzen 7 Namen. So heißt das erste Kind Kutameru, wenn es ein Knabe, Kutanga, wenn es ein Mädchen ist, das zweite ebenso Warritya oder Warriarto, das dritte Rubuntya oder Rubuarto u. s. f. Außer diesen Namen, die dem vertraulichen Umgange angehören, erhält das Kind noch die oben erwähnten andern und zwar bekommen die Knaben den des Kobong beim Eintritt in das Jünglingsalter unter geheimnißvollen Gebräuchen, mit denen bei mehreren Stämmen auch die Beschneidung verbunden ist. Die männlichen Kinder haben nämlich verschiedene Altersgrade und Weihen<sup>3)</sup> durchzumachen, bis sie die letzte und höchste Stufe, die eines Burka oder grauhaarigen Mannes, erreichen. Die erste Weihe findet z. B. bei den Eingebornen von Port Lincoln um das 14. Jahr statt und verleiht dem Gemeihten den Ehrennamen Warrara. Sie ist mit den albernsten und possenhafteften Ceremonien verbunden, und mehrere Monate nach derselben darf der Eingeweihte niemals laut reden, sondern seine Wünsche nur durch Flüstern zu erkennen geben; auch muß er das Gesicht schwarz färben. Einige Jahre später erreicht der Jüngling die zweite Stufe und wird Parnapa. Das Haar, welches er vorher lang wachsen gelassen, wird ihm auf dem Scheitel zusammengebunden, und endlich die qualvolle Operation der Beschneidung vollzogen<sup>4)</sup>. Den Zweck dieser Sitte wissen sie selbst nicht anzugeben und führen zu ihrer Rechtfertigung nur an, daß sie dieselbe von ihren Vorfahren überkommen hätten. Die wichtigste und letzte

<sup>1)</sup> Gleich nach der Geburt, oder Abortion.

<sup>2)</sup> cf. Ausland 1862, p. 260.

<sup>3)</sup> cf. Ebendas. und Missionsbl. der Brüdergemeine. 1860, p. 140.

<sup>4)</sup> Non solum resecant praeputium, sed etiam findunt penem usque ad fistulam urinalem.

Einweihung, wodurch die Jünglinge den Namen Wilpalingis erhalten, wird im 18. oder 20. Jahre vollzogen, und dabei dem jungen Mann Rücken, Schultern, Brust und Arme mit zolllangen Einschnitten tätowirt<sup>1)</sup>, während die Umstehenden mit gedämpfter Stimme Zaubersprüche murmeln, um den Schmerz zu lindern. Zum Andenken an die überstandene Probe erhalten die Wilpalingis einige Ehrenzeichen, einen neuen, von Kopfschaaren gesponnenen Gürtel, eine Binde um den Arm, einen Büschel Laub über die Scham, und zuletzt werden ihnen Gesicht, Brust und Arme schwarz gefärbt. Zum Schluß der ganzen Handlung drängen sich die Anwesenden nochmals um sie herum und erteilen ihnen unter vielen Rippenstößen, von denen sie aber wiederholen, daß sie nicht böse gemeint seien, für ihr künftiges Verhalten guten Rath, dessen Hauptinhalt ist, sich vor Streit zu hüten, die Weiber zu meiden und sich des lauten Sprechens zu enthalten. Des letzteren Zwanges jedoch werden sie nach 4 oder 5 Monaten von den Männern wieder entbunden, worauf sie nun in alle Vorrechte der Erwachsenen eintreten<sup>2)</sup>.

Gegen die am häufigsten bei ihnen vorkommenden Krankheiten<sup>3)</sup>, Erkältung, Durchfall, Entzündung und Kopfschmerz, sind Reiben, Drücken, Bespritzen mit kaltem Wasser, leichtes Treten des Bauches die gewöhnlichsten Mittel. Der Aderlaß ist nur dem männlichen Geschlecht gestattet und wird in der heißen Jahreszeit oft von ihnen angewandt, in der Regel am Unterarm. Dabei läßt man das Blut nicht auf die Erde, sondern auf den Körper eines andern Mannes tröpfeln, was die Wirkung haben soll, Krankheiten vorzubeugen, das Wachstum der jungen Leute zu befördern und die Kraft der alten zu erhalten. Weiber dürfen bei dieser Operation nicht einmal Zuschauer sein, und wenn die Männer sich dieses ihres Vorrechts bedienen, so warnt das Brummen der Witarna<sup>4)</sup> alle Uneingeweihten vor dem Herzutreten. Außerdem haben die Eingebornen noch gewisse Ärzte, Mintapas genannt, welche vorgeben, die Krankheit aus dem Körper saugen zu können. Ist das Ubel allgemein, so setzen sie ihren Mund an die Herzgrube, ist es bloß örtlich, an den leidenden Teil, und wenn sie eine Welle gesogen haben, nehmen sie ein zuvor heimlich hineingestecktes Stüchgen Holz oder Knochen aus ihrem Munde und geben vor, dies sei der von ihnen aus dem Körper gesogene und zuvor von boshaften Menschen durch irgend eine Zauberei, Patiya, hineingebrachte Krankheitsstoff. Es scheint überhaupt, als

<sup>1)</sup> cf. Co. luth. Missionsbl. 1848, p. 164 f.

<sup>2)</sup> Bei einer oder der andern dieser Weihen kommt in gewissen Gegenden auch das Ausschlagen der Zähne vor.

<sup>3)</sup> cf. Ausland 1852, p. 264.

<sup>4)</sup> Die Witarna, ein zu heiligem Gebrauch bestimmtes Werkzeug, ist ein 1½ Fuß langes und 3 bis 4 Zoll dickes, glattes Stück Holz, das die Eingebornen an einer langen Schnur, die den Wilpalingis bei der Weihe um den Hals gehängt wird, über dem Kopfe durch die Luft schwingen, was, wenn die Schnur durch die Drehungen prall geworden ist, einen unheimlichen, brummenartigen Ton gibt. Vor Weibern und Kindern wird die Witarna sorgfältig verborgen, und ihr Brummen ist ihnen ein Zeichen, daß die Männer einen ihrer geheimen Gebräuche verrichten, und daß sie sich deshalb fern zu halten haben.

würden die gehalten, d anweist, al höhle, wo wohnern a Dichter, un bei einem s auf die (B) förmig ist wo der Ver Körper, an hat dich um mand“, so geben, so g durch Ruim Der angege es so veran steht entwe oder zwei A und begrabe pflegen die um bitterlic aufrichtig z immer gleic Mittel bedie wirklicher A sehr kleine I auch ihre a brennen die langes Loch rauf den Se Weiten geri bedeckt, und gelegt, auf r dieser und d zwei Berwan Parorysmus hin und her die oft wehlt mit Feuerst und Freunde und ihre G geeigneten mültige Klage Beispiel zu schweigen, u Verstorbenen Schmerzgefü

Eurhardt, Miss

würden die Mintapas für höhere Wesen mit übernatürlichen Kräften gehalten, da man ihnen nach ihrem Tode einen andern Aufenthaltsort anweist, als den übrigen, nämlich Panderi-kurtui, d. i. Himmels-  
höhle, wo sie frei aus- und eingehen und von wo sie auch oft den Urbe-  
wohnern abends in Menschengestalt erscheinen. Dazu sind sie auch  
Dichter, und ihre Würde scheint erblich zu sein. — Ist endlich der Tod  
bei einem Kranken eingetreten, so wird der Körper nach einigen Tagen  
auf die (Zweig-)Bahre, das Wirfatti, gelegt, welches rund und strahlen-  
förmig ist und von 5 oder 6 Männern über die Stelle getragen wird,  
wo der Verstorbene gelebt hat. Unter der Zeit geht einer unter den  
Körper, angeblich im Gespräch mit dem Toten, und fragt ihn: „Wer  
hat dich umgebracht? kennst du ihn?“ Sobald der Körper sagt: „nie-  
mand“, so hört diese Art von Verhör auf; wird aber jemand ange-  
geben, so geht der Zug fort, und man glaubt, daß der Tote selbst,  
durch Kuinyo (den Geist des Todes) dazu angeregt, sich herumbewegt.  
Der angegebene Mörder kann auch gegenwärtig sein, in welchem Falle  
es so veranstaltet wird, daß einer der Zweige ihn berührt; dann ent-  
steht entweder augenblicklich ein Kampf, oder doch wenigstens in ein  
oder zwei Tagen. Hernach wird der Körper von der Bahre genommen  
und begraben. Nach dem Tode eines ihrer Freunde oder Angehörigen  
pflegen die Urbewohner von Port Lincoln sich zu versammeln, nur —  
um bitterlich zu weinen. Diese Wehklagen scheinen zwar nicht immer  
aufrichtig zu sein, da sie, unter gewissen Formlichkeiten beginnend,  
immer gleichzeitig angestellt werden und man sich auch mancher äußern  
Mittel bedient, um Thränen hervorzuloden, gehen aber doch meist aus  
wirklicher Theilnahme hervor. Bei der Beerdigung — totgeborne oder  
sehr kleine Kinder werden meistens verbrannt, einige Stämme graben  
auch ihre andern Toten nach einer gewissen Zeit wieder aus und ver-  
brennen die Gebeine — gräbt man ein 4 bis 6 Fuß tiefes und 4 Fuß  
langes Loch, streut auf den Boden etwas trocknes Gras und legt da-  
rauf den Leichnam mit aufwärts gerichteten Beinen, den Kopf nach  
Westen gerichtet. Der Körper wird dann mit einem Rängurufell  
bedeckt, und über die Öffnung des Grabes dicht zusammen starke Stöcke  
gelegt, auf welche die ausgeworfene Erde geschüttet wird, so daß zwischen  
dieser und dem Leichnam ein leerer Raum bleibt. Bisweilen springen  
zwei Verwandte des Toten auf das Grab, fassen sich, wie in einem  
Parorgasmus von Trauer, in den Haaren und reißen und balgen sich  
hin und her. Monatelang aber währt nicht bloß bei den Frauen,  
die oft wehklagend an den Gräbern sitzen und Leiden und Brüste sich  
mit Feuersteinen blutig ritzen, die Trauer um entschlafene Verwandte  
und Freunde. Namentlich abends, wenn sie am Ruheorte angelangt  
und ihre Gemüther in einer, zu ernstern Betrachtungen am meisten  
geeigneten Stimmung sind, pflegt zuerst einer in langgedehnte, weh-  
müthige Klagelaute auszubrechen und veranlaßt bald die übrigen, seinem  
Beispiel zu folgen. Nach solcher Klage beobachten sie ein tiefes Still-  
schweigen, und unter keiner Bedingung geschieht es, daß der Name des  
Verstorbenen vor Ablauf einiger Jahre genannt wird, nur damit ihr  
Schmerzgefühl nicht zu sehr aufgeregt werde und sie nicht zu viel weinen



mögen. Zum Zeichen der Trauer schneiden auch die Männer Haar und Bart und Frauen das Haar sich ab oder versengen es mit heißer Asche, die sie sich auf den Kopf legen; hier und da machen die Weiber aus weichem weißen Thon und Gras sich eine 1½ bis 2 Zoll dicke Mütze auf den Kopf und lassen sie da trodnen werden, worauf sie dieselbe auf das Grab des Betrauerten setzen; auch die Männer besprenkeln und bemalen sich zum Zeichen der Trauer mit weißem Thon. Auf das Grab selbst steckt man in der Regel Zweige und Sträucher, mit denen es oft wie mit einer Hütte überbaut ist, und es gilt als Beweis der Achtung für den Verstorbenen, daß jeder Vorübergehende einen kleinen Strauch oder Zweig auf diese Hütte wirft, die so zuletzt ein dichtes Schatten- und Schutzbach bildet.

Wenn alles, was uns in bezug auf die Religion<sup>1)</sup> der Australier berichtet wird, erstaunlich dürftig und verworren ist, so liegt dies nicht etwa in dem Wesen unsrer Quellen, es liegt vielmehr im Wesen jener religiösen Vorstellungen selbst, von welchen die Quellen uns berichten sollen. Diese Vorstellungen sind wüß und unklar und wie bei allen Naturvölkern keineswegs gleichmäßig ausgebildet und allgemein, sondern verschiedenartig und veränderlich, ja nicht bloß nach Stämmen und Familien, sondern wohl gar nach Familien besonders entwickelt. Nirgends zeigt sich die Behauptung, daß der australische Bildungszustand auf eine frühere höhere Stufe hinweist, klarer wie hier, wo alles einzelne wie verhallende Stimmen aus früherer, reicherer Zeit herüberschallt, wir aber keineswegs den Eindruck erhalten, als hätten wir es mit Halbentwickeltem, Stehengebliebenem zu thun. Daher ist denn diese Ansicht, welche vielfach ausgesprochen ist, die Australier hätten keine Spur von Religion oder Mythologie, eine durchaus falsche. Aber freilich ist diese Religion ganz ausgeartet, ganz zu Grunde gegangen in wilder, zusammenhangsloser, oft unglaublich abgeschmackter Dämonologie, in abergläubischer Gespensterfurcht; daher die Grundzüge festzustellen für unsre Zwecke völlig genügt.

Nur an wenig Stellen des Landes glaubt man an ein gutes Wesen. Ein solches aber nimmt man in Südastralien an, ebenso auch in Neusüdwales und im Innern des südöstlichen Kontinents. Nach Cunningham heißt dieser Gott Koyan, im Süden, nach den Missionaren, Peiamai; er wohnt im Himmel, hat alles geschaffen, weshalb er auch Mamammurok, „Allvater“, heißt. Er wie Koyan ist leicht erzürnt, doch läßt er sich durch Länze versöhnen. Auch im Südosten, am Loddonfluß hatte man dunkle Vorstellungen von einem Schöpfer aller Menschen und Tiere, und Tyermann und Bennet erwähnen einen gütigen Gott, Tian, der Himmel und Erde und die schwarzen Menschen gemacht hat. Daß die Welt durch einen Gott gemacht sei, glauben auch die Eingebornen westlich der Liverpoolkette, welche alles in der Natur, was sie sich nicht selber erklären können, auf die Devil-devil zurückführen, offenbar nur der englische Namen. Der Wellingtonstamm hielt ebenso den Gott Batamat, der auf einer Insel im fernen Osten wohnt und

<sup>1)</sup> Gerland, a. a. O., S. 796.

Fische ist  
der Dinge  
bin, diese  
ihn auch  
Jahreszeit  
sein: denn  
Er hat ei  
aus Grim  
aber durc  
scheint B  
aber von  
hinabgesti  
dachte ma  
obscöne M  
Göttern, s  
deren sie  
war lange  
Bewohner,  
als Gestir  
die lebende  
Bei den S  
der früher  
sie so schu  
der Welt  
bildern ge  
von der E  
Datums, i  
sehen viele  
wie wir si  
schen Myth

Pulhalla  
Geschlechtern  
Gegenben die  
daß seine bei  
endlich ihre  
oder Sir Ho  
Kindern in S  
von Felsen in  
in eine unter  
Pulhalla  
wältiger Fels  
Erinnerungen  
und stürmt e  
gebärdigem P  
die Blig rüh  
seiner Beine.  
junger Leute  
Ober- und U  
müssen nun

Die F  
Fischen von

Fische ist, welche auf seinen Ruf von selbst kommen, für den Schöpfer der Dinge, andre indes theilten dem Sohne des Gottes, dem Durambin, diese Rolle zu. Jedenfalls war auch er ein guter Gott, wie man ihn auch mit besonderen Liedern und Tänzen zu einer bestimmten Jahreszeit und zwar im Februar verehrt. Er muß weithin bekannt sein: denn viele dieser Lieder und Hymnen stammten vom Hunterfluß. Er hat einen Bruder Dararwigal, welcher im fernen Westen wohnt, aus Grimm über den Verlust seines Messers die Platten sendete, doch aber durch ein neues Messer sich versöhnen ließ. Ein ähnlicher Gott scheint Pungil gewesen zu sein, der Gott der Eingebornen, welcher aber von dem Gott der Weißen besiegt und in die Eingeweide der Erde hinabgestürzt ist, wo er nun gebunden liegt. Auch den Regenbogen dachte man als entstanden durch das höchste Wesen, freilich auf sehr obseöne Art. Mit diesen guten, das heißt nicht feindselig grauenvollen Göttern, scheinen ihre Schöpfungsmythen in Zusammenhang zu stehen, deren sie verschiedne haben. Nach dem einen ist die Erde platt und war lange dunkel, bis endlich Pupperimbul, einer ihrer damaligen Bewohner, die Sonne machte. Diese früheren Menschen aber, später als Gestirne an den Himmel versetzt, wirken jetzt nur als Geister auf die lebenden Menschen, denen sie unter verschiedenen Formen erscheinen. Bei den Stämmen nördlich von Perth heißt der Welterschöpfer Motogon, der früher ein starker Mann war, die Erde bei Namen rief, blies und sie so schuf. Allein jetzt ist er alt und thut nichts mehr. Die Schöpfung der Welt selbst wurde mit heiligen Tänzen vor bestimmten Götterbildern gefeiert, aber unmöglich kann man annehmen, daß diese Mythen von der Schöpfung sowie auch von einer großen Flut erst neueren Datums, wohl gar durch europäischen Einfluß erwachsen seien. Wir sehen vielmehr uralten Trümmern ähnliche Mythologeme in ihnen, wie wir sie in Polynesien gäug und gäbe fanden. Eine den polynesischen Mythen entschieden ähnliche ist folgende:

Pulhalla war vor Zeiten ein bedeutender Mann, der den nachfolgenden Geschlechtern die Wohlthat erwies, manchen Orten in den südlichen und westlichen Gegenden die Namen zu geben, die sie noch tragen. Er hatte jedoch das Unglück, daß seine beiden Weiber ihm entliefen, nach langem, vergeblichen Suchen fand er endlich ihre Spur und erreichte sie in der Nähe eines Vorgebirges (Kap Katastrophe oder Sir Isaac), wo er sie beide tötete. Dieselben wurden darauf nebst ihren Kindern in Steine verwandelt, und bis auf diese Stunde kann man sie in der Gestalt von Felsen im Meere sehen und ihr ständiges Stöhnen hören, — wenn die See in eine unterirdische Felsenhöhle hineinbraust. Nach vollbrachter blutiger That hing Pulhalla seinen Reisefack an einem nahen Berge auf, wo er noch jetzt als gewaltiger Felsblock hängt, und er selbst wurde später in die Lüfte erhoben, wo alte Erinnerungen ihn bisweilen mit rasender Wut erfüllen. In solchem Zustande reist und stürmt er in den Wolken einher, ruft und schreit, wie ein Eingeborner, in ungebärdigem Zorn, und die sein Brüllen und Schnauben erzeugt den Donner. Auch der Blitz rührt von ihm her und ist nichts anderes, als das heftige Ausipreizen seiner Beine. Er ist mit Wurfscheulen bewaffnet, womit er früher eine gewisse Klasse junger Leute besonders zu treffen wußte und sie oft mitten durchschmiß, so daß Ober- und Unterleib in verschiedenen Richtungen aus einander flogen; Ratt deren müssen nun jetzt die Bäume seinen Grimm fühlen.

Die Kauraregas erzählen von einem Riesen Abi, welcher beim Fischen von der Flut verschlungen wurde; da erhob sich ein großer

Felsen. Seine Weiber wurden in Felsen verwandelt, welche noch heute „Ipile“, d. h. Weiber, genannt werden. Die Erzählungen erinnern an den polynesischen Tangaloa.

Auch Sonne und Mond wurden verehrt, wie schon die Tänze beweisen, mit denen man in Südastralien den Neumond und die einzelnen Mondphasen feiert. Den Mond halten sie für den Mann der Sonne, welchen diese jeden Neumond tötet. — Andre Legenden scheinen Spuren von andern vielleicht ursprünglich mächtigen Gottheiten zu enthalten. Nganno gab vielen Gegenden den Namen, verwandelte sich dann aber in ein Seeungeheuer; Tarrotarro, Gott in Gestalt einer Eidechse, welcher die Geschlechter trennte und also Männer und Weiber schuf; Tarnba, der das Tatuiren lehrte und in ein gewaltiges Känguruh verwandelt wurde, womit es vielleicht zusammenhängt, daß die Eingebornen im Westen in dem dort seltenen roten Känguruh einen Geist sahen und nicht davon essen wollten.

Auch untergeordnete, mehr elementare Geister hat die Mythologie, woran sich Sagen von Verwandlungen von Menschen in Tiere knüpfen. Elfenartige Geister kommen ebenfalls vor: im Südosten auf den Bergen wohnen die Balumbal von weißer Farbe, nur von Honig lebend und immer gut „wie die Missionare“.

Weit ausgedehnter aber ist das Reich des Schreckens und der Finsternis. Auch hier finden wir verschiedene Gottheiten, mächtige und untergeordnete, und vieles, was jetzt nur als Schreckensgestalt gespenstisch weiterlebt, mag ihnen früher, allerdings vor sehr langer Zeit ein wirklicher, vielleicht auch gütiger Gott gewesen sein. So wohl auch der böse Geist des Westens, Cienga, der jetzt wie der Bungal des Ostens in der Erde wohnt; Kultus empfängt er nicht. Sprachlich scheint ihm der Kuinyo des Südens gleichzustellen, der als fürchterlich groß, mit entsetzlich dickem Rauch gedacht wird, nur nachts umgeht und wohin er kommt Tod bringt. Der Name bezeichnet als Appellativ: Tod, Leiche, Gerippe; daß er aber einst ein mächtiger Gott war, geht daraus hervor, daß von seinem Namen das Wort Kuinyunda, welches dem polynesischen Tabu gleich steht, abgeleitet ist; er muß also einst der Ordner und Rächer des Tabu gewesen sein. Im Norden scheint seine Stelle Yumburbar einzunehmen, da auch er Tod und alles Übel sendet und die Eingeweide des eben Verstorbenen verzehrt. Beachtenswert ist, daß man ihn zu sehen glaubte, wenn eine Sternschnuppe durch die Luft flog — ein polynesischer Anflug. Im Westen kriecht der Wau-gul, der von übernatürlicher Kraft als Untier im Wasser lebend gedacht wird, namentlich die Frauen durch langsame, inneres Aufzehren; er verursacht die Krankheiten. Im Osten ist es der Wandong, der den Eingebornen nachts aufslauert, einsame fortischleppt und brät; Feuer aber verschreckt ihn. Auch die Eingebornen von Port Lincoln fürchten vor allem ein dämonisches Ungeheuer<sup>1)</sup>, Marralye genannt, das als ein Mann beschrieben wird, der die Gestalt eines großen Vogels annimmt. Man fürchtet sich vor diesem Greifen vorzüglich zur Nacht-

<sup>1)</sup> cf. Ausland 1852, p. 280.

zeit, wo  
den Reim  
Spuren  
Wirkung  
genden  
und der  
kein selbst  
zur Ausf  
Art fabe  
Eingebor  
die ganz  
streifen.  
bei weite  
samkeit  
kann.  
zu haben  
merung  
zu bewaf  
überhaupt  
in Neuf  
anderwärts  
und die  
Ihre Ge  
bohren,  
schneiden  
Narben a  
Stamm  
schwierige  
und besaf  
man mei  
treiben k  
magischen  
Zu einer  
andern v  
einziges  
zeitlebens  
sie höchst  
Regen un  
Gestalten  
Bon  
Bewußtse  
an eine  
tututya).  
Abgrund,  
tot sind,  
zurück, g

<sup>1)</sup> cf.

zeit, wo er den Schlafenden entweder das Herz auffressen oder sonstwie den Keim des Todes in sie legen soll. Dabei läßt er keine sichtbaren Spuren seiner Anwesenheit zurück, und nur aus den verderblichen Wirkungen, als Schmerz und Krankheit, kann man seine unheilbringenden Besuche erkennen. Insonderheit wird der Tod kleiner Kinder und der Verlust der Augen ihm zugeschrieben. Doch hat der Marralye kein selbstständiges Dasein, sondern ist nur die von böshafter Menschen zur Ausführung schädlicher Absichten angenommene Larve. Eine andere Art fabelhafter Wesen sind die unzähligen Purlabidnis, von den Eingebornen geschildert als schwarze Männer von gewaltiger Größe, die ganz nackt und nur mit Wurfskeulen bewaffnet das Land durchstreifen. Obgleich stets auf Blut und Mord ausgehend, sind sie doch bei weitem nicht so gefürchtet, wie der Marralye, da man durch Wachsamkeit ihnen entgehen und durch Tapferkeit sie sogar überwältigen kann. Einige unter den Eingebornen rühmen sich, Purlabidnis getödtet zu haben, und, um vor ihnen sicher zu sein, verlassen sie in der Dämmerung und bei Nacht nie das Lager, ohne sich mit Speer und Keule zu bewaffnen. — Um im übrigen gegen den Einfluß der bösen Geister überhaupt sich zu schützen, haben sie eine Art Priester oder Zauberer, in Neufühwales Karraji, am Königsgeorgs- und Mulgarrabod, anderwärts anders genannt, deren Würde häufig erblich zu sein scheint und die eine um so größere Achtung genießen, je bejahrter sie sind. Ihre Geschäfte bestehen vorzüglich darin, die Nasenwand zu durchbohren, Vorberzähne auszuschlagen, den Frauen Fingerglieder abzuschneiden (eine ähnliche Sitte wie das Ausschlagen der Zähne<sup>1)</sup>), die Narben auf der Haut hervorzubringen u. dgl. m., wofür sie von den Stammmitgliedern eine kleine Abgabe an Lebensmitteln beziehen. In schwierigen Fällen erteilen sie Rat, heilen Wunden und Krankheiten und besaßen sich auch mit Wahrsagen, während sie als Zauberer, wie man meint, Gewitter, Regen und Krankheiten herbeiführen und vertreiben können. Diese Zauberer haben sich übrigens, ehe sie wirklich magischen Einfluß ausüben können, vielen Zeremonien zu unterziehen. Zu einer Periode müssen sie von dem Fleische junger Kinder, zu einer andern von dem alter Männer essen, es scheint aber, daß sie nur ein einziges Mal gezwungen sind, von jeder Art zu kosten, was denn für zeitlebens genügt. Nachdem sie das alles durchgemacht haben, besitzen sie höchst ausgebreitete Kenntnisse, als da sind: Krankheiten heilen, Regen und Hagel machen, Flüsse bezaubern und sich selbst in andere Gestalten verwandeln.

Von einer Fortbauer nach dem Tode haben die Australier ein Bewußtsein, aber freilich sehr kindische Vorstellungen. Sie glauben an eine Seele oder Geist, der getrennt von dem Körper existirt (Tpetututya). Nach dem Tode geht der Geist gen Westen, zu einem tiefen Abgrund, wo die Seelen aller Menschen zusammenkommen. Wenn alle tot sind, kehren diese Seelen wieder nach ihrem früheren Aufenthaltsort zurück, gehen zu den Gräbern ihrer verlassenen Körper und fragen:

<sup>1)</sup> cf. Basler Missionsmagazin 1833, I, p. 91 f.

„Sind dies die Körper, die früher einmal bewohnt waren?“ Dann antworten die Körper: „Wir sind nicht tot, wir leben noch.“ Die Seelen und Körper werden aber nicht wieder vereinigt, sondern die ersten leben während des Tages in den Bäumen und kommen nur nachts auf den Boden herab, wo sie Raupen, Eidechsen, Frösche und Känguruhratten verzehren. Vegetabilien essen sie nicht, sterben auch nie wieder und bleiben stets in der Größe eines Knaben von etwa acht Jahren. Wegen der umherirrenden Seelen und bösen Geister scheuen sich auch diese Stämme, nachts ihr Lager zu verlassen, bleiben ruhig bei ihrem Feuer liegen und erhalten es fortwährend in Glut und Flammen, um die Geister wissen zu lassen, daß sie auf ihrer Hut sind. Die Eingebornen von Port Lincoln beschreiben die Seele als so klein und fein, daß sie durch eine Ritze kriechen könne, und meinen, wenn der Mensch stirbt, so gehe sie nach einer Insel, wo sie, ohne je der Nahrung zu bedürfen, ihr Leben fortsetzt. In Bezug auf die Ortlichkeit der Insel stimmen sie nicht überein; auch scheinen sie mehrere Behältnisse der abgeschiedenen Seelen anzunehmen. Auf der Reise nach ihrem neuen Wohnorte wird diese Seele von dem Rotschnabel begleitet, einer Art Strandläufer, der wegen seines gelenden Geschreies zur Nachtzeit bekannt ist. Nach einer andern Vorstellung finden die Toten ihren Weg an einer Schnur zu Nurunburi, dem Herrscher des Totenreiches im Westen<sup>1)</sup>. Wenn ein Mann stirbt, so wirft ihm Nurunburis Sohn die Schnur zu, der Tote hält sich daran fest und wird so in das Land der Geister geleitet. Wenn er sich nähert, so fühlt Nurunburi an dem Zittern der Schnur, daß jemand daran ist, und fragt seinen Sohn, wer da kommt. Ist es ein Mann, so ruft der Sohn alle andern Männer zusammen, die durch großes und lautes Geschrei den halb Bewußtlosen wieder zu sich bringen. So wie er wieder zu sich kommt, nähert er sich unmutig und schweigend Nurunburi, der ihm seinen künftigen Wohnplatz anweist. Gehört er zur Encounterbai oder einem der Gralovastämme, so darf er in Nurunburis Hütte wohnen; ist er aber von einem andern Stamme, so wird ihm sein Platz etwas weiter ab angewiesen. So viel Frauen er auf Erden zurückgelassen, bekommt er von Nurunburi wieder, in dessen Gesellschaft außerdem alte Leute jung und Kranke gesund werden. Eine neuere, erst seit ihrer Bekanntschaft mit der weißen Menschenrasse<sup>2)</sup> angenommene Meinung scheint es zu sein, daß ihre Seelen künftig in weißen Menschen wiedererscheinen werden<sup>3)</sup>. Gegenwärtig wenigstens sind die Weißen ihnen nichts andres, als die verkörpert Seelen ihrer Vorfahren, und in einigen weißen Ansiedlern meinten sie längst verstorbene Angehörige wiederzuerkennen

<sup>1)</sup> cf. Ausland 1852, p. 272.

<sup>2)</sup> Bei den Stämmen an der Encounterbai heißen die Weißen Grinkari. Dieselben pflegen nämlich ihre Toten, die Kniee bis an das Kinn hinaufgezogen und die Hände zwischen die Schenkel zusammengebrückt, zwischen zwei brennende Feuer hineinzusetzen, so daß die Leiche die Hitze dieser beiden und der Sonne erhält. Nach einigen Tagen lodert sich die Haut und wird abgezogen, und eine solche Leiche heißt dann Grinkari. Weil aber die Hautfarbe der Europäer einige Ähnlichkeit mit dem so geschilderten Körper hat, ist ihnen dieser Name ebenfalls gegeben worden.

<sup>3)</sup> cf. Ausland 1852, p. 268. Basler Missionsmagazin 1833, I, p. 92.

und gabe  
Die beide  
Seelen da  
wiederer  
bloß für d  
übrigens  
haben, un  
Von eine  
wenigsten  
daß in di  
abhänge.

Aber  
gefangen.  
von aller  
Vorfahren  
Verse, die  
geplappert  
dieser Zar  
kennt; die  
Blindheit  
nicht entri  
ihnen gew  
ist nämlich  
das Weibl  
gegessen n  
und junge  
Gesetz geb  
die gewöh  
liebig geg  
keine Emu  
Murray l  
genieten.  
hinaus, so  
was sie n  
die sie zu  
Bis dahin  
unverheira  
Beutel der  
das rote S  
blätter des  
und den n  
Eingeweib  
Burkas, r  
wenige Kr  
betrachten;

<sup>1)</sup> cf. 2

<sup>2)</sup> cf. 2



und gaben ihnen die Namen, die diese in ihrem Leben getragen hatten. Die beiden anscheinend widersprechenden Ansichten, daß eine Insel die Seelen der Verstorbenen empfangt, und daß diese als weiße Menschen wiedererscheinen, werden durch die Annahme vereinbart, daß die Inseln bloß für eine gewisse Zeit der Aufenthalt dieser Seelen seien. Sie glauben übrigens auch, daß die Seelen der Schwarzen schon vorher existirt haben, und bezeichnen dieselbe Insel als deren früheren Aufenthaltsort. Von einer jenseitigen Vergeltung nach ihren Werken<sup>1)</sup> scheinen die wenigsten eine Ahnung zu haben, während sie allerdings behaupten, daß in diesem Leben das Schicksal des Menschen von seinem Verhalten abhängt, und wenigstens eine Rache über die Übeltäter anerkennen.

Aberglauben aller Art hält die armen Schwarzen in Neuholand gefangen. So steht z. B. die Deute ihrer Jagd unter dem Einfluß von allerlei Zauberformeln. Sie haben nämlich mehrere von ihren Vorfahren überlieferte und nur den Erwachsenen bekannte zweizeilige Verse, die mit großer Geschwindigkeit und häufiger Wiederholung hergeplappert werden, wenn sie ein Wild verfolgen. Der wörtliche Sinn dieser Zaubersprüche oder Flüche ist ihnen wahrscheinlich selbst unbekannt; die festgeglaubte Wirkung derselben aber ist, das Tier mit Blindheit zu schlagen oder so zu schwächen, daß es seinem Verfolger nicht enttrinnen kann. — Auch für den Genuß des Fleisches gelten bei ihnen gewisse abergläubische Gebräuche und Gesetze<sup>2)</sup>. Allgemeines Gesetz ist nämlich, daß das Männliche jeder Tiergattung nur von Männern, das Weibliche bloß von Weibern und nur die jungen Tiere von Kindern gegessen werden, so daß den Männern zwar freisteht, auch die Weibchen und jungen Tiere zu essen, die Weiber und Kinder aber streng an das Gesetz gebunden sind. Eine Ausnahme findet jedoch statt in bezug auf die gewöhnliche Känguruhratte, Kulla genannt, die von jedermann beliebig gegessen wird. Während der Schwangerschaft dürfen die Frauen keine Emus und Dpossums essen, sonst werden die Kinder krank; am Murray dürfen sie auch in diesem Zustande keinerlei Art von Fleisch genießen. Sind sie aber einmal über das Alter des Kindergebärens hinaus, so dürfen sie, abgesehen von dem oben erwähnten Verbot, essen was sie wollen, ebenso die Männer, wenn sie ihre lekten Ceremonien, die sie zu Burtas oder vollen Männern machen, überstanden haben. Bis dahin ist ihnen aber ebenfalls manches verboten. So dürfen die unverheirateten Männer z. B. nicht essen: Känguruh, die aus dem Beutel der Mutter genommen sind, die großen Eingeweide der Tiere, das rote Känguruh — oder in manchen Distrikten nur nicht die Borderblätter desselben — das weibliche Känguruh all der verschiedenen Arten und den wilden Hund. Wenn verheiratet, können sie sich an den großen Eingeweiden ergötzen und auch Emus essen, und wenn erst einmal Burtas, wie schon gesagt, alles verzehren was vorkommt. — Nur wenige Krankheiten gibt es, die sie als Wirkungen natürlicher Ursachen betrachten; fast stets halten sie für den Grund derselben irgend eine

<sup>1)</sup> cf. Basler Missionsmagazin 1828, I, p. 17.

<sup>2)</sup> cf. Ausland 1852, p. 255.

Bezauberung, die namentlich durch zwei Instrumente ausgeübt sein kann, die Plangge oder den Mofari.

Die Plangge ist ein 2 Fuß langer Stod mit einem dicken Wurzelknopf an dem einen Ende; sie glauben, daß eine Person, deren Brust leise damit berührt wird, krank werden und sterben muß, oder geschieht das nicht, so wird die nächste Wunde, die der Bezauberte erhält, sei sie auch noch so leicht, tödlich. Diese Bezauberung geschieht gewöhnlich nachts, wenn der Gefährdete schläft; lagern deshalb Stämme dicht neben einander, so hält stets einer aus dem Stamme Wacht, solche Bezauberungen zu verhindern. Hat ein Mann einen Feind, den er zu bezaubern wünscht, und kann er sich nachts an ihn heranschleichen ohne entdeckt zu werden, so glaubt er, daß er ihn in tiefem Schlaf versenken kann, wenn er die Hand vor seinem Gesichte leise bewegt; sein Gedanke ist dabei als ob er einen Büschel Emu-fernen in der Hand hielte, die vorher in die Feuchtigkeit eines verwesten Körpers getaucht wurden. Auch die Nachschlafenden schlafert er auf diese Art fest ein, und berührt dann die Brust seines Opfers mit dem Zauberstod. — Der Mofari ist ein schwarzer Stein, etwa wie eine Art geformt und zwischen zwei Hölzer gebunden, die ihm als Stiel dienen; die scharfe Seite des Steines wird gebraucht, Männer, die stumpfe, Frauen zu bezaubern — sonst benutzt man es aber gerade wie den Plangge.

Ein anderes Instrument, Krankheit und Tod zu verursachen, ist das Ngabungage oder Ngabungge. Feinde bewachen einander und suchen eifrig nach Plätzen, wo der Gegner Enten, Papageien, Katadus oder eine Art Fische „Ponde“ genannt, u. gegessen hat. Vergaß er dabei, sorgfältig all die Knochen, die er zurückließ, zu verbrennen, so hebt sie sein Feind sorgfältig auf. Hat er aber die nötige Vorsicht gebraucht, und findet dieser keine Spur von Überbleibseln mehr, dann muß er selber für Material sorgen. Er erlegt dann eins dieser Tiere, kocht oder bratet es, und bietet es freundlich seinem Opfer an; vorher aber hat er ein Stück von den Knochen für sich zurückbehalten, was er sorgfältig aufhebt und mit dem Harz des Grassbaumes an einem etwa 3“ langen Stück scharf zugespitzten Känguruhknochens befestigt. Dies ist dann das Ngabungge, was er nun bloß neben das Feuer zu stecken braucht, um Krankheit und Tod seines Opfers herbeizuführen.<sup>1)</sup> Ähnlich wird Puingurru, ein heiliger Knochen, den sie manchmal zum Aberlassen gebrauchen, angewandt. Regen sie diesen Knochen ins Feuer und brennen ihn zu Asche, so soll er ebenfalls tödlichen Einfluß auf die Feinde ausüben. Wenn zwei Stämme mit einander auf feindlichem Fuße stehen und einer davon wird krank, so glaubt man allgemein, daß ein Zauberer des Gegenstammes die Schuld trägt, ist aber gar das Puingurru verbrannt, dann bleibt keine Rettung möglich. — Jeder Sterbefall muß nicht allein die Ursache in der heimlichen Zauberei eines Feindes haben, sondern wieder durch Feindes Blut geführt werden. Um den Toten sitzen und wehklagen, heulen und schreien die Weiber, und treiben die Männer zuletzt so weit, daß sie in reiner Verzweiflung

<sup>1)</sup> Ist jemand überzeugt, daß der Tod eines Verwandten oder Freundes von Bezauberung herrührt, und er hat Verdacht auf jemand, so sucht er sich ebenfalls ein solches Ngabungge zu verschaffen und sitzt es in den Schenkel der Leiche; dies soll ebenso den langsamen schleichenden Tod des Feindes herbeiführen, wie das Versenken des Knochens am Feuer.

ausspringen  
zu vergie  
irgend e  
gut Wa  
Hierenfe  
schneiden  
daher ein  
zurückbr  
herausbe  
schreiben  
wissen  
Namen  
und glau  
Jung un  
nicht ge  
Lincoln  
Person t  
den Ring  
den Tod  
gewöhnlic  
die sich n  
greiflich  
rückliche  
sich zwis  
angeblich  
zur Ausf  
häufig si  
Traum  
Morgens  
Ein solch  
und von  
Was  
der Aust  
Außern,  
als ihre  
eine ganz  
dieser Sp  
Stammes  
Grey sän  
vielmehr  
Stämme,  
einander  
Wahrschei  
eine Folg

<sup>1)</sup> cf.  
<sup>2)</sup> cf.  
<sup>3)</sup> cf.

auffspringen, ihre Waffen ergreifen und hinausrennen, Blut um Blut zu vergießen. Manch armer Unschuldiger, der ihnen dann gerade von irgend einem andern Stamm in den Weg lief oder die Nacht nicht gut Wache hielt, ist als ein solches Sühnopfer erschlagen und sein Hirnsegg davon geschleppt worden; denn dem ermordeten Feinde schneiden sie alles Fett aus und nehren es mit sich, und bezeichnen daher einen solchen Mord mit dem Ausdruck: „das Fett des Gestorbenen zurückbringen.“ Sollte jemand sterben, ohne daß seine Verwandten herausbekommen können, wer die Ursache seines Todes gewesen ist, so schreiben die Eingeborenen an der Encounterbai denselben einer gewissen Art von Zaubererei zu, welche sie Melapar nennen. Diesen Namen geben sie auch den Abelaide- und mehr nördlichen Stämmen und glauben, daß sich dieselben in Vögel, Bäume zc. verwandeln können. Jung und Alt fürchten diese Melapar, und verlassen deshalb ihre Hütten nicht gern nach Sonnenuntergang. Die Eingeborenen von Port Lincoln sind auch der Meinung, daß jemand eine ihm widerrwärtige Person im Schlafe töten könne durch ein eigentümliches Bohren mit den Fingern an der Seite, welches allmähliches Erkranken und endlich den Tod zur Folge habe. Man entdeckt den vermeintlichen Bösewicht gewöhnlich durch die Aussagen der Sterbenden. Bei allen Todesfällen, die sich nicht durch Altersschwäche, äußere Wunden oder andere handgreiflich nachweisbare Ursachen erklären lassen, argwöhnen sie die heimtückische Anwendung dieses Mittels, und es kommt oft genug vor, daß sich zwischen den Angehörigen des Verstorbenen und dem der Hexerei angeblich Schuldigen eine blutige Feindschaft entspinnt, die vieler Opfer zur Ausöhnung bedarf. — Die Träume<sup>1)</sup> werden bei den Australiern häufig für Göttersprüche gehalten, und so oft einer einen lebhaften Traum hatte, dessen er sich bewußt ist, so verwandelt er ihn des Morgens in einen Gesang, den er allen seinen Nachbarn vorsingt. Ein solcher Gesang wird nicht selten unter dem ganzen Volk verbreitet, und von den entferntesten Stämmen als ein Volkslied aufbewahrt.

Was nun die Sprache selbst<sup>2)</sup>, so ist unter den Stämmen der Australier, bei so mancher überraschenden Gleichförmigkeit im Äußern, wie in den Ansichten und Gebräuchen, nichts auffallender als ihre große Sprachverschiedenheit; jeder bedeutende Stamm scheint eine ganz eigene Sprache zu haben. Ohne Zweifel sind die meisten dieser Sprachen nur als Dialekte zu unterscheiden, als Zweige eines Stammes, die sich mehr oder minder von einander trennten, wie denn Grey sämtliche Sprachen Australiens nur in fünf Dialekte oder vielmehr Sprachstämme einteilt<sup>3)</sup>; aber doch können sich manche Stämme, die nur durch einen vergleichsweise geringen Raum von einander getrennt sind, kaum unter einander verständlich machen. Wahrscheinlich ist die Erscheinung einer so großen Sprachverschiedenheit eine Folge der Isolirtheit der einzelnen Stämme, die eben im allge-

<sup>1)</sup> cf. Basler Missionsmagazin 1833, I, p. 106.

<sup>2)</sup> cf. Ausland 1847, p. 831. Ev. luth. Missionsbl. 1848, p. 35 ff.

<sup>3)</sup> cf. Ausland 1846, p. 1236.

meinen in sehr geringer, teilweise in gar keiner Verbindung untereinander stehen; weniger wohl mag dazu die merkwürdige Sitte beigetragen haben, die Namen von Personen ihres Stammes nach ihrem Tode, namentlich wenn derselbe auf gewaltsame Weise erfolgte, nicht mehr auszusprechen. Doch verursacht diese Verschiedenheit wenigstens in den Grenzgegenden keine Unbequemlichkeit, da ein jeder aus seiner eigenen auch die Mundart des Nachbarstammes versteht. Es kommt daher häufig vor, daß eine Unterredung in zwei verschiedenen Sprachen geführt wird, da kein Teil sich entschließen mag, seine eigene Sprache mit der des andern zu vertauschen, obgleich er derselben mächtig ist. Sogar in einer Familie verkehren die Glieder derselben, wenn sie durch Heiraten aus verschiedenen Stämmen zusammengeführt sind, auch in verschiedenen Sprachen mit einander; ein Umstand, der zugleich zum Beweise dient, wie eingewurzelt bei ihnen überhaupt die Liebe zu der „väterlichen Weise“, zu allem Hergebrachten und Bestehenden ist. Die Parnkalla-Mundart, mit der Missionar Schürmann in Port Lincoln sich hauptsächlich bekannt gemacht hat, wird von dem Stamme gleichen Namens gesprochen, der die Ostküsten der Halbinsel, von Port Lincoln bis etwa an die Spitzen des Spencer-Golfs, bewohnt. Die Nauo-mundart, die an den südlichen und westlichen Teilen vorherrscht, weicht von dem Parnkalla nicht nur durch eine breitere, härtere Aussprache und verschiedene Biegungen der Haupt- und Zeitwörter ab, sondern hat zum Teil auch ganz eigentümliche Wörter, wie aus folgender Zusammenstellung erhellt:

| Parnkalla. | Nauo.    | Deutsch.    |
|------------|----------|-------------|
| Idna       | Tyina    | Fuß.        |
| Yurko      | Tyendu   | Sonne.      |
| Kubmanna   | Kuma     | eins.       |
| Kalbelli   | Kutora   | zwei.       |
| Karnko     | Wamo     | Haus.       |
| Karnkuru   | Wamugu   | nach Hause. |
| Ngukata    | Ngukanna | gehen.      |

Das Parnkalla ist eine weiche und wohlklingende Sprache, wenn sie, wie dies wenigstens von den Weibern und Kindern zu geschehen pflegt, langsam und sorgfältig gesprochen wird, und da jedes Wort mit einem Selbstlaut endigt, so fällt den Eingeborenen die Aussprache des Englischen ungemein schwer. Was nun die auffallendsten Eigenheiten des Parnkalla in grammatischer Hinsicht betrifft, so mögen dieselben mehr oder minder auch bei den andern australischen Sprachen sich finden. Die Buchstaben f, h, v und alle Zischlaute kommen gar nicht vor, ebenso weder der bestimmte noch der unbestimmte Artikel; ein Geschlechtsunterschied der Wörter ist unbekannt, und das Fürwort pana entspricht dem dreifachen deutschen: er, sie, es; die rückbezüglichen Fürwörter werden durch Umschreibungen oder hinweisende Fürwörter ersetzt, dagegen gibt es außer der Einzahl und Mehrzahl noch eine Doppelzahl (dualis). Bei den persönlichen Fürwörtern gibt es drei unterschiedene Formen zur Bezeichnung der Verwandtschaftsbeziehungen

zwischen  
(Brüder)  
laya, w  
wörter  
Endunge  
nach Sat  
gationen  
Gegenseit  
Mobilität  
Schwierig

So h  
und immer  
ganzen La  
maldilliny  
abermal sch  
schlagen la  
andern schla  
ans Schlag  
geschieht; b  
bumalngila  
nachdem m  
und zeitlich  
erwiebernd  
loinya, ein  
gibt dieser  
wichtigsten.

Such  
Australier  
Schärfe f  
Fährte ei  
auch nur  
an der H  
Zweigen  
er nie,  
ist die S  
er den ver  
auf den A  
Folge auf  
der Stelle  
Körpers.

Aber  
man gewi  
sie versch  
Berg, jede  
einzelnen  
des eignere

1) cf. 1.  
2) cf. 2.  
3) Gerh.

zwischen redenden und angeredeten Personen, z. B. ngadli, wir beide (Brüder); ngarrinyi, wir beide (Vater oder Mutter und Kind), ngadlaya, wir beide (Oheim und Nefte). Statt der fehlenden Verhältniswörter treten an den Hauptwörtern verschiedene Biegungen und Endungen ein, z. B. karko, Haus, karkungu, im Hause, karkuru, nach Hause, karkungunne, von Hause u.; die verschiedenen Konjugationen des Zeitworts drücken die Beziehungslosigkeit, Ursächlichkeit, Gegenseitigkeit, Dauer u. s. w. aus; daneben aber gibt es noch andre Modifikationen, welche die größte Eigentümlichkeit wie bedeutendste Schwierigkeit der australischen Sprachen bilden<sup>1)</sup>.

So heißt z. B. bummora schlagen. Modifikationen sind: bumalbianna, oft und immer schlagen; bumalgunnanna, gerade jetzt schlagen; bumalngarimana, den ganzen Tag lang schlagen; bumalgunabianna, die ganze Nacht lang schlagen; bumaldillinya, sich selbst schlagen; bumallunna, einander schlagen; bumalalinya, abermal schlagen; bumalnuminya, zuvor oder voreerst schlagen; bumalmambirra, schlagen lassen oder verursachen; bumalbillinya, auf Befehl oder Anweisung eines andern schlagen; bumaldurinya, in gutem Ernst schlagen, auch sich von etwas anderm aus schlagen machen; bumallawanna, gleichzeitig schlagen, während etwas anderes geschieht; bumaldanna, nach dem Essen oder einer genommenen Stärkung schlagen; bumalngilana, zwei einander (Dual. reciproc.) schlagen; bumalmarranna, schlagen, nachdem man einen festgenommen hat; bumalrana, nach und nachher (räumlich und zeitlich) schlagen; bumalbilana, im Einhergehen einen schlagen; bumalbuonna, erweiternd schlagen; bumalinya, stellvertretend (für einen andern) schlagen; bumaleinya, einem im Schlagen zuvorkommen; bumalyirra, schlagen heißen u. s. f. Es gibt dieser Modifikationen noch viel mehr, aber dies sind die gewöhnlichsten und wichtigsten.

Suchen wir endlich noch eine übersichtliche Charakteristik des Australiers zu gewinnen, so müssen wir zunächst die außerordentliche Schärfe seiner Sinne beachten<sup>2)</sup>. „Er erkennt an den Fußstapfen die Fährte eines Tieres im Waldesdickicht, wo keines Europäers Auge auch nur die leiseste Spur wahrnimmt, und bemerkt aus der Ferne an der Kinde des Baumes die Spur des Eichhorns, das in seinen Zweigen oder Büchern haust. Die gerade Richtung zum Ziel verliert er nie, auch wenn alle Zeichen fehlen.“ Ebenso bewundernswert ist die Schnelligkeit des Gesichts und die Geschicklichkeit, mit welcher er den verschiedenen Waffen auszuweichen versteht, wenn er namentlich auf den Angriff gefaßt war. Fünf oder sechs Speere können in rascher Folge auf einen Mann abgeschleudert werden, ohne daß er sich von der Stelle bewegt, vermeidet er alle durch eine leichte Bewegung des Körpers.

Aber auch in geistiger Beziehung<sup>3)</sup> stehen die Australier höher als man gewöhnlich annimmt. Es geht dies schon daraus hervor, daß sie verschiedene meist beschreibende Namen haben für jeden Fluß, Felsen, Berg, jede Ebene u. s. w., so unterscheiden sie auch jedes Tier, ja die einzelnen Körperteile manches Tieres, (so wie bis ins einzelste die des eignen Leibes) und jede einzelne Pflanze mit besonderen Worten.

<sup>1)</sup> cf. Basler Missionsmagazin 1843, IV, p. 13 ff.

<sup>2)</sup> cf. Basler Missionsmagazin 1833, I, p. 90. 104.

<sup>3)</sup> Gerland, a. a. D., S. 762 ff.



Wenn man aber behauptet hat, es gäbe kein allgemeines Wort für Baum, Fisch, Vogel u. s. w., sondern nur Spezialnamen, so ist dies ein Irrtum, wenigstens sicherlich nicht allgemein richtig. Auch ihre Ortskenntnis ist sehr groß, so daß sie auf eine Tagereise weit die Richtung in der ein Punkt liegt, vollkommen genau beschreiben, und ebenso groß ist ihre Erinnerung von Ortschaften, die sie einmal besucht haben und ihr Gedächtnis wahrhaft staunenswert. Ein Europäer wurde von Eingebornen, die ihn nur 1 bis 2 Stunden gesehen hatten, nach 14 Jahren wiedererkannt. Aber mehr noch: sie benennen verschiedene Sternbilder: den Orion, das Siebengestirn, die Milchstraße, sowie einzelne Sterne. Nach dem Stande des Mondes wissen sie zu bestimmen, welche Zeit es ist; auch teilen sie den Himmel in 8 Himmelsgegenben ein und benennen die Winde mit den Namen derselben. In auch Spuren einer Jahreseinteilung finden sich. Manche Stämme, besonders die nördlichen, sind im Tauschhandel nicht ungeschickt. Das Zählen ist freilich wenig entwickelt. Bei keinem Stamme geht die Zahlenreihe über 5, manche zählen nur bis 4 und andere sogar nur bis 2, und zwar findet sich letzteres bei Stämmen, die in anderen Beziehungen nicht zu den niedrigsten gehören. Sprachen lernen sie leicht. Beim Schulunterricht erweisen sich die Kinder der Eingebornen durchaus nicht als unfähig. — Manche europäische Beobachter haben die Australier für völlig stumpf gehalten, so schon Cook, wegen ihrer geringen Neigung zum Stehlen und weil sie sich nicht zum Tauschhandel verstehen wollten. Indes sie hatten kein Interesse für die ihnen gänzlich fremden Dinge. „Man sieht ihnen,“ sagt ein anderer Bericht-erfasser, „selten Neugierde oder Verwunderung an. Doch sind sie darum durchaus nicht dumm zu nennen.“ Es finden sich sogar manche hervorragende begabte unter den Eingebornen. Hat doch schon in den vierziger Jahren ein solcher den ersten Preis im Sydney College erhalten. Die unten zu erwähnenden Erfahrungen der Mission sprechen gleicherweise für die intellektuelle Fähigkeit. Anständig behandelt sind sie durchaus brauchbare, nicht entfernt „wilbe“ Menschen.

Mit diesen Zeugnissen wird das alte oft wiederholte Urteil, das sie wenig höher als die Drang-Utan stellen wollte, genügend widerlegt. Dabei soll nicht bestritten werden, daß sie unter den ungünstigen Lebensverhältnissen und vollends unter der schwachvollen Behandlung seitens der Weißen tief verkommen sind, wie sie überhaupt nach mehrfachen Anzeichen früher auf einer höheren Stufe gestanden zu haben scheinen.

Auch in moralischer Beziehung sind sie nicht so sehr verworfen wie sie gewöhnlich geschildert werden. Trotz der oft ihnen vorgeworfenen Trägheit findet man sie doch vielfach als willige Arbeiter. Den Fremden gegenüber waren sie zunächst immer scheu. Das weitere Benehmen der verschiedenen Stämme war aber sehr ungleich — manche zeigten sich feindselig, andre harmlos freundlich. Eine gewisse Gutmütigkeit scheint allerdings im allgemeinen ein Charakterzug des Australiers zu sein; allein sie sind ängstlich und schreckhaft; daraus entspringt Mißtrauen, das bei der geringsten Veranlassung zur Feindseligkeit wird —

wie dies  
ist. De  
ziehen.  
von We  
gegangen  
Freundli  
weilen si  
Thränen  
seligkeit  
herum u  
verräteri  
ein nicht  
entspring  
haben ein  
Boden.  
zu erzieh  
sich find  
im friedl  
ander ern  
friedlich  
ist bei ih  
hängt das  
hörlichen  
und die t  
erwähnen  
und zu z  
sind sie s  
Länge  
Eingeborn  
das Evan  
Weißen i  
erst ehrba  
ständnis  
Flut von  
die begrei  
Doch sehe  
diese selbs  
Aus  
1606 die  
erstes eur  
derselbe s  
Name Ner  
als Gend  
beteiligten  
hervor, de  
australische  
teren Unte  
baren ind

wie dies besonders bei plötzlicher Annäherung der Fremden der Fall ist. Dabei muß man die Wirkungen des Aberglaubens in Rechnung ziehen. Darnach ergibt sich die oftmals vorgelommene Ermordung von Weißen doch als nicht nur aus barbarischem Blutdurst hervorgegangen, zumal wenn man auch die Schuld der Weißen berücksichtigt. Freundliche Behandlung hat sie oft mild und freundlich gemacht. Bisweilen sind sie sogar weichherzig, wie man sie bei den Leiden anderer Thränen vergießen sah. Wenn sie beleidigt sind, so kommt ihre Feindseligkeit keineswegs sofort zum Ausbruch; sie tragen sie lange mit sich herum und erscheinen dann gelegentlich hinterlistig, rachsüchtig und verrätherisch. Wie bei den meisten Naturvölkern findet sich bei ihnen ein nicht geringer Stolz, der leicht zu verletzen ist. Aus demselben entspringt das oft beobachtete spöttische Nachahmen der Europäer. Sie haben eine große Anhänglichkeit an ihren Stamm und ihren heimischen Boden. Junge Eingeborne, die man mit Gewalt zurückhielt, um sie zu erziehen, sind oft nach längerer Ausbildung wieder entflohen. Unter sich sind sie freigebig, und Geiz gilt als der höchste Schimpf. Mitten im friedlichen Verkehr können plötzlich ihre Leidenschaften gegen einander erregt werden — wie sie auch nach einem Kampfe alsbald wieder friedlich mit einander verkehren, als wenn nichts geschehen wäre: so ist bei ihnen ein unberechenbarer Wechsel der Stimmungen. Damit hängt das unsitte Wesen zusammen, das sich auch in ihrem unaufhörlichen Wandern ausdrückt. Sonst hätten wir noch den Eigensinn und die im Verkehr mit den Weißen sehr entwickelte Begehrlichkeit zu erwähnen. Diese macht sie zu höchst verschmigten Gaunern einerseits, und zu zudringlichen unverschämten Bettlern anderseits — und dabei sind sie schamlose Räuber.

Bängst waren die nachtheiligen europäischen Einflüsse unter den Eingebornen Australiens wirksam gewesen, ehe man daran dachte, ihnen das Evangelium zu bringen. Verbrecher waren es, die als die ersten Weißen in größerer Anzahl an den Küsten erschienen, und denen dann erst ehrbare Kolonisten folgten, die jedoch meist auch weder ein Verständnis noch ein Herz für die Eingebornen hatten bis endlich eine Flut von goldsuchenden Abenteurern einige Gegenden überschwemmte, die begreiflicherweise vollends keinen guten Einfluß ausüben konnten. Doch sehen wir die Geschichte der australischen Kolonien und diese selbst etwas näher an.

Aus der Entdeckungsgeschichte schiden wir ganz kurz voraus, daß 1606 die holländische Jacht Drijsfen von den Molukken kommend als erstes europäisches Schiff den Kontinent erreichte. In der Folge wurde derselbe öfters von Holländern aufgesucht (daher auch der früher übliche Name Neuholland) und einzelne Küstenstrecken erforscht und benannt, als Genbragtsland, Edelsland, de Wittsland u. s. w. Unter den dabei beteiligten Seefahrern heben wir nur den berühmten Abel Tasman hervor, der auf 2 Expeditionen 1642 und 1644 verschiedene Teile des australischen Festlandes entdeckte. Das Land aber reizte nicht zu weiteren Unternehmungen und da die Holländer ausreichend auf den fruchtbaren indischen Inseln beschäftigt waren, blieb Australien lange fast

ganz sich selbst überlassen. Erst durch Cook nahmen die Engländer die Erforschung wieder auf. Dieser nahm 1769 die ganze Ostküste auf, der er den Namen Neusüdwales gab. Die Botanybay und Port Jackson — an letzteren liegt nun Sydney, die erstere wenig südlichere erhielt ihren Namen von den vielen unentdeckten Pflanzen in denen man die eigenthümliche Flora Australiens erst genauer kennen lernte, — sowie weiter im Norden die Moretonbai, waren die wichtigsten Punkte, auf welche er die Aufmerksamkeit lenkte. Die englische Regierung beschloß 1786 das von Cook entdeckte Land zu kolonisiren, und zwar durch die Verbrecher, welche man nach dem Verlust der amerikanischen Kolonien nicht mehr wie früher dorthin schicken konnte. Unter Führung des Kapitäns Arthur Philipp, eines Deutschen aus Frankfurt a/M., der zum Gouverneur der Kolonie Neusüdwales ernannt wurde, langte am 18. Januar 1788 ein Geschwader von 11 Schiffen mit 548 männlichen und 192 weiblichen Verbrechern, sowie 212 Soldaten in Port Jackson an. Die Niederlassung warh an einer Bucht, die man Sydney Cove nannte, angelegt. Als Grenze der neuen Kolonie wurde die ganze Ostküste und im Innern der 131. Grad östlicher Länge von Greenwich festgesetzt. Nicht ohne Blutvergießen war die Verbrecherschar herübergebracht worden, die zum größten Teil dem Auswurf der Menschheit angehörte. Feingebildete Schwindler und gemeine Straßenräuber, Gauner und Revolutionäre sowie die weiblichen Mitschuldigen von vielen wurden in Ketten ausgeschifft — stets bewacht von einer Abteilung Soldaten mit geladenem Gewehr. — Die Deportirten waren in verschiedenen Klassen eingetheilt. Einige waren auf 7, andere auf 14 Jahre verurtheilt, der Rest auf Lebenszeit. Die junge Kolonie hatte mit manchen Schwierigkeiten zu kämpfen, die jedoch durch die Umsicht des Gouverneurs überwunden wurden. In jedem Jahre trafen neue Transporte mit Verbrechern ein. Diejenigen, welche sich gut geführt hatten, erhielten eine freiere Bewegung, wurden zuletzt begnadigt und traten in die Stellung freier Kolonisten. Es war bedeutsam, daß viele nach dem großen Aufstande von 1798 verurtheilte Irländer, die tüchtige Aderbauer waren und nicht den Makel gemeiner Verbrecher an sich trugen, nach Port Jackson kamen. Diese bildeten nach ihrer Begnadigung den gebiegenen Keim einer aderbautreibenden Kolonialbevölkerung. Dieselbe vermehrte sich später durch freie Ansiedler, als der günstige Erfolg ihrer Arbeit mehr und mehr beschränkt wurde. Durch Anlegung von besonderen Pönalstationen für die gefährlichsten Verbrecher in Paramatta und auf den Norfolkinseln wurde die Entwicklung der Kolonie wesentlich gefördert. Waren nun auch viele von den Deportirten unverkennbar gebessert und zwar in ganz andrer Weise als dies in einem heimischen Zuchthause möglich gewesen wäre, so trug in der ersten Periode ihrer Geschichte die Kolonie doch noch sehr das Gepräge ihres Ursprungs an sich. Trunksucht in größter Ausdehnung, Unzucht, Diebstahl, Betrug in jeder Form u. s. w. waren nicht selten, dazu hatten entflozene Verbrecher, sogenannte bush rangers, förmliche Räuberbanden gebildet, welche oft die Ansiedlungen unsicher machten. Dennoch war die Kolonie im schnellem Wachstum begriffen, be-

sonders  
lange  
stiegen  
waren.  
Schäffer  
und wei  
die freie  
die fortg  
1839 gä  
Neusüdw  
angelegt  
Perth, I  
war 183  
kommen  
schneiden  
Abelaike  
Südauf  
dieselbe  
den aufst  
Kolonisat  
die selbst  
seiner G  
drängte f  
gegen 20  
an der g  
nach ihre  
von Neus  
an trenn  
deren Har  
Schli  
merkungen  
wales u  
mancherle  
hinzieht u  
zu seinen  
berge mit  
Viktoria  
auch weit  
nur noch  
(und in  
sich unabs  
Dieselben  
Alpen kom  
den mit d  
aus Queen  
durchziehen  
des ganzen  
deutschen

sonders seitdem die Ansiedlungen auch jenseits der Blauen Berge, welche lange Zeit die äußerste Grenze des europäischen Einflusses bildeten, überstiegen (1813) und jenseits fruchtbare Gebirgslandschaften entdeckt waren. Der Ackerbau gedieh, noch mehr aber die Viehzucht; große Schafherden lieferten mit ihrer Wolle einen reichen Ertrag. Weiter und weiter verbreiteten sich die Ansiedlungen über das Land. Wie sich die freien Einwanderer mehrten, so wuchs auch der Widerstand gegen die fortgesetzte Einführung von Verbrechern, und es wurde dieselbe 1839 gänzlich abgestellt. Schon 10 Jahre früher war unabhängig von Neusüdwales dem südlichen Teile der Westküste eine weitere Kolonie angelegt worden, die zunächst dem Schwanenfluß, an dem ihr Hauptort, Perth, liegt, genannt wurde, jetzt aber Westaustralien heißt. Ebenso war 1836 eine Einwandererschiar nach dem Süden des Kontinents gekommen und hatte an der St. Vincentsbai, die von dem tief einschneidenden Spencergolf durch die Northalbinsel getrennt ist, die Stadt Adelaide gegründet, welche die Hauptstadt einer besonderen Kolonie Südastralien wurde. Von Neusüdwales aus wurde ziemlich um dieselbe Zeit im südlichsten Teil der Ostküste (Australia felix) das von den australischen Alpen überragte Stippsland besiedelt, von wo die Kolonisation an der Südküste fortging. Dieses Gebiet, welches 1850 die selbständige Kolonie Viktoria wurde, erlangte durch die Entdeckung seiner Goldfelder 1851 eine ungeahnte Bedeutung. In rasender Hast drängte sich dort eine große Bevölkerung zusammen, die schon 1853 auf gegen 200 000 Seelen gestiegen war, und deren Hauptstadt Melbourne, an der großen geschützten Bucht Port Philipp, schon im dritten Jahre nach ihrer Gründung 52 000 Einwohner zählte. Der nördliche Teil von Neusüdwales von Port Danger (etwa 100 Meilen von Sydney) an trennte sich 1856, um die besondere Kolonie Queensland zu bilden, deren Hauptstadt Brisbane an der Moretonbai wurde.

Schließen wir hieran noch einige eingehendere geographische Bemerkungen über die genannten Kolonien. Viktoria und Neusüdwales umfassen das südöstliche Bergland des Kontinents, das sich in mancherlei unregelmäßigen Bergzügen und Ketten längs der Küste hinzieht und an manchen Stellen mehr oder minder breite Küstenebenen zu seinen Füßen hat. Die westlichste Berggruppe bilden die Grampianberge mit 2000 Meter hohen Gipfeln, während im östlichen Teile von Viktoria die australischen Alpen sich 500 Meter höher erheben und sich auch weit nach Neusüdwales hineinziehen. Aus letzterer Kolonie seien nur noch die Blauen Berge und die Liverpoolkette erwähnt. Westlich (und in Bezug auf Viktoria nördlich) von diesem Berglande dehnen sich unabsehbare Ebenen, wie sie oben bereits geschildert wurden, aus. Dieselben sind durchströmt vom Murrayflusse, der von den Australischen Alpen kommend, die Grenze zwischen den beiden Kolonien bildet und den mit dem Murrumbidgee vereinigten Sachlanfluß, sowie den weit aus Queensland herabkommenden Darling aufnimmt. Die letztgenannten durchziehen also den flachen westlichen Teil von Neusüdwales, der  $\frac{1}{4}$  des ganzen Terrains einnimmt, das an Größe den Flächeninhalt des deutschen Reiches um mehr als ein Viertel übertrifft. Nur das eine

Siebentel ist wirklich besiedelt und in 21 Shires eingeteilt. Die großen Ebenen aber, die sich nach Westen bis zum 41 Grade östl. L. (der die Westgrenze von beiden Kolonien bildet) und im Norden bis zum 29 Gr. südl. Br. erstrecken, sind in 19 Weidbezirke (Squattingbezirke<sup>1)</sup>) geteilt. Einer höheren Kultur ist das letztere Gebiet nicht fähig, selbst die Viehherden sind vielfach auf die Flußläufe beschränkt. Unter den 629 000 Bewohnern von Neusüdwales waren 1876 wenig mehr als 1000 Eingeborne; Victoria 840 000 Seelen, darunter 1638 Eingeborne.

Von Queensland mit seinen 31000 Quadratmeilen ist bis jetzt nur der südöstliche Teil besiedelt. Es ist ein Bergland, das fruchtbare zur Viehzucht wohlgeordnete Hochebenen enthält, über die sich einzelne felsige Bergketten erheben. Nach der Küste zu senkt sich das Hochland in schroffen Berggängen herab. In den fruchtbaren Küstenebenen wird Ackerbau getrieben, ja auch die Kultur tropischer Gewächse wie Baumwolle, Zuckerrohr und Kaffee ist im Zunehmen. Für diesen Zweck werden die, wie wir sahen, aus Melanesien eingeführten Arbeiter verwendet. Die Bevölkerungszahl belief sich 1876 auf 187 000 ohne die Eingebornen, über die sich keine Angaben finden.

Südaustralien enthält das kleinste von den Bergländern des Kontinents. Es zieht sich im Osten der großen Golfe (Spencer und S. Vincent) gegen Norden hin und besteht aus hochgelegenen von einzelnen Bergen überragten und von zahlreichen Küstenflüssen gut bewässerten Ebenen, die ebenso durch die Fruchtbarkeit des Bodens wie durch den Reichtum an metallischen Erzen — vor allem Kupfer — ausgezeichnet sind. Der nördliche Teil läuft in die Fлиндерkette aus, die sich allmählich zu den öden Ebenen im Innern herabsenkt. Auch jenseits des Spencergolfes erheben sich noch einige Berge und Ketten; hier aber verliert sich bald alles in die unabsehbare Wüste. Auch für die nördlichen Teile der Kolonie läßt sich kaum ein anderer als dieser Ausdruck gebrauchen. Die weiten furchtbar dürreren Ebenen, welche von einzelnen Felsketten durchzogen sind, werden von großen Seen, zum Teil mit salzigem Wasser, unterbrochen. Als die Westgrenze Südaustraliens gilt der 131. Längengrad. Auch das ganze Gebiet vom 26. Breitengrade an bis zur Nordküste hin wird vorläufig, unter dem Namen Nordterritorium, dieser Kolonie zugerechnet, obgleich bis jetzt nur ein paar Forschungsexpeditionen dasselbe unter großer Gefahr durchzogen haben. Südaustralien hatte 1876 eine Bevölkerung von 229 000 Seelen, darunter fast 4000 Eingeborne. Über die Zahl der letzteren im Nordterritorium sind bis jetzt auch nicht annähernde Schätzungen vorhanden.

Von dem genannten Längengrade westlich nimmt Westaustralien den ganzen Rest des Kontinents ein. Aber nur eine kleine Ecke im Südwesten desselben ist besiedelt. Die Kolonie ist weit hinter den andern zurückgeblieben und hat es noch nicht zu einer Stadt von über 3000 Einwohnern gebracht. Sie zählt im ganzen 27 000 Seelen.

<sup>1)</sup> Squatters heißen in Australien die Herdenbesitzer, welche große, noch dem Staate gehörige Flächen pachten und als Weide für ihr Vieh benutzen.

Die Jah  
noch ger  
An  
die sch  
durch die  
mit herr  
Branden  
standen  
möglich  
„Auch h  
und was  
Ein Str  
Flinte ga  
angenehm  
der ungel  
wurden si  
behandelt  
gnügen  
Schandth  
nach der  
eines Ein  
die erbitt  
dem sie  
das Eins  
2 Pfund  
der Mein  
der Englä  
einer der  
Fлиндер  
sie von da  
küste Tas  
gestorben  
Kriege) no  
übrig; 18  
starb als  
wurde un  
Mehr  
Behandl  
den urspr  
nichts and  
brecher, w  
zu gewinn

<sup>1)</sup> Über  
<sup>2)</sup> Das  
süßlich —  
das Blatt ni  
nare anzufin  
<sup>3)</sup> Gerle  
Burkhardt, W



Die Zahl der Eingebornen findet sich nicht angegeben; sie scheint nur noch gering zu sein.

Anhangsweise müssen wir hier noch eine weitere Kolonie erwähnen: die schöne Insel Tasmanien, welche von der Küste Victorias nur durch die Bassstraße getrennt ist. Sie ist ein fruchtbares Bergland mit herrlichem Klima, fast so groß wie die Provinzen Pommern und Brandenburg zusammen genommen. Die einst zahlreichen Eingebornen standen den Australiern sehr nahe. Von den Weißen sind sie womöglich noch grausamer und schamloser behandelt worden als jene. „Auch hier,“ sagt Gerland<sup>1)</sup>, „war eine Verbrecherkolonie angelegt, und was sie den Eingebornen für Früchte trug, zeigt folgende Geschichte. Ein Sträfling überredete einen Eingebornen, dem er eine geladene Flinte gab, wenn er dieselbe in sein Ohr losdrückte, so würde er eine angenehme Empfindung haben. Er machte ihm den Handgriff mit der ungeladenen Flinte vor, und der Schwarze erschoss sich. Auch sonst wurden sie, wie offiziell festgestellt ist, aufs schmachlichste wie wilde Tiere behandelt. Gleich bei der ersten Ansiedlung schoß ein Offizier zum Vergnügen mit Kartätschen unter die friedlichen Eingebornen; andre Schandthaten kamen häufig vor, und erst seit 1810, sieben Jahre nach der Kolonisation, wurde festgestellt, daß auch die Ermordung eines Eingebornen als strafbar gelten sollte. — Endlich erhoben sich die erbitterten Eingebornen zu einem Krieg auf Leben und Tod, in dem sie gefährlich genug wurden. Schließlich aber — war doch auf das Einfangen eines Erwachsenen 5 Pfund, auf das eines Kindes 2 Pfund gesetzt — schließlich unterlagen sie. Darwin, welcher auch der Meinung ist, daß ihre Vernichtung in dem schändlichen Betragen der Engländer ihren Grund hatte, vergleicht den Krieg gegen sie mit einer der großen ostindischen Jagden<sup>2)</sup>. Besiegt wurden sie nach Fлиндерinsel (in der Bassstraße deportirt; 1848 verpflanzte man sie von da nach Dyster Cove im D'Entrecasteaux-Kanal (an der Südküste Tasmaniens), wo sie vor dem Hauche einer solchen Kultur ausgestorben sind. „Ihre Zahl betrug 1815 noch 5000; 1835 (nach dem Kriege) noch 111; 1847 waren 13 Männer, 22 Weiber und 10 Kinder übrig; 1854 waren noch 16 übrig, darunter kein Kind“, und 1876 starb als letzte die Witwe eines Häuptlings, der King Billy genannt wurde und schon 1869 gestorben war.

Mehr oder weniger aber trifft die Schmach in Beziehung auf die Behandlung der Eingebornen alle australischen Kolonien. Von den urprünglich dort angesiedelten Verbrechern konnte man freilich nichts anderes erwarten. „Gouverneur Philipp<sup>3)</sup>“ klagt, wie die Verbrecher, welche zahlreich entkommen, alle seine Veruche, die Eingebornen zu gewinnen und zu heben, vereitelt haben. Sie verleiteten die Ein-

<sup>1)</sup> Über das Aussterben der Naturvölker, S. 114 ff.

<sup>2)</sup> Das Ausland 1872, S. 482, beschreibt uns das große Kesseltreiben ausführlich — ohne auch nur ein Wort der Entrüstung darüber; — und doch scheut sich das Blatt nicht, in demselben Artikel die schwersten Beschuldigungen gegen die Missionare anzuknüpfen. Vergl. Allgem. Missionszeitschrift 1877, S. 109.

<sup>3)</sup> Gerland, a. a. O., S. 283.

Eurhardi, Missionsbibliothek. IV, 8. 2. Aufl.

geboren zum Trunk, zur Unzucht, sie brachten ihnen die Syphilis; und wie furchtbar ihre Wirksamkeit war, geht daraus hervor, daß die anfangs friedlichen und freundlichen Eingebornen durch sie und ihre rohen Gewaltthaten immer feindlicher wurden und daß keiner der nun folgenden unaufhörlichen Kämpfe zwischen beiden Rassen entstand, welchen nicht diese Ausreißer, unter denen höchst ruchlose Verbrecher waren, veranlaßt hätten. Selbst zu Kannibalen wurden sie. Die freien Ansiedler, welche seit 1790 kamen, machten es den Schwarzen gegenüber kaum besser als die Deportirten. Sie stahlen ihnen die Weiber und behandelten sie immer schlechter und schlechter. Schon durch ihr Beispiel, welches ihnen Trunkenheit und arge Sittenlosigkeit vielfach zeigte. Die Regierung selbst setzte auf jeden eingebrachten Entlaufenen einen Preis aus von Branntwein, und so mußten ihn ja die Eingebornen, trotz ihres ursprünglichen Widerwillens dagegen, schätzen lernen. Daher konnte denn aus der Kolonie für die Schwarzen (Blacktown), wo man die bis dahin raslos Wandernden plötzlich festsetzen wollte, nichts werden. Schlechtigkeit und Verbitterung wuchs immer mehr unter den unglückseligen ersten Besitzern des Landes. Die Rachekriege hörten nicht mehr auf, und Krankheiten, welche die Einwanderer brachten (gleich bei Beginn der Niederlassung wütheten die Blattern unter den Eingebornen aufs schrecklichste), mehr aber noch das entseßliche Verfahren der Weißen gegen sie, rief sie immer mehr auf. Wir stehen hier vor dem schwärzesten Fleck der Geschichte des 19. Jahrhunderts, welchen auch Geschichtsschreiber der europäischen Geschichte beachten sollten, denn er ist zur Charakteristik unserer Zeit höchst wichtig. Ärger noch als die Spanier im 17. Jahrhundert auf den Marianen, viel ärger haben die Engländer hier und in Tasmanien gehaust. Threlweld sagte 1836: ein volles Menschenleben gehörte dazu, nur die einzelnen Fälle europäischer Grausamkeit gegen die Eingebornen zu untersuchen, Fälle, die ebenso zahlreich als unmenschlich und scheußlich sind. Menschenjagden, die gräßlichsten Mißhandlungen erlaubten sich die Ansiedler zum Vergnügen. Zum Vergnügen schoß man die Australier nieder und fand nichts dabei, die Schädel als Trophäen oder Probeexemplare im Empfangszimmer aufzustellen. Hat man sie doch sogar einfach durch Arsenik aus dem Wege geräumt und sich dessen nach eines Berichterstatters (Byrne) Zeugnis sogar oft gerühmt<sup>1)</sup>. Das waren aber nicht etwa einzelne Verbrecher; o nein! die Mehrzahl der Bevölkerung stimmte hiermit ganz überein, ja selbst die Provinzialregierung. Diese letztere bot 100 Pf. St. dem, welcher den eingebornen Mörder eines Weißen den Gerichten überlieferte, 25 Pf. im umgekehrten Falle. Ersteres Geld war leicht zu verdienen; denn als Zeugen wurden die Eingebornen nicht zugelassen; verteidigen konnten sie sich meist auch nicht, weil der Sprache nicht mächtig, und so hing man sie oft auf den bloßen Verdacht hin. So mordeten Verbrecher und Richter um die Wette. Abten nun die Ein-

<sup>1)</sup> Selbst Frauen sollten den bittenden Schwarzen vergiftetes Mehl gereicht haben.

geboren  
zum Ver  
meist oh  
recht geg  
die gang  
eines m  
hinausju  
2—3000  
der Pla  
vernünft  
zum Sch  
Regierun  
grausam  
mendiger  
Pflichten  
ging im  
welcher  
gestellt w  
kolonial  
Gouverne  
Prollama

Als  
gleichen V  
Bodens, a  
als Unter  
fredt, hab  
den Schu  
auch die  
land eintre  
hebt, den  
ganze Volk  
wohner die  
und angele  
so innig m  
menschliche

Wenn  
sieben Ve  
als Vieh  
Menschen  
zurotten.  
kleinen S  
Kinder, u  
Seil zusa  
sie alle ta  
und ein  
Schandthe  
der began

<sup>1)</sup> cf. I

geborenen irgendwie Vergeltung, so war dies ein erwünschter Anlaß zum Vernichtungskrieg gegen sie, wie man ihn 1825, 1830 und sonst meist ohne Erfolg geführt hat.“ — Im Oktober 1830 ward das Standrecht gegen die Eingeborenen ausgerufen, und der Gouverneur beschloß, die ganze Kolonistenbevölkerung unter die Waffen zu rufen und mittels eines militärischen Korps die Eingeborenen auf eine der Salbinseln hinauszudrängen. Infolge dessen stand eine bewaffnete Macht von 2—3000 Kolonisten vom 4. Oktober bis 26. November im Felde, aber der Plan mißlang vollständig. Erst im Jahre 1838 schritt man zu vernünftigeren und menschlicheren Maßregeln, indem eine Gesellschaft zum Schutz der Eingeborenen sich in Neusüdwales bildete und die Regierung selbst einen Protektor aufstellte, um die letzteren gegen grausame und ungerechte Behandlung zu beschirmen, was um so notwendiger war, da auch die freien Ansiedler keine Ahnung von ihren Pflichten gegen die farbige Bevölkerung hatten. Im Jahre 1839 ging im gesetzgebenden Rat der Kolonie eine Bill durch, vermöge welcher gewisse Landkommissare mit ausgedehnten Vollmachten ausgestattet wurden, die den Auftrag hatten, den zahlreichen außerhalb der Kolonialgrenzen begangenen Grausamkeiten ein Ziel zu setzen, und der Gouverneur selbst begleitete die Veröffentlichung dieser Bill mit einer Proklamation, die ihm hohe Ehre macht.

„Als menschliche Wesen“, sagt er in dieser Proklamation, „die mit uns der gleichen Natur theilhaftig sind, als die ursprünglichen Besitzer des Grundes und Bodens, aus dem wir vornehmlich unsern Reichtum und Wohlstand schöpfen, und als Unterthanen der Königin, deren Gewalt sich über jeden Teil Australiens erstreckt, haben die Eingeborenen der Kolonie ein gleiches Recht wie die Europäer an den Schutz und Beistand des Gesetzes von England. . . . Seine Excellenz glaubt auch die Bewohner der Kolonie benachrichtigen zu sollen, daß jede neue aus England eintreffende Depesche des Staatssekretärs in steigendem Maße den Wert hervorhebt, den Ihrer Majestät Regierung und nicht minder das Parlament und das ganze Volk von Großbritannien auf die gerechte menschliche Behandlung der Ureinwohner dieses Landes legt. Auch erklärt Seine Excellenz hiermit aufs feierlichste und angelegentlichste, daß nach Ihrer tiefsten Überzeugung nichts, was es auch sei, so innig mit der Ehre und den Interessen der Kolonie zusammenhänge, als die menschliche Rücksicht auf die Eingeborenen.“

Wenige Wochen aber nach jener Proklamation geschah es, daß sieben Verbrecher, die von der Regierung einigen Kolonisten im Innern als Viehhüter zugewiesen worden waren, zu Pferd ausjagen auf eine Menschenjagd<sup>1)</sup>, um die unglücklichen Eingeborenen in der Nähe auszurotten. Nach längerem Ritt entdeckten sie mitten im Busch einen kleinen Stamm von etwa 30 Eingeborenen, Männer, Weiber und Kinder, umzingelten die Unglücklichen, banden sie mit einem langen Seil zusammen und schlepten sie tiefer in den Wald hinein, wo sie sie alle kaltblütig abschlachteten, die Leichen auf einen Haufen legten und ein großes Feuer darüber anmachten, um so die Spuren ihrer Schandthat zu verwischen. Doch kam durch eigentümliche Umstände der begangene Frevel an den Tag; der Hauptzeuge aber, einer der

<sup>1)</sup> cf. Basler Missionsmagazin 1860, p. 172 f.

ehrbaren Männer des Distrikts, wagte kaum nach seinem Wohnsitze zurückzukehren, „so stark war die Sympathie für die Mörder, selbst unter Männern von Einfluß,“ ja bei obrigkeitlichen Personen. Alle möglichen Mittel wurden angewendet, sie der verdienten Strafe zu entreißen; Subskriptionen wurden angeordnet, um sie durch die gewandtesten Advokaten verteidigen lassen zu können, und die Zeugen wurden mit den schwersten Drohungen eingeschüchtert.“ Der Gouverneur hatte einen schweren Stand, allein die Schuld war über allen Zweifel erhaben, und mit männlichem Mute sprach der wackere Mann das wohlverdiente Todesurteil. Bei dem allen schritt Menschlichkeit und Gerechtigkeit gegen die Eingebornen nur langsam vorwärts. Als der Staatsanwalt der Kolonie auf eine Bill antrug, wonach künftig die Gerichtshöfe gehalten sein sollten, auch die Schwarzen als Zeugen vor Gericht anzunehmen und ihr Zeugnis als rechtskräftig zu behandeln, gab der Oberrichter von Australien der Maßregel seine volle Zustimmung (1838), und als er kraft seines Amtes die Bill bei dem Staatsrat einbrachte, fügte der Staatsanwalt eine Reihe peinlicher Beispiele hinzu, welche die Notwendigkeit einer solchen Maßregel bekräftigten. Trotzdem ging die Bill im Staatsrat nicht durch, und man gab nur so viel zu, daß die Schwarzen „gehört“ werden sollten. Sie sollten sagen, was sie wußten; das Geschworenengericht aber möge ihnen glauben oder nicht, je nachdem ihre Aussagen anderwärts bestätigt oder entkräftet würden. — Wenn man von der Geschichte britischer Kolonisation den Schleier hinwegzieht, mit welchem der Nationalstolz sie so gerne umgibt, was für dunkle Bilder stellen sich dem Blicke dar! Wie viel hat England, das große England, gut zu machen an jeder eingebornen Bevölkerung, welche Gott seiner Pflege anvertraut hat!

Dabei dürfen wir indessen nicht verschweigen, daß mehrere britische Statthalter schon in frühester Zeit hie und da einen Versuch machten, das unglückliche Geschlecht der Eingebornen vom Untergang zu retten und zu einem geordneten menschlichen Leben heranzubilden. Die schon erwähnte Kolonie Bladtown in der Nähe von Port Jackson war in bester Absicht gegründet; aber man hatte zu wenig Verständnis für die Eigentümlichkeit der Australier und brachte ein zu einseitiges Kulturideal in Anwendung, als daß die Sache hätte gelingen können. In Bladtown war bald nicht ein einziger Schwarzer zu finden. Dieselben Versehen wurden zunächst auch gemacht bei den Unternehmungen, welche die christliche Barmherzigkeit in Anregung brachte. Damit aber treten wir ein auf das Gebiet der hier so lange versäumten Mission.

## 2. Die Mission in Australien.

Der Bahnbrecher war auch hier der uns schon aus der neuseeländischen Mission bekannte Rev. Samuel Marsden, der seit 1794 als Kaplan der Verbrecherkolonie thätig war und seinen Wohnsitz in Paramatta hatte, 2 Meilen westlich von Sydney. Er war einer der wenigen, die in jener Zeit mit festem, starken Mute sich zu dem Getreuzigten bekannten und in allem ihren Predigen und Wirken nichts

anderes  
Welt, be  
und an  
reich, als  
einmal si  
Gouverne  
wandte,  
Man bes  
legen, wo  
gewöhn  
mit dem  
wurden d  
versehen,  
dem ganz  
wirtschaft  
der Eing  
Schreiben  
richtet.  
Anteil, u  
gänglich f  
da man d  
Anfang d  
griff war  
ohne weit  
und die j  
Armenans  
hielt, die  
strender  
die seitdem  
reichend  
Zivilisator  
sondern d  
Jahre hin  
des Evang  
später grü  
Freunde s  
Sünder.  
viel lieber  
nehmen...  
beides Gar  
die Zivilis  
zu den Ge  
der für sie  
einzelnen  
zu geben,  
schreibt M

<sup>1)</sup> Er st

anderes suchten, als die Ehre Jesu und die Rettung der verlorenen Welt, beseelt von dem lebendigsten und brennendsten Missionstrieb, und an Plänen und Entwürfen für die Rettung der Verlorenen ebenso reich, als an unermüdeter Ausdauer und Beharrlichkeit in dem, was er einmal sich vorgenommen. Er war es auch, an den sich der wadere Gouverneur Macquarie am Schluß des vorigen Jahrhunderts um Rat wandte, was für die Schwarzen um Sydney könnte gethan werden. Man beschloß, eine Musterwirtschaft zu Gunsten dieser Armen anzulegen, wo sie zivilisirt, von ihrem Wanderleben geheilt und an Arbeit gewöhnt würden, verbunden mit einer Erziehungsanstalt, in welcher sie mit dem Evangelium bekannt gemacht werden sollten. Bei Paramatta wurden demnach etliche schwarze Familien angehebelt und mit allem versehen, was zum Landbau nötig war, während ein tüchtiger Aufseher dem ganzen Unternehmen vorstand und in den Geschäften der Landwirtschaft Anleitung gab. In die Anstalt aber wurden mehrere Kinder der Eingebornen aufgenommen und durch den Aufseher selbst im Lesen, Schreiben, Rechnen und in den Elementen des Christentums unterrichtet. Marsden selbst nahm an allem den lebendigsten persönlichen Anteil, und dennoch schlug das an sich wohlgemeinte Unternehmen gänzlich fehl und mußte nach wenigen Jahren völlig aufgegeben werden, da man dabei vornehmlich zwei Mißgriffe begangen hatte, welche von Anfang den Keim des Mißlingens in dasselbe legten. Denn ein Mißgriff war es, daß man einen aus Wanderleben gewöhnten Stamm ohne weiteres in den engen Umkreis einer Musterwirtschaft bannen und die jungen Wildfänge unter die strenge Zucht einer europäischen Armenanstalt beugen wollte, und nicht minder, daß man es für nötig hielt, die Gemüther der Heiden durch die vorausgehende Zucht zivilisirender Einflüsse erst für das Christentum vorzubereiten, eine Ansicht, die seitdem durch die Erfahrung einer 80jährigen Missionsarbeit hinreichend widerlegt ist, da ein rechter Missionar allerdings auch ein Zivilisator sein muß, die äußere Zivilisation aber nicht die Wurzel, sondern die Frucht des Christentums ist. Auch Marsden war lange Jahre hindurch der Meinung, daß die Zivilisation der Bahnbrecher des Evangeliums sei und sein müsse, hat aber selbst seinen Irrtum später gründlich erkannt, wie er denn in hohem Alter zu einem seiner Freunde sagte: „Die Bibel predigt freie souveräne Gnade für arme Sünder. Kein Selbstgerechter kann in den Himmel kommen; er würde viel lieber verhungern und verschmachten als das freie Geschenk annehmen... Zivilisation ist nicht nötig vor dem Christentum. Laß beides Hand in Hand gehen, wenn du willst; aber du wirst finden, die Zivilisation folgt dem Christentum viel eher als umgekehrt. Rebe zu den Heiden von dem wahren und lebendigen Gott und dem Heiland, der für sie gestorben ist, — das wird einschlagen!“ Auch der Versuch einzelnen Schwarzen in europäischen Familien eine christliche Erziehung zu geben, war gleichfalls mißlungen. „Vor mehr als zwanzig Jahren“, schreibt Marsden noch in seinem Alter<sup>1)</sup>, „nahm ich einen Schwarzen

<sup>1)</sup> Er starb am 12. März 1838.



in mein Haus auf, und eine Zeitlang trug ich mich mit der Hoffnung, es könnte etwas aus ihm werden; aber am Ende ward er überdrüssig, und keine Überredung, kein Mittel vermochte ihn zu bewegen, noch ferner bei mir zu bleiben. Er lief wieder in den Busch, wo er bis heute geblieben ist. Einer meiner Amtsgenossen, Prediger R. Johnston, nahm zwei eingeborne Mädchen zu sich ins Haus, um sie zu unterrichten und zu erziehen. Sie wurden genährt und gekleidet wie europäische Kinder; aber nach kurzer Zeit entliefen sie in den Wald. Ein anderer Eingeborner, namens Daniel, wurde als kleiner Knabe von einer christlichen Dame in ihrer Familie aufgenommen; ja man nahm ihn mit nach England, ließ ihn dort in die beste Gesellschaft einführen, und das Englische sprach er fließend. Aber nach seiner Rückkehr von dort hielt ihn nichts ab, zu dem Wald- und Wanderleben seines Volkes zurückzukehren. Die Eingebornen ziehen ihr freies unabhängiges Leben trotz allen seinen Entbehrungen tausendmal jeder Art von Beschränkung vor.“ Fälle ähnlicher Art wiederholten sich öfter, und da Marsden zugleich fühlte, daß vereinzelte Versuche dieser Art nicht zum Ziele führen konnten, wandte er sich an die Kirchliche Missionsgesellschaft in London mit der Anfrage, ob nicht eine ordentliche Mission unter den Eingebornen von ihr wolle unternommen werden. Die Gesellschaft war gern bereit, auf diesen Vorschlag einzugehen; allein da es ihr an Leuten fehlte, so stellte sie dem trefflichen Kaplan eine nicht unbedeutende Summe zur Verfügung und bevollmächtigte ihn, jede Unternehmung mit Geldmitteln zu unterstützen, die zur Belehrung jener Heiden beizutragen geeignet wäre. Ehe jedoch diese Gesellschaft mit eigenen Arbeitern das Feld betrat, hatten längst schon andre Missionsvereine den bellagenswerten Eingebornen Australiens ihre Aufmerksamkeit zugewandt.

Die ersten, welche eine förmliche Mission unter ihnen in Gang brachten, waren die Methodisten Englands. Sie hatten bei der wachsenden Bevölkerung der Kolonie zunächst die Kolonialmission für die Weißen eingerichtet. Es konnte jedoch nicht fehlen, daß die Missionare auch den unglücklichen Ureinwohnern ihre Barmherzigkeit zuwandten und die Leitung der Missionsgesellschaft für diese interessirten. Der erste, der, soviel wir wissen, ausdrücklich zu den Eingebornen gesandt wurde, war ein gewisser Walker<sup>1)</sup>; aber weder von seiner Arbeit noch von seinen Erfolgen ist uns etwas bekannt. Schon vor ihm hatte Missionar Leigh (1815) in Port Jackson<sup>2)</sup> eine Schule mit schwarzen Kindern begonnen, aber weder er noch sein Nachfolger Cartwright, seit 1820, der freiwillig seinen Posten als von der Regierung angestellter Kolonieprediger verließ, um als Missionar mit dem Evangelio Christi unter den wilden Eingebornen umherzuwandern<sup>3)</sup>, lernte die Sprache der Eingebornen oder legte auch nur ein kleines Wörterbuch derselben an, und darin lag ohne Zweifel der nächste Grund des Miß-

<sup>1)</sup> cf. Basler Missionsmagazin 1824, I, p. 26; 1833, I, p. 89.

<sup>2)</sup> cf. Kleine Missionsbibliothek IV, 2, p. 301. cf. Basler Missionsmagazin 1821, IV, p. 100.

<sup>3)</sup> cf. Ebenbas. 1824, I, p. 132 f.

lingend: Menschen findet, bleibt, will, sandten bereits Jahresbe- wollen, den Ar- großen die wilde stämme fortgesetzt sollen.“

Mit den Eingebornen beiden alle Süd- C. Thre im Jahr nach jene- gierung gebornen, enthielten aufeinander willigte

So fees, und wo die 100 000 und schw Missions- unglückliche der Missi- hoffnungs- gesellschaft, Laufe vo wendet n Missioner glücklicher Mitteln, Unterstütz 150 Pfd.

<sup>1)</sup> cf.  
<sup>2)</sup> cf.  
<sup>3)</sup> cf.

lingen: ihrer Bemühungen<sup>1)</sup>, da „das Wort Gottes den Herzpunkt des Menschen doch nur erst durch das Mittel der eigenen Muttersprache findet,“ und es daher „die erste und wichtigste Aufgabe des Missionars bleibt, die Sprache des heidnischen Stammes, unter dem er wirken will, zu seiner eigenen zu machen.“ Noch einen Missionar, J. Harper, sandten die Methodisten den Eingebornen zu<sup>2)</sup>, doch stand diese Mission bereits im Jahre 1828 wieder still, „teils“, wie es in dem betreffenden Jahresbericht der Gesellschaft heißt, „um der mannigfachen Hindernisse willen, welche sich durch die Lage und die Gewohnheit der Eingebornen den Arbeiten derselben entgegenstellen, teils aber auch wegen der sehr großen Unkosten, welche notwendig aufgewendet werden müssen, wenn die Wilden von einer Stelle zur andern stets umherziehenden Volksstämme des Landes an einzelnen Stellen kolonisirt und so unter den fortgesetzten Einfluß eines regelmäßigen Unterrichts gebracht werden sollen.“

Mittlerweile hatte die Londoner Missions-Gesellschaft bereits den Eingebornen Australiens einen treuen Arbeiter zugesandt. Mit den beiden Abgeordneten seiner Gesellschaft, Tyerman und Bennet, welche alle Südpunktionen zu besuchen den Auftrag hatten, war Missionar G. Threlkeld<sup>3)</sup>, durch schwere häusliche Leiden gebeugt, von Rajatea im Jahre 1825 nach Neusüdwales gekommen, in der Absicht, später nach jener Insel zurückzukehren. Sie fanden hier zwei von der Regierung gegründete Schulen für den Unterricht von Kindern der Eingebornen, welche aber nicht mehr als 7 Knaben und ebensoviele Mädchen enthielten. Als nun der Gouverneur von Neusüdwales Threlkeld aufforderte, seine Thätigkeit den Eingeborenen dieses Landes zuzuwenden, willigte er ein, und auch die Gesellschaft erteilte ihre Zustimmung.

So begann denn Threlkeld an den Ufern des Macquarie-sees, unfern der Stadt New-Castle, 17 Meilen nördlich von Sydney, wo die Regierung ihm zum Behuf einer festen Ansiedelung der Schwarzen 100 000 Morgen Landes angewiesen hatte, mit großem Eifer sein neues und schwieriges Werk. Sechs Jahre lang brachte die Londoner Missions-Gesellschaft außerordentliche Opfer, um dem Elend des unglücklichen Volkes abzuhefen; allein die scheinbare Erfolglosigkeit der Mission einerseits, und die steigenden Bedürfnisse der sich immer hoffnungsvoller gestaltenden Südpunktion andererseits bewogen die Gesellschaft, sich gänzlich von diesem Felde zurückzuziehen, nachdem im Laufe von 6 Jahren mehr als 3000 Pfd. Sterl. auf dasselbe verwendet waren. Dem wackern Threlkeld wurde freigestellt, in die Missionen der Südpunktion zurückzukehren; aber er konnte sich von dem unglücklichen Volke Neuhollands nicht trennen. Teils aus seinen eigenen Mitteln, teils mittelst der Beiträge von Freunden und einer namhaften Unterstützung der Regierung, die ihm seit 1831 ein Jahrgehalt von 150 Pfd. Sterl. anwies, setzte er das Werk mit unermüdetem Eifer

<sup>1)</sup> cf. Basler Missionsmagazin 1860, p. 81.

<sup>2)</sup> cf. Ebenda. 1828, I, p. 16 f. 103.

<sup>3)</sup> cf. Al. Missionsbibliothek IV, 2, p. 70.

fort. Er hatte mit aufopfernder Hingebung die Sprache der Eingebornen sich angeeignet, verfaßte eine Grammatik derselben und übersetzte Teile der Heiligen Schrift, eine Anzahl Lieder und andere passende Schriften. In der Regel wohnten drei oder vier Stämme auf dem von der Regierung ihm angewiesenen Lande. Gelegentlich stellte er da 12 bis 16 Eingeborne ans Werk, um den Buschwald abzubrennen und das Niederholz auszureuten, — eine Arbeit, die sie am liebsten thaten. Sie konnten dabei oft 8 oder 10 Tage mit großer Emsigkeit ausharren; aber da kam denn irgend ein Nationalfest oder das Gerücht von drohenden Feindseligkeiten eines benachbarten Stammes, — und fort eilten die meisten, um nie wieder zur Arbeit zu kommen. Bei aller scheinbaren Harmlosigkeit waren sie gleichwohl ein wildes tödliches Geschlecht; beständig lagen die einzelnen Stämme mit einander im Krieg, und ein Menschenleben hatte für sie keinen Wert. Verschiedene Male errichtete Threlkeld mit Hilfe europäischer Arbeiter eine Reihe anständiger Hütten, um die Schwarzen zu ordentlicher Ansiedelung zu veranlassen; aber sie ließen sich dazu auf keine Weise bewegen unter dem Vorwand, es sammle sich das Ungeziefer in diesen Wohnungen allzusehr an, und überdies seien sie in Gefahr, in der Nacht von ihren Feinden überfallen und durchbohrt zu werden, ohne daß es ihnen möglich wäre, zu entkommen. Wiederum hatte Threlkeld selbst ein Stück Land reinigen und urbar machen lassen und drang nun in sie, dasselbe mit Korn anzupflanzen; allein sie erwiderten, das sei ein nutzloses Unternehmen, denn die Stämme von dem benachbarten Zuderhutberg würden sicherlich kommen und das Korn, wenn es reif sei, wegnehmen, so sehr sie auch jetzt mit ihnen auf freundschaftlichem Fuße stünden. Alle Anstrengungen, Opfer und Mühen des trefflichen Mannes blieben erfolglos. Die Beiträge der Freunde nahmen immer mehr ab, die Unterstützung der Regierung hörte auf, die Eingebornen zogen sich allmählich von dem Distrikt am Macquarriesee ganz hinweg, und nach siebenzehnjähriger glaubensvoller, untadeliger und unter den entmutigendsten Umständen ausharrender Arbeit mußte Threlkeld im Jahre 1842 seine Station verlassen. Er selbst schreibt das Mißlingen des Werkes dem überhandnehmenden Einströmen gewissenloser Kolonisten und dem Mangel eines gesetzlichen Schutzes zu, durch welchen die verheerenden Kämpfe der Schwarzen unter einander hätten verhütet und diese wiederum gegen die Grausamkeit des weißen Mannes gesichert werden sollen.

Längst ehe Threlkeld zu diesem schmerzlichen Schritte genötigt wurde, hatte endlich auch die Kirchliche Missionsgesellschaft in London, die schon so lange und dringend von Sam. Marsden dazu aufgefordert worden war, zu einem Versuch sich entschlossen. Statt der früher dazu bestimmten Missionare J. Normann und J. Bisk<sup>1)</sup> ward im Jahre 1832 durch den Missionar Watson und den Baseler Jüngling Gandt, an welche sich 1837 der gleichfalls in Basel gebildete Missionar Günther angeschlossen, zu Wellington-Dale im Norden von Sydney eine Station errichtet. Hier arbeiteten die Brüder mit

<sup>1)</sup> cf. Basler Missionsmagazin 1828, I, p. 15.

aufopfer  
schlechte,  
zu teil,  
menschliche  
Verbrech  
überstand  
gänzlich  
völlerung  
ohnehin  
im Jahr  
in Neusi  
und Dep  
Inz  
den Eing  
und West  
bedeutend  
for, Da  
in Neusi  
Felix; A  
es ausbl  
meisten a  
Für die  
sehen.  
weit ange  
konnte.  
und wiew  
mit ihnen  
zu weiter  
währte di  
Auf  
misskontre  
völlerung  
Heimat so  
die Aberr  
Portland,  
sich als v  
bracht un  
namens J  
auch im  
ihren Cha  
bellagen  
christlichen

<sup>1)</sup> cf. Basler Missionsmagazin 1828, I, p. 15.

<sup>2)</sup> cf. Basler Missionsmagazin 1828, I, p. 15.

aufopfernder Liebe 11 Jahre lang an dem armen verkommenen Geschlechte, aber während dieser ganzen Zeit ward ihnen nicht die Freude zu teil, auch nur einen von den Eingebornen zu taufen oder für die menschliche Gesellschaft zu gewinnen. Sie waren genöthigt, deportirte Verbrecher als Hirten, Knechte und Tagelöhner anzustellen, welche, nach überstandener Strafszeit meistens einem trotzigem Sinne verfallen und gänzlich unzuverlässig, den schädlichsten Einfluß auf die schwarze Bevölkerung ausübten. Dürre und Heuschrecken verschlehten endlich die ohnehin unfruchtbaren Eingebornen völlig, und so ward auch diese Mission im Jahre 1843 wieder aufgegeben<sup>1)</sup>. Die Missionare blieben zwar in Neusüdwales, aber nur um hinfort ihre Thätigkeit den Kolonisten und Deportirten zuzuwenden.

Inzwischen erneuerten auch die Methodisten ihre Versuche unter den Eingebornen, zuerst an der Ostküste, dann auch in Süd- (1838) und Westaustralien (1840). Ihre Kolonialmission hatte bereits eine bedeutende Ausdehnung erlangt. In Sydney, Paramatta, Windsor, Bathurst, Hunters-River, Wologong, Compastrures in Neusüdwales; Melbourne und Bunting-Dale in Australia Felix; Abelaide in Süd- und Swan-River in Westaustralien gab es aufblühende Methodistengemeinden, von denen jedoch bei weitem die meisten auf die Bevölkerung europäischen Stammes beschränkt waren. Für die Eingebornen war besonders zu Bunting-Dale manches geschehen. Der dortige Missionar Ludfield hatte sich die Sprache so weit angeeignet, daß er in derselben den Religionsunterricht erteilen konnte. Einige Stücke des Katechismus waren übersetzt und gedruckt, und wiederholte Aufforderungen der Eingebornen an den Missionar, mit ihnen zu beten, und ihre Heilighaltung des Sonntags berechtigten zu weiteren Hoffnungen. Auch zu Perth am Schwanenflusse<sup>2)</sup> gewährte die Schule für die Heidentinder die besten Aussichten.

Auf Tasmanien hatten die Methodisten seit 1821 gleichfalls zu missioniren begonnen, ohne indes ihre Arbeiten auf die eingeborne Bevölkerung auszudehnen. Wie die letztere aus ihrer ursprünglichen Heimat fortgeschafft wurde<sup>3)</sup>, ist bereits oben erwähnt. Anfangs wurden die Überreste derselben nach der kleinen Schwaneninsel, neben Kap Portland, der äußersten Nordspitze der Ostküste, dann aber, da diese sich als ungeeignet auswies, nach der größeren Flindersinsel gebracht und daselbst unter die Aufsicht des menschenfreundlichen Mannes, namens Robinson, gestellt. Hier ward für ihre Bedürfnisse gesorgt; auch im Christentum wurden sie unterrichtet; jedoch von Lebrern, die ihren Charakter nicht genugsam studirt hatten, was um so mehr zu beklagen war, da diese Eingebornen sonst ganz empfänglich für die christlichen Wahrheiten sich erwiesen. Später ward es jedoch besser mit

<sup>1)</sup> cf. Basler Missionsmagazin 1843, IV, p. 7 ff.; 1844, I, p. 190. Catw. Missionsbl. 1843, p. 12.

<sup>2)</sup> cf. Ebendas. 1844, p. 81 f.

<sup>3)</sup> cf. Ausland 1856, p. 1032.

dem Unterricht, und als Kapitän Stokes 1842 die Niederlassung besuchte, fand er die Eingebornen von treuer Anhänglichkeit an ihre Religionslehrer erfüllt. Ein Eingeborner, der in der Taufe den Namen Walther, und sein ebenfalls getauftes Weib, die den Namen Marianne erhalten hatte, waren in Port Philipp, welche Station die Methodisten anfangs 1843 nach achtfährigem Bestehen aufzugeben genötigt waren<sup>1)</sup>, nicht nur im Christentum, sondern auch in anderen Gegenständen des Wissens unterrichtet worden und hatten darin die größten Fortschritte gemacht. Sie kamen gerade damals (1842) nach der Flandersinsel und schlossen sich ihren dortigen Landsleuten an, auf die sie bald einen wohlthätigen Einfluß gewannen. „Die letzteren“, so wird berichtet, „wohnen in dicht neben einander stehenden massiven Gebäuden; Walther und sein Weib haben ein Häuschen daneben inne und etwas Land dabel. Marianne weiß geschickt mit der Nadel umzugehen und hatte einige Weiber darin unterrichtet mit solchem Erfolge, daß dieselben schon nach kurzer Zeit im Stande waren, sich ihre Kleider selbst anzufertigen. Die Männer, welche Anleitung zu Beschäftigungen beim Landbau erhalten haben, sind jedoch im allgemeinen träge und indolent. Sie haben ihre Vorliebe für ein wildes Wanderleben beibehalten und streifen oft ganze Tage in den Wäldern umher. Um dabei die volle Freiheit in der Bewegung ihrer Glieder zu genießen, werfen sie die europäischen Kleider ab; und da ihnen dies streng untersagt ist, damit sie in ihre alte Lebensweise nicht gänzlich wieder zurückfallen, so leiden sie sichtlich unter diesem Zwang.“ Über einen sonstigen Missionsversuch unter den unglücklichen Tasmanern findet sich nichts.

Während dieser Zeit waren in die Arbeit unter den armen Schwarzen auf dem Festlande auch einige deutsche Missions-Gesellschaften eingetreten. Am 11. Juni 1838 gingen Schürmann und Teichmann als Sendboten der Lutherischen Missions-Gesellschaft damals zu Dresden (jetzt Leipzig) nach Süd-Australien unter Segel und kamen am 14. Oktober desselben Jahres zu Adelaide an, wo sie zunächst in einer Vorstadt, Piltawodlinga, sich niederließen. Der Plan, an den Ufern des Darlingflusses, wo er mit dem Murray sich vereinigt, einen Missionsplatz zu gründen, wies sich auf einer Untersuchungsreise als unzumuthig aus. Dagegen schien Encounterbay, südlich vom S. Vincentgolf, eine gute Gelegenheit zur Mission zu bieten, und der Statthalter Hall ließ Befehl geben, für einen Missionar daselbst auf seine Kosten ein Haus zu bauen (1839). Nachdem am 10. Aug. 1840 zwei weitere Missionare, Klose und Meyer, eingetroffen waren, konnte nicht nur dieser Platz, der eigentlich Limbuana hieß, (an der Westseite der Bucht, vor der Mündung des Alexandrina- oder Viktoriassees) besetzt werden, sondern auch eine zweite Station zu Port Lincoln, an einer Bucht im Süden des westlichen Ufers des Spencergolfs. Bis um diese Zeit hatten die beiden ersten Missionare ein Lehrbuch über die Sprache der Eingeborenen um Adelaide angefertigt und auf Subskription herausgegeben. Infolge der

<sup>1)</sup> of. Basler Missionsmagazin 1844, I, p. 190.

Gelbunsk  
welche sie  
zustehen;  
wenbiger  
zu Abel  
Unterstüt  
Missionar  
Eingeborn  
jährlich 5  
1840, u  
rührung  
Verkehr n  
Sprache  
Regierung  
Stüdes A  
an den S  
1846 der  
Meyer na  
wo Eingeb  
Regierung  
richtet, im  
von der S  
nannt. I  
wo die B  
zur Arbeit  
da der B  
Missionar  
womöglich  
als von ei  
nitren. D  
woblinga  
Regierung  
Eingeboren  
den Erwa  
Orten, in  
Erfolg, da  
am Worte  
Missionare  
und da sie  
Pastoren  
„in Betra  
bis jetzt un  
willigung  
der neuen  
Mission ab  
Ende erreic

<sup>2)</sup> Viele  
nach Südauf



Gelbsumstände im Lande konnten den Missionaren manche Unterstützungen, welche sie von Seiten der Behörden genossen hatten, später nicht mehr zufließen; die Gelbfiebungen aus Dresden reichten nicht, die notwendigen Ausgaben zu decken; daher bildete sich am 18. Juni 1842 zu Adelaide die Südaustralische Missions-Gesellschaft zur Unterstützung der deutschen Mission bei den Ureinwohnern. Missionar Schürmann, der zu Port Lincoln zugleich als Beschützer der Eingebornen von der Regierung angestellt wurde und als solcher jährlich 50 Pfd Sterling Gehalt bezog, konnte erst am 7. November 1840, ungeachtet vieler Bemühungen, mit den Eingebornen in Berührung kommen, und der Nutzen, der sich dann aus dem fortgesetzten Verkehr mit ihnen ergab, beschränkte sich auf Bekanntwerden mit ihrer Sprache und auf Unterweisung in einigen Arbeiten. Der von der Regierung unterstützte Versuch, Eingeborne zur Bearbeitung eines Stückes Acker anzuhalten, mißlang auch hier, und da sich die Arbeit an den Leuten fortwährend ganz unfruchtbar erwies, ward im Jahre 1846 der Posten aufgehoben, und Schürmann zur Verstärkung für Meyer nach Encounterbai geschickt. Zu Piltawoblinga, neben Adelaide, wo Eingeborne in Hütten zu hausen pflegten, wurden auf Kosten der Regierung zwei Wohnhäuser und ein Schulhaus für die Mission errichtet, im Oktober 1842 auch ein Stück Landes, 6 Stunden südlich von der Stadt, für 100 Pfd. Sterling erstanden und Ebenezer genannt. Bis 1845 war zu Piltawoblinga Missionar Klose, bis 1846, wo die Bebauung des Acker, der bei Gewöhnung der Eingebornen zur Arbeit, Ansiedelung und Gesittung als Hilfsmittel dienen sollte, da der Zweck verfehlt ward, wieder aufgegeben wurde, in Ebenezer Missionar Leichelmann, der dann nach Adelaide geschickt ward, um womöglich eine Gemeinde von Europäern zu sammeln und von dieser, als von einem festen Punkte aus, unter den Eingebornen zu missioniren. Der Gottesdienst für die Eingeborenen im Schulhaus zu Piltawoblinga ward schlecht besucht; ebenso war in Encounterbai, wo die Regierung 1843 gleichfalls ein Stück Landes für die Niederlassung der Eingeborenen bewilligte und auch sonst den Missionar unterstützte, mit den Erwachsenen nichts anzufangen. Eher gaben die Schulen an beiden Orten, in welcher etliche Kinder gesammelt wurden, einige Aussicht auf Erfolg, da die letzteren Anhänglichkeit an die Missionare und Gefallen am Worte Gottes zeigten. Dennoch mußten auch die lutherischen Missionare schließlich die gleiche Erfahrung machen wie ihre Vorgänger, und da sie zum Teil von den dortigen deutschen Einwanderern<sup>1)</sup> zu Pastoren berufen wurden, erteilte das Missionskollegium in Leipzig, „in Betracht, daß der Mission unter den Eingeborenen Neuhollands bis jetzt unüberwindliche Schwierigkeiten im Wege stehen,“ seine Einwilligung zu dieser Berufung, die Belehrung der Eingebornen auch in der neuen Stellung seinen bisherigen Sendboten ans Herz legend; die Mission als solche aber hatte nach etwa zehnjährigem Bestehen ihr Ende erreicht.

<sup>1)</sup> Viele Altlutheraner waren der kirchenregimentlichen Verhältnisse halber — nach Südaustralien ausgewandert.

Stetlich denselben Verlauf hatten die Bemühungen einer Anzahl Goshner'scher Missionare, Gipper (eigentlich ein Baseler<sup>1)</sup>) und Schmidt, Hartenstein, Niquet u. a., welche auf Veranlassung eines Geistlichen der Schottisch-Presbyterianischen Kirche in Neusüdwales, Dr. Dunmore Sang<sup>2)</sup>, am 23. Januar 1838 in Sydney eintrafen, von wo sie am 9. März auf einem Regierungsschiff unentgeltlich, mit Lebensmitteln und dem Notwendigen auf ein halbes Jahr versehen, nach der Moretonbai, in deren Umgebung sie sich niederlassen sollten, gebracht wurden. Auf ihrer Hände Arbeit und die Unterstützung einer am 18. Mai 1838 durch Dr. Sang zu Sydney gebildeten Neusüdwales-Gesellschaft für Unterstützung der deutschen Mission an die Ureinwohner angewiesen, hatten sie anfangs, da der erste Eifer der Missionsfreunde bald erkalte und auch die von der Synode der Schottischen Presbyterianer übernommene Leitung der Mission keinen Bestand hatte, schwere Zeiten durchzumachen, bis ein neuer Verein für dieselbe sich bildete, auch der Gouverneur sich dafür interessirte, schließlich aber doch die Brüder, nachdem sie an mehreren ursprünglich nach Neukaledonien bestimmten Arbeitern (1843) noch Verstärkung erhalten, auf ihrer Station Lions-hill an der Moretonbai, etwa 1 $\frac{1}{2}$  deutsche Meilen von Brisbane der jetzigen Hauptstadt von Queensland, und  $\frac{1}{2}$  deutsche Meile von Eagle-farm, einem Aufenthaltsort weiblicher Verbrecher, ganz allein auf sich selbst und auf den (Goshner'schen) Verein in Deutschland angewiesen blieben. Eingeborne traten mit den Missionaren hier bald in Verkehr; sie schienen gewahr zu werden, daß zwischen diesen Weißen und anderen Weißen ein Unterschied sei; sie zeigten sich so weit zutraulich, daß sie zu den Missionaren kamen, sie anbettelten, auch, als sie dadurch nichts mehr ausrichteten, sich bei denselben in Arbeit gaben, um Essen zu erhalten, so lange sie nicht Gelüste bekamen, anderswohin zu ziehen; zeigten auch anfangs Lust zur Arbeit und den Bequemlichkeiten europäischer Lebensweise, allein auf die Länge war es immer nichts mit dem Arbeiten. Wenn sie auch manchmal monatelang bei einer Missionsfamilie sich aufgehalten hatten und aufs beste versorgt waren, ließen sie doch immer am Ende wieder davon und ließen Kleidung, Essen und Trinken im Stich; doch nur, um durch Diebstahl zu holen, was durch Arbeit zu erwerben ihnen zu lästig fiel. Vorrat an Lebensmitteln war vor ihnen nirgend sicher, von Verraubung der Gärten ließen sie weder bei Nacht noch am Tage sich abhalten, wurden, je länger, je kühner, und zeigten den Missionaren, wenn diese sie verscheuchten, wohl die Zunge. Auch Nachtwachen von seiten der Missionare halfen nichts, weil die Wächter nicht überall zu gleicher Zeit sein

<sup>1)</sup> Er war in Basel gebildet und zum Eintritt bei der Engl. Kirchl. Mission bestimmt, hatte sich aber nicht zur Annahme der bischöflichen Ordination und zum Eintritt in die anglikanische Kirche entschließen können, sich daher nebst Schmidt dem Dr. Sang zur Disposition gestellt und an die 12 Goshner'schen Missionare angeschlossen.

<sup>2)</sup> cf. Brauer, Missionswesen etc. II, p. 682 ff. 691 ff.

konnten;  
Hunde.  
Missiona  
in die G  
gegen sie  
daß sie l  
getröstete  
ihrer Rä  
stärkung  
landeinv  
ermies si  
gefaßt ha  
Man leg  
Häuser u  
der Reute  
ihnen wie  
zu andern  
vermochte  
selbst. I  
gründlich  
staunen a  
ein ander  
die Weiße  
zählte ihn  
welcher b  
jubilend a  
Dann fuhr  
aus Agyp  
fragte, ob  
ich glaube  
baren und  
Oft vergin  
sehen ließ  
Station b  
nur von e  
der Missio  
auch unter  
zurückgebl  
arbeit unter  
Mission un  
und nicht o  
im Mai b  
mehr fern  
um selig  
Hoffnung

<sup>1)</sup> cf. G

<sup>2)</sup> cf. G

konnten; selbst Kleider und Schweine stahlen sie mit Hilfe ihrer wilden Hunde. Alle Stämme ringsumher verschworen sich förmlich, den Missionaren alles zu stehlen; sie drangen mit Gewalt am hellen Tage in die Gärten ein, und als ihnen gedroht wurde, daß man Soldaten gegen sie zu Hilfe rufen würde, antworteten sie mit der Drohung, daß sie dann gelegentlich alle Missionare ermorden würden. Letztere getöbheten sich anfangs noch damit, daß nur die Küstenstämme in ihrer Nähe so bössartig seien, und gedachten, als sie die erwähnte Verstärkung aus der Heimat erhalten, um so ernstlicher daran, weiter landeinwärts zu Noangir eine Station zu gründen; aber nur zu bald erwies sich, daß der Stamm, zu welchem sie ein besseres Vertrauen gefaßt hatten, gerade in betreff des Stehlens der allerschlimmste war. Man legte für die Eingebornen mit ihrer Hilfe Gärten an, baute Häuser und wollte sie auf diese Weise festnageln; allein der Aufenthalt der Leute dauerte nicht lange, und Häuser und Gärten wurden von ihnen wieder verlassen. Die Missionare machten auch viele Ausflüge zu andern Stämmen und wurden stets ganz freundlich aufgenommen, vermochten aber dort so wenig etwas auszurichten als auf der Station selbst. Im Jahre 1844 kam zwar der erfreuliche Bericht von der „gründlichen Belehrung“ zweier Schwarzen, von denen einer zum Erstaunen aller öffentlich in der Kirche betete. In einem Gespräche fragte ein anderer Eingeborner den Missionar Niquet, wie es zugehe, daß die Weißen Gott kennen, den sie noch nicht gesehen hätten. Da erzählte ihm dieser von der Erscheinung Gottes im feurigen Busch, welcher brannte und doch nicht verbrannte. Der Schwarze sprang jubelnd auf und rief: „Niquet, erzähle mehr; Gott ist sehr gut!“ Dann fuhr dieser fort ihm zu erzählen, wie Gott das Volk Israel aus Ägypten geführt habe, und als er am Schluß den Schwarzen fragte, ob er alles glaube, antwortete dieser: „Zalka gangus, d. h. ich glaube.“ Doch zeigten die Schwarzen auch ferner ihren wandelbaren und unerkennlichen Sinn, und im allgemeinen änderte sich nichts. Oft vergingen sogar Monate, ohne daß sich Eingeborne auf der Station sehen ließen, und so ging es jahrelang fort, bis endlich, da die Station dem Zwecke bei ihrer Gründung keineswegs entsprach und nur von einem Einfluß auf die Weißen die Rede sein konnte, ein Teil der Missionare den Platz verließ, um unter den Kolonisten und später auch unter den Goldgräbern<sup>1)</sup> zu wirken. Auch die in Zionshill zurückgebliebenen Missionare hatten und haben seitdem ihre Hauptarbeit unter der weißen Bevölkerung<sup>2)</sup>, obgleich sie seit 1855 auch die Mission unter den Schwarzen „mit neuem Ernst und neuem Glauben“ und nicht ohne Hoffnung wieder angefangen, wie denn Missionar Gerler im Mai d. J. schrieb: „Ich bin fest überzeugt, daß der Tag nicht mehr fern ist, wo die Schwarzen ausrufen: „Was müssen wir thun, um selig zu werden.“ In der Folge aber ist über die Erfüllung dieser Hoffnung wenigstens aus Zionshill noch nichts berichtet worden.

<sup>1)</sup> cf. Gofner, Wien 1854, p. 21 f.

<sup>2)</sup> cf. Ebendaß. 1857, p. 44. Nachricht der D. F. W. A. zu Halle 1857, p. 4 ff

Obgleich indessen bis um das Jahr 1850 alle Versuche, die Lage des elenden schwarzen Volkes in Australien zu verbessern und dasselbe zur Erkenntnis der Wahrheit zu bringen, völlig fehlgeschlagen waren, ließ sich doch die Brüderunität dadurch nicht abschrecken, infolge wiederholt an sie ergangener Aufforderungen<sup>1)</sup> einen neuen Versuch zu einer Mission unter den Eingebornen Australiens zu machen<sup>2)</sup>. Zwei Brüder aus dem Handwerkerstande, Täger und Spiesele, wurden im Laufe des Sommers 1849 dazu berufen, und erreichten Melbourne am 26. Februar 1850. Von dem trefflichen Gouverneur Joseph Latrobe, einem Bruder des Agenten der Brüdermission in London, mit vieler Liebe empfangen, und von den Missionsfreunden in Melbourne mit außerordentlicher Teilnahme aufgenommen, verließen sie nach etwa 6 Wochen, am 11. April 1850, die gastfreundliche Stadt, um zuerst nach Mount Franklin, dem Anwesen eines frommen Engländer, Parker, mitten im Gebiet der Schwarzen und 25 Meilen von Melbourne, sich zu begeben, wo sie vor allen Dingen weiter ins Innere an den Murrayfluß ziehen wollten. Ihr Aufenthalt in Mount Franklin, wo sie bereits Gelegenheit hatten, mit Eingebornen bekannt zu werden, war daher nur ein zeitweiliger, und nach langem, beschwerlichem Herumreisen fanden sie endlich im Oktober 1850 einen passenden Platz zu einer Niederlassung am kleinen Bogasee, südlich von der am Murrayfluß gelegenen Post- und Polizeistation Swanhill. Sie hatten aber deshalb noch mehrere Reisen nach Melbourne zu machen, um sich den Platz zu sichern, und verbrachten einen großen Teil des Jahres 1851 teils bei Herrn Parker, teils auf Reisen, um in Berührung mit Eingebornen zu kommen und ihre Sprache zu lernen, wozu es noch an allen Hilfsmitteln fehlte. Viel Ungemach und mancherlei Lebensgefahren hatten sie zu bestehen, besonders in Flüssen und Sümpfen, bis sie endlich am 21. Oktober 1851 den von der Regierung ihnen zugesicherten Platz am Bogasee beziehen konnten und sich sogleich an den Bau einer Hütte machten. Aber schon im Jahre 1852 erhoben sich trübe Wolken über diese Mission, indem nach der Goldentdeckung beim Berg Alexander ein Strom von Abenteurern aus Südaustralien den Weg längs dem Murrayfluß und bei der Station der Brüder vorbei zu den Goldfeldern nahm. Von der Zeit an waren die Brüdermissionare vielen Störungen, Kränkungen und auch Diebstählen ausgesetzt, und, was das Schlimmste war, die Eingebornen wurden durch die weißen Leute gegen die Brüder eingenommen und mißtrauisch, so daß sich fast keine mehr bei ihnen sehen ließen. Doch besserte es sich damit 1853 auf erfreuliche Weise; die Schwarzen faßten wieder Vertrauen, und die Brüder machten auch immer mehr Fortschritte in ihrer Sprache. Sehr schwer war ihnen die tiefe Verfuntenheit dieses armen Volkes in der Lustsuche, wodurch es seinem Untergang schnell entgegensteilt, und ihr unwiderstehlicher Hang zum Herumschwärmen ohne bleibenden Wohnsitz, wodurch aller Einfluß auf sie gehemmt wird. Im Jahre 1854

<sup>1)</sup> cf. Nachr. der D. S. M. A. zu Halle 1857, p. 6 ff.

<sup>2)</sup> Basler Missionsmagazin 1860, p. 245 ff.

lam noch  
stärkung  
gebornen  
hoffnung  
auf läng  
bis dahl  
Was mu  
vom Bo  
meisten e  
englischer  
machen f  
weniger  
in den L  
Täger, r  
zu suchen  
that er  
Schritt, t  
die Missi  
Ohne We  
England  
Herrnhut  
und ihre  
Wäh  
bornen M  
Zeit die  
tigen Goll  
beiläufig  
Dr. Legg  
zwei chine  
über 10  
von ihm  
pfehlungs  
gesellschaft  
Schritte z  
Geistlichen  
was ihm  
1827 in C  
anwesende  
nehmen ei  
lichen Mit  
an den D  
wurden ih  
in Melbou  
ansässig ist  
in den Co

<sup>1)</sup> Er l  
Täger an de  
<sup>2)</sup> cf. J

kam noch ein Bruder Hansen<sup>1)</sup>, aus Europa nachgesendet zur Verstärkung wegen der notwendigen Rundreisen zum Auffuchen der Eingebornen, und im folgenden Jahre lautete der erste Bericht noch recht hoffnungsvoll, denn es hielten sich fortwährend einige Familien Schwarze auf längere oder kürzere Zeit bei den Brüdern auf. Doch hatten sie bis dahin noch von keinem die so sehr ersehnte Frage vernommen: Was muß ich thun, daß ich selig werde?<sup>2)</sup> Im Jahre 1856 aber kam vom Bogassee eine schlimme Botschaft und Klage nach der andern. Am meisten entmutigt waren die Missionare dadurch, daß ein benachbarter englischer Ansiedler ein vermeintliches Recht an ihren Platz geltend zu machen suchte und darin von der dortigen Polizeibehörde mehr oder weniger unterstützt wurde, so daß es bereits zu tatsächlichen Eingriffen in den Besitzstand der Mission kam. Der Vorfieher der drei Brüder, Träger, reiste sofort nach Melbourne, um gegen die Unbilben Schutz zu suchen; und weil dieser nicht sogleich unbedingt gewährt wurde, so that er den ersten, ihm nicht zukommenben, aber verhängnisvollen Schritt, indem er der Behörde erklärte, daß sie den Platz verlassen und die Mission aufheben würden. Leider wurde dies auch ausgeführt. Ohne Weisung von der Missionsbehörde schifften sich die Brüder nach England ein und kamen am 9. Dezember in London und am 23. in Herrnbut an, die Unitätsältestenkonferenz aber sprach ihr Bedauern und ihre entschiedene Mißbilligung dieses Benehmens öffentlich aus.

Während so auch dieser letzte Missionsversuch unter den Eingebornen Australiens abermals vergeblich erschien, wandte sich um dieselbe Zeit die Aufmerksamkeit der Christen in Viktoria auf die in den dortigen Goldgruben arbeitenden Chinesen, deren Zahl man 1855 schon beiläufig auf 30 000 anschlug, während immer noch neue hinzuströmten. Dr. Legge in Hongkong hatte um diese Zeit den glücklichen Gedanken, zwei chinesische Evangelisten, Hu-a-lau und Tschu-aluk, welche über 10 Jahre unter seiner Leitung gestanden und die besten Zeugnisse von ihm mitbrachten, mit nach Australien zu senden, samt einem Empfehlungsschreiben an J. L. Poore, Missionar der Londoner Missionsgesellschaft, der sich damals in Melbourne aufhielt. Dieser that sofort Schritte zur Bildung eines Chinesischen Missionskomitês, aus Geistlichen von fast allen christlichen Religionsgemeinschaften bestehend, was ihm auch über Erwarten bald gelang. Zugleich lud er den seit 1827 in China gewesenben, früher in Amoy stationirten, nun in Sydney anwesenden Missionar Will. Young zur Mitwirkung bei dem Unternehmen ein. Das Komitê machte sich zur Herbeischaffung der erforderlichen Mittel anheischig, die beiden Evangelisten zogen sich mit Young an den Ort ihrer Bestimmung, und 2000 chinesische Neue Testamente wurden ihnen zur Verfügung gestellt. Seitdem wirkt Missionar Young in Melbourne, wo eine Anzahl gebildeter und einflußreicher Chinesen ansässig ist, und neben ihm arbeiteten die beiden eingebornen Gehilfen in den Goldgruben von Ballarat nicht ohne Erfolg.

<sup>1)</sup> Er landete am 17. Januar 1854 in Melbourne und wurde dort von Dr. Träger an den Bogassee abgeholt.

<sup>2)</sup> cf. Nachr. der D. J. M. A. zu Halle 1867, p. 8.



Die armen Eingebornen aber waren, wie von Gofners Missionaren, so auch von den Methodistern immer noch nicht ganz verlassen, obgleich Missionar Smithies seine (1840 gegründete) Station bei Perth 1852 wegen Mangel an fruchtbarem Boden hatte verlassen und einen neuen Wohn- und Arbeitsort im Norddistrikt in Westaustralien hatte suchen müssen, wo er sich sofort anbaute und, nachdem ebenso viele ihm fortgelaufen, wenigstens noch 18 Eingeborne beiderlei Geschlechts um sich hatte, während er beabsichtigte, nunmehr Halbeingeborne und Wilde von 4 bis 8 Jahren aufzunehmen und so den christlichen Einfluß an den Jungen zu versuchen, hoffend auf solche Weise eine fester gegründete Gemeinde zu erziehen. Außer auf dieser Station geschah jedoch nichts für die Eingebornen, und die Berichte der letzten 5 Jahre erwähnten von Arbeiten der Methodistern unter denselben auch nicht eine Silbe. — Dagegen nahm die Englische Kirche sich ihrer an. So gelang es dem Archidiakon von Adelaide, Dr. Gale, nachdem er sich viele Jahre darum bemüht (1850), zu Poonindie in Südastralien, in der Nähe von Port Lincoln eine Erziehungsanstalt für Eingeborne zu errichten, wozu die Society for the Propagation of the Gospel die Unterstützung gewährte. Im Jahre 1859 zählte es bereits 50 schwarze Jüglinge, die „durch ihr ernsthaftes, einfaches und ehrerbietiges Benehmen während des Gottesdienstes, durch ihren Gesang, den sie mit Flöten begleiten, wie durch ihre liturgischen Vorlesungen und Gebete schon manchem fremden Europäer zum Segen geworden sind.“ Die Anglikaner aber schreiben, daß unter den angeseidelten Einwohnern zu Poonindie eine wesentliche Veränderung natürlicherweise vorgegangen sei, und daß man eine „wahrhaft christliche und viel höher gestittete schwarze Gemeinde zu bilden hoffen dürfe“, wobei man sich keineswegs verhehlt, daß das Geschlecht der Eingebornen seinem Untergange mit reißenden Schritten entgegengehe. Leider wurde die Anstalt durch die Ernennung des Dr. Gale zum Bischof von Westaustralien ihrer wesentlichsten Stütze beraubt (1856). Nur allmählich trat Rev. Mr. Gammon in die vielverzweigte Thätigkeit seines Vorgängers ein, und hatte 1856 bis 1858 besonders durch die große Sterblichkeit unter den Eingebornen viel Schwierigkeiten. Auf einer andern Station, Yelta<sup>1)</sup>, am Einfluß des Darling in den Murray, arbeiteten die anglikanischen Missionare Goodwin und Bullmer unter den Schwarzen, die hier zwar etwas größer und kräftiger sind, aber doch auch ebenso schnell dahinstarben wie die Eingebornen überall. — Die Katholiken<sup>2)</sup> in Australien sind der Arbeit an den Schwarzen ebenfalls nicht fern geblieben. So haben in Westaustralien seit 1846 schon die Benediktiner zwei Klöster erbaut, deren Genossenschaften vor allen Dingen den Landbau, die Kultur des Landes betrieben. Ihre Versuche scheinen mit günstigem Erfolge gekrönt zu sein, besonders zu Neunurra; es wurden von dort 3 junge Schwarze nach Rom gesandt, um dort zu Predigern ihrer Landsleute ausgebildet zu werden.

<sup>1)</sup> cf. Missionssbl. der Brüdergemeinde 1861, p. 108. 110.

<sup>2)</sup> cf. Micheltis, a. a. D. p. 31 ff. Rheinischer Bericht 1860, p. 316.

Einge-  
lungen  
eilten  
Entsch-  
einen  
wagen  
Hage  
suchun-  
der M-  
35 em-  
Eller  
ihren  
Liebe  
ward  
die S-  
Sprach  
Herzen  
Wimm-  
Glaube  
schweife  
Dem H-  
schenke  
an wel-  
an dem

Die  
Young &  
giltigkeit  
mittags  
Streich-  
Ständ-  
besond-  
(Joh. 11,  
merkte be-  
zu finden,  
traf Brud-  
meine St-  
den Gar-  
das für m-  
Gnadenar-  
die andern  
äußerten,  
Eingeborn-  
Gottesdien-

Ein  
eingeweiht  
Nathanae  
Missionar  
Früchte d

<sup>1)</sup> cf.  
Burkhardt,

Inzwischen hat auch die Brüderunität ihre Mission unter den Eingebornen wieder aufgenommen<sup>1)</sup>. Infolge zepflogener Unterhandlungen mit der Kolonialregierung in Melbourne, bald nach dem über-eilten Weggang der Missionare, kam die Unitätsältestenkonferenz zu dem Entschluß, zu welchem auch die Generalsynode von 1857 ermunterte, einen neuen Missionsversuch im Namen des Herrn in Australien zu wagen. Die im Jahre 1857 dahin berufenen Brüder Spieseler und Hagenauer landeten am 14. Mai in Melbourne. Auf einer Unter-suchungsreise im Juni und Juli d. J. wählten sie aus den ihnen von der Regierung vorgeschlagenen Plätzen einen im Wimmerabistritz, 35 englische Meilen von Horsham, bei der einem gewissen Herrn Ellermann gehörigen Niederlassung Antwerp, wo sie im Dezember ihren Sitz aufschlugen, von Herrn Ellermann mit warmer christlicher Liebe und Teilnahme aufgenommen und beraten. Am 2. Mai 1859 ward die einstweilige Blockhütte auf dem Missionsland bezogen und die Station Ebenezer genannt. Die Brüder bemühten sich durch Sprachstudium und Schulehalten in englischer Sprache Eingang in die Herzen der Eingebornen, deren übrigens kaum noch 150 im ganzen Wimmerabistritz sind, zu gewinnen, „wobei es freilich nicht ohne Glaubensproben abgeht, und die heidnischen Tänze, sowie das herum-schweifende Leben der Schwarzen oft den Mut niederschlagen wollen.“ Dem Herrn aber ist nichts zu schwer und nichts unmöglich, und so schenkte er denn am 18. Juni 1860 den Brüdern einen Freudentag, an welchem es sich zeigte, daß die Gnadenarbeit des heiligen Geistes an dem Herzen eines schwarzen Jünglings, Pepper, nicht vergeblich sei.

Dieser Pepper, ein sähiger Jüngling von etwa 17 Jahren, der mit einem andern, Young Honey, bei den Brüdern geliebt, war zwar auch wieder in die alte Gleich-gültigkeit und in die früheren Sünden zurückgesunken. Aber am 15. Januar nach-mittags erklärte Bruder Spieseler dem Pepper und einigen andern, die von ihren Streifzügen nach Ebenezer zurückgekehrt waren, biblische Bilder. Das Bild von der Sündflut und das vom Geisteskampf des Heilandes in Gethsemane machte einen besondern Eindruck auf sie. Am 18. Januar bei der Übersetzung von Sprüchen (Joh. 11, 25. 26. und Joh. 10, 14) rief Pepper: „O, das ist so gar süß“, und be-merkte bei dieser Gelegenheit, er habe sich bemüht, ein passendes Wort für „glauben“ zu finden, dessen Mangel man bisher sehr empfunden hatte. Am späten Abend traf Bruder Spieseler den Pepper beim Feuer, und dieser sagte: „Ich habe viel über meine Sünden geweint, und darüber gedacht, wie mein Heiland in jener Nacht in den Garten ging und dort betete, bis sein Schweiß wie Blutstropfen niederfiel, und das für mich“. Sie beteten mit einander und von nun an waren die Spuren der Gnadenarbeit des heiligen Geistes an Peppers Herzen unverkennbar. Auch gegen die andern Eingebornen zeigte er nun von dem, was sein Herz erfüllte, und sie äußerten, es gefiele ihnen ganz gut. Pepper holte nun auch von entfernteren Orten Eingeborne herbei, so daß Anfang Februar 28 Leute da waren, die regelmäßig zum Gottesdienst kamen.

Ein Gotteshaus in Ebenezer ward gebaut und am 12. August 1860 eingeweiht, an demselben Tage aber der Erstling Pepper mit dem Namen Nathanael getauft. Seit dieser Zeit, sagt der Überblick über das Missionswerk von 1857—69, zeigten sich in Ebenezer immer mehr Früchte der Arbeit. Die Schwarzen bewiesen den Brüdern Liebe und

<sup>1)</sup> cf. Basler Missionsmagazin 1860, p. 272 ff.

Burkhardt, Missions-Bibliothek. IV, B. 2. Aufl.

Anhänglichkeit. In der Schule wurden Fortschritte gemacht, und die Versammlungen wurden mehr besucht. Das Gedeihen des Werkes fing an die Aufmerksamkeit und Teilnahme christlich gesinnter Leute unter der weißen Bevölkerung der Kolonie Vittoria zu erwecken. Solche machten Besuche in Ebenezer und waren zur Bildung von Vereinen für die Mission behilflich. Von einem benachbarten Ansiedler wurden 200 Schafe geschenkt, denen es an Weide bei der Station nicht fehlte, und die nun fortgesetzte Schafzucht zeigte sich für das Äußere der Mission in dankenswerter Weise einträglich.

Am 23. März 1861 fand in Ebenezer die zweite Tauffhandlung statt<sup>1)</sup>. Der Täufling war ein an der Schwindsucht kranker Mann, namens Paton, der seit 6 Monaten bei der Station lebte und durch der Brüder und Nathanaels Zeugnis zum Glauben erweckt worden war. Man durfte sich versichert halten, daß er in Christo Frieden und Erlösung von der Nacht und Furcht des Todes gefunden habe und mit Freubigkeit seinem Ende entgegen sehe. Auf Nathanael gestützt kam er in die Kirche, erhielt die heilige Taufe, bei der er den Namen Jsaak bekam, und am 6. April entschlief er mit einer, seine Landsleute in Erstaunen setzenden frohen Hoffnung seiner Seligkeit. Die Eingebornen lernten immer mehr die leiblichen und geistlichen Wohlthaten, die ihnen auf der Station dargeboten wurden, schätzen und fingen an, dieselbe ihre Heimat zu nennen. Manche gaben den ernstern Ermahnungen der Missionare wider die unstete Wanderlust, als das größte Hindernis zur Förderung ihres Wohles, mehr und mehr Gehör und kamen, wenn sie auch dem so gewohnten Trieb noch nicht ganz widerstehen konnten, doch immer bald nach der Station zurück. Kirche und Schule wurden gern besucht, doch zeigte sich eine große Zahl, namentlich unter den Älteren und unter dem weiblichen Geschlecht noch immer sehr stumpfsinnig und unempfänglich für die christliche Lehre. Der vielen unter ihnen herrschenden Krankheiten wegen wurde ein Haus zur Aufnahme der Elendesten, die sonst in ihrer jämmerlichen Lage unter den Blätterdächern im Camp hätten zu Grunde gehen müssen, erbaut, sowie auch eines für die Kinder, die auf diese Weise frühzeitig an ein gesitteteres Leben gewöhnt werden sollten. Solchen, die sich willig dazu zeigten, half man bessere Hütten bauen. Im Jahre 1863 standen bereits 10 ordentlich eingerichtete, inwendig nett und rein gehaltene Häuschen der Eingebornen auf der Station. In einem derselben wohnte Nathanael mit seiner ihm nach christlicher Weise angetrauten Frau Rahel als erstes getauftes Ehepaar. Der andere der oben genannten Jünglinge, Young Boney, wurde mit Taliho, einem ebenfalls zum Glauben erweckten jungen Mann, nach vorhergegangenen Unterricht am 2. Dezember 1863 getauft, mit den Namen Daniel und Timotheus. Andere Jünglinge baten um die Taufe. Da die Thätigkeit der Missionare nicht nur in der Kirche und Schule, sondern auch durch Beschäftigung der Schwarzen und Beaufsichtigung ihrer Arbeit,

<sup>1)</sup> Überblick über das Missionswerk der Bräutigemeinde (1857—1869), S. 62 ff.

durch  
sehr in  
schwierig  
glücklich  
stetige,  
Volles  
mit ein  
der we  
Mögen

von je  
Victori  
in Siz  
der Br  
nehmun  
Da die  
die ihne  
und au  
der Sch  
schwieri  
unternel  
Melbour  
Gippsla  
Als sol  
von Sa  
Hagenau  
ihre Arb

Da die  
Reservele  
Station  
nach ein  
Eingebor  
Niederla  
Bitte bli  
von flu  
geborenen  
auf diese  
zum gro  
neuen Le  
demselben  
hyud, u  
geblieben  
Geschwiste  
eine feste  
mehr und  
dort war  
und am

durch Verteilung der von der Regierung bewilligten Lebensmittel u. sehr in Anspruch genommen war, so wurde ein zweites Paar, Geschwister Hartmann, nach Ebenezer berufen, welche im Mai 1863 glücklich anlangten. Die Fortschritte waren wenn auch langsame doch stetige, in Geduld mit dem so verkommenen jämmerlichen Zustand des Volkes, in ruhiger Ausdauer unter allen Mühen und Beschwerden und mit einer Einfachheit und Realität im Äußeren, welcher auch von seiten der weißen Bevölkerung, soweit dieselbe von der Mission Notiz nahm, Achtung gezollt wurde.

Eine Folge des Aufblühens dieser Station war 1861 eine Anfrage von seiten der vereinigten Presbyterianischen Kirche der Provinz Victoria, welche sich zur Anlegung einer Mission unter den Eingebornen in Gippsland, an der Südküste zwischen Melbourne und der Grenze der Provinz Neusüdwales, angeregt fühlte und für diese neue Unternehmung einen Missionar der Brüdergemeinde zu bekommen wünschte. Da die Brüder Spiesfeld und Hagenauer inzwischen mit Schweitem, die ihnen aus der Heimat zugesendet wurden, verehlicht worden waren, und außerdem noch ein lediger Bruder als ihr Gehilfe besonders bei der Schule thätig war, so erteilte das Missionsdepartement den Geschwistern Hagenauer den Auftrag, das beabsichtigte neue Werk zu unternehmen. Bruder Hagenauer begab sich deshalb zunächst nach Melbourne, um mündliche Rücksprache zu nehmen, und dann nach Gippsland, wo der Ort für Gründung einer Station festzustellen war. Als solcher wurde Springplain gewählt, einige deutsche Meilen von Sale, einem der bedeutendsten Orte in Gippsland. Geschwister Hagenauer mieteten sich dort ein Häuschen und begannen im Mai 1862 ihre Arbeit unter den Schwarzen.

Sie hatten aber anfangs mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen. Da die Regierung sich nicht geneigt zeigte, bei Springplain ein Stück Reserveland für die Eingebornen zum Zweck der Gründung einer Station anzuweisen, so richteten sich Brüder Hagenauers Klage nun nach einer Gegend in der Nähe des Wellingtonsees, in welcher die Eingebornen sich gern aufhielten, um zu fischen, während sie für Niederlassungen der Weißen weniger geeignet schien. Seine erneute Bitte blieb nun nicht fruchtlos, es wurde endlich ein Stück Land am Avonfluß in der Nähe des Wellingtonsees als Reserve für die Eingebornen gegeben, und der Bau eines Wohnhauses nebst Kirche konnte auf diesem Grundstück ins Werk gesetzt werden. Die Schwarzen, die zum großen Teil, etwa 150 Personen, schon in Springplain ihren neuen Lehrer kennen und lieben gelernt hatten, folgten mit Freuden demselben nach der ihnen angewiesenen Stelle und nannten sie Ramahyuck, unsre Heimat, welcher Name dann auch der dortigen Station geblieben ist. Die Übersiedelung dahin erfolgte im August 1863. Geschwister Hagenauer fühlten sich sehr glücklich, weil nun ihr Werk eine festere Gestalt gewinnen konnte und fanden bei den Schwarzen je mehr und mehr Gehör und Willigkeit sich unterrichten zu lassen. Auch dort waren es zunächst einige junge Männer, die sich am empfänglichsten und am fähigsten zum Lernen zeigten. Die Lust am Umherziehen,

an blutigen Händeln und wilden Tänzen machte die Arbeit unter ihnen nicht minder schwer als in Ebenezer, aber in dem Maße, wie das Verstehen der christlichen Lehre in Schule und Versammlung fortschritt, gewann auch die Gewöhnung an Arbeit und äußere Gesittung mehr Raum. Es wurden ordentliche Hütten gebaut und auch diese Station erhielt bald ein freundliches Ansehen. Die Gegend ist nicht nur, was den Schwarzen sehr zu gute kommt, reich an Fischen und Wasservögeln, — von Eiern der schwarzen Schwäne sammeln sie in der rechten Jahreszeit manchmal viele Hunderte an einem Tag —, sondern auch malerisch schön, durch den umgebenden Wald, die grünen Wiesen, den nahen See, den Blick auf das ferne Gebirge, die sogenannten australischen Alpen u. s. w.

Eine abermalige Erweiterung des Missionswerkes war im Jahre 1863 bereits angebahnt, nämlich die Ausendung von Brüdern in das Innere des Landes. Durch die Berichte von den wiederholten Entdeckungsreisen, welche von Melbourne und Abelaibe auch in das Innere des Landes bis nach der Nordküste hinauf mit mehr oder weniger glücklichem Erfolg unternommen worden waren, fühlten sich viele christlich gesinnte Bewohner der Kolonie zu mehr Teilnahme an dem Schicksal der Eingebornen angeregt. Man wünschte, daß diesen armen Menschen das Evangelium gebracht werden möge, ehe die in ihre Gegenden vordringende Zivilisation ihrem Dasein ein Ende mache, und wies dabei auf den Segen hin, der die Arbeit der Brüder bereits begleitet habe. So sprach man sich namentlich bei Gelegenheit einer großen Missionsversammlung in Melbourne unter Vorsitz des Gouverneurs von Victoria, im August 1863, sehr anerkennend über die Brüdermission aus. Es erfolgte nun eine an das Missionsdepartement gerichtete Aufforderung, die Hand zu diesem Unternehmen durch die Berufung von Missionaren zu bieten. Als geeignetes Arbeitsfeld wurde die Gegend von Coopers Creek bezeichnet, etwa 130 deutsche Meilen nördlich von Ebenezer, im 28° südl. Breite und 142° östl. Länge, wo man 4 bis 5 Stämme der Eingebornen gefunden hatte, deren Seelenzahl auf mehr als 1000 geschätzt wurde. Die Unitäts-ältestenkonferenz sagte die erbetene Hilfe zu und berief sofort 4 ledige Brüder Walder, Kramer, Kühn und Meißel, welche am 4. August 1864 von Herrnhut nach ihrem fernen Bestimmungsort abreisten. Am 24. November kamen dieselben in Melbourne an, von wo sich die Brüder Walder und Meißel zunächst nach Ebenezer, die beiden andern nach Ramahyud begaben. Während ihres Aufenthaltes in der Stadt war ihnen von vielen Seiten her Liebe und Teilnahme bewiesen worden. Nachdem sodann die Frage, wo die Brüder nun ihre Thätigkeit suchen sollten, von seiten des diese Missionsunternehmung leitenden Komitees der Victoria Association in Melbourne dahin entschieden worden war, daß zunächst 3 Brüder nach Abelaibe gehen und von dort aus ein weiteres Vordringen nach dem Innern in der Richtung nach Coopers Creek hin versuchen möchten, begaben sich die Brüder Walder, Meißel und Kühn von Melbourne, wo sie sich wieder einige Zeit aufgehalten hatten, Anfang Mai 1865 auf die Weiterreise, während Dr. Kramer

noch  
blieb.  
aber  
Norde  
an ein  
wie de  
war d  
die Br  
einstwe  
der ni  
Schont  
schottis  
der Er  
Rühn  
auf de  
Rabin  
Aufmer  
gebrach  
barum  
er, hat  
Creel  
Da er  
Befenne  
wirklich  
gewähr  
schmerz  
machte  
obgleich  
und bes  
Brüder  
Herzens  
Eltern  
da er jo  
Jesum  
11. Okt  
En  
Monate  
Juli 18  
viel Ziel  
beim A  
Melbour  
zur Rec  
wünschte  
mit gute  
behalten  
müsse, z  
zur Anl



unter ihnen  
wie das  
fortschritt,  
mehr  
Station  
nur, was  
und Wasser-  
der rechten  
ndern auch  
Wiesen, den  
ten austra-

r im Jahre  
dern in das  
wiederholten  
auch in das  
r mehr ober  
fühlten sich  
einnahme an  
daß diesen  
ehe die in  
Ende mache,  
der Brüder  
Gelegenheit  
Vorsitz des  
ennend über  
sionsdeparte-  
ehmen durch  
Arbeitsfeld  
130 deutsche  
142° östl.  
unden hatte,  
Die Unitäts-  
ort 4 lebige  
August 1864  
eisten. Am  
h die Brüder  
andern nach  
Stadt war  
esen worden.  
tigkeit suchten  
den Comité  
worden war,  
ort aus ein  
ach Coopers  
ber, Meißel  
aufgehalten  
Dr. Kramer

noch in Ramahgud auf Dr. Hagenauers bringende Bitte hin zurückblieb. Am 7. Mai langten die 3 Brüder in Adelaide an, sahen sich aber daselbst auf ein langes Warten angewiesen, da nach den aus dem Norden kommenden Nachrichten die Trockenheit dort so groß war, daß an eine Reise nach dem Innern, auf der es zur Erhaltung der Menschen wie der Pferde des Wassers bedurfte, nicht zu denken war. Natürlich war diese Wartezeit, welche sich von Monat zu Monat ausdehnte, für die Brüder eine schwere, doch fand sich bald für alle Gelegenheit sich einseitigen nützlich zu machen. Dr. Walber hielt sich längere Zeit in der nicht fernem Gemeinde Bethel auf, um den dortigen Arbeiter, Dr. Schondorf, zu unterstützen. Dr. Meißel war auf der Station des schottischen Missionars Herrn Taplin, in Point Mac Clay, an der Encounterbay, namentlich beim Schulunterricht beihilflich, und Dr. Kühn wurde durch christliche Freunde veranlaßt, sich der Schwarzen auf der Halbinsel Yorl, die sich besonders in der Nähe der Städte Kadina und Wallaroo aufhielten und denen man vorher noch keine Aufmerksamkeit und Theilnahme geschenkt hatte, anzunehmen.

Von Ebenezer hatten die Brüder einen getauften Schwarzen mitgebracht, den vorher genannten Daniel (Young Boney), welcher bringend darum gebeten hatte, sie begleiten zu dürfen. „Der Herr Jesus, sagte er, hat sich meiner erbarmt, das will ich den Schwarzen in Coopers Creel sagen, vielleicht werden sie auch zu ihm kommen und ihn lieben.“ Da er schon bei öfterer Gelegenheit sich als einen treuen Zeugen und Bekenner unter seinen Landsleuten bewährt hatte und man ihn für ein wirklich bekehrtes Kind Gottes halten konnte, so wurde ihm seine Bitte gewährt. Er freute sich dessen sehr, und auch der große Trennungsschmerz, welchen seine Verwandten beim Abschied an den Tag legten, machte ihn nicht wankend. In Adelaide aber erkrankte er und war, obgleich ihm in einem dortigen Hospital die freundlichste Aufnahme und beste Pflege zu teil wurde, nicht zu retten. Die ihn besuchenden Brüder und christlichen Freunde fanden ihn stets in der schönsten Herzensstellung und zuletzt voll Verlangen nach der Erlösung. Seinen Eltern in Ebenezer ließ er noch sagen, sie möchten nicht um ihn weinen, da er ja an den guten Ort zu Jesu gehe, sondern nur selbst auch an Jesum glauben, er bete alle Tage für sie. So entschlief er am 11. Oktober 1865.

Endlich, nachdem sich die unerwünschte Wartezeit bis auf 15 Monate ausgezehnt hatte, schien der Ausbruch von Adelaide Ende Juli 1866 möglich. Die dortigen christlichen Freunde, welche ihnen viel Liebe und Theilnahme bewiesen hatten, legten solche auch besonders beim Abschied auf vielfache Weise an den Tag. Das Comité in Melbourne hatte eigentlich vorgeschlagen, daß zuerst nur ein Bruder zur Recognoscirung ins Innere gehen möge, die Brüder selbst aber wünschten gleich zusammenzugehen, und da Bruder Kühn inzwischen mit gutem Erfolg bei Kadina gearbeitet hatte und man ihn dort zu behalten verlangte, damit das begonnene Werk nicht wieder eingehen müsse, zumal die Regierung bereits die Bewilligung eines Grundstücks zur Anlegung einer festen Station zugesagt hatte, so baten sie, daß

Dr. Kramer ihnen nachgesendet werde, was denn auch geschah. Nun brachen sie mit drei Fuhrwerken, die mit ihren Sachen und den nöthigsten Lebensmitteln beladen waren, auf. Sie nahmen ihren Weg über Bethel, von wo aus ein Bruder sie noch einige Tagereisen weit mit seinem eigenen Wagen begleitete.

Mit unsäglichen Beschwerden ging die Reise durch die Wildnis. Die Hitze, der Mangel an Wasser, die Ermüdung der Pferde, welche die Wagen meist ohne Weg und Steg durch den tiefen Sand und dann wieder durch steinige, ausgetrocknete Flußbette zu ziehen hatten, waren Hindernisse, die nur durch die größte Anstrengung überwunden werden konnten; nur selten fanden sie auf Viehstationen und Ansiedelungen noch Gelegenheit zu ruhen und sich zu erholen. Endlich erreichten sie am 3. Dezember die Ansiedelung Lake Hope, die nördlichste und letzte in der Wildnis, 700 engl. Meilen von Adelaide nach einer Reise von 104 Tagen von Bethel bis dahin. Hier wurden sie von den Bestkern freundlich aufgenommen. Da sich in dieser Gegend zahlreiche Stämme von Schwarzen finden, und ein weiteres Vorbringen den Brüdern wegen Erschöpfung ihrer Kräfte nicht möglich war, so beschloßen sie wenigstens fürs erste dort zu bleiben und sich nach einem Orte umzusehen, wo sie sich inmitten der Eingebornen niederlassen könnten. Ein solcher Platz fand sich, etwa 8 deutsche Meilen von Lake Hope, an dem See Kopperamana. Die Ufer desselben waren schöner mit Gras und Gebüschen bewachsen, als man es dort in der Wildnis zu sehen pflegt, der See, etwa eine deutsche Meile lang und eine halbe breit, ist reich an Fischen und daher auch von den Schwarzen in großer Zahl umwohnt. Diese schienen zum Theil kräftigere Menschen zu sein als ihre Landsleute in der Kolonie, aber sehr wild. Sie verschmähen selbst Menschenfleisch, wenn sie hungrig sind, nicht, und daß oft neugeborene Kinder aufgeessen werden, ist unbestreitbare Thatsache. Zwischen den Viehhütern der Ansiedlung Lake Hope und den Schwarzen hatte es schon zu wiederholten Malen blutige Fehden gegeben, weshalb auch eine Anzahl berittener Polizeisolbaten in Lake Hope stationirt war. Gegen die Brüder zeigten sich die Eingebornen nicht feindselig, doch sehr zudringlich und durch Betteln beschwerlich. Um sich und ihre Sachen bald möglichst zu schützen, bauten die Brüder sich zunächst eine Erbhütte. Die Wilden brachten ihnen wohlthätende Fische und einige Knaben fingen an, sich zutraulicher zu beweisen und gern bei ihnen zu verweilen. Dies benutzten die Brüder, um mit dreien derselben eine Schule anzufangen, welche allmählich zunahm, so daß Ende Februar der Schüler 9 waren. Etwa 10 englische Meilen von dort entfernt liegt noch ein zweiter See namens Kilalpanina. Diese Gegend wählten sich die etwas später als die Brüder angelangten Missionare der Hermannsburgers Missionsgesellschaft zu ihrem Ort der Niederlassung. Die Zahl der Schwarzen war so groß, daß es an Arbeit für zwei Stationen nicht fehlen konnte. Die Brüder hatten sich nun schon eine größere und bequemere Hütte aufzurichten angefangen, als die Zustände plötzlich eine andere Wendung nahmen. Die Eingebornen, deren Zahl inzwischen durch andre von dem 50 engl. Meilen entfernten

So  
jet  
sai  
Er  
um  
sol  
An  
Ge  
in  
ein  
von  
den  
Her  
nach  
abg  
den  
wo  
Bri  
Sch  
mal  
folg

daß  
den  
zur  
sie h  
einer  
berei  
meh  
ferti  
beih  
in v  
ledig

Fort  
Lebe  
weil  
kost  
volle  
heira  
weib  
über  
getre  
des  
Lake  
treib  
wenig

Sammelplatz Perigundi her stark vermehrt worden war, zeigten sich jetzt ganz umgekehrt und feindlich, und es wurde klar, daß sie darauf sann, die nach ihren Viehlingsplätzen vorgebrungenen Weißen durch Ermordung zu beseitigen. Sie erschienen jetzt mit ihren Waffen und umschlossen durch viele Camps den Ort der Brüder nach und nach in solcher Weise, daß ein Entrinnen derselben kaum noch möglich schien. Am 24. März sollte ein großer Tanz gehalten werden, der wohl auch Gelegenheit zum Angriff gegen die Brüder geben sollte. Diese waren in ihrer so bedrängten ratlosen Lage nun auf Flucht bedacht, aber auch eine solche schien kaum mehr ausführbar; da kamen die Polizeisoldaten von Lake Hope, vor deren Feuerwaffen die Wilden große Furcht hatten, wie vom Herrn zu ihrer Rettung gesendet, ganz unerwartet an. Unter dem Schutz derselben verließen nun die Brüder, ebenso wie auch die Hermannsburger Missionare, ihren Platz und begaben sich nach den nächsten Ansiedelungen am See Bultalanina, um dort das Weitere abzuwarten. Von seiten des Komités in Melbourne machte man ihnen den Vorschlag, daß sie sich in Lake Hope zum Bleiben niederlassen sollten, wo sie hinreichend geschützt sein würden. Dazu konnten sich aber die Brüder nicht verstehen, weil sie bei aller Güte der Besitzer doch die Schwarzen, deren Fernhaltung im Interesse der Ansiedler liegt, niemals hätten in größerer Zahl um sich sammeln können, was doch zu erfolgreicher Wirksamkeit unter ihnen unumgänglich erforderlich war.

Endlich nach 5 Monaten der Ungewißheit und Sorge hörten sie, daß die Polizeisoldaten von Lake Hope Befehl erhalten hätten, nach den Seen zu übersiedeln, und nun entschlossen sich die Brüder sofort zur Rückkehr nach ihrem vorigen Platz. Im November 1867 trafen sie daselbst wieder ein und vollendeten bald den Bau ihrer Hütte und einer kleinen Küche. Die Schule wurde wieder angefangen; die Wilden, deren Zahl vor der Flucht auf 700 geschätzt wurde, hatten sich wieder mehr nach dem Norden hin zerstreut, die Anwesenden zeigten sich friedfertig, und so faßten denn auch die Brüder neue Hoffnungen des Gedeihens ihres Werkes. Auch die Hermannsburger Missionare kehrten in verstärkter Zahl und verheiratet zurück, zwei Ehepaare und zwei ledige Personen.

Es traten jetzt aber wieder andre Hindernisse ein, welche das Fortbestehen der Station abermals in Frage stellten. So einfach die Lebensweise der Brüder war, so war doch die Erhaltung derselben, weil der weite Transport die Nahrungsmittel überaus teuer macht, kostspielig, und das Komité glaubte die nötigen Mittel für die Zukunft, vollends im Fall, daß die Brüder ebenfalls wie die lutherischen verheiratet würden, nicht aufbringen zu können, während die Brüder der weiblichen Hilfe auf die Länge nicht entbehren zu können glaubten. Überhaupt war zwischen beiden Teilen eine große Verstimmung eingetreten. Dazu kam nun die andauernde Dürre und Unfruchtbarkeit des Wetters. Die Trockenheit wurde so groß, daß die Kolonisten von Lake Hope und andern Plätzen ihre Viehherden nach den Seen mußten treiben lassen, um sie am Leben zu erhalten. Aber auch hier war das wenige noch übrige Gras bald abgeweidet, und das Wasser des

Seeß verdunstete vollständig, so daß sein Bett ganz trocken gelegt wurde. Die Wilden nährten sich vom Raub des Viehes und hatten wieder blutige Gesechte mit den Hirten. Die Ansiedlerplätze Dale Gote, Manu-walkanina u. a. m. wurden endlich des Wassermangels wegen aufgegeben. Daß auch unsre Station dort für die Dauer nicht bestehen könne, stellte sich somit deutlich heraus, und die Brüder erhielten vom Missionsdepartement die zuletzt sehr ersehnte Erlaubnis, ihren Platz zu verlassen. Dies geschah in den letzten Tagen des Jahres 1868, und somit ist diese Mission im Innern des Landes wieder aufgehoben worden. Dr. Kramer hat die Weisung erhalten, nach Namahyud zu gehen, wo Dr. Hagenauer sehr verlangend nach seiner Hilfe war, und die andern beiden Brüder sind nach andern Missionen berufen worden.

In Ebenezer hatte seit 1863 die Zahl der Getauften mehr und mehr zugenommen. Zu besonderer Freude gereichte den Missionaren die Belehrung eines Bruders des obengenannten Nathanael mit Namen Charley. Dieser junge, vor andern geistig begabte Mann, der auch gut englisch spricht und in der Schule erfreuliche Fortschritte gemacht hatte, wurde nach erhaltenem ausführlichen Unterricht mit seiner Frau Jessy und einem andern jungen Mann Liberty am 8. Mai 1864 getauft, wobei das Ehepaar, das noch an demselben Nachmittage kirchlich getraut wurde, die Namen Philipp und Rebecca, letzterer den Namen Matthäus erhielt. Philipp bewies sich seitdem als sehr brauchbar und nützlich unter seinen Landsleuten, und begleitete oftmals die Brüder auf Reisen, wenn sie die zerstreuten Schwarzen hier und da aufsuchten. Er schien eine besondere Gabe zur Gehilfenthätigkeit unter seinen Landsleuten zu haben, mehr noch als der kränklichere und von Charakter schwächere Erstling Nathanael. Nachdem nun auch Matthäus kurze Zeit nach seiner Taufe mit der ebenfalls getauften Margareta getraut worden war, hatte die Station bereits einen Stamm von Ehepaaren aufzuweisen, deren christliches Familienleben den andern zum Vorbild dienen konnte. So ist seitdem das Gemeinlein in Ebenezer an Gnade und Erkenntnis, wie in der äußeren Gesittung des Lebens gewachsen. Die Schule ist in erfreulichem Gang, die Versammlungen werden fleißig besucht, im Missionshaus wohnt eine Anzahl Mädchen, die keine Eltern oder doch keine christlichen Eltern haben, unter Aufsicht der Geschwister, während eine Anzahl Knaben in einem andern Haus untergebracht ist. Verschiedene der jungen Frauen finden im Missionshaus Beschäftigung in der Hauswirtschaft, wobei zugleich auf ihre Belehrung und Erziehung zu Ordnung und Reinlichkeit Bedacht genommen wird, und ebenso werden die Männer zur Arbeit angehalten, theils für sich selbst im Bauen ihrer Wohnungen, Anlegung von Gärten u. s. w., theils für die Mission beim Hüten und Scheren der Schafe und anderen Diensten. Dabei zeigt sich bereits eine bedeutende Verbesserung des Gesundheitszustandes der Schwarzen, es sind in den letzten Jahren meist nur ältere Leute gestorben und manche, die sehr krank und elend waren, wieder genesen. Ein Zuwachs an Zahl ist dadurch erfolgt, daß ein Teil des in der Nähe des Bogasees wohnhaften Stammes vom Loddondistrikt nach Ebenezer gekommen und dort auch bald heimisch geworden ist.

Auch  
Betro  
Getau  
zu r  
Nath  
meinl  
Besuch  
schon  
sprach  
der  
Getau

zum  
einge  
eines  
wurde  
durch  
ward,  
hier  
gern  
Außer  
mehr  
jungen  
unterr  
Jessy  
von  
Namah  
Geschw  
Haus  
größere  
wohnun  
ganz d  
nächster  
Septem  
Zahl d  
Presb  
Sorge  
Ebenezer

Dr. K  
hat.  
bleibend  
Goodgo  
nicht d  
ein Sti  
station  
Lehrer  
1868,

legt wurde.  
ten wieder  
te, Mann-  
wegen auf-  
ht bestehen  
ielten vom  
en Platz zu  
1868, und  
den worden.  
gehen, wo  
die andern

n mehr und  
Missionaren  
mit Namen  
, der auch  
tte gemacht  
seiner Frau  
i 1864 ge-  
tag kirchlich  
den Namen  
auchbar und  
die Brüder  
auffuchten.  
unter seinen  
in Charakter  
thäus kurze  
reta getraut  
Ehepaaren  
um Vorbild  
an Gnade  
gewachsen.  
werden fleißig  
keine Eltern  
Geschwister,  
gebracht ist.  
Beschäftigung  
d Erziehung  
und ebenso  
h selbst im  
, teils für  
en Diensten.  
Gesundheits-  
nur ältere  
ren, wieder  
in Teil des  
obdondistrikts  
worden ist.

Auch diese machen den Missionaren durch Fleiß im Lernen und gutes Betragen Freude. Daß von Zeit zu Zeit auch Rücksälle selbst der Getauften in frühere Gewohnheiten vorkommen und es dann auch ernstlich zu rügen und zu strafen gibt, kann uns nicht wundern; selbst bei Nathanael ist dies nötig gewesen. Im ganzen ist der Gang des Gemeinleins nichtsdestoweniger ein sehr erfreulicher. Fremde, welche zum Besuch kommen, sind erstaunt über das, was sie dort sehen, und haben schon oft in öffentlichen Blättern die anerkanntesten Urteile ausgesprochen. Die Zahl der meist steinernen, reinlich gehaltenen Häuser der Schwarzen beläuft sich schon auf mehr als 20. Die Zahl der Getauften ist 27, darunter 13 Abendmahlsgenossen.

In Namahyud wurde am 12. August 1865 der Grundstein zum Bau einer Kirche gelegt, und am 18. März 1866 konnte dieselbe eingeweiht werden. Mit dieser Feier wurde die Taufe des Erstlings, eines jungen Mannes Jimmy, der nun James Matthäus genannt wurde, verbunden. Schon am 29. April folgte die zweite Taufhandlung, durch welche wieder ein junger Mann der christlichen Kirche beigezählt ward, mit Namen Charles Jacob. Das kleine Gemeinlein gebehrt auch hier wie in Ebenezer in lieblicher Weise, Schule und Kirche werden gern besucht. Da für Dr. Hagenauer der Arbeit im Innern und Außern so viel war, daß sie sich bei größter Geschäftigkeit doch nicht mehr bewältigen ließ, so war es sehr erwünscht, daß sich in einer jungen Halbweissen, welche christlich erzogen worden ist und Schulunterricht genossen hat, eine Hilfe für die Schule fand. Ihr Name ist Betsy Flowers, sie ist seitdem verheiratet worden mit einem Schwarzen von Ebenezer und leistet als Lehrerin erspriessliche Dienste. Auch in Namahyud befinden sich elternlose Mädchen in der Erziehung der Geschwister im Missionshaus, während die Knaben in einem andern Haus beisammen sind. Am 5. Oktober 1868 wurde ein neugebautes größeres Haus für die Schule, das zugleich der Lehrerin eine Familienwohnung bietet, feierlich eröffnet. Die Kosten des Baues sind fast ganz durch freiwillige Beiträge der weissen Missionsfreunde in den nächsten Städten Sale, Stratford u. s. w. aufgebracht worden. Im September wurden wieder 4, im Dezember 2 Personen getauft. Die Zahl der Getauften ist nun bereits auf 20 Personen gestiegen. Die Presbyterianische Kirche der Kolonie, welche für diese Station Sorge trägt, hat sich in letzter Zeit auch erbotten, die Erhaltung von Ebenezer auf sich zu nehmen.

Schließlich ist noch zu erwähnen, daß auch die Thätigkeit des Dr. Kühn auf der Halbinsel York einen erwünschten Fortgang gehabt hat. Er hat die Stelle in der Nähe der Stadt Rabina, wo er sich bleibend niederlassen zu können hoffte, und die von den Schwarzen Goodgooberra genannt wurde, wieder verlassen müssen, da die Regierung nicht dort, sondern weiter abwärts an der Küste bei Point Pierce ein Stück Land als Reserve für die Eingebornen, wo eine Missionsstation errichtet werden dürfe, anwies. Die Schwarzen sind ihrem Lehrer willig und gern dahin gefolgt. Vorher noch, am 12. Januar 1868, sind die beiden Erstlinge, ein junger Mann und ein junges



Mädchen, in der Kirche zu Rabina in zahlreich versammelter Christlicher Gemeinde getauft worden. Beide Getaufte, Harry Gordon und Mary Richman, sind nun dem Dr. Kühn in der Schule behilflich. Der Bau der nötigen Behausung für ihn hatte nach den letzten Nachrichten begonnen.

Soweit der Bericht über die 1869 abgeschlossene Periode. Ein weiteres Jahrzehnt ist seitdem verfloßen, worüber der Bericht von 1879 folgendes sagt.

„Die beiden Stationen haben sich in freundliche Dörflein verwandelt, haben hübsche Kirchen und reinliche Wohnhäuser; und den Bewohnern sieht man es schon von außen an, daß die Gottseligkeit zu allen Dingen nütze ist. Manche von den früher in ihren Camps in Ungebundenheit und Sünden aller Art lebenden Schwarzen sammeln sich nach und nach auf den verschiedenen Missionsstationen; und während in früheren Jahrzehnten die Bevölkerung in steigenden Progressionen durch Elend und Tod abnahm, wird dies rasche Aussterben, wenn auch nicht verhindert, so doch etwas aufgehalten. Die auf unsern Stationen von Christlichen Eltern gebornen Kinder sind gesünder und wohlgestalteter, die Zahl der Geburten ist größer als die der Todesfälle. Aber die Nation im allgemeinen ist im Aussterben begriffen, so daß alle Freunde der Ausbreitung des Reiches Gottes darauf hin arbeiten, so rasch wie möglich sämtliche Schwarze unter den Einfluß des Evangeliums zu bringen. Die Auszehrung ist die Krankheit, die als Resultat des früheren unständigen und ausschweifenden Lebens das Volk hinrafft, die Sünde der Väter wird heimgesucht an den Kindern. Kaum tausend Personen zählt noch die schwarze Bevölkerung in der Provinz Victoria.

„Den Missionaren unserer beiden Stationen ist eine große Anzahl Kinder zur Erziehung übergeben worden, zu deren Unterbringung passende Häuser gebaut worden sind. In Ebenezer hatte das eingeborne Ehepaar Philipp und Rebekka seit 1872 das Hauselternamt in demselben mit großer Treue und Geschick verwaltet. Philipp war auch sonst ein treuer Gehilfe der Missionare, die er auf ihren Reisen begleitete; er hielt öfters herzliche Ansprachen an seine Landsleute, so daß man viel von seiner Brauchbarkeit hoffte. Leider aber war auch er leidend und entschlief schon 1873 selig in seinem Herrn. Seine brave Frau Rebekka überlebte ihn nur ein Jahr. Der Heimgang beider war ein schwerer Verlust für unsre Mission. — Im Jahr 1874 wurde die neugebaute Kirche, eine Zierde Ebenezers, eingeweiht.

„Innerlich und äußerlich hat sich die Station im Lauf der 10 Jahre verbessert. Die Regierung hat die zu derselben gehörende Landreserve vergrößert und so einen seit vielen Jahren geäußerten Wunsch der Missionare erfüllt. Schafzucht vor allem, dann aber auch Feld- und Gartenbau, der Anbau von Wein und Melonen trägt zum Unterhalt der Station bei. Das Land, auf dem Ebenezer und Ramahyuk liegt, ist nicht Eigentum der Mission, sondern der Regierung, welche auch denjenigen Eingebornen, die nicht im Stande sind, sich zu ernähren, durch die Missionare Lebensmittel und Kleidung zukommen läßt. Unsere Brüder beschäftigen, so viel möglich, die Eingebornen, von denen manche

gang  
Dr.  
hatte  
dann  
hyuk  
besorg  
Ebene  
schen  
Dr.  
im W  
wurde  
seliger  
Schw  
ihm e  
mehr  
letzter  
Heimg  
zeigte  
und se

Diese  
halten.  
ihre B  
in ben  
Auf B  
Sagen  
Tyer  
auf 55  
wohner  
suchten  
haben  
zu den

ging 1  
noch a  
gestellt.  
Treue  
und in  
oben w  
seinem  
Ramah  
dem G  
schied e  
„U  
befinden  
Waisen  
nächsten  
Jetzt ist

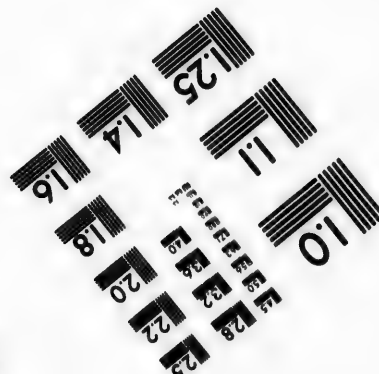
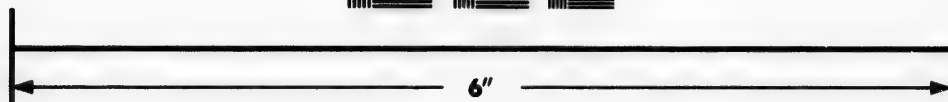
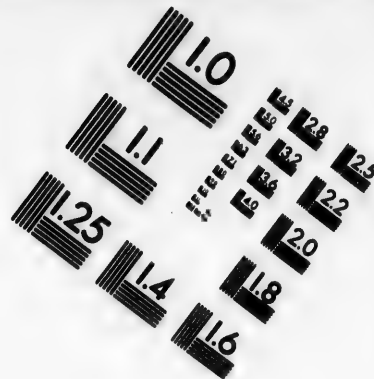
gang nette Summen in der Sparkasse deponirt haben. 1874 wurde Dr. Kramer von Ramahyul nach Ebenezer berufen. Dieser Bruder hatte an dem Missionsversuch in Kopperamana teilgenommen und war dann, als derselbe aufgegeben wurde, zu Dr. Hagenauer nach Ramahyul gegangen. Hier hatte er mit viel Geschick und Treue die Schule besorgt, so daß sie als eine der besten ihrer Art gelten konnte. In Ebenezer stand er mit dem sehr leidenden Veteranen unsrer Australischen Mission, dem Dr. Spiesels, der Station vor. Letzterer, der mit Dr. Täger den Anfang der Mission am Bogasee gemacht hatte und im Begriff stand, seiner Gesundheit wegen nach Europa zurückzukehren, wurde 1877 vom Herrn auf dem Feld seiner Arbeit vollendet. Sein seliger Heimgang machte einen unverkennbaren Eindruck auf die Schwarzen, die in großer Liebe an ihm hingen und auf eigne Kosten ihm ein Grabdenkmal setzen ließen. Überhaupt ließ sich in diesem Jahr mehr geistliches Leben, besonders unter der Jugend, wahrnehmen. Im letztvergangenen Jahr hat sich dies Gemeinlein wieder verringert durch Heimgänge und auch durch Wegzug mancher Gemeinglieder. Leider zeigte sich auch wieder mehr Gleichgültigkeit gegen das Wort des Herrn und seine Verkündigung.

„In Ramahyul ist Dr. Hagenauer unermüdblich thätig gewesen. Diese Station wird von einem Presbyterianischen Missionsverein unterhalten. Die dortige Schule hat sich, wie gesagt, vor anderen durch ihre Leistungen ausgezeichnet; waren doch die Kinder im Stande, 1872 in benachbarten Orten kleine Gesangsaufführungen ins Werk zu setzen. Auf Wunsch des englisch-bischöflichen Missionskomitès übernahm Dr. Hagenauer auch die Leitung der englisch-bischöflichen Station Lake Tyers am Wellingtonsee. Die Gemeinde Ramahyul war 1878 auf 55 Mitglieder angewachsen, außer welchen noch manche am Ort wohnende Schwarze wie auch Weiße aus der Umgegend die Kirche besuchten. Der frühere König des Stammes und eine alte Zauberin haben sich unter die Macht des Evangeliums gebeugt und sitzen nun zu den Füßen des Herrn.

„Der Erstling unsrer australischen Mission, Nathanael (Pepper), ging 1876 selig heim. Ihn hatte des Herrn Gnade, bei aller ihm noch anklebenden Schwachheit, als ein scheinendes Licht unter sein Volk gestellt. Demut, Dienstwilligkeit gegen jedermann, Ordnungs- und Liebesliebe und Treue charakterisirten sein Wesen. Er war ein treuer Vater daheim und in der öffentlichen Gemeinversammlung; Einfachheit und Salbung von oben waren die Fierde seines innern Menschen. In der Nacht vor seinem Ende (auch er starb an der Auszehrung) ließ er alle Einwohner Ramahyuls einzeln an sein Bett kommen und ermahnte sie dringend, dem Herrn treu zu bleiben. Mit dem Ausruf: Ich sehe Jesum! verschied er.

„Um die vielen Waisenkinde, die in dem aussterbenden Volk sich befinden, unterzubringen, begann Dr. Hagenauer 1876 den Bau eines Waisenhauses. Mangel an Mitteln verzögerte dies Werk, bis im nächsten Jahr die Regierung die Beschaffung derselben auf sich nahm. Jetzt ist es vollendet und von 17 Kindern bewohnt, deren Zahl sich





# Photographic Sciences Corporation

**23 WEST MAIN STREET  
WEBSTER, N.Y. 14580  
(716) 872-4503**





aber bedeutend vergrößern wird, wenn es gelingt, die Schwarzen, unter denen sich 21 Kinder befinden sollen, vom oberen Murray hierher zu bringen. Auch ein Hospital ist gegründet, und die Kosten desselben sind durch freiwillige Beiträge und Geschenke aufgebracht.

Die Beschäftigung der Schwarzen dieses Plazes besteht hauptsächlich im Hopfen- und Arrowrootbau, für den sich das Land besonders gut eignet. Die Produkte sind vorzüglich und haben auf Ausstellungen Anerkennung gefunden; der Ertrag des Jahres 1877 überstieg das Sechsfache des im Jahr 1876 Gewonnenen. Die letzte Ernte war jedoch nicht so günstig, dagegen war ein reicher Segen von Äpfeln, Pflaumen, Drangen, Feigen und Gemüsen vorhanden.

Der Fortschritt der Schwarzen in Zivilisation und Industrie ist in die Augen fallend, wenn man nicht nur in verschiedenen Häusern Nähmaschinen im Gang erblickt, sondern auch die früheren Wilden am Rande der von ihnen selbst in ihren Hütten gespielten Harmoniums sich ergötzen sieht. Der schmale Landstreifen, auf dem der Ort liegt, ist sorgsam eingeebnet, Brunnen sind zur Überrieselung der Plantagen angelegt, schönes Vieh ist auf den Weiden zu sehen, und das Dorf mit seinen beiden Häuserreihen, der Kirche, dem Missions- und Waisenhaus in der Mitte, macht einen gefälligen Eindruck. Durch die von der Regierung zu diesem Zweck bewilligten 100 Pfd. Sterling ist es nicht nur möglich geworden, auch die letzten der schwarzen Familien mit einer eignen geordneten Häuslichkeit zu versehen, sondern auch an den übrigen Häusern konnten die notwendig gewordenen Reparaturen davon bestritten werden.

Aus neuer Zeit ist nur noch zu berichten, wie die Brüder im Auftrage der Regierung wiederholt das Land bereisten, um die Reste der hinschwindenden Bevölkerung möglichst auf den Stationen zu sammeln.

Bruder Kühn aber war schon 1869 in die Dienste eines besonderen Missionsvereins getreten und wirkte weiter auf der Northalbinsel. Auf seiner Station Burkoyanna hatte er damals eine Schule mit 30 Schülern, und im folgenden Jahre konnte er von einer kleinen Gemeinde von 6 Getauften schreiben. Eine spätere Notiz sagt, daß dieselbe auf 45 gut erzogene Schwarze, die in Häusern lebten, angewachsen war, während andre immer noch in der Gegend in ihren alten Hütten lebten.

Wir haben nun noch auf die bereits erwähnte Hermannsbürger Mission etwas näher einzugehen. Es war im Jahre 1866 als Pastor Harms infolge der an ihn gelangten Bitten deutscher lutherischer Gemeinden in Südastralien sich entschloß, auch dorthin Jüglinge seines Seminars zu senden. Einige derselben sollten bei deutschen Gemeinden selbst Pastoren werden, andre zu den Eingebornen gehen; es hatte sich nämlich dort ein lutherischer Missionsverein gebildet. Am 27. August 1866 kamen die Brüder in Adelaide an, und nachdem sie in verschiedenen deutschen Gemeinden sich aufgehalten und auf's Beste für ihre Ausrüstung gesorgt war, fand in der Kirche zu Langmeil (Tanunda?) am 9. Oktober die Abordnung der Missionare Gehling und Homann statt, sowie der Kolonisten Vogelgang und

Ja  
Nei  
tetto  
Nil  
Nan  
durch  
war  
aus.  
Aust.

sind  
Unzu  
als ei  
die W  
stimm  
daß A

Errid  
etwas  
wähnt  
mußte  
bornei  
es mö  
durch  
legen  
Ausfid  
verheir  
1867  
stich h  
der Au  
war ei  
Rörni

wurde  
entfand  
licher a  
Sprach  
Bruder  
hatte d  
insolge  
um die  
dann be  
im Sch  
Wasser  
wurde i  
bornen

\*) Be

Jakob (Lehrer aus der Kolonie selbst). Nach langer beschwerlicher Reise kamen sie nach dem Late Dopebistrick, wo sie auf Rat des Protektors der Eingebornen, eines früheren Methodistenmissionars, am Kallalpeninnasee, den Ort zu ihrer Station wählten, der sie den Namen Hermannsburg gaben. Ehe sie ihr Ziel erreichten, kamen sie durch eine Gegend, in der es 3 Jahre lang nicht geregnet hatte. Es war ein grauenhafter Anblick. Am See selbst sah es ganz anders aus. Da lag er von waldbekrönten Sandhügeln umgeben — in Australien ein seltener Anblick.

Die Heiden, die sich Körni nennen, wohnen dort in ziemlicher Anzahl. Sie sind ein leiblich wohlgebildetes Volk — aber Menschenfresser und der greulichsten Unmuth ergeben.“ In letzterem Sinne schätzten sie den Missionaren bei ihrer Ankunft als eine Freundschaftsbewegung ihre Weiber und Töchter zu, und fast hätten sie die Waffen gegen die Anbäumlinge erhoben, als diese mit Entrüstung das Ansuchen zurückwiesen. Auch hier wird bestätigt, daß es nichts Ungewöhnliches war, daß Kinder geschlachtet und gefressen wurden.

Schon gewannen die Missionare unter den äußeren Arbeiten zur Errichtung der Station das Vertrauen einiger Schwarzen und hatten etwas von ihrer Sprache gelernt, als sie infolge der bereits oben erwähnten Gefahren, ebenso wie die der Brüdergemeinde sich zurückziehen mußten. Sie begaben sich nach Adelaide, wohin sie einer der Eingebornen, Bidally, in Anhänglichkeit begleitete, mit dem Voratz, sobald es möglich sei, auf ihr Arbeitsfeld zurückzulehren, wozu die Regierung durch das Versprechen am Kallalpeninnasee eine Militärstation anzulegen und der Mission 100 engl. Quadratmeilen Landes zu überlassen, Aussicht gab. Wirklich ging Homann und Vogelsang, beide inzwischen verheiratet, nebst Jakob und einem neuen Gehilfen, Koch, noch im Jahre 1867 wieder ins Innere — Gößling aber mußte, kaum vom Sonnenlicht hergestellt, ein anderes Arbeitsfeld suchen. Auf Bidally aber hatte der Aufenthalt in Adelaide einen tiefen Eindruck gemacht. Er betete, war ein ganz anderer geworden und gab Hoffnung, als der Erstling der Körni getauft werden zu können.

Am 11. Februar 1868 war Kallalpeninna wieder erreicht; es wurde für die Station ein anderer günstiger Ort gewählt, und bald entstanden Wohnhaus, Kirche und Küche. Die Körni waren freundlicher als zuvor. Eine kleine Schule wurde eingerichtet und eifrig Sprachstudien getrieben, bei denen Bidally sehr behilflich war, und Bruder Koch bewies sich als ein wahres Sprachgenie<sup>1)</sup>. Manche Not hatte diese Mission wegen des in der Kolonie herrschenden Mangels infolge einer Missernte. Der Kolonialmissionsverein hatte keine Mittel, um die zugesagte Versorgung der Missionare zu erfüllen. Dazu kam dann dem Kallalpeninna selbst die furchtbarste Dürre, bei 38 bis 40° R. im Schatten. Kein grünes Halmchen mehr war zu sehen, und das Wasser des Sees verschwand mehr und mehr, und was noch da war, wurde immer salziger. Dabei aber zogen sich von weither die Eingebornen an dem See zusammen. Die Brüder mußten unter großen

<sup>1)</sup> Leider starb er schon 1869.

Schwierigkeiten ihren Wagen schiden um Lebensmittel zu holen — 30 engl. Meilen von der Station mußten sie erst einen Brunnen graben, sonst hätten die Pferde die schlimmste Strede nicht überstanden. Dabei aber ging die Missionsarbeit vorwärts; in der Schule lasen und schrieben und sangen 28 Kinder, und schon konnten die Missionare den Kōrni in ihrer Sprache die Hauptfachen des Evangeliums sagen und mit ihnen beten. Oft ging Homann mit den Schulkindern ins Lager, sang den Alten was vor und rebete mit ihnen von geistlichen Dingen. Viele wurden dabei bange und sagten gewöhnlich: Geh doch nach Hause. So lautet der Bericht vom Dezember 1868. Im Juni des folgenden Jahres kam etwas Regen, es wurde grün. Auch die Sonntagsgottesdienste wurden jetzt fleißiger von den Eingebornen besucht; und obgleich sie sonst allzeit tüchtigen Spektakel machten, verhielten sie sich ruhig. (Selber fehlten den Missionaren noch immer Ausdrücke für die wichtigsten Begriffe wie Sünde und Gnade). Dabei aber hatte das heidnische Leben mit seinen Greueln nicht nachgelassen.

Gegen Ende des Jahres 1871 war die Dürre wieder sehr stark und steigerte sich so, daß die Brüder die Station verlassen und sich um 20 Meilen zurückziehen mußten nach Mundowadana, dem nächsten Platz, wo es noch etwas Wasser gab. Hier fand sie der neu hinausgesandte Missionar Schöneck in elender Lage. Man hoffte die alte Station wieder aufzunehmen, wenn ein tieferer Brunnen gegraben würde, und der Missionsverein von Adelaide ließ diese Arbeit versuchen — aber sie mißlang. Mit betrübtem Herzen mußten die Brüder diese Mission abermals aufgeben und sich nach der Kolonie zurückziehen (1872), wo sie an deutschen Gemeinden vorläufig ihre Arbeit fanden. Als jedoch in den nächsten Jahren tief im Innern des Kontinents fruchtbare Gegenden entdeckt wurden, regte sich bei ihnen der Wunsch, nochmals dort einen Versuch zu machen. Die Regierung zeigte sich sehr entgegenkommend und schenkte der Mission auf alle Zeiten ein Terrain von 900 engl. Quadratmeilen am Fintekfluß. Am 22. Oktober 1875 traten die Missionare Kempe und Schwarz, unter Führung des Missionspropstes Heidenreich die Reise dorthin an. Da nur Viehzucht den Europäern im Innern des Landes das Leben möglich macht, nahmen sie bedeutende Herden mit. Nach unbeschreiblichen Beschwerden und Mühsalen wurde erst im Mai 1877 der Bestimmungsort erreicht. Noch in demselben Jahre folgten vier weitere Missionare. Sehr günstig waren die Verhältnisse für die Mission auch hier nicht. Der am Fintekfluß lebende Stamm der Eingebornen zählte nur 100 Seelen. Bis zum September 1878 hatten die Missionare so viel mit äußeren Arbeiten zu thun, daß sie die Missionsarbeit noch nicht beginnen konnten. Nun aber begannen sie die Albulinga- (Altolinga) Sprache zu lernen und schriftlich zu fixiren. 5 Stämme, jeder etwa 100 Seelen zählend, sind jetzt für sie erreichbar. Von Erfolgen kann man noch nicht viel erwarten. Die Lage der Missionare ist eine höchst schwierige, da alle Versuche Ackerbau zu treiben, gänzlich fehlgeschlagen sind. Alles Mehl muß unter großen Beschwerden von Port Augusta herbeigeschafft werden. Dagegen gedeiht die Viehzucht, und 2400 Schafe werfen für die

Mission  
haben  
nieder  
eine  
dürftig  
welche

Mission  
Leipzig  
Schott  
borner  
bearbe  
nicht  
und  
besser  
Nähe  
und ma  
auf de  
den  
zeigten

mal (1  
Ein  
Ballen  
besät.  
erweiter  
Bewohn  
besuchte  
feierte.  
Nachrid  
zusamm

In  
auf eine  
beschrän  
eine  
und  
worden,  
Bischof  
wollte.

In  
die Stat  
östlich v  
Missiona  
deutende  
östlich  
erzogen

zu holen —  
unnen graben,  
anden. Dabei  
le lasen und  
Missionare den  
ms sagen und  
ern ins Lager,  
lichen Dingen.  
ch nach Hause.  
des folgenden  
sonntagsgottes-  
; und obgleich  
ruhig. (Seider  
wichtigsten Be-  
eidnische Leben

eder sehr stark  
lassen und sich  
, dem nächsten  
er neu hinaus-  
hoffte die alte  
nnen gegraben  
eit versuchen —  
e Brüder diese  
ziehen (1872),  
t fanden. Als  
ents fruchtbare  
nisch, nochmals  
h sehr entgegen-  
Terrain von  
Oktober 1875  
Führung des  
nur Viehzucht  
macht, nahmen  
schwerden und  
erreicht. Noch  
Sehr günstig  
Der am Finte-  
Seelen. Bis  
heren Arbeiten  
konnten. Nun  
u lernen und  
zählend, sind  
nicht viel er-  
kerige, da alle  
Alles Mehl  
schafft werden.  
erfen für die

Mission einen nicht unbedeutenden Ertrag ab. Einige andere Squatters haben sich gleichfalls mit ihren Herden in jener abgelegenen Gegend niedergelassen. Es ist schon davon die Rede gewesen, dieselbe durch eine Eisenbahn der Kolonie näher zu rücken. In diesem Falle aber dürften auch hier der Mission die gleichen Schwierigkeiten erwachsen, welche dort ihr Gedeihen unmöglich machten.

Werfen wir hiernach noch einen Blick auf die anderweitigen Missionsstationen in Australien. An der Encounterbay, wo einst die Leipziger den vergeblichen Versuch machten, arbeitete seit 1861 der Schotte Taplin zu Point Mac Clay im Segen unter den Eingebornen des Narringerristammes, dessen Sprache er gründlich grammatisch bearbeitete. Der Punkt liegt auf einer fast noch von Europäern gar nicht besetzten Halbinsel, auf der die Eingebornen ungehört der Jagd und Fischerei nachgehen können. Sie hatten ihre Wohnungen und zwar besser gebaut und eingerichtet, als sie es sonst gewohnt waren, in der Nähe der Station aufgeschlagen. Die Kinder aber besuchten die Schule und machten erfreuliche Fortschritte. In neuester Zeit wird von 97 Christen auf der Station berichtet. Leider ward Mr. Taplin schon 1879 durch den Tod abgerufen. Trotz aller wohlthätigen Einflüsse der Mission, zeigten auch die Narringerrri die unverkennbaren Spuren des Aussterbens.

Auch von der anglikanischen Anstalt zu Punindie ist wieder einmal (1874) etwas zu hören gewesen<sup>1)</sup>. Sie war noch in gutem Gange. Ein Jaun umgibt die große Schafweide, welche jährlich über 100 Ballen bester Wolle liefert, und 200 Morgen werden gepflügt und besäet. Jedes Bärlain wohnt in einem eignen Hause; die Kapelle steht erweitert und verschönert da. Wie freuten sich doch die glücklichen Bewohner, als Bischof Hale nach 16 jähriger Abwesenheit sie wieder besuchte und mit 21 Brüdern und Schwestern das heilige Abendmahl feierte. Er fand in allen Stücken einen großen Fortschritt. Die letzten Nachrichten besagen jedoch, daß die Eingebornen zu Punindie auf 70 zusammengeschmolzen seien.

In Westaustralien scheint sich die evangelische Missionsthätigkeit auf eine Anstalt zu Albany am King George Sound (Südküste) beschränkt zu haben. Schwarze und Mischlingskinder erhielten hier eine christliche Erziehung unter der hingebenden Arbeit eines Herrn und Frau Samfield. Die Anstalt ist jedoch 1872 nach Perth verlegt worden, da die Hauseltern schon alt und schwach wurden und der Bischof nunmehr die Schule unter seine persönliche Leitung nehmen wollte. Bei der Übersiedlung waren nur noch 18 Jüglinge vorhanden.

In Viktoria hatte die anglikanische Kirche seit längerer Zeit die Station Carmel am Lake Tyers in Gippsland, etwa 10 Meilen östlich von Ramahyuk, deren Leitung wie bereits oben erwähnt, dem Missionar Bruder Hagenauer mit übertragen worden ist. Noch bedeutender war die Anstalt zu Condah an der Portlandbai, 78 Meilen ost-südöstlich von Melbourne, „wo seit 1854 über 100 Schwarze wohl erzogen worden sind.“

<sup>1)</sup> Vergl. Basler Missionsmagazin 1874, S. 301 ff.

Ferner sind ein paar presbyterianische Stationen zu erwähnen: die eine östlich von Melbourne in Evelynshire am oberen Yarrayarraflusse, die andre, Maloga, jenseits des Murrayflusses, schon auf dem Gebiete von Neusüdwales gelegen. Auch wird die Anstalt eines Herrn Green in Gippsland erwähnt, wie es scheint am Mitchell-river, nördlich von Carmel.

Über alle diese Stationen ist jedoch nur sehr wenig zu erfahren, da sie von Vereinen in der Kolonie unter Aufsicht der Regierung erhalten werden und keine näheren Berichte über die dortige Thätigkeit zu uns gelangen. Im ganzen gab es 1875 in Viktoria mehr als 300 belehrte Schwarze<sup>1)</sup> — die deutlichste Widerlegung der alten ethnologischen Vorurteile, nach denen die Australier nicht höher als die entwidelteren Tiere stehen sollten.

Außer der schnell zusammenschmelzenden Bevölkerung der Aborigines, findet sich seit einigen Jahrzehnten eine stets wachsende heidnische Bevölkerung an den eingewanderten Chinesen, deren Zahl in Viktoria schon 1876 auf 20168 gestiegen war. Schon 1855 bildete sich in der jungen Kolonie ein besonderer Missionsverein, für den Dr. Legge 2 chinesische Katechisten von Hongkong sendete, später ist von diesem Verein keine Nachricht zu finden, wohl aber nahmen die Methodisten diesen Zweig der Mission in die Hand. Zu Anfang der sechziger Jahre arbeitete ihr Katechist Leong on Tong mit Erfolg in Castlemain, 15 Meilen nordwestlich von Melbourne, von wo aus er seine Landsleute in der Umgegend besuchte. Eine zweite Station entstand bald in Sandhurst, 5 Meilen weiter. Je dann und wann konnten etliche belehrte Chinesen in der Wesley'schen Kirche zu Castlemain getauft werden, später erbaute man dort eine eigne Missionskapelle. In Sandhurst arbeitete James Ah Sing. Um die Mission weiter zu fördern, wurde Rev. James Caldwell berufen, der sich zur Erlernung der chinesischen Sprache nach Kanton begab, wo er jedoch bald beim Baden verunglückte. Seitdem ist es nicht gelungen, einen europäischen für diese Mission zu gewinnen. Dagegen wurde Leong on tong ordinirt, nachdem er sich treu bewährt hatte. Ah Sing wurde nach Melbourne versetzt, wo er im Chinesenviertel treulich arbeitete. Eine eigne Kirche konnte daselbst 1872 gebaut werden, und oft versammelten sich dort 80 Chinesen zum Gottesdienste. Später stellten sich Schwierigkeiten ein; 1874 betrug die Zahl der Bekehrten 16. Über die Gemeinde in Castlemain finde ich keine Zahlenangaben. — Bei der außerordentlichen Wichtigkeit, welche dieser chinesische Teil der Bevölkerung für die Kolonie hat, wäre es höchst wünschenswerth, daß dieselbe in ausgedehntestem Maße unter christliche Einflüsse gebracht würde. Es ist sehr zu bedauern,

<sup>1)</sup> Nach den statistischen Angaben von 1876 scheint die Zahl sogar höher zu sein, denn von den vorhandenen 1638 Aborigines (so nennt man ausschließlich die Schwarzen in Australien, während der Ausdruck Natives auf die Nachkommen der Kolonisten angewendet wird), werden nur 1067 als Heiden angegeben. In den hiernach sich ergebenden 571 scheinen alle diejenigen mit eingeschlossen zu sein, die auf den Stationen leben ohne jedoch getauft zu sein.



tationen zu er-  
nshire am oberen  
urrayflusses, schon  
wird die Anstalt  
eint am Mitchell-

enig zu erfahren,  
der Regierung er-  
portige Thätigkeit  
Viktoria mehr als  
g der alten ethno-  
höher als die ent-

ng der Aborigines,  
nde heidnische Be-  
Zahl in Viktoria  
bildete sich in der  
den Dr. Legge 2  
von diesem Verein  
ethodisten diesen  
r sechziger Jahre  
in Castlemain,  
s er seine Lands-  
ion entstand bald  
nn konnten etliche  
astlemain getauft  
apelle. In Sand-  
weiter zu fördern,  
ernung der Chinesi-  
beim Baden ver-  
päischen für diese  
ng ordinirt, nach-  
Melbourne ver-  
eine eigne Kirche  
mmelten sich dort  
h Schwierigkeiten  
die Gemeinde in  
außerordentlichen  
ng für die Kolonie  
ausgedehntestem  
sehr zu bebauern,

acht sogar höher zu  
an ausschließlich die  
die Nachkommen der  
angegeben. In den  
geschlossen zu sein, die

daß hier noch nicht das Mittel christlicher Erbschaften  
zu werden scheint, welches hier jedenfalls mehr am Platz  
als die Arbeit auf Einzelbelehrung.

In Neusüdwales scheint gar keine direkte Heidenmission  
zu werden, weder an den noch vorhandene. 1067 Eingebornen —  
freilich zu weit zerstreut sein mögen, als daß für sie eine besondere  
Missionsthätigkeit möglich wäre — noch an den 10 000 Chinesen dieser  
Kolonie; wenigstens finden sich in der uns zugänglichen Missionsliteratur  
keinerlei Berichte.

Auch in Queensland ist es noch schwach mit der Mission bestellt.  
Die Zahl der Aborigines in dieser Kolonie hat noch nicht festgesetzt  
werden können, da ihr Gebiet zum Teil noch unerforscht ist; man ver-  
muthet jedoch, daß sie sich wohl auf 20 bis 30 000 belaufen möge.  
Leider sind bis jetzt wenig Anstalten getroffen, diesen Schwarzen das  
Christentum zu bringen, ehe sie durch schädliche Kultureinflüsse den Keim  
des Verderbens empfangen. Über die Goknerischen Brüder, die zu  
Pastoren deutscher Gemeinden geworden sind und die sich der wenigen  
Schwarzen an der Moretonbai noch immer treulich annehmen sollen,  
ist fast nichts zu erfahren. Später begann die anglikanische Kirche,  
unterstützt von der Propagation Society eine Mission in der von der  
Regierung angelegten Station Somerset bei Kap York, wohin sich Rev.  
F. C. Jagg und ein Industrielehrer Mr. W. T. Kennet 1864 (V)  
begaben. In der Umgegend der Niederlassung fanden sich 6 verschiedene  
Stämme, die fünf verschiedene Sprachen redeten. Es wurde eine Schule  
begonnen, aber das Wanderleben der Eingebornen brachte sie bald wieder  
zum Schluß. Dazu waren fortwährende Kriege der Stämme unter-  
einander ein großes Hinderniß. Noch wurde ein Versuch auf der Brins  
Walesinsel gemacht. Auch dieser schlug fehl. Die Missionare hielten  
sich bis gegen Ende 1867. Da kehrte Jagg wie es scheint entmutigt  
nach Brisbane zurück. Kennet arbeitete noch 9 Monate allein weiter,  
dann aber verließ er das harte Feld.

Es ist nichts davon bekannt geworden, daß unter den tausenden  
von Aborigines in Queensland ein weiterer Missionsversuch gemacht  
worden ist. Der Bischof Hale hat sich dagegen der Chinesen und der  
polynesischen und melanesischen Arbeiter aufs wärmste angenommen.  
Die ersteren, über 20 000 an Zahl, wurden von der weißen Bevölkerung  
vielfach in einer empörenden Weise behandelt. Drei angesehene chinesische  
Kaufleute in Melbourne veröffentlichten in Bezug darauf eine ruhige,  
sachlich gehaltene Ansprache an die christliche Bevölkerung, die für diese  
allerdings höchst beschämend sein mußte. Bischof Hale antwortete ihnen  
in freundlichster Weise und traf zugleich 1878 Schritte zur Eröffnung  
einer Mission. Ein in Melbourne als Katechist ausgebildeter junger  
Chinese Ah Chi wurde 1879 in Brisbane angestellt und fand nach  
einigen Schwierigkeiten unter seinen Landsleuten Eingang, sobald er  
regelmäßig schon ein kleines Konventikel um sich sammelte. Von Be-  
lehrungen aber wird noch nichts berichtet.

Schon zuvor aber hatten sich unter den Insulanern in den Pflan-  
zungen der Umgegend von Maryborough (30 Meilen nördlich von

Brisbane) christliche Regungen gezeigt, jedenfalls aus Samenkörnern aufsprössen, die etliche von ihnen bereits aus der Heimat mitgebracht hatten. Hr. Holme, der anglikanische Geistliche der genannten Stadt, nahm sich der Sache an, richtete Katechumenenunterricht ein und hatte bald eine kleine Schar Getaufte um sich. Dieselbe wurde um dreißig Seelen vermehrt, als anfangs 1880 der Bischof die neue Kirche zu Maryborough einweihte. — Die beiden letztgenannten Zweige der Mission befinden sich jedoch noch in den Anfängen. Es wäre recht zu wünschen, daß sie bald organisiert und kräftiger getrieben würden.

In neuester Zeit ist der nördliche Teil des Bistums Brisbane als eine besondere Diözese unter dem Namen Nord-Queensland abgezwelt worden. Der neue Bischof, G. H. Stanton, der seinen Sitz in Bowen, einer der nördlichsten Ansiedlungen (am Port Denison, unter dem 20. Grad südlicher Breite gelegen) genommen hat, scheint sich aller Heiden seiner Diözese mit demselben Eifer anzunehmen wie der 20 000 Seelen zählenden weißen Bevölkerung<sup>1)</sup>. Außer den unstät umher-schweifenden Schwarzen gibt es in der neuen Diözese 10 000 Melan-nesier und ebenso viele Chinesen. Von bestimmteren Missionsunter-nehmungen ist jedoch bis jetzt noch nichts berichtet worden.

Das Missionsfeld, mit dem wir unsern Rundgang um die Erde beschließen, hat etwas Wehmütiges. Durch die Schuld der Weißen sterben die Australier dahin. Umsomehr soll es die europäische Christen-heit für ihre Pflicht halten, ihnen die frohe Botschaft zu senden, die auch ihren dunkeln Lebensabend noch freundlich zu erleuchten im Stande ist. Sage niemand, es sei vergebliche Mühe unter dem verschwindenden Geschlechte zu missioniren. Wehmütig ist es wohl den Unheilbaren zu sehen, dessen Tage gezählt sind. Und doch wie anders der Unheilbare, der im Glende auf modernem Stroh seinem Ende entgesieht, und jener andre, der von christlicher Barmherzigkeit sanft gebettet und lieb-reich gepflegt in Frieden seinen Lauf beschließt. Möge die Christenheit solch Werk der Barmherzigkeit vollbringen an den armen schwarzen Australiern!

<sup>1)</sup> Unter derselben befinden sich viele Deutsche und katholische Irländer.

Samentörnern  
at mitgebracht  
anntes Stadt,  
ein und hatte  
be um dreißig  
ne Kirche zu  
Zweige der  
wäre recht zu  
würden.

Brisbane als  
Island abge-  
seinen Sitz in  
enison, unter  
heint sich aller  
te der 20000  
anstät umher-  
0000 Mela-  
Missionsunter-  
n.

um die Erde  
der Weißen  
ische Christen-  
u senden, die  
oten im stande  
rschwindenden  
nheilbaren zu  
r Unheilbare,  
egenfieht, und  
ittet und lieb-  
e Christenheit  
en schwarzen

Irländer.